Preussische Jahrbücher

Rudolf Haym, Heinrich von Treitschke, ...

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Neunundsechzigster Band.

Januar bis Juni 1892.

Berlin, 1892.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Am Tiber.

Novelle

von

Grazia Pierantoni-Mancini.

Autorisirte Uebersetzung

von

Therese Höpfner.

Nachdruck verboten.

Erstes Kapitel.

„Ihr Bild ist verkauft!" rief ihr der Graf Anselmini, der Vorsteher des Wohlthätigkeitsbazars, zu, indem er ihr entgegenging.

Margarethe neigte freundlich den Kopf und lächelte. Sie wußte recht wohl, daß ihr Bild zu den guten gehörte, wie aber hatte sie hoffen können, daß es zu allererst, gleich nach Eröffnung der Ausstellung verkauft werden würde?

„Wer hat es gekauft?" fragte sie neugierig, indem sie den Arm des wohlthätigen alten Grafen annahm, der sie durch den Saal zu führen wünschte. Dieser Saal war voll von schönen und häßlichen Sachen in

Frau Grazia Pierantoni-Mancini geb. 1843 zu Neapel, vermählt mit dem Senator Augusto Pierantoni, Professor des Internationalen Rechtes an der Sapienza in Rom, ist die älteste Tochter des berühmten Staatsmannes Pasquale Stanislao Mancini, lange Zeit Minister des Auswärtigen in Italien.

Sie trat vor etwa 17 Jahren zum ersten Male als Schriftstellerin auf mit dem Roman Dora, dem bald andere Romane und Novellen folgten, welche ihr einen ehrenvollen Platz in der modernen italienischen Literatur sicherten. — Fanny Lewald-Stahr führte die liebenswürdige Schriftstellerin in Deutschland ein, durch eine Vorrede zu deren Roman „Vom Fenster aus", welches, wie auch „Lydia" in deutscher Uebersetzung von H. Lobedan vor einigen Jahren in Stuttgart bei W. Spemann erschien.

Der vorstehende Roman „Am Tiber" fand bei seinem Erscheinen nicht nur in Italien, sondern auch im Auslande, besonders in England, ungewöhnlichen Beifall. Die „Times" knüpfte an diese feine psychologische Studie eines Frauencharacters einen recht bedeutenden, eingehenden Artikel über die gesellschaftliche Stellung der Frauen in Italien.

Anmerk. d. Uebersetzerin.

allen Größen und Farben, von nützlichen und unnützen, künstlerischen und prosaischen Gegenständen, welche dem Grafen von Leuten geschenkt worden waren, die er auf alle mögliche Weise darum gequält hatte, damit sie zum Besten eines Waisenhauses verkauft würden.

„Das ist ein Geheimniß", sagte der Graf, indem er den Arm seiner Dame drückte. „Denken Sie sich nur! Das Bild war auf dreihundert Frank abgeschätzt worden. — Ein Werk von Ihnen ist zwar unschätzbar, aber zu einem wohlthätigen Zweck konnte man nicht mehr verlangen. Eine Stunde nach Eröffnung der Ausstellung schickt mir der geheimnißvolle Käufer fünfhundert Frank mit der ausdrücklichen Bedingung, das Bild dem Ueberbringer einzuhändigen. Wie Sie sehen, ist also der Platz bereits leer!"

Margarethe lächelte nicht mehr, sondern lachte etwas gereizt. Also hatte der Käufer die Dame der Künstlerin vorgezogen, und sie, eine wahre Künstlerin, und was selten ist, frei von Koketterie, empfand unwillkürlich Unwillen gegen den unbekannten Käufer.

„Thun Sie mir einen Gefallen", flüsterte ihr der Graf zu, der eine wahre Leidenschaft für Wohlthätigkeit hatte, „thun Sie ein edles Werk! Füllen Sie schnell den leeren Platz durch ein anderes Bild aus. Hoffentlich wird der geheimnißvolle Käufer nicht wieder solche Eile haben und uns wenigstens die Zeit gönnen, es bewundern zu können. Wenn er dann aber doch noch ein Mal — —"

„Den Scherz wiederholen wollte — Bravo! auch mir kommt es wie ein schlechter Scherz vor!" — Sie biß die Zähne zusammen und konnte ihre Verstimmung nicht länger verbergen.

Der Graf sah sie verwundert an. „Vergessen Sie denn, daß es sich um ein gutes Werk handelt? Wie kann Sie derjenige beleidigt haben, der aus Güte ein Scherflein für die Waisen geschenkt hat?"

„Es ist wahr! ich bin zu stolz", gestand Margarethe und senkte von neuem das Haupt. „Ich verdiene eine Strafe. Deshalb werde ich Ihnen morgen ein anderes Bild schicken und sogar den Himmel bitten, daß der geheimnißvolle Käufer rasch seinen Scherz wiederholen möge — zum Besten der Waisenkinder. Ist's so recht? Sind Sie zufrieden? Noch nicht? Ich weiß, Sie verlangen, daß auch ich etwas kaufe, aber ich sehe wirklich nichts. — — Wer hat diesen Rosenstock geschenkt?"

„Der Fürst Zikäf, ein sehr reicher und keineswegs bescheidener Slave. Sehen Sie, er selbst hat seine Gabe auf fünfzig Frank geschätzt."

„Und ich eifere meinem unbekannten Käufer nach und zahle hundert. Ja, ich will es ihm in allem gleichthun und verlange deshalb, daß die

Pflanze sofort in meinen Wagen getragen werde. Rosen wie diese sieht man selten im Januar. Welch Duft! Wie wunderschön!"

Mit einem Seufzer gab der Graf den Befehl, den Rosenstock in den Wagen der Dame zu tragen; so sehr es ihn freute, für seine Schützlinge Geld einzunehmen, that es ihm doch leid, die mit so großer Mühe zusammengebrachten Gegenstände sich vermindern zu sehen. Dann wendete er sich zu ihr, die über die Rosen gebeugt sich an ihrem süßen Duft berauschte und mit Entzücken ihre reizende Form und zarte Farbe betrachtete, und fragte: „Kennen Sie diesen Fürsten Zikäf?" „Nein natürlich nicht, sonst hätte ich seine Blumen nicht mit solchem Eifer gekauft."

„Nun dort hinten im Saal steht er und sieht uns an. Er weiß jetzt, wer sein Geschenk gekauft hat und kann stolz darauf sein."

Margarethe sah nach der vom Grafen bezeichneten Stelle hin und senkte dann schnell das Haupt, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie erregt war. Kaum hatte sie einen Blick auf den jungen Fremden geworfen, so bereute sie es die Pflanze gekauft zu haben, um so mehr als sie plötzlich, ohne zu wissen weshalb, auf den Gedanken kam, er müsse der Käufer ihres Bildes sein. Würde er auch das zweite kaufen? Was gingen jenen Herrn ihre Angelegenheiten an? Vielleicht war es wirklich reine Wohlthätigkeit gewesen? —

Unwillkürlich wendeten sich ihre großen braunen Augen ihm wieder zu und hefteten sich auf den Fremden, als sie dann seinen ausdrucksvollen Blicken begegneten, senkten sie sich schnell etwas verwirrt, in ihrer Unschuld bestürzt darüber, daß sie sich vor dem Blick eines andern niederschlagen mußten. Denn Margarethe Terzani, in Rom unter dem Namen die schöne Genueserin bekannt, war eine ehrenwerthe Frau im vollsten Sinne des Wortes. Vor Zeiten, als sie erst sechzehn Jahre zählte, hatte ein junger Lombarde von edlem Character, der eine große Zukunft vor sich hatte, um sie geworben. Philipp Delgrano gehörte zu jenen auserwählten Seelen, welche ungewöhnlicher Zeiten, großer Umwälzungen, des Leidens bedürfen, um zu ihrer völligen Entwicklung zu gelangen, das heißt zum Heldenthum, in welcher Gestalt es auch sei. Zwölf Jahre alt entfloh er aus dem Hause seines Vormundes, um heldenmüthig vor den Mauern von Rom und Venedig zu kämpfen. Schwer verwundet wurde er von einem alten Patrioten aufgenommen, der ihn mit nach Genua brachte. In Mailand hatte er nur entfernte reiche Verwandte, die ihm vorschlugen zurückzukehren, aber reumüthig, als gehorsamer österreichischer Unterthan. Er antwortete wie ein kleiner Held, daß er lieber in der Fremde betteln würde und trat in das Geschäft eines Buchdruckers ein; in den Abendstunden und an Feier-

tagen besuchte er die seit kurzem eröffneten Schulen für Handwerker und wurde bald der Abgott seiner Lehrer und Gefährten. Als er älter ward, wurde er Schreiber bei einem der ersten Rechtsanwälte der Stadt, und während er ganze Nächte mit dem Abschreiben von Acten zubrachte, erhielt er die Erlaubniß, in den Vormittagsstunden die Universität als Student der Rechte zu besuchen. Auch der Rechtsanwalt gewann den edlen Jüngling lieb und nahm sich seiner wie eines Sohnes an. Von dreiundzwanzig Jahren bestand Philipp sein Examen aufs ehrenvollste, erhielt die silberne Medaille als Preis und wurde öffentlich belobt. An jenem Tage weinte er zum ersten Male; ohne Eltern, fern von der Heimathstadt erschien ihm diese Auszeichnung wie eine grausame Ironie des Schicksals und selbst das großmüthige Anerbieten seines Gönners, ihn fortab als Mitarbeiter in sein Bureau, eines der angesehensten in Genua, aufzunehmen, konnte seine Traurigkeit nicht bannen.

Aber Garibaldi berief seine Getreuen zusammen; Philipp gab alles auf und eilte nach Como und Varese; nach dem denkwürdigen Siege der Italiener kehrte er nur nach Genua zurück, um von seinem alten Freunde Abschied zu nehmen, denn da jetzt Mailand befreit und er garibaldinischer Oberst geworden, war er von den reichen, furchtsamen, jetzt aber reuigen Verwandten wie ein Gott aufgenommen worden. Während der kurzen Zeit, die er in Genua zubrachte, war Philipps Seele voll hoher Freude und mehr als je für zarte und dauernde Eindrücke empfänglich. Er sah Margarethe und liebte sie. Er hatte noch nie geliebt und beim ersten Anblick wurde er von ihr hingerissen, wie Romeo von Julia, welcher das junge Mädchen durch ihre Schönheit und ihr noch fast kindliches Alter glich. Ein ganzes Jahr bewahrte er das keusche Bild in seinem Herzen und gelobte sich, diese oder keine sollte seine Gattin werden; er widmete sich deshalb eifrig der Arbeit und bei seiner Begabung kam er in Mailand als Anwalt rasch vorwärts. Unterdessen war ihm ein alter Onkel gestorben und hatte ihm ein ansehnliches Erbe hinterlassen; dadurch ermuthigt, entschloß er sich endlich, nach Genua zurückzukehren und um die Hand des jungen Mädchens anzuhalten, mit dem er noch nie gesprochen und das er dennoch nicht einen Augenblick hatte vergessen können. Heutzutage wäre ein junger Mann wie Philipp ein Anachronismus. Man würde ihn einen Ritter von der Tafelrunde nennen oder vielmehr einen Thoren, der nichts vom wirklichen Leben weiß und dazu geboren ist von Schurken zum Besten gehalten und von den Frauen verspottet zu werden. Aber im Jahre 1860 war ein solcher Character noch möglich; der alte Rechtsanwalt wenigstens, der Beschützer Philipps in den Tagen der Noth, lachte nie-

mals über ihn und redete ihm nicht von seiner romantischen Liebe ab, er führte vielmehr die Bekanntschaft der beiden jungen Leute in seinem eigenen Hause herbei.

Margarethe war die einzige Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, der sich vom Geschäft zurückgezogen hatte; kaum sechszehn Jahre alt sah sie wie zwanzig aus, weil sie körperlich entwickelt und sehr verständig war. Philipp gefiel ihr von Anfang an; sie sprachen lange mit einander, und als sie sich am ersten Abend trennten, dachte sie an ihn, und er war mehr als je in sie verliebt. Tags darauf begab sich der Rechtsanwalt ohne Zeit zu verlieren zu Margarethens Eltern um für seinen jungen Freund um die Hand ihrer Tochter anzuhalten; er erzählte von dessen heldenmüthiger Jugend, von seinen ernsten Studien, seiner gegenwärtigen vorzüglichen Stellung und seinen glänzenden Aussichten. Die guten Alten und Margarethe selbst sagten nicht nein, aber von dem plötzlichen Antrag überrascht, baten sie um Bedenkzeit. Das Mädchen war von starkem, ja stolzem Character; sie gefiel sich in dem Gedanken, lange mit Geduld und Treue geliebt zu werden, ehe sie ihr Herz hingäbe, und obwohl ihr Philipp gefallen hatte, fühlte sie sich fast verletzt, daß er bei andern um sie werben ließ. Sie war mit ihren sechszehn Jahren weniger naiv als Philipp, der sie schon seit einem Jahre glühend liebte, so wie es jetzt nicht mehr zu geschehen pflegt. Als er hörte, daß er mindestens zwei Jahre warten sollte, ehe er seinen Antrag erneuern dürfe, und daß es während dieser Zeit auf ihn ankäme, Margarethens Liebe zu gewinnen, war er aufs tiefste niedergeschlagen und entmuthigt. Die Wirklichkeit entsprach nicht seinem Traum. Wie sollte er es machen, daß er verstanden und anerkannt würde? Ach! er hatte sie in einem Augenblick geliebt und sie brauchte so lange Zeit!

Stürmische Zeiten kamen für Italien, das sich allmälig zur Einheit durchrang. Eines Abends verbreitete sich in Genua die Nachricht, daß eine Schaar tapfrer Jünglinge unter der Anführung Garibaldis abgefahren wäre, um eine Landung in Sizilien zu versuchen, und bald erfuhr Margaretha, daß unter ihnen auch Philipp wäre. Am Tage zuvor noch ein Kind, fühlte sie sich ein Weib, als sie hörte, auf welche Weise der junge Held sich wollte kennen lernen lassen. Die Liebe flammte mächtig in ihrem Herzen auf, aber von dem Augenblick an ahnte ihr Unheil; Margarethe weinte. Einen Monat darauf starb Philipp den Heldentod bei Calatafimi. Die fröhliche lachende Jugend Margarethens war für immer getrübt; sie liebte den Todten mit der Treue einer trostlosen Wittwe, und Gewissensbisse machten ihren Schmerz

noch herber, denn, dachte sie, wäre ich nicht so stolz gewesen, hätte ich gleich der Stimme des Herzens Gehör gegeben, so hätte er vielleicht nicht sein junges Leben auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, sondern geglaubt, seiner Pflicht durch das, was er schon zu seiner Befreiung gethan, genügt zu haben. Margarethe wünschte alle Einzelheiten aus dem Leben des Helden zu erfahren, der so innig gewünscht hatte sie die Seine zu nennen; sie besuchte deshalb häufig den alten Rechtsanwalt, Philipps Gönner, der eben so sehr geneigt war, von ihm zu erzählen, wie sie von ihm zu hören, und der so unbewußt diese hoffnungslose Liebe wach erhielt. Die Eltern des jungen Mädchens waren ganz trostlos, sie hatten ja nur diese einzige Tochter und mußten nun zusehen, wie sie ihre Tage in einsamer Trauer hinbrachte, ohne im Stande zu sein, sie glücklich zu machen. Vergebens suchten die besten jungen Leute der Stadt mit ihr bekannt zu werden, in der Hoffnung, daß es ihnen gelingen könnte ihre Sympathie oder ihre Liebe zu erringen; immer zerstreut, von einem einzigen Gedanken erfüllt, sah sie sie kaum an. Gegen alle Gesellschaft fühlte sie Widerwillen und blieb lieber zu Hause, um zu lesen und zu zeichnen; wenn sie ihre Eltern aus Gefälligkeit begleitete, so ging sie unter den Leuten gesenkten Hauptes einher, als ob sie zwar mit dem Körper, nicht aber mit der Seele anwesend wäre.

So vergingen zehn Jahre, die dem jungen Mädchen ein ganzes Leben dünkten; sie hatte von der Jugend und der Hoffnung auf eine glückliche Liebe Abschied genommen, als andere Mädchen ihres Alters noch mit der Puppe spielten. Es würde ein seltsam psychologisches Studium gewesen sein, nachzuforschen wie diese posthume Liebe mit der körperlichen und geistigen Entwicklung des Weibes von Tage zu Tage zunahm, es schien, als ob die Kenntniß der Welt sie nur besser verstehen lehrte, was sie verloren hatte; es war eine fortdauernde Klage, ein beständiges Vergleichen ihres durch den Tod und die Zeit idealisirten Helden mit allen Lebenden, ein schmerzliches Träumen von dem, was ihr Leben an Philipps Seite gewesen wäre. Aber weil es keinen Schmerz giebt, der nicht in der Zeit das einzige Heilmittel findet, so wurde auch Margarethens Schwermuth allmählich minder düster; sie hatte nicht vergessen, war aber heiterer geworden und von sechsundzwanzig Jahren ließ sie sich bewegen, ihre Hand dem Ingenieur Fulvius Terzani zur Ehe zu reichen.

Das junge Mädchen stand damals in der vollen Kraft und Blüthe zarter Schönheit. Sie hatte viel gelesen und gelernt und ihr Talent zum Malen war nicht das einer gewöhnlichen Dilettantin; sie sprach

wenig und gut, mit klugem Lächeln, ohne Koketterie, gab ein klares Urtheil ab, über das, was sie wußte, ohne von andern Böses zu sprechen, ohne Eitelkeit oder Anmaßung. Sie hatte wenige aber zuverlässige Freunde und keine Freundin, obwohl keine gegen ihre Altersgenossen liebenswürdiger, gegen die Gefallenen barmherziger, gegen die Alten ehrerbietiger sein konnte. Aber es fehlte ihr etwas an der Lebhaftigkeit, welche die Zuneigung des eigenen Geschlechtes gewinnt. Aus demselben Grunde hatte ihr auch Niemand je in dem rechten Sinne des Wortes den Hof gemacht, denn es war in der That nicht leicht, Margarethen solche honigsüßen Redensarten zuzuflüstern, wie man sie allen andern sagt. Wie sollte man ihr ein abgedroschenes Compliment zuraunen, während sie mit den großen sinnenden Augen um sich schaute? Auch der Ingenieur war nicht kühner gewesen als die andern. Einige Jahre zuvor hatte er sich bei Margarethens Eltern einführen lassen und war dann allmälig ihr Hausfreund geworden. Nicht reich, aber wohlhabend, ohne Familienbande hatte er sich vorgenommen, sich zu verheirathen; aber er war von schwachem Character und gehörte zu denen, die nicht wissen, wie sie um ein Mädchen werben sollen. Jeden Abend spielte er ein Partiechen mit den Alten, las dann der Mutter die piemontesische Zeitung vor, machte allerhand Besorgungen für die Tochter, begleitete die Familie mitunter ins Theater und speiste an den Festtagen bei ihnen, als wäre er ein naher Verwandter. Wenn seine Berufsgeschäfte ihn aus der Stadt abriefen, und das kam oft vor, denn er hatte einen guten Namen, so entstand in Margarethens Familienkreise eine Lücke, nicht als ob er viel gesprochen hätte oder besonders munter gewesen wäre, sondern weil in ihrer Vereinsamung den Alten sowohl wie Margarethen seine täglichen Besuche zur Gewohnheit geworden waren, ja Margarethe pflegte sich sogar laut über Fulvius häufiges Ausbleiben zu beklagen, weil sie recht gut wußte, daß sie damit ihren Eltern einen Gefallen thäte. Diese sahen sich dann verstohlen an, nickten sich lächelnd zu oder wenn sie nahe bei einander saßen, stießen sie sich auch wohl leise mit dem Elbogen oder mit dem Fuße an. Die Armen hatten jetzt nur noch einen einzigen Gedanken: vor ihrem Tode Margarethe verheirathet zu sehen. Und wo konnten sie einen verständigeren, zuverlässigeren und rechtschaffeneren Mann finden als Terzani? Der Ingenieur war fünfunddreißig Jahr alt, aber kahlköpfig und dick, und er würde noch älter ausgesehen haben, hätte er nicht ein so rundes rosiges, beinahe kindliches Gesicht mit hellblauen Porzellanaugen und halboffenem Munde gehabt, den kaum ein blonder Flaum beschattete. Anfangs lachte Margarethe im Stillen über den dicken Cherub und

hatte auch versucht sich mit ihrer Mutter über ihn lustig zu machen, diese aber hatte ihr Schweigen geboten und im Gegentheil behauptet, daß er ein vollkommener Mensch wäre, gesund, mit einem Ausdruck von Güte, wie man das selten bei Männern fände, die eigentlich alle herrschsüchtig und anmaßend wären, namentlich heutzutage.

Mit der Zeit hatte das junge Mädchen nicht mehr gelacht, sondern gern der Mutter beigestimmt, wenn diese dem Ingenieur ein Loblied sang; nein, die Mama irrte sich nicht, das Lächeln von Fulvius war nicht einfältig, seine Augen spiegelten eine redliche wenn auch nicht gerade muthige Seele wieder, und wenn er auch keiner starken Leidenschaft fähig war, wenn er auch nie heldenmüthig gehandelt hatte, so hatte er doch gewiß nie eine unredliche Handlung begangen. Alle sprachen gut von ihm, und er hegte für Margarethe und die Ihren eine Verehrung, die jede Probe bestanden hätte. Wie alle edeln Seelen, die sich vorwerfen zuerst vorschnell geurtheilt zu haben, verfiel sie in den entgegengesetzten Fehler und redete sich endlich ein, Fulvius wäre ein unverstandenes Genie. Als sie erst so weit war, und die Eltern sie eines Tags mit Thränen in den Augen baten, einen Gatten zu erwählen, ließ sie sich das Wort entschlüpfen, wenn der Ingenieur Terzani um sie anhalten sollte, würde sie nicht nein sagen. Der Vater war bestürzt, denn der Ingenieur gehörte nicht zu denen, welche bei ihm um seine Tochter geworben hatten, aber die gute Mutter war außer sich vor Freude und ihrer diplomatischen Künste sicher, ging sie sofort ans Werk. Daß der Ingenieur glücklich sein würde, wenn er Margarethen heirathen könnte, das wußten alle, allein wer weiß, wie lange er noch mit dem Alten Karten gespielt und Zeitungen gelesen haben würde, ohne mehr zu begehren, wenn eines schönen Tages Margarethens Mutter ihm nicht folgende Rede gehalten hätte:

„Lieber Herr Fulvius, ich muß Ihnen etwas Unangenehmes sagen, aber es geht nicht anders. Es handelt sich um meine Verantwortlichkeit als Mutter — Sie — kommen zu oft zu uns."

„Was heißt das?" stammelte der Ingenieur.

„Das heißt, daß ich eine heirathsfähige Tochter habe, mein Lieber, und daß die Leute darüber reden. Sie wissen es besser als ich, wie schlecht die Leute im Grunde sind, so sehr geneigt die Nase in andere Angelegenheiten zu stecken! Was, sagen alle, der Ingenieur geht seit vier Jahren in jenem Hause aus und ein, er ist der Einzige — und das ist übrigens keine Lüge — der Einzige, der da auf so vertrautem Fuße steht, also muß er der Verlobte des Fräuleins sein — und darum ziehen sich alle andern Bewerber zurück, und —"

„Daran hatte ich nie gedacht! Es thut mir wirklich leid, schrecklich leid, verehrte Frau!“ Und der arme Ingenieur, roth bis über die Ohren, verzog den Mund wie ein Kind, das weinen möchte.

„Das Schlimmste bei der Sache ist, lieber Freund, daß ich Sie schon früher hätte bitten sollen, nicht so oft zu kommen. Jetzt werden alle glauben, daß Sie mit Margarethen gebrochen haben, wer weiß, aus welchem Grunde, und“

„Aber ich habe nichts abgebrochen! Hätte ich glauben können, daß Margarethe — hätte ich zu hoffen gewagt —“

„Lieber Herr Ingenieur, mein Mann und ich haben jetzt nur noch eine Hoffnung: Margarethen gut verheirathet zu sehen, ehe wir sterben und darum —“

„Und darum, verehrte Frau, wenn ich so kühn gewesen wäre, um ihre Hand zu bitten, hätte ich hoffen dürfen?“

„Um ihre Hand zu bitten? Für wen? Für Sie! Aber sehen Sie, daran hätte ich ja nie gedacht! Sagen Sie das wirklich im Ernst? Ei, weshalb nicht? Wir wollen sehen, ich könnte mit meiner Tochter, mit meinem Manne darüber sprechen. — Nie hätte ich mir gedacht, daß Sie — Ja, ja, wem soll man noch trauen? Und seit wann sind Sie denn in Margarethe verliebt?“

„Vom ersten Tage an, da ich Sie gesehen habe,“ stammelte der Ingenieur glühend roth mit leiser Stimme.

„Also seit vier Jahren! Warum haben Sie mir das nicht früher anvertraut?“

„Ich habe es nie gewagt. Margarethe ist so — nun, ich weiß nicht, was ich sagen soll, so — kurz, ich fürchtete, daß sie überhaupt nicht heirathen wollte und —“

„Und ohne, daß ich davon angefangen hätte, würden Sie sie auf diese Art bis zum jüngsten Tage geliebt haben. Wenn man sagt, daß die Männer unternehmend sind, so trifft Sie das nicht, lieber Freund.“

Fulvius lächelte gutmüthig und küßte seiner zukünftigen Schwiegermutter die Hand, dann sagte er, wie von neuen Zweifeln erfaßt:

„Aber wenn Margarethe mich nicht will, wenn es von Ihnen nur eine mütterliche Einbildung wäre?“

„Sie Zweifler! Sie wird Sie schon wollen, wenn Sie auf die rechte Art um sie anhalten.“

„Ich um sie anhalten? Könnten Sie ihr nicht sagen, welches meine Absichten sind? Ich würde es niemals wagen, nein wirklich, nie würde ich es wagen!“

Nun war das Lachen an der Alten. „Nun, ich habe wirklich schon

zu viel für Sie gethan.“ Und für sich setzte sie hinzu: „Was für gute Diplomaten sind doch die Mütter.“

Am folgenden Tage nahm Margarethe ihre Arbeit und setzte sich allein unter die Blumen auf der Terrasse, um Fulvius Gelegenheit zu seinem Antrag zu geben. Er kam auch, zur üblichen Stunde, sorgfältiger als sonst gekleidet, in schwarzem Anzug mit hellen Handschuhen. Seine Wangen hatten nicht die gewöhnliche Farbe, und die blassen Lippen gaben ihm das Ansehen eines Kranken, aber nicht die Leidenschaft entstellte ihn so, sondern vielmehr die Furcht.

Er näherte sich Margarethen und begrüßte sie wie gewöhnlich, dann setzte er sich rittlings auf einen Schemel und fing mit den Fingerknöcheln auf dem eisernen Geländer zu trommeln an.

Von Zeit zu Zeit erhob das junge Mädchen die Augen von ihrer Arbeit und sah ihn verstohlen ganz verwundert an, ein schelmisches Lächeln spielte um ihre Lippen. Aber je länger das Schweigen dauerte, desto bleicher wurde das Gesicht des Ingenieurs, desto schneller der Tact der Trommelschläge, welche die armen Finger auf dem Eisengeländer ausführten. Es kamen andere Besuche und für diesen Tag war der Ingenieur gerettet, er trocknete sich die Stirne, bekam die Farbe und auch die Sprache wieder.

Am Abend fragte die Mutter Margarethen: „Hat er gesprochen?“

„Noch nicht, Mama,“ erwiderte die Tochter ohne Befangenheit, aber mit einem schelmischen Lächeln, welches zu sagen schien: er wird nicht eher sprechen, als bis ich es will. Am Tage darauf und an den folgenden wiederholte sich dieselbe Scene mit geringen Abweichungen.

„Ermuthige ihn!“ sagte die Mutter ganz verzagt. „Mache ihm Muth, sonst wird er nie das Herz dazu haben. Er ist so schüchtern, und wer weiß, wie Du ihn ansehen magst! Da Du Dich einmal entschlossen hast, hilf ihm auf den Weg! Sonst vergehen noch vier Jahre und es kommt zu nichts. Der gute Mensch!“

„Morgen werde ich zuerst sprechen“, sagte Margarethe plötzlich ernst werdend.

Die Mutter faltete die Hände, als zweifelte sie etwas an der Schicklichkeit eines solchen Schrittes, sagte aber weder ja noch nein. Margarethe war zu verständig, um etwas Unschickliches zu thun.

Der nächste Tag war ein Sonntag, an dem der Ingenieur zu Tische zu kommen pflegte. Es war heiß und die Blumen auf der Terrasse dufteten um die Wette; das junge Mädchen saß mitten unter ihnen und malte an einem schönen Maßliebchenstrauß. Als Fulvius kam, hörte sie auf zu malen, löste eine Blume aus dem Strauß und fing an ihre

Blätter auszuzupfen. Der Einfall war nicht neu, brachte aber Fulvius doch nicht dazu zu sagen: „Wonach fragen Sie diese Blumen?“ Der Ingenieur, welcher schon die Hand zum Gruße ausgestreckt hatte, blieb wie angewurzelt vor ihr stehen und sah sie an ohne ein Wort zu sprechen. Sie ermuthigte ihn durch ein Lächeln, dann entschlossen, der Sache endlich ein Ende zu machen, sagte sie leise: „Diese Blume sagt, daß Sie mich ein wenig lieben —“

„Ach nein! so sehr! so sehr! Ach wenn Sie mir Ihre Hand schenken wollten —“

Margarethe reichte sie ihm noch immer mit einem Lächeln auf den Lippen und Thränen in den Augen. So verlobten sie sich ohne Begeisterung, sie in dem Glauben eine Pflicht gegen ihre alten Eltern zu erfüllen, deren Freude unbeschreiblich war, er durch den Willen Andrer zu diesem Schritte getrieben, mit dem Wunsche, sich eine Familie zu gründen, aus der ihm lieb gewordenen Gewohnheit alle Tage das holde Mädchen zu sehen, welche er unbewußt für Liebe hielt. Margarethe hatte ihm mehr als ein Mal von Philipp erzählt und auch als Frau nahm sie das Bild des Verstorbenen nicht aus ihrem Zimmer, noch die trocknen Blumen, welche sie auf dem Schlachtfelde von Calatafimi hatte pflücken lassen, vom Kopfende ihres Bettes fort. In ihrem Herzen sah sie sich wie eine Wittwe an, und wo stehet geschrieben, daß eine Wittwe, wenn sie wieder heirathet, nicht mehr an den armen Heimgegangenen denken darf? So wenigstens entschuldigte sie sich in ihren eigenen Augen und das mit um so größerer Aufrichtigkeit, als der gute Fulvius in der Gegenwart durchaus nicht an Eifersucht litt, viel weniger noch im Rückblick auf die Vergangenheit.

Man hätte glauben können, Margarethens gute Eltern warteten nur darauf, sie verheirathet zu sehen, um von der Welt Abschied zu nehmen. In der That sagten sie noch in demselben Jahre bald nach einander der Tochter das letzte Lebewohl. Wie sehr litt die Arme! Nur eine einzige Tochter, die seit Jahren all ihr Sorgen und Denken auf die geliebten Eltern concentrirt hat, kann sich einen annähernden Begriff von ihrem Schmerz machen, und in jenen Tagen vergaß sie nicht nur, daß sie nicht mehr allein war, daß sie ein Herz hatte, an dem sie weinen konnte, einen Arm, der bereit war, sie in dieser schweren Prüfung zu stützen, sondern sie ging ihrem Manne aus dem Wege und beklagte sich beinahe darüber, daß sie sich nicht ganz und gar ihrem Schmerze überlassen konnte.

Nachdem der Ingenieur Fulvius alle in seiner Macht stehenden Mittel versucht hatte, um diesen verzweifelten Schmerz seiner Frau zu

stillen, ward er es endlich überdrüssig, er fing an, sich zurückzuhalten und in seinem Winkel abzuwarten, bis die Zeit ihr Werk gethan hätte. Und er handelte wie ein verständiger Mann, wenn auch nicht wie ein Verliebter, denn nach dem unabänderlichen Naturgesetz hörte Margarethe endlich auf zu weinen und nahm ihre Beschäftigungen wieder auf. Anfangs hielt ihr starkes Pflichtgefühl sie aufrecht. Sollte sie es zulassen, daß andere durch ihre Schuld litten?

Während sie sich zügellos ihrem Schmerz überlassen, ging im Hause alles drunter und drüber; es herrschte keine Ordnung mehr, keine Wirthschaftlichkeit, kein Wohlbehagen noch Eleganz. Wie alle Frauen, die keine Kinder um sich haben, liebte Margarethe Blumen und Thiere und sorgte gern selbst für sie. Nach einem Monat waren ihre Vögel gestorben, das Hündchen war krank und die Blumen im Wohnzimmer und auf der Terrasse verwelkten. Und sogar Fulvius, der bis dahin still ergeben gewesen war, fing an sich zu beklagen, weil ihm die gewohnte Sorge fehlte, mit der seine Frau ihn zu umgeben pflegte, von der verständigen Anordnung der Mahlzeiten, worauf er als Feinschmecker großen Werth legte, bis zur Instandhaltung seiner Bücher und Kleider. Allmälig entwickelte sich in ihm der natürliche Egoismus des gereiften Mannes und jenes Auftreten als Hausherr, welches auch die Schüchternsten, durch Gesetze und Gebräuche unterstützt, anzunehmen wissen.

Die an genaue Ueberwachung gewöhnten Dienstboten wurden nachlässig, und als Margarethe sie wieder in Ordnung bringen wollte, ging sie in sich, denn sie sah ein, daß sie zuerst ihren Posten verlassen hatte. Wie alle Frauen von starkem Gefühl verfiel sie nun in den entgegengesetzten Fehler, war vom Morgen bis zum Abend rastlos thätig und versagte sich unbarmherzig, den schwermüthigen Trost sich in Ruhe auszuweinen. Hierbei kam ihr ein von ihrem Manne gefaßter Entschluß zu Hilfe. Er war zum Direktor einer großen Fabrik ernannt worden, und es paßte ihm, von Genua fort nach Rom zu ziehen, welches seit kurzem die Hauptstadt von Italien geworden war.

Für den guten Fulvius war die ganze Welt eine Heimath, nicht für Margarethe, welcher der Gedanke höchst schmerzlich war, die schöne Stadt, wo sie geboren, den Meeresstrand, das Grab ihrer Lieben und das alte Haus zu verlassen. Sie gehörte zu den Seelen, die auch an leblosen Dingen hängen und nichts so sehr scheuen als eine Veränderung, wäre es auch zum Bessern. Aber ihr Mann hatte allzu sehr unter ihrer Schwermuth gelitten; darum wollte sie sich jetzt stark zeigen, ja froh ihm nach Rom zu folgen, wollte ihm Muth

machen und ihm bei diesem entscheidenden Schritt im Leben beistehen. In diesem Vorsatz wurde Margarethe auch durch ihre Liebe zur Kunst unterstützt.

Wer ist mit Schönheitssinn begabt und wünscht nicht Rom zu sehen? Es sehen, nun ja, aber immer dort bleiben! Unter Unbekannten, unter Leuten aus allen Ländern, in einem Augenblick sozialer Umwälzung, in einem andern, wie es heißt, ungesunden Klima, in völliger Vereinsamung, denn die Fabrik würde ihren Mann viele Stunden, ja manchmal wochenlang vom Hause fern gehalten haben. Von solchen Gedanken bewegt, nahm Margarethe an einem regnerischen Novembertage von so vielen theuern Erinnerungen Abschied und stieg bleich, die Thränen unterdrückend, mit ihrem Manne in den Wagen.

„Wir werden jedes Jahr nach Genua kommen", sagte Fulvius, der sich vor Freude nicht zu lassen wußte; „wir werden zur Zeit der Weinlese herkommen, um uns unsern Wein zu holen und unsere Oliven zu ernten. Was für ein Einfall, die Hauptstadt so weit hin zu verlegen! War man in Florenz nicht besser daran! Nicht ruhiger und sicherer? Nein, da muß man durchaus in dieses Priesternest eindringen, sich mit den andern Mächten herumzanken. — Und dann die theuren Lebensmittel, und das Fieber, und die Wohnung! Aber sei vergnügt, Margarethe, denn bald werden wir haben, was das Leben überall angenehm macht, viel, viel Geld!"

Und damit fing er an, ihr den Betrieb der Fabrik zu erklären, die er leiten sollte, den Gewinn, welchen er davon erwartete, die Anlagen, welche er entworfen hatte.

Sie hörte ihm kaum zu, ihre Gedanken weilten bei den frischen Gräbern, die sie zurückgelassen, bei der großen Leere in ihrer Seele, welche nichts mehr ausfüllen konnte, bei all den unsichtbaren Fäden, die sie an die Vergangenheit knüpften und die nun plötzlich zerrissen wurden. Sie wäre gern einige Tage in Florenz geblieben, aber Fulvius hatte Eile und so konnte sie nur eben flüchtig die Piazza besuchen, um den Glockenthurm des Giotto und die schöne Taufkirche, die Loggien des Orcagna und die Statuen zu betrachten, — mit ihrem Mann zur Seite, der ihre Aufmerksamkeit von diesen Meisterwerken abzulenken suchte, um ihr zu sagen, wie Florenz verödet sei, wie es mit dem Leben der Stadt ein Ende habe, wie der Handel darniederläge und hundert andere Dinge, die ihr völlig gleichgültig waren. Dennoch machte dieser flüchtige Gang durch die anmuthigste aller Städte Italiens einen tiefen Eindruck auf sie und war eine Art von Vorbereitung auf die eingehenden Besuche der Kunstdenkmäler des alten Roms, die sie sich vorgesetzt hatte.

Sie verstand in jener Stunde, wie sehr sie die Kunst liebte und hoffte ihr allein leben zu können.

Beim ersten Anblick machte ihr Rom einen traurigen Eindruck; aber nicht durch jene erhabene Traurigkeit, von der sie beim Lesen der Beschreibungen von so manchen Schriftstellern geträumt hatte, sondern durch die Vermengung des Antiken und Modernen, die dem Künstlerauge widerwärtig ist. Die geschmacklosen Gebäude, welche die alten Trümmer umgeben, waren in ihren Augen ein Mißklang in Form und Farbe; dann erschien es ihr unglaublich, daß Rom nach so langen Jahrhunderten zu einem lärmenden und sorglosen gesellschaftlichen Leben wie zur Zeit der Kaiser, erwacht wäre, und wie mit einem Zauberschlage die alten Laster und Vorzüge, kaum durch die moderne Kultur etwas modifizirt, wiedergefunden hätte. Margarethe war eine vornehme Natur, zur Beobachtung geneigt, sie wollte alles sehen und die Ursachen des Wahrgenommenen ergründen; sie dachte über die Vergänglichkeit menschlicher Größe und zugleich über die Beständigkeit der Sitten und Gebräuche im Volke nach.

Nachdem sie einige Tage im Gasthause zugebracht hatten, bezogen die Terzanis den zweiten Stock eines herrschaftlichen Palastes in der Via Leccosa, unweit der Ripetta, dessen eine Seite sich senkrecht über dem Fluß erhebt, was ihm das Aussehen einer Festung giebt. Am Meere geboren und aufgewachsen, fand sie den Anblick des Wassers anziehend, und denjenigen, welche vor der Nähe des Flusses warnten, antwortete sie mit einem trasteverinischen Sprüchwort: ‚Entweder am Tiber oder fern vom Tiber!' (O sul Tevere o lungi dal Tevere.)

Es läßt sich nicht sagen, mit welcher Sorgfalt und mit wie viel Geschmack Margarethe ihr Nest einrichtete; von den beiden Zimmern nach dem Flusse zu, nahm sie eins zum Atelier, das andere zum Schlafzimmer, und als ihr Mann diese Einrichtung und die Wahl des Hauses im allgemeinen tadelte, denn die Verschiedenheit ihres Geschmacks trat immer mehr hervor, versetzte sie lachend: „Ich habe dieses Haus ausgesucht, also laß mich! wenn Fiebergefahr vorhanden ist, werde ich allein davon ergriffen werden."

In der That aber hatte sie keine Furcht und war glücklich über die Wohnung, welche jeden wahren Künstler begeistern mußte. Die Wasser des Flusses bespülten den Palast und erschienen zu jeder Stunde anders an Farbe, Bewegung und Höhe. Und welch eine Aussicht ringsum! Auf der einen Seite die Häuser der Ripetta (Uferstraße) und davor die Engelsburg mit ihren harmonischen Linien und ihrer warmen bräunlichen Farbe, und weiter im Hintergrunde die herrliche

Peterskuppel, sich einsam klar von dem Blau des Himmels und dem Grün der umliegenden Wiesen abhebend; dann der Monte Mario und die Albanerberge als äußerste Grenze der öden Ebene, über welche langsam die Heerden mit ihrem Hirten ziehen. In jenen Tagen standen noch nicht die abscheulichen Häuser da, welche jetzt die Prati di Castello (Felder an der Engelsburg) entstellen, und wenn Margarethe auf ihrem kleinen Balcon saß, von den westlichen Strahlen der Wintersonne beschienen, so konnte sie vergessen, daß sie in einer großen volkreichen Stadt lebte. Von ihren Betrachtungen zogen sie nur die Lieder der Bootsleute oder der muntern Gesellschaften ab, welche an Festtagen an den Ufern des heimathlichen Flusses fröhlich schmausten, unbewußt den alten Traditionen folgend, oder der traurige Wiederhall einer Tragödie, die elend in den trüben Gewässern ihren Abschluß fand, welche das Opfer der Erde ungern aber getreulich zurückgaben.

In diesem ersten Jahre in Rom waren Margarethens Beschäftigungen künstlerischer Natur, ihre Stimmung eine ruhelose, sie brachte ganze Tage in ihrem Atelier zu, das sie mit alten Möbeln und phantastischen Stoffen, sowie mit duftenden Blumen geschmückt hatte und in das die helle Sonne schien. Dort vor der Staffelei, die Palette in der Hand merkte sie nicht wie langsam die Stunden dahinschlichen und öffnete ihre Seele neuen Gedanken, neuen Hoffnungen. In ihrem dunkelblauen Zimmer von jungfräulichem Gepräge, mit den schönen Copien raffaelischer Meisterwerke von ihrer Hand, vor den beiden sprechend ähnlichen Bildern ihrer verstorbenen Eltern, ebenfalls von ihr gemalt, baute sie Abends mit offenen Augen die ersten Luftschlösser in ihrem Leben oder überdachte die am Morgen mit ihrem Mann gemachten Ausflüge. Diese wurden allmälig recht häufig. Bei ihren langen Besuchen der Museen, auf den weltberühmten Trümmerstätten, in den Tempeln, auf den monumentalen Plätzen ließ sie den unbefangenen Ausbrüchen ihrer durch kein vorgefaßtes Urtheil oder Schulregeln beirrten Begeisterung freien Lauf, und Fulvio sah mit Freuden, daß sie ihre angeborene Lebhaftigkeit wiederbekam.

Für Margarethe war die Ankunft in Rom wie der Eintritt in ein neues Leben. Nach vierjähriger Ehe befand sie sich zum ersten Male ganz und gar unter dem alleinigen Schutz ihres Mannes. In Genua hatte sie immer in ihrem elterlichen Hause gelebt, zuerst mit den Eltern zusammen, dann inmitten der vertrauten Umgebung, wo alles an die Verstorbenen erinnerte, nicht weit von ihren Gräbern, von alten Dienstboten, die sie seit ihrer Geburt kannten, und von vertrauten Freunden umgeben, welche wußten, was für einen Schatz

sie an ihr hatten, endlich von Armen, welche ihre wohlthätige Hand segneten.

Hier in Rom kannte sie Niemanden und wünschte keine Bekanntschaften anzuknüpfen, sondern war zufrieden, sich mit ruhiger Zuneigung auf den Arm des Gatten stützen zu können; die Bewegung stärkte ihre durch den tiefen Schmerz etwas geschwächte Gesundheit und beim Anblick so vieler neuer Herrlichkeiten erwachte ihre jugendliche Lebendigkeit. Während der ersten Zeit war in der neuen Wohnung ihr Mann immer bei ihr, denn er hatte noch nicht sein Geschäftslokal bezogen, und es machte ihr Freude ihm all ihre mannigfachen Eindrücke mitzutheilen, ihm schöne Stellen aus der Geschichte Roms von Gregorovius vorzulesen, welche ihrem Geiste einen neuen und unbegrenzten Horizont erschloß und ihr das Angeschaute und Empfundene besser verstehen half, oder auch ihren Mann nach seiner Ansicht über die Architectur des alten und des neuen Rom zu fragen. Wenn er so im Zug gebracht wurde, zog sich der Ingenieur ganz gut heraus, abgesehen von einigen technischen Ausdrücken, welche für das Ohr der Künstlerin Mißtöne waren und einiger etwas gewagten Urtheile über gewisse Trümmer, die er gern entfernt hätte um die Straßen zu verbreitern, die aber in den Augen seiner Frau heilige Reliquien waren. Im Uebrigen verstanden sie sich in jenen Tagen viel besser als gewöhnlich, so daß in Margarethens zarter Seele der Argwohn auftauchte, daß sie ihren Mann nicht nach Verdienst geschätzt, da sie ihm nicht nur keine Liebe, sondern nicht einmal ihre volle Freundschaft geschenkt hatte.

Ach, einen wie großen Theil ihres Seelenlebens hatte sie vor ihm verborgen, nicht in der Absicht ihn zu täuschen, sondern aus der unwillkürlichen Zurückhaltung, welche fürchtet nicht verstanden zu werden. Ja, ganz in das Gedächtniß ihrer idealen Liebe für einen Todten versunken, war sie gegen den Mann, welchen sie zum Lebensgefährten erkoren hatte, ungerecht gewesen, aber sie mußte das Unrecht gut machen, das Leben mit andern Vorsätzen, unter neuen Verhältnissen neu beginnen. In Fulvius' ruhigen Zügen glaubte die gefühlvolle Frau jetzt alles Mögliche zu lesen; ein edles Herz, das schweigend litt, eine zarte Liebe, welche sich nicht kundzugeben wagte, eine schlummernde Leidenschaft, die ihre Gluth verbarg, Wünsche, die zurückgehalten wurden, um nicht zurückgestoßen zu werden. Und als sie das neue Haus einrichtete, hängte sie über ihrem Bette nicht mehr die trocknen Blumen aus Calatafimi und das Bild des jungen Helden auf; sie ließ beides nebst andern wehmüthigen Andenken an ihre erste und einzige Liebe in einem Fache verwahrt liegen. Mit ihrer Ankunft in Rom hatte sie eine neue Aera

begonnen. Ihr Körper, der zu voller Ueppigkeit physischer Entwicklung gelangt war, schien zu sagen: Fahrwohl, unfruchtbare Jugend, fahrwohl, blasse Poesie der Erinnerung; ich bin jetzt das Weib in seiner Vollkraft, ich liebe und will geliebt werden, wie es meine Pflicht und mein Recht ist.

Ach, wenn Fulvius eine Veränderung in seiner Frau bemerkte, so fand er sie schlimm, denn sie nahm ihr wieder die heitere Ruhe, welche er vor dem Tode ihrer Eltern immer an ihr gesehen hatte. Es schien ihm bald, als ob das Haus mit minder fester Hand geleitet würde. Wie viel Geld wurde auf all die Sächelchen verschwendet, die auf den Möbeln nur im Wege standen! Und die Dienstboten? Ganz schlecht, habgierig. Und dann der Koch? Ach, sie hatten ihn schon so oft gewechselt, daß Magen und Börse es empfanden. Wenn die Frau sich etwas mehr darum bekümmern und bisweilen vom Olymp in die Küche heruntersteigen möchte! Statt dessen kam sie ihm manchmal vergnügt, manchmal traurig, an einem Tage voll Lebendigkeit, dann wieder matt, in einer Woche Bewegung und Zerstreuung, in der andern Einsamkeit und Stille begehrend, wie eine ihm Unbekannte vor, die von Hysterie befallen worden; dieses Treiben störte ihm das Gleichgewicht der Nerven, die Ruhe des Characters. Seine großen hellblauen Porzellanaugen senkten sich rasch, wie beschämt, nachdem sie das bleiche Gesicht der Gattin angestarrt hatten.

Jetzt war er nicht mehr der unterwürfige schüchterne Fulvius von ehedem, sondern schalt sie mit Bitterkeit, oder tadelte sie, als wäre sie ein launisches und eigensinniges Kind, dabei nahm er jenen Ton von Ueberlegenheit an, der bei einem Manne so lächerlich ist, wenn er moralisch tiefer steht als die Frau. Margarethe entgegnete nichts, wurde aber immer nervöser und ungeduldiger und weinte oft. Dann ging er fort und murmelte zwischen den Zähnen: Verwünschte Weibernerven! Früher war sie ein Lamm, und jetzt ist sie nicht wieder zu erkennen. Macht das die römische Luft? Und er ersehnte den Tag, an dem er die Leitung einer großen Fabrik übernehmen sollte, welche ihn viele Stunden von der Gattin entfernt halten würde, nur mit Zahlen, Lokomotiven, Räderwerk, mit Centrifugalkraft und dgl. beschäftigt, bis sie mit der Zeit ihre alte Ruhe wiedergefunden hätte.

Darin täuschte er sich nicht; die Unruhe Margarethens verwandelte sich bald in skeptische Schwermuth, wie bei Jemandem, der das Leben und die Eitelkeit irdischer Gefühle kennen gelernt hat. Jetzt beurtheilte sie sich und ihren Mann mit Kälte und wußte, daß sie sich von Anfang an nicht in ihm getäuscht hatte; als sie Terzani heirathete, liebte

sie ihn nicht, aber sie hatte sich gesagt: ich werde keinen lieben, ich will nicht mehr lieben, wenn es mir nicht gelingt, meinen Mann zu lieben! . . . . Jener Tag war gekommen, aber vergeblich, sie allein hatte geliebt. Vielleicht hatte der Mann sie vordem geliebt, und sie hatte sich nicht um ihn bekümmert, jetzt war es spät. Er konnte ihr nur geben, was er in seinem kalten Herzen hatte, Freundschaft, Achtung, unbeschränktes Vertrauen, unter der Bedingung, daß sie ihn ertrüge, wie er eben war, ordinär und egoistisch, unfähig sie jemals zu verstehen. Ohne Kinder, ohne Illusionen, die Last der Jahre schon im voraus fühlend, hatte Margarethe nur einen Trost, nur eine Zuflucht: die Kunst und ihr widmete sie sich ganz. Bald waren ihre Bilder nicht bloß gewöhnliche Dilettantenarbeiten, sondern der Ausdruck einer edlen Seele, welche sich von der Welt fern hält und ihr unbekannt bleibt. Sie wählte mit Vorliebe Vorwürfe vom Tiberufer. Der Lauf dieses gelblichen Wassers war für sie in jedem Augenblick die Seite eines unsterblichen Gedichtes.

Eines Tages stieß ein Boot, welches eine lustige Gesellschaft von Studenten und Näherinnen nach dem entgegengesetzten Ufer führte, mit einem morschen Kahn zusammen, den ein Greis in weißem Haar lenkte, der wie Charon selbst aussah; darin lag die Leiche eines Mädchens, elend in ein geflicktes Segel gehüllt, das wachsbleiche Gesicht emporgewendet. Die Welt ist voll von solchen Gegensätzen; sie im Fluge aufzufassen und so darzustellen, daß sie auf die andern denselben Eindruck machen, wie im Augenblick auf den Künstler, ist das wahre Geheimniß der Kunst. Margarethe nahm diese Scene zum Gegenstande eines großen Bildes, welches sie auf die römische Kunstausstellung schickte.

Unbeschreiblich war das Aufsehen, welches dieses hervorragende Werk von der Hand einer bis dahin unbekannten Frau in der römischen Künstlerwelt erregte. Margarethe wurde mit einem Schlage berühmt, mit Besuchen, Karten und Bitten um fernere Bilder überhäuft; und sie, so bescheiden und gleichgültig gegen Lob sie auch sein mochte, wurde doch in ihrem Skepticismus erschüttert und fühlte, daß ein wenig Ruhm nicht zu verachten sei — auch das ist eine neue Form der Liebe. Margarethens Haus erschloß allmälig seine Thür für erwählte Gäste, welche würdig waren es zu betreten; aber Fulvius liebte nicht Besuche und Empfangsabende und von Margarethens neuen Bekannten fanden nur wenige Gnade vor seinen Augen. Nur zwei von diesen wurden Hausfreunde, die Fulvius gern bei sich sah, weil sie gute Gefährten beim Kartenspiel waren. Den ersten haben wir dem Leser schon vorgestellt, es war der Graf Anselmini, der an der Wohlthätigkeitsmanie

litt. Er hatte bald erkannt, was für ein Schatz für ihn eine tüchtige und reiche Künstlerin sei, die ihre Bilder nicht verkaufte, wohl aber mitunter an Freunde verschenkte.

Dieser Graf Anselmini ist ein merkwürdiges Original, er ist nicht reich, aber er weiß den Reichthum anderer mitzugenießen; er weiß nichts, und spricht doch über Kunst; er hat nichts und ist doch der denkbar wohlthätigste Mensch; er hat keine Frau, zählt aber die schönsten und vornehmsten Damen der Stadt zu seinen Freundinnen, er hat keinen Koch, kann sich aber die beste und erlesenste Küche aussuchen und thut es, als echter Feinschmecker, denn er wird überall zu Tische geladen. Und doch, wer ihn einen Parasiten nennen wollte, würde ihm sehr unrecht thun, denn jede Handlung des Grafen trägt den Stempel des Edelmanns aus alter Schule, der andern eine Ehre erweist, wenn er etwas von ihnen annimmt und der stolz lächelnd durch die Menge schreitet, als ob er sagen wollte: alles, was ihr besitzet, verdankt ihr mir, ich bin ein guter Herr und begnüge mich mit geringen Gegenleistungen.

Und die Menge beeifert sich, diese Gegendienste zu leisten.

Der Graf nimmt gern, aber nur um das Gegebene an die Armen auszutheilen. Er hat sein eigenthümliches Fach, das er zur Kunst ausgebildet hat, es ist ein verfeinerter Luxus, eins der größten Vergnügen der höhern Gesellschaft: die Wohlthätigkeit. Das bloße Geben ist nichts, man muß mit Anmuth zu geben verstehen: tanzend, verkaufend, essend, deklamirend, darstellend, spielend, singend — und wer noch andere Wörter weiß, um eine wohlgefällige gemeinsame Handlung zu bezeichnen, möge sie hinzufügen. Obschon ohne Beruf gehört Anselnimi zu den vielbeschäftigsten Menschen und sein rüstiges Alter paßte ganz zu diesem Leben voll fieberhafter Thätigkeit.

Heute entwirft er ein Programm zu einem Konzert, um durch ein Erdbeben Beschädigte zu unterstützen, und ehe er noch mit den Künstlern gesprochen hat, läßt er schon ihre Namen drucken, so sicher ist er seiner Macht. Morgen plant er einen Bazar zum Besten der Kinderbewahranstalten und richtet die unentgeltlich gewährten Räume dazu her, ehe er noch die Sammlerinnen aufgefordert hat, welche ihm helfen sollen, die zu verkaufenden Sachen zusammen zu bringen; aber wer hat jemals seinem festen Willen widerstehen können? Er bringt ein Liebhabertheater zu Stande und wird Director und Regisseur der Gesellschaft, er veranstaltet lebende Bilder und zündet dabei selbst das electrische Licht an, er schmückt einen Weihnachtsbaum und führt die Kinder zum Angriff auf die Spielsachen und Süßigkeiten an, er veranstaltet einen Maskenball, und verkleidet sich, wenns sein muß, auch

als Pulcinella, — einen Verkauf von Kunstsachen zum Besten eines Waisenhauses und geht von Atelier zu Atelier, taub gegen abschlägige Antworten und nimmt sich gute Sachen mit Gewalt.

Margarethen mißfiel der Graf nicht, er war ein Schutzengel in gelben Handschuhen, ein Heiliger Franziskus im Salon; eine merkwürdige Mischung von Egoismus und Herz, von Kleinlichkeit und Edelmuth; eine faule Frucht einer verderbten Kultur — ein Bindeglied zwischen den Parasiten früherer Zeiten und den Sozialisten unsrer Tage.

Zweites Kapitel.

Margarethe ließ den Rosenstock sofort in ihr Atelier bringen und stellte ihn auf einen Untersatz von geschnitztem Holze dem Balkon gegenüber, wohin der letzte kalte aber leuchtende Strahl der Wintersonne schien.

Auf dem ganzen Wege hatte sie immer an den seltsamen Käufer, an die unbedacht gekauften Rosen und an ihr Versprechen, ein anderes Bild zu schicken gedacht. Und welches? Ein schönes und werthvolles. Warum nicht das der armen Ertrunkenen, das werthvollste von allen ihren Bildern? Im vergangenen Jahre hatte sie es nicht verkaufen wollen, sie war nicht eine Künstlerin, die auf Gewinn ausging; man hatte indessen das Bild auf mindestens fünftausend Franks geschätzt. Wie schön wäre es, wenn eine solche Summe den Waisenkindern zu gute käme!

Also aus Wohlthätigkeit wollte sie dieses Geschenk machen? Aufrichtig gesagt nein. Aus welchem Grunde dann? Vielleicht war es der Wunsch, jener Fremde möge auch dieses Bild kaufen, vielleicht nur die Neugier, ob er es thun würde. Und was konnte ihr daran liegen?

Daran gewöhnt, ihre Gefühle zu ergründen, war sie einen Augenblick ärgerlich auf sich selbst und wie um ihre Gedanken los zu werden, spannte sie eine kleine Leinwand ein und fing an den Rosenstock abzumalen, aber kaum hatte sie das Bildchen begonnen, so warf sie die Palette fort, nicht mit ihrer Arbeit, sondern mit sich selbst unzufrieden. Wenn sie diese Blumen malte, beschäftigte sie sich nicht gewissermaßen wieder mit derselben Person? Und warum war das Gesicht dieses Mannes, den sie kaum gesehen, ihr im Gedächtniß geblieben!

Plötzlich schien es ihr klar zu werden; ja, ja, eine große Aehnlichkeit; wie war ihr das nur nicht sofort eingefallen?

Sie stand von der Staffelei auf und fing an in einem japanischen Schränkchen mit Geheimfächern zu kramen.

Unter vielen andern Gegenständen, welche sie nicht vergessen, und nicht mehr berührt hatte, seit sie sie bei ihrer Ankunft in Rom dort verwahrt, fand sie bald, was sie suchte: das Bild eines schönen jungen Mannes, noch immer schön, trotz der verblaßten Farbe, die alten Photographien eigen ist, namentlich solchen, wie sie vor zwanzig Jahren gemacht wurden.

Margarethe betrachtete es lange mit zusammengepreßten bebenden Lippen, geneigten Hauptes, die Hände gefaltet auf den Knieen ruhend. In dieser Stellung sah sie aus wie Jemand, der in Gedanken zwei Wesen mit einander vergleicht — das eine kaum gesehen, das andere fast vergessen, — und sich vergeblich abquält, sich diese flüchtigen Bilder deutlich vor die Seele zu führen.

Philipp war seit so vielen Jahren todt! Jenen Unbekannten hatte sie nur von fern gesehen, aber sie hätte schwören mögen, es wären dieselben Augen; auch die ernste stolze Haltung war ihr wie dieselbe erschienen, nur der Mund . . . .

In diesem Augenblick vernahm sie ein kleines Geräusch, dann die Stimme ihres Mannes im Nebenzimmer; eilig legte sie das Bild in's Schränkchen, schloß es ab und stand schnell auf. Dies Benehmen war ungewöhnlich bei einer sonst so ruhigen und offenherzigen Frau, und einen Augenblick darauf wunderte sie sich selbst darüber.

Der Mann kam laut und vergnügt herein, so war er häufig, seit Margarethe ihn nicht mehr mit unerklärlichen Wünschen, mit ihren unverständlichen Blicken und Worten quälte, und seinem Willen demüthig gehorchte, auch wenn derselbe ihren Ansichten und ihrem Geschmack entzogen war. Ueberdies gingen die Geschäfte der Fabrik immer besser. Die Einnahmen der Actiengesellschaft, welche ihn zum Direktor erwählt hatte, überstiegen alle Erwartungen, und der Ingenieur sah voraus, daß er bald ein Millionär sein würde. Lassen wir ihm Gerechtigkeit widerfahren; der brave Mann freute sich dessen, besonders um seiner Frau willen, denn sein Geschmack war einfach, er liebte die Ruhe und der übertriebene Luxus des modernen Lebens war ihm zuwider. Margarethe dagegen bei ihrem ausgezeichneten Schönheitsgefühl liebte bis zur Unvernunft prächtige Stoffe, schöne Möbel, Kunstgegenstände, ausländische Pflanzen, Concerte und Theater. Als musterhafter Ehemann ließ er sie gewähren und fügte sich immer dem am wenigsten gültigen, für gewöhnliche Menschen aber entscheidensten Grunde: Das ist so Gebrauch, die Gräfin so und so hat es so gemacht; das muß so sein, wer die Mittel dazu hat, muß auch eine schön eingerichtete Wohnung, Wagen und Pferde, gute Dienstboten und, was weiß ich, haben.

Aber er zuckte die Achseln über jeden neuen Vorhang, der nach seiner Ansicht das Licht auffing oder den Durchgang von einem Zimmer zum andern behinderte; er vermied es, sich auf die Sophas und Sessel im Salon zu setzen, welche er nicht seiner Körperfülle für gewachsen hielt; er rümpfte die Nase über all die schönen Sachen, mit denen die Tische überfüllt waren und ging auf den Fußspitzen über die weichen Teppiche; am liebsten zog er sich in sein Zimmer zurück, wo er nach Herzenslust rauchen, die weißen Vorhänge schwarz räuchern und auf den Fußboden spucken durfte.

Beide waren gut, aber von ganz verschiedenem Charakter, so lebten sie neben einander, indem sie sich gegenseitig Zugeständnisse machten; sie suchte so gut sie konnte, den Ekel zu überwinden, welcher ihr das ewige Rauchen und das damit verbundene Spucken erregte; er ließ ihr die Freiheit, Geld und Zeit nach ihrem Belieben zu verwenden, und gefiel sich in der Gesellschaft irgend eines beliebigen Dummkopfes, wenn er nur alle Abend mit ihm Karten spielte. Wenn er Abends mit ihr allein war, so schlief er nach fünf Minuten ein, obschon sie sich die größte Mühe gab, sich mit ihm über Dinge zu unterhalten, die ihm lieb und bekannt waren. Ihr war außerdem seine übertriebene Leckerei und Gier beim Essen zuwider, ebenfalls daß er als guter Lombarde das Glas öfter als nöthig leerte. Aber diesen geheimen Widerwillen gestand sie sich selbst kaum ein und bemühte sich, ihn vor ihrem Manne und vor anderen zu verbergen; er merkte das und rächte sich, indem er über ihre allzu kostbaren Liebhabereien spottete oder einen lustigen, aber plumpen Scherz über die ihr allzu theure Kunst machte. Es war ein täglicher stiller Krieg, der Fulvius kaum die Haut streifte, während Margarethen dabei im Geheimen das Herz blutete.

An jenem Tage trat Fulvius trällernd ins Zimmer, eilte auf seine Frau zu, umfaßte sie und bedeckte ihren Hals mit Küssen.

Margarethe entfärbte sich bei diesen Liebkosungen und ihre Verwirrung war so sichtlich, daß selbst Fulvius sie bemerkte und sie freundlicher als sonst fragte: „Was fehlt Dir? Bist Du nicht wohl?“

Sie neigte das Haupt und lächelte, aber mit sichtbarer Anstrengung.

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie, „ich glaube, mir fehlt gar nichts.“

„Weißt Du, was es ist, Margarethe?“ hub er in jenem bestimmten Ton der Bevormundung an, den er jetzt so gern annahm: „Du hast zu viele Blumen im Zimmer. Diese Rosen haben einen so starken Geruch! Er greift mir beinahe den Magen an, wahrscheinlich weil er leer ist. Ich begreife nicht, weshalb man uns noch nicht zum Essen ruft. Ach ja! Früher ging es in unserer Wirthschaft ordentlicher zu, aber da

warst Du auch noch keine berühmte Malerin, und da aßest Du auch noch — jetzt lebst Du von der Luft — und vom Ruhm."

Sie saß gesenkten Hauptes da und antwortete nicht. Vielleicht sah und hörte sie ihn gar nicht.

„Heute Abend bekommen wir Besuch; der Commendator Solfa kommt zum Partiechen und der Graf Anselmini hat mich um Erlaubniß gebeten, uns einen fremden Fürsten vorstellen zu dürfen, der erstens Dich kennen zu lernen wünscht .... und wer in Rom wünscht nicht die Bekanntschaft der berühmten Malerin, der unvergleichlichen Künstlerin zu machen, von der sogar in den Zeitungen die Rede ist?"

Bei der Erwähnung des Fürsten war sie erröthet, jetzt zuckte sie ungeduldig die Achseln, mehr als je über dies Gespötte empört und sagte kurz:

„Erstens um mich kennen zu lernen, sagtest Du, und dann —"

„Und dann! Du verdientest eigentlich, daß ich Dir gar nichts erzählte! .. Es handelt sich um nichts Geringeres als den Verkauf seiner Villa. Diese Ausländer sind sonderbar, oft stecken sie große Kapitalien in Häuser und Gärten und dann ziehen sie fort und verkaufen um ein Geringes. Anselmini sagt mir, es ist etwas ganz Wundervolles, — wenn es nur solide gebaut ist! Aber ich bin kein Sachverständiger, der sich täuschen läßt, ich werde die Fundamente, die Mauern, das Dach, die Röhren, kurz alles gründlich untersuchen und Du kannst Dir die Einrichtung und den Garten ansehen. So werden wir einmal wenigstens gemeinsam handeln." —

Gerade im rechten Augenblick wurde zu Tische gerufen; da Fulvius so auf angenehme Weise abgezogen ward, fragte er nicht weiter: „Aber was fehlt Dir nur?" Und Margarethe, welche noch nie unwahr gewesen, brauchte nicht die schwere Kunst des Lügens zu beginnen. Bei Tische rührte sie die Speisen kaum an, aber ihr Mann, der ungewöhnlich gesprächig war, bemerkte es nicht, denn er war mit dem Essen beschäftigt und zugleich damit, Margarethen ausführlich den Plan des Ankaufs jener Villa auf dem Macao auseinanderzusetzen, dem neuen Stadttheile, der in wenigen Jahren der bedeutendste von Rom werden würde. Welche Freude, diesem alten Hause am Flusse Adieu zu sagen, welche Wonne, nicht mehr das trübe Wasser zu sehen, zu vergessen, daß Rom ein Trümmerhaufen wäre mit seinen Denkmälern und Kirchen. — —

Margarethe schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Und Du wirst sehen, daß Du dort auch wohler sein wirst. Hier habe ich immer Angst, daß Du das abscheuliche Fieber bekommst. Heute Abend siehst Du so blaß aus, aber natürlich, auf den Rath des Mannes

wird nicht gehört; wenn ich Dich von Anfang an gelehrt hätte, den Willen des Hausherrn etwas mehr zu achten, so wäre es nicht so weit gekommen. Du kannst nicht leugnen, daß ich der Herr im Hause bin, darum hätte ich es aussuchen sollen; aber dieses Mal werde ich bestimmen. Nun, Du sagst nichts dazu! Bist Du wirklich krank? Du kannst ja kaum stehen.

„Ich fühle mich nicht wohl. Vielleicht thäte ich besser zu Bette zu gehen, als Gäste zu empfangen."

„Natürlich, wenn Du Dich nicht wohl fühlst! Aber wenn es nur die Nerven sind! Ich kenne Dich durch und durch, Dir gefällt der Gedanke nicht, ein anderes Haus zu beziehen und Du fängst schon an mit mir zu schmollen. Schon seit einiger Zeit habe ich es für meine Pflicht gehalten, meine liebe Margarethe, Dir zu sagen, daß diese übertriebene Empfindlichkeit mir nicht paßt. Du wirst Dir damit zuletzt den Character verderben. Früher warst Du nicht empfindlich, sondern sprachst Deine Ansicht offen aus."

„Ich sprach meine Ansicht offen aus, wenn ich hoffte, Dich dazu zu bekehren."

„Nun und jetzt bin ich ein Tyrann geworden, nicht wahr? Komm, mache dem Fürsten ein freundliches Gesicht, — sein Name endigt auf af oder of — es ist ja nur für kurze Zeit. So bald die Villa verkauft ist, wird er mit seiner Familie abreisen. Wohl ihnen!

„Ach so!" sagte Margarethe und lehnte den Kopf zurück. Die Gatten sprachen sonst nichts weiter.

Sie fing an die zerschnittenen Orangenschalen rund um ihren Teller zu legen und schien ganz ernstlich mit ihrer Mosaikarbeit beschäftigt; er, ihr gegenüber sitzend, stützte die Zeitung gegen die unberührte Wasserflasche und machte so aus dieser ein Lesepult und aus der Zeitung einen Schirm, welcher seine Frau verbergen sollte, wie oft sich die Flasche voll Chiantiwein seinem Glase zuneigt. Aber an diesem Abend, war die Vorsichtsmaßregel überflüssig; Margarethe gab nicht Acht darauf.

Bald kam der andere Hausfreund von Fulvius, ihm der angenehmste, weil er seine Leidenschaft fürs Kartenspiel theilte, der Commendator Solfa. Dieser hatte die „Commenda" des neuen italienischen Kronenordens auf dem Schlachtfelde, d. h. am Schreibtische, als Vorsteher irgend einer Abtheilung im Ministerium erhalten; er war immer mit der Hauptstadt Italiens mitgezogen und hatte während seiner dreißigjährigen Amtsführung nur zwanzig Tage verlebt, ohne an dem alten Möbel mit Schubfächern zu sitzen, das in seinen Augen mehr werth war als ein Thron. Aber er war zuerst in Rom angekommen, hatte mit Liebe seinen

Schreibtisch aufgesucht, ihn aus der Strohverpackung befreit und sich allein im staubigen Zimmer unter verpackten Möbeln und offenen Kästen voll Büchern und Karten daran gesetzt, — allein an seinem Posten, wie der sagenhafte Krieger in Pompeji — oder die Molluske auf ihrer heimathlichen Klippe. Für einen solchen Beamten war doch ein Orden nicht zu viel?

Solfa hatte einen dicken großen Kopf auf dünnem Halse, ging sehr auswärts, mit vorgestrecktem Bauch, besaß die ungeheuerlichsten Hände von der Welt. Auf seinem großen fleischigen Gesicht erschienen Augen, Nase und Mund nur wie schmale Schlitzen, wie sie die ungeübte Hand eines Bauern zum Spaß in ein Kürbis schneidet. Und auf diesem erdfahlen Gesicht bildete das Zusammenziehen der Backenmuskeln ein beständiges Lächeln, wie auf einer schlecht gemalten Larve, bei dem die arme nervöse Frau schauderte, wenn sie ihn einmal ansah. Das that sie freilich selten und nur aus Versehen, denn sie hatte ihn das erste Mal genau angesehen und genug davon gehabt.

Margarethe verabscheute alles Häßliche und Gemeine; wenn darum auch Anselmini vor ihr Gnade gefunden hatte, so doch nicht dieser arme Beamte, der als trefflicher, leidenschaftlicher und geduldiger Kartenspieler Fulvius' Abgott geworden war. Er kam regelmäßig jeden Abend gegen acht Uhr und beeilte sich, die Terzanis noch bei Tische zu finden, um mit ihnen Kaffee zu trinken, einen ganz köstlichen Kaffee, den er jeden Morgen gegen seine Haushälterin rühmte, wenn er das Getränk zu sich nahm, welches diese ihm unter demselben Namen vorsetzte.

Aber Solfa nicht ansehen war nicht genug für Margarethe, sie hätte ihn auch nicht hören mögen. Er war aus Modena und seine Aussprache ließ viel zu wünschen übrig. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sagen, daß er als guter Beamter bei seinem Aufenthalte in Florenz bestrebt gewesen war, sie zu verbessern, aber durch die Ironie des Schicksals hatte er die Sache nur schlimmer gemacht. Von Natur sprach er das u wie ü aus, und daraus hatte er nun ein langes „wu" gemacht. Dabei bildete er sich ein, das reinste Toskanisch zu sprechen, hielt mit seiner quäkenden Stimme Reden über alles Mögliche und begleitete seine Worte mit ihm eigenthümlichen Geberden, die eher eines Affen, als eines Abtheilungsdirectors oder Commendators würdig gewesen wären.

„Wunterthänigster Diener!" krächzte er schon in der Thür und Margarethe fuhr zusammen und ließ ihre Arabesken aus Orangenschalen liegen.

„Ich bin wohl etwas zwu spät gekommen?“ fragte er, „nicht wahr?“ Und die halbgeschlossenen Augen unter den schweren Lidern suchten zu erforschen, ob der Kaffee schon vorüber wäre.

„Kommen Sie, kommen Sie, liebster Solfa“, sagte Fulvius fröhlich, da er jetzt seiner Partie sicher war. „Sie kommen gerade zur Zeit, um mit uns Kaffee zu trinken. Willst Du ihn uns einschenken, Margarethe?“

„Auf daß er ‚wuns‘ als Himmelstrank erscheine!“ sagte der andre und leckte sich die schmalen Lippen und streckte die lange Pfote aus, die einem Elephanten Ehre gemacht hätte.

Margarethe war ganz mit dem Kaffee beschäftigt und sah garnicht nach ihm hin, weshalb die großen Finger, wie Fühler eines Riesenkrebses sich allmälig wieder zurückzogen und dann die ganze Hand scheu in der weiten Rocktasche verschwand.

„Margarethe, laß uns den Spieltisch im grünen Zimmer aufstellen. Heute fühle ich Achillesfeuer im Busen, und ich versichere Sie, mein lieber Commendator, Sie werden auf allen Punkten geschlagen werden, schlimmer noch als die Franzosen.“

„Wunglück im Spiel ist Glück in der Liebe!“ sagte der gute Solfa und dieses Sprüchwort von solchen Lippen und in solcher Weise ausgesprochen, klang wie die ärgste Beleidigung, welcher der armen, in jüngster Zeit so arg mißhandelten Liebe je zugefügt worden. Margarethe lachte nicht. Auf sie wirkte dieser gute Mensch wie etwa eine harmlose Maus auf eine hysterische Frau.

Als die beiden sich zum Spiel hingesetzt hatten, ging sie indessen wider ihre Gewohnheit nicht in ihr Atelier, sondern nahm ein neues Buch vor und fing in einer Ecke des grünen Zimmers darin zu blättern an. Im Atelier würde sie die Hausglocke nicht gehört haben. Und warum wollte sie denn diese Glocke hören? Vergebliche Frage! Sie war sich über diesen geheimen Wunsch noch nicht klar geworden, sonst wäre sie erröthet.

Von Zeit zu Zeit drangen vom Spieltisch Worte zu ihr, die sie sonst in die Flucht gejagt haben würden. „Coeur Bwube! Ich steche alles! wund noch ein Stich!“

Sie hielt es aus, mit lauschendem Ohr, das Auge schweifte über die Seiten ohne zu lesen.

Aber gerade an diesem Abend klopfte Keiner; und es verging mehr als eine Stunde, ehe zum ersten Mal geklingelt wurde. Bei diesem Klingeln wechselte sie Farbe und Haltung, ihr Herz schlug schneller, dann allmälig immer langsamer, bis es ihr in seiner Regungslosigkeit

weh that, aber das Auge blieb aufs Buch geheftet. So vergehen fünf, zehn, fünfzehn Minuten, sie wartet und wartet und weiß nicht auf was. Endlich wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, steht sie plötzlich auf und drückt auf den Knopf der electrischen Glocke. Wieder vergehen einige Minuten ehe ein schläfriger Diener auf diesen Ruf erscheint.

„Wer kam soeben?" fragte die Dame scheinbar gleichgültig.

Der Diener steht verwundert da, reibt sich die Augen und begreift nicht recht; denn nachdem er die Thür geöffnet, hat er ein wenig geschlafen. „Ach so! jawohl ich besinne mich. Ich machte einer Person auf" — die Diener nennen andere Dienstboten nie anders — „einer Person, die einen Brief an den Herrn abgegeben hat. Aber wenn der Herr spielt" —

„Holen Sie augenblicklich den Brief."

Der Diener sah wie ungewiß den Herrn an, ob er wohl gehorchen solle und sein thierisches Gesicht drückte das Mißtrauen aus, welches man annimmt, wenn man lange unter Herrschaften als unbeachteter Zeuge aller möglichen Intriguen lebt. Der Herr achtete nur auf sein Spiel und nicht auf die stillschweigende Frage. „Holen Sie doch den Brief," wiederholte Margarethe, welche den unbotmäßigen Widerstand des Dieners unwillkürlich fühlte und einen ungewöhnlich strengen Ton annahm.

Der Diener entfernte sich und kam bald mit einem länglichen Brief in gelbem Umschlag auf einem silbernen Teller zurück.

„Es wird ein Geschäftsbrief sein, legen Sie ihn auf den Schreibtisch des Herrn."

Margarethe nahm verstimmt wieder ihr Buch zur Hand und schien aufs neue ins Lesen versunken, während der Diener über das unnütze Hin- und Herlaufen grinsend, den Brief forttrug.

Unterdessen tauschten die beiden Spieler Karten und Scherze aus; bald gaben sie Zeichen der Unzufriedenheit, bald der Freude, je nachdem das Glück ihnen lächelte, ohne sich um sie zu bekümmern.

„Noch ein Aß! Was für Karten! wie wunglücklich ich bin!"

„Partie!" schrie der Ingenieur triumphirend. „Heute Abend gewinnen Sie nicht! Wer weiß, woran Sie denken? Sie sind gewiß verliebt. Man hat mir schon allerlei gefährliche Geschichten erzählt." —

„Ich schwöre es sind Verleumdungen, unverschämte Verleumdungen!" vertheidigte sich der gute Solfa, roth bis über die ungeheueren Ohren.

Fulvius lachte aus vollem Halse.

Und sie, die vornehme, reizbare Dame, sie, die jede Gemeinheit

tödtlich verletzte, saß noch immer da und wartete, unbeweglich auf ihrem Posten, wie eine nicht abgelöste Schildwache.

Endlich um halb Elf hörte man noch ein Mal klingeln: es war der Portier, welcher eine Visitenkarte abgab; der Diener brachte sie sofort der Dame des Hauses auf dem Teller.

„Ist diese Karte vielleicht für mich?" fragte sie und streckte schnell die Hand aus.

„Nein, für den Herrn", erwiderte der Diener, „aber da Sie den Brief sehen wollten" —

„Sie sind ein Narr," versetzte die Dame mit mehr Strenge als der Mißgriff verdiente. — „Ich sehe täglich mehr ein, daß Sie Ihre Pflichten nicht lernen wollen. Legen Sie die Karte auf den Schreibtisch des Herrn."

Der Diener ging langsam hinaus und guckte hinter der Thür über die Achseln. Um elf Uhr stand der Commendator Solfa auf, warf die Karten hin und taub gegen die Bitten des Freundes, der noch gern weitergespielt hätte, ging er nach der Ecke, wo Margarethe saß. Sie erbebte bei seiner Annäherung und schien sich ungern von ihrem Buche loszureißen.

„Ach, Donna Margaretha! Es ist blos Ihre Schwuld, daß ich verloren habe! Wie soll man ans Spiel denken, wenn Sie in der Nähe sind?" Er küßte ihr galant die kalte, widerwillig dargereichte Hand und ging fort, indem er sich fragte, was die Haushälterin wohl gesagt haben würde, wenn er zu spät nach Hause gekommen wäre.

Margarethe warf heftig das Buch fort, stand auf und reckte die Arme, als ob sie in unbequemer Stellung geschlafen hätte.

Fulvius lief vergnügt auf sie zu und umschlang sie mit dem rechten Arm. „Ich habe gewonnen! Was für ein schönes Spiel und es war nicht bloßes Glück, weißt Du, ich sage es nicht um mich zu rühmen, aber ich bin ein so feiner Spieler geworden, daß bald Niemand mehr wird mit mir spielen wollen. — Aber fühlst Du Dich wirklich nicht wohl? Wer hindert Dich denn daran zu Bett zu gehen?"

„Du selbst." —

„Ach ja! Wie vergeßlich! Es sollte ja der Fürst mit Anselmini kommen! Sie haben nicht Wort gehalten. Ich verwünsche sie aber Beide, wenn Du ihretwegen unwohl geworden bist." Damit küßte er sie aufs Haar.

Margarethe wurde starr an allen Gliedern und ließ den Kopf auf die Brust sinken. „Wer sollte kommen? Ach so, ein Fremder, auch ich hatte es vergessen."

Nun auch noch lügen! Denn unglaublich aber wahr, Margarethe hatte zum ersten Mal in ihrem Leben gelogen! Und weshalb? Weil sie lieber gestorben wäre, als daß sie andere hätte ahnen lassen, was ihr selbst entsetzlich erschien: daß sie sehnlich wünschte, den Mann wieder zu sehen, der ihr am Vormittag wie eine Vision erschienen war: eine Vision unbefriedigter Liebe!

Die Nacht, welche nun folgte, war eine Fortsetzung der am Abend begonnenen Waffenwacht. Dieses Frauenherz ahnte etwas Unbestimmtes, eine Veränderung, einen Lohn oder eine Strafe und harrte zitternd.

Manchmal schien es Margarethen, als hätte sie Jemand berührt oder geküßt oder ihr im Dunkeln etwas zugeflüstert, dann riß sie die Augen weit auf und sah vor sich eine Schaar von Geistern in wildem Tanz, unter denen ihr einstiger Verlobter allein wie ein Lebender aussah und ihr lächelnd zu sagen schien: „Nach so langen Jahren hättest Du wohl nicht gedacht, mich in Fleisch und Blut wiederzusehen!“

Bei Tagesanbruch stand sie auf und eilte in ihr Atelier. Draußen wehte ein kalter Nordwind, der die Fenster mit eisigem Hauch überzogen und den am Tage zuvor frischen herrlichen Rosenstock zum Welken gebracht hatte; eine der Rosen lag schon entblättert am Boden, die andern sahen aus, als ob sie ihr bald folgen würden.

Arme Rosen! im Treibhause, nicht zur rechten Jahreszeit zur Blüthe gekommen, glichen sie den Empfindungen Margarethens, die weder zu ihrem Alter noch zu ihrem Character paßten! Vielleicht flößten sie ihr deshalb so großes Mitleid ein, obschon sie im Augenblick nicht daran dachte, Vergleiche anzustellen und ihre eigenen Gefühle zu zerlegen, sondern nur betrübt war, den lieblichen Anblick der Blumen so bald verloren zu haben. Von den Rosen lenkte sie die Betrachtung ihres Bildes „die Ertrunkene“ ab.

„Es ist ein schönes Gemälde!“ dachte sie wohlgefällig und es kam ihr vor, als wäre es nicht ihr eigenes Werk, und als hätte sie es nie ordentlich angesehen; einen Augenblick that es ihr leid, sich davon zu trennen, dann machte sie eine Bewegung, als ob sie sagen wollte: „Es muß sein.“

Sie nahm ein feines duftendes Blatt mit zierlich gemaltem Namenszuge und schrieb rasch:

Lieber Graf!

Meinem Versprechen getreu schicke ich Ihnen noch ein Bild, es ist dasselbe, welches im vorigen Jahre allgemein gefiel und preisgekrönt wurde. Ich weiß nicht wieviel es werth ist, denn ich habe meine Bilder nie verkauft. Geben Sie es aber nicht unter viertausend Franken

fort. Wenn es keinen Käufer findet, werde ich es selbst zurückkaufen, also wird Ihren Waisenkindern nichts entgehen. Gestern Abend hatte Fulvius mir Ihren Besuch angekündigt, es war aber falscher Alarm. Heute, vergessen Sie es nicht, ist mein Theaterabend, also werden wir uns nicht sehen, es sei denn, Sie hätten Lust die Hugenotten aus meiner Loge zu applaudiren.

Der gestern gekaufte Rosenstock ist bereits ganz verwelkt, das heißt also, daß Ihre Waare havarirt ist. Aber bekanntlich wird in Ihrem Falle die Waare durch die Flagge geschützt. Unter dem Schutz Ihrer alten Flagge stelle ich das Bild und die Malerin.

„Werde ich Sie heute um vier Uhr in der Ausstellung treffen?"

Margarethe rief einen Diener, ließ das Bild von der Wand abnehmen und befahl ihm, es nebst dem Briefe dem Grafen zu überbringen. Dann blieb sie müßig auf dem Lehnstuhl sitzen und antwortete auf die Frage ihrer Kammerfrau, daß sie keine Lust habe zu frühstücken. Wenn man keinen Appetit hat, ist es so lästig, am gedeckten Tisch zu sitzen und die unberührten Speisen von dem neugierig ausschauenden Diener bringen und forttragen zu sehen, der sich vielleicht erlaubt, über die Ursache dieser Appetitlosigkeit Vermuthungen anzustellen.

Bald darauf kam der Diener mit einer Antwort zurück und legte sie auf denselben silbernen Teller wie am Abend zuvor, als ob er sagen wollte: ‚Ich habe mich sehr beeilt, denn ich weiß, wie viel Ihnen an der Antwort liegt. Sie haben sich nicht gerührt, während Sie darauf warteten, machen Sie also rasch den Brief auf und befriedigen Sie Ihren Wunsch.' — Daß der arme Teufel im schwarzen Anzuge, mit glattrasirtem Kinn und zurückgekämmtem Haar dies wirklich dachte, dafür fehlten freilich die Beweise. Margarethe aber hätte darauf schwören mögen und ärgerte sich im Stillen darüber. Um seinen Gedanken Lügen zu strafen, nahm sie den Brief gleichgültig an und warf ihn nachlässig auf ein Tischchen, dann ließ sie sich eine Tasse Kaffee bringen und trank sie bis auf den letzten Tropfen aus, ehe sie sich entschloß, den Brief zu lesen. Der Diener stand hinter ihrem Stuhl, er sah bald den bei Seite gelegten Brief, bald die Dame an und zuckte die Achseln, jedenfalls wunderte er sich mehr über ihr Zögern, als er es über große Eile gethan haben würde. Es war wirklich sonderbar, daß eine so reine und stolze Frau sich etwas daraus machte, was ein Diener von ihr denken könnte.

In der Antwort des Grafen fand sich unter zarten Ausdrücken der Verehrung und Dankbarkeit für das kostbare Geschenk auch folgender Satz: „Um vier Uhr werde ich Sie erwarten und Ihnen den Fürsten

Zikäf vorstellen. Er wollte gestern Abend mit mir zu Ihnen kommen, aber ein unvorhergesehener Zufall —"

Ein Zufall! Vielleicht hatte er die Verabredung vergessen, während er mit seinen Freunden plauderte oder mit der Cigarre im Munde im Kaffeehause eine Zeitung las oder eine verlockendere Aufforderung — —

Sie hatte zu nichts rechte Lust! Sie fing einen Brief an eine alte Tante an, bemerkte aber, daß sie in einem Satze zwei Mal dasselbe gesagt hatte. Da hörte sie auf zu schreiben und nahm ihre Pinsel zur Hand, aber als ihr die Skizze zu dem Rosenstock in die Augen fiel, legte sie sie verstimmt wieder fort und warf einen zornigen Blick auf die abgefallenen Rosenblätter zu ihren Füßen, die einzige Spur von den herrlichen Blumen von gestern. Ihre unerklärliche Unruhe wuchs mit jeder Minute; sie setzte sich wieder auf den Lehnstuhl und nahm ein Buch zur Hand, dasselbe Buch, welches sie am gestrigen Abend nutzlos auf dem Schoos gehalten hatte. In ihrem Gehirn hämmerte es.

Indessen gelang es ihr doch eine Seite zu lesen. Es war die dritte von einem modernen Roman und schon konnte man deutlich sehen, daß die Frau ihrem Manne untreu sein würde und daß der Verfasser dies natürlich und gewöhnlich fände, — angesichts der Schwäche des Weibes, von der er mit einer Mischung von Mitleid und Verachtung sprach.

Sie klappte schnell das Buch zu, beleidigt, als ob darin von einer ihrer lieben Freundin oder gar von ihr selbst die Rede gewesen wäre. Dann rief sie ihr Kammermädchen und besann sich lange, was sie anziehen sollte. Sie war immer elegant, aber einfach in ihrem Geschmack und frei von Koketterie; die Zeit vor dem Spiegel schien ihr verloren, aber an diesem Tage band sie sich drei Mal die Hutschleife; sie fühlte, daß sie eitel wurde. Also ist's wahr, daß alle Frauen es sind, und daß eine weiße Fliege minder selten ist, als ein Weib, das sich nicht vor dem Spiegel brüstet?

Punkt vier Uhr trat sie in den großen Ausstellungssaal und sah, daß noch alles am Platze war, wie am Tage zuvor; alles, denn die Stelle ihres Bildes an der Mittelwand war leer wie gestern. Vielleicht war das neue Bild noch nicht aufgehängt worden? Eine heiße Röthe stieg ihr vom Herzen ins Gesicht und in Gedanken versunken starrte sie noch immer die leere Stelle an, während eine bekannte Stimme ihr ins Ohr flüsterte:

„Verkauft! Verschwunden! Für Sie ein wohlverdienter Triumph, für meine Waisenkinder fünftausend Frank!"

Sie wandte sich langsam dem Grafen Anselmini zu, innerlich bebend, doch mit lächelndem Antlitz:

„Ist es wirklich so? Wieder derselbe? Merkwürdig, dieser unbekannte Käufer.“

Der Graf berührte ihr leise den Arm und flüsterte ihr zu: „Stille, stille!“ Dann sagte er in anderm Ton: „Frau Terzani, erlauben Sie mir, Ihnen den Fürsten Zikäf vorzustellen. Er hätte gestern Abend mit mir zu Ihnen kommen sollen, da der Herr Ingenieur es erlaubt hatte, aber —“

„Ein unvorhergesehener Zufall!“ versuchte Margarethe zu murmeln, doch die Stimme versagte ihr und ein flüchtiges Lächeln erstarb auf ihren bleichen Lippen.

„Meine Mutter ist leidend. Ich konnte sie nicht allein lassen,“ sagte der Fürst mit ernster klangvoller Stimme, indem er sich vor Margarethen verbeugte, welche ihm die Hand reichte ohne ihn anzusehen.

„Wenn Sie es erlauben, werde ich Ihnen heute Abend meine Aufwartung machen,“ fuhr der junge Mann fort, indem er mit seiner kalten Hand kaum Margarethens eisige Finger berührte.

„Nein, heute Abend nicht, mein Lieber. Frau Terzani geht in die Oper; lieber morgen, wenn sie es erlaubt,“ fiel der Graf ein, erstaunt über Margarethens Schweigen und die Verlegenheit seines schönen vornehmen und sonst immer so unbefangenen Freundes.

„Also auf morgen!“ erwiederte Margarethe und entfernte sich, ohne sich noch ein Mal umzuwenden. Sie machte einen Rundgang durch den großen Saal, begrüßte einige Bekannte, stand einige Minuten still, um einen Studienkopf zu betrachten, eine bloße Skizze aber kräftig und originell gezeichnet, die Arbeit eines jungen Abbruzzesen, der damals noch unbekannt war und jetzt berühmt ist, und ohne ein Wort an den treuen Anselmini zu richten, den dies verletzte, ohne eine Neigung des Kopfes gegen den Fürsten, der sich in die Nähe der Thür gestellt hatte, um sie vorübergehen zu sehen, ging sie fort.

„Wollen wir morgen Abend hingehen?“ fragte Anselmini den Fürsten.

„Gewiß.“ „Ist sie Dir etwas sonderbar vorgekommen? Es liegt nur daran, daß die Arme sich über den geheimnißvollen Ankauf ihrer Bilder den Kopf zerbricht. Hätte sie gewußt, daß Du sie gekauft hast, so —“

„Sie weiß es“, sagte der Fürst mit Bestimmtheit.

„Wie kann sie es wissen? Hat sie es Dir vielleicht gesagt? Sie hat Dich eben zum ersten Male gesehen!“

„Sie weiß es!“ wiederholte der andere.

„Du leidest an Einbildungen! Glaubst Du, daß alle Frauen sich auf den ersten Blick in Dich verlieben, weil Du schöner bist als der

David des Michel Angelo? Weißt Du denn nicht, daß diese Frau anders ist wie die übrigen? Der sie zu Falle bringen könnte, ist noch nicht geboren."

Anselmini schwieg plötzlich und lachte über seinen eigenen Eifer; dann fuhr er in minder herausforderndem Ton fort: „Man sollte meinen, ich wäre selbst in sie verliebt. Wäre ich zwanzig Jahre jünger, warum nicht? Jetzt begnüge ich mich damit, ihr Freund zu sein. Sieh, mein Lieber, ich bin der Freund und Vertraute von vielen Damen und weiß ganz genau, was sie thun und treiben. Du lachst? Dir scheint dieser Name „Freund der Frauen" etwas lächerlich — oder schlimmer als das? Dumas hat ihn in Mißcredit gebracht. — Thut nichts, ich begnüge mich damit. Also, mein lieber Fürst, in ganz Rom kenne ich nur eine wirklich schöne und tugendhafte Frau, nur eine wahre und doch anspruchslose Künstlerin." — —

„Du bist verliebt, Anselmini, leugne es nicht!"

In den großen blauen Augen des Fürsten leuchtete bei Aufzählung all dieser Vorzüge ein flüchtiger aber heller Glanz auf; dann zeigte sich ein spöttisches Lächeln unter seinem goldblonden Schnurrbart.

„Heute Abend werde ich mit Dir in die Oper gehen — und wenn sie wirklich eine Frau ist, wie Du sagst — dann werde ich der Mama nach Florenz vorausreisen. In diesem Jahre ist es in Rom zu langweilig."

Der Graf blieb an der Thür stehen, während sein Freund fortging. In dem Scheideblick des alten Edelmannes lag ein wenig Groll und sehr viel Neid.

Drittes Kapitel.

Und wie sollte man Sergius Zikäf nicht beneiden? Er stammte aus einer fürstlichen Familie, die viele Jahre im östlichsten Theile des europäischen Rußlands geherrscht hatte und erst vor einem Jahrhundert durch Waffengewalt dem Zarenreich unterworfen worden war. Sein Vater, der ebenfalls schön und geistvoll gewesen, hatte zu der Nobelgarde gehört, die durch ihre prächtige Uniform und ihre Ausschweifungen gleich berühmt ist. Als er später vom Zaren Nicolaus mit einem schwierigen geheimen Auftrag nach Polen geschickt wurde, verliebte er sich in die Tochter eines polnischen Aufständigen und heirathete sie. Natürlich fiel er beim Zaren in Ungnade, und wenn er nicht schnell geflohen wäre, so hätte er vielleicht in Sibirien seine Liebe büßen und abkühlen können.

Der Fürst Zikäf begab sich mit seiner jungen Frau nach Rom. In dem nämlichen Jahre starb der Zar Nicolaus und auf ihn folgte Alexander II., so entgingen die Güter des Fürsten der Einziehung. Aber die Aufhebung der Leibeigenschaft, womit der neue Zar seine Regierung eröffnete, und welche Rußland eine neue Aera des Fortschrittes und der Freiheit versprach, die allerdings noch nicht eingetreten ist, verminderten mit einem Schlage die Einkünfte des Fürsten wie des Adels überhaupt, und das benahm ihn die Lust, von der Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukehren, Gebrauch zu machen. In Rom war er ein sehr reicher Mann, in Petersburg wäre er das nicht gewesen. Sein glänzendes Haus wurde der Mittelpunkt der russischen Auswanderer, die beim Sturmeswehen neuer sozialer Umsturztheorien immer zahlreicher wurden; besonders da diese Bewegung durch ein büraukratisches System der Unterdrückung und ein endloses Heer von Spionen und aufreizenden Agenten eher gefördert als unterdrückt wurde.

Zikäf bekümmerte sich im Grunde nicht um Politik, aber seine Verbindung mit der Tochter eines polnischen Aufständigen umgab sein Haupt mit der unverdienten Glorie eines Aufständigen und Märtyrers. In ihm verkörperte sich der russische Edelmann jener Zeit; er sprach die verschiedensten Sprachen mit großer Gewandtheit, hatte vollendete Manieren, Leidenschaft für Schauspiele, war ein unermüdlicher Tänzer, ein feiner Kenner von Weinen, Pferden und Weibern, frivol, skeptisch und ohne sittliches Gefühl. Sehr verschieden von ihm war seine Gattin, die junge Maria Lätizia Pugnatowski. Winzig klein, ganz Geist und Feuer, mit einem Paar großer schwarzer Augen unter langen Lidern, höchst elegant, physisch wie geistig von überfeinertem Geschmack, sammelte sie bald eine Schaar erlesener Anbeter um sich, welche um ihre Gunst zu gewinnen mehr als das Leben, ja die Seele hingegeben haben würden, — vorausgesetzt daß sie alle eine hatten!

War sie ihren Mann untreu? Das blieb ein Geheimniß. Man sprach zwar einen ganzen Winter hindurch von einem jungen Dichter, einem glänzenden, aber vergänglichen Gestirn, das die große Dame stolz an ihrem Triumphwagen einherschleifte, bis der Arme unter die Räder gerieth; dann flüsterte man von einem deutschen Componisten, den sie in Rom, wo er bis dahin unbekannt war, in Aufschwung brachte, dann von einem Bischof, der nicht den Cardinalshut erhielt, weil er zwei unheilige Augensterne zu feurig anbetete. Die cronique scandaleuse jener Zeit umschwirrte dieses zerbrechliche und verführerische Idol, aber die Beschuldigungen blieben unbestimmt, unerwiesen und der Prinz konnte auf seinem Todbette seiner Gemahlin die Vormundschaft ihres

einzigen Sohnes und den Nießbrauch seines bedeutenden Vermögens hinterlassen.

Was auch die Fehler dieser Frau gewesen sein mögen, sie hätte eine für ihr Geschlecht nur allzu gewöhnliche und allzu ernste Entschuldigung für sich anführen können, wenn dieselbe auch den Männern nicht hinreichend erscheint: ihr Mann hatte ihr das Beispiel des Cynismus gegeben, er hatte alle ausgelacht, die sich für eine Idee aufopferten, er hatte nur einen Gott angebetet: sein eignes Wohlleben; er war ohne Glauben, spurlos dahingegangen, wie einer, der nur von materiellem Genuß gelebt hat. Aber sie war ihm nicht in allem gefolgt, ihr Sohn war ihr Schutzengel, mit der Zeit ihr Gefährte, dann ihr Mentor und endlich ihr Gebieter geworden. Die Liebe zu ihrem Sohn und ihren Blumen veredelten die schwache aber nicht verderbte Seele der Maria Lätizia, die Gegenliebe ihres Sohnes, die Lieblichkeit der Blumen verschönte ihr Leben.

Sergius war von Vater und Mutter verschieden; in ihm fand sich der kaukasische Typus in seiner höchsten Vollkommenheit wieder, verfeinert durch die Anmuth der Mutter und durch den italienischen Himmel, unter dem er geboren, zur vollen Harmonie gebracht. Einen schönern jungen Mann als Sergius kann sich kein Mensch denken. Wer ihn sah, verglich ihn mit den herrlichsten Gestalten, in welchen die Kunst männliche Schönheit verkörpert hat: Apollo, Endymion, David. Aber bei all dieser Vollkommenheit war nichts Weichliches in ihm, ein edler Anstand, des eigenen Werthes unbewußt, ein freundliches Lächeln, der Spiegel der Seele, ein sanfter Blick, den die Leidenschaft noch nicht entzündet hatte. Früh verwaist war er in verzärtelnder Umgebung aufgewachsen, unter Blumen und Musik, Künstlern und Frauen, eingewiegt von italienischer Dichtung und polnischen Sagen, ohne genaue Begriffe von Gut und Böse, aber als Verehrer des Schönen und von Natur Feind alles Gemeinen; stolz auf das Erbe seiner Väter, machte er sich aus diesem Stolz einen Schild für seine unerfahrene Jugend, der ihn vor allzu leichten Versuchungen schützte.

So war Sergius Zikäf von einundzwanzig Jahren; dem erregten Gemüthe Margarethens erschien er aber noch vollkommener.

Anfangs war dieser Eindruck ein rein äußerlicher, und Margarethe suchte sich, ohne recht zu wissen wie, demselben zu entziehen, sie konnte sich über ihre Empfindungen keine Rechenschaft geben, ja ihre keusche Seele vermied es zu ergründen, was für schlummernde Leidenschaften der Anblick jenes Unbekannten in ihr erweckt hatte. Stolz auf ihre Tugend, hielt sie sich für sicher, unverwundbar und allzeit fähig, der

Pflicht gemäß zu handeln, welche sie sich zur Richtschnur für ihr Leben erkoren hatte.

An demselben Abend sah sie Sergius wieder. Auf der Bühne kämpften die Hugenotten, triumphirten und wurden ermordet, und zwar unter den Klängen einer Musik, die zu den ausdrucksvollsten Schöpfungen der Tonkunst gehört. Dazu kam noch der Auftritt, wo Valentine, die Gattin und Tochter katholischer Verschwörer, ihren dem Tode von ihrer Hand geweihten Geliebten zurückhalten will, indem sie ihm ihre Liebe gesteht und so in Raouls Seele einen furchtbaren Kampf zwischen der Liebe und der Treue gegen das Vaterland heraufbeschwört. Das Vaterland bleibt Sieger, aber um welchen Preis, unter welchen Schmerzen und Ringen der Seele!

Meyerbeers Musik wurde von zwei großen Künstlern gesungen, welche all ihre wunderbare Schönheit zum Ausdruck brachten, aber noch nie war sie Margarethen so göttlich erschienen; ihre Augen voll Thränen waren auf die Bühne geheftet, unter dem schwarzen Sammetkleide pochte ihr bebendes Herz, sie versetzte sich ganz in Valentinens Seele, weinte und rang mit ihr und fühlte, als müsse sie auch mit ihr sterben.

Sergius trat in die Loge; sie sah ihn nicht, beachtete ihn nicht. Als dann Raoul beim Glockengeläute, welches das Zeichen zum Morden giebt, sich von Valentine losreißt und aus dem Fenster springt, um zu den Kämpfenden und Sterbenden zu eilen, als die ganze Fluth von Harmonien, welche diesen Kampf der Gefühle dargestellt und fühlbar gemacht hat in dem herzzerreißenden Schrei der ohnmächtig Hinsinkenden gipfelt, da schlug Margarethe unwillkürlich die thränenfeuchten Augen auf um einem theilnahmsvollen Blicke zu begegnen, der sie in diesem Augenblicke hohen idealen Schmerzes verstanden hätte.

Im Hintergrund der Loge stand Sergius im Halbdunkel und betrachtete sie mit der regungslosen gespannten Aufmerksamkeit eines Menschen, der seine ganze Seele in einen Gedanken und diesen Gedanken in seinen Blick gelegt hat. Wie der Thau im Sonnenstrahl, so schwanden Margarethens Thränen wie durch Zaubermacht vor dem Feuer dieses Blickes, dem sie unerschrocken halb träumend Stand hielt.

Im Verlauf des Abends wechselten sie nur wenige, nichtssagende Worte, aber beim Hinausgehen bat Terzani, dem Zikäf von Anselmini vorgestellt worden war, den Fürsten, seiner Frau den Arm zu geben, während er vorausginge, um den Wagen zu rufen.

Zum ersten Male in unmittelbarer Nähe, mitten im Gewühl der Menge, das sie dichter an einander drängte, stumm, von denselben Gefühlen bewegt, gingen sie langsam die große Treppe hinab; ihnen schien

es, als flögen sie, sie hätten niemals die letzte Stufe erreichen mögen. Ein Arbeiter, der mit seinem Schatz von der Galerie herunterkam, zeigte auf sie und sagte: „Sieh, Nina, das schöne junge Paar!“

Sie hörten es, schwiegen aber, ohne sich anzusehen.

Plötzlich erklang Terzanis Stimme; er rief sie, sie sollten sich beeilen, sich trennen, der Wagen wäre da. Sergius hielt Margarethe unwillkürlich noch einen Augenblick am Zipfel ihres Pelzes fest, sie machte sich ohne ein Wort los.

„Hast Du Dich gut amüsirt?“ fragte ihr Mann, als der Wagen im Fahren war.

Sie antwortete nicht, lehnte den Kopf in die Wagenecke und that, als ob sie schliefe.

Kaum zu Hause angekommen, ging sie zu Bette, fand aber keinen Schlaf und zündete in der Nacht das Licht wieder an. Sie träumte mit offnen Augen, wie sie es kaum von fünfzehn Jahren gethan hatte. In ihrem Traume, der die Vergangenheit heraufbeschworen, versetzte sie Zikäf an die Stelle des armen Philipp, und dieser fremde Name, der ihr in seiner Fremdartigkeit süß erschien, erklang in ihren Gedanken und auf ihren Lippen, wie der Schlußvers eines lieblichen Liedes. Kein Gewissensbiß, keine Furcht vergiftete diesen Traum. So manche Nacht hatte sie wach im Bett gelegen und an ein schönes Bild, an Personen aus einem hübschen Roman oder an eine antike Statue gedacht. Auch jetzt waren ihre Eindrücke so unpersönlich wie solche Erinnerungen. Nicht die Margarethe von heute träumte, sondern ein Mädchen, das zum Theil ihr glich, wie sie zur Zeit ihrer Bekanntschaft mit Philipp war, zum Theil der jetzigen edlen klugen Frau, die in allen Angelegenheiten des Lebens, nur nicht in der Liebe, Erfahrung hatte.

Endlich schlief sie gegen Morgen ein und wachte zur gewohnten Stunde etwas müde, aber ruhig auf. Sie ging den Tag über ihren gewohnten Beschäftigungen mit heiterem Antlitz nach, so daß sie jünger und schöner als gewöhnlich aussah. In der That fühlte sie sich glücklich. Sie schien eine andere, nachsichtiger, zufriedener, leichtern Sinnes, als hätte sie Flügel. Wie schön schien ihr das Leben, die Kunst, der Lauf des Tiber und die harmonischen Linien jener großen Kuppel, die sich mit der Begeisterung des Gebetes zum Himmel erhebt.

Selbst nicht der „Gwuß“ von Solfa störte sie; als sie ihn hörte, befahl sie, die Lichter im Atelier anzuzünden.

Anselmini und Zikäf kamen pünktlich um neun Uhr und Margarethe empfing sie mit der ihr eigenen Anmuth, scherzte höflich mit dem einen, und behandelte den andern mit der würdevollen Ungezwungenheit einer

edlen Frau, die ihr aufkeimendes Wohlwollen nicht verbirgt, weil sie nicht fürchtet, je darüber erröthen zu müssen.

„Zuerst sagen Sie mir, wie es Ihrer Mutter geht, Fürst Zikäf," sagte sie, indem sie den jungen Mann aufforderte mit ihr ins Atelier zu gehen, während Anselmini am Spieltisch Platz nahm.

„Danke, gnädige Frau. Es geht ihr sehr viel besser; sie leidet manchmal an Kopfschmerz, vielleicht in Folge ihrer Leidenschaft für Blumen und Wohlgerüche. Wenn Sie es erlauben, wird meine Mutter Ihnen einen Besuch machen, und ich werde mich freuen, wenn sie Ihre Bekanntschaft machen darf. Meine Mutter ist noch so schön und so jung, daß alle sie für meine Schwester halten."

„Ich werde mich sehr freuen, sie kennen zu lernen. Ist Ihre Frau Mutter eine Polin?"

„Jawohl, aber ich bin in Italien geboren —"

„Ihr Vater war ein Russe, — also sind Sie es auch."

„Wenn ich zwischen Unterdrückern und Unterdrückten zu wählen hätte, würde ich mich für letztere entscheiden, aber in Rom geboren und erzogen, muß ich mich erst darauf besinnen, daß in meinen Adern nicht lateinisches Blut fließt."

„Also sehen Sie nie in den Spiegel?" Und sie lachte, als sie ihn dabei ansah. Der Fürst sah sie mit seinen großen blauen Augen an, die nordisch in der Farbe, aber nicht im Ausdruck waren; unwillkürlich erröthete sie, sah aber nicht fort, das wäre ihr feige vorgekommen. Also fuhr sie fort, ihn lachend anzuschauen, doch minder unbefangen.

„Jeder, der Ihnen begegnet, muß sagen: das ist ein Slave. Alles an Ihnen zeugt von einem andern, stärkern, vollblütigen, jüngeren Volksstamme als der unsere. Ich glaube sogar bestimmt, daß Sie mehr Ihrem Vater als Ihrer Mutter ähnlich sehen."

„Wie können Sie das wissen?" fragte der Fürst überrascht, denn trotz seiner Eigenliebe und an das Lob und die Schmeicheleien der Frauen gewöhnt, fühlte er sich von dieser Prüfung seiner Persönlichkeit seltsam betroffen.

„Ich dachte es mir; im Uebrigen wünsche ich Ihnen das Herz Ihrer Mutter, als Frau und als Polin hat sie gewiß ein besseres als ein russischer Fürst."

„Sie sind eine Feindin der Russen? Da wandelt mich beinahe die Lust an, sie zu vertheidigen."

„Und weshalb, wenn Sie sich noch eben einen Italiener nannten? Das Blut spricht in Ihnen zu Gunsten Ihrer Landsleute, obschon Sie sie zuerst Unterdrücker nannten."

„Ich strecke die Waffen! Ich hielt Sie nicht für so geneigt zum Angriff. Wenn Sie die Russen hassen, bitte ich Sie, mich nicht für einen Russen zu halten; wenn Sie mich aber doch für einen Russen ansehen, bitte ich Sie, mich nicht zu hassen. Ist es so recht?"

„Sie hassen? Und warum? Ich hasse Niemanden, auch nicht die Russen. Ich will Ihnen vielmehr sagen, daß ich seit einiger Zeit mit vielem Vergnügen die Romane von Turgenieff lese."

„Rauch?" fragte der Fürst.

„Ja gerade Rauch ist der letzte, den ich gelesen habe. Was für Schönheiten in der Schilderung, welche feine und genaue Darlegung der Leidenschaften; aber für uns ist die Koketterie der Heldin etwas Furchtbares, selbst für eine Russin."

„Das sagt auch meine Mutter, die ein sehr feines Kunstgefühl hat. Wozu solche verschrobene Frauen schildern? Ich glaube, es giebt deren weder in Rußland noch sonst wo. Kennen Sie die Geschichten von Gréville?"

„Jawohl! Als ich die erste ‚Nadia' las, rief ich: das hat eine Frau geschrieben!"

„Auch meine Mutter erkannte die Frauenhand in den Schriften von Gréville! Sie beweisen eine genaue Kenntniß russischer Sitten und großes Wohlwollen für meine Landsleute . . ."

„Endlich bekennen Sie sich als Russe! Sehen Sie nicht so herausfordernd aus, sonst springt am Ende —"

„Auch noch der Kosack heraus! Bravo! Sie machen sich über mich lustig. Aber merken Sie sich, wenn ich in Rußland aufgewachsen wäre, so wäre ich schon in Zorn gerathen!" —

„Sind die Russen vielleicht heftiger als andere Leute!"

„Die russischen Edelleute sind herrisch. Mein Vater war es. Das liegt in ihrer Erziehung. Meine arme Mutter wüßte wohl etwas davon zu sagen, aber sie hat sich gegen mich nie beklagt. Wenn ich so spreche, erinnere ich mich an meine Erfahrungen und Beobachtungen anderer."

„Sie haben ihre Mutter sehr lieb?"

„Alle Kinder lieben ihre Mutter, ich bete die meine an — ich bin von ihr entzückt, ich bewundere sie und tyrannisire sie auch ein wenig."

„Nach Art der russischen Fürsten?"

Sergius lächelte und erröthete leicht, ließ sich aber nicht unterbrechen. „Sie ist wunderhübsch, sehr klein, phantastisch und elegant, eine reizende kleine Mama! Ja ich bete sie an, ich quäle sie mitunter und habe keine Ehrfurcht vor ihr."

„Oh!"

„Das ist nicht meine Schuld! Sie hat mein Kamerad, meine Vertraute sein wollen. Ich muß ihr alles sagen!"

Bis dahin war das leichte tändelnde Gespräch für Margarethe ein ungewohntes Vergnügen gewesen, und als der erste Augenblick der Befangenheit vorüber war und sie von der Seelenruhe des Sprechenden eben so sehr überzeugt war, wie von ihrer eigenen, hätte sie noch wer weiß wie lange über Kunst oder über die geliebte Mutter fortsprechen können, obschon sie selbst, als Mutter, nicht so hätte geliebt werden mögen. Aber die Worte: „ich muß ihr alles sagen," wurden in einer Weise betont, von einem so eindringlichen Blick begleitet, daß Margarethe plötzlich verwirrt, leise murmelte: „Alles?"

„Gewiß! Morgen um acht werde ich in ihr Zimmer treten. Sie wird sich schon einen Augenblick im Spiegel besehen haben und im Halbdunkel in ihrem Bette sitzend, wird sie wie eine jung verheirathete Frau aussehen, ganz in Bänder und Spitzen gehüllt. Wir werden zusammen Thee trinken und ich werde ihr ausführlich erzählen müssen — Ach! wie viel werde ich ihr morgen zu erzählen haben — was für Geständnisse werden mir aus dem Innersten des Herzens emporquellen" —

„Was werden Sie ihr sagen?"

Sergius wollte ein Wort aussprechen, aber der stolze beinahe unwillige Blick Margarethens schüchterte ihn ein; er stand langsam auf und trat auf den Balkon. Der Mond spiegelte sich flimmernd im Wasser des Flusses und gab den alten Häusern und den Bäumen am andern Ufer eine märchenhafte Färbung.

„Ich werde ihr erzählen", sagte er, ohne sich zu ihr zu wenden, „daß Frau Terzani eine schöne Wohnung hat, wie sie einer solchen Künstlerin würdig ist; ich werde ihr sagen, daß ich in meinem ganzen Leben nicht diese Aussicht, diesen Mondschein vergessen werde, auch nicht — Aber verzeihen Sie, wie kann ich Ihnen, für die ich beinahe noch ein Unbekannter bin, sagen, was ich morgen meiner Vertrauten, meiner Mutter sagen werde, die Sie dem Ansehen nach so lange kennt wie ich? Sehen Sie, als ich heute Abend zu Ihnen kam, war es mir, als käme ich zu einer alten Bekannten — mit einem einzigen Blick haben Sie mich belehrt, daß ich sehr anmaßend gewesen bin!"

„Ein unerhörter Sieg!" brüllte im Nebenzimmer der Commendatore Solfa und im selben Augenblick erschien Graf Anselmini in der Thür des Ateliers, warf einen prüfenden Blick zuerst auf Sergius, der noch immer auf dem Balkon stehend mit Margarethe sprach, ohne sie

anzusehen, dann auf diese, welche nachdenklich, das Kinn auf die Hände gestützt, dasaß. Erstaunt wollte er eben den Mund zu einem spöttischen Scherz öffnen, als er aber Margarethens Blick begegnete, wurde er wieder ernst und förmlich.

„Es ist elf, lieber Fürst," sagte er auf die Uhr blickend, „wir haben versprochen nicht in der Gesellschaft der Fürstin T. zu fehlen."

Sergius machte eine ungeduldige Bewegung, nahm sich aber rasch wieder zusammen und sagte: „Richtig! auch der Marchesa B. habe ich versprochen, gegen Mitternacht einen Augenblick zu kommen!"

Anselmini lächelte: „Weißt Du, daß auch die Gräfin zurück ist? ich bin ihr heute Vormittag zu Fuß auf dem Corso begegnet. Mit dem Winter kehren alle unsere Schwalben wieder, die eine von einer langen Reise, die andere aus dem Bade, eine dritte vom Landaufenthalt, und manche thun, als kehrten sie zurück, obschon sie sich garnicht gerührt haben. Es gehört zum guten Ton, im Sommer die Damen, welche nicht verreist sind, auf der Straße nicht zu erkennen; manch eine würde uns hassen, wenn sie dächte, wir hätten sie gesehen, im Herbst muß man ihnen besonders aus dem Wege gehen. Am Anfang des Winters kommen sie uns von selbst entgegen, und wehe dem, der von da ab an ihren Empfangsabenden fehlt! Jede hat *ihren* Tag, *ihren* Theaterabend, *ihren* Empfangsabend, *ihre* Morgenspaziergänge, *ihre* Vorlesungen am Sonntag in der Palombella, *ihre* Jagdpartien und bei allem will sie dasselbe zahlreiche Gefolge von Freunden haben. Wer fehlt — mit dem heißts: Krieg bis aufs Messer! Sage ich nicht die reine Wahrheit? Sergius und Margarethe hatten sich gefaßt und letztere antwortete scherzend:

„Ich weiß es nicht; ich gehöre nicht zu den Damen der großen Welt. Wenn ich zu Hause bin, empfange ich immer Besuche, und ich sehe so wenige."

„Erlauben Sie mir, Sie mitunter zu besuchen?"

„O Fürst! Ihre Stunden sind gezählt; der Winter hat kaum angefangen und schon müssen Sie an einem Abend drei bis vier Damen besuchen; was wird es erst in der rechten Gesellschaftszeit sein? Ich bitte Sie also, nicht zu viel zu versprechen."

Der Fürst erwiderte nichts; aber Anselmini wunderte sich über Margarethens herausforderndem Ton, der mit ihrer gewöhnlichen Milde so ganz im Widerspruch stand und murmelte zwischen den Zähnen: „Sehr schlimm!" — Dann seufzte er.

Unterdessen kamen Solfa und Terzani herein, sie sprachen lebhaft von ihrem ewigen Spiel. „Ein unerhörter Fall!" sagte der gnet

Modenese und rieb sich die Hände, „kommt wunter tausenden ein Mal vor!"

Diese unausstehliche Stimme und der Anblick ihres Mannes zerstörten völlig den Zauber. Margarethens Lächeln verschwand, und sie verabschiedete ihre Gäste mit großer Kälte, namentlich Sergius, als ob sie ihn für einen ernsten Verstoß strafen wollte.

Obgleich der junge Mann an weibliche Künste gewohnt und ein Kenner des launenhaften und unbeständigen Frauenherzens war, konnte er diese Behandlung doch nicht so gleichgültig hinnehmen, wie er wohl gewollt hätte. Die weichen Wangen, welche das nordische Blut gewöhnlich mit leichter Röthe färbte, erblaßten, die blauen Augen senkten sich betrübt, während die dunkeln Brauen sich zornig zusammenzogen.

Ja, die Russen sind heftig und in Sergius' Adern rollte vornehmlich das Blut des Vaters.

Unwillkürlich that er Margarethen leid. „Da fällt mir eben ein", sagte sie und sah Anselmini dabei an, „ich will meine hundert Franks zurück haben."

„O das ist schön!" sagte der Graf. „Haben Sie vielleicht das Sprüchwort vergessen."

„Was für ein Sprüchwort?" fragte Terzani gähnend, um doch etwas zu sagen.

„Wer giebt und zurücknimmt, den hole der Teufel!*) Sie haben gekauft —"

„So zu sagen gar nichts — statt eines Rosenstockes habe ich einen Zweig bekommen, der in einen Topf gesteckt war. Der Betrug ist erwiesen", sagte sie und holte die schon ganz verwelkte Pflanze herbei. — „Ich bleibe dabei, es ist ein in die Erde gesteckter Zweig." Damit zog sie das Stämmchen heraus, an dem wirklich nur wenige schwache Wurzeln saßen, so daß es leicht der nervösen Hand nachgab.

Der Graf sah bestürzt bald Margarethe bald Sergius an. Sie wußte von wo die Rosen kamen, denn er hatte ihr am Vormittag selbst gesagt, daß sie aus dem Garten des Fürsten wären; also? —

„Nehmen wir einmal an," fuhr Margarethe fort, indem sie das ausgerissene Stämmchen herausfordernd schwang, „die von mir geschenkten Bilder wären keine Gemälde, sondern nur Oeldruck, glauben Sie nicht, daß die geheimnißvollen Käufer reklamiren könnten?"

„Wenn es sich um einen wohlthätigen Zweck handelt, reklamirt Niemand", erklärte Anselmini verstimmt. „Ueberdies konnte der Herr,

*) Chi dà e ripiglia, il diavolo se lo piglia.

welcher den Rosenstock geschenkt hat, nicht wissen, daß sein Gärtner einen ohne Wurzeln ausgesucht hätte."

„Und der Gärtner wird morgen seine Stelle verlieren," sagte Zikäf, dem der Zorn den Athem versetzte.

„Eine zwu harte Strafe für ein kleines Versehen!" Solfa hätte noch mehr gesagt, aber es schlug halb zwölf, deshalb stand er hastig auf, aus Angst vor seiner Wirthschafterin, welche geneigt war, auch kleine Vergehen streng zu bestrafen, und entfernte sich mit eiligem Gruß.

„Anselmini, ich werde nicht mehr reklamiren, wenn Sie mir morgen einen Rosenstock bringen. Sehen Sie, ich hatte angefangen, diese Rosen zu malen, und mitten in der Arbeit haben sie mir Adieu gesagt!"

„Aber in dieser Jahreszeit","— fing Anselmini verlegen an. Auf einen Wink von Sergius veränderte er den Ton und setzte hinzu: „Doch für Sie werde ich ein Wunder thun, und wenn ich in die Unterwelt hinabsteigen müßte, Sie sollen die Rosen haben!"

Zikäf dagegen war froh und glücklich, er reichte Margarethen die Hand, und sie sah ihn verstohlen mit harmlos schelmischem Blicke an. Das Herz, ein Erbtheil der Mutter, klopfte ihm im Busen, als ob es herausspringen und ihr sagen wollte: „Nimm mich barmherzig auf und thu' mir nicht weh! Ich bin eine arme im Treibhaus aufgewachsene Pflanze und meine Wurzeln sind schwach, im Guten wie im Bösen."

(Fortsetzung folgt.)

Poesie und Sittlichkeit.

Von
Otto Harnack.

Einige widerwärtige Ereignisse haben in letzter Zeit Zustände aufgedeckt, die dem Auge des ordnungliebenden Staatsbürgers für gewöhnlich verdeckt sind, und haben daher so gewirkt, als seien sie Symptome einer plötzlichen Erkrankung des Gesellschaftskörpers. Und indem sich die öffentliche Meinung mit den Ursachen dieses vermeintlich neuen Uebels beschäftigt, ist sie auch auf die poetische Literatur und das Theater aufmerksam geworden, und hat deren Ausschreitungen verantwortlich gemacht. Man kann das nicht geradezu tadeln; denn in der Vielgeschäftigkeit des modernen Lebens läßt sich nicht alles zugleich im Sinne behalten, und es ist natürlich, daß es einzelne Anlässe sind, die dazu führen sich mit einzelnen, eine Zeit lang zurückgestellten Fragen zu beschäftigen. Aber wenn nun der Wunsch laut wird, eine größere Einschränkung von Seiten des Staates auf dem Gebiete der Literatur und den Brettern der Bühne eintreten zu lassen, so betritt man damit eine höchst bedenkliche Bahn, einerseits weil der Staat nicht die geeigneten Organe besitzt, um eine solche Einschränkung vernünftig auszuführen, andrerseits weil man damit den Lebensnerv des dichterischen Schaffens angreift, der in der absoluten ästhetischen Freiheit liegt. Ueber den ersten Punkt, die Urteilsweise der Polizeipräsidenten in künstlerischen Dingen, wollen wir hier nicht reden; dazu bietet fast jede Woche der Theatersaison in irgend einer deutschen Stadt Gelegenheit. Der zweite, der das Wesen der Sache trifft, ist es, der uns zu reden auffordert, weil er heute in Gefahr ist übersehen zu werden. Man hat die realistische Poesie Deutschlands, man hat Ibsen, man hat Franzosen und Russen angeführt, um den entsittlichten Standpunkt der modernen Dichtung zu erweisen. Und worauf hin? Fast immer daraufhin, daß in diesen Dichtungen dies oder jenes Anstößige gesagt oder gethan

werde. Als ob dies ein Beweismittel wäre! Man sehe doch Shakespeare oder den Faust, von hundert geringeren, aber auch universell berühmten Dichtern zu schweigen, — darauf an, ob sich in ihnen nicht Dinge finden, die an Unfläthigkeit nicht überboten worden sind! Es ist der Poesie und der Kunst überhaupt, an sich nichts verschlossen und versagt, und es ist nichts undarstellbar, wenn sich die darstellende Kraft dazu findet. Auch sage man nicht, daß sich die Zeiten geändert haben! Gewiß, es ist eine größere Zurückhaltung im gesellschaftlichen Verkehr eingetreten als man sie früher gekannt hat; aber den Dichter von dieser abhängig machen, hieße ja, ihn nicht Forderungen der Sittlichkeit, sondern bloßer Convenienz unterstellen wollen. Wenn des Mephistopheles Witzwort von keuschen Ohren und keuschen Herzen zur ernstgemeinten Vorschrift für den Dichter werden sollte, so würde der Beruf des Dichters zum wahren Kinderspott.

Nun wird freilich eingewandt, bei Shakespeare oder Goethe stünden solche Schilderungen im Zusammenhang mit einem Ganzen, das einer sittlichen Tendenz oder einer philosophischen Idee diene, und hätten da als Contrastwirkung oder als Dissonanz, die ihre spätere Auflösung fände, ihre berechtigte Stelle! Aber abgesehen davon, daß das Vorhandensein einer solchen Tendenz oder Idee in vielen Fällen sehr bestreitbar ist, so würde die Freiheit der Kunst vollkommen vernichtet werden, wenn man den Werth des Werkes von solchen Faktoren abhängig machen wollte. In der ästhetischen Vollendung liegt sein Werth, und man darf es aussprechen: je widerwärtiger der Stoff ist, je mehr er unüberwindlich scheint, desto mehr giebt er der Kraft des Künstlers Gelegenheit sich an ihm zu erweisen, zu einem desto größeren Triumph der Kunst gestaltet sich die siegende künstlerische Durchbildung. Nur wenn der Künstler selbst auf diese ästhetische Freiheit verzichtet, wenn er sein Werk in den Dienst einer Tendenz stellt, dann unterliegt er einer andersartigen Kritik, und wenn die Tendenz eine unsittliche ist, der moralischen Verurtheilung. Aber ob dieser Fall eintritt, das zu erkennen erfordert eine weit größere psychologische Feinheit des Urtheils als sie gewöhnlich gegenüber neuen Kunsterzeugnissen aufgewandt wird. Ein sehr schönes Beispiel solchen Urtheils hat Schiller an der Stelle gegeben, wo er Goethes Römische Elegien in Schutz nimmt und zugleich sich gegen einige untergeordnete Dichtungen Wielands wendet.

Sind nun in der neuesten Poesie unsittliche Tendenzen zu erkennen, die sie von der reinen Höhe der Kunst entfernt halten? das ist die Frage, die vor allem zu beantworten ist: wird sie bejaht, so ist gegen

eine solche Poesie zwar nicht die Polizei, aber die öffentliche Meinung, das öffentliche Gewissen anzurufen und wachzurufen.

Ganz zweifellos ist ein Tendenzdichter Henrik Ibsen, freilich von einer künstlerischen Kraft, die in seinen Hauptwerken das Tendenziöse überwindet. Daß Ibsen aber unsittliche Tendenzen verfolge, kann nur eine ganz beschränkte Betrachtungsweise herausfinden. Ibsen's Dramen beruhen auf einer Weltanschauung, die allerdings der in der Staatskirche gültigen durchaus widerspricht, die aber allen Anspruch erheben darf, ernst genommen und geachtet zu werden. Man kann sie bekämpfen, wie der religiös Gesinnte das System eines atheistischen Philosophen bekämpfen wird; aber man kann sie nicht als eine unwürdige und verderbliche Erscheinung in unserer Kultursphäre hinstellen.

Bei den im strengen Wortsinn realistischen oder gar „naturalistischen" Dichtern fällt jede Tendenz, und also auch die unsittliche selbstverständlicher Weise fort. Sie wollen nur ein Stück wirklichen Lebens photographisch wiedergeben. Allerdings könnte man gegen sie einwenden, daß eine solche die bloße Wirklichkeit abmalende Darstellung nicht ästhetisch sei, und daher auch keinen Anspruch auf die künstlerische Immunität habe. Aber wenn sie nicht künstlerisch ist, so ist sie dafür in ihrer Art wissenschaftlich; wenn sie nicht Schönheit giebt, so giebt sie Wahrheit, und die Wahrheit um der Sittlichkeit willen unterdrücken zu wollen, wäre zweifellos ein sehr unglückliches Unterfangen. Zudem ist auch jene realistische Darstellung, wenn auch noch nicht Kunst, so doch eine nothwendige Vorstufe der Kunst. Das Abzeichnen des Thatsächlichen macht noch nicht den Künstler; aber wem man es verbieten wollte, würde nie ein Künstler werden. Freilich wären nicht alle solche Vorarbeiten zu veröffentlichen. Betrachtet man in den jetzigen Ausstellungen die Masse der Bilder, die nur Farbenskizzen sind, liest man die Novellen der neuesten Schule, die nur Studien sind, nur Beobachtungsmaterial geben, so staunt man wohl über die naive Selbstüberschätzung mancher „Künstler". Aber so wünschenswerth es wäre, daß Redaktionen und Jury's hier einen Riegel vorschöben, so wenig ist doch gerade dieser Punkt geeignet, eine Sittlichkeitsbewegung von sich ausgehen zu lassen. Dafür sind es allzu feine künstlerische Nuancen, auf die es hier ankommt.

Ist nun aber damit der Charakter der modernen Litteratur ausreichend gezeichnet? Nach meiner Ueberzeugung nicht! Es giebt auch eine Gruppe, die sich unberechtigt mit dem Namen des Realismus deckt, und welche in der That das Unsittliche mit Vorliebe sucht und tendenziös befördert. Ich rechne hierzu nicht etwa ein Werk wie Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang", das ich trotz mancher überflüssiger Roheiten

doch als Ganzes nicht für unsittlich halten kann. Ich rede von der Literatur, wie sie noch vor zehn Jahren etwa im Colportagehandel bei Näherinnen oder Ladendienern angebracht wurde, wie sie aber heutzutage durch das dreiste Selbstbewußtsein einer Literatengruppe immer mehr in das Gebiet des für ernsthaft geltenden Schriftthums einzudringen weiß. Hier liegt ein schweres Verschulden von Seiten der Gesellschaft vor, die sich Derartiges aufdrängen ließ, freilich ein größeres von Seiten der Verleger und von Seiten der Redaktionen, die in ihren Zeitschriften diesen Machwerken ernst gehaltene Besprechungen überhaupt zu Theil werden ließen. Vorzugsweise schildern diese Romane, Novellen, Dramen das Leben der Berliner Demimonde, und nichts haben die Verfasser leichter als jeden Tadel mit dem Bemerken abzuweisen, daß der Kritiker wegen des Stoffes gegen ihr Werk schon voreingenommen sei. Aber man vergleiche nur eines dieser Produkte mit Daudet's grandioser „Sappho", um das alte „Si duo faciunt etc." auch hier bewährt zu finden. Was für ein Werk von tragischer Gewalt hat der Franzose aus diesem scheußlichen Stoffe zu machen gewußt! Wie wird das Mitgefühl wachgerufen, wie erschüttert uns nicht das Schicksal des mehr und mehr entnervten, endlich um sein Leben betrogenen Jünglings! Aber was wir in Deutschland aus dieser Sphäre dargestellt finden, ist alles, im komischen wie im tragischen Gewande, oberflächlich und schal, und wirkt daher ekelerregend. Man kann zur Erklärung anführen, daß das Ensemble, das uns die Autoren vorführen, jeder Spur dessen entbehrt, was man für gewöhnlich „poetisch" nennt, was man aber besser „romantisch" nennen sollte. Peinliches gerade von jener Art wird für viele durch einen leichten Zusatz romantischen Duftes erträglicher, ja vielleicht sogar erfreulich. Unsere modernen Autoren verschmähen das, und man thäte Unrecht, es ihnen zum Vorwurf zu machen. Sie könnten antworten, daß die Thatsachen, die sie erzählen, durch solche unwahre Zuthaten nicht in ihrem Wesen verändert würden, und daß auch der wahre Kunstwerth nicht durch solche Ausschmückungen erreicht werde. Und wer gewöhnt ist, Dichtungen objektiv sich gegenüberzustellen, der wird über die entsetzliche Oede und Nüchternheit, die ihm hier entgegenstarrt, hinwegzukommen wissen. Nicht so leicht freilich über den Mißbrauch, der hier mit der deutschen Sprache getrieben wird. Autoren, die in ihrer Muttersprache nur zu stammeln wissen, zählen sonst nicht zur literarischen Welt, und noch weniger solche, die nicht nur ihre Personen kein Deutsch, sondern einen Straßenjargon reden lassen, sondern auch selbst sich nur dessen zu bedienen wissen. Aber es ist noch ein anderer, wichtigerer Punkt, der hier den widerwärtigen Gesammteindruck

bedingt. Die Autoren sind in der Sphäre, in die sie uns führen, selbst durchaus befangen. Kein Blick schweift aus ihr heraus, keiner dringt in die Höhe zu größerem und weiterem Ausblick, keiner dringt in die Tiefe des natürlichen Menschenherzens. Alles bleibt in dem verschrobenen, krankhaften Empfindungsleben gescheiterter oder scheiternder Existenzen stecken. Wollte man darauf erwidern, das sei eben durch die Naturwahrheit bedingt, so wäre diese Antwort durchaus falsch. Denn es wird uns ja nicht nur das Weib gezeigt, das nie eine andere als diese Stickluft geathmet hat, sondern auch der Mann; der Mann, der seinem Berufe nachgeht, der ein persönliches Streben verfolgt, dessen Leben doch schließlich, auch wenn er noch so sehr dem Genusse nachtrachtet, einen ganz andern Hauptinhalt hat. Aber von diesem erfahren wir nichts! Er liegt außerhalb der Sehweite dieser Dichter. Um es zusammenzufassen: nicht in der Schilderung unsittlicher Frauen liegt das Unsittliche dieser „Poesien", sondern in der Schilderung der Männer. Diese Männer haben keinen andern Gedanken als den an käufliche Weiber. Der Dichter kann gewiß auch einen solchen Typus schildern; dann erfordert aber die bloße Lebenswahrheit schon, daß er ihn fortschreitend verlumpen und verfallen läßt, wie das in dem mit Unrecht verschrieenen zweiten Drama Sudermann's geschieht. Aber Männer, die ihre Stelle erfolgreich ausfüllen, sogar Bedeutendes leisten, ohne daß wir an ihnen irgend etwas anderes wahrnehmen können als rein sinnliche Neigungen, solche Männer sind ein Unding. Alles was uns in diesen Dichtungen erzählt wird, kann im Leben des Mannes, der seinen Platz in der Welt behauptet, nur eine nebensächliche, vorübergehende Rolle spielen.

Solche Werke können unzweifelhaft unsittlich wirken. Sie schildern nicht die Welt wie sie ist noch wie sie sein sollte, sondern wie sie sein könnte, wenn auf ihr die Nothwendigkeit der Arbeit, des Erwerbs nicht bestände, wenn es das Loos des Mannes wäre, sorglos eine blos animalische Existenz zu führen. Sie schildern auch nicht menschlich wahre Empfindung oder gar Leidenschaft, sondern nur Gefühle, mit denen das Bewußtsein der Werthlosigkeit und Nichtigkeit beständig verbunden ist. Und was das Schlimmste: sie schildern diese so als ob sie die einzig möglichen wären, als ob Ursprünglichkeit und Wahrheit des Empfindens nicht blos ein Traum, ein Schatten, sondern ein Widersinn wäre. Es ist die Lästerung der Liebe.

Die Gesellschaft, und vor Allem die literarisch maßgebenden Kreise haben daher wohl Ursache, Manches das sich eingedrängt hat, zurückzuweisen. Aber wie wir schon zu Anfang jeden Gedanken an

eine vergrößerte staatliche Competenz verwarfen, so betonen wir auch zum Schluß, daß die öffentliche Meinung im großen Maaß Vorsicht des Urtheils zu üben hat, und daß es besser ist einige unwürdige Werke passiren zu lassen, als ein einziges würdiges zurückzuweisen. Es ist leichter der Kunst schweren Schaden zuzufügen als der Sittlichkeit den geringsten positiven Gewinn zu bieten. Denn die Kunst ist eine zarte Pflanze, die leicht kränkelt, — die öffentliche Sittlichkeit eine gewichtige Masse, die nach den Grundtrieben des menschlichen Wesens gebildet nur langsam und schwer sich verändert.

Die Patriarchen von Alexandria.

Von

Dr. **Paul Rohrbach.**

I.

In der kirchlich-politischen Entwicklung des Orients seit der Anerkennung des Christenthums durch Constantin ist die Stellung des Bischofs von Alexandria lange Zeit hindurch eine ganz besonders hervorragende gewesen. Sein Sitz hat in der sich bildenden Oligarchie der orientalischen Patriarchate ein entschiedenes Uebergewicht und überragt vor dem Concil von Chalcedon (451) die anderen so weit, daß er auf dem besten Wege scheint ein zweites Rom zu werden, mit einer entsprechenden Herrschaft über den Osten, wie sie der Stuhl Petri im Abendlande besaß. Diese Entwicklung erreicht mit dem Chalcedonense einen plötzlichen und unvermutheten Abschluß und an die Stelle des Alexandriners tritt fortan des Kaisers Hofbischof, der Inhaber des Stuhles von Constantinopel. Gleichzeitig beginnt die Periode jener furchtbaren und fruchtlosen inneren Kämpfe in der orientalischen Kirche, aus denen sie sich innerlich und äußerlich erstickt nie mehr emporgerichtet hat.

Da die Verhältnisse von diesem Gesichtspunkt aus noch nicht Gegenstand einer zusammenfassenden Betrachtung geworden sind, so sei der Versuch gestattet, in Folgendem eine solche zu geben*).

Die Großmacht der Bischöfe von Alexandria ist aus zwei Wurzeln emporgewachsen: 1) aus der universalen Bedeutung, welche die alexandrinische Theologie gewann und 2) aus der unbedingten Autorität über den ägyptischen Clerus, welche sie besaßen.

---

*) Ueber das alexandrinische Patriarchat ist freilich nicht wenig geschrieben worden, doch ist das Material nirgends unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gebracht.

Ein solcher ist erst von Harnack aufgestellt worden — Dogmengeschichte Bd. II S. 348 ff. — wo mit wenigen Worten der wesentliche Inhalt dieser Arbeit im Voraus umschrieben ist.

Jenes große wissenschaftlich-theologische System*), das wie kein anderes die Weiterentwicklung der christlichen Lehre bestimmt hat, entstand seinerseits wieder aus der berühmten Katechetenschule von Alexandria heraus.

Was es an Lebensformen in der Zeit gab, fand seinen potenzirtesten Ausdruck in dieser Stadt, die der geistige Schwerpunkt für die Osthälfte des Reiches war — zugleich auch Wurzel und Hauptblüthestätte der Macht, die das Leben aller dieser Länder erfüllte — des Hellenismus. Alexandria war der Ort, wo der Orient sich concentrirte und der griechische Geist am stärksten auf ihn einwirkte und daher mußte hier das junge Christenthum am nachhaltigsten und entscheidendsten mit dem ganzen Inhalt der alten Welt in Berührung kommen. Bei dem geistig reichen und bewegten Leben der Stadt, die auch ein Centrum heidnischer Culte wie hellenistischer Philosophie war, mußten lebhafte Wechselwirkungen eintreten. Aus diesen Verhältnissen heraus entstand die große Katechetenschule — äußerlich wohl den antiken Philosophenschulen nicht unähnlich. Neben der gewöhnlichen Aufgabe des Katechumenenunterrichts handelte es sich bald auch darum, den gebildeten Heiden, die nach wissenschaftlicher Auffassung und Darlegung des Christenthums verlangten, diese zu vermitteln und andererseits Persönlichkeiten zu einer solchen wissenschaftlichen Vertretung heranzubilden. Bei den vorhandenen Umständen mußte die Sache bald in's Große wachsen und es traten nach einander hochbedeutende Männer theils an die Spitze der Schule, theils gingen solche aus ihr zu anderweitiger Wirksamkeit hervor. Diese alexandrinische Katechetenschule entwickelte nun — hauptsächlich durch ihre größten Leiter Clemens und Origenes — eine specifisch alexandrinische Theologie, die in der ganzen orientalischen Kirche und darüber hinaus gewaltigen Einfluß und bald die unbedingte Führung gewann.

Ihre große Stellung ist aber thatsächlich auch der Preis für eine ganz fundamentale Leistung: für die Vermittlung zwischen Christenthum und Antike, die auf irgend eine Weise gefunden werden mußte. Die alexandrinische Schule hat christliche Lehre und antike Bildung zu commensurablen Größen gemacht und dann beide in einem Ausdruck zusammengefaßt, der als die Lösung des Problems erschien, an dem die alte Welt sich abgearbeitet hatte: des Verhältnisses von Gott, Welt und

---

*) Ueber das alexandrinische System, Harnack, Dogmengesch. I. Ausführlicher Bigg, The christian platonists of Alexandria, Oxford 1886.
Das Material an Nachrichten bei Guericke, de schola quae Alexandria floruit catechetica, Halle 1824—25.

Menschheit zu einander. Für das Gelingen dieser Aufgabe wurde den Alexandrinern die Herrschaft in der Kirche zum Lohn.

Die ganze Entwicklung der vorchristlichen Zeit läuft in den Geistern der Menschen in ein großes Fragezeichen aus — was ist Wahrheit? Was ist das eigentlich Seiende in der Erscheinungswelt? Die allseitige Aufstellung des Erkenntnißproblems ist ein Hauptergebniß der geistigen Arbeit des Alterthums — es war nur Eins dabei sicher geworden, nämlich daß es menschlicher Kraft versagt schien, die Wahrheit zu entschleiern. Nur die Sehnsucht war geblieben und lebte in dem besten Theil der Menschheit — γνῶσις war die Formel, in die das Sehnen der alten Welt gebannt war.

Hiermit mußte der Inhalt des Christenthums vermittelt werden und es ist natürlich, daß bei der Predigt von der Erlösung sich die Vorstellungen um diesen Angelpunkt gruppirten. Jetzt wußte die Menschheit woher und wozu sie selbst und die Welt sei — Alles von Gott und das Christenthum die wahre Philosophie — Christus hat die wahre γνῶσις vermittelt — das Unerkennbare war offenbart. So mußte das Christenthum in der Berührung mit der griechischen Philosophie zur Antwort auf ihre Frage werden; in einer anderen Form konnte das Verhältniß beider nicht gefunden werden und diese eine wurde in Alexandria gefunden.

Damit wäre aber der Schlüssel zu einem Haupttheil des eigentlichen Inhalts der christlichen Idee — die Vorstellung von der Sünde völlig verloren gewesen, wenn nicht von einer anderen Seite her etwas dem fehlenden Begriffe Aehnliches schon vorher von dem griechischen Geiste Besitz genommen hätte, und zwar am lebendigsten gerade in Alexandria, wo die Ideen von Orient und Occident im Hellenismus sich mischten.

Aus unerkundbarer Zeit her lebte im Morgenlande die Vorstellung vom Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß, dem Reich des Guten und des Bösen. In seiner eigentlichen Form war er dem Geist der aufgeblühten Antike fremd, aber gerade deshalb wurde er hernach mit Leidenschaft von ihr ergriffen und zur Zeit da die alexandrinische Schule ihre Wirksamkeit begann, erfüllte diese Idee die Welt und es leuchtet ein, daß der Erlösungsgedanke — der Kern des Christenthums — hier außerordentlich fruchtbar werden mußte. Durch den orientalischen Dualismus war eine Lücke in dem religiösen Gefühl der Zeit ausgefüllt — der Begriff des bösen Princips, den sie von hier erhielt, verstärkte aber noch die schon durch den Schiffbruch der Philosophie pessimistisch gewordene Stimmung und so drängte Alles darauf hin, der Erscheinung

des Erlösers ein Doppeltes zuzuschreiben: das Geschenk der wahren γνῶσις und die Befreiung der Welt von der Gewalt des Bösen.

Im Dienste und in der Weiterentwicklung dieser Ideen verwerthete die alexandrinische Schule den gesammten Inhalt des alten und neuen Testaments so gut wie die ganze Summe der Arbeit, welche griechische Philosophie und orientalische Weisheit im Laufe der Zeit aufgespeichert hatten, mit allen Mitteln des Geistes, hauptsächlich durch die allegorische Methode.

Mit den kosmo- und ontologischen Gedanken wurde dann die Person des Erlösers auf das Engste in Verbindung gebracht und als eine von Anfang her in der Welt wirkende Kraft gefaßt — mit einem damals allgemein geläufigen terminus als der Logos Gottes. Dieser Logos sollte nun zugleich Weltprincip und Erlöser sein, die Kraft Gottes und der Welt Heiland. In der Logoschristologie gipfelte die alexandrinische Theologenschule und in ihr hatte sie der Zeit geboten was sie brauchte — die Vermittlung zwischen der alten Welt und der neuen Lehre. Was der Zeit das Höchste wurde, das hatte sie so von Alexandria her empfangen und hier blieb auf lange hin die Quelle der Weisheit, zu der die suchenden Geister kamen, um sich an der Erkenntniß zu sättigen, nach der sie begehrten; und wo sie weiter gelehrt und erfaßt wurde, da galt sie als ein Geschenk der Stadt am Nil, die das Herz des Orients war, von dem und zu dem sein geistiges und materielles Leben strömte, im Guten wie im Bösen.

In engster Verbindung mit der Schule*), tragend getragen und sozusagen identisch mit ihr vertraten die Bischöfe in der kirchlichen Praxis jene theologischen Ideen und fanden überall bereitwillige Zustimmung der Geister. Zunächst schafften sie ihnen in Aegypten die Herrschaft, nicht ohne Widerstand freilich, denn dem Volksgeist waren die sublimen Speculationen etwas Fremdes — ein Umstand, der zuerst nicht erkannt, in der Folgezeit aber verhängnißvoll wurde.

Damals — im 3. Jahrh. — gelangte der Bischof von Alexandrien zu der unbedingten geistlichen Autorität für Aegypten, die ihm eine Hausmacht für die große Politik der Zukunft bilden konnte. Im Zusammenhange mit der allgemeinen kirchlichen Entwickelung betrachtet

*) Freilich wurde in Alexandria der Bund zwischen wissenschaftlicher Theologie und Episcopat nicht schon in der Wiege beider geschlossen. Der Bischof Demetrius war noch ein völlig ungebildeter Mann und Gegner des Origenes, wie es die koptische Ueberlieferung noch heute zum Theil bewahrt hat. (Eusebius, historia ecclesiastica VI. 6. Wüstenfeld, koptisches Synaxarium I. S. 66.)

Schon kurze Zeit darauf aber vertrat Bischof Dionysius energisch die hellenistischen Ideen gegenüber dem rohen Chiliasmus einiger Landgemeinden und unterdrückte diesen. (Eusebius VII. 24.)

erscheint sie als der Beginn der Patriarchalgewalt in der späteren Reichsdiöcese Aegypten*).

Wenn wir die spätere große Stellung**) der Patriarchen von Alexandria ins Auge fassen, so wissen wir zwar, daß die Vorbedingung dazu die geistige Ueberlegenheit und Führerstellung der hellenistischen Metropole des Orients und die straffe Disciplin waren, welche die Herren zu Hause hielten, aber bei alledem hätte ihre Gewalt nicht die handgreiflichen Formen annehmen, die stolzen realen Ansprüche aufstellen und weithin durchsetzen können, wie späterhin geschah — wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, durch den die geistige Ueberlegenheit und innere Geschlossenheit Alexandrias Folgen von der gewaltigsten Bedeutung erhielt.

Das war die Führerstellung, in die der Bischof Athanasius bei dem großen dogmatisch-kirchenpolitischen Kampf des 4. Jahrhunderts auf Seiten der katholischen später siegreichen Partei eintreten mußte. Die Kraft über die er gebot und der Geist der sie beseelte — sie wiesen den Athanasius von selbst an die erste Stelle, sobald es Kampf galt — aus ihnen zog er das Vermögen zu unbeugsamem Widerstande und endlichem Siege und die Lage der Dinge brachte es wiederum mit sich, daß seine Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle auch die Erben seiner gewaltigen Autorität wurden, die er sich errungen hatte und ferner, daß sie das Ererbte zu nutzen und zu mehren strebten.

---

*) Das zweite Hauptcentrum des kirchlichen Zusammenschlusses ist Rom; im Westen dominirend wie Alexandria im Osten und von noch universalerem Ansehen.

Es ist alte Tradition gewesen, diese beiden Städte gewissermaßen als die Vertreter der gesammten Kirche anzusehen und sie haben sich auch zeitweilig als solche betrachtet.

So schreibt (bei Eusebius VII. 30) die große Synode, welche zu Antiochia gegen Paulus von Samosata versammelt war, über das Resultat der Verhandlungen nur an die Bischöfe von Rom und Alexandrien, in Formen die erkennen lassen, wie sie in diesen beiden Männern die christliche Kirche repräsentirt sieht; sie sollen Alles weiterhin mittheilen.

Im Novatianischen und im Ketzertaufstreit des 3. Jahrhunderts wurden die Verhandlungen über die Stellungnahme der Großkirche nur zwischen Rom und Alexandria geführt. Allein von Rom, Alexandria und Antiochia giebt auch Julius Africanus in seiner Chronographie die Bischofslisten. Diese drei Centren sind aber in politischer und materieller Bedeutung durchaus die Hauptstädte des Reichs — von Natur gleichsam bestimmt Anziehungs- und Ausgangspunkte für sein gesammtes Leben zu sein. Die Residenz dominirte im Westen in jeder Hinsicht — ihr Bannkreis reichte aber nur sehr mittelbar über das vordere Kleinasien hinüber — was jenseits lag, concentrirte sein Leben in den beiden Hauptstädten des eigentlichen Ostens. Auch in Bezug auf das religiöse Empfinden, besonders der älteren Christen liegt östlich der kleinasiatischen Küste eine wohl erkennbare Scheidelinie.

**) Ausführlichere Hinweise auf die Entstehungsart der Patriarchalgewalt in Aegypten in des Verfassers Dissertation über dieses Thema S. 11 ff.

Durch Nichts konnte die größte Kraft in der Kirche sicherer an die Spitze derselben gerufen werden, als durch Angriff und Kampf. Der Sieg des Dogmas von Nicaea erschien als ein Verdienst Alexandrias, weil es von hier aus aufgestellt und verfochten worden war — Verlauf und Ausgang des arianischen Streits wurden bestimmend für die erste Phase des alexandrinischen Uebergewichts — zunächst in der Person des Athanasius.

Gleich zu Beginn steht Alexandria vorne auf dem Plan — in seinem Schooße wurde der Streit geboren und es übernahm sofort die Führung in der Kirche gegen diesen Feind. Bischof Alexanders Encycliken waren vergeblich geblieben; mit großer Schnelligkeit hatte der Presbyter überall Anhänger für seine Lehre gefunden, gegen die sich aber sofort der Widerspruch vielfach und heftig erhob. Arius hatte aus der nüchternen und kritischen Methode seines Meisters Lucian von Antiochia, die sich hier auch später fortdauernd behauptete, eine rationalistische Theologie entwickelt und es war gerade die Zeit dazu, einer solchen Vereinfachung resp. Veräußerlichung des Christenthums in weiteren Kreisen Entgegenkommen und Annahme zu verschaffen.

Seit Constantin die neue Lehre offen begünstigte, war es ja selbstverständlich, daß eine Menge kluger Leute sich ihr anschlossen, die nicht gerade von der μετάνοια getrieben wurden, denen aber mit einer verhältnißmäßig einfachen Moralreligion sehr wohl gedient war, um sie an die Stelle des ohnehin aufgegebenen Heidenthums zu setzen. Diese Kreise waren keineswegs die schlechtesten im Reich — vielmehr mag wohl was von der alten Art noch lebte, meist in ihnen zu finden gewesen sein. Die mystisch-supranaturalistische Theologie der Alexandriner widerstrebte diesen Leuten — sie erschien überdies noch als unpraktisch, weil sie mit ihren Forderungen eigentlich alle Kräfte des Menschen in Anspruch nahm und ihrer Consequenz nach die Weltflucht erzeugte — die praktische Bethätigung im Leben wo nicht perhorrescirte, so doch erst in zweiter Linie gelten ließ, denn das eigentliche Ideal war doch die Befreiung aus den Banden der Sinnlichkeit.

Zu diesen Elementen trat einerseits eine Partei, die theologisch von der Wahrheit der arianischen Auffassung überzeugt war; andrerseits die große Menge derer, die eine instinctive Abneigung gegen alle theologischen Gedanken haben und aus Princip immer mit der Macht gehen — die Leute welche religiöse und andere Ueberzeugungen für überflüssige Dinge halten. Aus diesen drei Richtungen: den praktischen Politikern, den arianisch Ueberzeugten und den principiell Gesinnungslosen, setzte sich die Partei zusammen, die in ihrer kirchlichen Stellung

für Arius war und die mit den Anhängern der alexandrinischen Auffassung natürlich alsbald in heftigen Streit gerieth.

Die staatliche Anerkennung des Christenthums hatte allen Aeußerungen seines Lebens rasch einen großen Zug gegeben. Seit Paulus von Samosata war es zu größeren Actionen in der Kirche nicht gekommen und bisher war es immer gelungen, die dogmatischen Streitigkeiten, in denen die Auseinandersetzung des Christenthums mit der alten Welt erfolgte, zum Abschluß zu bringen, ohne daß es zu einem tieferen Riß durch die Kirche kam — das war jetzt nicht mehr möglich, denn nunmehr in der Oeffentlichkeit des gesammten Staatslebens hatte sich zu vielerlei an den theologischen Zwist gehängt. Die Christenheit war gespalten; zunächst nur äußerlich um die Frage, ob der Heiland wahrhaftiger Gott oder nur das erste der Geschöpfe Gottes sei. Die Alexandriner riefen, die Grundlagen des Glaubens würden zerstört, und schreckten durch diese Parole die Lauen aus dem Schlummer — die Arianer brauchten kaum ein Stichwort auszugeben, denn ihre Sache warb für sich selbst. Kaiser Constantin kam der Handel gelegen und ungelegen; einerseits gab es wieder Unruhe in dem kaum gefestigten Reich, andererseits bot sich hier die Gelegenheit dar, auch des Kirchenregimentes Zügel wirklich zu ergreifen und, wie er sich ohne Zweifel von Anfang an vorgenommen hatte, eine als äußerst wirksam erprobte Kraft in das Gefüge der staatlichen Machtmittel einzustellen. Er berief die Synode von Nicaea, entschlossen aus seiner kaiserlichen Autorität hier Ruhe und Einheit zu schaffen.

Entscheidend wurde, daß die alexandrinische Partei die ganze Tragweite der Sache eher und besser übersah, als der Kaiser und daß der Kaiser die Ueberzeugung gewann, ihre dogmatische Stellung entspräche dem wahren Interesse von Kirche und Staat. Es ist Thatsache, daß zu Nicaea die große Mehrzahl der Versammelten eine entschiedene Stellung zu der aufgeworfenen Streitfrage noch nicht besaß. Die Verwirrung steigerte sich dadurch, daß die Alexandriner sich genöthigt sahen, um den Kern der gegnerischen Position zu treffen, zu einer formellen Neuerung im Dogma zu greifen, wenngleich diese neue Formulirung durchaus im Geiste der bisherigen Entwicklung lag. Das Wort, mit dem sie alle Vorbehalte zu nichte machten, war das ὁμοούσιος — gerade dieser Ausdruck war aber einmal von einer großen Synode verworfen worden. (Gegen Paulus von Samosata zu Antiochia, um 268.)

War die Mehrzahl bereit, den crassen Arianismus zu verdammen, so hatte sie doch große Scheu, einen anstößigen und zweideutigen Aus-

druck in das Symbol aufzunehmen und alle ängstlichen und conservativen Gemüther widerstrebten lebhaft einer solchen Neuerung. Das dogmatische Schreckbild im Orient war der Sabellianismus — unter diesem Namen faßte man zur Zeit und später alle die modalistisch-monarchianischen Richtungen zusammen, mit deren Ausscheidung das 3. Jahrh. soviel zu thun gehabt hatte. Gerade das ὁμοούσιος klang sabellianisch, insofern es den Begriff der absoluten Einheit Gottes zu fordern schien.

Daraus erwuchs den Alexandrinern ein Widerstand auch der Männer, die es zwar keineswegs mit den Arianern halten wollten, aber die extremen Schritte gegen diese nicht mitzumachen gedachten, da sie darin eine Gefährdung des Glaubens nach der anderen Seite hin erblickten. Diese große Mittelpartei war es, die späterhin den Arianern eine bedeutende Stütze werden sollte und in ihrem Sinne wäre es gewesen, eine vermittelnde Formel aufzustellen, die möglichst conservativ klang und nur die Extremen ausschloß.

Auch Constantins Standpunkt war einer solchen Lösung insofern günstig, als dem Kaiser das innere Wesen der dogmatischen Differenzen ganz fern lag — er meinte einfach und sprach es auch aus, daß man um so unwichtiger, dem täglichen Leben ferner und garnicht zu entscheidender metaphysischer Fragen willen durchaus nicht den Frieden der Christenheit schädigen dürfe*).

Es lag daher nahe, daß die Sache in diesem Sinne erledigt wurde. Trotzdem geschah es nicht so — und wenn man den Zusammenhang der Dinge recht erwägt, so wird klar, daß im Grunde doch die Entscheidung so fiel, wie sie fallen mußte.

Für die Beurtheilung der gesammten Kirchenpolitik Constantins — im Einzelnen sowohl, als in der ganzen Frage seiner Stellung zu Christenthum und Kirche — muß durchaus festgehalten werden, daß schließlich die bestimmenden Factoren allein staatsmännische Erwägungen sein mußten.

Es ist ja natürlich, daß religiöse Eindrücke und Anschauungen vielfache und wichtige Anregung gegeben haben. Die Richtung aber, in welcher der erhaltene Anstoß sich fortpflanzen sollte, konnte doch nur durch die dem Staate und der Regierung Constantins immanenten Principien gegeben werden.

---

*) Man vergleiche den außerordentlich charakteristischen Brief des Kaisers an die beiden Vorkämpfer beim Beginn des Streites, Alexander von Alexandria und Arius — bei Socrates, historia ecclesiastica I. 7.

Man braucht sich nur vorzustellen, was der Gedanke, daß es anders sein sollte, eigentlich enthält, um seine Unmöglichkeit einzusehen.

Die Entscheidung Constantins zu Nicaea hat ein Vorspiel in dem Urtheil, das über 50 Jahre früher Aurelian im Streite der antiochenischen Parteien nach dem Sturze Pauls von Samosata fällte: das Kirchenvermögen solle dem Theile gehören, auf dessen Seite der Bischof von Rom stände. Daß die Alexandriner Rom auf ihrer Seite hatten, mußte auch für Constantin den Ausschlag geben, sobald er, wie nicht anders möglich, das Staatsinteresse wie er es nur verstehen konnte, als maßgebend für seine Entscheidung nahm.

Nach römischem Regierungs- und Staatsprincip waren die religiösen Angelegenheiten durchaus verstaatlicht — ihre Verwaltung ein integrirender Theil der obersten Gewalt. Wenn nun ein Imperator das Christenthum zur Staatsreligion zu machen gedachte, so konnte er garnicht anders, als für selbstverständlich halten, daß es nun auch in Allem in die Stellung und den Dienst einer solchen einzutreten habe. Als diese Anschauung practisch wurde, konnte Niemand ihre Tragweite erkennen; als Jeder sie erkannte, konnte Niemand sie ungeschehen machen.

Constantin hatte aber die ganze Summe seiner persönlichen Anschauung und Erfahrung im Abendlande gewonnen. Auch von Christenthum und Kirche konnte er nichts Anderes mit Sicherheit wissen, als was ihm dort begegnet war — so mußte sein kirchenpolitischer Standpunkt sich ebenfalls nach Maaßgabe der Verhältnisse in der Westhälfte des Reiches bilden.

Wenn es ihm auch sicherlich fernlag, den Inhalt der damaligen römischen Lehre sich als persönliche Ueberzeugung anzueignen, so kannte er dieselbe zunächst doch als die christliche κατ' ἐξοχήν, und das war sehr wichtig für seine spätere Entscheidung.

Von der Meinung war der Kaiser auch erfüllt, als er in Berührung mit dem orientalischen Geiste kam, d. h. das ganze Reich unter seine Herrschaft bekam. Die Vernichtung des Herrn über den Orient, Licinius, und der Ausbruch des arianischen Streites fallen aber zeitlich ganz zusammen — Constantin sah sich also zu Nicaea vor die Entscheidung gestellt, bevor er das Problem überhaupt zu erkennen vermochte, das hier vorlag.

Viele Jahre später ist erst Theodosius I. zu der Einsicht gekommen, daß man in kirchlichen Dingen den Orient nicht ohne die Orientalen regieren könne; die Aufgabe, hierin die Einheit mit dem Westen aufrecht zu erhalten, ist sobald sie erst aufgetaucht war, überhaupt nie dauerhaft gelöst worden.

Davon konnte Constantin Nichts ahnen — für seine beabsichtigte allgemeine, das ganze Reich einheitlich umfassende Kirchenpolitik hatte er nur den Maßstab der abendländischen Verhältnisse. Dazu kam nun, daß die größte Autorität in der orientalischen Kirche, die Alexandriner, darin mit den Abendländern durchaus einig waren, ihre Auffassung der Streitfrage als die innerhalb der christlichen Kirche allein berechtigte hinzustellen — sie sei auch bisher allein in unbestrittener Geltung gewesen und der Arianismus eine frivole Neuerung.

Demgegenüber konnte der Kaiser zu Nicaea unmöglich anders, als auf die Seite der alexandrinisch-römischen Orthodoxie treten. Sein Standpunkt war natürlich Herstellung der kirchlichen Ruhe durch kaiserliche Autorität.

Sollte ihm das Christenthum die Dienste leisten, zu denen er seiner bedurfte, so mußte es vor allen Dingen in sich selber einig sein, sollte es Staatsreligion sein, so duldete das Staatsprincip unmöglich eine Spaltung in ihm. Einheit also mußte sein — es kam daher nur darauf an, welche Partei als diejenige erschien, deren ausschließliche Anerkennung dem Staatsinteresse entsprach. Wir haben gesehen, wie das nothwendig die alexandrinische sein mußte. Weil Constantin Rom und mit ihm das Abendland auf ihrer Seite sah, mußte er sich für sie entscheiden. Von hier aus betrachtet, ergiebt sich, wie Roms Stellung auch hier auf unendlich lange hinaus für die ganze kirchliche Entwicklung bestimmend gewesen ist.

Auch der Gedanke drängt sich auf, in wie vielfacher Beziehung folgenreich das diocletianische System gewesen ist: daß durch das Princip der Reichstheilung ein Herrscher, dessen Anschauungen in einer entscheidenden Frage allein von den Verhältnissen eines Theils bestimmt waren, in die Lage kam, die Entscheidung für das Ganze zu fällen, die dann nachmals trotz der heftigsten Reactionen durch die Verkettung der Umstände bleibend geworden ist.

Zunächst und unmittelbar bedeutete der Entschluß Constantins einen gewaltigen Erfolg der führenden Macht im Orient.

Die alexandrinische Dogmatik erhielt den Sieg, den sie verdiente; das Symbol war voll und ganz der Ausdruck für die Theologie der Schule von Alexandria. Damit war diese einmal feierlich unter den denkbar schärfsten Rechtsformen als der wahre Glaube der Kirche hingestellt und damit hatte sie für die Zukunft den Anspruch auf Legitimität erhalten. Es ist begreiflich, wie dadurch die Autorität der Stelle steigen mußte, von der aus das Nicänum aufgestellt worden war und vertreten wurde.

Unter dem Druck des kaiserlichen Willens war die Entscheidung in dieser Form zu Stande gekommen, und wenn Constantin, wie durchaus wahrscheinlich ist, die Synode dazu berufen hatte, um die Hineinziehung der kirchlichen Dinge in seine Machtsphäre zu verwirklichen, so hatte er alle Ursache, mit dem Maße von Eindrucksfähigkeit zufrieden zu sein, das die Vertreter der Kirche seinem Willen gegenüber bekundet hatten. Es wäre verfehlt, die ganze weitere Ausgestaltung des Dogmas als von diesem Eingreifen des Kaisers her dem Wesen nach bestimmt anzusehen; eine Entscheidung wurde hier in großartiger Weise weit über Wollen und Erkennen der großen Mehrheit hinaus von einer kleinen Zahl von Männern anticipirt, die mit dem Inhalt ihrer persönlichen christlichen Ueberzeugung der ganzen Kirche die Glaubensregel gaben, welche ihr für die Folgezeit maßgebend geblieben ist — aber: daß es ihnen gelang, den Schlußstein einer Entwicklung schon im Voraus zu setzen, verdanken sie der Hülfe des Kaisers, der selbst nicht wußte was er that. Ob jene, der junge Diacon Athanasius an der Spitze, voraussahen, welche Stürme sie heraufbeschworen — wer will das wissen; sie handelten eben in der Energie leidenschaftlicher Ueberzeugung, die nicht darnach fragt, wohin der Kampf für die erkannte Wahrheit führt. Und für sie handelte es sich um mehr, als eine bloße Wahrheit. Nicht nur die Wahrheit, sondern ihr Heil stand ihnen auf dem Spiel.

Den Griechen erschien als das Schlimmste die physische Vergänglichkeit und Vernichtung des Menschen. Für ihr Empfinden war die Menschheit göttlichen Geschlechts — daran hatte schon Paulus angeknüpft — und durch Nichts schien sie ihnen verhängnißvoller von ihrem Ursprung getrennt, als durch die Erscheinungen der irdischen Hinfälligkeit. Diese Gedanken liegen tief im Geiste des Volks begründet, und sieht man wohl zu, so begegnet auf diesem Boden derselbe Grundton aller Orten. Aus dem orientalischen Vorstellungskreise war das böse Princip übernommen worden — so vollzog sich wie von selber der Gedanke, dieses sei der Schuldige am Elend des Menschengeschlechts und die Erlösungsthat Christi bestehe in der Wiedervereinigung der Menschen mit ihrem ersten Ursprung — Gott.

Das dachte man sich dadurch schon geschehen, daß die entstandene unübersteigliche Scheidung durch die einmal vollzogene Einigung zwischen göttlicher und menschlicher Natur an einer gottmenschlichen Persönlichkeit principiell aufgehoben war. Diese Erlösungsvorstellung hat zur Voraussetzung den Gedanken, daß Gottheit und Menschheit von Natur zur Einigung bestimmt, ursprünglich gleichsam von einerlei Stamm seien. Wenn dem so ist, dann leuchtet die absolute Nothwendigkeit des

ὁμοούσιος von selbst ein. War es nicht wirklich die volle Gottheit, die sich in Christus mit der menschlichen Natur einte, so kann überhaupt nicht von einer Erlösung die Rede sein, weil nur auf dem einen Wege der Riß geheilt werden konnte. So kamen die Alexandriner zu der Position von Nicaea.

Ihr Recht und ihre Kraft hatten sie daher, daß sie mit dem Gedanken der Erlösung Ernst machten. Das höchste Uebel war ihnen die Scheidung der Menschheit von Gott.

Wenn auch das äußere Elend dieser Welt sie darauf gebracht hatte, so war es deßwegen doch um ihre Sehnsucht nach Frieden, nach Gemeinschaft mit ihrem Gott, heiliger Ernst.

Athanasius und die Seinen rangen darum, die Verlorenen wieder zu Gott zurückzuführen; wer wider sie war, der riß ihnen das Heil aller Seelen aus den Händen — die Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater. —

Es ist eine völlig verschiedene Auffassung vom Wesen des Christenthums bei Arius und Athanasius, denn eine eigentliche Erlösung konnte jener in seinem System garnicht unterbringen. Wer also diesen Zusammenhang übersah, für den konnte es unter keinen Umständen einen Compromiß mit der arianischen Auffassung geben und Athanasius erkannte nicht nur die Gefahr des offenen Arianismus, sondern auch die nicht geringere, die darin lag, daß man jener Lehre nicht sofort die Möglichkeit abschnitt, unter irgend welchen Vorbehalten und Concessionen einen Platz in der Gemeinschaft der Rechtgläubigen zu behalten.

Darin sahen er und seine Gesinnungsgenossen schon zu Nicaea weiter als die Mehrzahl und daraus erklärt sich die Unbeugsamkeit mit der sie jetzt und später an dem Standpunkt von Nicaea festhielten. Die Folge sollte auch lehren, daß jene Männer das eigentliche Bedürfniß ihrer Zeit vollkommen richtig erkannt hatten, obgleich es unendlichen Kampf darüber gab. Die Thatsache aber, daß die alexandrinische Dogmatik die im Voraus umschriebene Position schließlich doch als den wahren Fels der Kirche erwies und behauptete, mußte die Autorität derjenigen Macht gewaltig heben, die sie fortwährend vertrat.

Das war der Bischof — zunächst der große Athanasius. Wir müssen sein Wirken soweit begleiten, als nöthig ist, um zu erkennen wieweit es die Grundlage für die Stellung seiner Nachfolger geschaffen oder vielmehr, wie jene aus ihm gewissermaßen von selbst erwuchs.

Das Dogma und auch die sonstigen Beschlüsse*) von Nicaea waren

*) Man wird bei dem Urtheil über die nicänischen Beschlüsse durchaus an der alten Regel festhalten müssen: cui bono? Von diesem Standpunkt aus er-

ein Triumph Alexandrias gewesen — an dem Bischof war es jetzt die Sache den Folgen gegenüber zu vertreten, die sie alsbald nach sich zog. Hatte man sich kraft eigenen Entschlusses an die führende Stelle im Orient gestellt, so fehlte doch viel daran, daß die Autorität des Geschaffenen überall festgestanden hätte. Bald nach dem Concil trat Athanasius als Bischof an die Spitze der alexandrinischen Kirche und in kurzem erwies sich, daß mit dem Symbol Nichts weniger als der kirchliche Frieden hergestellt war. Die verschiedenen widerstrebenden Elemente hatten sich rasch zu einer Partei zusammengeschlossen, die vorläufig in der Beseitigung des Nicänums ihr gemeinsames Programm hatte, resp. in seiner stillschweigenden Correctur. Die erste Bedingung für einen Erfolg war aber, daß es ihr gelang, Athanasius zu stürzen und den Stuhl von Alexandria in ihre Gewalt zu bekommen. Solange dort jener oder ein Mann seines Sinnes saß, war ein endgültiger Sieg der Antinicäner nicht denkbar, da Alles was zur alexandrinischen Theologie gehörte, mit seinem ganzen Wesen für die Aufrechterhaltung des Beschlossenen verbunden war und auf keinerlei Compromiß eingehen konnte. Von dieser Seite stellt sich der große Streit dar als ein Kampf um den Bischofssitz von Alexandria — sein Besitz bedeutete Siegespreis und Sieg zugleich, denn man konnte nur durch die Vernichtung der Gegner dahin kommen. Die Beseitigung des Athanasius wurde also zunächst ins Auge gefaßt und es traf sich für seine Feinde günstig, daß sie einen Mann von Bedeutung in ihren Reihen zählten, der auch persönlich der verkörperte Gegensatz zu der Person und den Ideen Jenes war — Eusebius von Nicomedien, des Kaisers Hofbischof. Eine jener Figuren, die in ihrer Art typisch sind für das Erscheinen einer veränderten Zeit, hatte er sofort herausgefunden, eine wie große Aussicht für ehrgeizige Kleriker sich durch die Verbindung von Kaiserthum und Kirche öffnete: durch rückhaltlose Hingabe der eigenen Person an die Interessen des Kaisers und seine Ideen über das wünschenswerthe Verhältniß von Kirche und Staat, sich selbst in ersterer oder womöglich in beiden eine große Stellung zu schaffen. Eines solchen Mannes in solcher Stellung bedurfte man, um in den Kreisen, auf die es jetzt auch in kirchlichen Dingen bei der Entscheidung in erster Reihe ankam, in geeigneter Weise zu wirken.

Die Umstände ließen sich gut dazu an, denn die unbeugsame Schroffheit derjenigen Partei, welche jetzt die Orthodoxie ausschließlich auf

ledigt sich manches Zweifelhafte — das Concil diente eben auch specifisch alexandrinischen Interessen, keineswegs allein den universalen, die man ihm später zugeschrieben hat.

ihren Standpunkt begrenzt hatte, mußte natürlich die Conflicte in der Kirche eher vermehren als vermindern, und der Kaiser sah sich so um die Hoffnungen getäuscht, die er an sein Eintreten zu Gunsten der alexandrinischen Richtung geknüpft hatte. Eusebius und seine Leute hatten daher leichtes Spiel, den Unwillen Constantins gegen diejenigen wachzurufen, die wie es schien durch ihre Unduldsamkeit seine Absichten vereitelten — insbesondere fiel es ihnen nicht schwer, den Athanasius als Hauptschuldigen hinzustellen, was er ja in gewissem Sinne auch ohne Zweifel war.

Wenn schon das Concil von Nicaea eine Probe davon gegeben hatte, inwieweit kaiserlicher Wille fortan kirchliches Leben beeinflussen werde, so zeigte sich das nunmehr deutlich in der Art wie jetzt mit Athanasius verfahren wurde. Während früher die Absetzung eines Bischofs nur von der moralischen Macht abhing, welche auf den Synoden seiner Collegen repräsentirt wurde, lag die Entscheidung jetzt völlig in der Hand der Staatsgewalt. Mit Zustimmung des Kaisers wurde also zunächst der Synodalapparat gegen Athanasius in Bewegung gesetzt, wobei für's Erste die Glaubensfrage klüglich ganz aus dem Spiel gelassen wurde; man ging lediglich darauf aus, dem Athanasius nachzuweisen, daß durch seine Handlungsweise die Idee des Kaisers — Ruhe und Frieden in der Kirche — zunichte gemacht wurde. Nach langem Hinundher machte schließlich Constantin, als es zu keiner juristisch unanfechtbaren Entscheidung kommen wollte, der Sache durch einen Machtspruch ein Ende, indem er Athanasius nach Trier verwies, um durch seine Entfernung, wie er meinte, den Frieden wiederherzustellen. Somit hatten seine Feinde ihr erstes Ziel erreicht und konnten auf weiteres sinnen, als sich durch die eintretenden politischen Verwicklungen und den Tod des Kaisers die Verhältnisse änderten.

Constantins Princip in der Kirchenpolitik war die Aufrechterhaltung der kirchlichen Ruhe durch seine Autorität und die Verwendung der kirchlichen Kräfte in staatserhaltendem Sinne gewesen — dabei blieb er bestrebt, sich über den streitenden Parteien zu erhalten; in diesem Sinne hatte er die Entfernung des Athanasius verfügt, aber den Bischofsstuhl von Alexandria unbesetzt gelassen, um den disciplinaren Charakter der Maßregel zu wahren. Daher ist es wohl glaublich, daß Constantius im Sinne des Vaters handelte, als er den Mann zurückberief, in der Ansicht, die Lection werde seinen Eifer abgekühlt haben. Um so mehr mußte es ihn aufbringen, als Athanasius an seinem früheren non possumus den Arianern gegenüber festhielt und sofort den Streit in seiner alten Schärfe wieder heraufbeschwor. Er hätte nur unter Ver-

leugnung des Höchsten was er hätte anders handeln können — dem Kaiser mußte es aber als offener Ungehorsam erscheinen. Bisher hatte, wer dem Imperator nicht gehorchte, entweder das Diadem ums Haupt oder das Haupt auf den Block legen müssen — jetzt trotzte ein Mann unter Berufung auf einen höheren Herrn als den Kaiser. Noch konnte dieser sich das nicht bieten lassen — das Imperium mußte absoluten Gehorsam fordern oder sich selbst untreu werden und eben den absoluten Gehorsam konnte die katholische Orthodoxie nur unter Verleugnung ihres Wesens geben, denn dieses ihr Wesen lag in der Idee der Freiheit, ja der inneren Ueberlegenheit und höheren Würde der Kirche Gottes gegenüber dem weltlichen Staat. So trat der Conflict, der unter dem ersten christlichen Herrscher latent geblieben war, unter seinem Nachfolger hervor: Die absolute Kirche und der absolute Staat vertrugen sich nicht.

Damit wurde der große kirchliche Kampf, der mit dem arianischen Streite angefangen hatte, zu einem kirchen politischen von der höchsten Bedeutung. Constantius sah in der katholischen Orthodoxie und ihrem derzeitigen Hauptvertreter, dem Bischof von Alexandria, ein dem Kaiserthum gefährliches Princip, das er zu brechen entschlossen war. Und hiermit ergiebt sich ein neuer Gesichtspunkt für die Beurtheilung der Rolle, die Alexandria und seinem Bischof in dem Getriebe der Zeit als eine Anweisung auf die Zukunft zugefallen war.

Sie hatten die erste Probe zu bestehen in dem langen Conflict zwischen den beiden größten Organisationen der Geschichte, der nun schon mehr als anderthalb Jahrtausende spielt und dieser erste Zusammenstoß wurde ein Vorbild des zukünftigen Ganges der Dinge. Alexandria siegte und der Kaiser unterlag — so stellt sich weltgeschichtlich betrachtet das Ergebniß heraus, wenn auch das Bild in der Zeit anders erschien.

Wieder mußte das Resultat gewaltig in die Wagschaale fallen für die Autorität der Macht, die selbst über die Allgewalt des Staates durch die Kraft der Idee gesiegt hatte, welche sie vertrat.

Jetzt nahm der Kaiser den Kampf auf — was war natürlicher, als daß er sich an diejenige Partei in der Kirche als Bundesgenossen wandte, die ohnehin im Kampfe mit der ihm verhaßten Richtung befindlich, dazu ihrem Wesen nach für seine Forderung des Gehorsams gegen den Staat weit größeres Entgegenkommen zeigte. Bestand ein großer Theil der Opposition gegen die orthodoxe Richtung sowieso aus unkirchlichen Elementen, so waren doch auch die theologisch überzeugten Arianer und Halbarianer sowohl aus Noth als auch vermöge ihres weit loseren Kirchenbegriffs sofort für die kaiserliche Politik zu haben und so vollzog sich das Bündniß ohne weitere Schwierigkeiten. Der veränderten

Sachlage entsprach es, wenn man in richtiger Erkenntniß dessen worauf es ankam, an den Versuch ging, zugleich mit den leitenden Persönlichkeiten auch das Dogma der Gegner aus der Kirche zu verdrängen — ein Vorgehen das sich später in sehr bedeutsamer Weise wiederholt hat.

Diese angestrebte Neuformulirung des Glaubens ist ein Beweis für die Wandlung in der Kirchenpolitik, die sich seit Constantin vollzogen hatte, der bei aller Freiheit des Verfahrens gegen die Personen doch die Autorität des Nicaenums nicht hatte zur Discussion kommen lassen. 341 ließ Constantius den Athanasius auf einer großen Synode zu Antiochia absetzen und einen Nachfolger weihen, einen Cappadocier Gregor, der alsbald durch eine Truppenmacht in seine Stadt Alexandria eingeführt wurde, da man ihn anders nicht gegen den Widerwillen der Bevölkerung halten konnte.

Athanasius floh nach Rom. Damit trat der Kampf in eine neue Phase — man erklärte sich hier für solidarisch mit den Nicänern und der Kaiser bekam es nun auch mit dem Abendlande zu thun.

Im Orient hatte der Druck der Staatsgewalt äußerlich dem Arianismus bald zum Siege verholfen und seine Gegner waren überall vertrieben. Für die Abendländer war an dem Bischof von Alexandria und seinen Freunden zunächst eine Rechtsverletzung geschehen — das Amt war angetastet worden, auf dem die Kirche beruhte. Sie war dazu noch von Häretikern an rechtgläubigen Männern verübt worden; auch wollte man im Orient von einer römischen Einmischung schlechterdings Nichts wissen und behauptete sein eigenes Recht zu besitzen. Das genügte, um für Rom das Nachgeben unmöglich zu machen — wollten die Orientalen Frieden haben, so mußten sie Athanasius und die Nicäner wiederaufnehmen und wenn sie es nicht thaten, so war die Kirchenspaltung zwischen Morgen- und Abendland fertig, durch die römische Unterstützung aber den Widerstrebenden im Orient die Möglichkeit gegeben, beim Widerstande gegen die kaiserliche Partei zu verharren. Roms Haltung erklärte die religiösen Streitigkeiten im Reich in Permanenz, die der Kaiser gerade durch Brechung der Orthodoxie zu beseitigen gedachte. Damit ist die Stellung des Herrschers gezeichnet. Rom mußte gebeugt werden wie Alexandria.

Man fand aber dort einen Beschützer an des Constantius Bruder — dem Herrn des Abendlandes, Kaiser Constans. Dieser hatte gewaltsam auch den Reichstheil des dritten Bruders — Constantin — nach dessen Tode mit dem seinigen vereinigt und war Constantius erheblich überlegen; es lag nahe, daß er Schwierigkeiten, die dem Bruder bei

sich erwuchsen, dazu ausbeutete, um das ganze Reich unter seinem Scepter zu vereinigen.

Die Unentschiedenheit der Situation, der fortdauernde leidenschaftliche Gegensatz zwischen Arianern und Orthodoxen und die beginnende Spannung zwischen Ost und West, machten sich schließlich so fühlbar, daß Constantius sich gezwungen sah, zu dem Plane einer allgemeinen Reichssynode, den Papst Julius und Athanasius bei seinem Bruder angeregt hatten, die Zustimmung zu geben. Zu Sardica, auf der Grenze der beiderseitigen Gebiete, sollte also die schon einmal abgethane Sache von Neuem durch Morgen- und Abendländer zusammen untersucht werden — das war eine Niederlage des Kaisers. Aber diese einzige Synode, die wirklich eine ökumenische werden zu wollen schien, trat überhaupt nicht zusammen wie sie geplant war, da die beiden Hälften sich nicht über die Vorfrage einigen konnten, ob die Sache der vertriebenen Bischöfe res integra sein sollte oder nicht. Die Abendländer wiederholten ihrerseits feierlich die schon einmal ausgesprochene Restitution des Athanasius und der Seinigen und Constantius, der um diese Zeit noch in schlimme Verwicklungen mit dem Perserkönig Schapur gerieth, mußte nachgeben und dem verhaßten Bischof die Rückkehr auf seinen Sitz gestatten, wo Gregor mittlerweile gestorben war. Es läßt sich denken, wie die Stimmung des Kaisers gegen den Mann und die vereinigte Orthodoxie des Reiches war, die ihn mit seinem Bruder zusammen zum Aufgeben seines Willens gezwungen hatte. Groß aber war der Triumph der Alexandriner und es blieb von höchster Wichtigkeit, daß die Bestrebungen und Ueberzeugungen im Orient und Occident gegen die Regierung mit einander Fühlung und Bündniß gewonnen hatten — freilich kein ewiges.

Bereits ist darauf hingewiesen worden, wie ausschlaggebend für die Zukunft es war, daß Rom und Alexandria über das ὁμοούσιος einig waren. Es muß aber wohl beachtet werden, daß die beiden Verbündeten sich von jeher im Grunde auf einem ganz verschiedenen Standpunkte befanden; von anderem Ursprunge kommend und zu weit getrenntem Ziele führend, liefen ihre Wege eine Zeitlang scheinbar in einer Richtung und schienen der Zeit als Parallelen sich nach beiden Seiten hin in die Unendlichkeit zu dehnen. Erst die Zukunft sollte lehren, wie verhängnißvoll sie sich schneiden mußten. Freilich waren die Römer ebenso wie die Alexandriner von ihrer Erlösungslehre aus zu dem ὁμοούσιος gekommen und ihr Standpunkt daher ebenso eine geschichtliche Nothwendigkeit und ebenso dem rationalistischen überlegen wie jener — trotzdem war die innere Einheit der Verbündeten nur eine scheinbare.

Morgenland und Abendland, die in langem hartem Kampfe treulich zu einander stehen, die zusammen die erste Phase des seitdem welthistorischen Kriegszustandes zwischen Staat und Kirche siegreich für das Recht der Geister und Gewissen führen — sie stellen der geschichtlichen Betrachtung dasselbe Bild dar, das wir so oft im Leben gewahren: Zwei Männer, die Freunde zu sein glauben, bis sie sich des unüberbrückbaren Gegensatzes ihrer Charaktere bewußt werden.

Nicht aus dem Gefühl der Disharmonie dieser Welt, wie bei den Griechen, entsprang den Lateinern die Sehnsucht nach Versöhnung mit Gott, sondern der strenge Römergeist hatte mit aller Gewalt die Idee erfaßt, daß die Menschheit Gott Genugthuung schulde für die Uebertretung seines Gebotes. Die konnte sie ihm nimmer leisten — ihre Seele konnte sie nicht lösen, weil sie in den Banden des Bösen lag. Gottes Gerechtigkeit verlangte aber, daß seinem Gebote Genüge geschehe; wenn nicht die Menschen selbst, so mußte ein Anderer für sie leisten, was sie schuldig waren — dann stand es Gott frei, aus Gnaden diese Stellvertretung ihnen anzurechnen. Kein Geschöpf konnte aber diese Leistung vollbringen, weil es nie die ungeheure Schuld der Menschheit aufzuwiegen im Stande war; nur wenn der allmächtige Gott selber Mensch wurde und als Mensch das Gesetz bis aufs Letzte erfüllte — dann konnte die Sünde der Menschen durch eine so gewaltige That als gesühnt gelten. Von diesem streng juristischen Princip der Schuld und Sühne aus verlangte der Römer darnach, in Christus die volle Gottheit selber zu haben — denn wenn da weniger war, so war seine Rechnung mit dem Himmel nicht ausgeglichen und er dem Zorne Gottes rettungslos verfallen. Der Sünde Sold und Strafe war aber unweigerlich der Tod — erst der gekreuzigte Sohn Gottes hatte die Erlösung vollbracht, erst mit des Sohnes Tode war der Gerechtigkeit des Vaters Genüge geschehen.

Der Unterschied zwischen Römer und Grieche ist, daß jenem der Tod, diesem die Menschwerdung Christi die Erlösung schafft. Für den einen ist in Christi Leben als Gottmensch der Zwiespalt zwischen Schöpfer und Geschöpf im Princip versöhnt — dem anderen wird Versöhnung erst wenn das Opfer am Kreuz vollbracht ist. Diese Differenz blieb aber damals den Augen der Zeit verborgen — diese sah nur die Einheit in dem unbedingten Erforderniß des ὁμοούσιος und daran hielt man sich, sah nicht weiter und konnte auch nicht weiter sehen, denn solche Gegensätze reifen langsam — freilich um so sicherer.

Der Kampf mit dem Kaiser wurde einheitlich aufgenommen; Constantius bekam nur das zu spüren, daß er eine bewundernswerth ein-

heitliche Macht sich gegenüber hatte, die sich sehr wohl als solche fühlte und noch energisch der Zumuthung widerstrebte, die Stelle der alten Staatsreligion mit Augurn und Haruspices einzunehmen.

Mehr und mehr tritt seitdem hervor, daß es sich mindestens ebensosehr um die Selbstständigkeit der Kirche wie um den Glauben handelte, und es war klar, daß alle christlichen Verhältnisse sich darnach gestalten würden, je nachdem der Kaiser oder die orthodoxen Bischöfe siegen würden. Vor Allem handelte es sich um das hierarchische System, die Autonomie und eigene Autorität der großen Bischofsstühle und ihren Einfluß auf Lehre und Verfassung. Siegte Constantius, so war es für Rom wie für Alexandria mit der Führer- und werdenden Großmachtsstellung auf immer vorbei — wenn anders, so waren sie gesichert.

Und es kam bald eine Zeit, wo es sehr trübe damit aussah. 350 wurde Constans von dem Usurpator Magnentius gestürzt — nach blutigen Wirren war Constantius 353 Herr des ganzen Reiches und glaubte nunmehr die Verwirklichung seiner kirchenpolitischen Pläne in Angriff nehmen zu können. Diesmal gedachte er zuerst die lateinische Kirche zu beugen, deren Parteinahme für die Widerstrebenden im Orient ihn vor 10 Jahren zum Nachgeben gezwungen hatte.

Eine hochbedeutsame Epoche in der kirchlichpolitischen Entwicklung des Reichs beginnt nun: Der große und zielbewußte Versuch eines bedeutenden Herrschers, den Staat definitiv zum Herrn der Kirche zu machen, wie er in diesem Umfange nie wieder unternommen worden ist*). Und man kann wohl sagen, daß nie ein Herrscher dem Ziele so nahe gekommen ist, wie Kaiser Constantius. In einer Reihe großer Synoden gelang es ihm, mit offener Gewalt und hartem Kampf der gesammten Kirche des Reichs seinen Willen aufzuzwingen: Aufgabe der abgesetzten Bischöfe und Annahme der kaiserlichen Unionsformeln. Die extremen Stichworte der Parteien meidend, decretirten sie ein Glaubenssymbol, das jeder unterschreiben mußte, sobald es der Kaiser befahl. In dieser Zeit fiel zu Mailand das berühmte Wort: „Mein Wille gilt für den Canon" — selbst Bischof Liberius von Rom mußte sich beugen und nach den Synoden zu Sirmium, Seleucia und Rimini schien endlich die katholische Orthodoxie gebrochen und des Kaisers Wille wirklich canonisches Gesetz zu sein. Da starb Constantius (361) und Nichts hätte die Machtstellung, die er dem Kaiserthum der Kirche gegenüber geschaffen hatte, gründlicher zerstören können, als die nun folgende Episode Julians.

---

*) Siehe Ranke, Weltgeschichte, Bd. IV. Cap. 2.

Mit einem Schlage fiel überall die Führung an die Orthodoxen zurück und die bisher zusammengehaltenen Elemente der Gegenpartei gingen auseinander, als es nunmehr kaiserlicher Wille war, nicht so sehr die christliche Kirche zu beherrschen, als sie zu vernichten.

Was überhaupt am Christenthum festhielt, alle die Männer, die nur, weil sie sich mit den Nicänern nicht verstanden hatten, gegen sie gestanden und dem Kaiser zu Willen gewesen waren, denen es aber doch sonst um den Glauben zu thun war — die konnten jetzt nicht mehr die kaiserliche Politik mitmachen und fielen den Orthodoxen zu, die sich der wiedererlangten Führung würdig erwiesen. Athanasius, den in den letzten Zeiten nur noch die libysche Wüste geschützt hatte, kehrte zurück und trat sofort wieder an die Spitze der Seinen mit einem Acte von höchster Bedeutung und Weisheit — der alexandrinischen Synode von 362*).

Hier sehen wir zum ersten Male ein Vorspiel der Zukunft in dem autoritativen Verfahren und dem vollständigen Erfolge des alexandrinischen Stuhles. Der Grund dafür liegt darin, daß Athanasius den richtigen Zeitpunkt getroffen hatte, um die Verwirrung, in der sich schließlich Alles befand, durch sein Auftreten zu lösen.

Kirchliche Autonomie und Orthodoxie auf der einen, staatliche Allmachtsbestrebungen und religiöser Nationalismus auf der anderen Seite, waren die treibenden Kräfte des Streites gewesen. Dazwischen die große Mittelpartei mit ihrem ängstlichen Conservatismus und möglichster Anpassung an kaiserliche Wünsche — sie war eigentlich die ausschlaggebende Macht. Numerisch die stärkste, an lebendiger Kraft die schwächste, verlieh sie der Seite das Uebergewicht, die den Druck ihrer Masse für sich hatte. Des Constantius energische Politik hatte sie ganz für sich zu verwerthen gewußt — Abstimmungsmaterial hatte sie ihm auf den Synoden geliefert, wo er seine Kirchenhoheit erzwang.

Jetzt wo die kaiserliche Politik einen derartigen Luftsprung machte, verloren jene Leute völlig den Boden unter den Füßen, denn sie hatten nur die Wahl, entweder auch bei der Herstellung des Hellenismus mitzuthun oder sich die Feindschaft des Kaisers sogut wie die Orthodoxen gefallen zu lassen. In dieser Lage blieb Nichts übrig, als Fühlung mit den bisherigen Gegnern zu suchen und hier sofort erkannt zu haben, was die Verhältnisse forderten, ist ein Verdienst des Athanasius,

*) Dazu: Das Synodalschreiben (bei Athanasius, Paduaner Ausgabe I, II. S. 616 ff.) Rufinus, historia ecclesiastica I. 27 ff. Hieronymus' Brief gegen Lucifer von Calaris, Gregor von Nazianz 21. Rede. Socrates ist nicht brauchbar, Anderes ohne Bedeutung.

was von großen Folgen war. Auf der Synode von 362 ließ er die Bedingungen für die Wiederaufnahme der Kirchengemeinschaft feststellen und daß durch sie die Einigung verwirklicht wurde, war ein Triumph für Alexandria.

Concil und Symbol von Nicaea mußten als erste Autorität anerkannt*) und damit die kaiserlichen Unionsformeln aufgegeben werden, sowie der Bruch mit allen arianischen Gelüsten durch Anathematisirung der Häresie und ihrer Vertreter erfolgen. Dagegen wurde Freiheit im Gebrauch der dogmatischen Terminologie gegeben — nachdem im Voraus das ὁμοούσιος als gültig anerkannt, mochte ein jeder die Auslegung einkleiden wie er wollte. Weit wichtiger als diese Concession war, daß man die Auseinandersetzung mit dem Apollinarismus vermied; die erste Abschwenkung auf den Weg, der zum späteren Monophysitismus führte, stand durch ihre starke Betonung der Gottheit Christi innerlich der alexandrinischen Theologie nahe — es ist ein Wink voraus und bezeichnend für das Kommende, daß man jetzt schon eine Verkürzung der menschlichen Natur, einen Versuch das Problem zu vereinfachen, willig übersah. Man wollte nicht das Zusammengehen mit diesen Männern aufgeben, die so sehr energische Bundesgenossen im Kampfe mit den Arianern gewesen waren. — Nachdem die Synode ihre Beschlüsse gefaßt, entfaltete Athanasius eine lebhafte Thätigkeit, sie überallhin mittheilen und annehmen zu lassen. Im ganzen Morgen- und Abendland wurden sie acceptirt und der alexandrinische Bischof ist der unbestrittene Führer der Kirche bei diesem großen Einigungswerk. Es konnte nicht ausbleiben, daß die große Thätigkeit und der große Erfolg alsbald in und außerhalb Alexandrias zum Bestandtheil einer Tradition wurde, die sich daran erinnerte, von wo aus im rechten Augenblick das rechte Wort gesprochen worden war. Es vergaß sich nicht so leicht, daß in dem Felsen, an dem die feindlichen Wellen bis zuletzt sich brachen, nun sich auch der Hafen bot, der den Verschlagenen Schutz gab. Mit dieser Synode von 362 ist im Grunde der Sieg für Rechtgläubigkeit und Selbstständigkeit der Kirche entschieden — was hernach kam, blieb mehr eine Probe als eine ernstliche Gefährdung.

Unter Valens**) brach wieder eine heftige Verfolgung über die nicänische Orthodoxie herein, aber obgleich die Gewaltsamkeiten theilweise noch ärger waren als unter Constantius, so fehlte dem ganzen Vorgehen doch der große Zug, den die Kirchenpolitik des constantinischen Hauses gehabt hatte. Der Kaiser stand nicht mehr über den Parteien

*) Athanasius, Brief an Rufinianus (I, II. S. 768 und sonst).

**) Ranke, Weltgeschichte, Bd. IV. Cap. 5.

— wohl sah er in der Unterdrückung der Nicäner ein staatliches Erforderniß, aber daß er sich völlig dem crassen Arianismus in die Arme warf und die Rohheit des Verfahrens verrathen die innere Haltlosigkeit jenes Systems. Bei dem Schreckensregiment, das auf der Orthodoxie lastete, ist doch höchst bezeichnend für die innere Lage, daß es nicht gelang oder gewagt wurde, ihre Führer unschädlich zu machen. In Cappadocien und Aegypten fand die kaiserliche Gewalt ihre Schranken — Basilius von Caesarea wagte man nicht zu entfernen und als mit Athanasius der Versuch gemacht wurde, wuchs die Aufregung in Alexandria dermaßen, daß Valens schleunigst seine Rückkehr gestatten mußte, um offenen Aufruhr zu verhindern. Selbst Ammianus Marcellinus, der sonst die kirchlichen Dinge principiell ignorirt, muß wider Willen ein Zeugniß für die Bedeutung des Mannes bieten. Athanasius hat auch des Liberius Nachfolger Damasus von Rom dazu gebracht*), sich gemeinsam mit ihm wieder auf den alten unbeugsamen Standpunkt des Julius in den Tagen von Sardica zu stellen, nachdem unter Liberius auch das Abendland und der Stuhl Petri keineswegs unerschütterlich geblieben waren. In seiner Person fühlten sich alle Schattirungen und Personen der Orthodoxie mächtig zusammengehalten**). Die ungeheure Krisis des mehr als halbhundertjährigen dogmatischen und kirchenpolitischen Kampfes konnte nicht vorübergehen, ohne auch auf Seiten der Orthodoxie vielfach Gegensätze und Wandlungen zu schaffen — Athanasius hat sich das gefallen lassen, weil in der Hauptsache seine Idee gesiegt hatte: die Erlösung durch die Erscheinung des wahren Gottes in Christo.

Die letzten Lebensjahre bis 373 zeigen uns den großen Bischof im Genuß einer wahrhaft imponirenden Stellung in der Kirche des Ostens — ein treffliches Bild zu den Worten im 110. Psalm, V. 2: herrsche inmitten deiner Feinde. Die Schriften der Zeitgenossen, besonders der Cappadocier***), zeugen an vielen Stellen für das Bewußtsein, das allgemein verbreitet war: Athanasius habe die Kirche gerettet.

Gregors von Nazianz 21. Rede ist eine Apotheose des Athanasius — trotz der wohl zu beachtenden Unsitte, die damals wie heute Nekrologe zu den gefährlichsten Quellen der Geschichtsverfälschung machte, läßt sich doch nicht die überwältigende Macht verkennen, die diesmal thatsächlich von der Persönlichkeit des Entschlafenen ausging.

---

*) Rade, Damasus Bischof von Rom S. 56. Athan. epistola ad Afros.
**) Harnack, Dogmengesch. II. S. 263.
***) Bas. Caes. epist. 69, 80, 82, 154. Greg. Naz. oratio XXI cap. 1, 3, 7 ff.

Wenn ich Athanasius loben will, so mag ich die Tugend loben, sagt Gregor, er nennt ihn eine Säule der Kirche, er wagt es nicht zu sagen, ob Athanasius seine Stellung — τῆς οἰκουμένης ἐπιστασίαν nennt er sie bezeichnend — um seiner Tugend willen oder damit er der Lebensquell für die Kirche werde, erhalten habe. — Das gewaltigste Zeugniß aber ist der 80. Brief des großen Basilius von Caesarea, der selbst ein Held am Geiste, um so überwältigender die Stimme der Zeitgenossen führt: „Je höher das Unglück der Kirche steigt, um so mehr wenden wir uns alle zu Deiner Vollkommenheit und vertrauen darauf, daß unter allen Schrecken uns doch Deine Größe als Zuflucht bleibt." Wahrlich ein Beweis für die Gewalt dieser Persönlichkeit.

Wenn wir die Zeit und das Thun des Athanasius im Hinblick auf den leitenden Gedanken unseres Themas betrachten, so sehen wir, daß hier von einer bewußt und specifisch alexandrinischen Politik noch nicht die Rede ist, insofern darunter ein Streben nach Uebermacht Alexandrias im Orient zu verstehen ist. Wohl bewegt sich die Thätigkeit des Mannes gemäß den Traditionen seiner Kirche, wohl ist er ohne Zweifel Hierarch in großem Stil, ebenbürtig den bedeutenden Päpsten, aber es sind keine Sonderinteressen, die ihn bewegen, vielmehr einzig und allein die Idee von der Nothwendigkeit des wahren Glaubens und der Freiheit für die Kirche. Der Gedanke, dem Stuhl des heiligen Marcus formell eine Stellung zu schaffen wie sie die cathedra Petri im Abendlande besaß, ist nirgends nachweisbar. Und in der That — es wäre fast mehr als menschlich gewesen in einem Leben, das seine ganze Kraft im Ringen um die Existenz des Vertheidigten einsetzen mußte, noch den Gedanken zu hegen an einen jurisdictionellen oder factischen Primat über die Kirche, die mehr als einmal vernichtet schien, deren thatsächliche Besitzer lange über Athanasius und seine Idee triumphirten. Aber so natürlich es war, daß der orthodoxe Bischof von Alexandria nicht die Hand nach der Herrschaft über die orientalische Kirche ausstreckte, solange er selbst um sein Dasein kämpfte, so begreiflich erscheint das Auftauchen dieser Idee nach dem Siege.

Die gewaltige Autorität, welche Athanasius sich erworben hatte, ging als ein fertiger Besitz auf seine Nachfolger über — das forderte natürlich zu ihrem Gebrauche heraus. Nach errungenem Erfolge besaß man in Alexandria für die Freunde die Autorität des siegreichen Feldherrn und für die Gegner das moralische Prestige des Ueberwinders. Siegreiche Feldherrn fühlen sich aber leicht versucht Tyrannen zu werden, besonders wenn die Unordnung der Verhältnisse fortdauert, und das war hier der Fall. Trotz der Niederlage der antinicänisch-kaiserlichen

Partei fehlte viel daran, daß in der Kirche des Orients Ruhe eintrat. Die Lage blieb nach wie vor vielfach unklar und gespannt und forderte das Eingreifen einer Macht heraus, die im Stande war sich Geltung zu verschaffen. Man hatte sich in Alexandria allmälig sehr daran gewöhnt, die Führung zu haben und auch des Streites war man gewohnt geworden — es war nicht gut denkbar, daß die neuen Männer die doch alles Frühere mitgemacht hatten, ihre Hände in den Schooß legen würden, wenn Fragen auftauchten, die wiederum weite Kreise ergriffen. Weil aber Nichts mehr ohne Alexandria geschehen konnte, so lag es sehr nahe zu beanspruchen, daß Nichts wider dessen Willen und alsbald Alles gemäß demselben geschehen sollte.

So hatte die Lage der Verhältnisse dem Bischof von Alexandria die Führung der Kirche an die Hand gegeben; die Ueberlegenheit des Princips, das er vertrat und die Gunst der Umstände hatten es ihm ermöglicht den Sieg für die Kirche zu erringen — jetzt lag es nahe, den ersten Platz, den während des Kampfes Niemand streitig gemacht hatte, auch fernerhin beizubehalten, da Alles dazu einlud.

Gleich der erste Nachfolger des Athanasius — Petrus — begab sich auf diesen Weg.

Als Athanasius 373 gestorben war, glaubten die Gegner, nun sei die Zeit des Sieges gekommen und in der That gelang es, den kaum gewählten Nachfolger Petrus durch Waffengewalt zu vertreiben und einen Arianer an seine Stelle zu setzen. Petrus floh wie sein Vorgänger in der Noth nach Rom und erneuerte dort die feste Verbindung, in der die beiden größten Sitze der Christenheit von altersher mit einander standen, aufs engste. Fünf Jahre mußte er in der Verbannung weilen und während dessen seufzte die Kirche des Orients unter der barbarischen Verfolgung. Indeß nach dem was geschehen war, diente das doch nur dazu, daß die verwandten Elemente sich fester schlossen — der blinde Zorn des Valens gegen die trotzigen Nicäner trieb ihn auf den äußersten Flügel der arianischen Gegenpartei und unter deren einseitig-fanatischem Druck schmolz Alles, was an der Würde und der alten edlen Gestalt der Kirche festhielt in eine starke und brennende Opposition zusammen.

Da machte die Schlacht bei Adrianopel, 378, den verzweifelten Versuchen die Orthodoxie zu brechen ein Ende. Als die kraftvolle Hand des Theodosius*) die Ordnung im Osten wiederhergestellt hatte, trat nun auch an ihn die Aufgabe heran, mit der man sich jetzt 50 Jahre

*) Ranke, Weltgeschichte, Bd. IV Cap. 6.

abgemüht hatte: Die selbstständig, ja im Gegensatze zum Staat erwachsene Kirche nun in dessen Organismus einzugliedern, da die beiden Gewalten doch einmal auf einander angewiesen waren. Seine nächste Hauptaufgabe war die Auseinandersetzung mit der alexandrinischen Orthodoxie.

Der Versuch der Regierung dadurch zu einem festen Verhältniß zur Kirche zu gelangen, daß sie die Elemente in der Kirche zur Herrschaft bestimmte, welche sich ihr gefügig zeigten, war als völlig gescheitert zu betrachten — hier mußte eine gründliche Aenderung der kaiserlichen Politik eintreten und das geschah auch. Die erste kirchenpolitische Aeußerung des neuen Herrn war denn auch der entschiedene Bruch mit dem alten System: durch das Edict von Thessalonike wurde die nicänische Orthodoxie wieder in die Stellung restituirt, welche ihr einst Constantin bestimmt hatte, nicht ahnend welche Geister er beschwor. Von Constantin zu Theodosius — was lag da Alles zwischen den Bestimmungen von Nicaea und Thessalonike! Nach halbhundertjährigem Kampfe stand man wieder wo man damals gewesen war. Athanasius war todt, aber es war doch sein Sieg, den die Worte des Kaisers verkündigten. Wer den Glauben der Bischöfe Damasus von Rom und Petrus von Alexandria hätte und mit ihnen die gleiche Gottheit von Vater, Sohn und Geist bekenne — der allein sei auf dem rechten Wege, ein vollberechtigter Bürger des Reichs. Rom und Alexandria — sie hatten das römische Reich besiegt. Der Kaiser erkannte die Thatsache stillschweigend an, aber was bedeutete das Anderes als die Wiederaufnahme der Sache, die der Staat doch durchsetzen mußte, wollte er sich nicht aufgeben, mit anderen Mitteln?

Die Niederlage der Regierung war nicht zum wenigsten dadurch geschehen, daß der Mittelpunkt des Widerstandes — Alexandria — aus ihrem nahen Bereich entfernt lag. Der kirchliche und der politische Schwerpunkt des Reiches fielen nicht zusammen. Da bot sich der Gedanke dar, ein künstliches Gegencentrum zu schaffen, das allmälig alle Kräfte an sich ziehen, aber dabei stets unter dem unmittelbaren Einfluß der Staatsregierung bleiben sollte. Zu diesem Zweck wurde das neue Patriarchat Constantinopel geschaffen, im Gegensatz zu Alexandria — dadurch aber dieses weiter auf die Bahn einer bewußten und selbstständigen Politik gedrängt.

Theodosius erhob die Schöpfung Constantins endgültig zur Residenz des Ostreichs. Constantius und Valens hatten fast mehr in Antiochia residirt und auch Julian war mit dem Plane umgegangen, hier das stehende Hoflager für den Orient aufzuschlagen, da die Be-

ziehungen zu Persien die stete Anwesenheit des Herrschers in möglichster Nähe der Grenze erforderten. Nach dem unglücklichen Feldzuge und dem Frieden von 363 wurden hier die Verhältnisse stabiler — dagegen die Barbarennoth von Norden her alsbald die größte Gefahr für das Reich und daher Constantinopel definitiv Sitz der Centralgewalt.

Das Fehlen einer festen Residenz hatte bisher das Aufkommen eines mächtigeren Hofbischofs unmöglich gemacht, obgleich es Ansätze auch nach dieser Seite hin gegeben hatte*) jetzt änderte sich das. Der Bischof Demophilus von Constantinopel war Arianer, und da der Kaiser entschlossen war mit diesen Leuten zu brechen, so wurde jener abgesetzt, als er sich weigerte das Nicänum aufzunehmen. Nun war hier die Bahn frei, aber bedeutsamer Weise ließ Theodosius keine Neuwahl geschehen, noch ernannte er Jemand.

Man wurde im Orient unruhig und eins der „drei Lichter aus Cappadocien", Gregor von Nazianz befand sich daher seit einiger Zeit in der Hauptstadt um dort vorläufig die Interessen der Orthodoxie wahrzunehmen und sie zu kräftigen. Als Bischof von Sasima hatte er nach dem Kirchengesetz, das einen Wechsel des Bisthums untersagte, eigentlich keine großen Aussichten, verwaltete aber einstweilen mit fast bischöflicher Autorität die Kirche von Constantinopel, hauptsächlich bemüht die Stadt von den Arianern zu befreien, die hier seit 40 Jahren Herren gewesen waren. Der Kaiser zögerte noch immer und es erschien klar, daß er mit der Neubesetzung des Stuhles besondere Pläne verband. Da plötzlich ließ Petrus von Alexandria aus eigener Machtvollkommenheit durch mehrere seiner ägyptischen Bischöfe einen gewissen Maximus zum Patriarchen von Constantinopel weihen, an Ort und Stelle, ohne Vorwissen des Bisthumsverwesers Gregor oder des Kaisers. Maximus sandte ein Schreiben mit der Nachricht von seinem Amtsantritt ins Abendland und wurde von den italischen Bischöfen ohne Schwierigkeit anerkannt**). Bald darauf starb Petrus. Es sind uns keine Nachrichten über seine Motive bei jenem Schritt erhalten, aber es ist wahrscheinlich, daß er

*) Die Stellung des Eusebius von Nicomedien ist in dieser Hinsicht beachtenswerth. Der erste Hofbischof wurde zugleich mit seinem Aufkommen ein Gegner des autonomen Elements in der Kirche und gedachte ganz offenbar, die erste Stelle in ihr einzunehmen. Schon Alexander von Alexandria hatte seine Tendenzen durchschaut und bekämpft (Socrates I, 6 — in der Encyclica wider Arius). Es ist unverkennbar, wie er seinen Bischofssitz stets dem Hoflager nahe zu haben sucht, im Widerspruch mit dem kirchlichen Recht, das ein Wechseln des Bisthums untersagte.

**) Schreiben einer großen abendländischen Synode von 381 an Theodosius. (Bei Mansi, conciliorum sacrorum collectio Bd. III S. 631.) Es ist nicht unmöglich, daß über diese Frage schon vorher eine Verständigung zwischen Alexandria und Rom erzielt war.

mit einem fait accompli dem Unbekannten, das vom Kaiser zu erwarten stand, zuvorkommen wollte — sonst ließe sich schwer ein Grund für seine Handlungsweise finden.

Als Erbe des Athanasius durfte er sich wohl in einer unsicheren Lage als das eigentliche Haupt der Orthodoxie betrachten und handelte ohne Zweifel in ihrem Sinne, wenn er eine zuverlässige Persönlichkeit an eine wichtige Stelle zu bringen suchte, ohne daß man dahinter besonderen Ehrgeiz oder Willkür zu suchen braucht.

Allerdings stand ihm formell nicht das geringste Recht dafür zu, ebensowenig wie einst dem Athanasius, als er mit seinen ägyptischen Bischöfen und ein paar Abendländern die Friedensbedingungen für die Einigung der kirchlichen Parteien festsetzte. Trotzdem ist das Verfahren des Petrus ein Schritt vorwärts auf eine neue Bahn für den alexandrinischen Bischof, insofern nicht mehr ein bloßes Vorangehen vorliegt, auf den guten Willen der Anderen hin nachzufolgen, auf einem Allen gemeinsamen Gebiet, sondern ein Hinübergreifen in eine Sphäre die von rechtswegen unter anderem Einfluß stand. Die Reaction blieb denn auch nicht aus, und dieser erste Schritt auf neuen Wegen ging fehl.

Im folgenden Jahre, 381, versammelte Theodosius seine Bischöfe zu einer morgenländischen Generalsynode in die Hauptstadt und es ergab sich, daß er doch noch zuerst den Versuch gütlicher Einigung der kirchlichen Gegensätze machen wollte; indeß erwies sich bald die Unmöglichkeit, da der Kaiser an der Anerkennung der katholischen Orthodoxie als einzig maßgebend festhielt und die Mehrzahl der Häretiker dazu nicht bereit war. Als Antwort erfolgte darauf ihre energische Verfluchung*), und darauf ging es an die kirchenpolitische Auseinandersetzung. Für die Anerkennung und den Schutz ihres Dogmas gedachte der Kaiser gewissermaßen die Orthodoxie zu verstaatlichen.

Da es mit der Unterdrückung nicht gegangen war, sollte sie nun staatliches Monopol werden — ein Vorgang der mutatis mutandis auch anderswo vorkommt.

Ein Haupthinderniß für den kaiserlichen Einfluß auf die Kirche war, daß jene über große selbstständige Centren ihres Lebens verfügte, die sich kraft eigenen Rechtes gebildet hatten und daher von staatlicher Einwirkung ziemlich unabhängig waren. Daher ergab sich von selbst, daß man versuchte die vorhandenen zu beschränken und das Emporkommen neuer zu verhindern. Indem der 2. Canon den Anschluß der kirchlichen an die politische Reichseintheilung als bestehend annimmt,

*) Im 1. Canon des Concils von Constantinopel.

schärft er die Beschränkung jedes Bischofs auf seinen Sprengel energisch ein — verordnet aber innerhalb der Reichsdiöcesen durchaus eine collegiale Stellung der Metropoliten. Dadurch daß diese nur in ihrer Gesammtheit zum Handeln berufen erscheinen, wird die Gruppirung der kirchlichen Kräfte um einen Schwerpunkt in den Diöcesen verhindert, während die Ansätze hierzu doch vielfach vorlagen. Es sollen keine neuen Patriarchate*) sich selbstständig bilden, weil sich dadurch neue und unabhängigere Instanzen zwischen die Regierung und die Menge der Bischöfe drängten, welche doch die Kirche repräsentirten.

Selbst Antiochia**) wird möglichst in den Hintergrund geschoben — bei Alexandria freilich mußte man mit dem bestehenden Verhältnisse rechnen und dem Bischof hier seine Autokratie über Aegypten lassen.

Das centralistische System des byzantinischen Reichs konnte keine selbstständigen Gewalten brauchen. Dem Zurückdrängen dieser entspricht die kirchliche Erhebung der Hauptstadt. Einstweilen ließ sich nicht Alles auf einmal erreichen, aber dadurch daß der Bischof von Constantinopel — wenn auch in unbestimmten Ausdrücken — den Rang unmittelbar nach dem römischen erhielt, der ohne Frage der erste war, bekam er doch eine höhere Stellung, als die alten Patriarchen im Orient.

Die Spitze richtet sich direct gegen Alexandria, das bisher unbestritten hier am ersten Platz gestanden hatte. Indem von staatlicher Seite das byzantinische Rangprincip in die Kirche hineingetragen wurde, mußte hieraus nothwendiger Weise eine Anstachelung der Gegensätze entstehen und wenn Alexandria bisher nicht den höchsten Rang als Recht beansprucht hatte, weil Niemand darnach fragte, so wurde es jetzt natürlich herausgefordert, wo ihn ein Anderer ohne Verdienst erhalten hatte. Die Weihe des Maximus wurde cassirt — die anti-alexandrinische Fassung des zweiten Canons ist die Antwort auf des Petrus Anmaßung. Gregor von Nazianz erhielt Dispens vom 15. nic. Canon und wurde zum Bischof von Constantinopel gewählt. — Wir sind über die Vorgänge auf dieser Synode nicht gut unterrichtet, aber es scheint, daß die Alexandriner nicht zufällig fern gehalten worden sind; als sie dann zum Schluß erschienen und opponirten, war die Sache abgemacht. Nur der Rücktritt

---

*) Entstehung und Entwicklung der Patriarchate ist noch ein ungelöstes Problem. Maaßens Arbeit genügt nicht. Besonders Antiochia nimmt eine merkwürdige Stellung in der Zeit ein; auch die Verhältnisse in Asien und Thracien, die Frage nach der Entwicklung des Anschlußsystems der kirchlichen an die politische Gliederung bedarf noch der Antwort, die dem Verfasser zu geben hoffentlich vergönnt sein wird.

**) Vgl. vorige Note.

Gregors*) konnte noch erzwungen werden, aber nach längeren Verhandlungen ließen auch die Abendländer den Maximus fallen.

Nicht bloß der Nachfolger des Petrus auf dem Stuhle von Alexandria, Timotheus, sondern auch Rom war unzufrieden, und der 3. Canon, in dem die Rangerhöhung von Constantinopel decretirt wurde, fand bei den Päpsten steten Widerspruch. Er wurde mit Recht als eine böse Neuerung angesehen, denn nach altkirchlichen Begriffen hatte das Ansehen eines Bischofs durchaus Nichts mit seiner Stellung zu den Großen dieser Welt zu thun und ganz richtig ahnte man die kaiserliche Absicht dabei: durch Uebertragung des staatlichen Centralisations-, Rang- und Etikettesystems auf die Kirche diese in einen leichter lenkbaren Zustand zu bringen.

Eine Illustration zu den gehegten Befürchtungen war es, als der Kaiser jetzt einen hohen Beamten, Nectarius, der weder Cleriker noch getauft war, zum Patriarchen ernannte.

Die gewaltigen politischen Anforderungen, welche die Wirren im Reich an Theodosius stellten, haben ihn nicht zu einer weiteren für uns noch erkennbaren Thätigkeit auf kirchlichem Gebiet kommen lassen, aber nach seinem Tode treten uns mehrfache Zeugnisse dafür entgegen, daß die Dinge in seinem Sinne zu gehen begannen.

397 starb Nectarius und als Nachfolger wünschte der Hof den Presbyter Johannes von Antiochia, mit dem Beinamen Chrysostomus. In Alexandria war 385 auf Timotheus der herrschsüchtige und leidenschaftliche Theophilus gefolgt, und nun brach der 381 geschaffene Gegensatz zwischen den beiden Stühlen in einem hellen Streit der Patriarchen aus**). Theophilus wurde aufgefordert zur Weihe des neuen Bischofs Johannes nach der Hauptstadt zu kommen und das geschah wohl, um den höheren Rang des Hofpatriarchen zum Ausdruck zu bringen. Der Alexandriner war aber durchaus nicht gewillt, sich dieser Anschauung zu bequemen — verfolgte vielmehr seinen eigenen Plan bei der Besetzung des erledigten Platzes, indem er seinen Vertrauten Isidor, einen alexandrinischen Presbyter, auf ihn zu erheben gedachte, in der leicht zu durchschauenden Absicht, durch einen ihm persönlich ergebenen Mann den natürlichen Gegensatz Constantinopels gegen Alexandria unschädlich zu machen — eine Parallele zu dem Versuche des Petrus mit der Ordination des Maximus. Es war natürlich, daß man am Hofe ebensowenig wie früher darauf einging und der damals regierende Cabinetsminister Eutropius stellte dem Theophilus die Wahl zwischen Weihe des

*) Wie er selbst erzählt — im carmen de vita sua.

**) Socrates VI, 2 ff.

Johannes oder Versetzung in Anklagezustand. Da der gewaltthätige Mann Vieles zu fürchten haben mochte sobald der Hof wollte, so gab er nach und weihte den Nebenbuhler, blieb ihm aber seitdem bitter feind — um so mehr da Johannes sehr bald in einer Weise auftrat, die deutlich zeigte, wie er den 3. Canon von 381 verstand. Er betrachtete die Diöcesen Thracien und Asien als ganz unter seiner Gewalt stehend, indem er aus seiner Autorität die Metropoliten von Heraclea und Ephesus weihte, ohne sich um die dort vorhandenen Wünsche zu kümmern*). Da auch Pontus naturgemäß nach der Hauptstadt hin gravitirte, so mußte der Alexandriner zusehen, wie rasch der größte Theil der orientalischen Kirche in die Hand des neuen Emporkömmlings gerieth und sein eigenes Ansehen, das noch vor kurzem unter dem großen Athanasius weithin in der ganzen Christenheit gestrahlt hatte, auf Aegypten zusammenschrumpfte. Auch das benachbarte Antiochia**) gerieth allmälig in einen steigenden Gegensatz zu ihm, der auf theologischen Differenzen beruhend, doch oder vielleicht darum bald zu heftiger Feindschaft erwuchs und Anlehnung an Constantinopel suchte. Mit dessen kirchlicher Erhebung war so ein unheilvoller Keim zur Zwietracht und Verweltlichung in die orientalische Kirche gelegt worden. Was sich an äußeren und inneren Gegensätzen in ihr fand, gruppirte sich um die beiden Mächtigsten, deren Streit um so verhängnißvoller wurde, je mehr sich das Ringen der Geister um die höchsten Ideen mit dem sehr weltlichen Bestreben den Rivalen niederzuwerfen, verquickte.

Der erste offene Ausbruch entsprang aus einem Vorgange, der mittlerweile im Inneren der alexandrinischen Kirche sich abzuspielen begonnen hatte und bald für ihre weitere Rolle in der Entwicklung des Orients entscheidend werden sollte. Das ist der Origenistenstreit. Gegen Origenes, den Vater der alexandrinischen und überhaupt der wissenschaftlichen Theologie im Orient, hatte sich eine allmälig wachsende Opposition gebildet, die an seinen mittlerweile heterodox gewordenen Meinungen vielfachen Anstoß nahm. Ein Hauptfactor dabei war die rohe Frömmigkeit und der Fanatismus des jetzt emporkommenden Mönchthums, das in Aegypten und Syrien vorzüglich aus national-orientalischen Elementen bestehend und wissenschaftlich ganz ungebildet, haupt-

*) Socrates VI, 11.

**) Vorläufig erwies sich auch hier noch die große Autorität des Alexandriners bei den Verhandlungen über die Anerkennung des Patriarchen Flavian von Antiochia im Abendlande. Durch die Vermittlung des Theophilus fand dieser seinen Frieden mit Rom, doch war das so ziemlich das letzte Stück eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Alexandria und Antiochia, cf. Socrates V, 15.

sächlich an der rein geistigen Art, in der alle Vorstellungen des Origenes sich bewegen, einen heftigen Anstoß nahm. Diese Feindschaft gegen die philosophische Speculation und die daraus entsprungene Abneigung gegen Origenes war aber auch schon in höhere kirchliche Kreise gedrungen. Bischof Johannes von Jerusalem gerieth in Streit mit dem alten fanatischen Epiphanius von Constantia auf Cypern, der ihm eine schroffe Verdammung des Origenismus zumuthete, und als jener sich weigerte, kam es in Palästina zu einer förmlichen Kirchenspaltung*) für und wider den großen Theologen, der nun schon 150 Jahre todt war. Johannes that nun einen Schritt, der bezeichnend ist dafür, wie die Lage sich gestaltet hatte: er wandte sich in seiner Noth an Theophilus von Alexandria mit der Bitte ihn von dem übereifrigen Epiphanius zu befreien, resp. zwischen ihnen zu entscheiden.

Hieronymus, der sich damals im Orient aufhielt und die Sache uns erzählt, macht dem Johannes heftige Vorwürfe, daß er sich der Jurisdiction seiner Vorgesetzten, der Bischöfe von Cäsarea und Antiochia entzogen hätte. Die Sache ist aber ein Hinweis auf die überragende Autorität, die man hier dem Bischof von Alexandria zuschrieb. Theophilus schickte einen Presbyter Isidor**), der zu Gunsten des Johannes entschied, ohne daß übrigens der Streit dadurch zum Abschluß kam. Er betrachtete sich offenbar auch hierbei nach alter Tradition als das Sprachrohr der Orthodoxie und griff fortdauernd durch wiederholte Sendschreiben — Osterbriefe***) — für Origenes in den Streit ein.

Worum es sich handelte, war nichts Geringes — im Grunde stand das ganze wissenschaftliche Erbe der griechischen Geistesarbeit für die Kirche in Frage, das Origenes ihr erst ganz erschlossen hatte. Eine hochbedeutsame Erscheinung tritt in jenen Vorgängen zu Tage: die Reaction des alten orientalischen Volksgeistes gegen den ihm aufgepfropften Hellenismus — und die Reaction drohte verhängnißvoll zu werden.

Theophilus fand bei seinem Eintreten für Origenes Widerstand in der Hauptmasse des ägyptischen Mönchthums. Wenige Jahre vorher (391) hatte er die fanatischen Leidenschaften dieser Massen zur

*) Ueber die Vorgänge berichtet Hieronymus in einem Brief an seinen Freund Pammachius (ep. 38).

**) Vielleicht denselben, der später Bischof von Constantinopel werden sollte.

***) In jährlichen Rundschreiben zeigten die Alexandriner der Kirche den Tag des Osterfestes an, da sie sich am besten auf die Berechnung verstanden, und hängten häufig ausführliche lehrhafte, erbauliche oder polemische Abhandlungen daran. Die betreffenden des Theophilus finden sich in der Briefsammlung des Hieronymus, der sie ins Lateinische übersetzt hat.

Vernichtung des Serapeions benutzt und damit den Resten des Heidenthums den Todesstoß gegeben — jetzt mußte er selbst die unwiderstehliche Gewalt fühlen, welche solch ein Ausbruch religiöser Wuth entfalten konnte. Offener Aufruhr gegen den Patriarchen brach los — ein Haufen bewaffneter Mönche und fanatisirten Pöbels drang in die Stadt und den Palast des Theophilus, nicht eher ruhend, als bis die Verdammung des Origenes dem Bischof abgezwungen war*).

Diese Thatsache ist ein redendes Zeichen für die beginnende Wandlung im Inneren eines Theils der orientalischen Kirche. Man wird wohl annehmen dürfen, daß Theophilus zu dem Schritt gezwungen war, denn seine Stellung beruhte auf der Ergebenheit des ägyptischen Clerus und Mönchthums, die mit der Menge des Volkes doch eine geistige Einheit waren. Der im Innersten nicht griechische, sondern orientalische, aller wissenschaftlichen Speculation feindliche Geist dieses Volkes tritt hier deutlich zu Tage. Um nicht in der Luft zu stehen, mußte Theophilus ihm das Zugeständniß machen, wohl ohne die klare Erkenntniß von der Tragweite seines Schrittes.

Er beschritt damit einen Weg, der dem Bischof von Alexandria die Herrschaft über die Kirche des Morgenlandes bringen oder ihn in das Dunkel eines Sektenhäuptlings hinabstoßen konnte — je nachdem die Würfel fielen. Der eigentliche Hellenismus ist um diese Zeit bereits stark im Rückgange; es giebt zahlreiche Zeichen dafür, daß seit dem Ende des 4. Jahrhunderts ein neuer oder im Grunde ein alter Geist in diesen Ländern herrschend wird. Besonders kennzeichnend ist das Verstummen der systematischen Theologie im großen Stil, wie sie Origenes, Athanasius und die großen Cappadocier vertreten hatten — ferner das Aufkommen des Mönchthums und des Traditionalismus. Wenn jetzt der Bischof von Alexandria mit seinen hellenistischen Traditionen brach und die Führung der neuen Richtung übernahm, der die Zukunft gehörte, so hatte er alle Aussicht der orientalische Papst zu werden. Wir werden sehen, wie rasch dieser Gedanke Fortschritte machte und Gestalt gewann — für jetzt hatte begreiflicher Weise kaum Jemand eine klare Erkenntniß davon, was der Vorgang in Alexandria bedeutete. Theophilus erscheint nach dem, was wir von ihm wissen als ein leidenschaftlicher und keineswegs großer Mann**), wenig zum Vertreter werdender Ideen geeignet — noch war auch nicht die Zeit

*) Socrates VI, 7 und sonst mehrfach berichtet, besonders bei Hieronymus, doch nicht ohne tendenziöse Färbung, da dieser den Stellungwechsel des Theophilus mitgemacht hatte.

**) So bei Socrates im VI. Buch.

gekommen, wo jene zu ihrer Ausgestaltung bedeutende Männer forderten, aber trotzdem warfen die Ereignisse schon jetzt den Schatten einer nahen Zukunft voraus. Und in Einem wurden sie sofort von Wichtigkeit: an ihnen verschärfte sich der Gegensatz von Constantinopel und Alexandria sehr.

Da einmal die beiden Mächte wider einander gestellt waren, so mußte jedes große Problem, das an sie gemeinsam herantrat, den Grund zu immer schrofferem Auseinandergehen abgeben. Der Origenistenstreit zeigte dem Alexandriner den Weg an die Spitze einer großen populären Bewegung, mit deren Erfolg seine eigene Stellung gewaltig in die Höhe schnellen mußte, und diese Erwärung mußte für den Anderen genügen, um ein Feind der Bestrebungen zu werden, aus denen der Gegner Vortheil zog und an deren Spitze er stand — ganz abgesehen davon, daß Constantinopel auch als ein Centrum wissenschaftlicher Bildung sich in natürlichem Gegensatz zu jenen Dingen befand.

Dazu mußte eine Bewegung, welche von den breiten Schichten des Volkes ausging, alsbald einen für das centralistische und uniformirende Regierungssystem bedenklichen Charakter annehmen und so eine neue Schattirung des Gegensatzes zwischen jenem und dem hierarchischen Führer populärer Bestrebungen ergeben.

Alle diese Erwägungen mußten sich mit der Zeit in dem Widerstreit der Interessen und Personen geltend machen — einstweilen entlud sich das feindliche Gefühl der beiden Patriarchen in einem unerquicklichen und leidenschaftlich-gehässigen Streit*).

Er kam zum Ausbruch, als eine Anzahl ägyptischer Cleriker, wegen ihres Origenismus von Theophilus verfolgt, nach Constantinopel flohen und bei Johannes Schutz suchten.

Es war das gewissermaßen Appellation an ein höheres Forum und man wies sie hier nicht ab, sondern gedachte die Angelegenheit vor eine Synode zu bringen. Da sich die dogmatische und die Machtfrage complicirten, so sorgte Theophilus zunächst dafür, daß in Constantinopel möglichst Stimmung gegen den Origenismus gemacht werde und dazu ging auf seinen Wunsch der alte Epiphanius von Cypern in die Hauptstadt. Er hob die Kirchengemeinschaft mit den Origenisten auf und hatte anfangs Erfolg, aber alsbald trat auf diesem schlüpfrigen Boden ein Umschlag ein; Epiphanius mußte die Stadt verlassen — wie es heißt aus freien Stücken und überzeugt — und Theophilus wurde hinberufen, um sich zu rechtfertigen.

*) Socrates VI, 9 ff. ist das Zuverlässigste. Theodoret von Kyros ist in seiner Kirchengeschichte sehr kurz — Anderes unzuverlässig. Außerdem Concilsakten, bei Mansi.

Er kam, wußte aber den völlig halt- und gedankenlosen Hof auf seine Seite zu ziehen und wagte einen Gewaltstreich gegen Johannes. Diesem hatte sein scharfes Regiment viele Feinde gemacht und sein Freimuth war auch der Kaiserin peinlich geworden, was dem Aegypter Handhaben genug bot, ihn zu stürzen.

Theophilus constituirte seine zahlreiche Begleitung ägyptischer Bischöfe zusammen mit den unzufriedenen Elementen in Constantinopel*) als Synode und als sein Gegner sich diesem Forum nicht zum Gericht stellte, vor das es ihn kurzer Hand wegen einer Menge rasch zusammengestoppelter zum Theil sinnloser Klagepunkte berief — wurde er abgesetzt. Man vergegenwärtige sich, wie es etwa einem Byzantiner bei ähnlichem Vorhaben in Alexandria ergangen wäre, um die ungeheure Ueberlegenheit an innerer Kraft zu erkennen, die man hier besaß. Für den Patriarchen von Constantinopel war Alles verloren, sobald ihn der Kaiser im Stich ließ — dann war er gegen den Alexandriner schutzlos — und hieraus erhellt, wie die Hauptmacht, die diesem widerstrebte und ihn als Gefahr empfand, nicht so sehr kirchlicher Natur, sondern vielmehr das Kaiserthum war, das aber um wider ihn kämpfen zu können einer geistlichen Waffe bedurfte.

Sobald es auf einen Augenblick den Zweck seines Werkzeugs vergaß, wurde es ihm aus der Hand geschlagen. Man besann sich denn auch bald darauf, wozu man einen Hofpatriarchen hatte — Johannes wurde zurückberufen und Theophilus mußte die Hauptstadt verlassen, aber der Schlag war geschehen — bei der Apathie des Kaisers und der Gesinnungslosigkeit seiner Camarilla konnte sich der Bischof doch nicht halten und mußte in die Verbannung — 404.

---

*) Johannes hatte sich viele Feinde gemacht, besonders wohl auch durch seine hierarchischen Ansprüche. Daß die Ordination des Heraclides von Ephesus ein Klagepunkt war (Socr. VI, 17) deutet darauf hin, daß Theophilus hier einsetzte.

(Schluß folgt.)

Moderne Handelspolitik.

Von

Karl Rathgen.

Die Handelspolitik der wichtigeren Kulturstaaten in den letzten Jahrzehnten. — Schriften des Vereins für Socialpolitik Bd. 49 (XII und 645 S.) und 50 (210 S.). Leipzig, Duncker und Humblot, 1892.

Handelspolitik und Sozialpolitik hängen eng zusammen. Schutzzöllner wie Freihändler bedienen sich mit Vorliebe sozialpolitischer Argumente. Verlangen die einen Zollschutz wegen der besonderen Lasten, welche der Produktion im Interesse des Arbeiterschutzes und der Arbeiterfürsorge aufgelegt sind, so weisen die anderen darauf hin, daß von der Förderung der Ausfuhr die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen wesentlich abhänge. Sprechen die einen von der Sicherung des heimischen Arbeitsmarktes, führen die anderen die Vertheuerung der nothwendigen Lebensbedürfnisse ins Feld. Autonome Zollpolitik, wie Tarifverträge werden vertheidigt mit dem Hinweis auf die dadurch zu erreichende Sicherung der Arbeitsgelegenheit. Ihre Interessenkämpfe verhüllen beide Parteien mit Vorliebe durch Erörterungen über gerechte Vertheilung des Volkseinkommens und des Volkswohlstandes. Und wenn die einen Werth legen auf die Erhaltung der bestehenden Besitzvertheilung und Standesgliederung, betonen die anderen, daß gedeihlicher Fortschritt nur möglich sei, wenn der wirthschaftlich Untüchtige und Ueberlastete dem wirthschaftlich Tüchtigeren Platz mache.

So entspricht es ganz dem Programm des Vereins für Sozialpolitik, daß er Handelsverträge und Handelspolitik in dem Bereich seiner Thätigkeit zieht. Schon auf seiner 5. Generalversammlung ist zu Berlin am 9. Okt. 1877 über den deutsch-österreichischen Handelsvertrag debattirt worden, wobei denn freilich nach der damaligen Lage der Dinge nicht viel herauskam. Viel bedeutender waren die Verhandlungen vom April 1879 in Frankfurt a. M. Dem Umschwung der

Gedankenströmung hatte sich auch der Verein nicht entzogen, dessen Mehrheit die Thesen Schmollers annahm, die im Wesentlichen eine Unterstützung der zollpolitischen Aktion der Regierung bedeuteten. Alle solche Debatten verlieren sich naturgemäß gar zu leicht in Einzelheiten, wie wir das in diesen Tagen erst wieder im Reichstage erlebt haben. Selbst wenn jede der im Streit der Meinungen und Interessen vorgebrachte Einzelthatsache richtig wäre — und wann wäre das der Fall? — so wäre damit immer noch recht wenig bewiesen für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der jeweilen befolgten Politik im Ganzen. Wer in die Tageskämpfe nicht unmittelbar verwickelt ist, vermißt oft schmerzlich die großen Gesichtspunkte, die vertiefte Auffassung, welche die Handelspolitik anschaut als ein Glied in der ganzen Kette der politischen Tendenzen, des Wirthschaftslebens, der Kulturentwickelung. Es war daher ein dankenswerthes Unternehmen, als der Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik daran ging, zum besseren Verständniß der durch Ablauf der Handelsverträge entstehenden Lage den Weg einzuschlagen, auf dem der Verein schon so wesentliche Beiträge zur Erkenntniß unserer sozialen Zustände geliefert hat: durch Veröffentlichung einer Sammlung von Abhandlungen über die Handelspolitik der wichtigeren Kulturstaaten in den letzten Jahrzehnten. Die Herausgabe übernahm der Vorsitzende des Ausschusses, Professor Schmoller. Für die einzelnen Länder galt es, dort einheimische oder sehr gut bekannte praktisch oder theoretisch als Sachkenner bewährte Autoren zu beschaffen. Trotz der entstandenen Schwierigkeiten ist es gelungen, noch ehe die neuen Handelsverträge der mitteleuropäischen Staaten bekannt wurden, den ersten stattlichen Band zu veröffentlichen, den zweiten unmittelbar nachher. Während ein noch ausstehender dritter Band die Handelspolitik Frankreichs, Englands und seiner Kolonien, Spaniens und der Balkanstaaten nachbringen wird, liegen in dem ersten Bande Abhandlungen vor über die Handelspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika von Richmond Mayo-Smith und E. Seligman, New-York und neun europäischer Staaten, nämlich Italiens von W. Sombart, Breslau, Oesterreichs von A. Peez, Wien, Belgiens von E. Mahaim, Lüttich, der Niederlande von H. de Réus und G. S. Endt, Dänemarks von W. Scharling, Kopenhagen, Schwedens und Norwegens von Fahlbeck, Lund, Rußlands von V. Wittschewsky, Breslau, endlich der Schweiz von E. Frey, Zürich. Die Autoren sind sämmtlich Angehörige der betreffenden Staaten, mit Ausnahme von Sombart, der sich als Kenner italienischer wirthschaftlicher Verhältnisse nicht erst zu legitimiren braucht. Für Deutschland selbst erhalten wir zwei umfassende Abhandlungen. Im ersten Bande

giebt H. von Scheel eine Darstellung der Ergebnisse der Handelsstatistik des deutschen Zollgebietes seit 1880, eine übersichtliche und praktische Zusammenfassung des reichen Zahlenmaterials, welches die Bände der Statistik des Deutschen Reiches bergen. Im zweiten Bande, mit dem besonderen Titel: die Ideen der deutschen Handelspolitik von 1860—1891, schildert W. Lotz in München die Stimmungen, welche bei Deutschlands freihändlerischer Politik und beim Einlenken zum Schutzzoll erkennbar hervortraten.

Nach dem Streit der Tagespresse und der Parteien ist es eine wahre Wohlthat, sich in diese Bände zu vertiefen. Bei der Kürze der Zeit und dem beschränkten Raum, die den einzelnen Autoren zur Verfügung standen, ist nothgedrungen manches nur kurz behandelt, manches nur angedeutet, was der Leser gerne breiter ausgeführt sähe. Aber trotzdem ist der Haupteindruck der, daß Jeder, der unbefriedigt von den landläufigen Schulmeinungen und Schlagworten und unbeirrt von dem Geschrei der Interessenten nach eigenem Urtheil, nach wissenschaftlich vertiefter Erkenntniß strebt, dem Verein für Sozialpolitik und denen, die an dem Werke mitgearbeitet haben, zu größtem Danke verpflichtet sein muß. Wir wollen an dieser Stelle nicht einen Auszug aus dem Werke liefern, noch die einzelnen Abhandlungen eingehend charakterisiren. Im Ganzen entsprechen sie dem vom Herausgeber aufgestellten Programm, daß gezeigt werden sollte, wie das Bestehende entstanden sei, welche Folgen sich daran geknüpft haben, wie ganz allgemeine Thatsachen der neueren Handelsentwicklung und die konkreten Verhältnisse des einzelnen Landes zusammengewirkt haben, die heutige Handelspolitik fast überall in andere Bahnen zu leiten als sie zu Anfang der sechziger Jahre für immer festgestellt schienen. Der Herausgeber schlug deshalb vor, die Darlegung der Handelspolitik jedes einzelnen Landes zu beginnen mit einer kurzen Einleitung über die Epoche der europäischen Handelsverträge der sechziger Jahre. Daran hätte sich zu schließen eine Schilderung des Umschwunges in den siebziger Jahren und die nähere Darlegung der seither auf diesem Gebiete erfolgten Schritte . . . Die Verhandlungen in den gesetzgebenden Körpern, die öffentliche Diskussion über autonome und vertragsmäßige Aenderungen müßten in ihren Grundzügen dargelegt, die handelspolitischen Konflikte geschildert werden . . . In einem Schlußkapitel müßte jeder der Herren Mitarbeiter den gegenwärtigen Stand der handelspolitischen Ordnungen und Interessen seines Landes darlegen und schildern, was wahrscheinlicher Weise in der nächsten Zukunft in dem Lande zu erwarten sei.

Natürlich sind die einzelnen Abhandlungen nicht gleichmäßige Aus-

führungen dieses Programms. Von einer etwas trockenen Thatsachenerzählung, wie die amerikanischen Herren sie geliefert haben, erheben sie sich zu so anschaulichen und abgerundeten Essays, wie wir sie für Italien und die Schweiz den Herren Sombart und Frey verdanken.

Dadurch, daß die Autoren fast alle den von ihnen besprochenen Staaten angehören, ist auch die Monotonie vermieden, welcher sonst derartige gleichzeitige Erörterungen der gleichen Probleme leicht verfallen. Die in jedem Lande treibenden inneren Strömungen und Kräfte treten so lebhaft, individualisirt hervor. Wie deutlich z. B. tritt uns die Eigenart der Entwickelung in den beiden kleineren Ländern entgegen, in welchen sich erst ganz neuerdings die Abschlußtendenzen stärker geltend machen, in Schweden und in der Schweiz. Der Aufsatz „die schweizerische Handelspolitik der letzten Jahrzehnte" von Frey ist ein wahres kleines Kabinetsstück. Mit feinem, über dem Einzelnen und den Parteien schwebenden Humor, der eines Landsmannes Gottfried Kellers nicht unwürdig ist, werden uns die treibenden Ideen anschaulich gemacht: wie aus der unvortheilhaften Lage, in der die Schweiz mit ihren früheren niedrigen Zöllen bei Handelsvertragsverhandlungen war, allmählich der Gedanke entsteht und wächst, daß man um eigene schlechte Behandlung abzuwenden sich selbst mit Zollwaffen rüsten müsse, bis sogar ein einflußreicher Theil der Freihändler für die Aufstellung eines hohen Generaltarifs eintritt. Wie unter dem Einfluß der Schutzzölle der Nachbarländer in manchen für das Inland producirenden Industrien Schutzzollgelüste entstehen, wie dem die kleinen Leute, die Handwerker, die Gewerbevereine sich anschließen, wie schließlich die Bewegung die landwirthschaftlichen Kreise erfaßt. Das sehen wir dann in Zusammenhang gebracht mit der äußeren Lage der Schweiz, die zwischen vier Großstaaten eingeklemmt jedesmal den Rückschlag der dort befolgten Zollpolitik sofort empfindet, wie mit der inneren politischen Entwickelung vom Liberalismus zur radikalen Demokratie, die in der Schweiz eine „ausgesprochene Vorliebe für die wirthschaftlich Schwächeren, für den Handwerker, für die kleineren Industrien den Bauern" zeigt.

Die Heranziehung einheimischer Autoren hat aber auch ihre Schattenseiten. Wenigstens kann Referent sich von dem Eindruck nicht frei machen, daß die Abhandlung über die Vereinigten Staaten von Amerika etwas darunter gelitten hat, daß die Autoren die neueren Vorgänge, welche Europa beunruhigen, etwas zu sehr verwischen und abmildern. Es will uns nicht recht glaubhaft erscheinen, daß die Vermehrung und Erschwerung der bei der Einfuhr zu beobachtenden Formalitäten nur

den Zweck gehabt haben sollte, die Zollhinterziehungen zu verhindern. Die Art, wie die panamerikanischen Bestrebungen als ziemlich bedeutungslos dargestellt werden, wirkt nicht recht überzeugend. Die unbestimmte Furcht vor der wirthschaftlichen Entwickelung der Vereinigten Staaten, die auf Europa lastet, erhält durch die Versuche mit Brasilien, Spanisch-Westindien u. s. w. bevorzugende Handelsverträge abzuschließen doch schon eine recht greifbare Gestalt. Mit dem Hinweis auf die Unfähigkeit der amerikanischen Industrie, mit ihren durch den Zollschutz hochgehaltenen Preisen die Bedürfnisse der südamerikanischen Staaten zu befriedigen, läßt sich die Thatsache nicht beseitigen, daß das Vollgefühl immer wachsender Kraft in den Vereinigten Staaten auch mehr und mehr sich nach außen wenden wird. Das Spread-Eagle-thum, das sich in den Zeiten herannahender Wahlen breit macht, mag uns mit seinem hohlen Pathos komisch erscheinen. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß seine Argumente auf die Massen wirken. Und ebensowenig ist in Abrede zu stellen, daß die Mischung von Schmeichelei und Brutalität, welche für das Vorgehen der amerikanischen Berufspolitiker bezeichnend ist und die den gebildeten Menschen abstößt, auf weniger civilisirte Völker Eindruck macht. Wie Mexico immer mehr in den wirthschaftlichen Machtbereich der Vereinigten Staaten gezogen wird, ist bekannt.

Die andere Last, welche auf dem europäischen Handel ruht ist die Zollpolitik Rußlands. Ist der Aufsatz von V. Wittschewsky darüber auch in mancher Beziehung etwas fragmentarisch, — woraus übrigens nach Lage der Dinge dem Autor kein Vorwurf zu machen ist — so stehen wir doch nicht an, ihn als einen der wichtigsten Beiträge zu diesem Sammelbande zu bezeichnen. Ueber die inneren Beweggründe und die sich bekämpfenden Tendenzen bei der immer stärkeren Anspannung der russischen Schutzzölle ist unseres Wissens in westeuropäischen Sprachen nichts veröffentlicht worden, was derartig anschaulich und vollständig wäre. Nachdrücklich hebt Wittschewsky hervor, daß vor allem das Bedürfniß nach Steigerung der Staatseinnahmen die wiederholten Zollerhöhungen veranlaßt hat. Dem orientalischen Krieg ist die Einführung der Goldzölle am 1. Januar 1877 ebenso zu danken wie die späteren Tariferhöhungen en bloc. Mehr als Beiwerk, als Begründung einzelner Maßregeln, als Zuthat, welche der öffentlichen Meinung die Zollerhöhungen schmackhaft machen soll, erscheinen die wirthschaftspolitischen Erwägungen. Diese gehen aus einerseits von dem Zustande der Valuta und rechtfertigen die hohen Zölle mit der Nothwendigkeit Einfluß auf die Handelsbilanz zu üben, um bei steigendem Import oder sinkendem

Export Ein- und Ausfuhr in das wünschenswerthe Verhältniß zu bringen. Hauptsächlich wird die Regierungspolitik aber mit nationalen Gründen des Industrieschutzes gestützt, mit dem Ziele, daß das weite Reich mit seinen großen noch nicht hinreichend entwickelten Hülfsquellen sich selbst genüge, seine Rohstoffe selbst erzeuge und in nationalen Werkstätten verarbeite. Diese Zollpolitik erstrebt aber nicht nur die Erschwerung der Einfuhr ausländischer gewerblicher Erzeugnisse, sie sucht auch die Produktion der rein russischen Bergwerks- und Industriebezirke gegen die Konkurrenz zu stützen, welche ausländische Kapitalisten und Rohstoffe in den Seehäfen, in den Fabrikanlagen nahe der Landgrenze im Königreich Polen machen. Daher die differenziellen Zölle auf Eisen und Kohle. Ebenso sollen Differentialzölle den Transport der Rohbaumwolle den deutschen Eisenbahnen abwendig machen und den russischen zuleiten. Eine neue Phase der Entwickelung bedeutet der neue Zolltarif vom 11. Juni 1891. „Früher war man darauf bedacht gewesen, die Herstellung von Fabrikaten im Inlande zu fördern, ohne gleichzeitig zu einer stärkeren Verwendung der Rohmaterialien eifrig anzuspornen. Der neue Zolltarif wollte in dieser Hinsicht Wandel schaffen; indem der Import von ausländischen Rohstoffen durch höhere Zölle eingeschränkt wurde, sollten Unternehmungsgeist und Gewerbfleiß angeregt werden, die im Inlande zahlreich vorhandenen Bezugsquellen aufzusuchen, zu erweitern, auszubeuten." Wir müssen es uns versagen auf die Darstellung im Einzelnen einzugehen, wie die Kreise der nationalen Produzenten, deren Interessen in den verschiedenen Theilen des weiten Reiches durchaus nicht identisch sind, die Interessenten in den Seehäfen und in Polen für und wider die Zollmaßregeln kämpfen, wie über alle Erwägungen die Regierung mit rücksichtslosem Fuße wegschreitet, wie es in der Hauptsache die Landwirthschaft ist, welche die Kosten trägt.

Ist in den einzelnen Abhandlungen des vorliegenden Sammelwerkes der Nachdruck mit Recht auf das Eigenartige, national Unterscheidende gelegt, so ist um so überraschender mit welcher Stärke in dem Gesammtbild der Zug hervortritt, daß die europäische Kulturwelt ein Ganzes bildet, in welchem trotz aller nationalen Verschiedenheiten der öffentlichen Einrichtungen wie des privaten Lebens gewisse geistige Strömungen und praktische Tendenzen mit elementarer Kraft zu allgemeiner Geltung kommen. Schrieben wir in einer früheren Periode, wir würden es eine Ironie des Weltgeistes nennen, daß nicht nur in Zeiten der Annäherung der Völker, sondern gerade auch in Zeiten der gegenseitigen Abschließung, des Strebens nach nationalem Selbstgenügen, diese Gemeinsamkeit hervortritt.

Neben dieser ist der zweite beachtenswerthe Punkt der enge Zusammenhang, in welchem die Zollpolitik mit der allgemeinen Politik der einzelnen Länder steht. Es wäre eine verlockende Aufgabe den Zusammenhang der Handelspolitik der einzelnen Länder mit inner- und außerpolitischen Machtfragen, mit internationalen Ab- und Zuneigungen darzustellen. Wir wollen darauf ebensowenig eingehen, wie auf die finanzielle Seite der Zollpolitik.

Es ist ein merkwürdiges Problem, wie es kommt, daß scheinbar theoretische Erwägungen plötzlich solche Geltung erlangen, daß sie die öffentliche Meinung wie die Staatspraxis so allgemein beherrschen, wie in den sechziger Jahren die Freihandelstheorie, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die Schutzzolltendenzen. Zu einem großen Theile ist die freihändlerische Doktrin hervorgerufen durch die Fortschritte der modernen Technik, die in den Staaten des kontinentalen Mittel- und Westeuropa ziemlich gleichzeitig wirksam wurden. Vor allem als die Fortschritte im Verkehrswesen den Großhandel demokratisirten, als die zwischen den einzelnen Ländern hin- und hergesandten Gütermengen unerhört anwuchsen, verlangte man nach Erleichterung, nach Beseitigung der Schranken des internationalen Verkehrs. Im Bunde mit den sonstigen liberalisirenden, nivellirenden Zeitanschauungen verbreitete sich eine vorwiegend kommerzielle Vorstellung vom Wirthschaftsleben. Die ganze radikale Freihandelsdoktrin beruht auf dem Vorwiegen kommerzieller Anschauungen. Die stärksten, d. h. thätigsten und lautesten Interessentenkreise drücken durch ihre Agitation der öffentlichen Meinung ihren Stempel auf. Für diese auf dem Untergrund der Interessen sich bewegenden Geistesströmungen ergeben sich dann die wissenschaftlichen Schlagworte und Formulirungen von selbst, Formeln, welche im Reiche der Wissenschaft selbst ihre Zauberkraft zum Theil schon eingebüßt haben.

Für Deutschland schildert Lotz anschaulich, wie die Freihandelsbewegung daraus entstand, daß Handel und Landwirthschaft, weil sie keinen Zollschutz brauchten, sich gegen den Industrieschutz erhoben. Im volkswirthschaftlichen Kongreß (1858) fand die Bewegung ihr Organ, im Liberalismus und in der neuen Aera die treibende Kraft, in der Gewerbefreiheit eine volksthümliche Forderung, welche die Handelsfreiheit mit durchschleppte. Die deutsche Großindustrie, namentlich die rheinisch-westphälische Eisenindustrie und die süddeutsche Baumwollspinnerei standen der Bewegung von vornherein feindlich gegenüber.

In jedem Lande kann man nun verfolgen, wie die verschiedensten Ursachen zusammenwirken, daß das englische Beispiel der Wegräumung

der Verkehrsschranken Nachfolge findet. Von Frankreich ausgehend, das zuerst gegenüber Großbritannien, dann gegenüber seinen anderen Nachbarländern in einer Reihe wichtiger Vereinbarungen seine bisherigen hohen Zollschranken erniedrigt, werden Handelsverträge die Losung der Zeit, Handelsverträge, deren Zweck nicht ist die Vertragschließenden vor anderen zu begünstigen, sondern mittels der Meistbegünstigungsklausel jede einem Staate gewährte Zollermäßigung auch allen anderen Vertragsstaaten zu Gute kommen zu lassen. Man verpflichtete sich Niemanden günstiger zu behandeln als die Vertragsstaaten. Man behielt freie Hand mit Zollermäßigungen weiter zu gehen als bisher.

In den drei mitteleuropäischen Großstaaten waren die wesentlich treibenden Motive politische. Der Handelsvertrag zwischen Preußen und Frankreich war ein Schachzug in dem Kampfe Preußens und Oesterreichs um die deutsche Hegemonie. So war der gemäßigte Freihandel, zu dem man überging, eine politische Nothwendigkeit. Wirthschaftlich war er nicht unberechtigt. Eine Reform des irrationellen Zolltarifs war ohnedies nothwendig. Die preußische Politik stützte sich auf den rührigen Handelsstand, auf die am Export interessirten Gewerbe, namentlich Norddeutschlands, auf die Landwirthschaft, welche einer Begünstigung der Industrie, die ihr die Arbeiter entzog, wenig geneigt war, für billiges Eisen sich begeisterte.

Aehnlich wie in Deutschland hängt in Italien die Entwickelung mit der staatlichen Einigung zusammen. Mit den politischen Einrichtungen wurde auch die abschließende Zollpolitik der einzelnen Staaten über den Haufen geworfen. Die Stellung zu Frankreich, wie der vorherrschende Einfluß Piemonts bewirkten, daß in ziemlich doktrinär-überstürzter Weise die von letzterem Lande befolgte freihändlerische Politik auch zu der des jungen Königreiches gemacht wurde.

In Oesterreich waren anfangs die Bestrebungen auf Verbindung mit dem Zollvereine, später der Ausgleich und der Einfluß des im eigensten Interesse freihändlerischen Ungarns wirksam.

Die kleinen Staaten waren genöthigt den großen auf der Bahn der Handelsverträge zu folgen, um ihrer Ausfuhr die gleichen Vergünstigungen zu sichern.

Der Handelspolitik von Mittel- und Westeuropa schien damit ihre Entwickelung vorgezeichnet zu sein. Durch Handelsverträge mit der Meistbegünstigungsklausel, wie durch autonome Zollherabsetzungen schien das Ideal eines freien Verkehrs immer näher zu rücken. Schon das Geldbedürfniß der einzelnen Staaten, welches weitgehenden Zollherabsetzungen widerstrebte, sorgte dafür, daß die freihändlerischen Bäume

nicht in den Himmel wuchsen. Aber gerade als die Freihandelstendenzen den unbestrittenen Sieg errungen zu haben scheinen, bereitet sich eine allgemeine Umkehr vor. Neue Forderungen und längst todtgeglaubte Lehren erstehen und erringen einen ebensolchen Einfluß, wie vorher die Freihandelsdoktrin. Wieder geht von Frankreich der Impuls aus, der Italien, Oesterreich, Deutschland, die kleineren Staaten erfaßt. Statt der Handelsverträge autonome Tarife, Politik der freien Hand statt Bindung der Tarife, Schutz der nationalen Arbeit in ihrem ganzen Umfange, nicht bloß der Großindustrie, wie die früheren Schutzzöllner gewollt hatten, Erhaltung des heimischen Marktes für die heimische Industrie, so lauteten jetzt die Schlagworte.

Wie ist das gekommen? Das Sammelwerk des Vereins für Socialpolitik giebt dem aufmerksamen Leser einen guten Einblick in das verschlungene Gewirr praktischer und theoretischer Bestrebungen, die sich zu einem Vorstoß in der gleichen Richtung vereinigten. Der allgemeine Gedankenuntergrund dieser Strömungen ist unzweifelhaft in der Kräftigung des Staatsgedankens in der europäischen Kulturwelt, in dem festeren nationalen Zusammenschluß zu suchen. Wie auf theoretischem Gebiete die „Wiedereinsetzung des Staates" den Glauben an die freihändlerisch-kosmopolitischen Ideale zerstörte, bewirkte praktisch die nationale Einigung Italiens und Deutschlands, die Kriegsperiode 1860/70 eine Verschärfung der Gegensätze zwischen den europäischen Staaten. An die Stelle des Satzes von der Interessengemeinschaft der verschiedenen Staaten trat die Lehre von der Interessenharmonie der verschiedenen Produktionszweige im Staate, an die Stelle der internationalen Arbeitstheilung das Streben nach nationaler Autarkie.

Je mehr in der Staatspraxis die freiheitlichere Gestaltung des Güteraustausches fortschritt, um so zahlreichere Interessen wurden verletzt. Anfangs freilich ging man über Klagen leicht hinweg. Vom Abschluß der Handelsverträge bis 1873 befand sich das europäische Wirthschaftsleben von kleinen Schwankungen abgesehen in aufsteigender Konjunktur. Die ungeheuren Fortschritte der Technik bewirkten eine Vermehrung von Produktion und Konsum, welche steigenden Wohlstand deutlich zeigte, den man im Allgemeinen dem Freihandelssystem zuzuschreiben geneigt war. Die Zunahme der Produktion wurde am Anfang der siebziger Jahre zur Ueberproduktion, bis 1873 die große Krisis begann. Auch in weiteren Kreisen erwachten jetzt die Zweifel am Segen des Freihandels. In unbehaglichen Zeiten sucht die Menge immer nach einem Sündenbock. Damals war es der Freihandel, wie in unseren Tagen der Schutzzoll. In solchen Zeiten herrscht ein dunkler,

unbestimmter Drang, daß irgend etwas geschehen müsse, ein Systemwechsel, gleichviel in welcher Richtung, wenn nur etwas geschieht. Wer in solchen Zeiten entschlossen auftritt, hat die Unzufriedenen hinter sich. Das allgemeine Mißbehagen erhielt aber Unterstützung durch ein ganz neues Element, die Gefährdung der europäischen Landwirthschaft dadurch, daß Dank der Fortschritte der Verkehrsmittel Amerika und Rußland ihren Ueberfluß an Getreide auf den Weltmarkt brachten und die Preise zu drücken anfingen. Es waren gerade die Länder, welche dem System der Tarifverträge nicht beigetreten waren. Es ist ja bekannt, daß namentlich in Frankreich und Deutschland die schutzzöllnerische Bewegung ihre Stärke aus der Bewegung für den Schutz der Landwirthschaft gezogen hat.

Das ist in der Hauptsache die Stimmung aus der heraus der Umschwung entstanden ist. Andere praktische Bedürfnisse haben dann im Einzelnen eine große Rolle gespielt, namentlich die finanziellen. Zur Vermehrung der Einnahmen kam den Finanzministern der Ruf nach allgemeiner Erhöhung der Zölle gerade recht. Auch Staaten, welche einer schutzzöllnerischen Politik zunächst nicht zugethan waren wie die Schweiz, sahen sich zu Tariferhöhungen genöthigt um bei Vertragsverhandlungen nicht mit leeren Händen dazustehen. Um Ermäßigungen von Anderen herauszuschlagen, mußte man selbst welche anzubieten haben. Wie Tariferhöhungen aus diesem Grunde sofort schutzzöllnerische Gelüste erwecken, sieht man gerade am Beispiel der Schweiz sehr deutlich.

Wie gründlich der Umschwung der öffentlichen Meinung war, zeigt sehr hübsch Ad. Beer in seinem eben erschienenen umfangreichen Werke über die österreichische Handelspolitik im neunzehnten Jahrhundert, indem er die Aeußerungen öffentlicher Körperschaften, wie Handelskammern u. s. w. 1863 und nach 1873 gegenüberstellt. Der etwas gar kurz gehaltene*) Aufsatz von A. Peez in dem Sammelbande des Vereins für Socialpolitik findet eine willkommene Ergänzung in diesem Werke, wie in dem dicken Bande von Matlekovits über die Zollpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie und des deutschen Reiches seit 1868.

Wie allgemein verbreitet aber das Auftreten der Schutzzollbewegung war, zeigen die vorliegenden Publikationen. Es ist zuweilen nützlich einen Vorgang einfach der Zeit nach zu schildern. Es zeigt sich dann am besten, was von Behauptungen zu halten ist, wie die,

---

*) Uebrigens trifft den geistvollen Autor deswegen keine Schuld, wie wir ausdrücklich bemerken möchten, da er erst spät als Ersatzmann für einen Anderen eintrat.

daß Deutschland die Bewegung in Gang gebracht habe, ein Märchen, das immer wieder auftaucht. (Vgl. z. B. den Wochenbericht der Nation vom 12. Dezember 1891.)

Noch 1873 erfolgten in Deutschland autonom ohne Nöthigung durch Handelsverträge Herabsetzungen von Industriezöllen, namentlich trotz der beginnenden Krise die fast völlige Beseitigung der Eisenzölle, die am 1. Januar 1877 in Kraft treten sollte. Es war, wie Lotz treffend bemerkt, der Pyrrhussieg der deutschen Freihändler. Noch 1876 wird ein Antrag Windthorst den Wegfall der Zölle für verarbeitetes Eisen am 1. Januar 1877 nicht eintreten zu lassen, vom Reichstage abgelehnt. In Frankreich, das trotz Louis Napoleons Politik doch immer ein gut Theil Protektion behalten hatte, regen sich die Schutzzöllner schon unter der Präsidentschaft des alten Thiers. In Italien leitet 1874 der Bericht der großen Enquetekommission die Bewegung für Schutzzölle ein, um dem jungen Staate, der noch fast reiner Ackerbaustaat ist, eine nationale Industrie zu schaffen, was zur Kündigung von Verträgen, namentlich mit Frankreich führt. In Oesterreich beginnt gleichzeitig unter dem Eindruck der Krise die Agitation, infolge welcher schon 1875 der Kongreß österreichischer Volkswirthe zum Entsetzen seiner freihändlerischen Leiter sich für Kündigung der Verträge und autonome Tarife ausspricht. Schon im Herbst desselben Jahres erklärt die österreichische Regierung ihre Absicht die Verträge mit England, Deutschland und Frankreich zu kündigen, was dann 1876 erfolgt. Daß Italien 1875 den Vertrag mit Frankreich kündigte, daß die Vereinigten Staaten die Ermäßigungen von 1872 rückgängig machten, waren weitere Schritte. Auch in Deutschland beginnt die Agitation der Großindustrie, namentlich der sich bedroht fühlenden Eisenindustrie. Der Centralverband deutscher Industrieller wird begründet. Der volkswirthschaftliche Kongreß wird in München von den Schutzzöllnern in der Frage der Eisenzölle majorisirt. Das Jahr 1876 zeigt in Frankreich die Schutzzollbewegung im Wachsen, bringt von Rußland her verschärften Druck durch die am 10. November erfolgende Anordnung der Erhebung der Zölle in Gold. Delbrücks Abgang (31. Mai) ließ eine Aenderung der deutschen Zollpolitik als möglich erscheinen. Das Jahr 1877 bringt nicht nur vermehrte Agitation, so in Deutschland das neue Zollprogramm der Steuer- und Wirthschaftsreformer und die Allianz der eben noch freihändlerischen Agrarier mit den schutzzöllnerischen Industriellen. Vor allem wird die neue Richtung in staatlichen Maaßnahmen klar. In Italien beginnen bereits die Berathungen über den neuen Zolltarif, während die französischen Kammern ihre Stimmung durch Verwerfung des neuen Handels-

vertrages mit Italien zeigen. Die resultatlosen Verhandlungen zwischen Deutschland und Oesterreich zeigen die schutzzöllnerischen Neigungen des letzteren, die geringe Nachgiebigkeit beider Regierungen. Das Jahr 1877 ist wohl als der eigentliche Wendepunkt in der europäischen Handelspolitik anzusehen. Im nächsten Jahre treten in Italien und Oesterreich-Ungarn die neuen erhöhten Tarife in Kraft, in der Schweiz erfolgt die Einigung über einen neuen Tarif. Die schutzzöllnerische Agitation greift nach Schweden über.

In Deutschland aber erfolgt nun auch die entscheidende Wendung: der Sommer bringt die Ministerkonferenz in Heidelberg wegen Erhöhung der Reichseinnahmen, der Herbst die Erklärung der Zweihundert und die Einsetzung der Tarifkommission, welche durch das bekannte Schreiben des Reichskanzlers vom 15. Dezember ihre Direktive erhält. Im Juli 1879 erfolgt die Entscheidung im Reichstag. In Frankreich kommt der neue Generaltarif nach langen Verhandlungen erst 1881 zu Stande, während in Rußland eine neue allgemeine Zollerhöhung stattfindet. Damit tritt dann eine relative Ruhe ein bis 1885 Deutschland und Rußland abermals mit Zollerhöhungen vorgehen und 1887 alle fünf Großmächte des Kontinents und eine Reihe kleinerer Staaten, so Schweden, Belgien, die Schweiz, ihre Zölle weiter erhöhen. War damit für einen großen Theil Europas der Höhepunkt der schutzzöllnerischen Fluth erreicht, so fuhr sie fort zu steigen in den Vereinigten Staaten, wo die Schutzzöllner bei den Präsidentenwahlen von 1888 siegten und 1890 den McKinley-Tarif durchsetzten, während Rußland abermals seine Zölle wesentlich erhöhte als Vorbereitung für den neuen Tarif von 1891 und Frankreich mit einer abermaligen Erhöhung seiner Zölle beschäftigt ist.

Wie sich der Freihandel zu Anfang der siebziger Jahre überschlug, in Deutschland insbesondere durch Aufhebung der Eisenzölle, so der Schutzzoll mit den allgemeinen Erhöhungen von 1885—1887. Je mehr die Zölle gesteigert wurden, um so maßloser wuchs die Begehrlichkeit der Interessenten, damit aber auch der Widerspruch gegen die Schutzzollpolitik. Hatte man bisher vor Allem Sicherung und Stabilität des heimischen Marktes erstrebt, so verlangen jetzt die Exportinteressen, gegenüber der andauernden Beunruhigung durch autonome Zollerhöhungen, Sicherung ihrer Existenzbedingungen durch Handelsverträge. Aus demselben Gedankenkreise erwächst die immer häufigere Erörterung des Problems einer mitteleuropäischen Zoll-Union. Ein so erstrebenswerthes Ziel der Zusammenschluß des kontinentalen Europa gegen Rußland und Amerika, bis zu einem gewissen Grade auch gegen

England, sein mag, nicht bloß aus wirthschaftlichen Gründen, so liegt das doch noch in der Ferne. Für die praktische Politik handelte es sich darum, was angesichts des Ablaufens der meisten Handelsverträge im Jahre 1892, angesichts der zunehmenden Absperrung der Vereinigten Staaten und Rußlands geschehen solle. Sollte man beharren bei der Politik autonomer Tarife mit Handelsverträgen, die nur ausnahmsweise Tarifbindungen enthielten oder sollte man zur Politik der Tarifverträge zurückkehren? Die Staaten des Dreibundes und mehrere ihrer kleinen Nachbarn haben den letzteren Weg gewählt. Auf dem Gebiete der Industriezölle ist die thatsächlich eintretende Ermäßigung einstweilen nicht bedeutend. Im Ganzen scheinen die europäischen Staaten noch wenig geneigt, die hohen Schranken zu erniedrigen. Bei Industriezweigen, welche dem Zollschutz erhebliche Förderung verdanken, wäre eine plötzliche Verminderung des Schutzes auch bedenklich. Aber die Erfahrung hat gezeigt, wo man etwas nachlassen kann, wo die hohen Zölle nutzlos waren, wie bei den feinen Baumwollgarnen in Deutschland, bei den Anilinfarben in Oesterreich. Die Verbilligung solcher Halbstoffe der Industrie durch Ermäßigung der Zölle kommt vor allem der eigenen Fabrikation, dem Export der Ganzfabrikate zu Gute. Wichtiger als die thatsächlichen Ermäßigungen sind die in den neuen Verträgen sich darstellenden Prinzipien. Den in den achtziger Jahren überall sprungweise eintretenden Tariferhöhungen ist für große Waarenmengen ein Riegel vorgeschoben. Ermäßigungen sind dagegen nicht ausgeschlossen, die kraft der Meistbegünstigung auch anderen Staaten zu Gute kommen, wie z. B. bei den Handelsvertragsverhandlungen der Schweiz mit Italien und Frankreich doch auch für uns einiges abfallen wird. Denn die generelle Meistbegünstigung ist ja trotz aller Anfeindungen erhalten geblieben, in der Hauptsache Dank dem Frankfurter Vertrage. Prinzipiell wichtiger noch ist folgende Erwägung. Die Handelsverträge, welche Deutschland 1883 mit Italien und Spanien abschloß, erkauften die Vortheile, welche wir dadurch erlangten, in der Hauptsache durch Ermäßigung von Finanzzöllen. Die neuen Verträge sind zu dem System zurückgekehrt, Schutzzölle als Kompensationsobjekte zu benutzen. Von dem Jubel, mit welchem die Freihandelsära jede derartige Beseitigung oder Ermäßigung von Schutzzöllen begrüßte, sind wir freilich noch weit entfernt.

Anders steht es mit den landwirthschaftlichen Zöllen. Bei ihnen finden erhebliche Ermäßigungen statt. Aber 35 Mark für die Tonne Weizen oder Roggen sind doch immer noch ein recht bedeutender Schutz. Um diese Zölle tobte der Hauptstreit und es ist nicht anzunehmen, daß die

Agitation gegen sie sobald verstummen wird. Was in dem vorliegenden Sammelwerke Lotz hierüber sagt, steht kaum ganz auf der Höhe seiner sonstigen Ausführungen. Trotz seines Bestrebens „ohne Vorliebe und Voreingenommenheit" die Vorgänge schlechthin zu schildern, gehen seine Anti- und Sympathien hier doch mit ihm durch. Sein Herz gehört eigentlich den Liberalen, so wenn er bedauert, daß die positiv-christliche Strömung, welche das wirthschaftliche Leben auf die Pflichtenerfüllung statt auf den Eigennutz begründet, nicht von den Liberalen ergriffen sei zur Bekämpfung des Eigennutzes unter den oberen Klassen. Ob der Liberalismus, wie er bei uns nun einmal sich entwickelt hat, dazu im Stande gewesen wäre? Auch er vertritt doch gewisse Interessentengruppen, sogut wie die Konservativen. Für die sozialpolitischen Ansichten Laskers hatten gerade seine näheren Parteifreunde sehr wenig Sympathie. Der Eigenart der preußischen grundbesitzenden Konservativen wird Lotz nicht gerecht. Es geht doch nicht an, von ihnen einfach als einer niedergehenden Klasse, als „verschuldeten Junkern" zu sprechen. Lotz giebt selbst zu, daß weitere Ermäßigungen der Getreidezölle die Lage des mittleren Grundbesitzes schwierig gestalten werden. Das ist aber gerade der Punkt, auf den es ankommt. Wegen einiger Magnaten wird sich Niemand für hohe Getreidepreise erhitzen. Es handelt sich um die Möglichkeit, über schwierige Zeiten einer Klasse unserer Mitbürger fortzuhelfen, die mit dem Wohl und Wehe des historisch gewordenen preußischen Staates enge verknüpft ist. Denn um diesen Staat in seiner Eigenart handelt es sich, nicht um ein abstraktes Deutschland, das ein rein kaufmännisches, Exportindustrieen pflegendes Land werden soll, nach der Schablone der englischen Entwickelung, von deren Vorbildlichkeit Lotz beherrscht wird. Wir möchten ihm die Worte eines Mannes entgegen halten, dessen Autorität er gewiß anerkennen wird, einen Vortrag L. Brentanos aus dem Herbst 1884 über die zukünftige Handelspolitik des deutschen Reiches, wo es heißt (Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. N. F. XI S. 20): „Eine Verweigerung des Schutzes unseres Getreidebaues hieße jene Klassen und Landestheile preisgeben, die am innigsten mit dem Aufkommen des preußischen Staates verwachsen sind, in denen seine Tradition am lebendigsten ist, in denen seine Organisation die wirksamste Stütze findet, auf denen, um es kurz zu sagen, wesentlich seine Stärke beruht. Sie preisgeben hieße so viel, wie die Grundlagen des preußischen Staates verschieben."

Die russische Kriegsbereitschaft.

Von

R. v. Engelnstedt.

Die im Jahre 1815 festgestellte Grenze zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich hat, ihrer historischen Entwicklung entsprechend, eine sehr unregelmäßige Gestalt angenommen. Sie ragt, eine Ausfallpforte gegen Deutschland bildend, weit in das preußische und österreichische Gebiet hinein, während die langgestreckten preußischen Provinzen West- und Ostpreußen das russische Gebiet von der Ostsee scheiden, die Provinz Schlesien und das österreichische Galizien seine West- und Südgrenze umfassen. Eine Verbindungslinie der östlichsten Orte der ostpreußischen und schlesischen Grenze schneidet die Weichsel bei Warschau, der westlichste Theil der russischen Grenze nähert sich dagegen der deutschen Hauptstadt bis auf etwa 300 km (40 Meilen).

Dieser Theil des russischen Reiches bis zum Bug, das ehemalige Kongreßpolen, umfaßt 10 Gouvernements mit 6772000 Einwohnern. Das Land bildet eine wellige Ebene.

Jenseits der Weichsel erhebt sich ein flacher Bergrücken von 450 bis 600 m Höhe, dessen scharf eingeschnittene reich bewaldete Thäler mit breiter sumpfiger Sohle, dem Lande annähernd den Character eines Berglandes verleihen. Im Norden der Weichsel und des Bug, vom Narew und Bobrz durchschnitten, erhebt sich das Grenzgebiet sanft ansteigend zur ostpreußischen Seenplatte, mit ihren zahlreichen Wasserläufen und Seen, welche die dortigen Straßenzüge in ebenso viele vertheidigungsfähige Defileen verwandeln.

Auf den Höhenzügen im Flußgebiet der Weichsel entspringen zahlreiche Gewässer, welche in trägem Lauf der Oder, der Mehrzahl nach, der Weichsel zufließen. Ihre große Anzahl, geringe räumliche Trennung und mäßiges Gefälle veranlassen die Bildung stehender Gewässer, großer Sümpfe und Moorflächen.

Die Hauptwasserader Polens, die Weichsel, ist abwärts Warschau bis zu 1000 m breit und schon von Krakau an für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Längs der galizischen Grenze besitzt sie nur bei Krakau einen Uebergang, in Polen werden ihre Ufer durch 2 Eisenbahn- und 6 andere feste Brücken, eine Schiffsbrücke und eine größere Zahl fliegender Brücken und Fähren verbunden.

Im Osten des Flußgebiets der Weichsel, nördlich des Dnjestr, erstreckt sich eine weite Niederung bis zu dem ausgedehnten Sumpfdistrict des Pripet und seiner zahlreichen auf dem westrussischen Landrücken und der wolhynischen Landhöhe entspringenden Nebenflüsse.

Dieses fast gänzlich unwegsame Gebiet, die Rokitno-Sümpfe, zwischen den Straßen Wobryn—Sluzk—Bobruisk und Brest-Litewski—Rowno—Shitomir, mißt in der Richtung von West nach Ost 450, von Norden nach Süden 150 und 250 km, scheidet das westliche Rußland im Osten der Weichsel in zwei Abschnitte, zwei gesonderte Kriegstheater, ein nordwestliches polnisches und ein südwestliches wolhynisches.

Seit nahezu 20 Jahren hat man Entwässerungs-Arbeiten begonnen, deren Beendigung bei der enormen Ausdehnung des Sumpfgebietes indessen noch eine sehr lange Zeit in Anspruch nehmen wird.

Durch die noch nicht lange eröffnete Bahn Brest-Litewski—Luninez—Gomiel, mit der zur Zeit im Bau befindlichen Weiterführung bis Bryansk, zum Anschluß an die Bahn Smolensk—Orel, ist es in beschränktem Maaße dem Verkehr eröffnet. Zwei Straßen in der Richtung von Westen nach Osten, von Brest-Litewski nach Mosyr, und von Norden nach Süden, von Nieswic nach Rowno, kreuzen sich in Pinsk.

Die den preußischen und galizischen Grenzen zunächst liegenden Gouvernements sind reich an Waldungen, welche in den ersteren nahezu die Hälfte, in den letzteren etwa ein Viertel des Gesammtflächenraumes einnehmen.

Das Land nördlich der Rokitno-Sümpfe ist waldreich, wenig kultivirt und schwach bevölkert. Insbesondere auf dem rechten Ufer des Bug ist der Landestheil von Wyskow, nördlich Brest-Litewski, über Minsk bis in das Quellengebiet des Niemen und des Dnjepr von ungeheuren zusammenhängenden Waldungen bedeckt, worunter die von Bialowycze allein etwa 25 bis 30 Quadratmeilen bedecken und zum Theil Urwald sind.

Das im Süden des Pripet etwa 400 m sich erhebende plateauartige Flachland Wolhynien ist reich an Wasseradern und gehört mit dem angrenzenden Podolien und Bessarabien, zu den fruchtbarsten Gouvernements von Rußland. In seinen nödlichen Theilen ist es

ebenfalls stärker bewaldet, doch tritt gegen Süden der Ackerbau der Viehzucht gegenüber vermehrt in den Vordergrund. In Podolien wird er allgemein überwiegend betrieben. Zwischen Dnjestr und Pruth liegt ein fruchtbares Hügelland, Bessarabien, in dem Ackerbau und Viehzucht gleichmäßig gedeihen.

Das Straßennetz ist auf dem linken Weichsel-Ufer vollständiger entwickelt als auf dem rechten. Eine größere Zahl von Hauptstraßen führt konzentrisch auf Warschau, sodaß die Verbindung nach Westen und Südwesten eine um so gesichertere genannt zu werden verdient, als auch zahlreiche Zwischen-Verbindungen vorhanden sind.

Von Warschau aus unterhalten 4 Straßen die Verbindung mit dem Osten des Reiches, eine fünfte zieht sich über Brest-Litewski durch Wolhynien über Shitomir nach Kiew beziehungsweise über Balta nach Odessa oder über Dubno nach Brody und Lemberg in Galizien, während eine Zweigstraße über Proskurow nach Kamenez-Podolsk führt.

Vortheilhaftes ist über die Beschaffenheit der Straßen, mit Ausnahme derjenigen erster Ordnung, wenig zu sagen. Diese sind normal angelegt und werden gut unterhalten, sind in Folge dessen auch in jeder Jahreszeit passirbar. Weniger kann man solches von den Straßen zweiter und dritter Ordnung behaupten. Dagegen sind die Nebenstraßen überhaupt nicht gebaut, sie sind lediglich durch die Fahrgleise bezeichnet und den Bodenverhältnissen resp. der Jahreszeit entsprechend, gut, schlecht oder ganz unpassirbar. In neuester Zeit ist in den westlichen Gouvernements indessen aus strategischen Rücksichten der Bau einer größeren Zahl von Chausseen in Angriff genommen und hierbei der Rücksicht Rechnung getragen worden, daß auf denselben in kürzester Zeit eine für Militär-Transporte geeignete Feld-Eisenbahn hergestellt werden kann.

Bei der heutigen Art der Kriegführung spielt die Entwickelung des Eisenbahnwesens eine so hervorragende Rolle, daß sie auf die Eröffnung der Feindseligkeiten und den Gang der Operationen von entscheidendem Einfluß ist, daß die Wehrkraft der Nationen sich gewissermaßen als ein Produkt aus dem Werthe der Organisation resp. der Kriegstüchtigkeit ihrer Armeen und der Entwickelung resp. Leistungsfähigkeit ihres Eisenbahnwesens darstellt. Mit Recht hat daher Rußland, nach den ungünstigen Erfahrungen, welche es im Jahre 1876 gelegentlich der Truppen-Konzentrirungen mit seinen Eisenbahnen gemacht, dem Ausbau seines Eisenbahnnetzes, der Beschaffung von rollendem Material auch der Ausbildung seines Beamten-Personals gesteigerte Aufmerksamkeit zugewandt, und namentlich in den beiden letzten Jahren bedeutende

Summen für diese Zwecke verausgabt; durch Einstellung von Reservisten in das Zugpersonal der wichtigsten strategischen Eisenbahnlinien sogar die militairische Organisation dieses Dienstzweiges eingeleitet. Während Rußland im Jahre 1865 nicht mehr als 3906 km Eisenbahnen besaß, zählte es im Jahre 1870 deren bereits 11243, bei Ausbruch des türkischen Krieges an 20000, im Jahre 1886 bereits 30884, im Jahre 1891 32372 km. Dennoch krankt das gesammte Eisenbahnwesen noch immer an großen, theils in den Größen-Verhältnissen des ungeheuren Reiches, theils in klimatischen Verhältnissen, theils in der Anlage begründeten Mängeln, so daß auf deren Beseitigung entweder überhaupt nicht, oder doch wenigstens sobald nicht zu rechnen sein wird, um so weniger als die Verwaltung unter etwa 50 Privatgesellschaften zersplittert ist. Als Vergleich diene, daß Deutschland etwa 42000 km Eisenbahn besitzt gegen etwa 31000, die auf das neun Mal größere europäische Rußland fallen.

Von der gemeinsamen Basis, der Eisenbahn St. Petersburg—Moskau—Rostow ausgehend, vereinigen sich 4 der vorhandenen nach Westen laufenden 5 großen Bahnlinien über Warschau und Brest-Litewski an der preußisch-österreichischen Grenze bei Myslowitz, während 5 andere, Transversalbahnen, die Verbindung mit dem nördlichen und südöstlichen Rußland herstellen. Eine direkte Linie von Warschau nach dem Westen, in der Richtung Posen, Berlin oder Breslau existirt jedoch nicht und wird offenbar absichtlich aus strategischen Gründen nicht zugelassen. Von Warschau muß man sich entweder nordwärts nach Thorn oder südwärts nach Myslowitz (Krakau) wenden.

Neben den Genannten besteht noch eine größere Zahl von Zwischenbahnen, welche sich von Jahr zu Jahr vermehrt und den Verkehr zwischen den Hauptlinien, als Rumpfbahn selbst mit einzelnen bedeutenderen Garnisonorten vermitteln.

Immerhin ist das Eisenbahnnetz ein sehr weitmaschiges, welches nur in der Nähe der Westgrenze in den Militairbezirken Warschau und Kiew sich mehr und mehr verengt, gegen Osten erweitert und im Norden gänzlich aufhört. Auch die Mehrzahl aller Linien ist noch eingleisig, nur die Linien

1. St. Petersburg—Moskau
2. St. Petersburg—Warschau—Myslowitz
3. Moskau—Smolensk—Brest-Litewski—Warschau
4. Moskau—Wladimir—Kowrow
5. Moskau—Rjäsan—Kozlow
6. Moskau—Tula—Orel

7. Riga—Dünaburg
8. Dünaburg—Wilna—Eydkuhnen
9. Bielostock—Rowno—Kazatin—Smerinka—Odessa
10. Kazatin—Kiew—Kursk
11. Krementschug—Snamenka
12. Rasdelnaja—Tiraspol—Bender
13. Rostow—Nowotscherkask—Gruschewsk
14. St. Petersburg—Gatschina

besitzen ein zweites Gleise oder sie werden wie die Linien St. Petersburg—Warschau und Kiew—Kursk auf den Strecken, wo solches noch fehlt, gegenwärtig damit versehen.

Ein andrer Uebelstand ist die große Entfernung der Ausweichestationen von einander — 16 bis 25 km —, so daß auf den eingleisigen Bahnen nur eine beschränkte Zahl von Zügen täglich verkehren kann. Dieser Nachtheil fällt um so schwerer ins Gewicht, als bei dem großen Mangel an Material und seiner Vertheilung auf ein so großes Gebiet schon die Bereitstellung desselben für die Truppentransporte schwierig ist und viel Zeit beansprucht, außerdem aber schon bei Beginn der Truppentransporte auf Rücksendung der leeren Züge berücksichtigt werden muß. Da ferner die Militairzüge in der Stunde nicht mehr als 25 km zurücklegen und kein Zug die Station verlassen darf, bevor der vorangehende die nächste Station erreicht hat, so konnten früher, wenn keinerlei Störungen im Verkehr und am Material — bei der mangelhaften Beschaffenheit desselben ein oft eintretender Fall — vorkamen, auch der Telegraph tadellos funktionirte, täglich nicht mehr als 10 bis 12 Züge abgelassen werden. Diese Leistung hatte ferner zur Voraussetzung, daß sämmtliche Wasser-Reservoire zur Speisung der Maschinen und zum Tränken der Pferde stets gefüllt waren. Gerade in dieser Richtung dürften Störungen um so eher zu erwarten sein, als namentlich einzelne der Südbahnen sehr ungünstig in den Höhenlagen der Steppen gebaut sind und die Anlage meilenlanger Wasserleitungen nöthig machten, welche voraussichtlich den gesteigerten Bedarf nicht sicher zu stellen vermögen, im Winter auch zeitweise einfrieren dürften.

Ebensowenig Vertrauen erweckend war die Unzulänglichkeit, die Unzuverlässigkeit und der Mangel an Gewandheit des Beamtenpersonals, welche den reglementsmäßigen Bahnbetrieb beim Transport großer Truppenmassen sehr in Frage stellten. Zahlreiche schwere Eisenbahn-Unfälle, bis in neueste Zeit hinein, und die Erfahrungen bei der ersten Benutzung der russischen Eisenbahnen zu Konzentrationszwecken — im

Jahre 1876 — illustriren diese Verhältnisse in ganz bedenklicher Weise.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es nicht ohne Interesse sein, einige hierauf bezügliche Angaben eines Aufsatzes der Jahrbücher für die Armee und Marine (Jahrg. 1888 No. 215) mitzutheilen. Hiernach waren wenige Wochen nach Eröffnung des letzten Feldzuges gegen die Türken auf einigen Linien 50 pCt. der im ersten Gebrauchsjahr befindlichen Lokomotiven und ungefähr 20 pCt. der Wagen umfassender Reparaturen bedürftig. Ferner kamen während der Transporte im Laufe des Jahres 1877 nicht weniger als 289 Entgleisungen und 280 Zusammenstöße vor, bei denen 281 Lokomotiven und 1422 Waggons beschädigt, 484 Menschen getödtet und 958 schwer verletzt wurden. Der Ersatz der in Folge dessen ausfallenden Maschinen und Wagen erwies sich sehr schwierig, weil er im Inlande nicht gedeckt werden konnte. Nach dem Kriege wurden allein für Ergänzung des vollendeten Materials 20 Millionen Rubel verausgabt.

Trotz wiederholter Befehle, das rollende Material im Inlande zu beschaffen, waren bis zum Jahre 1879 doch erst 37 pCt. des Gesammtbestandes an Lokomotiven, 34 pCt. der Personen- und 58 pCt. der Güterwagen in Rußland gefertigt worden, weil dessen noch wenig entwickelte Industrie mit der schnellen Erweiterung des Bahnnetzes nicht gleichen Schritt zu halten vermochte. Ueberdies soll sich herausgestellt haben, daß die Qualität der meisten in Rußland erbauten Lokomotiven und theilweise auch der Wagen viel zu wünschen übrig lassen; denn bei einzelnen Bahnen befanden sich bereits im ersten Gebrauchsjahre 50 pCt. der Lokomotiven in großer Reparatur und bei andern war an eine ausgiebige Benutzung der Mehrzahl der Güterwagen nicht zu denken. Es ist indessen nicht mit Sicherheit festzustellen, ob nicht der mangelhafte Bau der Bahngleise und das Heizmaterial der Lokomotiven — zum großen Theil noch Holz und Torf — für diese Erscheinung verantwortlich zu machen sind.

Dem gegenüber hat die russische Armeeleitung die Erfahrungen des russisch-türkischen Krieges nicht ungenutzt an sich vorübergehen lassen, auch aus den Kriegen der Jahre 1866 und 1870/71 gelernt. Schon jetzt ist die Leistungsfähigkeit seiner eingleisigen Bahnen durch Einschiebung einer größeren Zahl von Ausweichegleisen, selbst auf offener Strecke, auf mindestens 16 Züge pro Tag gesteigert, der zweigleisigen auf mindestens 24 Züge sicher gestellt und es wird jede Gelegenheit benutzt, das Bahnpersonal zu schulen und wie bei den Manövern des Jahres 1890 in Wolhynien geschehen, die Bahnen zu umfangreichen

Truppentransporten heranzuziehen. Endlich hat Rußland der Vermehrung seines rollenden Materials fortgesetzt die eingehendste Sorge zugewandt. So entnehmen wir den Jahrbüchern für die Armee und Marine wie der Revue militaire de l'Etranger die Angaben, daß Rußlands Bestand an rollendem Material sich von 933 Lokomotiven, 1888 Passagier- und 17088 Güterwagen des Jahres 1867 auf 5966 Lokomotiven, 7050 Personen- und 118127 Güterwagen im Jahre 1884 vermehrt hat und daß 51 Bahnen an diesem Park betheiligt waren; daß ferner im Budget des Jahres 1890 zehn Millionen Rubel für Eisenbahnbauten, 19½ Million für Erhöhung der Leistungsfähigkeit (2 Gleise rc. rc.) der Bahnen, 7 Millionen für Herstellung von rollendem Material, im Budget des Jahres 1891 — 14159506 Rubel für Eisenbahnbauten, 17200000 für die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Bahnen und 2595000 Rubel für die Beschaffung von rollendem Material ausgeworfen sind.

Seit mehr als 100 Jahren waren Rußlands Bestrebungen auf eine größere Machtentfaltung am schwarzen Meere oder besser gesagt auf die freie Verbindung mit dem Mittel- und anderen Meeren gerichtet. Seitdem es die Amurländer und das Ußurigebiet erworben und seine weitere Ausbreitung in südlicher Richtung, über die Mandschurei und Korea, ins Auge gefaßt hat, ist die maritime Verbindung zwischen dem europäischen Rußland und seinen ostasiatischen Besitzungen eine Lebensfrage nicht nur für die wirthschaftliche Entwickelung desselben, sondern auch für seine Machtstellung in Ost-Asien überhaupt geworden, denn in absehbarer Zeit wird die sibirische Eisenbahn die Wasserverbindung auch nicht annähernd ersetzen können. Dazu ist ihm aber entweder der Besitz Konstantinopels mit der Dardanellenstraße, oder mindestens doch ein vollständig abhängiges Verhältniß der Pforte unentbehrlich.

Daraus ergiebt sich der Gegensatz zu England und Oesterreich, von denen ersteres sich in seiner Vormachtstellung in Central- und Ost-Asien bedenklich bedroht, letzteres in der territorialen Machterweiterung Rußlands auf der Balkanhalbinsel die Vernichtung einer Quelle seines Wohlstandes eine Gefährdung seines Handels in den Balkanländern und auf den dieselbe einschließenden beiden Meeren sieht. Diese einmal in russischem Besitz würden den Abbruch eines großen Theiles der österreichischen Handelsbeziehungen zum Orient nach sich ziehen, die Getreide-Ausfuhr Ungarns lahmlegen, zugleich aber die Förderung des slavischen Uebergewichts unmittelbar an der Südgrenze des Kaiserstaates bedeuten, wodurch Oesterreichs slavische Provinzen in Mitleidenschaft gezogen werden dürften.

Durch die früher beschriebene Gestaltung besitzt die russische West-

grenze eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung, ist ihrer Entstehung entsprechend fast durchgehends eine offene und entbehrt gänzlich des Schutzes durch natürliche Abschnitte.

Der künstliche Grenzschutz durch Befestigungs-Anlagen, beschränkte sich bis vor etwa 12 Jahren auf die Weichsellinie mit den Festungen Nowo-Georgiewsk, Warschau, Iwangorod und dem die linke Flanke dieser Stellung bis zu den Rokitno-Sümpfen deckenden damals noch wenig bedeutenden Waffenplatze Brest-Litewski. Dahinter befanden sich in zweiter Linie an der Düna und Beresina und dem Dnjepr die Festungen Dünaburg, Bobruisk und Kiew. Erst zu dieser Zeit hat die russische Heeresleitung, veranlaßt durch die politische Lage, nach und nach begonnen, nicht nur den Ausbau der vorhandenen Waffenplätze, sondern auch der Neuanlage von Befestigungen in der Nähe der Grenze in großartigem Maaßstabe und mit bedeutendem Kostenaufwande die eingehendste Sorge zuzuwenden.

In der Nähe der ostpreußischen Grenze wurde Kowno stark befestigt und im Anschluß an die Stadtbefestigung ein verschanztes Lager errichtet. Später folgten Ossowetz und einige geringere Anlagen bei Preny und Grodno und im Laufe der letzten beiden Jahre ist zum Schutze der zu bauenden Grenzbahn auch die Linie des Bug und Narew durch fortifikatorische Bauten bei Lomsha, Ostrolenka, Pultusk und Segrsche zwischen Warschau und Nowo-Georgiewsk, verstärkt worden.

In dem Gebiete westlich der Weichsel fallen derartige Schutzbauten gänzlich, dagegen wird Warschau noch fortgesetzt weiter ausgebaut und sind die Festungen Nowo-Georgiewsk wie auch Iwangorod, beide an der Weichsel, sehr stark. Kleinere Grenzbefestigungen beginnen erst wieder auf dem rechten Weichsel-Ufer, wo die alten Werke des Städtchens Annapol zunächst nur als Flußsperre, später aber dem Schutze der projectirten Grenzbahn von Lublin zur Eisenbahn Iwangorod—Myslowitz dienen sollen. Aehnlich verhält es sich mit Zamosc, auch sollen Schutzbauten bei Kowel projectirt sein, doch ist noch nicht damit begonnen, Sicheres auch nicht bekannt geworden.

Großer Werth wird auf die Festung Luzk (Michaelogrod) gelegt, dessen veraltete Werke seit dem Jahre 1874 der Neuzeit entsprechend umgebaut und erweitert sind, da ihr im Falle eines Krieges nicht nur der Schutz der in diesem Theile von Wolhynien in geringer Entfernung an der galizischen Grenze vorbeiführenden Hauptverkehrsader zwischen dem nördlichen-polnischen und südlichen-podolischen Kriegsschauplatze sondern möglicher Weise auch die Deckung von Truppen-Conzentrationen

zufallen wird. Seit dem Herbste 1890 ist sie durch eine Rumpfbahn an die genannte Linie angeschlossen.

Dubno ist zur Sicherung des wichtigen Eisenbahnknotenpunktes Rowno wie der wichtigen Eisenbahn und Straße durch die Rokitno-Sümpfe ebenfalls erst in neuerer Zeit befestigt worden.

Kamenez, Podolsk und Chotim sind einerseits durch ihre natürliche feste Lage am Dnjestr, andrerseits auch strategisch von besonderer Bedeutung, weil sie die Eisenbahnen Smerinka—Nowoselitza und Rowno—Kasatin—Smerinka—Odessa, eine wichtige Aufmarschlinie, decken, andrerseits die linke Flanke einer russischen Offensive gegen das östliche Galizien stützen und gegen Rumänien sichern, zugleich die von Siebenbürgen nach der Bukowina führenden Karpathen-Pässe beherrschen und eine österreichische Offensive in das südliche Rußland erschweren. Die verfallenden Ueberreste der alten Befestigungen sind wieder hergestellt und wird die Vereinigung beider zu einem befestigten Lager beabsichtigt.

Die alte Festung Bender mit Tiraspol am unteren Dnjestr hat nur noch als Brückenkopf Werth.

Ganz bedeutende Summen sind bis in die Neuzeit für die Erweiterung und den Ausbau der Festung Kiew, wie der Hafen-Befestigungen von Nicolajew verausgabt worden. Beide Plätze gehören der zweiten Linie an. Kiew, mit einem befestigten Lager verbunden, deckt den Süden des inneren Rußlands zwischen der Polesie und dem Meere. Es ist der Stützpunkt der russischen Süd-Armee, wie die Weichsel-Linie das Land im Westen und Norden der Pripet-Sümpfe zugleich den Aufmarsch der Operations-Armeen im Grenzgebiet sichert und durch die strategische Eisenbahn Brest-Litewski—Gomiel die gesicherte Verbindung mit dem Landesinnern unterhält.

Eine zweite Vertheidigungslinie besitzt das nördliche Rußland, neben seiner eignen Unwirthlichkeit, in den Befestigungen der Düna und Beresina-Linie, Dünaburg und Bobruisk.

Man würde indessen irren, wollte man aus dem Umfange dieses Befestigungssystems den Schluß ziehen, daß Rußland in einem zukünftigen Kriege die Absicht hat auf die Offensive gänzlich zu verzichten. Allerdings hat das Zarenreich vor der Hand in Central-Asien wichtigere Aufgaben zu erfüllen, ist auch durch Bewaffnungsfragen, Geldkalamitäten und Hungersnoth mindestens bis zum Jahre 1894 gebunden; dennoch wird es sich auch nach dieser Zeit nur unter den günstigsten Vorbedingungen auf einen Krieg mit den Centralmächten einlassen, denn wie wir Eingangs ausgeführt haben, liegt für das nordische Reich der Kriegszweck in der Erwerbung der Vormachtstellung in Asien

und der Kampf um dieselbe wird in diesem Welttheile — am Hindukusch — ausgefochten werden. Ist England niedergeworfen, wird es seine europäische Aufgabe — die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, die ungehinderte Verbindung mit dem Meere, vielleicht auch auf dem Wege diplomatischer Vermittlungen und unter dem Drucke seiner Truppen-Aufstellung an der Westgrenze erreichen. Bis dort die Entscheidung gefallen ist, wird es bestrebt sein, sich an seiner Westgrenze den Rücken zu decken, um sich die volle Aktionsfreiheit zu bewahren, daher ebensowenig zum Angriff übergehen, als dies von Seiten der Friedensmächte zu erwarten ist. Allerdings ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es aus der Defensive heraustreten wird, sobald Frankreich in einem Kriege gegen Deutschland und Italien Vortheile erringen sollte, dann deutet aber die Anlage seines Befestigungssystems wie diejenige seines Eisenbahnnetzes auf die Absicht sich Deutschland gegenüber defensiv zu verhalten und sich mit der Mehrzahl seiner Truppen der Militär-Bezirke Kiew, Wilna und St. Petersburg auf Oesterreich und die Balkan-Staaten zu stürzen, um in Europa seinen Kriegszweck, die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, zu erzwingen.

Rußland ist durch räumliche und klimatische Verhältnisse und durch die noch immer ungenügende Entwicklung seines Eisenbahnnetzes, nicht in der Lage mit seinen westlichen Nachbarn hinsichtlich der Schnelligkeit der Operationsbereitschaft im Grenzgebiet konkurriren zu können, sofern das Bedürfniß hierzu in Folge kriegerischer Verwicklungen oder politischer Krisen überraschend eintreten sollte. Weil es in diesem Falle erheblich längere Zeit gebraucht, um die Mobilmachung und seinen Aufmarsch an der Grenze zu beendigen, als jene, weil ferner seine Aufmarschlinien auf weite Strecken in größerer Nähe der Grenze laufen, dieser letzteren aber die früher schon erwähnten Nachtheile anhaften, ist Rußland nicht nur genöthigt, seinen Aufmarsch in größerem Abstande von der Grenze auszuführen, sondern denselben auch durch ein ausgedehntes Grenzbefestigungs-System zu schützen.

Nach der russischen Mobilmachungs-Instruction sollen die Infanterie-Divisionen allgemein binnen 16 Tagen, im Militär-Bezirk Warschau sogar schon früher, kriegsbereit zum Abrücken in das Aufmarschgebiet fertig sein. Nach den Erfahrungen des Jahres 1876 möchte die Innehaltung der Termine indessen einigermaßen fraglich sein, zumal klimatische Verhältnisse und außergewöhnliche Naturereignisse sehr oft störend eingreifen werden.

Durch Ukas vom 13. November 1876 war die Mobilmachung von nur 6 Armee-Corps der südlichen Militär-Bezirke Odessa, Charkow und

Kiew, sowie die Konzentrirung von 4 derselben in Bessarabien angeordnet worden, während die beiden andern für die Vertheidigung der Krim und des Militär-Bezirks Odessa bestimmt waren. Die Einberufung der Mannschaften und die Aushebung der Pferde ꝛc. vollzog sich schnell und ohne Störungen, wo nicht, wie in einzelen Gouvernements die Ungunst der Jahreszeit hindernd in den Weg trat. Schneestürme stellten daselbst dem Fortkommen der Reservisten zum Theil unübersteigliche Hindernisse entgegen. Zudem nahmen einzelne Vorbereitungen wie das Schleifen der Waffen, und die Bereitstellung der eisernen Brodportion eine unverhältnißmäßig lange Zeit — bei einzelnen Truppentheilen 6—8 Tage — in Anspruch. In Folge dessen konnten die Truppentransporte erst am 29. Mobilmachungstage, am 10. Dezember, ihren Anfang nehmen und dauerten trotz der verhältnißmäßig geringen Entfernungen bis Ende desselben Monats, also bis etwa 7 Wochen nach Beginn der Mobilmachung.

Unzweifelhaft ist in der Zwischenzeit, wie berichtet, außerordentlich viel geschehen, sogar Hervorragendes geleistet worden, ob aber trotzdem der ganze Apparat so zuverlässig functioniren wird, daß alle Termine pünktlich innegehalten werden, möchten wir bezweifeln. Daß auch die russische Heeres-Verwaltung nicht unbedingt hiervon überzeugt ist, beweist die für das kommende Jahr in Aussicht genommene Probe-Mobilmachung der ganzen russischen Armee. Mit elementaren Schwierigkeiten wird die russische Heeresleitung überdies immer zu rechnen haben.

Mit Rücksicht auf diese Zustände und in der Voraussicht, daß die politische Lage Europas über kurz oder lang ganz unerwartet zu einer schweren Krisis, selbst zu einem großen Kriege führen könnte, in denen Rußland wichtige Interessen, sei es am Hindukusch oder auf der Balkan-Halbinsel, zu vertreten haben würde, hat es, um für seine historischen Ziele mit ganzer Macht besser eintreten zu können, als dies in den beiden letzten orientalischen Kriegen geschehen ist, bald nach dem Frieden von San Stefano begonnen, den Schwerpunkt seiner militärischen Machtentwicklung in die westlichen Gouvernements zu verlegen, alle übrigen für einen europäischen Krieg verfügbaren im Grenzgebiet aber nicht unterzubringenden Truppen und solche, welche event. für andere Aufgaben bereit gehalten werden müssen, entweder an den großen durchgehenden Eisenbahnlinien zu echelonniren, oder in und um die großen Eisenbahn-Zentren, wie St. Petersburg und Moskau zu vereinigen, von wo ihre Ueberführung an jeden Punkt der Westgrenze, selbst auf den asiatischen Kriegsschauplatz durch mehrere Bahnlinien und selbst Wasserstraßen erleichtert wird. Unter ihnen befinden sich die Garde-

und Grenadier-Truppen, deren Mobilmachung ohnehin längere Zeit in Anspruch nimmt, weil sie aus dem ganzen Reiche rekrutiren.

Das ganze russische Reich ist in 14 Militair-Gouvernements, der Nummernfolge nach: St. Petersburg, Finnland, Wilna, Warschau, Kiew, Odessa, Moskau, Kasan, Kaukasus mit Transkaspien, Turkestan, Omsk, Irkutsk, vom Amur und vom Donischen Gebiet, eingetheilt.

Für einen europäischen Krieg verfügt Rußland über 17, demnächst 19, Armee-Corps, von denen das Garde-Grenadier und I. Corps je 3, alle andern je 2 Infanterie-Divisionen, das Garde-Corps 2, das I. bis XII., XIV. und XV. je eine Kavallerie-Division zählen, von denen dem Grenadier- XIII., XVI. und XVII. Corps dagegen im Frieden bis jetzt noch keine Kavallerie zugetheilt, auch solche für das demnächst zu formirende XVIII. und XIX. Corps noch nicht vorhanden ist. Da indessen das Garde-Corps bei der Mobilmachung aus den vorhandenen 2 Kavallerie-Divisionen deren 3 formirt, eine Donische und kombinirte Kosacken-Division überzählig sind und eine XV. Kavallerie-Division gegenwärtig aufgestellt wird, so möchte die Zutheilung dieser 5 noch verfügbaren Divisionen an die genannten 6 Armee-Corps zu erwarten sein.

Außerdem bestehen noch 2 selbstständige Infanterie-Divisionen Nr. 24 und 40 in Finnland und Kasan, von denen die erstere nach Livland (Reval und Dorpat) verlegt werden soll, um mit der in Nowgorod stehenden 22. Division des I. zu einem neuen, dem XVIII. Corps vereinigt zu werden. Andrerseits wird die 38. Division des ebenfalls noch 3 Divisionen zählenden I. kaukasischen Corps von Kutais in den Militair-Bezirk Kiew — voraussichtlich nach dem Gouvernement Orel — herangezogen werden und mit der 40. Division oder der im Orel stehenden 36. Division des XIII. Corps das XIX. Corps zu bilden. Eine Verstärkung der Grenztruppen ist also, wie vielfach angenommen wird, mit diesen Neuformationen nicht eigentlich verbunden.

Jede dieser 44 Divisionen besteht aus 4*) Infanterie-Regimentern zu 4 Bataillonen und einer Artillerie-Brigade zu 6 Batterien mit im Frieden 4 im Kriege 8 Geschützen. Die zugehörige Kavallerie erhält die Division erst bei der Mobilmachung, und zwar je 1 Kosaken-Regiment des 2. und 3. Aufgebotes, deren schleunige Heranziehung namentlich die geplante Eisenbahn Kiew—Losowaja mit ihren verschiedenen Anschlüssen und die Eisenbahn Samara—Orenburg sichern sollen.

Ferner stehen im europäischen Rußland ein Garde- und 5 Armee-

*) Die 11. Infanterie-Division in Luzk hat allein 5 Regimenter.

Schützenbrigaden, erstere zu 4, letztere jede zu 8 Bataillonen, überdies 8 selbstständige finnische Schützen-Bataillone.

Um endlich die Kriegsbereitschaft der Festungen zu erhöhen, auch um die Besatzungstruppen mit den örtlichen Verhältnissen vertraut zu machen, wurden seit dem Jahre 1889 zwanzig Reserve-Stammbataillone und 1 Reserve-Stammregiment in Festungsbataillone resp. 1 Regiment umgewandelt und 3 Bataillone neu aufgestellt, von denen bei der Mobilmachung jedes Bataillon 5 neue Bataillone, das eine in Ossowetz stehende Regiment 2 weitere Bataillone aufstellt. Die große Mehrzahl derselben steht in den Festungen der Militair-Bezirke Warschau, Wilna und St. Petersburg zunächst der Grenze oder der Küste.

An Reserve-Truppen 1. Aufgebotes werden bei der Mobilmachung 26 Infanterie-Divisionen mit je 1 Artillerie-Brigade zu 4 Batterien aufgestellt, von denen aller Wahrscheinlichkeit nach die Mehrzahl als dritte Divisionen zu den 19 Linien-Armee-Korps hinzutreten dürften, wie das Garde- und Grenadier-Korps bereits im Frieden zu 3 Divisionen formirt sind. An Stämmen sind hierfür bereits im Frieden 12 Kadre-Regimenter, 45 Reserve-Kadre-Bataillone zu 5 Compagnien, 24 Reserve-Kadre-Bataillone zu 6 Compagnien vorhanden, welche die Regimenter No. 166 bis 308 aufstellen. Dies ist einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen der russischen und deutschen Armee-Organisation. Deutschland stellt die Masse seiner Reservisten in die bestehenden Truppentheile ein; in dem weiten Rußland würde auf diese Weise die Mobilmachung gar zu sehr verzögert werden: deshalb wird nur ein Theil der Reservisten direkt zu den Truppentheilen eingezogen und die Masse mit Hülfe jener Kadre-Bataillone zu eigenen Reserve-Divisionen formirt.

Jedes der 165 Linien-Infanterie-Regimenter und jede Schützen-Brigade des stehenden Heeres stellt bei der Mobilmachung 1 Ersatzbataillon auf.

Die im europäischen Rußland stehende Kavallerie besteht im Frieden aus 10 Garde-Kavallerie- und 2 Garde-Kosacken-Regimentern — ein drittes wird jetzt aufgestellt — 44 Armee-Dragoner — 2 Regimenter No. 47 und 48 werden für die XV. Kavallerie-Division jetzt aufgestellt —, 1 finnisches Dragoner- und 29 Kosacken-Regimentern. Bei der Mobilmachung treten noch die Regimenter des 2. und 3. Aufgebots mit zusammen 70 Kosacken-Regimentern hinzu.

Die Kavallerie-Regimenter des Friedensstandes sind unter Beigabe einer Brigade (2 Batterien) reitender Artillerie dauernd zu Divisionen vereinigt und mit alleiniger Ausnahme der Garde-Kavallerie und 1

Kavallerie-Division an der Westgrenze vertheilt. Mit Ausnahme der Garde-Kavallerie- und der beiden Kosacken-Divisionen, deren Zusammensetzung eine abweichende ist, befinden sich in jeder Division 3 Dragoner-Regimenter und 1 bei der VI. Kavallerie-Division 2 Kosacken-Regimenter, vertreten. Bis auf die 4 Garde-Kürassier- und wenige Kosacken-Regimenter des 8. Aufgebots von Terek und Ural, welche letztere vorläufig nur 4 Schwadronen haben, sind alle jetzt auf 6 Schwadronen gesetzt.

Die Kavallerie-Regimenter befinden sich jederzeit, bis auf wenige Reitpferde für Nichtkombattanten und Beamte resp. einen Theil der Zugpferde für den Regimentstrain, auf Kriegsfuß. Die zugehörigen reitenden Batterien haben ebenfalls im Frieden wie im Kriege 6 Geschütze, zu denen bei den in den westlichen Provinzen stehenden noch je 2 Munitions-Wagen hinzutreten.

Neuerdings ist eine Anzahl der in den Westbezirken stehenden fahrenden Batterien ebenfalls auf 8 Geschütze mit 2 Munitions-Wagen verstärkt worden — insgesammt 58 Batterien — und General Gurko soll diese Maßregel für den 1. Januar 1892 für sämmtliche Batterien seines Befehlsbereichs (Gouvernement Warschau) angeordnet haben. General Dragomiroff, der dasselbe für den Militairbezirk Kiew beantragt hat, ist dagegen abschlägig beschieden worden.

Reserve-Formationen der Kavallerie sind nicht vorgesehen, da im Bedarfsfalle auf die irregulären Reitertruppen und die 24 Brigaden der berittenen Grenzwachen zu je 600 Pferden zurückgegriffen werden kann, dagegen errichtet jedes Regiment, excl. Kosacken, die nöthigen Ersatzformationen, wofür die Stämme bereits im Frieden vorhanden sind.

Die Reserve-Artillerie in der Stärke von 5 Brigaden zu 6 Batterien ist bereits im Frieden vorhanden und stellt bei der Mobilmachung 24 Reserve-Brigaden zu 4 Batterien und 5 Ersatz-Brigaden zu 8 Batterien auf. Hierzu treten noch 17 reitende Batterien des 2. und 3. Aufgebotes der donischen und orenburgischen Kosacken.

Für besondere Aufgaben des Feldkrieges bestehen in den 3 westlichen Militair-Gouvernements noch 3 Mörser-Regimenter zu 4 Batterien. Außerdem sind 50 Festungs-Artillerie-, 25 Pionier-Bataillone und seit 3 Jahren auch 5 Train-Bataillone im Friedensbestande der russischen Armee, zu denen bei der Mobilmachung noch 24 Reserve-Kompagnien der Pioniere und deren Ersatz-Truppen hinzutreten.

Neben den Feld-, Reserve- und Ersatz-Truppen giebt es noch eine Reichswehr — Landsturm-Truppe —, deren erstes Aufgebot — die 4 jüngsten Jahrgänge — 150, das zweite 330 Bataillone und 25 Schwadronen ergiebt.

Da die allgemeine Wehrpflicht erst seit 17 Jahren eingeführt ist und die aktive Dienstpflicht im stehenden Heere und seiner Reserve 18 Jahre beträgt, so ergiebt sich hieraus, daß militairisch ausgebildete Mannschaften noch nicht in die Reichswehr übergeführt sein können, doch werden die 4 jüngsten Jahrgänge seit dem Jahre 1890 zu je 2 sechswöchentlichen Uebungen eingezogen.

Bedenkt man die große Zahl von Neuformationen, welche seit einer Reihe von Jahren aufgestellt worden sind und die bedeutende Verstärkung, welche die russische Armee dadurch erfahren hat, dann können wir der dortigen Militair-Verwaltung, der Thatsache gegenüber, daß das Militair-Budget seit dem Jahre 1881 nur um etwa 19 Millionen Rubel erhöht worden, unsere Bewunderung nicht versagen.

Sehr bedeutungsvoll für eine kriegerische Verwendung an der Westgrenze ist die Dislocation der russischen Armee. Während, wie ein Blick auf die Karte lehrt, 12 Kavallerie-Divisionen, oft schon örtlich mit den Schützenbrigaden verbunden, gegen die preußische und österreichische Grenze weit vorgeschoben sind, stellen einzelne Divisionen die Verbindung mit den weiter rückwärts hinter der Weichsel und den Grenzbefestigungen versammelten Hauptmassen her. Andere stehen noch weiter im Innern des Landes an den großen Eisenbahnlinien St. Petersburg—Warschau, Moskau—Iwangorod, Kurks—Kiew—Smerinka, Charkow—Birsula und deren Nebenlinien.

Es stehen im Militair-Bezirk Wilna zunächst der preußischen Grenze:

3 Kavallerie-, 2 Infanterie-Divisionen.

An der Bahn St. Petersburg—Moskau und deren Nebenlinien:

1. 2 Schützen-Brigaden und 8 Schützen-Bataillone.
2. 10 Infanterie-Divisionen.
3. $1^2/_3$ Kavallerie-Divisionen.

Im Militair-Bezirk Warschau zunächst der preußischen und österreichischen Grenze:

1. 6 Kavallerie-Divisionen.
2. 3 Schützen-Brigaden.
3. 5 Infanterie-Divisionen.

An der Bahn Moskau—Warschau:

1. 1 Kavallerie-Brigade.
2. 5 Infanterie-Divisionen.

An der Bahn Nischny-Nowgorod — Moskau — Brest-Litewski:

1. 1 Kavallerie-Division.
2. 9 Infanterie-Divisionen.

Im Militair-Bezirk Kiew zunächst der österreichischen Grenze:

1. 3 Kavallerie-Divisionen.
2. 4 Infanterie-Divisionen.

An der Bahn Kursk—Kiew:

1. 1 Kavallerie-Division.
2. 4 Infanterie-Divisionen.

An der Bahn Charkow—Birsula:

1. 2 Kavallerie-Divisionen.
2. 3 Infanterie-Divisionen.

Im Militair-Bezirk Odessa zunächst der rumänischen Grenze:

1. 1 Kavallerie-Division.
2. 1 Infanterie-Division.

An der Bahn Odessa—Rasdelnaja:

1. 1 Schützen-Brigade
2. 1 Infanterie-Division.

In der Krim:

1 Infanterie-Division.

Bei vorstehender Berechnung haben selbstverständlich alle zu den Festungsbesatzungen zählenden Festungs-Infanterie-Regimenter und Festungs-Arlillerie-Bataillone keine Berücksichtigung gefunden.

Alle in den Militair-Bezirken Wilna und Warschau stehenden Truppentheile mit Ausnahme der dortigen Garde-Truppen werden beschleunigt mobil gemacht und sollen bereits am 10. Mobilmachungstage operationsbereit sein. Da dieselben ihre Reserven aus dem früheren Königreich Polen erhalten, so wird die Mobilmachung durch diese Einrichtung wesentlich erleichtet.

Rußland vermag hiernach, im Falle eines Krieges, unter dem Schutze seiner Grenzfestungen — speziell der Weichsellinie — die beschleunigt zu mobilisirenden Armee-Korps der vorgenannten beiden Militär-Bezirke entweder in sich aufschließen zu lassen oder mittelst der Bahnlinien Wilna—Baranowitsch—Rowno und Bielostock—Kowel an die durch Festungen und langsamere Mobilmachung der in den Militair-Bezirken Kiew und Odessa stehenden Truppen weniger gesicherte galizische Ostgrenze zu werfen und nach Umständen zu handeln.

Auch hier haben das VII., VIII., IX., X., XI., XII. und demnächst auch das XIX. Armee-Corps, nach beendigter Mobilmachung unter Be-

nutzung der früher bezeichneten Eisenbahnlinien nur auf die Vortruppen im Grenzgebiet aufzuschließen, um operationsbereit an der Grenze zu stehen. Die Deckung des Aufmarsches übernehmen, neben den Vortruppen, die Grenzbefestigungen in der Linie Luzk, Kamenez, Podolsk und Bender.

Mitlerweile vollzieht sich die Mobilmachung der im Innern des Reiches verbliebenen Feld- und Reserve-Truppen, von denen die 12 Reserve-Regimenter der Militair-Bezirke Warschau (8) und Kiew bereits im Frieden 3 Brigaden bilden, und der Eisenbahn-Transport beginnt, entweder direct in das Aufmarschgebiet, oder als Ersatz in die Stelle für solche Grenztruppen, welche auf besonders bedrohte Punkte bereits in die erste Linie oder nach andern Theilen des Grenzgebiets vorgezogen werden mußten.

* * *

Nachschrift. Die Kölnische Zeitung hat soeben eine Berechnung über die russische Armee veröffentlicht, welche implicite durch den vorstehenden Aufsatz bereits in der Hauptsache widerlegt ist. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und da jene Berechnung auch von andern großen Zeitungen acceptirt worden ist, wollen wir den Punkt des Fehlers noch speciell hervorheben. Die „Kölnische Zeitung“ polemisirt gegen die Aeußerung des Reichskanzlers, daß in einem Radius von 300 Kilometern um die Grenze diesseits mehr deutsche und östreichische Truppen lägen, als jenseits russische, und berechnet daß ganz umgekehrt die Russen 471 Bataillone, 300 Schwadronen und 175 Batterien, die Verbündeten nur 326 Bataillone, 232 Schwadronen und 252 Batterien hätten, welche Uebermacht an Batterien auch noch durch größere Geschützzahl jenseits ausgeglichen würde. Hierbei sind auf russischer Seite 34 Reservebataillone, 23 Festungsinfanteriebataillone und 32 Grenzwachtbataillone mitgerechnet. Also 89 Bataillone, die für eine plötzliche Offensive so gut wie nicht in Frage kommen, ja, nach der obigen Darlegung (Seite 110) garnicht wirkliche Bataillone, sondern bloße Kadres sind. Auch der Rest der Berechnung unterliegt wesentlichen Zweifeln, wie ein Vergleich mit einer analogen Aufstellung in der Nationalzeitung Nr. 726 zeigt, wo eine große numerische Ueberlegenheit der Verbündeten nachgewiesen ist. Die Köln. Z. rechnet nach Bataillonen und die Nat. Z. nach Divisionen; hieraus, wie aus einer etwas andern Tracirung des 300 Kilometerkreises mögen einzelne Differenzen zu erklären sein. Der Hauptunterschied ist, daß die National-Zeitung auf östreichischer Seite nicht weniger als etwa 100 Bataillone innerhalb des 300 Kilometer-Rayons mehr berechnet als die Kölnische. So groß

diese Differenz ist, so darf man dennoch sagen, es kommt sehr wenig darauf an, ebenso wenig darauf, ob der Radius mit 300 oder mit 250 Kilometern genommen wird, denn der Hauptgrund, weshalb die ganze Berechnung der K. Z. hinfällig ist, liegt an einer ganz anderen Stelle. Nicht darin, daß, wie der Korrespondent der Köln. sich tröstet: „wir Vertrauen auf die Beschaffenheit unserer Truppen haben dürfen", denn auch die Russen sind sehr gute Soldaten, sondern in dem, was der vorstehende Aufsatz entwickelt, und was, wie wir sehen, ein Aufsatz in den „Grenzboten" (Nr. 52) von Miles Ferrarius*) gleichzeitig nachweist, nämlich in der Ueberlegenheit unseres Eisenbahnwesens.

Auf zweierlei Weise könnte uns die starke russische Truppenaufstellung an unserer Grenze gefährlich werden. Erstens durch Ueberschreitung der Grenze in kleinen Abtheilungen unmittelbar nach der Kriegserklärung, um die Mobilmachung zu hindern, das Land zu schädigen und die Eisenbahnen zu zerstören. Diese Gefahr ist durch die stärkere Belegung unserer Grenzprovinzen unsererseits beseitigt. Daß die vielgefürchteten großen Kavalleriestreifzüge (Raids) bei uns unmöglich sind, darüber ist die Militärlitteratur längst einig (Vgl. die „Militärischen Briefe" des Prinzen Hohenlohe und neuerdings die Aeußerungen des Generals v. Leszczynski. Nur ganz unwesentliche Grenzverletzungen könnten hier oder da stattfinden.

Die zweite größere Gefahr wäre die Offensive eines überlegenen russischen Heeres, ehe das unsrige mobilisirt und versammelt ist. Diese Gefahr wird nicht sowohl durch die gleichfalls starke Besetzung unsrer Grenzprovinzen, sondern durch unser überlegenes Eisenbahnsystem aufgehoben. Ein sehr großer Theil des russischen Heeres steht in Warschau und Umgegend; von Warschau bis zur preußisch-posenschen Grenze sind etwa 30 Meilen Luftlinie, also 10 stramme Tagemärsche. Eine direkte Eisenbahn in dieser Richtung giebt es nicht, nur zum Theil könnte die Warschau-Thorner benutzt werden. Selbst wenn die Warschauer Truppen, ganz abgesehen von den fernerstehenden, gleich mit der Kriegserklärung auf Posen losmarschierten, so würden sie dort auf eine kolossale Ueberlegenheit stoßen, denn in dieser Zeit (11 Tagen) kann die deutsche Heeres-

*) Von demselben Autor ist schon früher eine bemerkenswerthe Broschüre ähnlichen Inhalts erschienen „die Eisenbahnen und die Kriegführung" (Hamburg, J. F. Richter 1890), auf die wir aufmerksam machen. Wir entnehmen diesen Arbeiten noch die Notiz, daß Rußland nur auf je 4 Kilometer Eisenbahn eine Locomotive hat, Deutschland auf je 3. (Nicht richtig oder durch mehrfache Druckfehler entstellt ist die Berechnung der Grenzboten S. 600 für Frankreich, dem fast auf 1 Kilometer 1 Locomotive berechnet wird, während es relativ weniger hat als Deutschland). Nach Westen, gegen Frankreich, besitzt Deutschland 16, nach Osten elf Bahnlinien zum Aufmarsch.

leitung ganz beliebige Hunderttausende an jedem in Betracht kommenden Punkt der Grenze aufhäufen. Auch die wenigen, von Rußland nach Ost- und Westpreußen hineinführenden Eisenbahnlinien können den Russen, so eng sie sich auch immer in der Friedenszeit dislociren, niemals an irgend einem Punkt eine Ueberlegenheit für eine größere taktische Entscheidung gewähren. Immer gebrauchen selbst die nächsten wenigstens einige Tage bis sie sich mobilisiren, vereinigen und an die Grenze gelangen, das Gros Wochen. Auf unseren Eisenbahnen würden aber nicht blos die Truppen von Stettin und Berlin, sondern selbst die von Hannover und Kassel, und wahrscheinlich auch die von Metz und Straßburg wenn sie sonst abkömmlich wären, vor ihnen zur Stelle sein. Man sieht, daß die abstrakte Berechnung eines 300 Kilometer-kreises ohne die Berücksichtigung des Eisenbahnwesens auf falscher Grund-lage beruht. Selbst die oben angenommenen Incursionen kleinerer Detachements in den ersten Tagen werden schwerlich stattfinden, da selbst angenommen, hier oder da ließe sich eine russische Ueberlegenheit zu Stande bringen, dieser, ehe sie einen Tagemarsch über die Grenze wäre, auf den Eisenbahnen eine noch weit größere Zahl entgegengeworfen werden könnte; ja wahrscheinlich würden jene Russen abgeschnitten werden und kein Mann über die Grenze zurückgelangen.

Die militärische Gefahr, mit der die Russen uns bedrohen, beruht nicht in der Möglichkeit einer plötzlichen Offensive, sondern in der aus der unerschöpflichen Menschenmasse und der Weite der Räume entsprin-genden Nachhaltigkeit der Defensive, bei der es wieder darauf ankommt, wie lange sie sie wirthschaftlich und finanziell auszuhalten vermögen. Die massenhafte Vorschiebung ihrer Truppen an unsere Grenzen hat ihre Bedeutung, nachdem wir die unmittelbare Bedrohung durch eine analoge Maßregel paralysirt haben, vor Allem in der dadurch offenbar gewordenen kriegerischen Absicht. D. Red.

Politische Correspondenz.

Die Handelsverträge und die Parteien. Die Währungsfrage.

Die Freisinnigen und die Socialdemokraten haben für einen Getreidezoll von 3½ Mark gestimmt, hat spöttisch ein agrarisches Blatt gesagt. Die Freisinnigen und Socialdemokraten haben diese Insinuation als eine Albernheit zurückgewiesen, da sie für die Herabsetzung und nicht für den Zoll gestimmt hätten. Die Antwort ist gewiß richtig und doch ist auch jener Spott nicht so ganz unbegründet, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte.

Was wäre denn geschehen, wenn wir die Handelsverträge nicht bekommen hätten? Zweifellos wären die Getreidezölle suspendirt und wenn die Preise sich weiter hoch halten, vielleicht überhaupt nicht wieder zur Einführung gelangt.

Es ist sehr wichtig für das Verständniß der Situation, sich diesen Satz völlig klar zu machen und gegen jeden Zweifel zu festigen. Wir wollen deshalb noch einmal auf die Geschichte des jetzigen hohen Getreidezolles zurückgreifen. Dieser Zoll wurde geschaffen in der Periode eines unerhört niedrigen Preisstandes. Während der überlieferte Durchschnittspreis für die Tonne Roggen (Berlin) circa 150 Mark beträgt, kostete dieses Quantum selbst nach der Einführung des 50 Markzolles nur 120—130, also ohne den Zoll nur 70—80 Mark. Aehnlich die anderen landwirthschaftlichen Producte. Hätte der Staat mit der Gesetzgebung nicht eingegriffen, so wären die Brutto-Einnahmen aller Landwirthe bei gleichen Arbeitslöhnen und sonstigen Auslagen, und nur um ⅕ bis ¼ geminderter Zinsenlast, um die Hälfte verringert worden. Tausende von Familien des mittleren Grundbesitzes und Pächterstandes, die mit ihrer Bildung und Erziehung ein unschätzbares politisches Material bilden, hätten, da dieser Zustand Jahre lang anhielt, darüber zu Grunde gehen müssen und nicht nur sie, sondern auch die Landwirthschaft selbst wäre ruinirt worden, da alle jene Inhaber immer erst einige Jahre mit dem Elend gerungen, die Güter nicht gehörig in Stand gehalten und so ein gewaltiges Stück des Nationalreichthums hätten verkommen lassen, ein Zustand, der auch alle anderen Erwerbsklassen in Mitleidenschaft gezogen hätte. Um solches Unheil zu verhüten, entschloß man sich zu der Maßregel eines ganz exorbitanten Zolles. Der Vertreter der Regierung, der preußische Landwirthschaftsminister

von Lucius fügte aber die ausdrückilche Erklärung hinzu, daß wenn eine erhebliche Preissteigerung eintrete, die Regierung sofort die Herabsetzung des Zolles beantragen werde. Sie werde nicht einmal die Preissteigerung selbst abwarten, sondern schon auf die Ernteberichte hin vorgehen und einen Preis von 180 M. für Roggen (jetzt kostet er 240) nannte der Minister dabei einen so hohen, wie er nur selten bei uns erreicht worden sei, supponirte also als den Preis, bei dem die Regierung vorgehen müsse, einen noch niedrigeren*). Nimmermehr hätte sich die deutsche Regierung von einem so bestimmten Versprechen lossagen können, wenn nicht der Gedanke der Handelsverträge das System gegenseitiger Concessionen in Zollsachen statt spontaner Herabsetzung geschaffen hätte. Hierdurch ist die autonome Aufhebung (resp. Suspension) der Getreidezölle verhindert, sind diese also vorläufig erhalten worden. Das ist für die Landwirthe zunächst ein großer Vortheil. Die endgültige Entscheidung, ob die Handelsverträge den agrarischen Interessen vortheilhaft oder schädlich sind, hängt von der zukünftigen Preisgestaltung ab, die Niemand zu berechnen vermag. Man darf also folgende Gewinn- und Verlusttabelle aufstellen.

Die Agrarier haben gewonnen: die Erhaltung eines 35 Mark-Zolles für den Augenblick, wo er sonst seit 6 Monaten völlig beseitigt wäre.

Sie haben ferner gewonnen eine starke Befestigung dieses Zolles, auch wenn sich längere Zeit ein hoher Preisstand erhält. Zwar ist die weitere Herabsetzung oder Aufhebung des Zolles nicht völlig verboten, aber doch sehr erschwert und zunächst so gut wie ausgeschlossen.

---

*) Bei der Einführung des Gesetzes (1. December 1889) sagte der Minister Lucius (Stenographischer Bericht):

„Sollte der Fall einer Gesammtmißernte eintreten, sollte eine unerwartete Preissteigerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse eintreten, dann ist es meines Erachtens viel leichter, durch Berufung des Reichstages im gewöhnlichen Wege eine Herabsetzung zu bewerkstelligen, als eine solche unbestimmte Vollmacht [für den Bundesrath, den Zoll zu suspendiren] auszusprechen."

Noch präciser wiederholte er diese Zusicherung im Laufe der Verhandlungen (14. December) als ein Antrag den Preis von 180 Mark für Roggen, 220 für Weizen als einen solchen bezeichnet hatte, bei dem die Herabsetzung eintreten müsse. Der Minister sagte:

„Diese vom Antragsteller normirten Preise sind solche, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren nur fünf oder sechsmal erreicht sind. Tritt überhaupt der Fall ein, daß sich der Zoll als ein zu hoher erweist, daß eine plötzliche und erhebliche Vertheuerung der Brodpreise eintritt, dann werden die verbündeten Regierungen unbedingt das Erforderliche veranlassen müssen, um die Zollsätze herabzusetzen, und dazu wird es keiner solchen generellen Vollmacht bedürfen, sondern dann werden die Thatsachen selbst entscheiden, man wird dann nicht 60 Tage zu warten haben, sondern unmittelbar nach Feststellung der Ernteresultate und wir sind ja in der Lage, sehr früh im Jahre nicht nur die Resultate unserer eigenen Ernte, sondern auch die des Auslandes, in Indien, Amerika, zu übersehen — also wenn der Fall eintritt, daß eine bedeutende Preissteigerung in Aussicht steht, mit dieser Maßregel vorgehen müssen."

Nach diesen ganz unzweideutigen Erklärungen hat also Herr von Lucius, als Vertreter des Bundesraths, zwar keinen bestimmten Preis als den voraussichtlichen Wendepunkt, 180 Mark resp. 220 Mark aber schon als zu hoch bezeichnet.

Sie haben dagegen verloren die Möglichkeit auch bei dem stärksten Sinken der Preise den Zoll wieder über 35 Mark zu erhöhen. Dieser Verlust ist aber sehr leicht zu verschmerzen, da 35 Mark (etwa 25 pCt. des überlieferten Durchschnittspreises) immer noch ein überaus hoher Zoll ist, den zu überschreiten wohl einmal auf ein Paar Jahre möglich war, auf längere Zeit aber parlamentarisch und moralisch völlig undurchführbar ist.

Die Agrarier haben also durch die Handelsverträge so gut wie nichts verloren und sehr viel, ganz unschätzbar viel gewonnen. Wie ist es da erklärlich, daß sie sich nicht lassen können vor Wuth, während die Freihändler in Wonne schwimmen über ihren angeblichen Sieg?

Das Verfahren der Agrarier ist nichts als die uralte Geschäftspraxis, welcher Händler und Politiker, Juden und Junker, Alterthum und Neuzeit gleichmäßig huldigen, das Feilschen. Auch das Kleinste, was man hingiebt, schreit man aus für groß, und das Beste, was man erhält, macht man schlecht. Es stehen ja noch viele agrarische Interessen auf dem Spiel; die Zölle werden weiter angegriffen werden, die Spiritussteuer muß endlich ihre definitive Gestalt erhalten, bei der Kommunalsteuerreform ist um die Grundsteuer zu kämpfen. Man kann also nicht früh genug anfangen, das Lied von dem armen, überall gedrückten Landmann, von den stets vernachlässigten und geschädigten agrarischen Interessen anzustimmen. Wer am lautesten schreit und das meiste Mitleid erregt, bekommt ja erfahrungsmäßig das Meiste. Auch nach außen hat das ja eine vortheilhafte Wirkung. Wenn die Agrarier sich so ganz ohne Murren in diese Herabsetzung des Getreidezolles gefügt hätten, so würde die Regierung bei den nächsten Verhandlungen sich vielleicht gar zu geschwind zum Abbrechen eines weiteren Stückes verstanden haben. Die Interessen-Taktik des Jammerns scheint also garnicht so dumm. Freilich nur die Interessen-Taktik, die immer etwas kurzsichtig ist. Ueber der Interessen-Taktik steht die Partei-Taktik, und diese hat bei dem Spiel wenigstens ebenso viel verloren, wie jene gewonnen. Was ist das für ein Zustand, daß eine konservative Partei nicht bloß sachlich opponirt, sondern ihre Anhängerschaft im Lande mit einer leidenschaftlichen Erregung gegen die Regierung erfüllt, weil möglicherweise ein minimales materielles Interesse verletzt ist? Das ist der Weg, wie Parteien sich ruiniren. Die moralische Einbuße, welche die Konservativen durch das unwürdige, schlechtweg demagogische Gebahren eines großen Theils ihrer Vertreter und namentlich ihrer Presse in dieser Angelegenheit erlitten haben, werden sie so leicht nicht wieder einholen. Wer, der nicht selbst ein brutaler Agrarinteressent ist, wird noch weiter für diese Partei stimmen wollen? Man kann es dem Herrn Reichskanzler nicht verdenken, daß er in der Debatte gegen die Herren manchmal etwas scharf geworden ist. Wir wollen hoffen, daß bis zu den nächsten Wahlen die allgemeinern und ideellen Gesichtspunkte des konservativen Parteiprogramms wieder Gelegenheit haben, sich bemerklich zu machen, um dieses häßliche Intermezzo vergessen zu machen.

Nicht ganz so einfach wie bei den Agrariern ist die Erklärung der Parteinahme der Freihändler, speziell der Deutsch-Freisinnigen und der Sozialdemo-

kraten. Ohne die Verträge wären wir die Kornzölle vorläufig los, und ob sie je wieder gekommen wären, ist fraglich, wieder in der alten Höhe sogar sehr unwahrscheinlich. Der Vortheil der Handelsverträge vom freihändlerischen Standpunkt liegt also keineswegs in der Reduzirung der Kornzölle, sondern einerseits in dem Princip der Verträge, welches dem weiteren Steigen der Zölle allerwärts Halt gebietet und ferner in den Erleichterungen, die unser Industrie-Export erfährt. Aber diese Vortheile sind doch so gering, daß ein energischer Parteimann sich wohl ein höheres Ziel hätte stecken dürfen. Schutzzölle bringen ja nach der freihändlerischen Doctrin den Staaten, die sich zu schützen vermeinen, den allergrößten Nachtheil. Die Gelegenheit wäre also garnicht ungünstig gewesen, die Widerwärtigkeiten, die fremde Zölle uns bringen können, in Kauf nehmend, jetzt zunächst in Deutschland die Brodzölle zu Falle zu bringen, sie nicht wieder aufkommen zu lassen und durch diese Bresche das ganze System zu stürmen. Das wäre consequente „nicht Rechnung tragende" „charaktervolle" Freihandels-Politik gewesen. Hätten wir parlamentarische Regierung, so würde auch wohl eine derartige Constellation in's Leben getreten sein. Aber hier zeigt sich die Rückwirkung der Verfassungsform auf die materielle Politik. Bei uns sind die Parteien glücklicherweise zu schwach, derartige Feldzugspläne im großen Styl in's Auge zu fassen. Die Initiative und die Directive liegt bei der Regierung und die Parteien müssen sich begnügen, zu den Actionen der Regierung helfend oder hemmend, treibend oder ablenkend Stellung zu nehmen. Die Freihändler konnten nicht hoffen, jemals für ein so radikales Vorgehen, wie wir es eben gezeichnet haben, die Zustimmung der Regierung zu gewinnen und da haben sie sich lieber bereit gefunden, mit der geringen Concession, die ihnen angeboten wurde, fürlieb zu nehmen und dafür noch die Regierung zu unterstützen. Für die bloße Sicherheit, daß die Zölle nicht wieder über 35 Mk. erhöht werden, haben sie die jetzige Beibehaltung auf dieser Höhe indirect und man möchte beinah sagen direct garantirt. Selbst die Socialdemokraten haben sich nicht anders zu helfen gewußt, als eine Maßregel, deren Hauptinhalt die Stärkung der agrarischen Position ist, einfach gutzuheißen. Kaum je hat das constitutionelle System und die starke Monarchie sich segensreicher erwiesen, als in dieser Zügelung und Ueberwindung des Parteigeistes, der um so mehr überwunden ist, als die Leute sich ihres Thuns nicht einmal bewußt geworden sind. Man erinnere sich nur noch einmal, welche Parteien in der Presse und im Reichstag geklagt und welche triumphirt haben, um zu erkennen, wo in Deutschland die wahre Führung unseres politischen Lebens liegt.

Wahrlich, die wiederholten Versicherungen des Herrn Reichskanzlers und Sr. Majestät des Kaisers selbst, daß die Regierung ein warmes Herz für die heimische Landwirthschaft habe und ihr ihre Fürsorge nicht entziehen werde, sind überschwenglich in Erfüllung gesetzt worden.

* * *

Zwei Einzelheiten aus dem durchgefochtenen parlamentarischen Kampf wollen wir noch hervorheben. Auch wohlwollende Leute haben der Regierung

einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie die Verträge so „durchgepeitscht" und die Einzelheiten nicht sorgfältig genug habe durchberathen lassen. Der Vorwurf zeugt von völliger Verkennung der Sachlage. Ein Vertrags-System, wie das, um welches es sich hier handelt, wird nicht beurtheilt nach seinen Einzelheiten, sondern nach einigen großen und entscheidenden Gesichtspunkten, denen gegenüber selbst einzelne offenbare Fehler, falls sie sich finden sollten, in Kauf genommen werden müssen. Eine Durchberathung der einzelnen Positionen, wie bei Feststellung eines autonomen Tarifs, wäre also nichts als eine offizielle Heuchelei gewesen, unwürdig, und für die Abgeordneten, von denen sich für jede solche Einzelheit doch immer nur eine ganz kleine Anzahl interessirt, unerträglich. Hier und da möchte man einem Philistergemüth im Lande damit ein Beruhigungs - Tränkchen eingeflößt haben, aber glücklicherweise hat zuerst die klare und vornehme Entschlossenheit des Grafen Caprivi und ihm folgend endlich auch das practische Gefühl des Reichstages, dies fromme Werkchen von der Hand gewiesen.

Wichtiger ist es die Aufmerksamkeit auf einen zweiten Punkt zu lenken, der zwar im Reichstag mehrfach berührt, von der Presse aber bisher nicht recht aufgenommen worden ist. Das ist der Zusammenhang der Zollfrage mit der Währungsfrage. (Vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 66 S. 204 u. S. 521 Bd. 63 S. 263, Bd. 57 S. 309.) Jede vernünftige Zoll - Betrachtung geht aus von der Preis - Betrachtung: haben wir (in längerem Durchschnitt natürlich) sehr niedrige Preise, so sind Schutzzölle wünschenswerth oder nothwendig; haben wir normale Preise, so sind sie überflüssig; haben wir hohe Preise so sind sie schädlich und endlich unerträglich. Die Preise aber sind aufs stärkste beeinflußt von der Währung. Kein wissenschaftlicher Mann zweifelt daran, daß von dem Schwanken der Papier - Valuta in Rußland und Oestreich, von dem Stande des Silberpreises in Indien, von etwaigen Währungs-Reformen in Amerika auch die Waarenpreise in Deutschland wesentlich afficirt werden. Trotzdem ist das Währungsproblem wissenschaftlich auf einer Art todten Punkt angelangt. Beide Parteien, die Gold-Männer und die Bimetallisten haben sich festgerannt und wissen keinen Ausweg. Die Gold-Männer entbehren eigentlich schon seit lange überhaupt jeder Theorie. Die alte Idee, für die ganze Welt eine einheitliche, gleiche Goldwährung einzuführen, hat sich als Utopie erwiesen. Es existirt so wenig Gold auf der Welt und wird so wenig mehr gefunden, daß, wenn die ganze Menschheit plötzlich mit Gold zahlen wollte, ein wirthschaftliches Erdbeben entstehen würde. Gold würde so theuer werden wie Diamanten und alle Preisverhältnisse umgestürzt. Die Glücklichen, die einige Tausend Mark feste Rente besitzen, würden dafür Schlösser kaufen können; wer die Schlösser, Güter, Fabriken bisher besessen hat, ist plötzlich arm. Diese Einsicht ist allmählich zur allgemeinen Anerkennung durchgedrungen. Was will denn aber nun die Gold-Partei statt dessen? Darüber hüllt sie sich in Schweigen. Man könnte annehmen, daß einige Staaten mit Gold, andere mit Silber rechnen sollen. Das wäre vielleicht denkbar, obgleich wegen der fortwährenden Schwankung

der Relation der beiden Metalle, vielfach schädlich. Aber selbst hiervon sind wir weit entfernt. Die Gold-Partei predigt ja fortwährend, daß das Gold das bessere Währungs-Metall sei; welche Staaten sollen sich denn nun mit dem schlechteren, dem Silber begnügen? Man traut sich nicht einmal, jetzt Oesterreich zu rathen, daß es zur Silberwährung übergehe. Praktisch besteht also immer noch das Ziel, daß alle Culturstaaten nach der reinen Gold-Währung streben sollen. Aber da das eine Absurdität ist, spricht man es nicht mehr aus, schüttelt diese überflüssige Doctorfrage ab und stellt sich etwas patzig auf den Standpunkt: wir in Deutschland haben die Goldwährung und wollen sie behalten; was gehen uns die Anderen an? Eine Auskunft, ungefähr so schlau, wie wenn wir sagten, wir haben den Frieden und wollen ihn behalten. Mögen die Anderen auf uns losschlagen, wir kümmern uns nicht darum. Nichts in der Welt ist internationaler als das Geld. Sind wir in unserem Wirthschaftsleben schon abhängig von der russischen Roggen-, der amerikanischen Baumwoll-, der brasilianischen Kaffee-Ernte, den englischen Arbeiterstreiks, den französischen Zöllen und Rüstungen: so sind wir noch viel mehr unter dem Einfluß der internationalen Geldbewegungen. Das kalifornische und australische Gold, das seit 1848 gefunden wurde, hat auf das deutsche Wirthschaftsleben vielleicht nicht viel weniger Einfluß gehabt, als die Gründung des Zollvereins. Der Satz, Deutschland solle sich in der Währungsfrage um die Anderen nicht kümmern, bedeutet also nichts Anderes, als daß die Gold-Partei schlechterdings rathlos ist.

Nicht viel besser aber steht es mit den Bimetallisten. Muß man zugeben, daß sie ihre Theorie bisher siegreich durchgefochten haben, so haben sie dafür desto größere Niederlagen auf dem Gebiet der Prophezeihungen erlitten. Nach der letzten amerikanischen Silberbill bewiesen sie haarscharf, daß jetzt Gold und Silber wieder etwa die alte Relation erreichen müßten. Der Vorrath an überflüssigem Silber sei garnicht so sehr groß; nach dem neuen Gesetz verbrauche das amerikanische Schatzamt jährlich etwa so viel wie die ganzen Vereinigten Staaten an Silber producirten. Die Industrie und die übrige Welt werde mit dem Rest der universalen Production kaum auskommen können. Folglich müsse der Silberpreis steigen. Er ist auch gestiegen, aber bald wieder, zwar nicht ganz, aber doch nicht weit ab, auf den früheren Stand zurückgesunken. Wie ist das möglich gewesen? Selbst jetzt, wo die Thatsache längst vorliegt, fehlt es an einer Erklärung. Die Goldmänner triumphiren zwar, aber zu sagen wissen sie auch nichts. Auch die berufenen Theoretiker, die Professoren der Nationalökonomie hüllen sich in vorsichtiges Schweigen.

Ist denn die Lösung aber wirklich so dringend? Kann man nicht der weiteren Entwickelung vorläufig einfach zusehen? Das könnte man wohl, wenn es (ganz abgesehen von dem allgemeinen Einfluß der Währung auf die Preisbildung) sicher wäre, daß nicht die gegenwärtige wirthschaftliche Depression neben der Mißernte auch in der Währungs-Calamität ihre Ursache hat, und gewichtige Gründe sprechen dafür, daß dem so ist. Die wirthschaftliche Depression hat nach langsamer Vorbereitung mit Discont-Erhöhungen, begonnen mit dem

Sturz des Hauses Baring in London (November 1890). Das Haus Baring war aber nicht bankerott, sondern es konnte nur, durch seine argentinischen Geschäfte in Verlegenheit gebracht momentan nicht genug baares Geld auftreiben, als die russische Regierung eine mäßige Summe von ein Paar Millionen in Gold, die es bei den Barings in London deponirt hatte, plötzlich zurückzog. Das ganze englische Wirthschaftsleben gerieth in's Schwanken und das stolze England mußte sich bequemen, von der französischen Bank 60 Millionen Mark zu leihen, um den wirthschaftlichen Säfteumlauf nicht ganz in's Stocken gerathen zu lassen. Solche Verlegenheiten sind nichts Unerklärliches, sondern sie können garnicht ausbleiben, da der Goldvorrath der Welt, der früher fast allein zu Englands Verfügung stand, seit den 70ger Jahren die Bedürfnisse einer ganzen Reihe von großen Culturstaaten decken soll. Credit kann nicht Alles machen; einmal kommt der Augenblick, wo baares Geld geschafft werden muß. Ist es nicht da, so entstehen Spannungen, die das ganze Wirthschaftsleben der Völker lähmen; kommen dann, wie gegenwärtig, noch andere ungünstige Umstände hinzu, so ist die Krisis da. Nun ist freilich der Discont wieder niedrig und das Geld reichlich, aber nicht weil viel Geld da wäre, sondern weil wenig Geschäfte gemacht werden und wenig Geld gebraucht wird.

Der ausgezeichnet kluge englische Schatzsecretär Göschen hat auch längst den Sitz des Uebels erkannt und in mehreren öffentlichen Reden, etwa so wie wir eben, dargelegt. Aber das Auskunftsmittel, auf das er verfallen ist, zeigt nur das Verzweifelte der Lage. Er will Papiergeld schaffen, und da England von größeren Banknoten bereits genug hat, so soll das letzte aller Hülfsmittel, kleine Appoints, ergriffen werden! 20 Mark-(1 Lstrl.) oder gar 10 Mark-(Shill.)-Scheine sollen in Umlauf gesetzt werden und zwar gleich für 500 Millionen Mark. ⅘ davon sollen in Gold gedeckt werden, so daß immer noch 100 Millionen Mark ungedecktes Papiergeld übrig bleiben würde. Es klingt wie Ironie, daß in demselben Augenblick, wo das reiche England mit alt eingebürgerter Goldwährung sich nach solchen Rettungsmitteln umschaut, das gute Oesterreich vertrauensselig sein Papiergeld einziehen und zur Goldwährung übergehen will. Welcher von beiden Staaten würde wohl sein Gold behalten, wenn es einmal darauf ankommt, daß jeder soviel an sich rafft, als er dessen habhaft werden kann? Es ist ja nicht unmöglich, daß Oesterreich vorübergehend in einer günstigen Periode einmal zu dem nöthigen Golde gelangt, aber wie sicher und dauerhaft ein solcher Erfolg sein wird, zeigt eben der heutige Zustand Englands. Natürlich schweigen die Vertheidiger der Goldwährung zu diesem Vergleich mäuschenstill und da wegen der verfehlten Prophezeiung bei der letzten amerikanischen Silber-Bill auch die Bimetallisten verschüchtert sind, so ist überhaupt auf dem vielumstrittenen Kampfes-Felde Kirchhofs-Ruhe eingekehrt.

Wer aber erst den Zusammenhang der Währungs-Preis- und Zoll-Fragen erkannt hat, darf nicht ablassen, immer wieder auf die Ausheilung dieses wunden Punktes in der Weltwirthschaft, sei es nun auf diese oder auf jene Weise, zu bringen.

D.

Aus Oesterreich.

Wien, Ende Dezember 1891.

Mit der Ernennung eines neuen Ministers ohne Portefeuille ist wieder ein Abschnitt in der an Abwechselungen und Ueberraschungen nicht gerade armen Geschichte der inneren Politik unseres Staatswesens zum Abschluß gekommen, dessen Verlauf sich heute ziemlich deutlich überblicken läßt.

Der Ausgangspunkt der theilweisen Frontveränderung, welche Graf Taaffe vornahm, ist, wie wir dies in unserem Oktober-Berichte angedeutet haben, an höchster Stelle zu suchen, wo man durch die Vorgänge in Böhmen während der letzten Ausstellung und insbesondere bei Gelegenheit der Kaiserreise nach Prag die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die slawische Bewegung einen Charakter anzunehmen beginnt, welche der Entfaltung der gesunden wirthschaftlichen Elemente im Staate schädlich ist und daher die Kraft des Reiches, welche doch ohne eine gleichartige Entwickelung der Länder nicht gedacht werden kann, ernstlich bedroht.

Das erste untrügliche Anzeichen dafür, daß diese Anschauung für die Haltung der Regierung maßgebend geworden war, bot die Rede des Unterrichtsministers, Freiherrn von Gautsch, in der Budgetdebatte über das Volksschulwesen. Seit seinem Amtsantritte hat sich derselbe noch niemals so entschieden für die Nothwendigkeit des Schutzes der deutschen Sprache in Oesterreich ausgesprochen, als er es diesmal den slowenischen Abgeordneten gegenüber gethan hat, welche wie gewöhnlich über die zu geringe Beachtung ihrer Nationalität durch die Regierungsorgane Klage erhoben hatten. Die Slowenen — es dürfte nicht überflüssig sein, den außerösterreichischen Leser über diese seit einigen Jahrzehnten entdeckte slawische Nation aufzuklären — bewohnen in einer Gesammtzahl von 1,140548 Köpfen das Herzogthum Krain, in welchem sie 93 pCt. der Bevölkerung ausmachen, und einige Gegenden von Steiermark, Kärnten und dem Küstenlande. Sie erfreuten sich lange Zeit hindurch der besonderen Protektion des Grafen Taaffe, als dieser durch die Opposition der Deutschen genöthigt worden war, seine Stütze in jenem Krimskrams von Fractionen und Natiönchen zu suchen, deren Vertreter Graf Hohenwart zu einem Club zusammengeschmiedet hatte. Das Land Krain, in welchem mit Hilfe des deutschen Großgrundbesitzes der deutschen Industrie und der gebildeten Bewohner der Stadt Laibach lange Zeit eine deutsche Landtagsmajorität aufrecht erhalten worden war, wurde ihnen gänzlich ausgeliefert, es wurde dort ein Statthalter eingesetzt, der den Deutschen nicht ohne Schadenfreude eine Schädigung nach der anderen, Beleidigungen und Vergewaltigungen zufügen ließ; sogar das einzige solide Geldinstitut im Lande, die Krainische Sparkasse, welche man den Deutschen nicht entreißen kann, weil von ihnen der ausschlaggebende Theil der Einlagen herrührt, wurde daran gehindert, die wenigen noch vorhandenen deutschen Schulen so ausgiebig zu unterstützen, als sie es gewünscht hatte. Es genügte den slowenischen Führern jedoch nicht, in Krain zu uneingeschränkter Herrschaft gelangt zu sein, sie wollten dieselbe auch

auf Steiermark und Kärnten ausdehnen, obwohl sie in keinem dieser Länder ein Drittel der Bevölkerung ausmachen und obwohl dort das Wohl ihrer Landsleute, welche auf einer sehr niedrigen Stufe wirthschaftlicher Entwickelung stehen, wesentlich von dem Verkehre mit den kapitalskräftigen deutschen Bewohnern der Städte und Märkte abhängt. Sie wollen die Volksschule in den von Slowenen bewohnten Landestheilen gänzlich slowenisiren, damit die Beziehungen der heranwachsenden Generation zu den deutschen Nachbarn in Folge mangelnder Verständigung abgebrochen werden müssen und ihr Einfluß der allein entscheidende wird. Der katholische Klerus betreibt diese Agitation mit bekanntem Fanatismus, da er sehr wohl weiß, daß seine Herrschaft über das Landvolk um so sicherer besteht, je mehr dasselbe von der Kulturwelt der Deutschen abgeschlossen ist und je unselbständiger es in seiner Vereinsamung wird. Es ist dies die alte jesuitische Praxis, die zwei Jahrhunderte lang in Inneröstérreich geübt wurde und zu einer geistigen und materiellen Verarmung geführt hat, die noch heute in beklagenswerthen Konsequenzen zu erkennen ist.

Bis vor Kurzem haben die Organe der Regierung für die slowenische Propaganda niemals ein Wort des Tadels gefunden. Graf Taaffe mußte seine Bundesgenossen schonen und hat seine Beamten wiederholt genöthigt, gegen ihre Ueberzeugung das Treiben der „Pervaken“ zu dulden, wenn sich dieselben auch nicht ganz erlaubter Mittel zur Unterdrückung der deutschen Minoritäten bedienten. Heute scheint diese Tendenz nicht mehr vorzuhalten. Minister von Gautsch hat mit großem Nachdrucke zweimal die Erklärung abgegeben, daß die Regierung die Kenntniß der deutschen Sprache, als eines allen Gebildeten gemeinverständlichen Verkehrsmittels für eine unabweisbare Nothwendigkeit in Oesterreich ansehe, er hat die Ueberzeugung ausgesprochen, daß den Slowenen, namentlich den Kärntnischen — und dies dürfte wohl ebensosehr von den Steirischen gelten — der Gebrauch der deutschen Sprache aus wirthschaftlichen Gründen unentbehrlich ist. Eine schwere Verantwortung haben diejenigen zu tragen, welche ihren Volksgenossen sogar die Möglichkeit entziehen wollen, sich jene Sprache eigen zu machen, mit deren Hilfe sie ihre persönlichen Interessen allein zu vertreten vermögen.

Solche Worte wären am Regierungstische des österreichischen Abgeordnetenhauses gewiß nicht gesprochen worden, wenn man daselbst nicht zur Erkenntniß gekommen wäre, daß der Staat ein weiteres Anwachsen des slavischen Terrorismus nicht mehr ertragen könne, daß durch Geduld und Langmuth die Erregung des Slaven nicht gemildert, daß durch Zugeständnisse ihre Begehrlichkeit nicht gestillt wird. Man will ihnen nunmehr begreiflich machen, daß eine weitere Beschränkung des deutschen Elementes aus Gründen der Staatserhaltung nicht zulässig ist, und deshalb hat auch der Kaiser wiederholt erklärt, daß er auf der Durchführung des Ausgleiches in Böhmen bestehe, daß seine Regierung an demselben unter allen Umständen festhalten müsse. Somit war der Zeitpunkt gekommen, in welchem die Deutschen in Oesterreich den lange gesuchten Einfluß auf die Regierung wieder erlangen und ihre Interessen im Einklange mit dem

Willen des Monarchen wahrnehmen konnten. Sie hätten nichts Anderes zu thun, als einen streng nationalen Standpunkt einzunehmen, da dermalen jeder Widerspruch desselben mit den Interessen des Staates ausgeschlossen ist. Welch' traurige Haltung nahm jedoch gerade in diesem Augenblicke jene parlamentarische Partei ein, die über die größte Zahl deutscher Abgeordneten verfügt und sich in allen ihren Wahlprogrammen für verpflichtet erklärt hat, die Ansprüche des deutschen Volkes in Oesterreich zur Geltung zu bringen. Nachdem die Regierung einen wichtigen Theil dieser Ansprüche anerkannt und deren Berücksichtigung als Staatsnothwendigkeit bezeichnet hatte, erhob sich die Vereinigte Linke zu einem heftigen Angriffe gegen ein Mitglied dieser Regierung, welchem man in den weitesten Kreisen der Bevölkerung großes Vertrauen entgegenbringt, von dem man allgemein tüchtige Leistungen erwartet, weil sich in ihm exakte theoretische Bildung mit formaler Gewandtheit und einer staunenswerthen Arbeitskraft verbindet. Die Geschichte dieser vollständig mißlungenen parlamentarischen Action wirft tiefe Schatten auf den Charakter der tonangebenden Persönlichkeiten der Vereinigten Linken und dürfte wohl nicht ohne Folgen auf die Gestaltung unserer Parteiverhältnisse bleiben. Das Verwerflichste bei der Komödie, welche von den „liberalen" Parlamentariern in Scene gesetzt wurde, ist die Heuchelei, mit welcher man sich an den kleinen Mann herandrängte, um ihn mit dem Brosamen einer Steuerverminderung, deren Erfolg für den Einzelnen gar nicht mehr wahrnehmbar sein würde, über den Hunger zu täuschen, zu dessen Stillung die Vertreter des Großkapitals kaum jemals die richtigen Mittel finden werden. Herr v. Plener hat nämlich den Befähigungsnachweis für seine Verwendung als Finanzminister in der verflossenen Session durch den Antrag erbringen wollen, es sei der Zuschlag von 70%, welcher von der Erwerbsteuer eingehoben wird, den drei letzten Stufen dieser Steuerklasse nachzulassen. Durch die Ausführung dieses Antrages würden etwa 1,200000 Gulden unter beiläufig 600000 Gewerbetreibende vertheilt worden sein, indem dieselben Beträge von 70 Kreuzern bis zur Höhe von 3 Gulden 50 Kreuzern im Jahre weniger zu entrichten gehabt hätten, als bisher. Im günstigsten Falle war es der Nachlaß eines Kreuzers täglich — eine Hilfe, die selbst dem Aermsten nur ein Lächeln abgewinnen kann. Der Antrag Pleners wurde im Sommer zurückgestellt und wäre wahrscheinlich in Vergessenheit gerathen, wenn ihn nicht ein jungtschechischer Abgeordneter, dem jedes Mittel, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, erwünscht sein muß, hervorgeholt und seine Behandlung erzwungen hätte. Der Finanzminister Dr. Steinbach verlangte dessen Zurückweisung unter Hinweis auf seine Absicht, schon in den ersten Monaten des nächsten Jahres eine Reihe zusammenhängender Steuervorlagen, welche eine einschneidende Reform unserer Abgaben bezwecken, dem Abgeordnetenhaus vorzulegen. Dem gegenüber hatte die Vereinigte Linke, welcher das Ministerium durch die Erklärungen des Herrn v. Gautsch einen Beweis der Annäherung gegeben hatte, die Pflicht, den Antrag zurückzuziehen; sie konnte sich noch dazu beglückwünschen, eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, um das durchsichtige Spiel, das sie mit einem wenig urtheils-

fähigen Theile der Bevölkerung versuchen wollte, vor der Beleuchtung in öffentlicher Verhandlung zu verschleiern. Gerade der Widerstand des Finanzministers kam ihr aber gelegen. Vielleicht konnte er als Hebel zum Sturze des Ministers verwendet werden! Dieses Ereigniß herbeizuführen, betrachtete ja die liberale Clique und ihre publizistischen Söldlinge als ihr nächstes und wichtigstes Ziel, damit doch endlich Herr von Plener den Platz einnehmen könne, für den er angeblich geboren sein soll und der ihm zugleich die einzig passende Versorgung für einen Mann von seinen Qualitäten zu sein scheint. Thatsächlich erreichte die Linke am ersten Tage der Verhandlung den Erfolg, daß der Beschluß gefaßt wurde, in die Sonderberathung des Antrages einzugehen. Die deutsche Nationalpartei hatte nicht den Muth, dagegen zu stimmen, obwohl sie den geheimen Plan sehr gut kannte, den die Linke dabei verfolgte. Die Abgeordneten kleiner Landstädte fürchteten, ihre Wähler könnten es ihnen doch verübeln, daß sie um einige Flaschen Bier im Jahre verkürzt worden seien. Die Wendung wurde durch den stets schlagfertigen Abgeordneten der Wiener Vorstadt Mariahilf, Dr. Pattai, herbeigeführt, der zu dem Plener'schen Antrage den Zusatz stellte, der durch denselben zu gewärtigende Ausfall in den Staatseinnahmen solle durch eine Erhöhung des Zuschlages bei den obersten Stufen der Erwerbsteuerklassen hereingebracht werden. Zusatz und Antrag wurden nunmehr, da die Nationalpartei ihren Rückzug gesichert sah, an den Ausschuß zur Berathung zurückgewiesen — trotz des heftigsten Sträubens der Linken, welche sich mit einem Male in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht sah. Eine empfindlichere Niederlage hätte Herr v. Plener nicht erleiden können, sein stets getreues Preßorgan die „Neue freie Presse" rief die Rache des Himmels auf die Häupter jener Treulosen herab, die nicht begreifen wollten, daß die Deutschen gegenwärtig keine wichtigere Aufgabe zu erfüllen hätten, als Herrn v. Plener zu einem Portefeuille zu verhelfen. Ganz vergebens hat sie darauf aufmerksam gemacht, daß der Plener'sche Antrag im englischen Stile gehalten und deshalb modern und dem Tone der guten Gesellschaft entsprechend sei. Herr v. Plener war ja doch in England, um sich für die politische Carrière vorzubereiten, er debutirt nach englischem Muster mit einem großartig etikettirten, aber unschädlichen Steuernachlaß — ja was kann man von einem Kandidaten des Finanzministeriums mehr verlangen, — doch nicht, daß er die Reformen, welche Dr. Steinbach zu bringen gedenkt, schon vorher ausgearbeitet hätte? In zehn Jahren parlamentarischer Thätigkeit hat sich dazu wohl keine Zeit gefunden!

Aus der Verlegenheit, in welche die Regierung dadurch gerathen war, daß ihr die Linke bei dem ersten Versuche, die exaltirten Slawen kalt zu stellen, in der ungeschicktesten Art Opposition gemacht hatte, wurde ihr durch die Jungtschechen geholfen, deren Führer Eduard Gregr die Gelegenheit der Budgetdebatte nicht vorübergehen lassen konnte, ohne seine außerordentliche staatsmännische Begabung leuchten zu lassen. Er hielt es für besonders zweckmäßig, nicht nur das Ministerium in exzessivster Weise anzugreifen, sondern sein Mißfallen an der Dynastie erkennen zu lassen. Die Tschechen, meinte er, müßten

den Vertrag vom Jahre 1526 bedauern, welchen sie durch die Wahl Ferdinands I. zum Könige von Böhmen mit dem Hause Habsburg geschlossen hatten. Sie hätten auch keine andere Aufgabe, als ihre Beziehungen zu demselben auf Grund der damals vereinbarten Wahlcapitulation zu regeln, der österreichische Staat kümmere sie nicht, für diesen hätten sie keine Verpflichtung.

Leider fand sich unter den deutschen Abgeordneten keiner, der sich ebenfalls auf den staatsrechtlichen Standpunkt gestellt und alle die Lügen aufgedeckt hätte, mit welchen die Tschechen ihren Forderungen den Schein historischer Begründung zu verleihen suchen. Man hätte die Herren darüber belehren können, daß die sogenannte Wahl nur eine Formalität und Ferdinand I. entschlossen und auch in der Lage gewesen war, das Erbrecht seiner Gemahlin, der Schwester des letzten Jagellonenkönigs, zur Geltung zu bringen, wenn die Wahl auch nicht erfolgt wäre, man hätte darauf hinweisen können, daß auch die deutschen Erbländer als Theile des alten deutschen Reiches ein Staatsrecht besaßen und daß sie für den Bestand des Kaiserstaates an der Donau weit größere Opfer brächten, als irgend eine andere demselben angehörende Nation. Spontanes Aufflammen nationalen Stolzes darf man aber von den Vertretern der Deutschen in Oesterreich nicht verlangen, sie betonen ihre gute Gesinnung nur dann, wenn sie ein Programm verfassen oder wenn sie Opposition machen können. Daß man zur rechten Zeit für die Regierung eintreten, daß man aus nationalen Gründen für die Dynastie eine Lanze brechen und die Interessengemeinschaft der Deutschen und ihres Herrscherhauses als eine historisch begründete und nothwendige proklamiren könne, das scheint ihnen nicht einzuleuchten.

Trotzdem ist die Rede Gregrs nicht ohne Folgen geblieben. Graf Taaffe hat sie zum Anlaß genommen, den Faden der Unterhandlung mit der Linken wieder anzuknüpfen und ihr zum Beweise, daß es ihm ernstlich um eine Annäherung zu thun sei, die Aufnahme eines Vertrauensmannes in das Ministerium anzubieten. Doch hat er sofort in nicht mißzuverstehenden Worten zu erkennen gegeben, daß er Herrn v. Plener nicht als die geeignetste Persönlichkeit hiefür ansehe. Die Schmeichelei, in welche er diese Erklärung kleidete, indem er den Führer der Linken für zu hervorragend bezeichnete, um eine andere als die Stelle des Ministerpräsidenten einzunehmen, gehört in das Kapitel der Taaffe'schen Witze, die wegen ihrer Schärfe berufen sind; wir wollen es dem Grafen jedoch gerne glauben, daß es ihm kaum möglich gewesen wäre, die Berufung des Herrn von Plener durchzusetzen, wenn er auch selbst dafür die nothwendige Neigung gehabt hätte. Allen anderen Persönlichkeiten gegenüber, die nun in Vorschlag kamen, erwies er sich höchst entgegenkommend und deshalb nahm er auch keinen Anstand, auf die Empfehlung Pleners dessen Jugendfreund, den Grafen Gandolf von Khünburg zu berufen. Dieser Abgeordnete der oberösterreichischen Städtegruppe, der es in der juristischen Beamtenlaufbahn bis zum Landesgerichtsrath gebracht hat, kann weder als Parlamentarier noch als Jurist auf eine besondere Bedeutung Anspruch machen, doch zeichnet er sich durch eine sehr stattliche Gestalt und elegante Umgangsformen aus und dürfte

daher auf dem zehnten Ministerfauteuil des Abgeordnetenhauses eine ganz gute Figur machen. Ueber seine Aufgabe zeigen sich die journalistischen Beiräthe der Vereinigten Linken viel besorgter als er selbst. Er soll, so heißt es neuerlich, der „Wächter des Liberalismus" im Ministerrathe sein, und dies mag wohl seine Richtigkeit haben. Als Vorkämpfer des nationalen Willens der Deutschen in Oesterreich dürfte er kaum auftreten, wir haben keine Veranlassung, die nationale Gesinnung des Grafen Khünburg höher zu veranschlagen, als die des Freiherrn Gautsch von Frankenthurn oder des Dr. Steinbach; Graf Taaffe aber hat gewiß kein Bedürfniß, die nationalen Forderungen der Deutschen aus dem Munde eines Ministerkollegen kennen zu lernen, wenn die deutschen Abgeordneten im Reichsrathe dieselben nicht erheben und sich mit der Wahrung des Liberalismus begnügen. Herr von Plener und sein Anhang haben darauf verzichtet, den nationalen Charakter ihrer Partei dem Ministerpräsidenten in erster Linie zu erkennen zu geben, sie sind und bleiben liberale Abgeordnete. Ob die nationalgesinnten und zur Wahrung der nationalen Interessen der Deutschen bei ihrer Wahl verpflichteten Mitglieder der Vereinigten Linken ihr Verbleiben in derselben unter diesen Umständen vor ihren Wählern werden rechtfertigen können, das wird die Zukunft lehren. *

Frankreich.

Die wichtigsten Ereignisse des Dezember waren die deutlichere Zeichnung unseres Verhältnisses zu Rußland und sodann die Einbringung und die Annahme der mitteleuropäischen Handelsverträge im Reichstag. Beide Gegenstände werden in diesem Heft von einer anderen Feder behandelt. So bleibt für die Erörterung an dieser Stelle Frankreich als der einzige Staat des Auslandes, der wiederum einige merkwürdige Vorgänge aufzeigt.

Frankreich ist das Land, das in jedem Wechsel der europäischen Zustände ein eigenthümliches und lebensvolles Schauspiel darbietet. Jetzt wissen die Franzosen — Herr von Giers hat es ihnen persönlich ins Ohr gesagt — daß vor fin de siècle keine russische Hülfe gegen Deutschland zu erwarten ist. Sogleich gehen sie ernsthaft ihres Weges, als ob sie nichts gehört hätten, gleich ihren Helden im Lustspiel, die, eben von einer ungeheuren Ueberraschung niedergedonnert, sich sogleich zu fassen wissen. Wer spricht in Frankreich von dem russischen Nothstand, der doch die Franzosen näher angeht, als das regierende Rußland. Denn was kümmert das regierende Rußland sich um ein paar Million Verhungernder? Die Aufregung des Krieges aber, auf die man gehofft, kann man auch um zehn Jahre hinausschieben, wenn es nicht anders geht. Die Franzosen aber sind ein Volk, das unmöglich zehn Jahre auf dem Polster liegen kann. Muß die erwartete Aufregung verschoben werden, so muß eine andere an ihre Stelle treten. Also beschäftigt man sich wieder mit der eigenen Regierung, die jederzeit, sobald keine auswärtige Aktion im Gange ist,

den nothwendigen Zeitvertreib abgeben muß. Hat diese Regierung nicht eben sich von den Bischöfen aus Anlaß der verbotenen Pilgerzüge unerhörte Grobheiten sagen lassen? Das muß man ihr doch vorhalten, man muß sie doch antreiben, den Bischöfen zu Leibe zu gehen. Freilich hat sie einen Bischof zu 3000 Francs Buße verurtheilen lassen. Aber was soll diese Kleinigkeit? Man muß also interpelliren, was sie weiter zu thun gedenkt, und ihr zugleich den Weg vorschreiben. Am 11. Dezember wurde die Interpellation eingebracht und mit dem Antrag verbunden auf Einbringung vorbereitender Gesetze zur Aufhebung des Konkordats. Es waren die Radikalen, die dieses Ziel erstrebten, aber Frankreich hat in den Kammern und noch mächtiger im Lande eine klerikale Partei. Vergebens suchte die Regierung den Sturm abzuschwächen, indem sie dieselbe Interpellation bereits am 9. Dezember im Senat einbringen ließ und mit der Erklärung beantwortete, sie werde die Bischöfe in Ordnung halten, ohne das Konkordat aufzuheben. Aber die Radikalen und Klerikalen der Kammer waren nicht gesonnen, sich die Gelegenheit zu einem ordentlichen Gefecht entgehen zu lassen.

Der jetzige Kammerpräsident ist Herr Floquet, der durch seinen Ruf: es lebe Polen, mein Herr! den er im Jahre 1867 vor dem Kaiser Alexander II. in Paris ausstieß, auf vierzehn Jahre klug geworden war. Nun, da die Unvorsichtigkeit nicht verhindert hat, daß Frankreich und Rußland die engsten Freunde geworden sind, hält die Lehre nicht mehr vor, Herr Floquet mußte eine neue Unvorsichtigkeit begehen, indem er das alte Märchen auftischte, Pius IX. sei Freimaurer gewesen. Er that dies in einer Zwischenbemerkung, mit der er als Präsident den Justizminister unterbrach, der auf die Frage warum er die Freimaurer nicht verbiete, wie die Pilgerzüge, geantwortet hatte, daß er von den Freimaurern nichts wisse. Das für den Präsidenten doppelt unpassende Wort des Herrn Floquet war das Signal zum klerikalen Sturm. Von Paul de Cassagnac wurde der Präsident nicht nur auf das ungeheuerlichste insultirt, sondern dieser Redner verlangte, nun seinerseits im Namen der Klerikalen die Aufhebung des Konkordates. Dabei muß man sich vorhalten, daß die Aufhebung des Konkordates nur den Bürgerkrieg im Gefolge haben kann. Nicht gerade zur Vertheidigung des Konkordates würden die Klerikalen sich bewaffnen, aber gegen die Unterdrückungsmaßregeln, die aus der Aufhebung folgen müßten. Denn ohne diese Maßregeln würden die Radikalen sehen, daß sie die Kirche durch die Aufhebung des Konkordates viel gefährlicher gemacht haben. Der Sturm in der Kammer wurde beschwichtigt, Herr Floquet hielt noch ziemlich geschickt Stand gegen den Sturm, den er auf sich gelenkt, das Ministerium wiederholte am folgenden Tage die Erklärung, die es im Senat gegeben, und erhielt die Zustimmung einer Majorität von freilich nur 20 Stimmen.

Nun sehen wir die merkwürdige Erscheinung, daß Leo XIII. alles aufbietet, die Bischöfe zu beruhigen. Die amtliche Aufforderung an die Bischöfe, sich der Republik anzuschließen, ist ihm widerrathen worden, weil die Bischöfe, wie man annimmt, den Gehorsam versagen würden. Und gegen einen so entgegenkom-

menden, soviel Schläge mit himmlischer Geduld hinnehmenden Papst, sträubt sich die Republik. Das Sträuben geht nicht etwa nur vom Radikalismus aus, sondern ebenso, wenn auch in gemäßigteren Formen, vom Opportunismus. Daraus ist zu entnehmen, daß die herrschende Republik im Klerikalismus den gefährlichsten Feind sieht, nicht weil sie in ihm den Vorkämpfer der Monarchie, sondern weil sie in ihm den möglichen Beherrscher der Republik sieht. Wäre die Aussicht auf den Krieg nicht verdunkelt worden, so wären Klerikale und Radikale sich in die Arme gesunken mit dem Ruf: après les événements! Nun aber, da der Krieg in die Ferne gerückt ist, müssen sie den Streit aufnehmen und, wenn sie sich nicht die Köpfe abschlagen, doch gegen einander plänkeln und die Fäuste erheben. Möge es ihnen wohlthun! ω.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Theodor Körner. Zum 23. September 1891. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1891.

Rudolf Brockhaus hat mit diesem Bande zur Feier des Körnertages eine Gabe beigesteuert, die durch den Inhalt wie die Gesinnung, mit der sie gegeben wird, gleich werthvoll ist. Die monumentale Ausstattung zeugt von dem Wunsche, auf jede denkbare Weise dem Andenken des Todten zu huldigen, und im Zusammenhang dieses Bestrebens wird auch manche an sich unbedeutende Gabe neuen Materials schätzenswerth. Aber das Meiste, was der Herausgeber uns darbietet, bedarf dieser Steigerung seines Werthes nicht, sondern wird an sich allen erwünscht sein, die für diese vaterländische Dichtergestalt ein Herz haben.

Zwei Facsimile von Briefen Körner's und eines von dem Briefe seiner Braut an die Schwiegereltern wird man gerne beschauen. Vier ungedruckte Briefe des Vaters, je drei von Mutter und Schwester führen in das Innere des geistig und gemütlich reich belebten Hauses ein, und spiegeln zugleich die großen Ereignisse vom Jahre 1809 bis zum Juli 1813 wieder. Der letzte Brief ist der, welchen der Vater auf die Kunde von der im verrätherischen Ueberfall empfangenen Wunde dem Sohn geschrieben hat. Hier schließen wir am natürlichsten auch einige der anderen Abtheilung zugewiesene Briefe des Vaters an, die bis zu demselben Zeitpunkt reichen. Auch ein ungedruckter kurzer Brief des Dichters aus der Zeit seiner Genesung wird uns hier geboten. Am wenigsten Interesse dürften sechs „Schriftstücke aus Theodor's frühster Jugendzeit" erregen. Die vierte Abteilung bietet dafür von einer Menge bedeutender Freunde des Körner'schen Hauses interessante Briefe; hier seien nur Kronprinz Ludwig von Baiern, die Herzogin von Kurland, Wilhelm Humboldt, Altenstein, Cotta genannt. Auch einige für das Ende des vorigen Jahrhunderts charakteristische Stammbucheinträge fehlen nicht; so von Herder an Körner's Mutter gerichtet:

Heilge Vestalinnen werden uns bald die göttlichen Musen,
  Wenn nicht der Grazien Chor freundlich mit ihnen sich mischt:
Du, von beiden geliebt, der Musen und Grazien Freundin,
  Wandle von beiden geliebt, fröhlich dein Leben hindurch.
Schöne Gaben gewährten sie Dir; die schönste der Gaben
  Ist des genießenden Danks häuslicher stiller Altar.

Der Anhang endlich bringt Aufzeichnungen von besonderem Werth aus dem Nachlasse von Körner's Braut, sie sind durch deren Sohn Geh. Rat v. Arneth hier zum erstenmal der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht, und verbreiten Licht über die Beziehungen der Braut zu dem Dichter und seinen Eltern, über die bisher nur wenig bekannt war. Ein charakteristischer Gegensatz äußert sich zwischen dem empfindungsweichen Brief der Braut nach Körner's Abschied, und den wenigen kurzen und klaren, ganz auf das Nächste gerichteten Sätzen, aus denen Körner's letzter Brief besteht. —

Vorträge über Plastik, Mimik und Drama von Wilhelm Henke. Rostock, W. Werther, 1892.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist der Verfasser schon als Kunstschriftsteller bekannt, und es wird ihnen erinnerlich sein, wie fruchtbar er seine anatomischen Studien für die künstlerische Betrachtung zu machen weiß. Auch in der vorliegenden Sammlung sind die Arbeiten am anziehendsten, in welchen er die bildende Kunst durch anatomische Betrachtung verständlich zu machen sucht. „Die Menschen des Michelangelo im Vergleich mit der Antike" und „die Gemälde von Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle", unter diesen Titeln behandelt er die Werke des Künstlers, dessen anatomische Studien und Kenntnisse vielleicht die aller anderen Bildhauer übertroffen haben. Wenn man aber hierin stets einen Vorzug Michelangelo's gesehen hat, so zeigt uns der Anatom sehr überzeugend, wie gerade diese Kenntnisse dem großen Künstler in gewisser Hinsicht auch schädlich geworden sind und ihn gehindert haben, die volle Höhe der griechischen Plastik zu erreichen, — und zwar dadurch, daß das Studium des toten Körpers doch nur unvollständig den lebendigen kennen lehrt, daß die genaueste Einsicht in die Structur des Körpers noch nicht den Eindruck seiner Erscheinung gibt. In den Werken Michelangelo's findet Henke mehr die Wirkung des Studiums als die der lebendigen Betrachtung. Seine Bewunderung und sein Verständnis für den Künstler wird aber dadurch nicht gemindert, wie besonders auch der zweite genannte Aufsatz beweist, der die Einzelgestalten und die mehr dekorativen Gruppen an der Decke der Sixtinischen Kapelle nicht allegorisch oder mythisch, sondern einfach künstlerisch nach ihren Bewegungsmotiven, ihren stützenden oder haltenden Funktionen erläutert. Die Einsicht in die gewaltige Schöpfung wird auf diesem Wege sehr gefördert.

Auch auf die Schauspielkunst wendet Henke seine Beobachtungen über Bewegung und Ausdruck des menschlichen Körpers an. Den Vortrag über zwei Arten von Mimik, die eine, welche stets mit dem ganzen Körper spielt, die andere, die nur durch einzelne Bewegung, überraschenden Gestus das Wort unterstützt, wird man mit großem Interesse lesen. Nicht dasselbe kann ich von der gereimten Prosa sagen, die eine Vorstellung des „König Lear" im „Deutschen Theater" schildert; weder die Anschauungen, die der Verfasser kundgeben will, noch der ja schon von Shakespeare poetisch behandelte Stoff des „König Lear" scheinen mir für eine Wiedergabe in dieser Form geeignet.

Ein sehr hübscher dramaturgischer Aufsatz sei dagegen zum Schluß erwähnt „Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schiller's Wallenstein". Freilich stammt er schon aus dem Jahr 1863; er ist wie der Verfasser ausdrücklich hervorhebt, gleichzeitig mit Freytag's Technik des Drama's geschrieben, und den Eindruck des „Modernen" bringt er nicht hervor. Manches, was seitdem geläufig geworden ist, könnte gestrichen werden; aber auch an neuen und fruchtbaren Gedanken fehlt es nicht, und Jeder wird gerne an der Hand dieses Führers das große Werk nochmals durchgehen.

Römische Essays von Ersilia Caetani Lovatelli. Autorisirte Uebersetzung. Mit einem Vorwort von Eugen Petersen. Leipzig, C. Reißner, 1891.

Ein Buch von eigenartigem Reiz wird hier dem deutschen Leser dargeboten; eine Vereinigung archäologischen Wissens mit weiblich zarter Empfindung. Die Verfasserin, über deren geistiges Streben in Gemeinschaft mit den Arbeiten des Deutschen Archäologischen Instituts und ähnlicher italienischer Körperschaften uns das Vorwort berichtet, hat eine ausgebreitete Menge von Beobachtungen an Werken der antiken Kunst wie an Schriften der antiken Autoren nicht so sehr nach historischen oder kunstwissenschaftlichen Gesichtspunkten vereinigt als in ästhetischer Gruppirung um einzelne geistige Mittelpunkte angeordnet und so eine Reihe sehr anziehender Essays geschaffen. Die beiden ersten „Thanatos" und „Amor und Psyche" dürfen wohl den höchsten Wert durch die einheitliche und zarte Stimmung, die in ihnen herrscht und die Menge des Einzelnen zusammenhält, beanspruchen. Bei dem äußerst reichhaltigen erstgenannten Aufsatz möchten wir nur die Frage aufwerfen, warum unter den verschiedenen Darstellungen des Todes das Skelett als die „wahre Gestalt" desselben bezeichnet wird. Das Skelett erscheint uns vielmehr als ein sehr unglückliches Ausdrucksmittel, weil es den Zustand gänzlicher Verwesung, aber durchaus nicht den Tod, das Aufhören des Lebens bezeichnet. Der Anblick einer Leiche auf dem Sterbelager rückt uns den Gedanken des Todes viel näher als der Anblick eines Gerippes. Und der Genius mit der umgekehrten Fackel ist zwar nur ein Symbol, aber immerhin ein bezeichnendes, für das Verlöschen des Lebens, für das unentrinnbare Ende, während das Skelett nur den nachfolgenden gleichgültigen Naturprozeß symbolisirt. Nach den Beispielen, welche die Verfasserin anführt, haben die Alten auch wohl unter dem letzteren mehr die Larve des Abgeschiedenen, als eine Personifikation des Todes ausdrücken wollen, wie dies auch von Lessing in seiner berühmten Abhandlung ausgeführt worden ist.

Heiterere Bilder rufen die weiteren Abschnitte des Buches hervor. In tiefempfundenem Sinne wird der Mythus von Amor und Psyche gedeutet; in die Lebensfreude der Antike führt der Aufsatz über „die Rose im Altertum" ein, und endlich schließen zwei Landschaftsbilder „Auf dem Pincio" und „Sonnenuntergang in Rom" das Ganze ab, in denen sich wie im Bilde der ewigen Stadt selber antiker und moderner Geist harmonisch vereinigen.

O. H.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Schmidkunz. Gegen den Materialismus. Gemeinfaßliche Flugschriften, unter Mitwirkung von Carriere, du Prel, Gerster, Hansson, Leixner, Ullrich. Stuttgart, E. Krabbe. Heft 75 Pf. — Nr. 1: Materialismus und Aesthetik von **Moriz Carriere.** — Nr. 2: Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt von Gustav Buhr. — Nr. 3: Der Materialismus in der Litteratur von Ola Hansson.

Sitte. Unser Krieg von 1870—71. Berlin W. Magdeburgerstr. 12, Selbstverlag des Verfassers.

Socialpolitische Rundschau. Monatsschrift für die Geschichte und Kritik der socialen Bewegung. I. Heft. Leipzig, Fr. Richter.

Stutzer. Uebersichten zur preußisch-deutschen Geschichte. Von E. Stutzer. Hannover, Hahn.

Tieffenbach. Preußen in entscheidenden Epochen seiner Entwicklung ꝛc Drei Festreden. Von Tieffenbach. Berlin, R. Gaertners Verlag.

Völderndorff. Harmlose Plaudereien eines alten Müncheners. Von Otto Freih. v. Völderndorff. München, Oskar Beck.

Warschauer. Geschichte des Socialismus und neueren Kommunismus. I. Abtheilung. Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Von Dr. O. Warschauer. Leipzig, G. Fock.

Wehl. Dramaturgische Bausteine. Gesammelte Aufsätze. Von F. Wehl. Oldenburg, Schulze.

Weizsäcker. Juristischer Wegweiser für Kirchenbau und Parochialtheilung in den sieben östlichen Provinzen der Landeskirche Preußens. Von Hugo Weizsäcker. Berlin, Trowitzsch u. Sohn.

Anton. Geschichte der preuß. Fabrikgesetzgebung bis zu ihrer Aufnahme durch die Reichsgewerbeordnung. Von G. K. Anton. Leipzig 1891. Duncker & Humblot.

Brentano. Das Genie. Vortrag. Von Frz. Brentano. Leipzig 1891. Duncker & Humblot.

Büdinger. Don Carlos' Haft und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. Von M. Büdinger. Wien 1891. W. Braumüller.

Conard. Aus dem Schooße der Zeit. Dichtung in Bildern. Mit dem Bildniß des Verfassers. Von J. Conard. Berlin 1892. Struppe & Winckler.

Dalton. Die russische Kirche. Eine Studie. Von H. Dalton. Leipzig 1892. Duncker & Humblot.

Ernst. Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildniß Leuthold's. Von Ad. W. Ernst. Hamburg 1891. C. Kloß.

Flemming. Die Universitätsferien bei uns und im Auslande. Von W. Flemming. Braunschweig 1891. Harald Bruhn.

Friedrich der Große. Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. VIII. Bd. II. Hälfte (Juli—Dezember 1759). Berlin 1891. Alex. Duncker.

Geißler. Ein Drama aus der Zeit der französischen Revolution in 5 Aufzügen von Kurt Geißler. Von Paoli Geißler. Berlin 1891. Carl Ulrich u. Co. Preis 2 M.

Grabowsky. Der Zoll auf Roggen. Von Justizrath Grabowsky. Berlin 1891. Walther & Apolant.

Gymnasialbibliothek. Herausg. v. Dr. Pohlmey und Hugo Hoffmann. Gütersloh 1891. C. Bertelsmann.

Hegel. Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter. Von K. Hegel. 2 Bde. M. 20. — Leipzig. Duncker & Humblot.

Henke. Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Von W. Henke. Rostock 1892. W. Werther.

Hermann. Miniaturbilder aus dem Gebiete der Wirthschaft. Von E. Hermann. Halle a. S. 1891. Louis Nebert.

Kehrbach. Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Karl Kehrbach. Jahrgang I. Heft I. Berlin 1891. Hermann Müller, Münzstr. 3.

Kipper. Abbruch und Aufbau. Beiträge zur kommenden Reformation I. Von D. P. Kipper. Berlin 1891. R. Wilhelmi.

Kloeppel. Gesetz und Obrigkeit. Zur Klärung des Staats- und Rechtsbegriffes. Von G. Kloeppel. Leipzig 1891. C. L. Hirschfeld.

Küchler. Nordische Heldensagen. Aus dem Altisländischen übersetzt und bearbeitet. Von C. Küchler Bremen. M. Heinsius Nachfolger.

Kuß. De Stadthauptmann von Fredenhagen un de falsche Bismarck. Von O. Kuß. Minden. W. Köhler.

Langguth. Prinz Heinrich von Preußen. Ein seemännisches Lebensbild. Von Adolf Langguth. Halle. Niemeyer.

Mackay. Die Anarchisten, Kulturgemälde aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts. Zürich, J. Schabelitz.

Morgenstern. Die Frauen des 19. Jahrhunderts. III. Band. Von Lina Morgenstern. Berlin, Verl. der Deutschen Hausfrauen-Zeitung.

Müller-Frauenstein. Von Heinrich von Kleist bis zur Gräfin Marie Ebner-Eschenbach, zehn Vorträge über die neueste deutsche Literatur. Von Müller-Frauenstein. Hannover, Leop. Ost.

Ommerborn. Der Geschichtsunterricht unter besonderer Berücksichtigung der neueren Erlasse. Von E. Ommerborn. Berlin 1891, Carl Ulrich u. Comp. Preis 0,80 Mk.

Pick. Hohenzollern-Besuche in Erfurt. Von A. Pick. Erfurt 1891, Hugo Neumann.

Pudor. Die alten und die neuen Wege in der Musik. Von Dr. H. Pudor. Dresden 1892, O. Damm.

Richter. Socialdemokratische Zukunftsbilder. Frei nach Bebel. Von Eugen Richter. Berlin, Fortschritt-Verlag. Preis 50 Pf.

Schmarsow. Die Kunstgeschichte an unseren Hochschulen. Von Schmarsow. Berlin 1891. Georg Reimer. M. 2,40.

Schmidkunz. Physiologie der Suggestion mit ärztlich-physiolog. Ergänzungen von Dr. Fr. C. Gerster. Stuttgart 1892. Ferd. Enke.

Schwer. Ueber Erziehung, Bildung und Volksinteresse in Deutschland und England. Von Dr. Schwer. Dresden 1891. Oscar Damm.

Seeck. Zeitphrasen. Von O. Seeck. Berlin 1892. Siemenroth u. Worms.

Toeche-Mittler. Der Friedrich-Wilhelms Kanal und die Berlin-Hamburger Flußschifffahrt. Zwei Beiträge zur preußischen Strompolitik des 17. u. 18. Jahrhunderts. Von Dr. K. Toeche-Mittler. Leipzig 1891. Duncker & Humblot.

Tolstoi. Warum die Menschen sich betäuben. Vom Verf. gen. Uebers. v. R. Löwenfeld. Von L. N. Tolstoi. Berlin, R. Wilhelmi.

Trotzendorff. Absalom. Trauerspiel in fünf Akten. Von Trotzendorff. Frankfurt a./M., M. Diesterweg. Preis 2. Mk.

Volkelt. Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart, gehalten zu Frankfurt a./M. im Febr. und März 1891. Von Johannes Volkelt. München, C. H. Beck.

Jahrbuch f. Gesetzgeb., Verwaltung und Volkswirthsch. i. D. Reich XV. 4. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot.

Werner. Die Kampfmittel zur See Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren. Mit 93 Abbildungen. Von B. von Werner. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Das Faustbuch des Christlich Meynenden. Mit 3 Faust-Porträts nach Rembrandt Stuttgart, Göschen. Preis 1,60 Mk.

Die liberalen Parteien und ihre Stellung zu den Hauptfragen der Politik. Nordhausen, Jul. Koppe.

Apt. Die Pflicht zur Urkundenedition in dogmengeschichtlicher Entwicklung. Von M. Apt. Berlin, M. Hochsprung.

Behrends-Wirth. Frauenarbeit im Kriege. Selbsterlebtes aus den Jahren 1870—71. Von R. Behrends-Wirth. Berlin, Kurt Brachvogel. M. 3.

Denkmäler der älteren Deutschen Literatur. Herausgegeben von Böttcher & Künzel. III. 2. 3. Halle, Buchh. d. Waisenh.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.

Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Am Tiber.

Novelle

von

Grazia Pierantoni-Mancini.

Autorisirte Uebersetzung

von

Therese Höpfner.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Am nächsten Morgen wurde Margarethe von Gegia, dem Kammermädchen, geweckt, welche ihr statt des Kaffees einen herrlichen Stock dunkelrother Rosen brachte.

„Vom Grafen, gnädige Frau! Sehen Sie welche schöne Farbe, welch ein Duft!" sagte das Mädchen von der Schönheit und dem Duft der Rosen ganz berauscht, — „ein wahres Wunder in dieser Jahreszeit!"

„Gieb dem Diener ein Trinkgeld."

„Er wollte keins nehmen! Es ist auch gar nicht der Diener des Grafen, sondern ein anderer, mit lauter Tressen, und er will ohne eine Empfangsbescheinigung nicht fortgehen, in der Sie sagen, daß Sie mit den Rosen zufrieden sind und nichts weiter zu fordern haben. Ohne dieses sonderbare Verlangen hätte ich Sie ja nicht aufgeweckt."

Margarethe lachte, um ihr Erröthen zu verbergen. Sie schwankte einen Augenblick, dann ließ sie sich eine Visitenkarte reichen und schrieb unter ihren Namen: „Wenn die Wurzeln so gesund, wie die Blüthen schön sind, erkennt sie an, daß ihr tausendfach Ersatz geschehen".

Nachdem sie die Karte abgeschickt hatte, ließ sie die Fensterläden öffnen und sich die Pflanze reichen. Zuerst betrachtete sie sie gedanken-

voll, dann streichelte sie leise die Blätter, endlich küßte sie die zarten Blüthen und weinte, — weinte ohne Ursache, wie junge Mädchen weinen, wenn sie sich zum ersten Mal in einen Mann verlieben, den sie kaum gesehen und dessen Stimme sie noch nicht gehört haben.

Viel mehr wußte Margarethe auch nicht von Zikäf; wie war es also möglich, daß sie ihn liebte? Die Thorheit einer Stunde, die Heraufbeschwörung einer fernen Vergangenheit, die Sehnsucht nach einem nie genossenen Glück, oder ein böser Zauber, der ohne ihre Schuld über sie gekommen war? Auf jeden Fall hatte sich etwas Ungewöhnliches, etwas Unreines in ihre Seele geschlichen, und dem mußte sie so schnell als möglich entfliehen.

Sie vermied es, während des Ankleidens die Rosen anzusehen, dann ging sie zu ihrem Manne. Sie fand ihn beim Rasiren, Don Bartolo ähnlich, das ganze Gesicht, außer der Nasenspitze, voll Seifenschaum.

„Lustig! lustig!“ rief er ihr zu, sich die Seife von den Lippen wischend, „heute kannst Du die Villa Zikäf besehen! Sie ist wirklich zu verkaufen, denn seine Damen wollen Rom sofort verlassen.“

„Seine Damen?“

„Ja, die Mutter, die Schwester, die Frau, die Großmutter, was weiß ich? aber er hat einen ganzen Harem im Hause. Du wirst eine fürstliche, höchst geräumige Wohnung finden. Noch heute kannst Du sie ansehen.“

„Ich — soll hingehen?“

„Freilich! Jeden Tag zwischen fünf und sechs fahren die Damen aus. Nur ein dicker Engländer bleibt im Hause, der Dich in alle Ecken und Winkel führen wird.“

„Wirst Du mich begleiten?“

„Nein, unmöglich; heute ist der Tag für den monatlichen Rechenschaftsbericht unserer Gesellschaft. Ich habe die Villa von außen gesehen, wenn Du mir deine Ansicht gesagt hast, werde ich mir das Uebrige ansehen.“

„Aber weißt Du, nachdem der Herr des Hauses sich mir hat vorstellen lassen, kann ich nicht gut allein hingehen!“

„Er wird nichts von Deinem Besuche erfahren. Jeden Tag kommen einige Personen hin um die Villa zu besehen; wer sie kaufen will, hat das Recht, sie zu besuchen. Du hast manchmal wunderliche Anwandlungen von Schüchternheit. Du bist doch kein junges Mädchen mehr, meine liebe Margarethe!“

Als Margarethe, welche bisher auch in diesem Punkte anderen

Frauen überlegen gewesen, an ihr Alter erinnert wurde, gab es ihr einen Stich, sie wußte nicht warum; sie war sechsunddreißig Jahr alt, aber sie mochte nicht daran erinnert werden. Die Achseln zuckend verließ sie das Zimmer ihres Mannes, ohne ihm zu sagen, ob sie nach der Villa fahren werde oder nicht. Sie hatte große Lust aber nicht recht Muth dazu.

Und wer waren denn all diese Damen? Wäre es möglich, daß er eine Frau hätte? Was ging sie das an? Er konnte Frau und Kinder haben. Warum nicht? Er hatte zu ihr nur von seiner Mutter gesprochen, kannte sie aber nicht viele Männer, die verheirathet sind und in Gesellschaft gern darüber schweigen? Könnte Zikäf nicht zu diesen gehören? Wenn er eine Frau hatte, um so besser —

Aber als Margarethe sich das sagte, war sie nicht aufrichtig, denn im Grunde ihres Herzens war sie überzeugt, daß Zikäf ledig wäre. Der Zweifel steigerte ihr Verlangen, die Villa zu besuchen.

Sie bestellte den Wagen und ging dann in ihr Atelier, um die rothen Rosen zu malen. Schnell und gut gelang ihr eine jener Arbeiten, die den Stempel einer glücklichen Stunde tragen. Um vier Uhr eilte sie in ihr Zimmer und kleidete sich in wenigen Minuten ganz schwarz an, aber während des Wartens überkam sie wieder die Furcht; sie warf den Hut ab und fing an, ihre Sachen abzulegen. Als indessen Gegia den Wagen meldete, machte sie sich in einem Augenblick wieder zurecht und ging rasch die Treppe hinunter, ohne sich umzusehen, als fürchtete sie, sie könnte sich noch ein Mal anders besinnen.

„Dies ist die Villa Zikäf"; sagte der Diener und öffnete die Wagenthür.

Sie sprang schnell hinaus, noch ehe das mit einem Namenszuge, Wappenschildern und goldenen Spitzen verzierte Eisengitter sich, von ungesehener Hand bewegt, vor ihr öffnete. Einen Augenblick blieb sie regungslos auf der Schwelle stehen, während ihre Blicke von der weißen Vorderseite der Villa zu den Cedern und Palmen hinüberschweiften, die sie mit grünem Kranz umgaben, zu der Hebe, welche klares Wasser in das Marmorbecken goß, zu dem geräumigen Treibhause mit geöffneten Fenstern, in dem die seltensten Pflanzen standen. — Dann ging sie langsamen Schrittes hinein. All diese wohl geordnete Pracht, dachte sie, kann morgen mein sein, doch was mache ich mir daraus? — Wäre ich „noch wie ehedem" — Sie wagte es nicht, den Gedanken auszudenken und senkte das Haupt auf die Brust. Der Anblick eines majestätischen „Butler" in correktem, schwarzen Anzuge, mit rothem, glattrasirtem Gesicht, befreite sie von der Gefahr, über sich selbst zu erröthen.

„Wünschen Sie die Villa zu besichtigen?“ fragte er, indem er sich verbeugte, so weit seine gesteifte Halsbinde gestattete, und zwar mit einem Lächeln, wie es englischen Dienern in vornehmen Häusern eigen ist, — es gehört mit zur Livree.

Margarethe antwortete bejahend in geläufigem Englisch.

Sofort verwandelte sich das Lächeln des Butler in ein ruhiges Lachen seine runden Augen nahmen einen freundlichen Ausdruck an. Nicht wahr, armer Butler, es ist immer ein Vergnügen, im fremden Lande die eigene Sprache zu hören?

Sie fingen mit dem Garten an, der eine kleine Wunderwelt war, jede Blume verdiente eine Preismedaille, jedes Beet verdiente photographirt zu werden, aber sie blieb kalt. Sie liebte die Natur zu sehr, um sie so verkünstelt und verschnörkelt zu bewundern. Im Gewächshaus verging ihr der Athem von dem starken Duft und der Hitze. In einer Ecke sah sie eine Hängematte an seidenen Stricken, einige Bücher, Ananasschalen, ein Paar Handschuhe — ein Beweis, daß eine Dame sich lange in dieser verdorbenen und aufregenden Luft aufzuhalten pflegte. Wer war diese Dame? Es sollten ja, wie ihr Mann gesagt, so viele im Hause sein.

Margarethe besah die Zimmer im Erdgeschoß, den Speisesaal, die Bibliothek, bewunderte überall die Schätze an Kunstgegenständen, kostbare Waffen, Malachitvasen, prächtige Felle von wilden Thieren. Aber ihr Sinn stand nach etwas anderm; sie begehrte die Privatzimmer von Sergius und den Damen zu sehen und stieg rasch die mit weichen Teppichen belegte Marmortreppe empor.

„Zur Rechten sind die Gemächer der Fürstinnen!“ damit schlug der Diener die Portiere von schwerem Damast zurück.

„Die Fürstinnen“ — — stammelte Margarethe, — also sind es zwei? hätte sie fragen mögen, doch ihr fehlte der Muth.

Sie trat hinein, eigentlich ohne etwas anzusehen, weder die niedrigen schmalen Betten, die wie für Kinder gemacht aussahen, noch die prachtvollen Spitzen und Stoffe, noch die Bilder; sie spürte kaum den starken Duft, welcher diesen halbdunkeln Zimmern entströmte, der sie seltsam betäubte und unfähig machte, ihrer Eindrücke Herrin zu werden.

„Und dieses ist das Zimmer des Fürsten“, sagte der brave Engländer etwas verstimmt, weil die schöne Dame all die Herrlichkeiten, auf die er so stolz war, nicht genügend bewunderte.

Margarethe betrat das Zimmer wie eine Schuldbewußte; sie hielt sich kaum auf den Füßen, setzte sich an den Schreibtisch und sah sich mit verwirrten Blicken um.

Das Zimmer war groß, machte einen ernsten Eindruck und sprach für den einfachen Geschmack eines den Studien ergebenen Mannes; zuerst fielen ihr ihre Gemälde in die Augen: eines hing bereits an der Wand dem Schreibtisch gegenüber, das andere stand noch am Boden, an das kleine Feldbett gelehnt auf einem weichen Bärenfell. An der anderen Wand hingen zwei lebensgroße Bildnisse: eines von Sergius' Vater in der Uniform der Nobelgarde, es ähnelte ihm, sah aber stolzer und hochmüthiger aus als der junge Fürst; das andere von einer zarten, ätherischen, jungen Frau, ganz so wie der Sohn die Mutter beschrieben hatte. Auf dem Schreibtisch befanden sich Bücher, Karten, kleine Kunstgegenstände und Bilder. Unwillkürlich streckte Margarethe die Hand nach einem Bildchen in eingelegtem Holzrahmen aus; es war eine wunderschöne, junge Dame im Ballanzug.

„Die Fürstin Olga", sagte der Butler mit wohlgefälligem Lächeln.

Sie! die Gemahlin von Sergius! Sie, die jeden Augenblick hereintreten und sagen konnte: „Wer sind Sie, und was thun Sie hier? Welch Recht haben sie nachzuforschen?" — —

Kalter Schweiß überlief ihre Glieder, sie stellte das Bild wieder hin, aber ohne die Blicke von diesem hochmüthigen Gesicht abzuwenden, das ihr grausaum, höhnisch, rachsüchtig vorkam. Endlich erhob sie sich um hinauszugehen, bemerkte aber zu ihrem Schreck, daß sie kaum stehen konnte.

„Möchten sie mir wohl ein Glas Wasser bringen?" bat sie leise Ohne ein Wort zu sagen, lief der Butler nach unten, um ganz frisches Wasser zu holen, aus englischer Zurückhaltung verbunden mit der Ehrfurcht die ihm Margarethens edler Anstand einflößte, bot er ihr keinen anderen Beistand an, obwohl ihre Blässe verrieth, daß ihr sehr unwohl war. Als sie allein war, fühlte sie sich erleichtert, weil sie sich nicht länger beobachtet wußte und fand die ihr zuvor versageude Willenskraft wieder; also stand sie auf und ging im Zimmer umher. Einen Augenblick spielte sie mit einem in Elfenbein geschnitzten Revolver, dann ging sie wieder an den Schreibtisch, um das Bild der blonden, in ihrer heiteren Siegesgewißheit so schrecklichen Olga zu betrachten. — Auf Sergius' Platze lag ein Haufen von Papieren und obenauf die als Antwort an Anselmini geschriebene Karte. Sie erröthete, dieselbe hier zu finden, nahm sie zur Hand und bemerkte einige seltsamen Buchstaben, die als Ueberschrift darauf geschrieben waren: es waren russische Worte. Alles an diesem Mann war ihr unbekannt, sein Leben wie seine Muttersprache.

Sie trank das Wasser, welches ihr der Butler in einem klaren

Krystallbecher auf vergoldetem Theebrett reichte und fühlte sich neu belebt; aber nicht das Wasser hatte sie wieder zu sich gebracht, sondern vielmehr die Gewißheit, daß in jenen seltsamen Schriftzügen Sergius seine Liebe gestände.

„Unser Sachwalter wird herkommen, um mit den Fürsten zu verhandeln," sagte sie sich verabschiedend, — „wenn er ihn selbst nicht zu Hause finden sollte, könnte er vielleicht mit jemand anders — mit seiner Mutter — oder mit seiner Gemahlin sprechen?"

„Der Fürst hat keine Gemahlin!" sagte der Butler sich verbeugend, und Margarethe flog förmlich die Treppe hinunter, in den Augen des Butlers wie mit einem Schlage verwandelt; aus dem Wagen warf sie ihm noch einen dankenden Blick zu.

„Er hat keine Frau!" dachte sie bei sich, während die Pferde munter durch die Alleen der Villa Borghese trabten — „er hat keine Frau."

Und sie lächelte glückselig, vergnügt, winkte ihren vorüberfahrenden Bekannten einen Gruß mit der Hand zu, ermunterte den Kutscher, schneller zu fahren und drückte ihren Muff ans Herz, indem sie den Sinn seiner russischen Worte zu errathen suchte und in Gedanken den Augenblick herbeiwünschte, wann sie, ihrer Sache sicher, Sergius' Sprache verstehen würde.

„Seht die Terzani!" sagten unterdessen die jungen Leute unter sich. „Ich habe sie noch nie so schön, so belebt gesehen! Sie ist eine wahre Juno! Schade, daß sie so ernst ist! Unmöglich ihr ein bischen den Hof zu machen, ihr die geringste Schmeichelei zu sagen! Sie ist ein Weib ohne Gefühl, ein Marmorbild!"

„Sage doch lieber, sie ist in ihren eigenen Mann verliebt! Sieh, wenn ich solch eine Frau fände, würde ich sie mit geschlossenen Augen heirathen. Ihrer Treue würde ich so sicher sein!"

„Ich auch! Ich auch! Es giebt in ganz Rom keine reinere Frau. Sie ist allerdings ein wenig stolz. Ich würde die Hand ins Feuer stecken und mich für ihre Tugend verbürgen. — Schade, daß solche Frauen so selten sind!"

Und Margarethe fuhr unter diesem Chor noch bis gestern verdienter Lobpreisungen mit einem Wirrwar neuer Gedanken im Gehirn und unbekannter Empfindungen im Herzen einher, unbewußt, daß ihre Schuld um so größer sein würde, je größer bis dahin der wohlerworbene Ruf ihrer Tugend gewesen war. Sie ließ den Wagen vor der Buchhandlung von Löscher halten und kaufte eine russische Grammatik und ein Wörterbuch; dann fing sie gleich im Wagen an, in den Büchern

zu blättern, allein die Sache war schwieriger als sie sich gedacht hatte. Sie konnte nichts verstehen, doch was schadete das! Jene russischen Worte, welche Sergius auf die Rückseite ihrer Karte geschrieben hatte, enthielten eine Liebeserklärung, dessen war sie gewiß. Im hereinbrechenden Abenddunkel sah sie die seltsamen Buchstaben wie leuchtende Funken vor sich hertanzen, als wären es lebendige Kobolde. Sie kam sehr spät nach Hause, ihr Mann erwartete sie, ungeduldig im Vorzimmer auf- und abgehend; er war hungrig und neugierig, er lief ihr entgegen und öffnete ihr die Thür: „Nun hat dir die Villa gefallen? Kann ich die Unterhandlungen weiter fortführen?"

Margarethe antwortete nichts. Sie war außer Athem und stand einen Augenblick von Niedergeschlagenheit und Gewissensbissen überwältigt auf der Schwelle des Hauses still. Es war in ihr etwas von dem entflohenen Vogel, der wieder eingefangen und in den Käfig gesperrt wird, und etwas von dem Schuldigen, der vor seinem Richter steht.

Ueber dieses Schweigen erstaunt, trat Fulvius zur Seite, um sie vorbei zu lassen und dabei versuchte er, ihr ins Gesicht zu sehen.

„Ich wette", sagte er dann in vorwurfsvollem Ton, „die Villa hat dir nicht gefallen! Du hast solchen absonderlichen Geschmack, nichts gefällt Dir, was Du Dir nicht selbst ausgedacht hast. Genug! Für den Ankauf des Hauses werde ich sorgen, das steht dem Hausherrn zu! Dumm von mir, daß ich glaubte, dies Mal deinen Geschmack getroffen zu haben!" Damit machte er eine ungeduldige Bewegung, ging unverzüglich ins Speisezimmer, setzte sich an den Tisch und befahl, sogleich die Suppe aufzutragen.

„Aber die gnädige Frau —" wagte der Diener zu sagen.

„Die gnädige Frau wird kommen, wenn es ihr paßt. Spute Dich! Die Zeit zu Tische zu gehen, ist längst vorbei und Solfa wird gleich kommen."

Er aß in Hast, ohne sich um seine Frau zu kümmern, welche ihm gegenüber Platz nahm, als eben der Braten aufgetragen wurde, die einzige Speise, von der sie ein Stückchen aß; sie war noch blaß, ihr Gesicht hatte aber wieder seinen stolzen und heiteren Ausdruck.

„Fulvius, die Villa — ist wunderschön, zu schön für uns. Sie werden einen unerhörten Preis von Dir fordern."

„Also hat sie Dir gefallen? Aber um's Himmelswillen, weshalb konntest Du mir das nicht gleich sagen? Gute Frau, manchmal hätte ich Lust böse zu werden! Ueber den Preis mache Dir keine Gedanken. Wer rasch verkaufen will, darf darauf nicht sehen, und ich kann über

eine halbe Million verfügen. Eigentlich verdientest Du gar nicht das zu wissen."

Sie blieb gleichgültig und nickte kaum mit dem Kopfe, als ginge sie die Sache nichts an.

„Eine halbe Million ist ein hübsches Vermögen, aber bald werden wir viel mehr besitzen, — und zu denken, daß wir keine Kinder haben! — ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust — es ist wirklich schade! Aber man muß sich darin ergeben, und das Leben genießen, so gut es geht!" — er seufzte wieder. Seine vom reichlichen Trinken schon etwas angeheiterten Augen suchten hartnäckig denen seiner Frau zu begegnen, die ihn zu vermeiden schienen. „Wir müssen uns darein ergeben, nicht wahr? Jetzt sind wir nicht mehr jung, das heißt, Du nicht mehr für eine Frau. — Indessen, es sind doch Fälle vorgekommen! Was meinst Du, Margarethe? Würde Dir ein hübsches blondes Püppchen gefallen, ein Kindchen — —"

Plötzlich schwieg er, denn aus Margarethens niedergeschlagenen Augen fielen große Thränen und tropften auf den gemalten Obstteller.

„Gwuten Abend! Gwuten Abend!"

Beim Ton dieser Stimme sprang sie auf, ging in ihr Zimmer und schloß sich ein, dort warf sie sich mit dem Gesichte auf ihr hellblaues Bett und brach in heftiges Schluchzen aus, ähnlich wie es ihr damals bei der Nachricht von Philipps Tode die Brust zerrissen hatte.

Im Speisezimmer schlürfte der Commendator seinen Kaffee und sagte: „Und Deine Frau? Kaum hörte sie meine Stimme, so — „Nerven, lieber Solfa, Nerven! Du hast keine Frau und kennst das nicht!" Weiter sagte er nichts, aber er seufzte; an diesem Abend sah er zärtlich aus.

Der Commendator kratzte sich den Nacken und dachte: „Meine Wirthin leidet auch an den Nerven, und was für Nerven!" Bald traten die beiden Opfer Arm in Arm in den Salon, wo sie am Spieltisch rasch die Nerven der Frauen vergaßen.

Später kam Sergius allein. Terzani empfing ihn höflich, wurde aber ungeduldig, weil seine Frau auf sich warten ließ. Endlich erschien sie und ehe sie noch dem Fürsten die Hand gereicht hatte, rief ihr Mann sie zu sich, nöthigte sie, sich über ihn zu beugen und flüsterte ihr ins Ohr: „Nimm ihn mit ins andre Zimmer, hier würde er uns beim Spielen stören; sage aber weder ihm noch Anselmini, daß Du die Villa gesehen hast; wenn er es wüßte, würde er den Preis erhöhen."

„Zweifle nicht! Zweifle nicht!" Ein bitteres schmerzliches Lächeln zuckte um die Lippen der Frau, als sie dem Fürsten winkte, ihr ins

Atelier zu folgen. Sie setzte sich auf ein niedriges Sopha, auf dem für zwei Platz war und blieb regungslos in sich versunken sitzen. Sergius wagte es nicht, sich neben sie zu setzen. Zuerst spielte er ein wenig am Tischchen herum, nahm die Bücher, Blumen, Album in die Hand, dann setzte er sich auf einen Lehnstuhl und verblieb so ein Weilchen, kaum erstaunt über das Schweigen, welches in so sonderbarer Weise anhielt. Endlich neigte er den Kopf über das zwischen ihnen stehende Tischchen und sagte mit einschmeichelnder Stimme: „Haben Ihnen die Rosen gefallen, welche — Anselmini geschickt hat?"

„Nein. Sie sind roth; sie haben eine zu lebhafte Farbe," antwortete Margarethe in hartem Ton, ohne den Kopf zu erheben.

„Aber die rothen Rosen haben ihre Bedeutung in der Blumensprache; wissen Sie das nicht? Sie bedeuten glühende Liebe."

Sie brach in ein metallhelles erzwungenes Lachen aus. „Ich glaube nicht, daß der gute Anselmini mir hat eine Liebeserklärung machen wollen, er hätte sich keiner Blumen bedient, er ist nicht so sentimental."

„Wer weiß? Es muß nicht leicht sein, Ihnen eine Liebeserklärung zu machen!" Er richtete sich empor, als wollte er sagen: Ich bin nicht gewöhnt, umsonst zu bitten! — So mußte sein Vater, der alte Fürst, die Stirn gerunzelt haben, und bei dieser stolzen Bewegung richtete sich auch Margarethe, wieder ganz Herrin ihrer selbst, auf.

„Setzen Sie sich hieher, Zikäf. Wir wollen von der Mama sprechen", sagte sie sanft.

Er setzte sich neben sie und sagte: „Lieber von der Bedeutung der rothen Rosen."

„Nun, soll ich's Ihnen sagen? Mir haben solche Sinnbilder, solche geheimnißvollen und conventionellen Sprachen nie gefallen. Die Blumen reden eine Sprache für mich, ja, aber wie ich will und wann ich will! Die rothen Rosen von heute Morgen haben mir in ihrer blendenden Frische gesagt, daß der Frühling nicht mehr gar so fern ist, und etwas anderes konnten sie mir nicht sagen. Sehen Sie dagegen das trockne Veilchen an, welches Sie aus einem Buche haben fallen lassen! Es ist ein armes todtes Blümchen, farblos, kaum noch sichtbar — und doch es redet zu mir, erinnert mich an so vieles, an eine längst entschwundene Stunde meiner frohen Jugendzeit." — Unwillkürlich bebte ihre Stimme, aber ihr Gesicht behielt denselben ernsten und doch heitern Ausdruck und ihr herumschweifender Blick schien sich wirklich in ferne Traumbilder zu versenken.

Schneller als der Gedanke, ergriff Sergius das Blümchen und zerrieb es mit den Fingern. Margarethe that, als bemerke sie es nicht.

Beide verfielen wieder in tiefes Schweigen. Die Luft war voll von Electricität, und schien auf ihren brennenden Lippen, in ihren weit geöffneten Augen sich zu sammeln. Aus dem Nebenzimmer ließen die Spieler von Zeit zu Zeit Gelächter, Verwünschungen, Triumphrufe hören; draußen rüttelte der Wind an den Läden hinter den Damastvorhängen; drinnen verbreitete die Hängelampe ein gleichmäßiges Licht und beschien die Beiden, welche die ersten Plänkeleien in einem Riesenkampfe begannen, an dem allmälig der Trieb der Natur, der Stolz, die Gesellschaft, die verbotne Frucht, die Pflicht theilnehmen sollten. Auf dem Kaminsims stand eine schöne Bronzestatue des Mephistopheles und sah sie grinsend an.

Fünftes Kapitel.

In den nächsten Tagen fing Margarethe an Russisch zu lernen; sie hatte eine schnelle Auffassungsgabe, war an Studien gewöhnt und von jener Willenskraft angespornt, welche die Berge spaltet und die Wasser des Meeres austrocknet. Bald war sie so weit, daß sie den Satzbau verstehen konnte, und diese neue Beschäftigung war ihr eine Zerstreuung; aber lernte sie nicht um Sergius willen Russisch? Gehorchte sie nicht dem Verhängniß dieser Liebe? — Margarethe lehnte sich gegen diesen Gedanken auf:

„Nein, es ist nicht wahr! Niemand kann mir meine Tugend, meine Würde nehmen. Ich, einst die Braut eines Helden, ich die makellose Gattin, die stolzeste der Frauen sollte sinken wie ein niedriges Frauenzimmer? Es muß eine Krankheit sein, eine fixe Idee, irgend etwas, wofür ich nicht verantwortlich bin. — Aber wenn ich zugebe, daß ich in Gefahr bin — wie soll ich mich retten? Wehe den Einsamen, denn ich bin einsam auf der Erde — allein in Leiden und Ringen. — Was soll ich thun? Wenn ich noch meine Mutter hätte, würde ich mich ihr in die Arme werfen und sicher sein. — Wenn ich ein Kind hätte, oder besser noch mehrere solche Engelein, die ich ans Herz schließen könnte — — Fulvius! Was kann ich Fulvius sagen? Ja, wenn er gewollt hätte! — Aber hat er wirklich nicht gewollt? Ich hätte ihn besser verstehen sollen, mich geduldig in seine Neigungen, seine Art und Weise fügen sollen; jetzt ist es spät! Nein, es ist noch nicht spät, wir stehen in des Lebens Mitte und „mitten auf dem Wege unsres Lebens“ — Wie Dante befinde ich mich in einem finstern Walde und wie er möchte ich hinausgelangen, — einen Schatten heraufbeschwören — den deinen, mein guter Philipp! Wärest Du nicht gestorben, hätten wir uns geheirathet, wie groß wäre unsre Liebe gewesen! — Und doch, wer weiß,

ob ich Dir nicht treulos gewesen wäre wie Fulvius. Treulos? ich? Es ist nicht wahr, ich bin keinem untreu gewesen! Was habe ich gethan, ich arme Frau? Was hast Du denn gethan, Du arme Margarethe, daß Du Dich selbst schmähest? Ist denn die Gefahr wirklich vorhanden? Anselmini hat mir gesagt, daß Sergius' Mutter seine Verbindung mit der Cousine wünscht, der Wittwe eines andern Kosackenfürsten. — Es sind Leute wie auf der Bühne! Leute, die mit mir, der bürgerlichen Italienerin, nichts gemein haben! — Und Anselmini sah mich so an, als ob er etwas bemerkt habe. — Was denn, wenn ich doch nichts gethan habe? Ich verspottete seine zu zärtlichen Worte, vermied seine feurigen Blicke, die Gelegenheiten ihn wiederzusehen, mit ihm allein zu sein. Freilich, er liebt mich, der arme junge Mann! Er liebt und leidet, denn er ist nicht an Schmerz gewöhnt. Warum liebt er mich und nicht seine Cousine Olga, die so wunderschön ist? Warum, warum? Wer weiß, wie viele andere Frauen er schon wahnsinnig geliebt und dann vergessen hat wie eitlen Zeitvertreib! So etwas soll mir nicht begegnen. Schwöre nicht, Margarethe! Du warst zu stolz, jetzt wirst Du gestraft! — Aber ich muß genesen und das schnell. Solche Thorheiten passen nicht für mein Alter. Ich bin alt, Fulvius erinnert mich oft daran und Gegia sagte heute Morgen mit boshaftem Vergnügen zu mir: „Soll ich Ihnen die weißen Haare ausreißen, gnädige Frau?“ Nein, nein, laßt mir meine weißen Haare, mögen die Runzeln nur bald kommen, und mein armer Körper verfallen.“ —

Margarethe kauerte allein auf dem Teppich in ihrem fast dunkeln Atelier; hundert und aber hundert Gedanken wogten in ihr hin und her, wie Ebbe und Fluth im Meere, der drohendste von allen: die Furcht zu unterliegen. Es war ihr, als umkreise sie ein riesiger Adler, der allmälig herabschwebte, um sie zu ergreifen. Endlich fiel ihr ein Rettungsmittel ein. Ihr Mann sollte in nächster Zeit nach Sizilien reisen; er wurde dort hingeschickt, um gewisse Bergwerke zu besichtigen, welche zu der Fabrik gehörten, die unter seiner Leitung stand. Sie wollte mit ihm reisen. Ja, sie mußte fliehen; es gab keine andere Rettung, und nirgends wünschte sie so sehr hinzureisen als nach Sizilien. Sie wollte nach Calatafimi gehen, — dort auf dem Boden, den das Blut so vieler Helden getränkt, würde sie sich selbst wiederfinden. Dann überfiel sie eine Angst bei dem Gedanken, daß sie zu Sergius sagen müßte: „Morgen verreise ich!“ Fulvius sollte einen Monat fortbleiben; würde das lange genug sein um zu vergessen und vergessen zu werden? Eine innere Stimme rief: nein! Aber sie redete sich in einen Scepticismus hinein, den sie nicht fühlte, und murmelt immer: in einem Monat wird

alles vorüber sein. Die Nothwendigkeit sich zu verstellen, widerstrebte ihrer Natur. Fulvius würde natürlich vor Freude frohlocken, wenn sie ihm ihren Entschluß mittheilte, denn er war gut und hatte sie auf seine Art auch lieb; wenn er aber den Grund dafür in ihrem Herzen lesen könnte, würde er sie verachtet haben. — Aber sie mußte mit ihm reisen, allein mit ihm diese ganze Zeit. — —

Und sie weinte und weinte im Stillen und suchte sich in ihrem plötzlichen Entschluß zu bestärken. Ihr Wunsch, ihn auszuführen, war so mächtig, daß sie sich an das Fenster stellte und nach ihrem Mann ausschaute. Als geschehe es mit Absicht, kam er später als gewöhnlich nach Hause. Endlich sah Margarethe ihn eilig aus einer Droschke steigen mit einem Packet in der Hand, das er dem Portier gab, während er den Wagen bezahlte. In diesem Augenblick fiel das Papier davon ab, und die Laterne im Hof beleuchtete eine Reisetasche mit glänzendem Silberbeschlag, eine elegante Damentasche.

„Wäre es möglich, daß er schon daran gedacht hätte, mich mitzunehmen? Ohne es mir zu sagen?“ — Ihr Stolz empörte sich, beinahe bereute sie schon und — — Aber voll Staunen sah sie, daß ihr Mann die Reisetasche nebst einem Briefe einem Diener übergab, der damit aus dem Thorweg fortging, während Fulvius die Treppe heraufkam. Der Verdacht einer Untreue von seiten ihres Mannes blitzte ihr durch den Kopf, allein sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Sie ging Fulvius bis auf die Treppe entgegen, und dieser, über solche ungewöhnliche Freundlichkeit erstaunt und verlegen, fragte sie: „Was giebt's Neues, Margarethe?“

„Nichts Neues, aber ich habe Dir etwas zu sagen, ich möchte noch vor Tisch mit Dir sprechen, komm her.“

Fulvius folgte ihr verstimmt mit gesenktem Kopfe; ihm ahnte schon eine unerfreuliche Bitte, und er wollte ihr einmal zeigen, daß er der Herr im Hause sei. Sie traten ins Atelier, während ein Diener die Lampen anzündete.

„Wann reisest Du, Fulvius?“ fragte Margarethe mit bebender Stimme.

„Weißt Du es nicht? übermorgen. Mache daß wir bald zu Tisch gehen können!“ Diese letzten Worte waren an den Diener gerichtet, der neugierig an der Thür still stand; dann wendete er sich wieder mit herablassender Miene zu Margarethe: „Wenn Du noch mehr wissen willst, beeile Dich; in Deinem Atelier athmet man unter all diesen Farben und Düften eine so schädliche Luft ein — und dann beklagst Du Dich über Kopfschmerzen!“

„Höre, Fulvius, ich möchte mit Dir kommen!“

Wenn der Blitz vor dem Ingenieur eingeschlagen wäre, so hätte es ihm keinen furchtbareren Schreck einjagen können.

„Bist Du nicht recht klug? Nach Sizilien? Du kannst das Reisen nicht leiden. Und in dieser Jahreszeit? Was ist das für ein verdrehter Einfall?“

„Es ist keine Laune, Fulvius; ich habe es wohl überlegt und beschlossen mit Dir zu kommen, Du wirst sehen, ich werde Dir freundliche Gesellschaft leisten. Du weißt, seit einiger Zeit fühle ich mich nicht recht wohl, und die Reise wird mir gut thun. Warum solltest Du es mir abschlagen? Hast Du mich nicht gern bei Dir? Fürchtest Du, ich werde Dir im Wege sein? aber nein, nein, denke doch an unsere Reise von Genua nach Rom, an unsern Aufenthalt in Florenz! Du warst mein Führer, und in Sizilien giebt es so viel Schönes zu sehen!“ —

Sie sprach in sanftem überredendem Tone, denn sie hatte schon gemerkt, daß Fulvius ihrem Plane abgeneigt war, aber mit dem Wunsche ihn um jeden Preis zu überreden. „Fulvius, besinne Dich, was übermorgen für ein Tag ist! Unser Hochzeitstag! Und weißt Du wie lange es her ist? Acht Jahre. Mich dünkt es wie gestern! Damals hättest Du meine Begleitung nicht zurückgewiesen; aber Du sagst es nur zu meinem Besten, Du fürchtest, daß ich noch nicht fest entschlossen sei und Dir etwa durch lange Vorbereitungen Zeit rauben könnte! Nein, der morgende Tag genügt mir. Also sind wir einig? Darf ich die Anordnungen treffen? Wie ich gehört habe, kommt auch Cesira, die Frau des Secretärs mit, so werde ich unterwegs Gesellschaft und Beistand haben.“—

„Du bist nicht recht klug; das habe ich Dir schon gesagt und wiederhole es hiermit. Nur in einem Anfall von Narrheit kann man solche Vorschläge machen. Aber ich frage Dich: was soll ein armer Mann wie ich, der vom Morgen bis zum Abend mit der Besichtigung von Bergwerken beschäftigt ist, mit einer Frau anfangen! Ueberlasse solche Albernheiten dem Andreas, der erst ein Jahr verheirathet ist und der Cesira nicht von der Seite geht. Ich verlasse mich auf Deine verständige Einsicht, Du mußt jetzt schon begriffen haben, daß es nicht angeht.“

„Aber warum geht es nicht? Wenn Andreas seine Frau mitnimmt, sehe ich nicht ein, warum ich“ — —

„Man hat mir telegraphirt, daß die See sehr unruhig ist; — der letzte Postdampfer mußte in den Hafen zurückkehren und dann ist es

so kalt! Kurz Du würdest Dir unfehlbar eine Krankheit zuziehen. Bist Du eigentlich krank oder nicht? Und dann vergleiche Dich doch nicht mit Cesira! Die ist zwanzig Jahre alt und strotzt von Gesundheit." —

Bis dahin hatten beide gesucht, die Sache ruhig zu besprechen, denn jeder hoffte obzusiegen, aber als Margarethe sah, daß der Widerstand immer größer wurde, verstärkte sie allmälig den Angriff:

„Wenn ich Dich nun darum bäte, Fulvius? Es ist noch nicht lange her, daß jeder Wunsch von mir auch der Deine war! Früher hättest Du mir nichts abschlagen können; jetzt machst Du Dir nichts mehr aus mir und behandelst mich wie" — —

„Ich behandle Dich wie? Sprich doch eine Anklage aus! Aber früher warst Du vernünftig; es ist sonderbar, statt mit den Jahren verständiger zu werden" —

„Laß die Unhöflichkeiten! jetzt nennst Du mich unvernünftig, weil ich den ganz berechtigten Wunsch habe, mit Dir zu reisen. Was würdest Du sagen, wenn ich allein, fern von Dir zu sein wünschte?"

„Es sind nothwendige Trennungen, bei denen keiner von uns beiden abmagern wird! Laß das jetzt und komm zu Tisch. Morgen wirst Du selbst andrer Ansicht sein. Ich kenne Dich."

„Höre mich an, lieber Mann, ich bestehe trotzdem darauf! ich opfere meinen Stolz, weil es die Pflicht gebietet. Es ist nothwendig, daß ich mitkomme!"

„Was hat die Pflicht damit zu thun?" stotterte Fulvius, der etwas Gewissensbisse empfand, bleich wurde und ein komisches halb beleidigtes, halb furchtsames Gesicht machte. Jetzt sah sie ihn verwirrt an: „Ich weiß nicht, ich sagte nur so; die Liebe hätte ich sagen sollen. Fulvius, seit so lange habe ich Dich um nichts gebeten, nimm mich mit, und Du wirst froh darüber sein. Wir wollen ein neues Leben anfangen. Du nennst mich alt, aber nein, weißt Du, ich bin noch jung! Ich will diese träumerische Miene ablegen, die mich älter macht, ich will froh und glücklich sein, Du sollst es sehen. Ich habe unrecht gehabt, aber von jetzt an will ich so sein, wie du es wünschest, nachgiebig, ohne eignen Wunsch, ich will alles gern haben, was Dir gefällt, — sogar Deine Karten und Deine Pfeife — ja sogar Solfa! Lache nicht, ich spreche im Ernst, sieh mich an, ich lache nicht, ich weine! Fulvius besinnst Du Dich, wie gut Dir die Mama war? Wie sie mich Dir ans Herz legte, als sie im Sterben war? Damals sagtest Du: zweifle nicht, ich werde ihr immer treu und ergeben sein! Waren das nicht Deine Worte? Nun, heute möchte ich mich an Dein Herz lehnen, und Du stößest mich zurück?

— Kannst Du es übers Herz bringen, mich zurückzustoßen? Fulvius, öffne mir die Arme!“

Margarethe weinte, aber er blieb hart, mit gekreuzten Armen, mit dem Ausdruck von Eigensinn, der niedern Naturen eigen ist, sah er sie staunend, fast verächtlich an.

Zum ersten Male sah er sie demüthig vor sich; das erschien ihm wie ein Sieg, und er freute sich dessen.

„Ich möchte wirklich wissen, fing er nach längerm Schweigen in gemessnem Tone an, — wer in aller Welt Dir diese sonderbare Reiselust in den Kopf gesetzt hat? Die Frauen, meine liebe Margarethe, müssen zu Hause bleiben — wie heißt es doch in jener römischen Geschichte? zu Hause bleiben und spinnen. Gesponnen hast Du freilich niemals, aber male, spiele, schreibe, beschäftige Dich auf Deine Weise; ich bekümmere mich nicht um das, was Du treibst. Ist das etwa nicht wahr?“

„Weil Du sicher bist, daß ich nie unrecht thue,“ rief Margarethe beinahe außer sich. „Das ist also der Lohn eines tugendhaften Lebens? Wenn ich dagegen eine jener Koketten wäre, die man bewachen muß, wenn Du nur einen Augenblick für Deine Ehre gezittert hättest, so würde ich Dich jetzt zu meinen Füßen bittend sehen, dann würdest Du wünschen mich mitzunehmen!“

„Jetzt beklagst Du Dich darüber, daß ich nie an Deiner Tugend gezweifelt habe, und dann soll ich Dich nicht unvernünftig nennen? Gott sei Dank ich habe nie an Eifersucht gelitten, und jetzt ist es etwas spät mir diesen Floh ins Ohr zu setzen. Ich kenne Dich besser als Du selbst, Margarethe, ich habe Dir immer Gerechtigkeit angedeihen lassen.“

„Ein letztes Wort! Nimm mich mit! schlage es mir nicht ab! ich habe es mir immer so gewünscht, Sizilien zu sehen!“

„Ach so, ich hatte vergessen,“ sagte ihr Mann, in seinen Bart lachend und sie neckend, doch ohne Bitterkeit. „Ich hatte es ganz vergessen! In Sizilien ruht Dein Held. Es handelt sich also um eine Wallfahrt nach seinem Grabe? Aber mit dem Gatten an Deiner Seite . . . .

Sie richtete sich empor und schien größer als je. „Höre auf mich zu schmähen und zu verhöhnen! Ich habe Dir nicht erlaubt von dem zu sprechen, was Du nicht verstehst, Erinnerungen zu entweihen, die in einem Theil meines Herzens leben, den ich Dir nie gegeben habe. Du willst mich nicht bei Dir haben? Es soll Dein Schade sein! Bei meiner Mutter schwöre ich, daß ich heute das Vertrauen zurücknehme,

welches ich in Dich gesetzt. — Ich will wieder mein eigen sein, wieder Herrin meiner Gedanken. — Bittend habe ich Dir die Hand hingestreft, Du hast mich zurückgestoßen. — Und weißt Du warum? Weil Du mir untreu bist; hier ist der Beweis dafür.“ Mit raschem Griff erfaßte sie den Brief, welchen der Diener ihrem Mann brachte und öffnete ihn. Er sprang auf, um ihr den Brief fortzureißen, besann sich aber eines Besseren.

„Lies nur, lies, Du verdientest wirklich, daß Dein schmählicher Verdacht zur Wahrheit würde!“

Margarethe überflog den Brief mit den Augen.

Geehrter Herr Ingenieur! Ich danke Ihnen unendlich, die Reisetasche ist ganz nach meinem Geschmack, ein wahres Kleinod. Was für eine schöne Reise werden wir zusammen machen. Mein Mann empfiehlt sich Ihnen und ich drücke Ihnen freundlich die Hand. Auf Wiedersehen an Bord. Cesira.

Als sie zu Ende gelesen, ballte sie den Brief zusammen und warf ihn verächtlich weg. — „Es konnte nur die oder eine ihresgleichen sein! Und die hat es verstanden Dich und ihren Mann dahin zu bringen, daß ihr sie mitnehmt, und Du bist voll Freude bei dem Gedanken dem Unglücklichen die Frau abwendig zu machen, wenn es nicht schon geschehen ist. — Schmach und Schande!“ Sie trat den Brief mit Füßen.

„Siehst Du, wie Du sprichst!“

„Ich habe diese Enttäuschung verdient, es geschieht mir recht. Adieu, Fulvius, geh zu Tisch, ich werde bald kommen. Fürchte nichts, vor der Welt werde ich immer dieselbe sein, die Veränderung ist nur hier innen.“ —

„Margarethe! hör' auf — was fällt Dir ein! — Das junge Ding! Ich habe ja Andreas' Entschluß getadelt.“ —

„Und darum hast Du ihr eine Reisetasche geschenkt? und giebst ihr das Recht, Dir solche Albernheiten zu schreiben?“

„Sie hat mich darum gebeten — Du weißt doch, wie eitel sie ist? Margarethe willst Du mir die Hand geben?“

„Nimm mich mit. Mir ists gleich, mache Cesira den Hof, ich werde Dich nicht stören. Sieh, wie ich mich erniedrige, ich beschwöre Dich noch immer: nimm mich mit!“

Fulvius ergötzte sich aufs Höchste an der vermeintlichen Eifersucht seiner Frau; ein Gefühl der alten Unterwürfigkeit überkam ihn und röthete seine Stirn, er lächelte halb gekränkt und halb vergnügt. Cesira hatte ihm nichts gewährt, wie viel aber verhießen diese blauen

Aeuglein! Wenn er nachgäbe, so würde er als der schwächste der Menschen erscheinen und alle Hoffnung verlieren. —

Sie sah, daß die Schlacht verloren war; stolz ging sie an ihm vorüber und schloß sich in ihr Zimmer ein. Der Ingenieur war unentschieden endlich ging er hin und legte das Ohr ans Schlüsselloch. Es kam ihm vor, als hörte er ein Schluchzen und für einen Augenblick war sein Herz gerührt. „Die Arme! wie wenn ich hineinginge und sie küßte und verspräche, ihr nicht Unrecht zu thun?" — Aber dazu fehlte ihm der Muth. Er hob den Brief von Cesira auf und las lachend: „Was für eine schöne Reise werden wir zusammen machen." Das ist der Satz, der sie so verletzt hat! Wenn nur nicht beide seekrank werden! — Damit ging er ins Speisezimmer.

Der Diener, welcher schon den ehelichen Zwist gewittert hatte, ging mit geschäftiger Neugier hin und her, und sah bald die Thür zum Zimmer der Dame, bald den Herrn an; zwischen den verschiedenen Gerichten hielt er sich in der Küche auf und erzählte, was er hatte verstehen können.

Fulvius aß sich zum Bersten voll und trank und trank, bis ihm Cesiras Stimme in den Ohren zu klingen und ihm zu sagen schien: Was für eine schöne Reise werden wir zusammen machen! Beim Dessert kam Margarethe in elegantem schwarzen Kleide aus ihrem Zimmer und ließ sich von dem Diener eine Tasse Suppe bringen, die sie langsam austrank, während sie dabei ihrem Manne gerade ins Gesicht sah, um ihm zu beweisen, daß in ihr keine Spur von schmerzlicher Erregung mehr wäre. Ihm schwankten die Sinne, er sah sie nicht einmal an, sondern setzte sich ganz stille und bescheiden den Hut auf und sagte zugleich zum Diener und zu seiner Frau: „Wenn Solfa kommt, entschuldigt mich bei ihm, ein wichtiges Geschäft — Vorbereitungen zur Reise — ach! ich habe so viel zu thun."

Damit ging er aus, um den Abend in Cesiras einfachem Salon zuzubringen, er rauchte ganz vergnügt mit ihr ein Päckchen Cigaretten, während Andreas, nachdem er dem Chef für die große Herablassung, in sein armes Häuschen zu kommen, gedankt hatte, sich in sein Zimmer zurückzog, um mit englischer Schrift, die Ueberschriften in gothischen Buchstaben, einige geschäftliche Papiere abzuschreiben, die Fulvius mitgebracht hatte, um einen Vorwand für seinen Besuch zu haben.

Sechstes Kapitel.

Fulvius war seit drei Wochen fort und während dieser Zeit hatte Margarethe Sergius selten und immer nur in Gegenwart von Anselmini und Solfa gesehen. Ja sie hatte die langen Besuche des guten Commendator mit beispielloser Geduld ertragen; hatte sich von ihm die neue Rangordnung der festangestellten Beamten, die Befugnisse eines Abtheilungsvorstehers, eines Bureauvorstehers und eines Sekretärs erklären und den Plan zum neuen Finanzministerium abschreiben lassen, wobei sie sein „wu" heldenmüthig anhörte und ihm zur gewohnten Stunde den vortrefflichen Kaffee einschänkte.

Solfa fing an, den Kopf zu verlieren, er wurde jeden Abend galanter, die Zeit dünkte ihm kurz, obschon das Partiechen fehlte, und er kam so aufgeregt nach Hause, daß die Haushältern es nicht begreifen konnte und ihn kaum mehr anzusehen wagte, während sie murmelte: „Er ist behext."

Mit väterlicher und zugleich spöttischer Miene hatte Graf Anselmini Margarethen mehrmals vorgeschlagen, den Spieltisch aufstellen zu lassen, er wolle mit Solfa allein Karten spielen. Aber die Blicke des wohlthätigen Alten hatten ihr zu deutlich gesagt: „Ich will euch das Almosen einer Stunde gefährlichen Beisammenseins gönnen, ich bin daran gewöhnt in aller Noth zu helfen." —

Ihr weiblicher Stolz empörte sich bei dem Gedanken, daß ein anderer in ihrem Innern lesen und sie nach dem Maßstabe gewöhnlicher Frauen beurtheilen könnte. Sie hätte sich gern in heftigen Worten Luft gemacht, um ihre Liebe zu rechtfertigen und ihre nicht angenehmen sondern schmerzlichen Empfindungen zu schildern! Sie begnügte sich aber damit, Anselmini anzulächeln und Solfa neben sich zu behalten, um ohne ein Zucken der Wimper immer wieder zu hören: „Sie sind eine „wunvergleichliche" Frau, Donna Margarethe, Sie sind eine Fundgwube von Weisheit!"

Sergius, an Zurückweisungen, an Leiden nicht gewöhnt, war blaß geworden, sein war die Blässe, welche eine Sprache hat und spricht: „Ich ersticke, ich sterbe!" Die Blässe, welche fleht und droht, je nachdem sie von Thränen oder flüchtigen Zornesausbrüchen begleitet ist, die Blässe, welche dem Mann eine überirdische Schönheit verleiht, die auf das schwache Herz der Frau mächtig wirkt! Er hatte seine Lebhaftigkeit, sein Selbstbewußtsein verloren; er wagte nicht, jeden Abend, überhaupt nicht allzu oft zu kommen, sprach wenig und brachte die Zeit damit hin, in Büchern zu blättern, Bilder und Zeichnungen zu be-

sehen. Auch mit Blicken war er sparsam, aber in den wenigen — welch Feuer! welche Geständnisse, ein ganzes Drama!

Margarethe blieb furchtsam, gedrückt, gedemüthigt, als ob sie dem jungen Mann erlaubt hätte, sie zu beleidigen. Die wenigen Worte, welche sie mit einander wechselten, waren zusammenhanglos, gereizt, wie bei Personen, die im Begriff stehen, einander wegen einer Beleidigung zur Rechenschaft zu ziehen; dann kam die Stunde, da Sergius die Uhr herauszog und sich anschickte fortzugehen. Sie versuchte zu lächeln und sagte scherzend: „In wieviel Gesellschaften werden Sie heute noch erwartet? Es ist elf Uhr, die Stunde der vornehmen Welt. — Zu welcher Herzogin gehen Sie heute? Auf den Ball in der Botschaft? Auf den Maskenball?"

Eine flüchtige Aufwallung röthete ihm die Wangen, blitzte aus den Augen und zog ihm die Stirn zusammen; dann wurde der Ausdruck seines Gesichtes wieder sanft und traurig, bittend, fast weiblich; seine Lippen zitterten, seine weiße, juwelenbedeckte Hand zuckte, als ob sie nach einer Stütze suchte, und während er sich vor ihr verbeugte, fand er die Kraft, ihr von den Andern ungehört, zuzuflüstern:

„Sie wissen ja, ich gehe nirgend mehr hin — wenn Sie mich fortschicken, gehe ich nach Hause zur Mama, zu meinem Mütterchen! Die Arme möchte ihr Leben hingeben, um mich glücklich zu machen."

Margarethe brannte vor Begierde zu sagen: „Und Olga?" — Aber sie entließ ihn mit mattem Lächeln und zögerte bis zum letzten Augenblick, ihm die Hand zu reichen. In diesem kurzen Druck ihrer kalten, bebenden Finger lag die ganze Geschichte ihrer Liebe, alle Freude, die er zu ersehnen wagte, und die auch sie mit Schreck und Wonne erfüllte.

Sie blieb dann erregt, wie festgebannt an der Thür stehen, bis der krächzende „Gwuß" Solfas „Guten Abend" und das spöttische verletzende Lächeln Anselminis, der Sergius beim Arm nahm und ihm etwas ins Ohr sagte, sie aufschreckte und ihr einen tiefen Seufzer entlockte, in welchem alle Qual und Scham ihrer Seele zusammengefaßt war. Mit kurzen herrischen Worten schickte sie ihr Kammermädchen fort und sagte, sie brauche nichts; und Gegia ging und zerbrach sich den Kopf darüber, was sie wohl bei der sonst immer so sanften und gütigen Herrin versehen haben könne. Sobald sie allein war, riß sie die Fenster auf und der feuchte Hauch des Tiber drang stoßweise in das wohlige vom Feuer, den Ausdünstungen der Blumen und dem Odem der Menschen durchwärmte Nestchen. Manchmal löschte der eisige Wind der Winternacht die Lichter aus und wehte ihr das eigene Haar ins

Gesicht wie die Schwingen eines Nachtvogels; Papiere und Zeichnungen flogen mit unheimlichem Rascheln zur Erde, die Thüren schlugen auf und zu und weckten einen langen und schauerlichen Wiederhall in der Stille des großen öden Hauses. Ein andermal durchfeuchtete der Nebel, welcher sich von den Wassern des Flusses erhob, ihr die Kleider und die Haarflechten, während ein bleicher Strahl des Mondes sie und ihre Umgebung mit blassem Schein umhüllte. Dann fuhr wohl unten schweigend die Barke des Zollbeamten vorüber wie eine gespenstische Erscheinung, oder irgend ein formloser auf dem Wasser schwimmender Gegenstand trieb langsam ans Ufer; manchmal unterbrach der eintönige klagende Schrei der Eule die tiefe Stille.

Unempfindlich gegen die Kälte, die Feuchtigkeit und die geheimnißvollen Stimmen der Nacht, wiederholte Margarethe wie eine Beschwörungsformel: „Zikäf! Zikäf.“ In diesen fremden Lauten lag Bitte und Beschwörung, Fluch und Verhängniß; die Lippen ruheten nicht, sondern wiederholten mechanisch das Wort, dieser Name war wie eine Melodie, welche sich dem Ohr eingeschmeichelt hat, und uns nun unablässig auf Schritt und Tritt, im Sinnen und Denken verfolgte.

Dann trat die Krisis ein; Margarethe kniete weinend nieder, um das Erbarmen des Gottes anzuflehen, den sie schon so lange nicht mehr in ihrer Seele fand; sie rief ihre Mutter, rief Philipp an und schmähete sich selbst. Es gab kein schlimmes Wort, das sie nicht zu verdienen glaubte; sie verglich sich mit dem niedrigsten Weibe, vergrößerte alles in ihrer Vergangenheit, um desto heftiger den Stein auf sich zu werfen. Dann kam Zikäf an die Reihe. Ein Ausländer! Und sie von ganzer Seele Italienerin, einst die Verlobte eines Helden! Ein russischer Fürst! Nein, es war nicht möglich! sie mußte solcher Schwärmerei ein Ende machen, einen Arzt zu rathe ziehen, der ihr ein Heilmittel angäbe. — Sie war sicherlich krank und darum litt sie so — ein Herzleiden! Ihre Mutter war nicht alt geworden, sie würde gewiß noch früher sterben.

Dann begann sie mit seltsam gemischten Gefühlen von Koketterie und Selbstverachtung, sich vor dem Spiegel zu entkleiden, ihr Haar war noch voll und glänzend, aber nicht mehr wie ehedem. Sie hob die Lampe in die Höhe und suchte an Stirn und Schläfen nach einem Silberfaden. „Ich bin alt!“ sagte sie; das ist ein Trost, der Kampf kann nicht mehr lange dauern; in kurzer Zeit wird der letzte Schimmer dieser Schönheit erloschen sein. Aber weshalb ist dieser Kampf in mir, die ich stets die Gefahr gemieden, die Sünde verachtet habe, welche ich in allen Dingen in allen Gestalten um mich her sehe? Habe ich mich also

diesem Einfluß nicht entziehen können? Wo ist der freie Wille, der Stolz früherer Tage hin? Meine Seele hat nicht mehr Wiederstandskraft als die Feder, welche im Zimmer herumfliegt, nicht mehr Würde als die Seele eines Weibes, das sich verkauft. Weshalb denn ringen und leiden!"

Jede Nacht war sie in Verzweiflung.

Endlich ließ sie wirklich einen Arzt holen. Der Doktor Fedi kam, fühlte ihren Puls, stellte hundert Fragen an sie, und verordnete ihr dann eine Kleinigkeit, ein wenig Morphium als Beruhigungsmittel, sie würde ja keinen Mißbrauch damit treiben, jeden Abend einen kleinen Theelöffel voll, später vielleicht eine Einspritzung. — Sie wäre nicht eigentlich krank, nur nervös überreizt, das Uebel unsers Jahrhunderts, eine merkliche Erschöpfung der Kräfte; zuerst mußte sie beruhigt, dann geheilt werden. Nachdem der Modearzt mit der ihm eignen sorglosen Miene das Rezept verschrieben hatte, verweilte er noch ein wenig, sprach mit Margarethe über Kunst, über Politik und auch etwas über den lieben Nächsten. Er erzählte allerlei kleine Geschichten, bei denen die üble Nachrede theils mit tiefen Gedanken, theils mit witzigen Bemerkungen gemischt war, versprach von Zeit zu Zeit wieder einen kleinen Besuch zu machen und rieb sich beim Fortgehen die Hände, überzeugt, daß er eine eingebildete Kranke zu behandeln habe, welcher er, wenn er Zeit gehabt, gern ein wenig — auf heilsame Art den Hof gemacht hätte.

Fulvius' Rückkehr stand nahe bevor. Er hatte öfter geschrieben; wie alle schüchternen und verschlossenen Leute schrieb er besser als er sprach. Als ob der Himmel Siziliens diesem kalten Gemüth ein wenig Feuer eingeflößt habe, schilderte und erzählte er lebhaft und rief in jedem Briefe aus: „Ach, könntest Du das sehen! Schade, daß Du nicht hier bist! Ich bereue es, Dich nicht mitgenommen zu haben" und ähnliche Dinge.

Sie hatte beim Lesen dieser Redensarten bitter gelacht, aber in ihren kurzen Antworten hatte sie ihm weder Vorwürfe, noch Anspielungen auf Cesira gemacht, nein niemals. Nicht als ob Margarethe nicht daran gedacht hätte, sie war ein Weib und empfand die Art von Eifersucht, welche nicht aus der Liebe, sondern dem Stolz entspringt. Eine andre hätte in dem Gedanken vielleicht eine Entschuldigung für sich gesucht, und indem sie den Gatten anklagte, sich frei gesprochen. Dazu war sie zu edel; bei dem Kampfe, den sie durchmachte, war der Mann nicht betheiligt, oder besser gesagt, trug er den Namen der Pflicht. Die Furcht, ihm Schmach und Schmerz zuzufügen, quälte sie nicht, sie

legte sich statt dessen den Fall einfach so vor: „Eine verheirathete Frau darf nur ihren Mann lieben; sie gehört in so weit sich selbst an, daß sie ihn in ihrer Seele nicht mehr lieben kann, allein sie darf keinen andern angehören, wie eine indische Wittwe sich selbst, so muß sie ihr Herz verbrennen. Der Wind wird die Asche verwehen.

Sie glaubte dieses Opfer schon vollbracht zu haben, und jetzt erstand ihr Herz, wie ein Phönix, jünger, feuriger, leidenschaftlicher als zuvor. Davor schauderte sie — sie hätte ebenso empfunden, wenn sie entdeckt hätte, daß sie wahnsinnig oder verkrüppelt geworden wäre. — Um sich eine Stunde Ruhe und Vergessenheit zu verschaffen, nahm sie ihre Zuflucht zu dem vom Doktor Fedi verschriebenen Mittel; sie verdoppelte die Dosen und spritzte das abtödtende Beruhigungsmittel unter ihre Sammethaut, nicht ahnend, daß sie so ihre Lebenskraft zerstörte. Jetzt trug ihr edles Antlitz die Spuren des Schmerzes, dunkle Ränder um die Augen, um den Mund einige frühzeitige Furchen, farblose Lippen, auf den Wangen zwei rothe Flecken; die Linie auf der Stirn hatte sich in eine tiefe Falte verwandelt. Die Linien ihres plastisch schönen Profils hatten sich verschärft, die Nasenflügel waren gespannt und etwas bläulich gefärbt, wie beim Herannahen einer schweren Krankheit. Margarethe saß oft regungslos da, ohne mit den Wimpern zu zucken, trostlos und müde, von seltsamen Hallucinationen befallen.

In diesem Zustande traf Zikäf sie eines Abends, als es ihm gelang, sie allein zu überraschen. Unangemeldet trat er tiefbewegt ein, entschlossen ihr sein feuriges, kühnes Herz zu enthüllen, seines Sieges gewiß. Aber beim ersten Blick wurde er scheu und demüthig, wie er es noch nie gewesen, wie es alle sind, die wahrhaft lieben. Margarethe bebte wie ein junger Adler im Neste, nach dem der Jäger die Hand ausstreckt; er weiß, daß er Krallen hat, allein er hat sie noch nie gebraucht, er weiß, daß er schnelle Schwingen besitzt, zweifelt aber, ob sie stark genug sein werden ihn im Fluge emporzutragen.

„Guten Abend", sagte sie mit ruhiger, aber halberstickter Stimme; „welch guter Wind führt Sie ohne den von Ihnen unzertrennlichen Grafen her?"

In ihm jauchzte alles: die Liebe! Aber die Lippen murmelten ehrerbietig: „Anselmini ist krank, ich komme, um ihn zu entschuldigen."

„Krank? Ach wirklich! gestern war er schon bleich und garnicht lebhaft, was fehlt ihm denn?"

„Er hat das Fieber. Er wird sich glücklich schätzen zu hören, mit welcher Theilnahme sie nach ihm fragen. Um so mehr, als Sie sich gewöhnlich gegen alle und gegen alles so gleichgültig zeigen."

„Wie können Sie das sagen? Werden Sie krank, so werde ich mich nach Ihnen erkundigen lassen.“

„Nur erkundigen? Und wenn ich im Sterben läge, würden Sie zu mir kommen? Wenn Sie gerufen würden, sagen Sie, würden Sie kommen — wie Elvira an das Bett Consalvos?“

„Gewiß! Kranke besuchen ist ein Werk der Barmherzigkeit,“ sagte sie matt lächelnd, aber sie rührte sich nicht; diese Unbeweglichkeit war ihr nothwendig, um die innere Aufregung zu verbergen.

„Dann will ich versuchen krank zu werden!“

„Versuchen Sie das nicht! Hören Sie auf meinen Rath; Gesundheit ist das höchste Gut des Lebens.“

„Aber ich bin schon krank! Ich sage das nicht, um Sie zu rühren, das wäre unwürdig; gestern Abend, denken Sie, welche Schande für einen kräftigen Mann, wurde ich mehrmals ohnmächtig. Nun stellen Sie sich die Mama vor! Sie wollte mich heute Abend nicht ausgehen lassen. — Aber sehen Sie mich nicht so mitleidig an; mir fehlt nichts, fürchten Sie nichts, ich werde Ihnen keinen Schreck machen.“

Margarethe sah ihn allerdings aufmerksam an, von etwas Ungewöhnlichem in Ton seiner Stimme betroffen.

„Hüten Sie sich, Fürst! es herrschen jetzt viel Krankheiten in Rom.“

„Ist es mir gelungen, Sie ein wenig zu rühren? Um so besser. Aber beruhigen Sie sich, Rom wird nicht meine Asche haben. Die Mama hat beschlossen nach Florenz zu ziehen, wo sich jetzt eine zahlreiche slavische Colonie niedergelassen hat. Dieses ist ein Abschiedsbesuch.“ Er hielt inne, aber seine blauen Augen fügten hinzu: Nur ein Wort, und ich bleibe bei dir, mein Leben, meine Seligkeit, mein alles! —

Allein das Wort kam nicht. „Weshalb ein Ortswechsel nach so viel Jahren?“ Kein Ton ihrer Stimme verrieth ihre Seelenqual.

„Ich sagte schon einmal,“ fuhr er seufzend fort, „daß die Mama immer ihre Launen gehabt hat; jetzt wird sie mit den Jahren ruhelos, alles langweilt sie, und sie sagt, Rom sei zu geräuschvoll geworden, das Leben koste überdies jetzt hier so viel wie in Petersburg. Mir ist alles gleich. Ich frage Sie, was kann mich hier festhalten? Keine Freundschaft, keine Pflicht, kein herzliches Wort“ — er sah sie an und in seinen schmachtenden Augen schienen Thränen zu schimmern. Wie flehten diese Augen, welche mühsam unterdrückte Leidenschaft lag in diesem Blick! — ach, nur ein Wort sprechen und sie endlich sich aussprechen hören, die Ersehnte!

„Wann werden Sie abreisen?“

„In sechs bis acht Tagen, sobald der neue Eigenthümer der Villa alles mit dem Sachwalter abgemacht hat.“

„Also ist die Villa verkauft?“

„Ich glaube, aber ich habe mich nicht darum bekümmert und weiß nicht einmal den Namen des Käufers.“

War es Fulvius? Margarethe wußte es nicht, vielleicht aber hatte ihr Mann während seiner Abwesenheit Jemandem den Auftrag gegeben. — — Sie verspürte einem Augenblick Lust, ihm zu erzählen, daß sie die Villa besehen hätte, ja in seinem Zimmer gewesen wäre und dort ihre Bilder gesehen hätte, doch hielt sie sich noch zu rechter Zeit zurück. Noch eine Stunde muthig aushalten, dann würde alles vorüber sein; er mußte fort, und sie würde ihn nie mehr wiedersehen, — nie mehr wieder! Sie vermieden es, einander anzusehen und schlugen dann plötzlich zu gleicher Zeit die Augen auf und sahen einer in des andern Blicken das flüchtige Auflodern eines unendlichen Sehnens.

Aber die Lippen sprachen unzusammenhängende, gleichgültige Worte und spielten so gut wie möglich die Rolle, welche so oft der Sprache zufällt, nämlich die Gedanken zu verbergen. Plötzlich erhob sich ein großer Lärm unten am öden Tiberufer: Geschrei, Jammerrufe, Verwünschungen. —

Sergius öffnete die Balkonthür und Margarethe folgte ihm. Es war ein dunkler nebliger Abend, und man konnte kaum die Menge Menschen erkennen, welche hin und herliefen, „rettet sie! rettet sie!“ schreiend. Eine schrille jammervolle weibliche Stimme übertönte alle andern kreischend: „Laßt mich! Heilige Jungfrau! laßt mich doch!“

„Eine Unglückliche muß einen Selbstmordversuch gemacht haben,“ sagte Sergius.

„Seit einiger Zeit kommt das sehr oft vor!“ versetzte Margarethe; sie klingelte und trug dem Diener auf, sich nach der Ursache des Geschreis zu erkundigen.

„Scheint es Ihnen nicht grausam,“ — flüsterte Sergius unterdessen, mit der Entschuldigung der Kälte und Dunkelheit ganz dicht neben ihr stehend, — „scheint es Ihnen nicht grausam, diese Frau zu verhindern, ihrem Leben ein Ende zu machen? Welchen Muth der Verzweiflung hat sie nicht bewiesen, indem sie allein in der kalten Nacht hinausging, um sich in das dunkle Wasser zu stürzen und in Vergessenheit begraben zu liegen.“ — —

Margarethe zitterte am ganzen Leibe; im Augenblick schien es ihr, als wäre sie die Frau, welche sich kopfüber in den drohenden Abgrund stürzen wollte, sie wendete entsetzt die Blicke ab; unwillkürlich legte sie

einen Augenblick ihre Hand auf Zikäfs, zog sie aber schnell wieder zurück. Der junge Mann, welcher sonst für verwegen galt, machte sich diese unerwartete Vertraulichkeit nicht zu nutze, er erschrak bei der Berührung ihrer Hand, das Blut strömte ihm zum Herzen und sein Arm ward kraftlos. Als er wieder Muth faßte, war Margarethe fort; sie saß im Atelier und hörte ernst den Bericht des Dieners an.

„Bitte, Fürst, schließen Sie den Balkon, es ist kalt, und die Sache ist zu Ende. Es wäre nicht der Mühe werth, sich darum zu erkälten! Eine Frau, die um ihres Liebhabers willen Mann und Kinder verlassen hat, und sich jetzt um's Leben bringen will, weil sie verlassen worden, — das ist eine unwürdige und gemeine Geschichte.“ Dabei lachte sie bitter und sagte dann zum Diener: „Machen Sie die Läden zu und schüren Sie das Feuer an; dann bringen Sie uns den Thee. Es ist zehn Uhr und der Commendator Solfa wird nicht mehr kommen.“

Margarethens Gesicht hatte den gewohnten stolzen Ausdruck wieder angenommen, und man hätte zweifeln können, ob es ihn je verloren. Nicht so war es mit Sergius. Der Auftritt hatte ihn erschüttert; reizbar und fieberhaft erregt wie er war, hatte er sich über jenen Schmerzensschrei entsetzt. Plötzlich, ohne jede vorbereitenden Worte, noch unter dem Eindruck, Margarethens Hand in der seinen, ihren Hauch auf seinem Gesicht zu fühlen, setzte er sich neben sie, umschlang sie leidenschaftlich mit den Armen und neigte sich zu ihr, so daß sein Gesicht das ihre berührte. „Margarethe“, rief er, „Erbarmen, Du weißt, daß ich Dich liebe, stoße mich nicht zurück.“ — Er schwieg bestürzt und zog sich vor dem Blick und der Haltung der geliebten Frau zurück. Die Gefühle, welche in diesem Augenblick Margarethen beherrschten und in ihren schwarzen Augen loderten, waren Empörung und Stolz. Wer hatte diesem Manne das Recht gegeben, ihr sündige Worte zuzuflüstern und die Hand nach ihr auszustrecken, wer?

Dieser eine Augenblick genügte, um sie sich selbst wiederzugeben; wie die Sinnpflanze hatte sie sich von dieser unreinen Berührung zurückgezogen, und es schien ihr, als ob es mit ihrem Wahnsinn für immer vorbei wäre. Sie erhob sich und murmelte langsam: „Glückliche Reise, Fürst Zikäf!“

Ihm wars, als würde er wahnsinnig, er stürzte nach der Thür, um ihr den Ausgang zu vertreten und rief mit gebrochner Stimme: „Verzeihung — Sie haben Recht, so empört zu sein, — und doch schien es mir, als wäre es mir gelungen, Sie ein wenig zu rühren — nur ein wenig! Ich hätte mich mit einem Wort, einem Schimmer von Hoffnung begnügt! Ach, Sie hätten mir doch sagen können — o nein!

Margarethe, lachen Sie nicht! es schien mir, wie ich eben sagte — Ich war zu anmaßend, so bleibt mir also nichts übrig als zu sterben. — Fürchten Sie nichts! Ich werde nicht hier sterben. Nur die Mama kennt meine Thränen, meine Qual! Sie sagte zu mir: Diese Frau muß kein Herz haben! Diese Frau wird Dein Unglück werden. — Ich Thor! Verzeihen Sie, ich weiß nicht mehr, was ich rede. Sie haben Herz, aber Sie achten mich nicht Ihrer würdig. — Sie haben recht! Was habe ich denn gethan, um Ihrer würdig zu sein! O mein Gott! mein Gott! Wie Sie mich ansehen: wie muß ich Sie beleidigt haben! Und ist keine Hoffnung auf Vergebung? Nein, denn Sie lieben mich nicht." Zikáf bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

„Fassen Sie sich", sagte Margarethe mit kaum hörbarer Stimme, denn schon war ihr Stolz dahin und sie versuchte vergeblich sich noch darein zu hüllen, — „fassen Sie sich und lassen Sie uns als gute Freunde scheiden. Ich bin nicht beleidigt, sondern betrübt; ich werde Ihrer ohne Groll gedenken. Leben Sie wohl." Sie wollte ihm die Hand reichen, zog sie aber furchtsam zurück. Er verneigte sich und ging hinaus, schwankend wie ein Blinder, der nicht den Weg finden kann.

„Jetzt ist es vorüber! — Es war im Grunde nicht so schwer", dachte Margarethe und wurde hart. „Er hielt mich für weiches Wachs! Was gefiel ihm denn an mir? Was hoffte er? Was war seine Liebe? Und ich, Wahnsinnige, was hoffte ich! Von welchem Stoff glaubte ich, daß seine Liebe wäre! Lügen, Schwärmereien, sündige Träume, fahrt wohl auf immerdar! Jetzt bin ich endlich gerettet! Und warum weine ich denn noch, warum leide ich, warum ist mir zum Sterben zu Muthe?"

Margaretha hörte unten im Fluß einen dumpfen Fall und ihr sträubte sich das Haar. Sie eilte auf den Balkon — aber draußen war alles still.

Wenn sie den Muth gehabt hätte, sich in jenen schwarzen Strudel zu stürzen — Nein! Damit hätte sie ihre eigene Schwäche kund gethan. Nur noch etwas länger ausharren und von diesem Sturme wird keine Spur mehr übrig bleiben.

Allein in ihrem Bett, allein im Dunkeln seufzte sie schluchzend die ganze Nacht: „Zikáf! Zikáf!"

Siebentes Kapitel.

Beim Morgengrauen schlief sie ein, nachdem sie Morphium genommen hatte, und als sie todtmüde aufwachte, war ihr erster Gedanke: „Habe ich recht gethan? War mein Benehmen edel und gerecht?" —

Wehe, wenn der Zweifel sich in die Seele schleicht, wenn der Weg dunkel und ungewiß wird! Und doch ist es fast immer so; im Augenblick des Kampfes weiß man, was man will; man hat einen hohen Begriff von der Größe des Opfers, ein unerreichbares Ideal vor Augen, dann tritt Erschöpfung und Reue ein. So viel gelitten haben, und weshalb? Und nicht allein gelitten haben! War das ächte Tugend? Wo beginnt, wo endet die Pflicht? Der Stolz war Sieger im Kampf geblieben. — O, sie hätte tugendhaft bleiben können, ohne so grausam zu sein! um so mehr, weil, wenn Zikäf lieben Sünde war, ihre Schuld dadurch nicht vermindert wurde. Sie hatte den Muth gehabt, ihn fortzustoßen, aber es war ihr nicht gelungen, sein Bild aus ihrem Herzen zu reißen, seinen Namen von ihren Lippen zu verbannen.

Margarethe ging wie eine Nachtwandlerin im Hause umher; es bedrückte sie, allein zu sein, ganz allein in diesen großen Räumen. Die Stunden erschienen ihr endlos, sie fühlte sich verlassen, ihr war sehr bange; sie wollte malen, aber es gelang ihr nicht; sie wollte schreiben, aber ihr kam kein Gedanke — immer nur der eine Name. Und mit diesem Namen füllte sie ein Blatt, indem sie ihn mit verschiedenen Buchstaben, das große Z mit Arabesken verziert malte.

Sie hörte einen Schritt und versteckte das Blatt, wie eine Klosterschülerin ihren ersten Liebesbrief; es war der Diener, den sie ausgeschickt hatte, um sich nach dem Befinden des Grafen Anselmini zu erkundigen. Der Graf befinde sich wohl, er ginge aber noch nicht aus, in ein Paar Tagen würde er zur gnädigen Frau kommen. Margarethe seufzte — — Graf Anselmini würde über diesen Seufzer entzückt gewesen sein, selbst wenn er gewußt hätte, daß sie ihn nur wieder zu sehen wünschte, um von dem Andern zu sprechen.

Wie lange währte dieser Tag; jeden Augenblick wurde geklingelt und sie fuhr zusammen; dann stellte sie sich klopfenden Herzens neugierig in die Nähe der Thür, während der Diener ganz nach seiner Bequemlichkeit und ohne sich zu beeilen, dieselbe öffnete. Es waren immer Leute, die sich erkundigten, wann Fulvius zurückkäme.

Trotz des drohenden Himmels fuhr sie früh aus und ließ sich durch die neuen Stadtheile fahren, die damals erst eben im Bau waren. Die Villa Zikäf lag einsam, weißschimmernd inmitten des Immergrüns der Palmen und Pinien, sie warf einen langen Blick darauf: das Fenster Zikäfs war geschlossen. Also mußte er krank sein, — dieser Gedanke beengte ihr das Herz.

Die folgenden Tage waren einförmig und trostlos, ein ewiges Einerlei; sie fürchtete den Verstand zu verlieren, und nur das Mittel

des Doctor Fedi verschaffte ihr einige Stunden Ruhe, auf welche dann heftige Thränenausbrüche folgten.

Nachdem sie eines Morgens vergeblich versucht hatte, sich zu beschäftigen, trat sie unvermuthet in das Zimmer der Gegia, des jungen Kammermädchens. Diese war so in das Lesen eines Briefes versunken, daß sie ihre Herrin nicht bemerkte. Margarethe behandelte ihre Dienstboten nicht mit Vertraulichkeit und sprach selten mit ihnen, außer in häuslichen Angelegenheiten.

— „Gegia!“

Das Mädchen zitterte und versuchte, den Brief zu verstecken, während sie mit ihrem gewöhnlichen: „Was befehlen die gnädige Frau?“ antwortete.

„Was liesest Du? Einen Liebesbrief? Nun so erröthe doch nicht, in Deinem Alter ist das natürlich. Hast Du kein Vertrauen zu Deiner Hausfrau?“

Nein, Gegia hatte nie Vertrauen zu ihrer Dame gehabt, erwiderte aber bebend, daß sie großes Zutrauen hätte.

„Also dieser Brief?“

„Er ist von einem jungen Mann, wissen Sie, von jenem neapolitanischen Handschuhmacher, bei dem die gnädige Frau sich die Handschuhe gekauft haben.“ —

„Und was schreibt er Dir? Laß mich sehen!“

Gegia versteckte den Brief immer tiefer in ihrem Kleide und wurde immer röther.

„Ach, ich bitte — es ist gar nichts! Aber weil die gnädige Frau so gut sind“, fing sie endlich an — „wenn ich um etwas bitten dürfte. Ich bin ein armes Mädchen, aber ordentlich: — Der junge Mann wird in einigen Tagen nach Rom zurückkommen, — wenn die gnädige Frau ihn sehen wollten und mit ihm sprechen —“

„Wollt Ihr Euch heirathen?“

„Ja gewiß, aber noch nicht. Er ist arm und muß warten, bis er einen kleinen Laden errichten kann, — unterdessen haben wir uns lieb. Es wird Ihnen sehr albern vorkommen; — ich weiß gar nicht, wie ich es gewagt habe, — ich bin so verlegen —“

„Aber nein, Gegia, Du hast gar keine Ursache, Dich zu schämen. Wenn der Handschuhmacher kommt, werde ich mit ihm sprechen, und wenn er Ernst macht, werde ich euch helfen. Unterdessen habt euch lieb und danket Gott, daß Er euch eine Heirath aus Liebe gewährt!“ Sie seufzte bitter. „Und nun laß mich den Brief lesen!

Steht etwas darin, was Dir keine Ehre macht?“

„Ach, was denken gnädige Frau! Er ist ein ordentlicher, junger Mann!" und noch immer zaudernd und verlegen, aber zu gehorchen gewöhnt, reichte ihr Gegia den Brief, der an ihrer jungen Brust warm geworden war oder zog sich in einen Winkel zurück, indem sie am Saum ihrer Schürze zupfte.

Margarethe überflog begierig den Brief; sie konnte sich nicht Rechenschaft geben über den ungesunden Wunsch, der sie dazu trieb, die Liebesangelegenheiten dieser Leute aus dem Volke kennen zu lernen. Es giebt Krankheiten, welche eine Begier nach herben Früchten, nach bitteren oder scharfen Speisen erregen; Margarethens Seele war auch krank und sank von ihrer Höhe herab; minder ätherisch als früher, konnte sie sich nicht mehr im unendlichen Raum des Ideals und der Kunst schwebend erhalten; im Kampfe mit sich selbst studirte sie ihre eigenen Empfindungen, indem sie die Gefühle des Dienstmädchens analysirte, wie der Naturforscher die eigenen Nerven an einem Hunde oder einem Frosche beobachtet.

Der Brief des Handschuhmachers war naiv, leidenschaftlich und gewöhnlich, voll von Fehlern. Es war darin die Rede von einer Liebe, feurig wie die Lava des „Visuvs", unendlich wie der Sand am Meer. Ohne Uebergang zählte er dann auf, wieviel Handschuhe er in einem Monat verkauft hatte, von den einfachen bis zu den feinen von Ziegenleder mit doppelter Naht und zehn Knöpfen; wie schwer es wäre, Handschuhe mit zehn Knöpfen zu machen, welche den Damen gut säßen, von denen manche spindeldürre und manche zu dicke Arme hätten, wie schwer, die Concurrenz mit den anderen Handschuhmachern auszuhalten. Aber wenn er an sie dächte, würden ihm auch die Handschuhe mit zehn Köpfen leicht. — In einigen Tagen würde er nach Rom kommen, und was für schöne Stunden würden sie dann mit einander verleben — sie erinnerte sich wohl noch der Osteria vor Porta del Popolo, des köstlichen römischen Weines zu vierzig Centisimi das Liter — und des ersten Kusses auf der Wiese in der Villa Borghese — später hätte er noch mehr bekommen, wie der Brief besagte, aber den ersten würde er nie vergessen. Und dann folgte die Unterschrift: Dein glühender Liebhaber, Gennarino, Handschuhmacher im Groß- und Kleinhandel."

Margarethens Lippen umspielte ein Lächeln, sie gab Gegia den Brief zurück und diese stand noch immer gesenkten Hauptes wartend da, wie eine Schuldige.

„Und wovon sprichst Du denn in Deinen Briefen? Von den Hemden, die Du nähest und von den Spitzen, die Du vorgestern verdorben hast, als Du beim Plätten wahrscheinlich an ihn dachtest?"

Gegia, ein kluges Mädchen, fühlte den Spott und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Was wollen gnädige Frau! Wir sind einfache Leute, wozu sollen wir uns schöne Redensarten schreiben? Es ist genug, daß wir uns in aller Unschuld, von Herzen lieben.“

„Du hast recht, meine liebe Gegia. Gott helfe Dir bei Deinen guten Vorsätzen.“ Ein neuer Seufzer schwellte Margarethens Herz und sie sah noch ernster und trauriger aus. Haltet euch brav, und ich werde etwas für euch thun.“ —

In ihrer Freude küßte das Kammermädchen zärtlich die Hand ihrer schönen Dame und rief aus: „Sie sind ein Engel! und verdienten die glücklichste, die geliebteste der Frauen zu sein!“ —

Bei dem strengen Blick, welchen die Herrin ihr zuwarf, nahm Gegia ganz bestürzt ihre Arbeit wieder auf, und Margarethe ging in ihr Atelier zurück. Sogar ihr Mädchen wußte, daß sie nicht geliebt, nicht glücklich wäre, und vielleicht hatte sie ihre Gedanken errathen, kannte ihre geheimen Qualen und hätte sie verrathen können. — Vielleicht schrieb sie darüber in ihren Briefen an den fernen Liebhaber? —

Ein Schauer rieselte ihr durch Mark und Bein — die ungewöhnliche Vertraulichkeit, welche sie jenem Mädchen bewiesen, konnte so ausgelegt werden, als ob Margarethe ihr Schweigen erkaufen oder bald eine Mitschuldige aus ihr machen wollte. Wohin verirrten sich ihre Gedanken? War es nicht genug, sich selbst besiegt zu haben? Hatte die bloße Thatsache, daß sie auch anderen als reinen Wünschen ihre Seele erschlossen, sie etwa für immer befleckt? — Warum dann so lange wiederstehen, so viel leiden?

In der That beruhigte sie sich allmälig, aber die gefährlichen Vorstellungen kehrten zurück, zuerst heimlich, verschleiert, dann deutlich, riesenhaft. Ihr Körper war unthätig, aber ihr Geist arbeitete beständig, dachte sich Gespräche aus, die sie nie gesprochen, Begegnungen, die sie nie gehabt hatte, zärtliche oder herzzerreißende Auftritte. Denn sie hielt sich wirklich für schuldig. Ein Romanschriftsteller hätte Margarethen um das Geschick beneiden können, womit sie die wenigen Erinnerungen an die kurzen mit Zikäf verlebten Stunden und die von ihrer Phantasie geschaffenen Erlebnisse mit einander verwob.

Anselmini war noch immer unwohl und ging Abends nicht aus; von Zikäf hatte sie weiter nichts gehört und wagte nicht nach ihm zu fragen. Eines Abends aber, als Solfa mit seinem „wu“ kein Ende fand und sie, wie eine Verzückte, an ganz etwas anderes denkend, dazu

lächelte, sprach sie laut den Namen des Fürsten aus und hielt dann, wie über sich selbst erschrocken, inne.

„Fragten Sie mich nach dem armen Zikäf?“ sagte der treue Solfa ganz harmlos. „Es geht ihm sehr, sehr schlecht, in diesem Jahr sind alle krank, wirklich alle!“

Margarethe rührte sich nicht; für sie war der wahre Zikäf schon todt — todt wie Philipp; es war ihr Schicksal nur Scheingestalten zu lieben.

Solfa ging früh fort und murmelte für sich: „Frau Margarethe wird wunschön, ist abgemagert, mir gefällt sie nicht mehr; Rosina gefällt mir besser.“ Damit beschleunigte er den Schritt, um sich zu überzeugen, daß der gereiften, dicken Haushälterin wirklich der Preis gebühre.

So schlichen noch einige lange, einförmige, drückende Tage hin. Es regnete unablässig, der Himmel war grau, die Luft schwer. Margarethe ging nicht aus und kümmerte sich nicht um die Außenwelt. Matt und unsicher ging sie im Hause umher, nahm keine Besuche an und ging an dem gewohnten Abend nicht in die Oper. Ihre Briefe ließ sie sich auf den Schreibtisch ansammeln, und gab keine Antwort auf Einladungen, die weder angenommen noch abgesagt liegen blieben.

Man bemerkte endlich, daß Margarethe sich weder in Gesellschaften, noch an öffentlichen Orten sehen ließ, und überall spendete man ihr das höchste Lob und stellte sie als das Muster einer Frau auf. „Ach! der Fulvius hat das garnicht verdient!“ sagten die Männer, und die Frauen setzten ärgerlich hinzu: „Der Fulvius wird eine Perle von Mann sein, warum wollt ihr ihn nach euch beurtheilen? Was wißt ihr von seinen Vorzügen?“ — „Und wollt ihr euch vielleicht mit der Terzani vergleichen? die ist eine Seltenheit, eine Künstlerin, eben so schön wie treu! Der Schelm der Fulvius hat sie wohl expreß für sich bestellt, er ist ja so ein tüchtiger Ingenieur!“

Kurz, überall wurde mit der höchsten Achtung von der schönen Genueserin gesprochen, und wer sie noch nicht kannte, wünschte sie kennen zu lernen. Um ihre Stirn wob sich ein Heiligenschein, dessen sie noch vor kurzem würdig gewesen. Aber geht es nicht immer so? Wann weiß die Welt zu rechter Zeit Lob und Tadel auszutheilen?

Endlich meldete ein Telegramm die Rückkehr des Ingenieurs. Margarethe nahm die Nachricht mit Freude auf: sie war so weit gekommen, die Anwesenheit Fulvius' wie eine Rettung zu ersehnen. Sie war ihrer eignen Vernunft nicht mehr sicher, und die Anwesenheit ihres Gatten würde sie ohne Zweifel aus ihrer Schmerzversunkenheit reißen.

Fulvius würde sie mit einem freundlichen Wort aus diesem bösen Traum wecken, und sie würde ihm verzeihen, wenn er ihr ein gutes Wort gäbe, dessen ihr wundes Gemüth bedurfte. Was das für ein Wort sein sollte, wußte sie nicht, aber wenn Fulvius es sprechen könnte, wenn er sie dazu brächte, die Thränen zu vergießen, welche sie seit so vielen Tagen beinahe erstickten!

Der Ingenieur sollte um zehn Uhr Abends ankommen; sie traf die nöthigen Anordnungen, und als sie an einem Spiegel vorüberging, betrachtete sie sich aufmerksam. Es war schon so lange her, daß sie nicht mehr auf sich Acht gab; die matten Augen, das bleiche Gesicht hatten ihre Schönheit verändert aber nicht zerstört, sie beurtheilte sich mit künstlerischen Gefühl und fand sich eher noch anziehender, so blieb sie einen Augenblick stehen und sah sich fest in die eignen Augen. Ein bittres Lächeln flog über ihre Lippen:

„Was kommt es jetzt darauf an?“ Sie setzte sich, um ihre Flechten wieder in Ordnung zu bringen, die schwarzen Haare bedeckten ihr das Gesicht, sie riß daran und weinte wie verzweifelt. Dann wurde sie wieder ruhig, ordnete ihre Haare und ihren Anzug und ging in ihr Atelier, wo sie Philipps Bild und die trocknen Blumen aus Calatafimi aus einem Schubfach nahm. Trotz Wind und Wetter öffnete sie die Balkonthür und ohne das verblaßte Bild ihres Helden anzusehen, zerriß sie es und warf die Stücke in den drohend angeschwollenen Fluß. Sie wollte auch die Blumen hineinwerfen, aber diese waren leichter und wollten nicht fort, sie flogen ihr auf die Hände, die Haare, die Kleider zurück, als wollten sie sagen „Wir sind die Andenken an deine Vergangenheit und wollen bei dir bleiben, dich trösten und dich wider deinen Willen gegen dich selbst beschützen.“ Aber sie zerrieb allmälig unbarmherzig die vergilbten Blätter und hatte keine Ruhe, bis sie alle zu Staub geworden. Es war als hätte das Verhängniß nur darauf gewartet, um sich seiner Beute zu bemächtigen.

Achtes Kapitel.

In diesem Augenblick erschien Gegia in der Thür, etwas verlegen und mit geheimnißvoller Miene.

„Was willst Du?“ fragte Margarethe rasch.

„Eine Dame wünscht, Sie zu sprechen —“

„Man wird ihr gesagt haben, daß ich keine Besuche annehme —“

„Allerdings! — Da hat sie nach mir gefragt —“

„Nach Dir? — Kennst Du sie?“

„Nun — wenigstens nur dem Namen nach — aber ich konnte es doch nicht ablehnen, an den Wagen zu kommen — als sie mich sah, faßte sie mich bei beiden Händen — sagte, sie wäre schon öfter gekommen, ohne Sie je zu Hause zu finden, heute müßte sie Sie durchaus sprechen. Ach gnädige Frau! Sie ist so schön! sie sprichst wie Musik, — sie hat mich beschworen, Ihnen diese Karte abzugeben, sie hat mich so schön, so innig gebeten. Die Arme, sie scheint ganz außer sich zu sein."

„Aber wer ist es denn?"

„Die Fürstin Zikäf!" murmelte Gegia mit gedämpfter Stimme, als ahnte sie etwas von dem Geheimniß ihrer Herrin. „Eine Schönheit, gnädige Frau, ein Engel — ganz ihr Sohn. Sie wartet noch immer unten, was soll ich antworten?"

„Daß ich unwohl bin und Niemanden empfange. — Gegia, weshalb siehst Du mich so an, ohne Dich zu rühren? — Warte, es könnte sich um der Verkauf der Villa handeln; bitte die Dame herauf und sage Joseph, er solle eine Lampe anzünden, es ist dunkel geworden."

Gegia ließ sich das nicht zwei Mal sagen und lief zu der schönen Dame herunter, die in ihren Augen vollkommen war, um ihr zu sagen, daß ihre Herrin mit ihr eine Ausnahme machen wolle.

In der Dunkelheit, die im Zimmer herrschte, kämpfte Margarethe nach besten Kräften gegen ihre Aufregung an.

„Seine Mutter! seine Mutter! weshalb kam sie?"

Noch ehe die Fürstin eingetreten war, verkündete ein süßer durchdringender Duft Margarethen ihre Nähe; diese ging ihr einige Schritte entgegen und blieb wie verzaubert vor der Erscheinung eines kleinen Mädchens stehen. Wie ein solches wenigstens erschien im Halbdunkel die weißgekleidete Gestalt, welche leicht und duftig ihr entgegentrat und ihr die Händchen mit den enganschließenden Handschuhen entgegenstreckte, über welchen sich zahlreiche Armbänder in allen Formen zeigten, die alle für den zarten Arm zu weit waren.

„Endlich", sagte ein Stimmchen, das an Mozarts Musik erinnerte, „endlich!"

Margarethe verneigte sich kaum, machte leise ihre Hände aus den nervösen Fingern los, welche sich trotz der Handschuhe festklammerten und lud ihren unerwarteten Besuch ein sich zu setzen.

Unterdessen kam der Diener mit den Lampen, und die beiden Damen benutzten den Augenblick, um einander forschend anzusehen. Ein unerfahrenes Auge hätte die Fürstin für jünger angesehen als Margarethe; ihr schlankes, reizend gebildetes Figürchen zeigte unter den Falten des weißwollenen Kleides runde jugendliche Formen, ihr üppiges Haar war

aschblond, über der niedrigen Stirn künstlich gekräuselt, die klaren blauen Augen erinnerten sofort an die ihres Sohnes, nur der Mund mit den allzu rosigen Lippen, deren Farbe nicht natürlich schien, war von einigen verrätherischen Falten umgeben, welche die scheinbare Jugend Lügen straften. Indessen so wie sie dastand, schien die Fürstin Zikäf aus dem Quell der ewigen Schönheit getrunken zu haben, und Margarethe konnte sich an ihr nicht satt sehen, sie war sofort hingerissen und geneigt, diese kleine Fee zu vergöttern.

„Margarethe! — entschuldigen Sie, daß ich Sie so nenne — ich kenne Sie schon so lange! Margarethe, erbarmen Sie sich unser!"

Damit sank die Dame in einen Lehnstuhl und bedeckte sich das Gesicht mit den kleinen Händen; bald flossen wahre, aber stille Thränen durch die feinen Finger.

„Gnädige Frau", stammelte Margarethe aufs tiefste bewegt, „ich weiß nicht —"

„Ach, verzeihen Sie! Sie sehen in mir eine arme, vom Schmerz verstörte Mutter! — Sergius, mein Sergius, mein einziger Sohn liegt im Sterben!"

Margarethe stand stumm, sie schien diese Kunde geahnt zu haben, wie einst den Tod Philipps.

„Haben Sie mich nicht verstanden? Er stirbt?" fuhr die Fürstin mit einer Heftigkeit fort, die eben so groß erschien wie ihre Gestalt winzig. — „Er stirbt! Er liegt krank am römischen Fieber und will kein Chinin einnehmen, was allein ihn retten könnte. Er will sterben! will mich verlassen — und das um Ihretwillen. Leugnen ist vergeblich — ich weiß alles! War ich nicht die Vertraute seiner Liebe? Murmelt er jetzt im Fieber nicht beständig Ihren Namen? Es mag Ihnen sonderbar vorkommen, daß ich hier bin und Ihnen das alles sage, aber Sie können nicht wissen, was Sergius mir ist. Auch wenn Sie selbst Kinder hätten, könnten Sie es nicht wissen. Ich wurde als Katholikin geboren und mußte mich an einen andern Ritus gewöhnen; ich bin eine Polin und mußte mit einem Russen in einem fremden Lande leben; ich wurde geliebt und — Aber Sie machen sich nichts aus mir und auch nichts aus Sergius! Jetzt sehe ich es. Also muß er sterben? Mein armer, armer Sohn!" und reichliche Thränen strömten über ihr reizendes Gesicht.

Margarethe stand noch immer todtenblaß vor ihr, sie stützte sich auf den Tisch und fragte zitternd: „Was führt Sie zur mir?"

„Eine thörichte Hoffnung! Eine Mutter ist zu allem fähig, um ihren Sohn zu retten!" und neues Schluchzen erschütterte den zarten Körper.

Bei der Berührung mit diesem eleganten nervösen Geschöpf, dessen Mutterschmerz nur noch die Lieblichkeit erhöhte, fühlte Margarethe ihren Stolz dahinschmelzen, wie Wachs an der Sonne, und wünschte nur innigst, diese Thränen zu trocknen, noch ehe sie ihre Gedanken dem leidenden Sergius zuwandte, der um ihretwillen den Tod herbeiwünschte.

Im Salon herrschte ein durchdringender betäubender Geruch; das andauernde Schweigen, der flehende Blick dieser blauen Augen, die ihr so bekannt waren, die unruhigen Schläge des eigenen Herzens versetzten Margarethe in neue Bestürzung. Wie ein Blitz traf sie plötzlich der Gedanke, daß Sergius im Sterben läge; es schien, als hätte es einiger Zeit bedurft, bis das theure Bild so ganz verändert vor ihr aufstiege. Sie sah ihn auf seinem Bette liegen, in dem ihr bekannten Zimmer, das ihr in allen Einzelheiten vorstand — sie stieß einen leisen Schrei aus und warf sich auf einen Sessel.

Der Fürstin war es von diesem Augenblick an klar, daß sie ihr Stück durchsetzen würde, und so faßte sie Muth. Sie trat zu Margarethen heran, kniete beinahe vor ihr nieder, faßte sie wieder bei den Händen und sagte:

„Er ist erst fünfundzwanzig Jahre alt und ist mein Abgott, der Abgott von allen! Von Ihnen nicht — nein! O, er hat mir alles erzählt, Sie sind eine tugendhafte Frau, Sie haben sich nicht hinreißen lassen. Wohl Ihnen, daß Sie widerstehen konnten! — Aber er hat so viel gelitten — seine Leidenschaft ist immer stärker geworden. Sie wissen vielleicht nicht, seit wie lange Sergius Sie liebt. Es war ein Geheimniß zwischen ihm und mir; jeden Tag auf der Spazierfahrt sagte er zu mir: „Da ist sie!“ Und dann schlug auch mir das Herz. Ach ich lebe ja nur durch ihn, für ihn, mit ihm. Wenn er stirbt, werde ich ihn keine Stunde überleben! Er ist meine Seele! Ich liebe ihn mehr als Gott selbst!“ — Neues verzweiflungsvolles Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Margarethe hatte noch nie einen solchen Ausbruch von Liebe gesehen, sie war davon ganz hingenommen. Durch die Lippen der Mutter zu ihr dringend, erschien ihr Sergius Leidenschaft rein, und ihr Herz schlug im Einklang mit dem Mutterherzen, nur wurde sie allmälig eifersüchtig auf diese glühende Liebe, die dem ihr theuren Mann galt.

„Als ich zuerst Sergius' hoffnungslose Liebe bemerkte, schrieb ich an Olga, sie möge herkommen. Einst, vor ihrer Verheirathung hatte sie ihm gefallen, jetzt da sie Wittwe ist, hätte er sie heirathen können. Es war alles umsonst! Aber Sie sind nicht schuld daran, Sie sind eine tugendhafte Frau; — beim ersten Worte haben Sie ihn zurückgestoßen! —

meinen Sergius, den Abgott aller Frauen. Und er hat die ganze Nacht am Tiberufer zugebracht, da hat er sich das Fieber geholt. Jetzt will er kein Chinin einnehmen, jetzt will er sterben, und er wird sterben, der Doctor hat es gesagt. Sie sind nicht Mutter! Sie sind eine tugendhafte Frau, sie haben kein Gefühl! — Ach sagen Sie mir ein gutes Wort! Können Sie meine Herzensangst ohne Thränen ansehen? Ich hatte mein Herz geprüft, hatte mich an meine Leiden, meine Schwächen aus früherer Zeit erinnert, hatte geglaubt — — —"

„Was denn?" sagte Margarethe leise. „Ich weine nicht, aber ich leide; ich beklage Sie und ihren armen Sohn und werde für ihn beten, daß er gesunde. — Wenn ich wider meinen Willen die Veranlassung zu seiner Krankheit gewesen bin —"

„Ach, wider Willen! Früher hätte ich darauf geschworen, daß Niemand wider seinen Willen geliebt werden könne, es müsse zwischen beiden ein geheimes Gefühl von Gegenliebe bestehen — und ich will Ihnen alles bekennen, denn deshalb bin ich gekommen. Ich dachte bei mir: sie muß ihn unwillkürlich ein wenig lieben, vielleicht unbewußt — kaum wird sie hören, wie sehr er leidet, so wird sie überwunden sein. Ich, seine Mutter werde sie anflehen" — und diese Worte begleitete sie mit flehender Geberde — „lassen Sie ihn nicht sterben! Kommen Sie, geben Sie ihm einen Schimmer von Hoffnung, einen Beweis der Theilnahme! Dauert Sie nicht diese Mutter, die so weit gebracht ist, daß sie eine Frau anflehen muß, sie möge Erbarmen mit ihrem Sohne haben? Ach, ich schäme mich vor mir selbst, und doch werde ich nicht nachlassen, wenn sie mir nicht dieses Erbarmen verheißen!" Wie ein physikalisches Instrument alle die tausend Veränderungen in der Luft wiedergiebt, so gab die Stimme der Fürstin in ihren verschiedenen Modulationen alle Gefühle wieder, welche ihr durch die Seele gingen. Diese Stimme hatte Töne, welche die zartesten Empfindungen ausdrücken konnte, sie bebte und erschütterte wie ein elektrischer Strom.

„Aber was kann ich denn für Ihren Sohn thun? Wenn es möglich wäre, möchte ich gern mein Leben hingeben, um ihn zu retten." — Margarethe war endlich überwältigt und brach in Thränen aus.

„Sie weinen? O wie gut Sie sind! Ich danke Ihnen! Hören Sie! In meinem Lande ist es Sitte, Kranke zu besuchen. Die Damen scheuen sich nicht, auch in das Haus eines unverheiratheten jungen Mannes zu gehen; Niemand findet etwas darin. Hier in Italien ist man strenger; aber Sergius wohnt bei seiner Mutter; könnten Sie nicht mir oder Olga einen Besuch machen? Sehen Sie also, es ist kein Unrecht in dem, was ich Ihnen vorschlage. — Sie kommen mit mir, ich

führe Sie an das Bett des Kranken, vielleicht erkennt er Sie, vielleicht bringen Sie ihn dazu, Chinin einzunehmen. Dann ist er gerettet — und Sie können gleich wieder fortgehen! Mehr verlange ich nicht. In welche Gefahr begeben Sie sich denn, da sie ihn nicht lieben, da Sie Ihrer selbst so sicher sind?"

„Wie aber wird ihr Sohn meinen Besuch auffassen?"

„Wenn er wieder gesund ist, werde ich ihn darüber aufklären — jetzt wollen wir keine Zeit mehr verlieren; wehe, wenn er einen neuen Anfall bekommt! Aber sind Sie denn noch nicht entschlossen? Ach, Sie sind wirklich unbarmherzig!" — Die Fürstin sprang auf und stürzte nach der Thür, Margarethe trat ihr in den Weg.

„Ich komme mit Ihnen!"

„Gott segne Sie. Also schnell! wir dürfen keine Zeit mehr verlieren."

„Hören Sie mich noch einen Augenblick an; ehe ich Ihnen folge, will ich Ihnen ein Geständniß ablegen. Ich bin nicht so stark, wie Sie glauben. — Ich liebe Sergius! Ich habe so viel gerungen, ich hielt mich für gerettet! Sie kommen mich versuchen, und ich kann Ihnen nicht widerstehen, aber ich will mich nicht in eine Tugend hüllen, die nicht mehr mein ist. Ich will, daß Sie wissen, was Sie von mir verlangen, und was ich für Sie thue. — Treten Sie jetzt zurück? Fürchten Sie nichts, ich nehme die Verantwortung für mein Thun ganz auf mich; wenn Sie nicht gekommen wären, und ich erfahren hätte, wie ernst die Krankheit Ihres Sohnes ist, so würde ich in jedem Falle zu ihm gekommen sein; ich hatte es ihm versprochen. Erlauben Sie!" und in ihrer ruhigen stolzen Weise ging sie an der Fürstin vorüber und zog die Klingel. Gegia erschien in der Thür.

„Bringe mir die schwarze Mantille, ich muß in einer wichtigen Angelegenheit ausgehen. Wenn ich um neun noch nicht zurück sein sollte, schicke den Wagen nach dem Bahnhof. Dort werde ich mich auch einfinden, um meinen Mann zu empfangen" — dann sagte sie zur Fürstin gewendet: „Er kommt heute Abend zurück."

Diese weinte nicht mehr, sondern beobachtete Margarethen mit neugierigen fast beleidigenden Blicken; mit einem lang gedehnten „Ah" nahm sie die Nachricht von Fulvius' Rückkehr auf, sagte aber kein Wort.

Während Gegia ihrer Herrin den Mantel umlegte, seufzte sie tief. Margarethe wendete sich um, und als sie das Mädchen ganz aufgeregt und verweint sah, fragte sie sanft: „Was ist Dir?"

„Ach wenn Sie wüßten, gnädige Frau! Er ist gekommen! er hat

mir geschrieben und will mich sprechen! Besinnen Sie sich nicht? Gennarino, der Handschuhmacher. Erlauben Sie mir heute Abend mit ihm auszugehen? Ich werde früh zurückkommen" — sie folgte ihrer Herrin Schritt für Schritt bis an die Thür und sah sie mit flehenden Blicken an.

Margarethe legte ihr liebevoll die Hand auf die Schulter: „Nein, Gegia, gehe nicht; laß mich erst mit ihm sprechen. Bringe nicht Deine Unschuld in Gefahr, mein Kind, Du könntest es bereuen." — Gesenkten Hauptes eilte sie der Fürstin nach, welche die Treppe hinunterflog und setzte sich zu ihr in den kleinen, mit Atlas ausgeschlagenen Wagen, der wie ein Schmuckkästchen aussah.

Gegia blieb an der offenen Thür stehen; zuckte die Achseln und verzog den Mund. „Gehe nicht! das ist leicht gesagt, und warum denn nicht? Und wohin geht sie denn? Ich will ja nicht in ihre Geheimnisse eindringen, die Arme! Aber ich bin frei, und dann wird es Niemand erfahren! Die Herrschaften werden nicht vor elf nach Hause kommen; ich werde Joseph sagen, daß ich zu Bett gehe, und dann leise, leise — Er wird mich ja heirathen, was kann dabei Böses sein?"

(Schluß folgt.)

Ursachen und Verlauf der letzten Revolution in Chile.

Von

Professor Dr. v. Lilienthal.

Nachdem Chile im Anfange dieses Jahrhunderts das spanische Joch abgeschüttelt hatte, wurde dem jungen Staate im Jahre 1833 eine Verfassung zu Theil, die sich im Wesentlichen bis zum Januar 1891 unverändert erhalten hat. Unter dem Schutze dieser Verfassung, welche dem Präsidenten der Republik eine bedeutende Machtstellung zusicherte, hat sich Chile, von unbedeutenden Ruhestörungen in den Jahren 1851 und 1859 abgesehen, bis in die jüngste Zeit einer durchaus ruhigen, geordneten Entwicklung zu erfreuen gehabt, welche dem Lande zu einem stetigen Fortschritt, zu solcher Entfaltung seiner Machtquellen verhalf, daß der vierjährige gegen Peru und Bolivien siegreich geführte Krieg im Jahre 1883 zu einer vollständigen Oberhoheit Chile's an der westlichen Küste Süd-Amerikas führte. Auf das günstigste sticht diese Entwicklung gegen die Argentiniens ab, das nach verschiedenen Schreckensherrschaften gewaltthätiger Generale einen zwar staunenswerthen Aufschwung nahm, dessen Ueberstürztheit aber eine financielle und politische Krisis heraufbeschwor, von der noch heute keiner weiß, wie sie enden wird.

Auch Chile ist im vergangenen Jahre 8 Monate lang von einem Bürgerkriege heimgesucht worden, aber mit der Niederlage Balmaceda's zogen Ruhe und Ordnung wieder ein, sodaß uns heute der Telegraph von jenem Lande nicht mehr erzählt als vor 2 Jahren. Wo liegen nun die Ursachen und welches ist der Verlauf dieser auffälligen Erscheinung?

Wenn man die Verfassung eines fremden Landes liest, so wird man dadurch über seine politischen Zustände nur oberflächlich belehrt. In Wirklichkeit handelt es sich um den Brauch, um die Art und Weise wie ein Volk seine Verfassung auffaßt und handhabt.

So schreibt die chilenische Verfassung freie Präsidentenwahl vor, aber in Wirklichkeit war von einer derartigen Freiheit keine Rede. Jeder Präsident wählte sich gegen das Ende seiner Amtsperiode einen Nachfolger aus. Dieser galt dann als officieller Candidat, wurde zum Premierminister gemacht und beeinflußte nun das mächtige von der Regierung abhängende Heer von höheren und niederen Beamten so, daß schließlich sein Name siegreich aus der Wahlurne hervorging. Auf diese Weise kam auch José Manuel Balmaceda als Liebling und Candidat seines Vorgängers Santa Maria am 18. September 1886 ans Ruder. So lange die Präsidenten zu ihren Candidaten Männer wählten, die politisch verdienstvoll, gesellschaftlich angesehen, in Bezug auf Charakter und Ehrlichkeit unantastbar waren, konnte dies System in einem Lande zu keinen Schwierigkeiten führen, in welchem die große Masse der Bevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig ist.

Zur Zeit der Wahl Balmaceda's bestanden in Chile eigentlich nur zwei Parteien, die conservative und die liberale. Der wesentliche Gegensatz zwischen beiden lag darin, daß die Liberalen das Staatswesen von dem kirchlichen Einfluß befreien und ihm zu einem kräftigeren Vorgehen auf den Gebieten des Unterrichts und Verkehrs verhelfen wollten, während den Conservativen diese Bestrebungen zuwider waren. Ueber die Auslegung der Verfassung, über die Grenzen der ausführenden und gesetzgebenden Gewalten war man eins. Nur ein kleiner Theil der liberalen Partei war mit der Wahl Balmaceda's unzufrieden, söhnte sich jedoch bald mit dem neuen Präsidenten aus, als derselbe begann, seine Regierung im liberalen Sinne auf das Thatkräftigste einzuleiten. Das öffentliche Unterrichtswesen, der Verkehr, die militärische Sicherstellung des Staates nahmen durch Gründung neuer Schulen, durch Heranziehen europäischer Lehrer und Officiere, durch Eisenbahnbauten einen solchen Aufschwung, daß man nicht umhin konnte, Balmaceda als einen der verdienstvollsten Präsidenten der Republik zu feiern. Die Mittel zu all' diesen Neuerungen, welche zum Theil schon von Santa Maria begonnen waren, lieferten die seit dem Siege über Peru und Bolivien ungemein gesteigerten Staatseinkünfte. In diesem Kriege waren reiche Salpeter- und Minendistricte Chile einverleibt worden, welche mit ihren Ausfuhrzöllen für Salpeter, Silber und Jod fast die Hälfte des Staatshaushalts bestritten. Während desselben Krieges hatte man Stempelsteuern eingeführt, und war von der Metallwährung zum Papiergelde übergegangen, welch Letzteres mit seinen wechselnden Coursen der Speculation freiesten Spielraum gewährte. Wurde die reiche Siegesbeute auf der einen Seite eine Quelle äußeren

Glanzes, der sich in großen staatlichen Unternehmungen, in der Vermehrung des Beamtenheeres zeigte, so wurde sie auf der anderen eine Quelle inneren Verderbens, indem die chilenische Verwaltung den neuen Aufgaben nicht gewachsen war.

Schonungslos ging man mit dem Gelde um und die Anhänger der überlieferten Sparsamkeit fingen an, über Verschleuderung des Staatseinkommens, über die zunehmende Bestechlichkeit der Beamten zu klagen. Das moralische Niveau des Beamtenthums sank bedenklich und dies forderte eine Reaction heraus. Dazu begann Balmaceda Leute in die höchsten Staatsstellen zu befördern, denen unter früheren Verhältnissen nur die allerbescheidensten Stellungen zugänglich gewesen wären. Der allgemeine Wunsch der besser gesinnten Elemente der Bevölkerung ging dahin, als Nachfolger des Präsidenten einen Mann zu erhalten, dessen Persönlichkeit eine hinreichende Gewähr für die Vernichtung der eingerissenen Mißwirthschaft sei. Doch wußte Balmaceda durch äußerst geschicktes Ausspielen der Parteigruppen gegeneinander die wachsende Unzufriedenheit zu dämpfen, bis letztere gelegentlich seiner Reise nach Iquique im Frühjahr 1889 offen zum Ausbruch kam. Balmaceda war durch und durch eitel und liebte es mit großem Aufwande politische Reisen zu machen, auf denen er den beschränkten Provinzbewohnern alles Mögliche versprach. Auf jener Reise stellte sich nun die officielle Candidatur des Finanzministers Enrique Sanfuentes klar heraus. Derselbe benahm sich wie ein zukünftiger Präsident und wurde von Balmaceda überall als sein erster und einsichtigster Rathgeber gepriesen. Dies Gebahren rief einen allgemeinen Entrüstungssturm hervor. Sanfuentes hatte sich bisher nur durch glückliche Börsenspeculationen und durch das zweifelhafte Verdienst bekannt gemacht, Staatsgelder privaten Banken anvertraut zu haben, was nicht zu seinem Nachtheil ausgeschlagen sein soll. Die Vorliebe Balmaceda's für ihn führte man auf den Umstand zurück, daß er die zerfahrenen Vermögensverhältnisse seines Gönners wieder geordnet hatte. Einen solchen Mann in einer Zeit an die Spitze des Staates stellen zu wollen, welche in erster Linie eine durch Herkunft und Vorleben auf das sicherste bewiesene Makellosigkeit des Staatsoberhaupts benöthigte, mußte als Frevel angesehen werden.

Die Politik der folgenden Monate wurde nun durch das Für-oder-Wider Sanfuentes gekennzeichnet, sanfuentistische Ministerien wechselten mit nichtsanfuentistischen, bis endlich im Juli 1890 Balmaceda des Treibens müde und sich stark genug fühlend seinen Liebling Sanfuentes selbst mit der Bildung eines Ministeriums beauftragte. Es muß hier bemerkt werden, daß man bis dahin regierungsseitig das Bestehen einer

officiellen Candidatur für die Präsidentschaftsfolge geläugnet hatte. Sanfuentes zeigte nun die Bildung seines Ministeriums den Gouverneuren und Intendenten in einem Schreiben an, in welchem er als politisches Kennzeichen seines Cabinets die völlige Ausmerzung seiner Candidatur hinstellte. Damit war auf der einen Seite das Bestehen einer officiellen Candidatur zugegeben, weil aber auf der andern Seite sämmtliche Mitglieder jenes Cabinets als glühende Sanfuentisten bekannt waren, glaubte man nicht an die Aufrichtigkeit jenes Rundschreibens, und beschloß mit allen parlamentarischen Mitteln gegen das neue Cabinet vorzugehen. Im Abgeordnetenhause antwortete Sanfuentes auf die Frage, welcher Partei sein Ministerium angehöre: „Wir sind präsidentiell." Von diesem Augenblicke an gab es in Chile eine neue Partei, die sich im bewußten Gegensatz zu den historisch überkommenen Parteien stellte, die aber in Bezug auf sociales Ansehen ihrer Mitglieder bei Weitem nicht den alten Parteien das Wasser reichen konnte.

Mit ungeheurer Majorität sprach nun sowohl das Abgeordnetenhaus wie der Senat die Censur über das Ministerium aus, d. h. ein Mißtrauensvotum schärfster Art. Trotzdem entließ der Präsident, sich auf sein formelles Recht stützend sein Ministerium nicht; die Minister selbst, anstatt sich zurückzuziehen, erklärten fortan in den Kammern nicht mehr erscheinen und den unumgänglich nöthigen Verkehr mit denselben schriftlich erledigen zu wollen. Die hierdurch hervorgerufene Spannung zwischen der Executive und Legislative war um so gefährlicher, als ein chilenischer Präsident nicht das Recht besitzt, die Volksvertreter zu entlassen und Neuwahlen anzuordnen.

Als zweiter von den Kammern gegen das Ministerium Sanfuentes geführter Schlag ist die Verweigerung des contribuciones zu nennen. In Chile wird der Regierung das Recht Gebühren also Zölle, Stempelsteuern, Postabgaben und Aehnliches zu erheben, periodenweise zuerkannt. Im September 1890 weigerten sich die Kammern der Regierung dieses Recht für die folgende Periode zu übertragen, und damit begannen zwar höchst eigenthümliche, aber unendlich traurige Zustände. Kein Fremder, der sie miterlebt hat, wird sie je vergessen können. Die Post beförderte Briefe und Packete innerhalb Chiles umsonst, sämmtliche stempelpflichtigen Rechtsakte wurden unentgeltlich vollzogen, die Zollämter lieferten zuerst die eingegangenen Waaren gar nicht aus, später nur gegen Sicherstellung der Zollabgaben, die Lebensmittel stiegen im Preise, während der Werth des Papiergeldes sank. Dabei steigerte sich die allgemeine Erregung aufs äußerste. In Volksversammlungen betraten alte angesehene Männer die Rednerbühne und

donnerten gegen den Eigensinn des Präsidenten. In den Straßen rottete sich die Jugend zusammen und forderte in hochtönenden Redensarten Freiheit für das unterdrückte Volk. Die Regierung antwortete mit Vermehrung der Polizei, mit Verabschiedung ihr nicht unbedingt ergebener Beamten und Offiziere. Dazu kamen die Arbeiterunruhen in den Salpeterdistrikten und Häfen, namentlich die Revolte in Valparaiso, bei der eine Menge Hab und Gut zerstört wurde. Allgemein schrieb man der Regierung die Urheberschaft dieser Unruhen zu. Nicht wenig trug zur Aufregung der Gemüther das Witzblatt „el Figaro" bei, welches die intimsten Familienverhältnisse des Präsidenten und seiner Getreuen mit beißendem Spott ans Licht zog.

In dieser Zeit höchster Verwirrung erwarb sich der Erzbischof von Santiago Mariano Casanova das Verdienst erfolgreicher Vermittelung. Das Ministerium Sanfuentes mußte sich zurückziehen und Belisario Prats, ein würdiger, hochangesehener Mann, wenn ich nicht irre, Vicepräsident des obersten Gerichtshofes bildete ein neues Cabinet, das sogenannte Octoberministerium, dessen Programm strengste Neutralität im Wahlkampfe war. Nie ist in Chile ein Ministerium von einer so geschlossenen Kammermajorität unterstützt worden, wie dieses. Die contribuciones wurden bewilligt, der Werth des Papiergeldes stieg, der Handel nahm erneuten Aufschwung und es schien, als ob das Staatsschiff nach schwerer See in die gewohnten, stilleren Gewässer eingelaufen wäre. Auch die beiden wichtigsten Gesetze, das neue Wahl- und Municipalitätsgesetz, die in der Zeit des Kampfes von den Kammern angenommen, aber vom Präsidenten zurückgewiesen waren, weil sie den Zweck verfolgten, der Regierung ihren ungeheuren Einfluß auf die Wahlen zu entreißen, wurden vollzogen.

Aber bald zeigte es sich, daß die ganze Nachgiebigkeit Balmaceda's nur ein geschickter Schachzug gewesen war, um die Bewilligung der contribuciones durchzusetzen und zu Geld zu gelangen. Belisario Prats stieß bei der Ausführung seines Progamms beständig auf den Widerstand des Präsidenten, der sich weigerte, die überall für Sanfuentes wühlenden Beamten, seine Freunde aus schwerer Zeit, wie er sie nannte, abzusetzen. Wie nun auch einige Gefährten von Belisarius Prats den geschickten Versuchen, sie ins Sanfuentistische Lager zu ziehen, immer weniger widerstanden, konnte der ergraute Ministerpräsident die Sache nicht länger ertragen und reichte seine gern gesehene Entlassung ein. Kurzer Hand berief Balmaceda jetzt ein rein präsidentielles Ministerium und schickte die Kammern nach Hause. Bezeichnenderweise fehlten in dem neuen Ministerium sowohl Julio Bañados Espinosa der erklärte

Liebling Balmaceda's als auch Sanfuentes. Sämmtliche alten Parteien Chiles vergaßen nun ihre Gegensätze, Orthodoxe und Freidenker, Conservative und Liberale, Fortschrittler und Nationale schlossen sich zu gemeinsamer Opposition zusammen. Dahingegen legten sich die Anhänger Balmaceda's den Namen liberale Partei bei und gaben die Parole der Demokratisirung der Republik aus. Man sah jetzt eine Aristokratie, welche die Volksrechte vertheidigte, eine Demokratie, welche sie mit Füßen trat. Die Seele der neuen Partei, gleichsam der Kopf Balmaceda's war der erwähnte Bañados Espinosa, der Typus eines intelligenten Emporkömmlings, den Balmaceda schon vor zwei Jahren sozusagen aus dem Staube heraus auf den Ministersessel gehoben hatte, weil er der Verfasser für ihn schmeichelhafter Zeitungsartikel war und über eine nicht geringe Beredsamkeit verfügte. Dieser Mann ist in mehr als einer Hinsicht für die chilenischen Verhältnisse charakteristisch. Ursprünglich Advokat, dann Lehrer der Geschichte und Zeitungsschreiber, wurde er Minister. Als solcher hat er namentlich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens die energischsten Anregungen gegeben, gleichzeitig aber durch Verschwendung, unüberlegte Erlasse und autokratisches Verfahren viel Unheil angerichtet. Nach Abdankung des Ministeriums Sanfuentes, in welchem er Unterrichts- und Justiz-Minister gewesen war, machte ihn Balmaceda zum Professor des Staatsrechts an der Universität zu Santiago. Als solcher entwickelte er vor den Studenten seine staatsrechtliche Doctrin, nach welcher in Chile eine repräsentative Verfassung herrsche, im Gegensatz zu einer parlamentarischen wie z. B. in Frankreich. Danach sollte der Präsident während seiner Amtsperiode dem Wesen nach Alleinherrscher sein, ohne daß die Kammern auf seine Politik einen nennenwerthen Einfluß auszuüben berechtigt wären. Dies war zu erwarten von einem Manne, der bei jeder Gelegenheit eine grenzenlose Eitelkeit, einen glühenden Ehrgeiz an den Tag legte, der in sich selbst nur den zukünftigen Präsidenten und großen Reformator seines Vaterlandes erblickte, ohne im entferntesten das Zeug dazu zu haben.

Nach Entlassung des Octoberministeriums zog sich der politische Groll mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit in private Kreise zurück. Der einzige Ort, wo er sich sichtbar Luft machte, war die comision conservadora. Wenn in Chile die Kammern geschlossen sind, tagt eine besondere von den Kammern gewählte Körperschaft, die sich comision conservadora nennt. Dieselbe hat die Pflicht den Präsidenten sowohl auf seine Verstöße wie auf seine Pflichten gegen die Verfassung aufmerksam zu machen. Da mit dem 1. Januar 1891 der alte Etat seine

Geltung verlor und bis zu diesem Tage der neue Etat um rechtskräftig zu sein von den Kammern genehmigt sein mußte, richtete die comision conservadora wiederholt an den Präsidenten die Bitte, die Kammern einzuberufen, damit der Etat berathen werden könne. Der Präsident antwortete zuerst, daß politische Gründe die Einberufung der Kammern nicht rathsam erscheinen ließen, sodann, dieselben Gründe wie zur Zeit seiner letzten Antwort sprächen gegen die Einberufung, zuletzt beschränkte er sich darauf, bloß den Empfang der betreffenden Zuschriften anzuzeigen. Ueberhaupt büßte in jener Zeit der in der chilenischen Verwaltung herrschende Ton seine überlieferte Höflichkeit mehr und mehr ein.

Noch einmal entschloß sich Balmaceda zu einem Theatercoup und fuhr mit einem Geschwader von 3 Kriegsschiffen nach Talcahuano, um den Grundstein zu den dortigen kaum vermessenen Küstenbefestigungen zu legen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich schon klar, wie sehr der einst so elegante Mann körperlich und geistig gealtert war. In feierlicher Rede rühmte er sich seiner Beziehungen zum Fürsten Bismarck und stellte ihn als den besten Freund von Chile hin. Während des Festessens in Concepcion wurde der Präsident mehrere Stunden lang ausgepfiffen und da er es nicht wagte, sich noch einmal der oppositionell gesinnten Flotte anzuvertrauen, fuhr er der ursprünglichen Absicht zuwider mit Extrazug nach Santiago zurück. Hier hatte sich schon eine Art Polizeiherrschaft ausgebildet, welche das freie Versammlungsrecht des Volkes mißachtete und zu ungerechtfertigten Verhaftungen schritt. Die Polizeimannschaften selbst, namentlich die berittenen wurden bedeutend vermehrt und militärisch einexercirt. Die Mehrzahl dieser Leute bestand aus eingewanderten Spaniern.

Wie tief bereits die Kluft war, welche die „gobiernistas“ von den „opositores“, also die Balmacedisten von der Congreßpartei trennte, zeigte sich besonders darin, daß jetzt zum erstenmale politische Meinungsverschiedenheiten die Ursache ernster Familienzerwürfnisse wurden, eine bis dahin in Chile unbekannte Erscheinung.

Balmaceda selbst nahm die politische Gegnerschaft zum Anlaß, die verdientesten und angesehensten Männer auch aus politisch ganz einflußlosen Aemtern zu verjagen. Seine hervorragendste That in dieser Hinsicht war die Absetzung des hochgeachteten Diego Barros Arrana, des einzigen Vollblutchilenen, der den Namen eines Gelehrten verdient. Er ist Verfasser einer Geschichte von Chile, die auch in Europa Ruf hat, und für welche ihm das dankbare Vaterland ein Jahr früher 20000 Pesos als Ehrengabe zuerkannt hatte. Ein Federstrich genügte, um ihm

die ehrenvolle Stellung des Vorsitzenden der Commission zur Regulirung der Grenze mit Argentinien zu nehmen.

So zog denn der erste Januar 1891 in's Land und mit ihm erschien ein langes Manifest Balmaceda's, das in jeder Zeile die Eigenart des Stiles seines Lieblings Bañados Espinosa verrieth. In diesem Manifest erklärte der Präsident auf dem eingeschlagenen Wege verharren und bis zur Aenderung der Verhältnisse ohne bewilligten Etat weiter regieren zu wollen. Die Einberufung der Kammern, erklärte er, würde nutzlos gewesen sein, da man ihm den Etat doch nicht bewilligt hätte, um ihn von seinen Ministern, zu denen er volles Vertrauen habe, zu trennen. Chile sei schon einigemale eine Zeitlang ohne Etat regiert worden, und seine Gegner hätten nicht das Recht zur Revolution, da sie ihn ja gemäß der Verfassung ein Jahr nach Ablauf seiner Amtsperiode gerichtlich zur Rechenschaft ziehen könnten. Die Bezeichnung Dictator würde er nur dann verdienen, wenn er am Schlusse seiner Amtsperiode die Präsidentschaft nicht niederlegte, sondern weiterführte.

Demgegenüber mußte bemerkt werden, daß in den Fällen der Verwaltung ohne Etat die Kammern jedesmal tagten, und mit der Durchberathung des Etats noch nicht fertig geworden waren, während man ihnen im vorliegenden Falle die Möglichkeit den Etat zu bewilligen gar nicht geboten hatte. Was den Verfassungsartikel über die Versetzung des Präsidenten in Anklagezustand betrifft, so konnte er der Sachlage nach nicht in Frage kommen; denn blieb Balmaceda am Ruder, so setzte er einen ihm ergebenen Nachfolger durch, unter dem die Mißwirthschaft weitergegangen und ein Proceß gegen Balmaceda bedeutungslos gewesen wäre.

Nicht zum wenigsten verschnupfte in jenem Manifest eine Stelle, in welcher der Präsident ausführte, daß die Kernfrage die sei, ob in Chile eine representative oder parlamentarische Verfassung herrsche. Ich, fuhr er fort, werde nie erlauben, daß sich der Parlamentarismus bei uns einbürgere. Diese dictatorische Sprache entfremdete ihm die letzten seiner besseren Parteigenossen.

An demselben ersten Januar machte die Kammermajorität von ihrem verfassungsmäßigen Rechte den Präsidenten abzusetzen in aller Stille Gebrauch. Die Mitglieder derselben unterschrieben eine Akte, in welcher sie den Präsidenten unter Anschuldigung der Untergrabung der Wahlfreiheit, der Anzettelung von Unruhen und Bedrohung der individuellen Freiheit durch Polizeimannschaften, der Aufstellung, Besetzung und Besoldung neuer Aemter ohne Bewilligung des Congresses, der Nichtentlassung censurirter Minister, der Regierung ohne Bewilligung

der contribuciones und des Etats, der Herbeiführung allgemeiner Unruhe, Demoralisation der Verwaltung, und Schädigung des Handels — des Hochverraths am Staate für schuldig befanden. Unter Anrufung des höchsten Richters des Weltalls zum Zeugen der Redlichkeit ihrer Absichten erklären sie sodann den Präsidenten für absolut unfähig weiter zu regieren und beauftragen den Fregattenkapitain Jorje Montt, die Handlungen des Congresses zu unterstützen, um der Verfassung wieder zur Herrschaft zu verhelfen. In der Frühe des 7. Januar sank in der Bai von Valparaiso auf sämmtlichen Kriegsschiffen die chilenische Flagge, die Flagge des Congresses wurde gehißt und damit der Aufstand gegen Balmaceda kund gethan.

Dieser faßte jenes Vorgehen sofort als Rebellion auf und rüstete sich zu bewaffnetem Widerstande. Obgleich Alles im Lande, Einheimisches wie Fremdes, was durch Herkunft, Besitz oder Bildung ausgezeichnet war, fast ausnahmslos auf Seiten der Opposition stand, gelang es ihm das Landheer im Wesentlichen sich ergeben zu erhalten und dasselbe auf Kriegsfuß zu setzen. In Chile ist die Marine eine Art Garde, das Landheer eine social fast verachtete Truppe, deren Führer erst etwa vom Obersten aufwärts gesellschaftsfähig sind. Kein Wunder, daß ein großer Theil des Landheeres die Gelegenheit ergriff, um zu größerem Ansehen zu gelangen. Ueberhaupt bestand der Anhang Balmaceda's im Großen und Ganzen aus Emporkömmlingen, die unter dem früheren allerdings sehr exclusivem Regime kaum zu Rang und Besitz gelangt wären. Die große Masse des Volkes verstand von den Vorgängen nichts und ließ sich stumpf in die Kasernen treiben und einexercieren.

Balmaceda griff nun zu immer schärferen Maßregeln. Die Paragraphen der Verfassung, welche die Freiheit des Individuums und das Versammlungsrecht des Volkes garantirten, wurden aufgehoben, ebenso der oberste und der Apellations-Gerichtshof. Außer den Strafrichtern fungirten nur noch Militärgerichte. Sämmtliche Professoren der medicinischen Facultät zu Santiago wurden mit einem Schlage abgesetzt. Zugleich proscribirte man die ältesten und angesehensten Familien des Landes und verwüstete ihre Güter auf's Grausamste. Politisch Verdächtige wurden in den Gefängnissen geprügelt und gefoltert. Ihren Höhenpunkt erreichte jene Schreckensherrschaft Ende August in der Niedersäbelung von etwa 60 unreifen Jünglingen in Lo Caña*). Ob jene

*) Freiherr von Gutschmid, der deutsche Gesandte in Chile, berichtet unter dem 21. August 1891 (Weißbuch über die Vorgänge in Chile Nr. 227): „Der Wagenverkehr in den Städten ist nur von 6 Uhr früh bis 6 Uhr Abends gestattet; sämmtliche Theater und Vergnügungslokale sind geschlossen; Restau-

Grausamkeiten auf Rechnung von Balmaceda selbst oder auf die seiner Helfershelfer zu setzen sind, dürfte heute noch nicht zu entscheiden sein. Der alte Günstling Sanfuentes zog sich bei Beginn des Bürgerkrieges von seinem Gönner zurück und befleckte seinen Namen nicht mit Blut. Dahingegen spielte Julio Bañados Espinosa jetzt die erste Geige. Er wurde zum Secretair des mobilisirten Heeres ernannt, und derselbe Mann, der sich schon auf so vielen Gebieten versucht hatte, benahm sich nun auch als militärisches Genie.

Während des Januar fuhr die aufrührerische Flotte unthätig an den Küsten auf und ab, bezahlte die gekauften Lebensmittel in englischer Münze und war nur darauf bedacht, ihr Vorgehen von jedem Makel frei zu erhalten. Als dann jede Hoffnung auf eine friedliche Beilegung des Streites gewichen war, beschloß man in den nördlichen Provinzen festen Fuß zu fassen.

Dies gewährte einen doppelten Vortheil. Einmal griff man nicht altchilenisches Gebiet an, sondern Provinzen, welche im Feldzuge gegen

---

rationen und Bierlokale müssen ihre Thüren um 8 Uhr Abends schließen; der Fußverkehr ist nach 10 Uhr Abends untersagt und nur den mit besonderen Erlaubnißkarten versehenen Personen gestattet. Das Tragen rother Halsbinden und anderer Abzeichen in dieser Farbe ist bei 50 Pesos Strafe oder 10tägigem Gefängniß verboten. Der Telegraphenverkehr mit dem In- und Auslande ist für das Publikum geschlossen. Militär- und Polizeipatrouillen durchziehen Tag und Nacht die Straßen der Städte; der Eisenbahnverkehr für Passagiere ist auf einen Zug täglich nach jeder Richtung beschränkt, der Güterverkehr ganz aufgehoben. Endlich ist die sofortige Ablieferung aller Art von Waffen und Sprengstoffen unter Androhung der Aburtheilung der Zuwiderhandelnden durch die Militärgerichte angeordnet worden. Im Laufe der letzten 8 Tage haben allein in Santiago Hunderte von Verhaftungen stattgefunden. Das Land befindet sich im gegenwärtigen Moment, wie aus Vorstehendem ersichtlich, unter der Herrschaft des schlimmsten Militärdespotismus und alles treibt einer ernsten Krisis zu. Denn eine längere Dauer dieses Zustandes halte ich für undenkbar. Am 20. d. M. hat sich auf einem 12 Kilometer von Santiago entfernten Landgute des Herrn Carlos Walker Martinez, welcher als Mitglied des Executivcomités der Revolution sich hier verborgen hält, ein Ereigniß zugetragen, welches tiefe Trauer und Entrüstung über die Hauptstadt verbreitet hat. Etwa 60 den höheren Ständen und daher der Opposition angehörende, kaum dem Knabenalter entwachsene junge Leute hatten sich bewaffnet (wie jetzt feststeht, war nur ein geringer Theil der jungen Leute und auch diese nur mit Revolvern bewaffnet) an dem genannten Orte zusammengefunden, um von dort aus Streifzüge behufs Zerstörung von Eisenbahnen und Telegraphen zu unternehmen. Die Regierung, durch ihren gutorganisirten Kundschafterdienst hiervon unterrichtet, entsandte in der Nacht vom 19. zum 20. d. M. eine Kavallerieabtheilung von 120 Mann dorthin, um die Jünglinge abzufangen. Bei ihrem Eintreffen gegen Tagesanbruch wurde die Truppe mit Flinten- und Revolverschüssen empfangen; nur eine leichte Verwundung erfolgte. Auf Commando machte sie augenblicklich von den Feuerwaffen Gebrauch, umzingelte das Haus, wo die Jugend sich versammelt hatte, schoß die Mehrzahl nieder und nahm die Uebrigen gefangen, welche noch im Laufe des Vormitags standrechtlich erschossen wurden." Freiherr von Gutschmid hat seit diesem Vorfall bis zum Sturze Balmaceda's den Regierungspalast nicht mehr betreten, sondern sich auf schriftlichen Verkehr beschränkt.

Peru und Bolivien erbeutet waren. Zweitens sicherte man sich dadurch etwa die Hälfte der chilenischen Staatseinkünfte. Die Salpeterausfuhr wirft dort ungefähr 7 Millionen Mark monatlich an Zöllen ab. Die Einnahme von Pisagua, 6. Februar, das Bombardement von Iquique, 19. Februar, und das siegreiche Gefecht bei Pozo Almonte, 7. März, sicherten der Opposition die Herrschaft in den nördlichen Provinzen, wo sie eine selbstständige Regierung mit diplomatischen Vertretern in New-York, Buenos Aires und Paris organisirte. In jenem Treffen waren die besten Truppen Balmaceda's, alte, disciplinirte Linienregimenter vernichtet worden. Kurz darauf sahen sich 2400 Mann bei Calama concentrirter Truppen genöthigt, sich auf bolivianisches Gebiet zurückzuziehen, während 900 Mann, die bei Tacna im äußersten Norden Chiles standen, auf peruanisches Gebiet übertraten. Alle diese Truppen waren auf dem Dampfer Imperial durch glückliche Fahrten nach dem Norden geschafft, da ein Weg über Land durch die Wüste ausgeschlossen ist. Trotz der Mißerfolge dieser Truppen dachte damals die Regierung Balmacedas noch weitere Truppen nach dem Norden zu werfen. Herr von Gutschmid äußert in Betreff dieser Pläne Folgendes: „Der ungeheuren Verantwortung, welche die Regierung durch die Aufopferung Tausender von Menschenleben in Wüstenmärschen und ohne sichere Aussicht auf Erfolg auf sich ladet, scheint sie sich garnicht bewußt zu sein."

Wie wenig sich Balmaceda außerdem auf seine Leute verlassen konnte, zeigte das Uebergehen ganzer Truppentheile zur Opposition und die Flucht des Dampfers Maipú Anfang März, der mit Truppen, Waffen und Lebensmitteln ausgerüstet eines Morgens aus der Bai von Valparaiso entwischte, um sich der Flotte der Congreßpartei anzuschließen.

Mittlerweile begann die Ebbe in der Kasse des Dictators. Er ging soweit, 12 Millionen Pesos Papiergeld auf eigene Faust hin auszugeben und den Silberschatz zu Santiago, eine Art Garantiefonds für die Papierwährung auf dem englischen Kriegsschiff Espiègle aus dem Lande zu schaffen, um damit in Montevideo einen italienischen Dampfer zu kaufen. Das Hauptbestreben der Politik Balmaceda's war darauf gerichtet, der Opposition die reichen Mittel abzuschneiden, welche ihr die Besitznahme des Nordens verschafft hatte. Er erließ eine Menge von Verfügungen, welche, obwohl gegen die Opposition gerichtet, in Wirklichkeit nur den internationalen Handel trafen. Hier ist es der umsichtigen und schneidigen Thätigkeit unseres diplomatischen Vertreters des Freiherrn von Gutschmid allein zu verdanken, daß der deutschen Schifffahrt kein größerer Schaden zugefügt wurde. Keiner, der das Weißbuch über Chile auch nur oberflächlich durchflogen, wird sich der Bewunderung für diesen Mann er-

wehren können. Es ist sehr zu bedauern, daß die Kölnische Zeitung das Opfer eines Berichterstatters geworden ist, der von einem in jeder Hinsicht subalternen Standpunkte aus nicht nur Freiherrn von Gutschmid, sondern auch unsere gesammte diplomatische Vertretung im Auslande anzugreifen wagte.

Noch einmal leuchtete der Stern Balmaceda's hell auf. In der Frühe des 23. April gelang es dem kaum aus Europa angekommenen Torpedoboot Almirante Condell das Admiralschiff der Opposition, den Blanco Encalada in der Bai von Caldera in die Luft zu sprengen. Der Verlust des stolzen Panzers ist einem unglaublichen Mangel an Vorsicht zuzuschreiben. Während des ganzen Gefechtes konnte sich der Blanco nicht von der Stelle bewegen und unfähig zum Manövriren erlag er dem tückischen Torpedo. Die Nachricht dieses Sieges wurde feierlichst der unter Balmaceda's Knute neugewählten und ihm natürlich durchaus ergebenen Kammer in der Sitzung vom 25. April übermittelt*), in der sich Balmaceda auf eigenthümliche Art Indemnität ertheilen ließ. Man brachte folgenden Antrag ein: In Anbetracht der außergewöhnlichen Verhältnisse,

---

*) Ueber die Wahl dieser Kammer berichtet Freiherr von Gutschmid (Weißbuch über Chile Nr. 112) „Am 29. März, dem Ostersonntag, haben in ganz Chile, mit Ausnahme der von der Congreßpartei occupirten Provinzen Tarapacá und Antofagasta, sowie des Departements Taltal, die Wahlen zu dem von dem Präsidenten der Republik mittelst Dekretes vom 11. Februar d. J. ausgeschriebenen constituirenden Nationalcongreß stattgefunden. Das Resultat entspricht durchaus den gehegten Erwartungen, indem sowohl bei den Senatoren — als Deputirtenwahlen ohne Ausnahme die Regierungscandidaten durchdrangen. Von einer Wahlcampagne und einem Wahlkampf konnte bei der gegenwärtigen Sachlage selbstverständlich nicht die Rede sein. Der Belagerungszustand war nicht einmal für den Wahltag aufgehoben worden, auch blieb das Versammlungsrecht suspendirt. Eine Tagespresse, abgesehen von einigen wenigen Regierungsblättern, existirt gegenwärtig nicht, ebensowenig ist der telegraphische Verkehr im Inlande freigegeben. Daß die in voller Opposition zur Regierung befindlichen leitenden Klassen sich nicht betheiligten und nicht betheiligen konnten, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Die zur Opposition gehörenden Parteichefs und Politiker, welche eben die höheren Gesellschaftsklassen repräsentiren, befinden sich theils auf der Flotte, theils im Gefängniß, oder sie halten sich verborgen oder sie sind flüchtig. Einige angesehenere Grundbesitzer, welche sich auf ihren Haciendas befanden, wurden kurz vor den Wahlen unter irgend einem Vorwande gefänglich eingezogen und werden jetzt wieder freigelassen."

Ueber die Eröffnung der Kammern am 20. April, zu welcher Freiherr von Gutschmid nicht erschien, heißt es im Weißbuch Nr. 137: „Zum ersten Male seit 4 Monaten verließ aus diesem Anlaß der Staatschef den Regierungspalast. Die für die Sicherheit des Herrn Balmaceda und seiner Minister, die ihn nach dem Congreßgebäude begleiteten, getroffenen Vorkehrungen boten dem Lande ein wahrhaft beschämendes Schauspiel. Denn nicht nur bildete das Militär vom Regierungspalast bis zum Congreßgebäude Spalier, sondern es waren auch sämmtliche Straßen und Straßenzugänge, welche der Zug auf dem Hin- und Rückwege passiren mußte, vollständig, selbst für den Fußverkehr, abgesperrt, so daß der erste Magistrat der Republik buchstäblich zwischen Bajonetten und unter Ausschluß der Bevölkerung die Straßen der Hauptstadt durchziehen mußte." —

welche in der Republik durch die am 7. Januar ausgebrochene revolutionäre Bewegung herbeigeführt wurden, in Anbetracht ferner, daß der Präsident die unabweisliche Pflicht erfüllen mußte, Ordnung und Verfassung aufrecht zu erhalten, wird der folgende Gesetzentwurf gebilligt: 1) Alle von der Regierung seit dem genannten Tage bis zum heutigen vollführten Akte, soweit sie unter normalen Verhältnissen der Verfassung und den Gesetzen zuwider gewesen wären, erlangen gesetzliche Berechtigung. 2) Bis zur Wiederherstellung der Ruhe kann der Präsident jede Person festnehmen lassen und ihren Aufenthaltsort bestimmen, die Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, soweit es nöthig vermehren, die Staatseinkünfte verausgaben, ohne an einen Etat gebunden zu sein, den Staatscredit benutzen, um sich Geld zu verschaffen, den Belagerungszustand verhängen, Beamte ernennen und absetzen, ohne sich durch Förmlichkeiten binden zu lassen, endlich das Versammlungsrecht und die Preßfreiheit aufheben. Hierzu bemerkte ein Abgeordneter, daß es gut wäre, das Datum, von dem ab dem Präsidenten Indemnität ertheilt würde, in den Entwurf selbst aufzunehmen und nicht nur in den Motiven anzugeben, und so schlüge er anstatt der Fassung „seit dem genannten Tage" die Fassung „seit dem ersten Januar" vor. Dies wurde einstimmig angenommen und damit die Verfassungsverletzungen des Präsidenten vom 1. Januar ab im Hinblick auf einen Aufstand gutgeheißen, der am 7. Januar ausbrach!

Wie sehr die neuen Volksvertreter den früheren an Vornehmheit der Gesinnung nachstanden, zeigte sich bald in der Thatsache, daß sie trotz der bedrängten finanziellen Lage ihres Herrn Diäten und Reisekosten forderten. Obgleich die chilenische Verfassung sie den Abgeordneten principiell zugesteht, hatte keine frühere Kammer das Verlangen nach solchem Verdienst an den Tag gelegt. Am 9. Juli kam das deutsche Kreuzergeschwader unter Kontreadmiral Valois in Valparaiso an und wurde sowohl von den dortigen Deutschen wie von Balmaceda auf das Zuvorkommendste empfangen. Herr Valois, dessen Mißhelligkeiten mit Freiherrn von Gutschmid eine müßige Erfindung des Correspondenten des New York Herald sind, erkannte sofort mit sicherem Blick die Sachlage. Er sagt in seinem Bericht vom 22. Juli: Die Stimmung der guten Gesellschaft in Valparaiso und Santiago ist ohne Zweifel auf Seiten der Opposition; selbst die fremden Vertreter stehen zu vielen der ersten Familien der Gegenpartei in guten Beziehungen. Sämmtliche Deutschen in Valparaiso und Santiago scheinen ebenfalls dieser Richtung zu folgen.

Die Congreßpartei bereitete sich nun auf den letzten entscheidenden

Schlag vor, indem sie ein Landheer bildete. Hierbei kam ihr eine unerwartete Hülfe in dem früheren preußischen Artilleriehauptmann Emil Körner, welcher unter dem Vorgänger Balmaceda's Santa Maria mit mehrjährigem Vertrag als Lehrer der Taktik nach Chile gekommen war. Diesen Mann einen Ueberläufer zu nennen, zeugt von großer Unkenntniß der Sachlage. Er hatte sich von vornherein geweigert, Balmaceda mit seinen Diensten zu unterstützen und wenn er überhaupt in jenen Wirren das Schwert ziehen wollte, so konnte er es als Mann von Einsicht und Ueberzeugung nur unter der Fahne des Congresses, die er dann auch zum Siege führte. In vier Monaten hat er aus zusammengelaufenen Leuten eine disciplinirte Armee gemacht. Als endlich die in Europa bestellten Waffen angekommen waren, beschloß man den entscheidenden Vorstoß. In der Frühe des 19. August vereinigte sich das oppositionelle Geschwader mit den Expeditionstruppen an Bord auf der Höhe von Quintero, nördlich von Valparaiso. Dort wurden unter den Klängen der Nationalhymne zwei schwungvolle, sich an den Patriotismus wendende Proclamationen verlesen, die eine unterzeichnet von Jorje Montt dem Oberbefehlshaber, die andere von Holley und Estanislao del Canto, den Führern des Landungscorps. In letzterer heißt es: „Um den Sieg zu gewährleisten, ist die strengste Disciplin in den Reihen des Heeres erforderlich. Bis wir in Santiago als Sieger einziehen, haben wir weder Mütter noch Frauen, noch Kinder, noch Familie. Vom Tambour bis zum obersten Befehlshaber werden alle in den Kasernen oder im Lager bleiben, ohne einen Augenblick sich von der Waffe zu trennen. Wenn auch Sieger, wenn auch schmerzlich bewegt, Valparaiso nicht sehen zu können, werden wir es nicht sehen, falls das nöthig wäre, um die Schnelligkeit des letzten und entscheidenden Schlages in Santiago zu sichern.

Soldaten! Der welcher euch Getränk anbietet, um eure Siege zu feiern, ist ohne Zweifel ein Spion, ein Feind oder ein Verräther. Er will euch berauschen, um euch darauf zu verderben. Chefs und Offiziere! Auf euch lastet eine große Verantwortlichkeit, die aber nicht größer ist als eure Vaterlandsliebe. Was es auch kosten möge, ihr müßt die strengste Disciplin aufrecht erhalten. Stellt euren Soldaten vor, daß wir in unserem eigenen Lande Krieg führen, daß wir die Befreier und nicht die Feinde der Gebiete sind, in die wir eintreten. Macht es ihnen begreiflich, daß Trunkenheit nach dem ersten Siege den Ruin unserer Hoffnungen herbeiführen kann. Gebt uns Disciplin und volle Ordnung in den Schlachtreihen und wir verbürgen euch den Sieg unserer heiligen und gerechten Sache. Eure Oberbefehlshaber

erwarten, daß das constitionelle Heer durch Moralität und Heroismus dem Vaterlande Grund zum Stolze geben wird."

Am 21. August fand der Uebergang über den Aconcaguafluß und die Schlacht bei Concon statt, welche, durch einen glänzenden, von Körner persönlich geführten Sturm auf die vom Feind besetzten Höhen entschieden wurde. In diesem Gefecht wurden zweitausend Gefangene gemacht, von denen sich 1500 sofort bereit erklärten, unter der Fahne des Congresses weiterzukämpfen.

Die Truppen Balmaceda's hatten sich fluchtartig zurückgezogen bis auf den Strand von Viña del Mar, wo sie das Fort Callao und die Höhen von Miramar im Rücken eine vortheilhafte Stellung einnahmen. Am 23. August fand bei Viña del Mar ein lebhafter Austausch von Geschütz- und Gewehrfeuer statt, aber dies Gefecht, bei dem auch die Congreßflotte zeitweilig eingriff, war nur ein Scheinangriff der Congreßtruppen, um eine äußerst geschickte tactische Schwenkung zu maskiren, durch welche sie sowohl in den Besitz von Lebensmitteln kamen, als auch den Feind zwangen, seine starke Stellung aufzugeben und ihm die Verbindung mit Santiago abschnitten. Bei La Placilla etwas südöstlich von Valparaiso machten sie Halt und hier kam es am 28. August zur Entscheidung*). Das nur 3 Stunden dauernde Gefecht endete mit der völligen Niederlage des Balmacedistischen Heeres. Die moralische Fäulniß desselben zeigte sich hier offen in der Uneinigkeit seiner Führer und dem Uebergehen ganzer Regimenter.

Die nun erfolgende Uebergabe Valparaisos kann nicht erwähnt werden, ohne daß man des über alles Lob erhabenen Verhaltens der deutschen Vertreter gedenkt. Gegen 10½ Uhr am Morgen jenes denkwürdigen 28. August theilte der Intendant von Valparaiso Viel dem Admiral des deutschen Geschwaders Valois die gänzliche Niederlage der Regierungstruppen mit und bat ihn die Verhandlungen betreffs der Uebergabe der Stadt zu leiten, sowie den Schutz der Fremden zu übernehmen. Sofort setzte sich der Admiral mit den Befehlshabern der fremden Kriegsschiffe in Uebereinstimmung und landete sodann seine Marinesoldaten, welche die von den Fremden bewohnten Hügel, den Cerro Alegre und Cerro Concepcion, besetzten. Bald darauf kamen noch 80 englische Soldaten an Land, die sich dem Befehl des Capitains Körner unterstellten. Die Franzosen schickten keinen Mann an Land, während sich die Nordamerikaner auf die Besetzung ihres Consulats be-

*) Del Canto gab am Abend vorher seinem Generalstabschef Körner den Befehl zum Angriff mit den Worten: „Greifen Sie morgen an. Wenn wir gewinnen, sei Ihnen der Ruhm, verlieren wir, übernehme ich die Verantwortung."

schränkten. Als man noch im Intendanzgebäude die Form der Uebergabe berieth, sammelte sich vor demselben ein aufgeregter Volkshaufen an und forderte drohend die sofortige Uebergabe. Da traten der Admiral Valois, der Capitainlieutenant Wenzel, der deutsche Consul von Voigts-Rhetz und dessen Sekretair Giraud vor das Volk und beruhigten dasselbe durch gütiges Zureden. Schon hatte die Menge ihre drohende Haltung aufgegeben und rief: „Es leben die Deutschen", als sich plötzlich zwei Mitrailleusen zeigten, welche auf Befehl Viel's herbeigeschafft waren und nun ihre Rohre gegen das Volk kehrten. Kurz entschlossen sprangen der Capitainlieutenant Wenzel und Herr von Voigts-Rhetz vor die Mündungen der Geschütze und verhüteten unnützes Blutvergießen. Endlich wurde, nachdem Viel entflohen war, die Stadt den unterdessen eingetroffenen Vertretern der Congreßpartei übergeben. Mittlerweile war der Pöbel in den Außenvierteln Valparaisos losgebrochen, und die bald einziehenden Congreßtruppen hatten Mühe, die Ruhe wieder herzustellen. Noch zwei Tage blieben die deutschen Soldaten in Valparaiso um die Fremdenviertel zu schützen, bis die reorganisirte Polizei dieses Amt übernehmen konnte.

Am Abend des 28. August legte Balmaceda in Santiago seine Gewalt in die Hände des alten Generals Manuel Baquedano nieder und erschoß sich kurz darauf auf der argentinischen Botschaft. Sein Günstling Bañados Espinosa, der sich bei den Truppen befand und nicht lange vorher eine große Rede in der Kammer gehalten hatte, die er mit den Worten schloß: Und wenn wir unterliegen, so sterben wir eingehüllt in die Fahne unserer Ueberzeugung und unserer staatsrechtlichen Lehren, — dieser Held setzte hier seiner Thätigkeit die Krone auf. Anstatt seinem Herrn und Meister nun auch im Unglück beizustehen, brachte er sich auf einem nordamerikanischen Kriegsschiff in Sicherheit. Unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Sieges bei la Placilla liefen in Santiago Soldaten und Polizisten aus ihren Quartieren fort. Auch hier brach am Morgen des 29. der Pöbel los und zerstörte Hab und Gut der Führer der Balmacedistenpartei. Jedoch wurde noch am Abend desselben Tages die Ruhe durch die freiwillige Feuerwehr im Wesentlichen hergestellt. Am 30. zogen die Congreßtruppen unter dem Jubel der Bevölkerung in Santiago ein; daß sie noch von dem Staube des Schlachtfeldes bedeckt nicht gerade vortheilhaft aussahen, konnte ihnen nur der Correspondent der Kölnischen Zeitung übel nehmen.

Das reinigende Gewitter, welches die chilenische Atmosphäre von den Miasmen befreien sollte, die sich unter einem eitlen in Größenwahn verfallenen Präsidenten angesammelt hatten, war vorüber. Der jungen

Regierung kam das Vertrauen der ganzen gesitteten Welt entgegen, und Mancher hat es vor Kurzem mit Staunen erfahren, daß sie sich trotz der geschwächten Lage des Landes den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber nicht zu einem unwürdigen Benehmen herabließ.

Wollen wir unser Urtheil über die chilenische Revolution kurz zusammenfassen, so müssen wir zunächst bemerken, daß die für gewöhnlich zu staatlichen Umwälzungen führenden Verhältnisse in Chile nicht vorlagen. Die Bevölkerung Chiles, eine aus der Verbindung von spanischem und araukanischem Blut hervorgegangene Mischrasse ist durchaus einheitlich zusammengesetzt; man kann sagen, das es in Chile nur Herren und Diener giebt, ohne daß letztere dieses Verhältniß drückend empfänden. Die Vertheilung des Besitzes wird noch auf lange Zeit hin keinen Grund zur Unzufriedenheit geben. Herrschsüchtige Generäle, wie sie in den übrigen südamerikanischen Republiken eine beständige Gefahr bilden, die mit Durchbrechung der verfassungsgemäßen Schranken zur Gewalt gelangen wollen, giebt es in Chile nicht. So bleibt als Kennzeichen jener Revolution nur die Reaction übrig gegen die Mißwirthschaft, welche die seit dem Siege über Peru und Bolivien der chilenischen Verwaltung zugeflossenen Reichthümer in ihr herbeigeführt hatten.

Daß diese Reaction blutig verlief ist der bis in's Krankhafte gesteigerten Eitelkeit des Staatsmanns Balmaceda zuzuschreiben, der Schmeichlern sein Ohr leihend sich über die Verfassung hinwegsetzte und es verstand, das glühende Freiheitsgefühl der besten seiner Mitbürger gegen sich den Dictator zu den Waffen zu rufen. Der Person Balmaceda's kann man in Hinblick auf seine dem Staate geleistete Arbeit und auf sein tragisches Ende eine gewisse an Mitleid streifende Sympathie nicht versagen. An Character und Ehrgefühl stand zweifellos keiner seiner Parteigänger ihm gleich.

Die Ueberfüllung im höheren Lehrfach.

Bemerkungen zu der Lexis'schen Denkschrift.

Von

A. Schoenflies.

Im Laufe des vergangenen Semesters ist eine Denkschrift über die dem Bedarf Preußens entsprechende Normalzahl der Studirenden der verschiedenen Facultäten erschienen, welche Herr Professor W. Lexis in Göttingen auf Veranlassung des Königlichen Staatsministeriums abgefaßt hat. Die auf Grund eines umfangreichen Materials berechneten Zahlen, welche die unzweifelhaft noch vorhandene Ueberfüllung der meisten academischen Berufszweige kennzeichnen sollen, müßten, wenn sie gegründet wären, geradezu erschreckend wirken. Während es dem normalen Bedarf im höheren Lehrfach entsprechen soll, wenn — abgesehen von den Religionslehrern — in jedem Jahr 304 Candidaten des höheren Schulamts ihr Staatsexamen in Preußen absolviren, haben sich in den 10 Jahren von 1879 bis 1889 statt 3040 nicht weniger als 5006 der Staatsprüfung unterzogen.

Es scheint daher sehr begreiflich, wenn die Denkschrift zu der Folgerung kommt, daß sich die Aussichten im günstigsten Fall von 1896 an nicht mehr verschlimmern, und auch dies nur, wenn die Zahl der Studirenden bis dahin niemals die dem Bedarf entsprechende Ziffer übersteigt. „Denn im Jahr 1891/92 kommen erst diejenigen zur Prüfung, die bereits 1886/87 ihre Studien begonnen haben, und diese, sowie die folgenden Semesterklassen bis 1891 liefern noch immer Ueberschüsse, durch welche sich das Contingent der wartenden Candidaten, allerdings in mehr und mehr abnehmender Weise vergrößert*)." Die seit kurzer Zeit erscheinenden „academischen Tagesfragen" knüpfen hieran sogar die naive Bemerkung, daß „wenn gar kein Nachwuchs hinzukäme, der Bedarf noch für sieben Jahre gedeckt sein würde". Verhielten sich die Dinge wirklich so, so würden sich selbst für die jetzigen Studirenden

*) Vgl. Lexis, a. a. O. S. 61.

der philologischen und mathematischen Fächer sehr trübe Aussichten eröffnen, und die schon einmal aus ministeriellem Munde erhobene Warnung vor ihrem Studium könnte nicht oft und nicht eindringlich genug wiederholt werden.

Wer die Verhältnisse des höheren Lehrfachs genauer kennt, wird den Lexis'schen Zahlen von vorn herein Mißtrauen entgegensetzen. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß wir bereits im Uebergang zu normalen Zuständen begriffen sind. Ich kann mich hierfür auch auf die Berichte einiger Provinzialschulkollegien berufen, welche in der Denkschrift abgedruckt sind*). Am günstigsten sprechen sich diejenigen von Berlin und Posen aus. Am ungünstigsten lautet der Bericht aus der Provinz Hannover; es wird sich aber herausstellen, daß auch hier eine andere Beurtheilung der Sachlage geboten ist**).

Die Entscheidung, ob die günstige oder ungünstige Auffassung mehr Berechtigung hat, kann natürlich nur an der Hand des statistischen Zahlenmaterials getroffen werden. Zu diesem Zweck hat Lexis gewisse Normalzahlen für die preußischen Studirenden der philologisch-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer ausgerechnet. Die sehr ausführliche Berechnung gipfelt in dem Resultat, daß eine Ueberfüllung des höheren Lehrfachs dauernd nur dann vermieden werden kann, wenn sich im Bereich der deutschen Universitäten die Zahl der bezüglichen Studirenden nicht über 1220, resp. 480 erhebt, und die Zahl der in Preußen geprüften Candidaten nicht über 222, resp. 82***).

Diese Zahlen sind aber nicht völlig zutreffend. Um dies ins rechte Licht zu setzen, habe ich versucht, das vorhandene statistische Material nach Gesichtspunkten zu bearbeiten, die in der Lexis'schen Denkschrift nicht berücksichtigt worden sind. Die nachfolgenden Bemerkungen wollen daher im wesentlichen als eine Ergänzung der Denkschrift aufgefaßt sein. Es mag dahingestellt bleiben, ob es bei der Unvollständigkeit des vorhandenen statistischen Materials überhaupt möglich ist, richtige Normalzahlen aufzufinden; um so mehr halte ich es aber für geboten, auf solche Thatsachen und Zahlengruppirungen hinzuweisen, die in der Denkschrift nicht enthalten sind, deren Kenntniß mir aber nothwendig erscheint, um zu einem zutreffenden Bild der gesammten Situation zu gelangen.

Ich lege den Untersuchungen einige Tabellen zu Grunde. Die erste enthält die Zahlen der von 1880 an auf den deutschen Universitäten

---

*) a. a. O. S. 52 ff.

**) Vgl. die Tabelle auf S. 200.

***) a. a. O. S. 43, 51, 59. Die Candidaten, welche sich für Religion und Hebräisch vorbereiten, werden in der Denkschrift nur nebenbei berücksichtigt.

immatriculirten preußischen Studenten der philologisch-historischen, resp. mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, wie sie in der Denkschrift bestimmt worden sind. Die zweite enthält eine Uebersicht über die seit 1871 geprüften Candidaten, die dritte zeigt die Zahl der an den öffentlichen höheren Schulen des preußischen Staats von 1874 an beschäftigten Lehrkräfte. Für die beiden letzten Tabellen sind die Zahlen dem Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung entnommen.

Tabelle I[1]).

Jahr.	Phil.	Math.	Jahr.	Phil.	Math.
1881/82	2352	1312	1887/88	1604	841
1882/83	2324	1301	1888/89	1457	721
1883/84	2181	1288	1889/90	1333	604
1884/85	2081	1139	1890	1299	573
1885/86	1841	1021	1890/91	1220	540
1886/87	1691	936.			

1) Die Tabelle bezieht sich auf die Wintersemester, und auf das Sommersemester 1890. Die Zahlen für 1890/91 sind darnach berechnet, daß nach Angabe der Denkschrift im Semester 1890/91 der Ueberschuß über die Normalzahlen 1220 resp. 480 bei den Philologen ca. 0%, bei den Mathematikern ca. 14,6% beträgt.

Tabelle II.

Jahr.	Phil.	Math.	Theol.	Summe.	Davon Preußen.	übrige Deutsche.	Ausländer.
1871	204	56	36	296	272	24	0
1872	282	53	32	367	344	19	4
1873	286	77	47	410	377	30	3
1874	305	84	47	436	388	45	3
1875	292	65	42	399	364	32	3
1876[1])	302	82	36	420	388	31	1
1877/78	278	97	18	393	354	35	4
1878/79	304	85	32	401	364	32	5
1879/80	261	104	19	384	353	29	2
1880/81	302	148	15	465	418	40	7
1881/82	292	159	17	468	415	50	3
1882/83	357	221	16	594	537	54	3
1883/84	379	188	20	587	519	65	3
1884/85	403	205	20	628	562	61	5
1885/86	432	155	19	596	535	57	4
1886/87	366	154	24	544	493	47	4
1887/88	313	128	28	469	424	47	4
1888/89	328	121	23	472	414	54	4
1889/90	241	75	31	347	305	42	0

1) Im Centralblatt sind nur die Zahlen für die Zeit vom 1. Jan. 1876 bis 1. April 1877 enthalten; danach sind die obigen Zahlen berechnet worden. Die folgenden Zahlen beziehen sich auf die Zeit vom 1. April bis 31. März.

Tabelle III[1]).

Jahr.	ordentl.[2]) Lehrer.	Hilfslehrer.	Probanden.	Stellen-[3]) zahl.	Unbesetzte Stellen.	Procentsatz[4]) der Hilfskräfte.
1874/75	4202	559	236	—	—	18,9
1875/76	4314	555	256	—	—	18,8
1876/77	4471	567	264	—	—	18,6
1877/78	4601	575	227	—	—	17,4
1878/79	4679	559	240	—	—	17,1
1879/80	4764	565	263	—	—	17,4
1880/81	4863[5])	573	300	—	—	18,0
1881/82	5023	638	390	—	—	20,5
1882/83	5109	712	466	—	—	23,1
1883/84	5145	748	496	—	—	24,2
1884/85	5054[6])	717	552	5174	120	25,1; 24,0
1885/86	5085[6])	818	597	5201	116	27,8; 23,8
1886/87	5145[6])	856	608	5292	147	28,5; 24,2
1887/88	5192[6])	974	489	5314	122	28,2; 23,9
1888/89	5294[6])	1023	472	5365	71	28,3; 24,9[8])
1889/90	5385[6])	1021[7])	414	5444	59	26,5; 22,8

1) Die Tabelle bezieht sich nur auf diejenigen höheren Schulen, welche im Centralblatt berücksichtigt sind, d. h. auf die staatlich anerkannten Gymnasien, Progymnasien, Realgymnasien, Realprogymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, höheren Bürgerschulen. Sie enthält die Zahl der Lehrkräfte für die Wintersemester.

2) Hier sind die Directoren und Oberlehrer inbegriffen.

3) Angaben hierüber finden sich im Centralblatt erst von 1884 an. Außer den ordentlichen Stellen giebt es noch etatsmäßige Hilfslehrerstellen, deren Zahl von 1884 an hier folgt: 104, 143, 147, 156, 127, 158.

4) Die für 1884 ff. auftretende zweite Procentzahl bezieht sich auf das Verhältniß aller nicht etatsmäßigen Lehrkräfte zur Gesammtheit aller etatsmäßigen Stellen (ordentliche und Hilfslehrer).

5) Im Centralblatt um 100 zu groß angegeben; die Gymnasien der Provinz Posen sind mit 262 statt mit 162 aufgeführt.

6) Diese Zahlen weichen von denen des Centralblatts ab. Nach dem Centralblatt beträgt die Zahl für 1888/89 5374, was bei 5365 etatsmäßigen Stellen unmöglich richtig ist. Eine oberflächliche Durchsicht des Centralblatts zeigte folgendes: Für die Realgymnasien von Westfalen sind die Zahlen von 1884/85 bis 1889/90 der Reihe nach 112, 63, 114, 66, 119, 71; die großen Zahlen sind aber nach Mushacke's Kalender um gegen 50 zu hoch. Ebenso ist die Zahl für die Realgymnasien von Brandenburg für 1888/89 und 1889/90 um ca. 30 zu groß; sie springt plötzlich von 46 auf 79. Für die Jahre vor 1884/85 sind die Zahlen nicht weiter geprüft worden. Die Herstellung der amtlichen Statistik bedarf daher einer erhöhten Sorgfalt. Ich weise bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß in demjenigen Theil der Statistik, welcher sich auf die Prüfungen bezieht, die Zahl der beschäftigten Probanden nur auf ca. 200—250 angegeben wird, was mit der obigen Tabelle in keiner Weise harmonirt. Eine genauere Angabe über die Bedeutung der einzelnen Ziffern ist daher sehr erwünscht.

7) Die höchste Zahl, nämlich 1027, weist das Sommersemester 1890 auf.

8) Die hohe Zahl rührt davon her, daß die Zahl der angestellten Hilfslehrer

nach dem Centralblatt nur 127 betrug. Würde man dafür im Einklang mit den andern Zahlen (Anm. 3) 157 setzen, so ergäbe sich die Procentzahl 24,2.

Ein Blick auf die Tabellen zeigt, wie berechtigt es ist, der Behauptung, daß sich die Verhältnisse bis 1896 nothwendig noch verschlimmern werden, Mißtrauen entgegenzusetzen. Die Tabellen würden noch deutlicher sprechen, wenn die Ziffern für die Schuljahre 1890/91 und 1891/92 schon bekannt wären.

Zunächst einige Bemerkungen über die Lexis'sche Normalzahl 304. Ich werde den Zeitraum vor und nach 1880 gesondert betrachten. In den Jahren von 1874 bis 1880 haben sich die Ascensionsverhältnisse in günstiger Richtung verändert; denn im Jahre 1874/75 bildeten die Hilfslehrer und Probanden 18,9 % der ordentlichen Lehrer, gegen 17,1 % im Jahre 1878/79 und 17,4 % im Jahre 1879/80. Dagegen betrug — von den Theologen abgesehen — die Zahl der Prüfungen von 1873 bis 1879/80 im jährlichen Durchschnitt 373, und trotzdem ist noch eine Verbesserung der Gesammtsituation eingetreten*). Würde man die Zahl derer kennen, welche in dem fraglichen Zeitraum fest angestellt worden sind, so würde die Differenz dieser Zahl gegen 373 die Gesammtzahl derjenigen darstellen, welche aus irgend welchen Gründen eine Anstellung im preußischen Schuldienst nicht gesucht oder nicht erlangt haben. Im Centralblatt erscheint ein Nachweis über die Bewegungen im höheren Lehrfach zwar erst im Jahre 1884; eine sichere Maximalzahl für die in dem preußischen Schuldienst fest angestellten Candidaten läßt sich aber aus den Tabellen selbst erschließen. Die Gesammtzahl der in den sechs Jahren 1874/80 beschäftigten Probanden beträgt nach Tabelle II. 1486. Dies entspricht einem jährlichen Durchschnitt von 248; höher kann daher, falls die Angaben des Centralblatts richtig sind, die durchschnittliche Maximalzahl kaum gewesen sein. Nimmt man nun an, daß unter ihnen 18 „Theologen" gewesen sind, was bei einem jährlichen Durchschnitt von 37 geprüften Candidaten gewiß nicht zu hoch ist, so ergiebt sich die resultirende Ziffer 230.

Wir können uns noch auf andere Weise hierüber Gewißheit verschaffen. Das Jahr 1876 ist durch die stärkste Vermehrung der Stellenzahl ausgezeichnet. Für dieses Jahr ergeben die Personalnotizen des Centralblatts, daß ungefähr 245 eine erste Anstellung als ordentliche

---

*) Hier wie im Folgenden ist immer nur von den in der Tabelle III berücksichtigten Anstalten die Rede.

Lehrer gefunden haben. Die Theologen sind hier eingeschlossen. Es ist daher anzunehmen, daß die obige Zahl 230 noch zu groß ist*).

Diese Ueberlegungen stützen sich allerdings auf eine ziemlich schwankende Unterlage, sie lassen aber die Grenzen erkennen, innerhalb deren die gesuchten Zahlen eingeschlossen sind. Man ist sicherlich berechtigt, die gesuchte Zahl auf ungefähr 223 anzunehmen. Es resultirt alsdann die außerordentlich große Zahl von 150 Candidaten jährlich, welche sich in anderer Weise eine Existenz begründet haben, als durch Eintritt in den preußischen Schuldienst. Diese Thatsache wird gewiß überraschend wirken; sie lehrt aber, daß die Kandidaten des höheren Lehrfachs in ganz anderer Weise durch fremde Berufszweige absorbirt werden, als man bei ungefährer Schätzung erwarten sollte.

Hier ist zunächst daran zu erinnern, daß der Durchschnittsziffer 373 die Gesammtzahl der in Preußen geprüften Candidaten zu Grunde gelegt ist, während sich die Tabelle III nur auf die Lehranstalten des preußischen Staates bezieht. Zum correcten Vergleich der Ziffern hat man daher auch die Bedürfnisse derjenigen Staaten zu berücksichtigen, welche eine eigene Universität nicht besitzen, deren Angehörige daher in Bezug auf Studium und Examen im wesentlichen auf die benachbarten preußischen Universitäten angewiesen sind. Dies sind besonders Braunschweig, Oldenburg, Anhalt, Hamburg, Bremen, Lübeck**). Nach dem Mushackeschen Schulkalender beträgt in diesen Staaten die Zahl der höheren Schulen etwas über 10% der in Preußen befindlichen***); wir werden daher kaum zu niedrig greifen, wenn wir den jährlichen Bedarf dieser Anstalten auf 25 ansetzen.

Außer den oben genannten Staaten hat auch das Reichsland einen großen Theil seines Bedarfs aus Preußen bezogen; bis zum Jahr 1880 hat es sich so gut wie ausschließlich aus Altdeutschland rekrutirt. Die Zahl seiner höheren Schulen hat vor 1880 nicht ganz 30 betragen; die Zahl der allein aus Preußen in den Reichsdienst eingetretenen Candidaten beträgt daher im jährlichen Durchschnitt gewiß nicht über 15. Es bleiben daher immer noch mehr als 110 Candidaten jährlich, die freiwillig oder unfreiwillig darauf verzichtet haben, sich dauernd dem öffentlichen Dienst im höheren Lehrfach zu widmen. Ein erheblicher Bruchtheil dürfte an den vielen Fachschulen, Privatschulen, höheren

*) Die Bemerkung der Denkschrift, daß vor 1880 der Bedarf wahrscheinlich größer als 250 war (S. 52), ist daher irrthümlich.

**) Einige dieser Staaten haben zwar eigene Prüfungscommissionen; dies ist jedoch für das Hauptresultat ohne Belang.

***) Nach Tabelle II beträgt auch die Zahl der nichtpreußischen Examenscandidaten ca. 10—15% der preußischen.

Mädchenschulen u. s. w. Anstellung gefunden haben. Ferner ergänzen sich auch die Universitäten, die Museen, die Archive und Bibliotheken, die wissenschaftlichen Institute öffentlicher und privater Natur im wesentlichen aus solchen Studenten, welche auf alle Fälle vorziehen, ihrer weiteren Laufbahn durch Ablegung des Staatsexamens eine gewisse Sicherheit zu geben. Alle Berufsarten anzugeben, die hier in Frage kommen, ist ohne statistische Erhebungen unmöglich; sicher aber ist, daß die fragliche Zahl vor 1880 mindestens 110 jährlich betragen hat.

Von dem Bild, welches die Jahre vor 1880 zeigen, unterscheiden sich die letzten 10 Jahre sehr wesentlich. Hier stehen den 5207 Candidaten, welche in der Zeit von 1879/80 bis 1889/90 ihre erste Prüfung absolvirt haben, nicht weniger als 4784 Probanden gegenüber*). Die Differenz beider Zahlen beträgt nur 423; es würden daher in jedem Jahr nur 42 Candidaten darauf verzichtet haben, sich der Ableistung des Probejahrs zu unterziehen**). Andrerseits haben nach den amtlichen Angaben von 1884 bis 1890 insgesammt 1430 eine erste feste Anstellung gefunden, in den einzelnen Jahren bezüglich

271, 226, 242, 231, 221, 230.

Von ihnen sind 37 aus nichtpreußischen Staaten berufen worden. Es sind also im Durchschnitt jährlich 232 preußische Candidaten zu einer ersten festen Anstellung gelangt; die Gesammtzahl wird daher für die fraglichen 10 Jahre keine 2500 betragen. Nun waren im Jahre 1879/80 nur 828 Hilfslehrer und Probanden vorhanden, im Jahre 1889/90 dagegen 1435, also 607 mehr; mithin haben von den 5207 Candidaten allerhöchstens 3100 im preußischen Schuldienst eine endgültige oder vorläufige Verwendung gefunden.

Es bleiben daher noch über 2100 Candidaten, die irgendwo und irgendwie eine andere Art der Thätigkeit begonnen haben. Unter ihnen sind höchstens 100 Theologen, denn in dem Zeitraum von 1879/80 bis 1889/90 haben sich überhaupt nur 201 Theologen der Staatsprüfung für das Lehrfach unterzogen. Wir erhalten daher für die Candidaten der andern Fächer die Durchschnittszahl von über 200 jährlich gegen 150 für die Jahre vor 1880. Dies ergiebt einen jährlichen Zuwachs von 50, und da von den Berufsarten, die vor 1880 offen standen, der Schuldienst im Reichsland so gut wie ganz zu streichen ist, so erhebt er sich sogar auf rund 60. Ob es noch andere Fächer giebt, deren Be-

*) Es ist nicht ganz correct, die Ziffern desselben Zeitraums zu vergleichen, dies hat aber keinen erheblichen Einfluß auf das Resultat.

**) Die Zahl ist so klein, daß man versucht ist, Zweifel in die Richtigkeit der Angaben des Centralblatts zu setzen. Auf eine Erklärung der hohen Probandenziffer einzugehen, mag daher unterbleiben.

darf nach 1880 erheblich abgenommen hat, läßt sich ohne weiteres nicht entscheiden; die allgemeine Ausbreitung des wissenschaftlichen Lebens, die immer mehr Fortschritte macht, scheint aber für das Gegentheil zu sprechen.

Es ist gewiß, daß auch vor 1880 ein Theil der Candidaten durch Krankheit und Tod, durch Wechsel des Berufs, durch Annahme subalterner Stellen u. s. w. u. s. w. absorbirt worden ist. Nehmen wir an, daß nach 1880 im jährlichen Durchschnitt gegen 60 mehr als vorher von solchen Zufällen betroffen worden sind, so würde dies erst bedeuten, daß sich der eigentliche Bedarf der gelehrten Nebenfächer nach 1880 auf derselben Höhe gehalten hat, wie vorher. Aber wie dem auch sei, wenn in der ganzen Zeit von 1874 an die Minimalzahl derjenigen, welche dem Dienst an den öffentlichen höheren Schulen des preußischen Staats entzogen worden sind, jährlich mehr als 150, resp. 200 betragen hat, so wäre es nur correct, diese Zahl für die Zukunft auf 150 zu schätzen, und es ist wahrscheinlich zu niedrig gegriffen, wenn wir sie auf jährlich 125—130, die Normalzahl des allgemeinen Bedarfs daher auf mindestens 350—360 festsetzen. Würde man von hier aus dazu übergehen, in der Weise der Denkschrift Normalzahlen für die Studirenden der einzelnen Fächer aufzustellen, so müßte man die Zahlen 1220 und 480 um je den sechsten Theil erhöhen, und würde dadurch zu den Ziffern 1420 und 560 gelangen. Ob diese Ziffern eine reelle Bedeutung beanspruchen können, soll nicht weiter geprüft werden; das vorhandene Material bietet hierfür nicht genügende Anhaltspunkte.

Der Zahl von ca. 150 gegenüber operirt die Denkschrift mit einer Ziffer von nur 78; sie wird mit Rücksicht auf den jährlichen Bedarf derjenigen gelehrten Berufszweige berechnet, die wir oben erwähnten, als wir uns über den Verbleib der Candidaten eine Vorstellung zu bilden versuchten. Diesem Verfahren stehen aber gewichtige Bedenken gegenüber. Denn wie sollte es möglich sein, die vielen Existenzen, die hier in Frage kommen, erschöpfend aufzuzählen? Wie groß mag auch die Zahl derer sein, welche selbst nach dem ersten Examen noch Schiffbruch erleiden?*) Von dem Studirzimmer aus alle Wege aussinnen zu wollen, welche die Einzelnen mit mehr oder weniger Erfolg einschlagen können, scheint selbst bei der allergrößten Sorgfalt ein vergebliches Unterfangen; gerade weil man dies nicht kann, bedarf man eben der Statistik.

Man wende nicht ein, daß im Vorstehenden auch eine Reihe von minderwerthigen Lebensstellungen beachtet worden ist, und daß man jedem Candidaten eine vollwerthige Versorgung wünschen müsse. Wir

*) Ueber ein Drittel aller Candidaten erhält zunächst nur ein Zeugniß niedrigsten Grades.

sind ganz dieser Ansicht, sogar in solchen Fällen, wo die Befähigung einen vollen Anspruch darauf nicht begründen sollte. Es handelt sich aber nicht darum, Wünsche zu formuliren, es handelt sich um die realen Gesetze, welche mit unerbittlicher Macht die Verhältnisse des socialen Lebens bestimmen. Wie hart sie auch für den Einzelnen sein mögen, es würde einen groben Fehler bedeuten, wenn man von ihnen absehen wollte.

Wie steht es denn nun, um auf den Hauptpunkt einzugehen, mit den Aussichten der Candidaten für die nächsten Jahre? Ist es wirklich berechtigt, von einer bereits eingetretenen Besserung zu reden? Unzweifelhaft ist es so; es trifft sogar in höherem Maße zu, als die obigen Tabellen vermuthen lassen. Nach Tabelle III gab es im Jahre 1889/90 5385 ordentliche Lehrer, 1021 Hilfslehrer und 414 Probanden. Es fragt sich zunächst, was bedeuten die letzten 1435 Lehrkräfte. Die Zahl allein besagt noch nichts, die Hauptsache ist, welche Beschäftigung sie an den Schulen hatten. Wie eine genaue Durchsicht der bezüglichen Schulprogramme erkennen läßt, haben sie zum größten Theil vollen Dienst gethan; es giebt sogar eine ganze Reihe von ihnen, welche mehr Stunden wöchentlich gaben, als die Normalzahl beträgt. Eine zahlenmäßige Uebersicht ist aus der folgenden Tabelle zu entnehmen, in welche alle Hilfslehrer und Probanden aufgenommen sind, welche im Wintersemester 1889/90 dauernd mehr als 12 Stunden wöchentlich gegeben haben. Die allermeisten von ihnen sind mit voller Stundenzahl beschäftigt gewesen*); es sind über 20 Anstalten gezählt worden, an denen fünf und mehr als fünf voll beschäftigte Hilfslehrer unterrichteten.

Provinz.	Hilfslehrer.	Probanden.	Zahl der voll[1]) beschäftigt.	Hilfsl.
Ostpreußen	29	25	41	40
Westpreußen . . .	37	16	40	37
Pommern	31	25	35	25
Posen	31	9	32	31
Schlesien	91	31	53	49
Brandenburg . . .	76	29	57	49
Berlin	141	51	55	55
Sachsen	102	43	104	89
Hannover	82	31	104	78
Schleswig	26	21	26	19
Westfalen	75	45	81	66
Nassau	93	33	65	50
Rheinprovinz . . .	207	55	202	169
Summe . .	1021	414	895	757

1) Die Zahl der Schulen betrug 1889/90 im Ganzen 540; davon waren mir 456 Programme zugänglich, auf sie bezieht sich die zweite Zahl der letzten Rubrik. Die erste Zahl ist dem Durchschnitt gemäß für alle Schulen jeder Provinz berechnet worden.

*) Es sind natürlich auch diejenigen in die Tabelle aufgenommen, die mit einer das ganze Semester dauernden Vertretung eines angestellten Lehrers betraut waren.

Die nach dem Durchschnitt berechnete Zahl 895 kann möglicherweise zu groß sein, für einzelne Provinzen ist dies sogar sehr wahrscheinlich, der Ueberschuß dürfte aber keine 50 betragen. Andrerseits ist zu beachten, daß diejenigen, welche mit weniger als 12 Stunden wöchentlich beschäftigt waren, gar nicht gezählt sind. Ihre Zahl ist aber ziemlich erheblich; zumal in Berlin ist die Mehrzahl der 141 Hilfslehrer mit 8—12 Stunden bedacht und gerade deshalb erscheint in der Tabelle nur die Zahl 55. Wenn wir daher schließen, daß im Winter 1889/90 zur regelmäßigen Ertheilung des Unterrichts außer den 5385 ordentlichen Lehrern noch ungefähr 900 weitere Lehrkräfte nöthig gewesen sind, so dürfte diese Zahl kaum wesentlich zu groß sein. Der sechste Theil des gesammten Unterrichts wird daher von Hilfslehrern und Probanden versehen*).

Es ist augenscheinlich zweierlei, ob man die allgemeinen Aussichten, welche sich den Candidaten bieten, oder den eigentlichen Bedarf an Lehrkräften in's Auge faßt. Will man den Bedarf — und nur auf ihn kommt es an dieser Stelle an — in einwandfreier Weise erörtern, so kann der leitende Gesichtspunkt meines Erachtens kein anderer sein, als der, daß der normale Schuldienst bei normaler Beschäftigung der Lehrkräfte jederzeit gethan werden kann. In welcher Stellung sich diejenigen befinden, die den Unterricht ertheilen, ob man sie gut oder schlecht bezahlt, ob man sie lange oder kurze Zeit auf Anstellung warten läßt, kommt hierfür gar nicht in Betracht. Ein Candidat, der unentgeltlich unterrichtet, ist damit noch keineswegs überflüssig**). Das gewaltige Anwachsen der Zahl der Hilfslehrer giebt daher für sich allein noch kein zutreffendes Bild der Ueberfüllung. Ebensowenig kann die erhebliche Verlängerung der Wartezeit einen wirklichen Maßstab hierfür abgeben; sie kenntzeichnet nicht minder eine allgemeine Calamität, unter welcher die öffentlichen Berufe leiden. Im Staat und in der Commune pflegt die Ueberzahl vorhandener Arbeitskräfte immer nach der gleichen Richtung zu wirken; je höher diese Zahl ist, um so stärker pflegt bei den staatlichen und communalen Behörden die Tendenz hervorzutreten, die Dauer der provisorischen Beschäftigung so weit als möglich auszudehnen.

---

*) Im Schuljahr 1874/75 war das Verhältniß ziemlich das gleiche, den 4200 ordentlichen Lehrern stehen gegen 700 voll oder so gut wie voll beschäftigte Hilfskräfte gegenüber.

**) Dies würde nur dann der Fall sein, wenn dem unentgeltlichen Unterricht eine äquivalente Entlastung der angestellten Lehrer parallel ginge. Dies ist aber keineswegs die Regel.

Es soll hiermit weder Lob noch Tadel ausgesprochen werden. Wir glauben, daß diese Erscheinung in den Verhältnissen fest begründet ist, und machen nur deshalb besonders auf sie aufmerksam, weil daran gelegen sein muß, die Dinge zu schildern, wie sie wirklich sind. Uebrigens scheinen die Tabellen auch von diesem Gesichtspunkt aus die werdende Besserung anzudeuten. Im einzelnen sei auf folgendes hingewiesen. In der Zeit von 1874/75 bis 1880/81 ist die Zahl der ordentlichen Lehrer von 4202 auf 4863 gestiegen, was einer jährlichen Vermehrung der Stellenzahl um 110 entspricht. Dagegen beträgt der Gesammtzuwachs für die letzten 6 Jahre*) nur 270, die durchschnittliche jährliche Vermehrung also nur 54. Allerdings bildet wiederum die Ueberfüllung nicht die einzige Ursache der langsamen Stellenzunahme; wahrscheinlich hat die ablehnende Haltung des Staats gegenüber den Ansprüchen der Realgymnasien, sowie die Einführung der neuen Lehrpläne einen merklichen Einfluß hierauf ausgeübt. Zum Belege möge die folgende Uebersicht dienen, in welcher für die Zeit von 1883 an außer der Gesammtzahl der ordentlichen Lehrer die an den Gymnasien und Realgymnasien angestellten ordentlichen Lehrer gesondert aufgeführt sind**).

Jahr.	Gymn.	Realg.	insges.	Jahr.	Gymn.	Realg.	insges.
1883/84	2942	1000?[1])	5095?[1])	1887/88	3120	940	5192
1884/85	2996	961	5054	1888/89	3158	951	5294
1885/86	3036	942	5085	1889/90	3185	973	5385
1886/87	3079	937	5145				

1) Vgl. die Bemerkung 6 zu Tabelle III.

Wir haben oben gefunden, daß im Jahr 1889/90 zur vollen Erledigung des normalen Dienstes außer den 5385 ordentlichen Lehrern noch weitere 900 Lehrkräfte nöthig gewesen sind. Hiermit ist aber der normale Bedarf, wie er der jetzigen Situation entspricht, keineswegs erschöpft. Nach neueren Bestimmungen ist das eine Probejahr durch zwei ersetzt worden; in dem ersten sollen die Probanden eigenen Unterricht selbstständig nicht ertheilen, sie sollen im wesentlichen hospitiren und nur solche Lehrstunden übernehmen, die zum Dienst der angestellten Lehrer gehören. Für diesen Zweck sind, wenn ich nicht irre, 70 Schulen ausersehen worden, auf jede Schule kommen wieder sechs Probanden. Der Staat rechnet danach mit einer möglichen Zahl von 420 Probanden. Zur Sicherung normaler Verhältnisse dürfte der Eintritt von

*) Wegen Unzuverlässigkeit der Zahlen des Centralblatts ist von dem Zeitraum 1880/84 abgesehen worden.

**) Die Differenz von 56 harmonirt im Ganzen mit der Ziffer 60 S. 199 und mit der Ziffer 607 (S. 198).

mindestens 300 neuen Probanden jährlich erforderlich sein; es bedarf also noch weiterer 300 Lehrkräfte, um den normalen Dienst ohne Ueberbürdung des Einzelnen versehen zu können. Nun waren im Jahr 1889/90 1435 Hilfslehrer und Probanden vorhanden; augenblicklich dürfte diese Zahl aber höchstens 1400 betragen. Nehmen wir nun an, was gewiß nicht fehlerhaft ist, daß auch im Winter 1891/92 noch 900 Hilfskräfte im Schuldienst nöthig waren, so sind im Ganzen nur 200 Lehrkräfte in der öffentlichen höheren Schulcarriere zuviel. Diese 200 bilden den zahlenmäßigen Ausdruck der augenblicklichen Ueberfüllung; ich stehe übrigens nicht an, diese Zahl noch für zu hoch zu halten.

Zum Schluß noch einige Worte über die Aussichten, die sich für die Zukunft eröffnen. Ein Vergleich der Tabellen I und II genügt, um hierüber Auskunft zu geben. Die Zahl der preußischen Studirenden, welche für das Staatsexamen in Frage kommen, ist leider nur für die Zeit von 1880 an ermittelt worden; da die Tabelle mit sehr hohen Ziffern einsetzt, so wäre es erwünscht, auch die Ziffern der siebziger Jahre zu kennen. Ich muß mich daher auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Wie Lexis ermittelt hat, beträgt die Studienzeit rund 5 Jahre. Die im Jahre 1881/82 vorhandenen 3664 Studenten setzen sich demgemäß aus fünf verschiedenen Jahrgängen zusammen, die sich der Reihe nach in den Jahren 1882 bis 1886 dem Examen unterzogen haben werden. In diesem Zeitraum hat sich die Zahl der geprüften Candidaten ziemlich constant auf der Höhe von durchschnittlich 570 gehalten*); es werden daher auch die fünf Jahrgänge, aus denen die 3664 Studenten bestehen, die nahezu gleiche Stärke von durchschnittlich 733 besessen haben. Dem gegenüber zeigen die fünf Semester der Tabelle von 1887/88 an eine durchschnittliche Stärke von 2049 Studenten. Unter diesen Semestern befindet sich das Sommersemester 1890; nehmen wir nun die Frequenz des Wintersemesters 1891/92 gleich derjenigen des Sommersemesters 1890 an — was nur einen Fehler nach oben zur Folge haben kann**) — so können wir die Zahl 2049 als Durchschnittszahl für die fünf Wintersemester von 1887/88 an betrachten. Von den 2049 Studenten entfallen auf jeden Jahrgang 410. Im Verhältniß zu den obigen Zahlen 733 und 570 sind daher für die nächsten fünf Jahre im Durchschnitt 319 Candidaten zu erwarten.

Diese Zahl beruht allerdings auf einer ziemlich unsicheren Rechnung. Indessen dürfte sie in Wirklichkeit noch erheblich zu groß sein;

*) Die Theologen bleiben außer Betracht.
**) Besonders bei den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern.

denn im Jahr 1889/90 haben nur noch 315 Candidaten eine erste Prüfung bestanden*). Damit ist die Candidatenziffer geringer geworden, als sie seit 1871 je gewesen ist. Sie bleibt hinter der Normalzahl von 360, die wir oben als Minimalzahl ausgerechnet haben, um 45 zurück, und für die folgenden Jahre wird der Ausfall voraussichtlich noch größer sein. Wären die Verhältnisse augenblicklich bereits normal, so würde die Zahl der Probanden schon jetzt nicht mehr genügen, um für die nächsten Jahre den Gesammtbedarf für alle Berufszweige zu decken, die sich aus den Candidaten des höheren Schulamts zu ergänzen pflegen.

Die vorstehenden Zahlengruppirungen sind mit der Behauptung der Denkschrift, daß sich die Verhältnisse bis zum Jahr 1896 nothwendig noch verschlimmern müssen, nicht verträglich. Alle an der Hand des empirischen Zahlenmaterials durchgeführten Berechnungen zeigen im Gegentheil, daß die Rückkehr zu normalen Verhältnissen bereits in voller Entwicklung begriffen ist. Eine theilweise Ueberfüllung ist in den meisten Provinzen allerdings unzweifelhaft noch vorhanden; die geringe Zahl der für die nächsten Jahre zu erwartenden Prüfungen wird aber die überzähligen Lehrkräfte bald absorbirt haben. Wir sind sogar so kühn zu behaupten, daß Probanden schon jetzt nicht mehr in genügender Zahl vorhanden sind, und daß sich in spätestens 3—4 Jahren in den meisten Provinzen bereits ein Mangel an Lehrkräften einstellen muß. Natürlich werden die einzelnen Bezirke und die einzelnen Fächer ziemlich erhebliche Unterschiede aufweisen. Soweit eine allgemeine Orientirung hierüber möglich ist, dürften sich für die beschreibenden Naturwissenschaften die normalen Zustände am spätesten herausbilden, und wenn nicht auf andere Art ein Ausgleich erfolgt, so scheint der obigen Tabelle gemäß den Provinzen Schlesien und Nassau die längste Wartezeit bevorzustehen. Die Besserung könnte nur dadurch etwas aufgehalten werden, daß ein Theil derjenigen, welche unfreiwillig aus dem höheren Lehrfach herausgedrängt worden sind, bereit ist, in die verlassene Carriere zurückzukehren. Andrerseits ist aber auch die allgemeine Situation einer besseren Gestaltung der Verhältnisse nicht gerade ungünstig. Die Neubegründung von höheren Bürgerschulen, welche jetzt auch in den Mittelstädten eifrig begonnen wird, wird hieran zu ihrem Theile mitwirken, und soweit die neuen Lehrpläne bekannt geworden sind, dürfte auch keine Gefahr sein, daß sie zum zweiten Mal einen so ungünstigen Einfluß auf die Avancementsverhältnisse ausüben,

*) Die Theologen bleiben wieder außer Betracht.

wie dies nach Tabelle III im Anfang der achtziger Jahre geschehen ist. Sie enthalten allerdings eine Reduction des wissenschaftlichen Unterrichts von 10—12 Stunden, was einer halben Lehrkraft entspricht; es steht aber zu hoffen, daß die intensivere Unterrichtsertheilung, die sie in den Mittelpunkt stellen, mit einer entsprechenden Entlastung der Lehrerschaft parallel geht.

Die vorstehenden Berechnungen erheben keineswegs den Anspruch, die genauen Zahlenwerthe ermittelt zu haben. Eine eingehende Statistik anzustellen, lag weder in der Möglichkeit noch in der Absicht des Verfassers. Hierzu würde es einer gesonderten Betrachtung der einzelnen Bezirke und der einzelnen Fächer bedürfen, wozu aber das vorhandene Zahlenmaterial in keiner Weise ausreicht. Hauptzweck war es, auch an maßgebender Stelle die Meinung wachzurufen, daß die Angaben der Denkschrift allein den Thatsachen nicht entsprechen. Um zu denjenigen Zahlen zu gelangen, welche ein zutreffendes Bild von der momentanen Situation im höheren Lehrfach verbürgen können, bedarf es einer Ergänzung der Untersuchungen der Denkschrift nach den Gesichtspunkten, die vorstehend angegeben worden sind. Es ist dringend wünschenswerth, die Tabellen II und III bis auf den augenblicklichen Zeitpunkt fortsetzen zu können. Vor allen Dingen aber ist zu ermitteln, welcher Antheil an dem gesammten Unterricht augenblicklich auf die vorhandenen Hilfskräfte kommt*). Dies ist der Kernpunkt der ganzen Frage; nur so läßt sich übersehen, wie groß die Ueberfüllung noch ist, und wieviel von den Hilfskräften entbehrlich sind, ohne daß eine Ueberbürdung des Einzelnen oder eine Schädigung des Unterrichts eintritt. Eine baldige Ergänzung der in der Denkschrift enthaltenen Resultate in der hier angegebenen Richtung ist daher dringend erwünscht, damit die richtige Erkenntniß der Situation nicht erst dann eintritt, wenn es längst zu spät ist.

Nachschrift.

Ueber die Wirkung der neuen Lehrpläne, die während des Drucks des vorstehenden Artikels veröffentlicht worden sind, bemerke ich folgendes. Als günstige Momente sind zu nennen die Förderung der Errichtung von höheren Bürgerschulen, sowie die Einführung einiger facultativer wissenschaftlicher Lehrstunden, die bisher nicht vorhanden waren.

*) Es kann keine Schwierigkeit haben, dies in kurzer Zeit zu bewerkstelligen. Es scheint zweckmäßig, drei Rubriken festzusetzen, je nachdem die wöchentliche Stundenzahl unter 8, zwischen 8 und 15, und über 15 Stunden liegt. Ueberdies ist eine Sonderung nach den Hauptfächern wünschenswerth.

Dagegen ist die Reduction der obligatorischen wissenschaftlichen Lehrstunden stärker, als oben angenommen wurde. Allerdings wird sie bei weitem nicht so ungünstig wirken, wie im Jahr 1882. Eine wirkliche Gefahr droht überhaupt nur den altphilologischen Lehrkräften. Gerade bei ihnen ist aber die Ueberfüllung am wenigsten hervorgetreten; die Durchschnittsziffern der Prüfungen sind für die Altphilologen, Neuphilologen und Mathematiker im Zeitraum von 1873/88 resp. 237, 86, 130, während die bezüglichen Maximalzahlen 272, 150, 221, und die Minimalzahlen 195, 50, 65 sind. Ich nehme an, daß nicht viel mehr als 50 Lehrkräfte entbehrlich werden können; doch ist nicht ausgeschlossen, daß selbst diese Zahl durch Vermehrung von Klassentheilungen, wie sie in Folge der gesteigerten Anforderungen an die Lehrthätigkeit geboten erscheint, noch heruntergedrückt wird. Natürlich sind dies Dinge, die sich einer präcisen Erörterung entziehen.

Die Patriarchen von Alexandria.

Von

Dr. **Paul Rohrbach.**

II.

(Schluß.)

412 starb Theophilus und sein Nachfolger wurde Cyrillus, nach Athanasius der größte Mann, der die alexandrinische Kirche regiert hat. Drei Menschenalter waren verflossen, seit sich zu Nicaea ihr Bischof an die Spitze der Orthodoxie gestellt hatte — nun wollte er an der Spitze der orthodoxen Kirche stehen. „Um diese Zeit begann der Bischof von Alexandria über seine ordentliche Stellung in der Kirche hinauszustreben und eine Gewaltherrschaft zu üben*)" — sagt der Kirchenhistoriker Sokrates — nun war es den Augen Aller offenbar geworden, wohin die Entwicklung trieb, die seit lange im Werden, alsbald ein rascheres Tempo annahm, sowie es wiederum für die orientalische Kirche an eine Entscheidung ging, wie einst in den Kämpfen um das Nicaenum. Die Kräfte, die jetzt aufeinandertrafen, waren die legitimen Nachkommen jener, die unter Athanasius und Constantius mit einander gerungen hatten und doch — sie waren mittlerweile etwas Anderes geworden. Wieder ging es im Grunde um dieselbe Frage: wie die Erlösung der Menschheit durch Jesus Christus zu Stande käme.

Die heiße Glaubensüberzeugung der alten Nicäner hatte gesiegt: daß nur durch die Menschwerdung Gottes der Riß durch die Schöpfung geheilt werden könne, aber in welch ein Verhältniß war Gott in seinem Sohne zur Menschheit getreten? „Jesus Christus wahrhaftiger Gott, mit dem Vater wesenseins" — das war das Bekenntniß der Christenheit geworden — wie war er aber des Menschen Sohn?

In der Vertheidigung gegen den Arianismus war das ganze Gewicht auf das Erhaltenbleiben der Gottheit Christi gelegt worden und

*) Socrates VII. 7.

sie hatte gesiegt — der offene Rationalismus war vernichtet, aber das Problem, das er gestellt hatte, geblieben. Nicht ganz war in der Kirche die Erinnerung an den geschichtlichen Heiland wie er als Mensch unter uns gewandelt hatte, verschwunden — so war die Frage jetzt: wie seine menschliche Natur, die er auf Erden bewährt hatte mit seiner göttlichen, die um der Erlösung willen nothwendig war, verbunden sei. Ja, man kann sagen, auf dem Boden der orientalischen Orthodoxie war die Frage jetzt erst in der vollen Schärfe gestellt.

Der Arianismus hatte das Problem lösen wollen, indem er das Wunderbare nur etwas weniger wunderbar machte — jetzt war es auf die Formel der Zweinaturenlehre gebracht, wie sie noch heute gilt.

Was unter Athanasius der alexandrinischen Theologie zum Siege verholfen hatte, war die feste Einwurzelung des Erlösungsgedankens in das Gemüth der Zeit oder besser derjenigen Zeitgenossen, die mit ihrem Denken die eigentliche geistige Kraft und den Inhalt der Kirche repräsentirten. Die gewaltige Kraft seiner Erlösungsidee hatte den Athanasius triumphiren lassen — sie war aber einem Boden entsprossen und eingepflanzt, auf dem sie alsbald zu einer einseitigen Entwickelung hintreiben mußte: dahin nämlich, daß hinter dem Gedanken an die wahre Gottheit Christi das Bedürfniß nach seiner wahren Menschheit zurücktrat, mit andern Worten zur Lösung des Zweinaturenproblems durch den Monophysitismus*).

Schon Apollinaris gab einen Fingerzeig in dieser Richtung. Alexandrias Theologie hatte ihre Wurzeln in dem hellenistischen Denken von Clemens und Origenes her und damit in dem geistigen Lebenskreise der Besten aus mehr denn einem halben Jahrtausend, in der hellen glänzenden Geisteswelt des edelsten Volkes. Diese sublimirten Formen waren aber Nichts für den religiösen Instinct der Volksmassen, in die das Christenthum im Orient gepflanzt war. Ein jeder Mensch bedarf einer mehr oder minder concreten Vorstellungsform um zu starken Impulsen zu gelangen und ganz besonders ist das bei den Orientalen der Fall. Die sinnliche Anschauungsweise des Volkes brauchte eine festere Speise für sein religiöses Gefühl. So hatte sich um die Wende des 4. Jahrh. jener Sturm erhoben, der den Origenes und seinen Geist verschlang — als Symptom einer sich vollziehender innerer Wandlung, des Durchbruchs der religiösen Empfindungsart der Volksmassen in die Lehre der Kirche. Unter diesem Zeichen steht und siegt nun Cyrillus und seine Theologie.

---

*) Harnack, Dogmengesch. II. S. 333 ff.

Sie ist nach einer Seite hin die folgerichtige Weiterbildung der athanasianischen und bewegt sich noch ganz in den Formen griechischer Wissenschaft; sie ist andererseits aber eine Umbildung im Geiste des späteren orientalischen Monophysitismus und beruht im Innersten auf der Nothwendigkeit, den Massen zu bieten, was sie verlangten. Diese eigenthümliche Doppelseitigkeit war zunächst der Grund eines ungeheuren Erfolges, den ihr Vertreter auf dem alexandrinischen Stuhl errang — in ihr lag aber auch das Schicksal beschlossen, daß der Erfolg noch einmal um Leben und Tod ringen mußte, sobald die unabwendbare Logik der geschichtlichen Entwickelung seine Männer zwang, ihre Doppelstellung aufzugeben und die letzten Consequenzen zu ziehen.

Das orientalische Empfinden sah in der Gottheit von Christi Erscheinung auf Erden das allein Werthvolle und in der Betonung des Menschlichen im Grunde eine Art von Gotteslästerung, insofern es nicht völlig vergottet worden sei. Nach der Menschwerdung von zwei Naturen zu reden war ihm unerträglich. Es ignorirte daher durch eine gewaltsame Auslegung die evangelische Ueberlieferung des neuen Testaments, und dieser Standpunkt erscheint zusammengefaßt in der Formel, daß der Gott Logos eine fleischgewordene Natur (Μία φύσις τοῦ θεοῦ λόγου σεσαρκωμένη) habe. Cyrill bewegte sich aber bei seinen dogmatischen Auseinandersetzungen in einer Weise, die vielfach noch das Aussehen der alten Rechtgläubigkeit wahrte, wie denn auch die ganze Wandlung noch nicht im Bewußtsein der Zeit erkannt wurde. Man glaubte vielfach noch ganz auf dem Boden des Athanasius zu sein und besonders für Weiterstehende war die Kluft noch nicht offenbar geworden. Unter Alexandria sammelten sich Monophysiten und Konservative gegen einen gemeinsamen Feind — die Theologie von Antiochia, mit der das Hofpatriarchat von Constantinopel verbunden war. Hinter diesem stand der Kaiser. Wieder also der Bund des Staates mit einer gefügigen und kühlen theologischen Partei gegen eine leidenschaftlich religiöse, unter Führung Alexandrias, die in ihrem Fanatismus das Reich zu gefährden drohte.

Dasjenige Element, welches mit der Staatsidee den natürlichen Gegensatz zu der Allmacht Alexandrias theilte, waren die antiochenischen Theologen*). Aeußerlich bezog sich die Verschiedenheit blos auf die Methode der Schriftauslegung; während in Alexandria die Allegoristik herrschte und allmälig immer bedenklichere Bahnen einschlug, bestanden

*) Harnack, Dogmengesch. II. S. 183 ff. Kihn, Theodor von Mopsuestia bietet Ausführliches.

die Antiochener auf dem Wortsinn, um eine befriedigende historische Erklärung der Schrift zu erhalten. Hinter dieser Differenz steckte aber mehr als eine methodologische Frage. Der Allegorismus diente dazu, die stets transcendentaler und mystischer sich gestaltende Richtung der alexandrinischen Dogmatik exegetisch zu rechtfertigen. Bei der allmäligen Umbiegung aus dem hellenistischen in den orientalischen Vorstellungskreis, der sich unter Cyrill vollzog, konnte man überhaupt nur dann den Zusammenhang mit den Worten der Schrift wahren, wenn man sich eine schrankenlose Freiheit ihrer Auslegung vorbehielt. Dadurch nun, daß die Alexandriner fortdauernd das Monopol der alleinherrschenden Orthodoxie für ihre Dogmatik beanspruchten, wurden sie dazu geführt, von den Antiochenern eine bedingungslose Unterwerfung zu verlangen. Denen ging aber jedes Theologumenon, das sich nicht aus einer nüchternen Exegese herstellen ließ, wider ihr Gewissen und so wurden sie zu einem Kampf um ihr Dasein gezwungen.

In gewissem Sinne ist die antiochenische Schule eine Fortsetzung der arianischen Ideen. Jene rationalistische Richtung war gegen die Orthodoxie unterlegen, aber das Verlangen nach einer dem natürlichen Verstande möglichst wenig widerstrebenden Erklärung des Christenthums besaß in der Kirche soviel Lebenskraft, daß es sich unter veränderten Verhältnissen in veränderter Form behauptete. Freilich waren die Alexandriner gerade deswegen an innerer Kraft überlegen, weil sie sich um des religiösen Bedürfnisses willen über alle formalen Skrupel hinwegsetzten, während diese auf der anderen Seite schwerer wogen, als das Verlangen nach einer wirklich lebendigen Vollziehung der Erlösungsvorstellung. Jedenfalls vereinigten sie aber in sich große wissenschaftliche Tüchtigkeit (die besten theologischen Arbeiter der Zeit stammen von Männern der antiochenischen Schule) und Entschlossenheit zum Widerstande — es fragte sich nur, ob sie eine genügende Kraft repräsentirten und ob die Regierung sie als Bundesgenossen zu verwerthen verstand, wie einst Constantius die Arianer.

Die ersten Jahre Cyrills verliefen ohne eine besonders hervortretende Thätigkeit, wie denn überhaupt die 25 Jahre nach dem ersten Ausbruch des Origenistenstreits zu den ruhigsten der orientalischen Kirche gehören. Desto leidenschaftlicher bewegt sollten die folgenden werden.

Im Jahre 428 wurde der sachlich einmal gesetzte Conflict zwischen Constantinopel und Alexandria acut in einem Streit der Patriarchen, der diesmal einen viel bedeutenderen Character trug, als der vorige zwischen Theophilus und Johannes. Nestorius von Constantinopel er-

eiferte sich gegen den Gebrauch des Wortes θεοτόκος (Gottesgebärerin), für die Jungfrau Maria*).

Sofort äußerte sich Cyrill dazu, getreu der alexandrinischen Tradition, nach welcher sich der Bischof hier gewissermaßen berufsmäßig als den Wächter der Orthodoxie betrachtete, dessen Stimme sich vernehmen lassen mußte, wo es die Entscheidung dogmatischer Fragen galt. Seit Alexanders Auftreten zu Beginn des arianischen Streites ist es von allen seinen Nachfolgern festgehalten worden, daß bei jeder religiösen Angelegenheit, die den Orient in Anspruch nahm, der Bischof von Alexandria sofort Initiative und Führung ergriff, wie es seine natürliche Stellung mit sich brachte: so im arianischen und origenistischen, so jetzt beim nestorianischen und später beim monophysitischen Streit — bis zum Sturze seiner Macht. Cyrill erließ ein energisches Schreiben**) wider die Irrthümer des Nestorius, indem er ihm das ganze Sündenregister der Antiochener vorhielt, zu denen jener ja auch gehörte. Darüber entwickelte sich eine sehr gereizte Correspondenz der Patriarchen und Cyrill erkannte, daß sein College nicht im Geringsten an Nachgeben dachte — im Gegentheil seine Lehre als maßgebend hinstellte und gegen die Alexandriner eine Synode in Aussicht nahm.

Demgegenüber***) stellten sich diese sofort ihrer Traditon gemäß auf den Boden der Vertheidigung des orthodoxen Glaubens und brachten durch eine kluge Initiative den Gegner in die Vertheidigungsstellung. Cyrill hielt 430 eine Synode ab und schickte als ihren Beschluß dem Nestorius ein Compendium seiner Dogmatik zu — die sog. 12 Anathematismen — mit der Aufforderung sie anzuerkennen, widrigenfalls die Kirchengemeinschaft mit ihm gelöst sei. Zugleich setzte er sich mit Rom in Verbindung und versicherte sich der Uebereinstimmung des Papstes Coelestin. Nestorius hatte freilich ebenso klug sein wollen, aber kein Entgegenkommen gefunden, vielmehr die bestimmte Aufforderung, seine Irrthümer zu widerufen†). Das feste Zusammenstehen von Alexandria und Rom ist um diese Zeit auf seiner Höhe††), bietet aber nichtsdestoweniger ein eigenthümliches Schauspiel und man wird annehmen dürfen, daß der Papst noch nicht merkte, wie die innere Natur

*) Harnack, Dogmengesch. II. S. 339.
**) Mansi IV. S. 888 ff.
***) Fortan sind wir als Quellen meist auf die ausführlichen Concilienakten angewiesen. Nur Socrates hat noch eine kurze, aber offenbar mit Absicht flüchtig geschriebene Erzählung vom 1. Ephesinum. Vgl. Hefele, Conciliengeschichte Bd. II. S. 178 ff.
†) Mansi IV. S. 1021 ff.
††) Schreiben Cyrills an den Papst über die Irrthümer des Nestorius-Mansi IV. S. 1012 ff.

des alten Verbündeten sich dem Abendlande allmälig zu entfremden begann. An der Stellung zur Frage des „θεοτόκος" wird die Verschlingung der Lage klar. Dem Nestorius war die Bezeichnung unerträglich, weil sich seine antiocheische Theologie nicht mit ihr vertrug; Cyrill bestand gerade deshalb auf ihrer Anerkennung, weil die ihm verhaßte Richtung dadurch geschlagen wurde und der Papst glaubte nicht ohne das θεοτόκος auskommen zu können. So ergab sich das römisch-alexandrinische Einvernehmen. Der Unterschied zwischen den Verbündeten war, daß Rom absolut gleiche Nothwendigkeit beider Naturen verlangte, Alexandria dagegen mit vollen Segeln darauf lossteuerte das Göttliche für allein wesentlich und nach der Menschwerdung auch als allein vorhanden zu erklären*). (Monophysitismus.) Ueber diese noch halb schlummernden Differenzen war man sich noch nicht klar und daher einstweilen ein gemeinsames Vorgehen ohne Schwierigkeiten; die Differenzen fanden sich erst bei der Auseinandersetzung nach dem Siege, als Jeder ihn in seinem Sinne verstand und besonders Alexandria ihn dementsprechend ausbeutete — jetzt war Alles eitel Freundschaft. Coelestin hielt 430 eine Synode zu Rom, die den Nestorius verdammte und schickte dann das Urtheil an Cyrill zur Publication im Orient, indem er ihn ausdrücklich ermächtigte, falls jener nicht binnen 10 Tagen widerrufe, die allgemeine Excommunication der Kirche über ihn auszusprechen**). Die vorsichtigen Freunde mahnten den Nestorius nachzugeben***), denn bei der Einigkeit der beiden mächtigsten Patriarchate war von vornherein zu sehen, daß er in der Stellung des Angeklagten würde festgehalten werden, da es sich ja bereits weniger um eine freie Untersuchung der Frage als um die Durchführung der römisch-alexandrinischen Sentenz handelte.

Entscheidend mußte werden, welche Stellung der Hof einnahm. Wenn man sich hier zu einem entschiedenen Gegendruck für Nestorius entschloß, so konnte er vielleicht den Gegnern die Spitze bieten. Entsprechend dem byzantinischen Regierungsprincip der Centralisation mußte eine möglichste Hebung des hauptstädtischen Patriarchen im Interesse des Kaisers liegen. Eine Festsetzung des kirchlichen Schwerpunkts in Alexandria dagegen hatte ja gerade durch die Gründung des Patriarchats von Constantinopel mit abgewehrt werden sollen. Daher ließ sich erwarten, daß die Regierung einem Triumph Cyrills nach Möglichkeit entgegen wirken werde und darauf bauend bemühte sich Nestorius

*) Die beiden Auffassungen am klarsten in der berühmten epistola dogmatica Leos von Rom an Flavian von Constantinopel und in den Anathematismen Cyrills.

**) Schreiben Cölestins, Mansi IV. S. 1035.

***) Schreiben des Johannes von Antiochia an Nestorius, Mansi IV. S. 1064.

eifrig um eine Synode in möglichst großem Maßstabe und lehnte Concessionen ab*).

In Alexandria that man genau dasselbe, ebenfalls in der Hoffnung auf diesem Wege zu einer günstigen Entscheidung zu kommen. Cyrill fühlte sich theologisch als Herr der Lage, stand im Bunde mit dem ersten Sitz der Christenheit und verfügte über eine große Tradition. Er durfte mit Recht annehmen, daß Ungeheures geschehen mußte, bevor ein morgenländisches Concil Alexandria, den Hort der Orthodoxie durch Jahrhunderte, von dem Thron seiner dogmatischen Unfehlbarkeit herabstieß. Trotzdem verschmähte er es nicht, durch ein überhöfliches Schreiben an die kaiserlichen Damen Pulcheria und Eudoxia**) auch noch eine Beeinflussung des Hofes zu versuchen. Das war denn selbst für Theodosius II. zuviel, daß man ihn so als Luft behandelte. In seinen Einberufungsschreiben und sonstigen Kundgebungen zur Synode machte er aus seiner Hinneigung zu Nestorius kein Hehl***), was für Viele ein mehr als genügender Wink zur Parteinahme war. Die Spannung verschärfte sich mehr und mehr und die Gegner rüsteten sich zu Pfingsten 431 nach Ephesus.

Wie zu Athanasius' Zeit handelte es sich wieder darum, eine im Voraus (in den 12 Anathematismen) formulirte dogmatische Position Alexandrias zum Gesammtbekenntniß der orientalischen Kirche zu machen, gegen eine aus theologischen und politischen Elementen gemischte Opposition. Der große und traurige Unterschied war nur, daß man beiderseits auf eine lange Erfahrung in diesen Dingen zurückblicken konnte, welche den Idealismus des ersten Kampfes leider sehr aufgezehrt hatte. Die folgenden Dinge bieten kein schönes Bild, doch mag die Kenntniß der Vorgänge und Zeitverhältnisse für uns eine Aufforderung zu einem besonnenen und geschichtlichen Urtheil über jene Menschen und Dinge sein.

Den Verlauf der Synode bestimmte ein noch heute dunkler Vorgang: die zweideutige Haltung des Patriarchen Johannes von Antiochia.

Als bereits alle anderen Bischöfe versammelt waren und die Majorität ungeduldig wurde, ließ Johannes fortdauernd auf sich warten, zögerte durch wiederholte Schreiben den Beginn der Verhandlungen hinaus und benachrichtigte die Bischöfe endlich, sie sollten einstweilen

*) Schreiben des Nestorius an Johannes von Antiochia, Mansi V. S. 753 ff.
**) Das überaus umfangreiche Schriftstück, fast rein dogmatischen Inhalts, bei Mansi IV. S. 680 ff.
***) So in seinem Schreiben an Cyrill, Mansi IV. S. 1109.

nur ohne ihn anfangen. Cyrill blieb schließlich nichts Anderes mehr übrig und er eröffnete aus eigener Autorität die Synode, ohne sich um den Protest der kaiserlichen Commission zu kümmern*). Nestorius wurde wiederholt zur Verantwortung wegen seiner Lehren citirt und als er sich zu erscheinen weigerte, abgesetzt. Die Bedeutung davon war für Alexandria eine Doppelte — es war ein dogmatischer und ein politischer Triumph zugleich — indessen wurde er sofort in Frage gestellt. Johannes von Antiochia schien auf diese Entwicklung der Dinge nur gewartet zu haben, denn alsbald traf er mit 50 Bischöfen seines Patriarchalsprengels in Ephesus ein, vermied sorgfältig jede Anerkennung des Geschehenen und hielt sich der großen Synode, die wohl die vierfache Mitgliederzahl hatte, geflissentlich fern. Darauf begann er auf eigene Hand eine sehr verwunderliche Politik**), der ein weit angelegtes Intriguenspiel am Kaiserhofe zur Seite ging. Er ließ einstweilen die Sentenz der Alexandriner gegen Nestorius ganz aus dem Spiel, constituirte seine Suffragane als eigene Sondersynode und forderte die große Versammlung — Cyrillus an der Spitze — behufs erneuter Untersuchung ihrer Verhandlungen vor sein Forum. Daß jene nicht kommen würden, konnte er sich wohl ungefähr denken, trotzdem behandelte er sie als widerrechtlich den Gehorsam Verweigernde, cassirte jetzt ihren Spruch und ließ Cyrill ebenfalls absetzen***). Nun excommunicirten sich die Parteien gegenseitig und beide bestürmten den Kaiser Theodosius um seine Entscheidung, indem beide vorgaben, die eigentliche Orthodoxie zu besitzen und sie wider die Gegner zum Heile von Kirche und Staat zu vertheidigen. Der unglückliche Kaiser wußte sich zwischen den streitenden Theologen verzweifelnd nicht zu retten und verfügte, daß die Gegner — Cyrill und Nestorius — alle beide ins Gefängniß sollten†), zog sich aber durch diese Weisheit nur um so leidenschaftlichere Declamationen von allen Seiten zu. Thatsächlich hielten die Häupter der kaiserlichen Camarilla die Entscheidung in Händen, denen es bei der ganzen Sache nur um ihren persönlichen Vortheil zu thun war. Die päpstlichen Legaten waren indessen eingetroffen und hatten rückhaltslos ihre ganze Autorität für Cyrill in die Wagschaale geworfen. Da entschloß man sich denn endlich, den Nestorius definitiv preiszugeben: er wurde aus seiner Internirung zu Ephesus in die Verbannung geschickt††), insofern

*) Mansi V. S. 770.
**) cf. Hefele II. S. 190 ff.
***) Acten des Conciliabulums der Antiochener; Mansi IV. S. 1065, 1068.
†) Bericht des kaiserlichen Commissars Johannes an Theodosius. Mansi IV. S. 1398 ff.
††) Befehl der Regierung an Nestorius; Mansi V. S. 792 f.

also der Spruch der cyrillischen Synode bestätigt. Durch dieses Zugeständniß an die alexandrinische Partei hoffte man wohl Person gegen Person tauschen und auch die Beseitigung des gefährlichen Führers jener durchsetzen zu können. Cyrill und seine Hauptstütze Memnon von Ephesus blieben gefangen und den streitenden Anhängern der abgesetzten Patriarchen wurde fortdauernd und eindringlich Versöhnung empfohlen. Um besseren Erfolg zu haben, wurde gegen die alexandrinischen Bischöfe ein gelinder Terrorismus angewandt, indem ihnen einerseits die Abreise verwehrt, der Aufenthalt aber durch systematische Rücksichtslosigkeiten möglichst verleidet wurde*).

Hier störte aber ein unvorhergesehener Factor die Rechnung: das Mönchthum. Die Hauptstadt und das ganze Land waren bereits erfüllt von jenen Schaaren vagirender Mönche, die ohne irgend eine ordentliche Autorität anzuerkennen, um so fanatischer für ein Theologumenon eintraten, je sinnlicher es eine religiöse Idee faßte, und bald der Schrecken der regelmäßigen kirchlichen Behörden wurden. Durch innere geistige Verwandtschaft wie durch ihren Ursprung und ihre Tradition bewogen, trat aber die Hauptmasse immer für den alexandrinischen Patriarchen ein und bildeten eine Waffe für diesen, die unter Umständen furchtbar werden konnte.

Cyrill fand Mittel, aus seinem Gefängniß, sowohl auf die Mitglieder der Synode, als auch durch seine Agenten in Constantinopel auf die dortigen Mönche**) zu wirken. Jene hielten standhaft aus und hier erhob sich der Clerus und bestürmte den Kaiser, der sich schließlich nach Chalcedon zu retten suchte. Dort wieder endlose Disputationen vor der Majestät zwischen den Abgeordneten***) beider Parteien, ohne daß auch nur entfernt ein Resultat zu Stande kam. Endlich wußte Theodosius zwischen dem Fanatismus der Mönche, den Intriguen seiner Umgebung und der Starrheit der Theologen nicht mehr aus noch ein und schickte†) die ganze Synode — Alexandriner und Antiochener — nach Hause. Damit war der Gedanke, Einigkeit durch kaiserliche Autorität zu schaffen, wenn er je gefaßt war, so gründlich

*) Schreiben mehrerer Synodalmitglieder und sonstige Belege bei Mansi IV. S. 1435, 1443, 1450 ff.

**) Brief Cyrills an Clerus und Volk von Constantinopel, besonders die Archimandriten. Mansi IV. S. 1436.

***) Schreiben der antiochenischen Deputirten an die Ihrigen nach Ephesus. Mansi V. S. 794. Dazu die Eingabe des Clerus von Constantinopel an den Kaiser. Mansi IV. S. 1453.

†) Vgl. vorige Note.

wie nur möglich gescheitert und es erwies sich, daß die dogmatischen Streitigkeiten der Regierung völlig über den Kopf gewachsen waren.

Für den Augenblick schien der Ausgang ein — wenigstens negativer — Erfolg der Antiochener. In diesem Sinne dürfte auch vielleicht die Haltung des Patriarchen Johannes eine Erklärung finden. Was man auf dieser Seite als schlechterdings unerträglich empfand, war die dogmatische Tyrannei Cyrills, die gegen das Gewissen aller derjenigen gehen mußte, die dem Evangelium gegenüber auf historisch-exegetischem Standpunkt sich befanden, denn um die alexandrinischen Sätze als evangelisch zu erweisen, mußte man allerdings mit der neutestamentlichen Ueberlieferung mehr als gewaltsam verfahren.

Für die Antiochener kam es also darauf an, sich vor der Theologie ihrer Gegner zu retten — da sie aber an Zahl jenen weit unterlegen waren, so mußten sie erwarten auf der Synode sofort majorisirt zu werden. Waren sie einmal in die gemeinschaftliche Verhandlung eingetreten, so wäre bei der Geschlossenheit und Ueberzahl der alexandrinischen Partei der moralische und physische Druck zu groß geworden — zum mindesten hätte es einen bedeutenden Abfall gegeben und daher lag es nahe, daß Johannes jene nöthigte, allein vorzugehen. Waren die Antiochener bei der entscheidenden Beschlußfassung nicht zugegen, so ließ sich nachher die Sentenz als ein bloßer Parteibeschluß hinstellen und war als solcher für sie nicht bindend und rechtskräftig. Ferner war es von Vortheil, wenn man den Gegner nöthigte, sich in allen Punkten zu demaskiren, womöglich durch Proklamirung von Lehren zweifelhafter Orthodoxie sich zu kompromittiren. Dann konnte man auf Grund dessen überhaupt jeden Eintritt in die gemeinschaftliche Verhandlung ablehnen und die Entscheidung des Hofes anrufen. Ging die Sache gut, so konnte auf diese Weise viel gewonnen werden — auf jeden Fall aber lagen die Chancen besser als bei gemeinsamem Zusammentritt. Johannes konnte hoffen, sowohl sich selbst als dem Nestorius so zu nützen, wenn er sich in der Reserve hielt und sie nachträglich in die Wagschaale warf. Diese Erklärung hat den Vorzug, daß die Ereignisse ungefähr die vorausgesetzte Politik des Johanes rechtfertigen. Von vornherein läßt sich annehmen, daß sie zu Gunsten des Nestorius beabsichtigt war, da dessen Verurtheilung ja eine Verdammung auch der antiochenischen Lehre von den zwei Naturen bedeutete. Nestorius war gegen den vereinten Angriff von Rom und Alexandria nicht zu halten, aber sich selbst der Vernichtung zu entziehen gelang den Antiochenern trotzdem. Man wird sagen dürfen, daß es bei gemeinschaftlicher Constituirung der Synode kaum gelungen wäre.

Wie jeder blos negative Erfolg hatte aber auch dieser keinen Bestand; die Haltlosigkeit des Kaisers gewährte unmittelbar darauf den Alexandrinern einen vollständigen Triumph.

Formell war also die erste Synode von Ephesus gesprengt auseinandergegangen und Cyrill sollte auch nach der Entlassung der anderen Bischöfe bis auf weiteres in Haft bleiben. Thatsächlich verließ er die Stätte als Sieger, denn von der überwältigenden Mehrheit in der Kirche wurde der alexandrinisch-abendländische Standpunkt als der einzig berechtigte und die Versammlung des Johannes als ein Conciliabulum angesehen. Demgemäß erhielten alle Beschlüsse der großen Synode alsbald canonische Geltung — sie waren aber derart, daß sie die ganze orientalische Kirche so gut wie gebunden dem Cyrill überlieferten. Es ist eine offene Frage, auf welche Weise schließlich die letzten Dinge auf der Synode vor sich gegangen sind. Cyrill wurde seiner Haft entlassen und zog triumphirend nach Hause. Schon damals ist die Meinung laut geworden, er hätte die kaiserliche Camarilla bestochen*) und nach dem, was wir von einer späteren Handlung des Mannes wissen, wird man diesen Vorwurf nicht ohne weiteres zurückweisen dürfen.

Einen großen Antheil an dem Ausgang hat wohl des Kaisers kluge und energische aber bigotte Schwester Pulcheria**) gehabt, von der wir wissen, daß sie fortdauernd mit Cyrill in gutem Verhältniß stand und ihn gegen den Nestorius begünstigte, der sich ihren Haß durch unvorsichtige Aeußerungen zugezogen haben soll.

Als nach dem Auseinandergehen der Synode die Antiochener in der Kirche wieder auf sich allein gestellt waren und als offenbares Ergebniß nur die Verdammung des Nestorius blieb, konnte der weitere Verlauf der Dinge nicht lange zweifelhaft bleiben. Weithin im Morgen- und Abendlande stand Cyrill als der eherne Fels der Orthodoxie da und während seiner Gefangenschaft hatte es nicht an Stimmen gefehlt, die ihn an Standhaftigkeit um des Glaubens willen den zweiten Athanasius***) nannten. Das war ein deutlicher Wink nach oben. Mit den Canones von Ephesus in der Hand hatte er gleichsam eine Vollmacht in Bausch und Bogen zu einem beliebigen Verfahren mit allen Widerstrebenden. Jede Maßregel konnte dadurch, daß man sich auf die Canones berief, als im Voraus von der Synode sanctionirt hingestellt worden — wie sie denn wohl auch in diesem Sinne abgefaßt

*) Brief des Bischofs Acacius von Beröa an seinen Collegen Alexander von Hierapolis. Mansi V. S. 819.

**) cf. Krüger, Monophysitische Streitigkeiten im Zusammenhange mit der Reichspolitik.

***) Brief eines befreundeten Bischofs an Cyrill. Mansi IV. S. 1464.

worden sind. Immer muß wieder betont werden, daß die Schwäche der Regierung das Entscheidende war. Als die Streitenden sich nicht vertragen wollten oder konnten, schickte man sie nach Hause und meinte, sie sollten nun zusehen wie sie allein mit einander fertig würden, oder meinte vielleicht auch garnichts — jedenfalls kam es nun darauf hinaus, daß der Stärkere die Oberhand behalten mußte, sobald der Kaiser seine Hand von dem Schwächeren abzog. Der kaiserliche Hof hatte seine Ohnmacht erwiesen, überhaupt nur einen ernsten Willen zu zeigen; Theodosius besaß wie es scheint gar kein Bewußtsein dafür, daß es sich hier auch noch um andere Dinge handelte, als die Zweinaturenlehre — daß ebenso die ganze staatliche Autorität im Princip auf dem Spiele stand. Wenn es dem Bischof von Alexandria freistand, gegen alle Leute, denen seine Dogmatik nicht gefiel, eine Synode zu halten, die das halbe Reich und die Hauptstadt in Gährung versetzte, und ihre Maßregelung zu erzwingen, so war er der zweite Selbstherrscher im Staate, für den die Regierung nur zum Dienst seiner Theologie da war. Von diesem Gedanken scheint übrigens der Kaiser selbst nicht allzuweit entfernt gewesen zu sein*), da er die Entscheidung über den richtigen Glauben seiner Völker für seine vornehmste Aufgabe erklärte.

Neben der Willenlosigkeit des Theodosius war aber das Bündniß mit Rom eine der stärksten Waffen Cyrills. Daß die Abendländer in der Person des Römischen Bischofs geschlossen auf seiner Seite standen, mußte in Verbindung mit seinem Uebergewicht im Orient jeden Kampf mit ihm aussichtslos machen, den die antiochenische Partei unternahm. Und so geschah es denn auch: Alexandria erzwang ihre Capitulation in der sog. cyrillschen Union von 433.

Als der Patriarch Johannes und die meisten seiner Bischöfe dabei blieben, daß die 12 Anathematismen, welche zu Ephesus als Exposition des Glaubens angenommen worden waren, für sie schlechthin unerträglich seien, entschloß sich Cyrill zu Milderungen im Ausdruck, die sich freilich nur unter großen Vorbehalten mit seiner eigentlichen Ueberzeugung vereinigen ließen**), forderte aber dafür schleunige Unterwerfung, d. h. Bestätigung der Beschlüsse von Ephesus, insbesondere gegen Nestorius, an dem jene um des dogmatischen Princips willen aufs äußerste festhielten.

Trotzdem ging es nicht rasch genug vorwärts und da wandte sich Cyrill endlich an den Hof, um durch diesen einen Druck auf Johannes

---

*) Vgl. die merkwürdige Schilderung des Theodosius bei Socrates; VII. 22.

**) cf. Harnack, Dogmengesch. II. S. 347.

auszuüben*). Zu diesem Zwecke sandte er reiche Geschenke an die kaiserlichen Damen und die sonstigen Größen der Camarilla: ein Zeugniß von dem hoffnungslosen und unheilvollen Zustande, in den Glaube, Dogma, Moral, Politik und Leidenschaften zusammengewirrt waren.

Das Mittel wirkte. Pulcheria war ohnehin Cyrills Freundin und von sehr großem Einfluß auf die Politik. Einige Persönlichkeiten vom Hofe wurden beauftragt, in Antiochia die Nothwendigkeit der Union klar zu machen; man gab nach und sie kam zu Stande**). Die alexandrinischen Zugeständnisse, über die man verschieden denken kann, verkleisterten äußerlich den Riß. Die Gegensätze blieben im Inneren so feindselig wie nur je und gegen das kaum vollendete Einigungswerk erhoben sofort die Extremen beider Parteien heftige Opposition. Immerhin war aber äußerlich jetzt die ganze morgenländische Kirche unter der Autorität Alexandrias vereinigt und Cyrill eigentlich der orientalische Papst***). Die ganze Entwicklung steuerte reißend schnell darauf hin, die Staatskirche in einen Kirchenstaat mit dem Patriarchen von Alexandria an der Spitze zu verwandeln. Der Gedanke einer Centralisirung der kirchlichen Angelegenheiten durch den Hofpatriarchen zur Verfügung der Regierung war völlig gescheitert. Neben Alexandria konnte Niemand aufkommen — hier ruhte offenbar der kirchliche Schwerpunkt des Reichs, zu dem das religiöse Bewußtsein hingravitirte.

Der definitiven und rechtlichen Ausgestaltung eines kirchlichen Primats der ägyptischen Metropole über das Reich widerstrebten naturgemäß noch mehrere Factoren, auf deren Sieg oder Niederlage es nun ankam: 1) mußte der Staat endlich doch an einen Punkt kommen, wo er sich auf sich selbst zu besinnen gezwungen wurde, 2) war ein Theil des orientalischen Episcopats mit der alexandrinischen Theologie unversöhnlich und konnte den Widerstand auf die Dauer nur mit seiner Existenz aufgeben, 3) mußte im folgerichtigen Verlauf einmal die Stelle erreicht werden, wo der Zwiespalt mit dem alten Freunde Rom unausweichlich war, denn die beiden Machthaber im Orient und Occident waren auf Bahnen gerathen, die nur noch scheinbar neben einander liefen und der noch verborgene Gegensatz mußte mit der Zeit hervortreten. Dieses dritte tritt fürs erste in der Erscheinung noch ganz

---

*) Schreiben des alexandrinischen Archidiaconus Epiphanius an den Patriarchen von Constantinopel. Mansi V. S. 987.

**) Das Unionsdocument bei Mansi V. S. 302. 781.

***) Eine merkwürdige Stelle im 86. Briefe Theodorets hat Baronius Anlaß gegeben, einen Versuch Cyrills anzunehmen, der diesen factischen Primat auch rechtlich fixiren sollte, indeß ist die Sache zu unsicher. Cf. Baronius, annales ecclesiastici VII. S. 510 und dazu ibid. S. 514.

zurück, dagegen bestimmen die beiden ersteren Gesichtspunkte die folgenden Ereignisse. Soviel war klar, daß die Dinge auf einen Punkt gekommen waren, bei dem sie nicht stehen bleiben konnten, denn die vorhandenen Gegensätze hatten weder Ausgleich noch endliche Entscheidung gefunden — es war ein Provisorium mit der Union geschaffen, das je länger desto unhaltbarer wurde, denn von allen Seiten liefen die Extremen Sturm dagegen, denen mit keiner Vermittlung gedient war.

Als Cyrill starb (444), standen die Dinge auf des Messers Schneide — der neue Patriarch Dioscur war entschlossen alle Consequenzen der Vergangenheit zu verwirklichen. Mit Dioscur war der Mann gekommen, der aus der erst langsam, dann immer rascher und entschiedener erfolgten Verschiebung der Lage energisch das Facit zog: den Orient für die Orientalen. Das monophysitische Dogma und mit ihm der alexandrinische Primat sollten jetzt in die gebührende Herrschaft über die morgenländische Kirche eingesetzt werden. Nicht die Staatskirche von Byzanz im Dienst der katholischen Reichsidee, sondern die Nationalkirche von Alexandria als Vertreterin einer mächtigen populären Strömung sollte fernerhin das Leben der östlichen Christenheit in sich zum Ausdruck bringen. Man wird es Dioscur lassen müssen, daß er nicht kleine Dinge gewollt hat. Ueber seine Persönlichkeit und seinen wahren Charakter wird es nicht möglich sein, zu einem Urtheil zu gelangen, dazu hatte er sich zu viel Feindschaft zugezogen und seinen siegreichen Feinden gelang ihre Rechtfertigung in dem Maße, als sie ihn moralisch vernichten konnten.

Sowie er den Thron des Athanasius bestiegen hatte, erhob er sofort den Anspruch auf factische Oberleitung der Angelegenheiten für alle orientalischen Kirchen — zugleich aber trat er mit aller Entschiedenheit für die Durchführung des strengen Monophysitismus ein und bethätigte gerade hierbei seine hierarchischen Bestrebungen. Fortan wußten es die Monophysiten im ganzen Reich, daß sie an dem alexandrinischen Patriarchen einen festen Rückhalt hatten und begannen allenthalben die Gegner zu tyrannisiren. Cyrill hatte der Union wegen Frieden halten müssen, um halbwegs als ehrenhafter Mann zu erscheinen; für Dioscur fiel diese Rücksicht fort, da er sich persönlich zu Nichts verpflichtet hatte.

Der Hauptsitz aller Opposition gegen die alexandrinische Tyrannei war natürlich Antiochia geblieben und demgegenüber ist es sehr charakteristisch, wie Dioscur sich auch hier als den Herrn betrachtete und seinen Collegen, den Patriarchen Domnus, ignorirte. Bischof Irenäus

von Tyrus war einst gezwungen der Cyrillschen Union beigetreten; man traute ihm aber nicht und da er als erster Metropolit von Phönicien eine bedeutende Stellung inne hatte, gedachten die Monophysiten an ihm ein Exempel zu statuiren. Kaiser Theodosius mußte den Mann auf ihr heftiges Drängen hin absetzen.

Das war aber nur Vorbereitung zu einem größeren Schlage gegen Theodoret von Kyros, die Säule der antiochenischen Theologie; nächst Dioscur unstreitig der bedeutendste unter den kirchlichen Parteiführern der Zeit. Einige Monophysiten, die seine Predigten in Antiochia gehört hatten, klagten ihn des Nestoriasnismus an und zwar nicht bei seinem Vorgesetzten Domnus, sondern — bei Dioscur.

Dieser nahm die Sache an, erließ alsbald eine verdammende Sentenz und anathematisirte Theodoret. Bei der Stimmung im Orient wurde kein Widerspruch gewagt, der Kaiser verwies Theodoret in sein entferntes Bisthum am Euphrat, wo er für die große Welt sogut wie todt war und erkannte durch dies Verfahren den Dioscur förmlich als Primas der orientalischen Kirche an*). Domnus von Antiochia und Flavian von Constantinopel schwiegen und die gänzliche Unterdrückung der concurrirenden Patriarchate schien nur noch eine Frage der Zeit — schienen sie doch überflüssig geworden zu sein. Wozu besonders noch der Luxus eines Hofpatriarchen?

Fast noch erstaunlicher ist die Schlaffheit der Regierung gegenüber dem, was Dioscur sich in Aegypten erlaubte. Von altersher hatten die Kaiser dieses Land auf's ängstlichste gehütet und allen fremden Einfluß fern zu halten gesucht, da seine Isolirtheit und seine Hülfsquellen jede selbstständige Macht, die sich hier etablirte, sehr schwierig zu bekämpfen machte. Es war sogar den Prinzen des kaiserlichen Hauses früher verboten gewesen, ohne besondere Erlaubniß das Land zu betreten. Dioscur trat auch hier als der Herr auf, als selbstständiger Beherrscher des Landes, das er als eine Art Patrimonium betrachtet zu haben scheint.

Nach den späteren Anklagen gegen ihn, soll er offen ausgesprochen haben, das Land gehöre eigentlich mehr ihm, als der Regierung**). Daß er es wenigstens sicherer zur Verfügung hatte, zeigte sich in der Folge zu Ephesus.

Eine große Perspective eröffnete sich in der That dem Alexandriner: weltlicher Herr von Aegypten und Primas der orientalischen Kirche —

---

*) cf. Harnack, Dogmengesch. S. 356 Anm. 1.

**) Mansi VI. S. 1032.

in dieser Stellung hätte er keinen Kampf um seine Ansprüche und seinen Besitz zu scheuen gebraucht. Es kam darauf an, ob die Umstände lange genug günstig blieben, um das Erfaßte zu consolidiren. Als erster Schritt dazu konnte eine möglichst feierliche allgemeine Anerkennung des bestehenden Zustandes, soweit er sich auf den Primat bezog, erscheinen. Und in der That stand wiederum eine große dogmatische und kirchenpolitische Action bevor.

In der Hauptstadt wagte man es noch, gegen offene Monophysiten ein kirchliches Disciplinarverfahren anzuwenden. Einer der Extremsten dieser Richtung war der alte Archimandrit (Abt) Eutyches, unterstützt von der ganzen Masse des fanatischen Mönchthums, das schon bei der ersten Synode von Ephesus den Kaiser in Verlegenheit gebracht hatte und Nichts sehnlicher wünschte, als die möglichst gründliche Umwandlung des ganzen Reiches in einen Mönchstaat, wozu der fast ganz zum Kloster gewordene Kaiserhof einen guten Anfang bot.

Der Patriarch Flavian wurde von einigen entschlossenen Geistlichen dazu gedrängt, den Eutyches zur Verantwortung zu ziehen; dieser stellte sich zwar, appellirte aber, als er verurtheilt wurde, an den Patriarchen von Alexandria*). Dieser Vorgang illustrirt die Lage; vor 50 Jahren hatten sich ägyptische Cleriker an den Patriarchen von Constantinopel gewandt um vor ihrem Bischof Schutz zu suchen — jetzt appellirte man von der Hauptstadt nach Alexandria. Auf diese Weise zur Entscheidung herausgefordert gedachte der Aegypter jetzt einen Hauptschlag zu thun um jedem Widerstande einfürallemal ein Ende zu machen. Er stellte den Eutyches eigenmächtig als einen rechtgläubigen Mann in seiner kirchlichen Würde wieder her**) und begehrte***) vom Kaiser eine neue Generalsynode, um die dogmatischen Voraussetzungen dieses Verfahrens feierlich als die Orthodoxie verkünden und das durch Verurtheilung und Ausstoßung der Gegner aus der Kirche bezeugen und bekräftigen zu können.

In unbegreiflicher Verblendung ging Theodosius darauf ein und schrieb zum Sommer 449 eine große Kirchenversammlung aus — wieder nach Ephesus — zu welcher Dioscur Vollmachten erhielt, die ihn so ziemlich allmächtig machten — was er freilich ohnehin war.

Es hat kein entscheidendes Interesse und dürfte auch kaum möglich

*) Zwar nirgends ausdrücklich bezeugt, aber nach dem Verlauf der Ereignisse selbstverständlich.

**) Schreiben der Synode von Chalcedon an die Kaiser. (Mansi V. S. 1099.)

***) Theophanes von Byzanz (der jüngere) ad annum 5940. Das Zeugniß ist allerdings spät, aber auch überflüssig.

sein, den Verhandlungen dieses zweiten Ephesinums in ihren Einzelheiten nachzugehen*), denn es wurde um zu große Dinge verhandelt als daß ein zuverlässiger Bericht möglich wäre — und das Resultat liegt ja offen da: ein so vollständiger Triumph Alexandrias wie er nur geschehen konnte. Die Opposition wurde vernichtet und der crasse Monophysitismus proclamirt — mit dem war aber der alexandrinische Patriarch Eins geworden. Auf dem ersten Ephesinum hatte die Unentschlossenheit des Kaisers, dem es noch widerstrebte sich dem Cyrill ganz in die Arme zu werfen, die Antiochener für den Augenblick gerettet. Seitdem waren sie mehr und mehr unter den Druck gerathen — ohne Rückhalt am Hofe, weit in der Minderzahl und bei der Volksmasse ganz unpopulär. Theodoret hatte Befehl erhalten zu Hause zu bleiben**). Damit waren sie ihres thätigsten Führers beraubt und mit den Uebrigen wurde man fertig. Die Verhandlungen begannen mit der Sache des Eutyches. Er wurde als orthodox befunden und nochmals restituirt; darauf folgerichtiger Weise seine Ankläger verurtheilt. Flavian von Constantinopel wurde abgesetzt***) — zum vierten Mal war es, daß der Alexandriner über seinen Rivalen diesen Triumph erhielt: Thimotheus über Gregor von Naziauz, Theophilus über Johannes Chrysostomus, Cyrill über Nestorius, jetzt Dioscur über Flavian. Keine schärfere Beleuchtung kann auf den inneren Gegensatz der beiden Mächte fallen. Gegen eine ganze Reihe namhafter Bischöfe wurde in gleicher Weise vorgegangen. Es lag System darin; nicht anders als einst Kaiser Constantius that, wollte jetzt der Nachfolger des Athanasius sich den Gehorsam der Kirche durch Absetzung und Verbannung der Widerstrebenden sichern. Ihm gelang nun auch, was Petrus und Theophilus mißlungen war: in der Person seines Aprokrisiars Anatolius brachte er eine ihm ergebene Persönlichkeit auf den Patriarchenthron der Hauptstadt, der hierdurch zu einem alexandrinischen Vicariat werden zu sollen schien. Selbst Domnus von Antiochia und Juvenal von Jerusalem erschienen als die Schleppträger Dioscurs†) — die Sache war zu Ende.

*) Hefele II. S. 349 ff. giebt eine sehr ausführliche Darstellung — freilich von seinem durchaus nicht objectiven Standpunkt aus.

**) Schreiben des Kaisers an Dioscur. Mansi VI. S. 589.

***) Um eine Handhabe gegen ihn zu haben, stellte man erst fest, jede Aenderung des Glaubens von Nicäa sei strafbar. (Er hatte durch den Ausdruck „zwei Naturen“ eine Neuerung hineingebracht.) Andererseits ist höchst charakteristisch wie Dioscur seinen Monophysitismus als den legitimen Inhalt des Nicänums betrachtete.

†) Sie stimmten für Eutyches wider Flavian. Mansi VI. S. 833 ff. 927 f.

Was war nun eigentlich diese Kirchenversammlung von 449 zu Ephesus? Man hat sie hernach die Räubersynode genannt und sie ist in der Kirchengeschichte verrufen geworden als ein Gipfelpunkt religiöser Brutalität und geistlicher Vergewaltigung. Mit Unrecht. Man wird es keineswegs in Abrede stellen, daß der Opposition durch arge Gewaltsamkeiten, durch Drohen mit Militär, Mönchsknütteln und allerhöchster Ungnade die Zustimmung zu ihrer eigenen Verurtheilung abgepreßt worden ist — vielleicht ist es auch nicht beim Drohen geblieben, aber — wie groß war denn diese Opposition? Eine starke ist es unmöglich in solcher Weise zu behandeln. Man wird andererseits nicht behaupten können, daß andere Synodalentscheidungen, die nachher als canonisch angenommen wurden, mit besseren Mitteln zu Stande gebracht sind. Aus Uebereinstimmung der Herzen haben schon die Väter von Nicaea nicht ihren Beschluß gefaßt. Wenn es die Aufgabe solcher Versammlungen ist, den Glauben, der das Bedürfniß der vertretenen Elemente ausmacht, festzustellen, so ist das nie auf diesem Boden besser geschehen als durch die Räubersynode und den Tyrannen Dioscur. Das latrocinium Ephesinum ist die Proclamirung einer Nationalkirche des Orients unter Leitung der Macht, die durch eine seltsame und doch natürliche Entwicklung zum Vertreter dieses Gedankens geworden war — des Patriarchen von Alexandria. Die Wandlungen, die in dem Wesen seiner Stellung sich seit einem Jahrhundert vollzogen hatten und in denen seine Politik mit ihren Erfolgen begründet lag, werden besonders offenbar, wenn man die Entwicklung des Verhältnisses betrachtet, in dem er zu einer Macht stand, die jetzt sehr viel zur Entscheidung beitrug, zum Mönchthum. Dieses ist geradezu die Waffe in handgreiflichem Sinne, mit welcher der Sieg Alexandrias erfochten wurde. Theodosius hatte an den ägyptischen Abt Barsuma eine besondere Einladung zur Synode ergehen lassen*), mit der Begründung daß die Klöster sich als Stätten vorzüglicher Arbeit gegen alle Ketzereien erwiesen hatten, d. h. als Heerde des Monophysitismus.

Schaarenweise waren daraufhin die Mönche aus Aegypten, Syrien, Palästina und dem ganzen Orient gekommen und ihre Fäuste ein wirksames Argument für die Theologie Dioscurs geworden, in deren fanatischer Vertretung sie Eins waren mit der Autorität jenes Mannes.

Diese bedeutsame Richtung, welche das Anwachsen des Mönchthums nahm und die Macht der alexandrinischen Patriarchen, es sind zwei Erscheinungen, die auf eine Wurzel zurückgehen und sich gegenseitig stützen.

---

*) Schreiben des Kaisers an Dioscur, bei Mansi VI. S. 593.

Vergleiche sind in dieser Hinsicht lehrreich. Antonius, der Patriarch und Erstling des Mönchthums, war ein Zeitgenosse des Athanasius und von diesem hoch bewundert*) wegen seiner asketischen Frömmigkeit. Die beiden Männer fühlten nicht, daß sie die Vertreter zweier im Grunde feindseligen Principien waren, der hellenistischen und der national-orientalischen Religiosität nämlich. Die thatenlose Contemplation des Mönchs und der leidenschaftliche Kampf des Bischofs um den Glauben der Kirche — sie sind zwei völlig getrennte Kreise des kirchlichen Lebens, die innerlich einander ganz fremd sind. Es ist eine erste leise Reaction des Orients; aus dem ihm fremden und unheimlichen geistigen Kampf zieht er sich zurück in eine Welt, in der ihm wohler ist und läßt die Geister draußen um Ideen weiter ringen, die er nicht mitempfindet.

Aber diese Strömung wächst; man wird sich allmälig seiner selbst und seiner Verschiedenheit von dem Leben der großen Kirche bewußt. Das Mönchthum erkennt den Gegensatz, den jene zu seinen Idealen durch die wissenschaftlichen Bestrebungen und die geistige Lebendigkeit ihrer Theologie vertritt. Unter Theophilus war der Proceß soweit vorgeschritten, daß die Mönche innerhalb ihres vorläufigen Bereichs die Abkehrung der Kirche von der ihnen verhaßt gewordenen Richtung erzwingen konnten. Damit traten sie aus der Passivität heraus, welche die bisherige Schwäche ihnen auferlegt hatte und als der alexandrinische Bischof seinen Frieden mit ihnen machte, schloß er mit der neuen Macht ein Bündniß zu gegenseitigem Beistand. Wenn er sich halten wollte, blieb ihm nichts Anderes übrig — die Fundamente seiner Macht hatten sich über Nacht verwandelt und um den Bau nicht einstürzen zu lassen, mußte er ihn jenen anpassen. Durch diesen Frontwechsel erhielt er sich die Führung der Kirche, denn war bisher die griechische Theologie die Hauptmacht in ihr gewesen, so wurde es jetzt die religiöse Stimmung der Massen und diese zugleich die Quelle der alexandrinischen Macht.

Als Cyrill aus politischen Gründen die Union mit den Antiochenern schloß, die Vertreter der griechischen Wissenschaft geblieben waren, mußte er sich den heftigen und warnenden Widerspruch des Abtes Isidor von Pelusium**) gefallen lassen. Es war die Mahnung an den Alexandriner, dem Bündniß nicht untreu zu werden: für seine Dienste bestand das Mönchthum auf seinem Schein.

---

*) Athanasius hat ihn in einer panegyrischen Lebensbeschreibung verherrlicht.

**) Isidor. Pelus. epp. I. 324.

Je länger desto bestimmter wird der Bund zum Ausdruck einer heftigen Reaction des nationalen Orientalismus gegen den so lange herrschend gebliebenen Hellenismus. Immer entschiedener wurde Alexandria eine populäre Macht, die trotz des inneren Widerspruches, der darin lag, ebensosehr von ihren griechischen Traditionen wie von ihren gegenwärtigen antihellenistischen Tendenzen getragen wurde. Natürlich fehlte viel daran, daß man in der Zeit dieser Umkehrung der Principien sich bewußt wurde. Für die Mitlebenden erschien es als eine einheitlich fortlaufende Entwicklung. Nur daß der Bischof von Alexandria allmälig weit über die hierarchische Ordnung hinauswuchs und gleich dem römischen ein Herr in der Kirche*) wurde, das entging ihnen nicht. Die Erklärung dafür vermochten sie aber nicht zu finden. Unter Dioscur werden dann die letzten Consequenzen gezogen. Das alte Doppelgesicht verschwand jetzt, die griechischen Formen, in denen sich noch Cyrill bewegt hatte, fielen und die Knüttel der Mönche zu Ephesus redeten von dem neuen Geist, der in die orientalische Kirche eingezogen war, eine vernehmliche Sprache. So rasch hatte der Bund mit jenen seine Früchte für den alexandrinischen Bischof getragen — durch sie und mit ihnen war er nun der Herr; freilich welch ein Unterschied war zwischen den Grundlagen, auf denen die Macht des Athanasius und die Dioscurs beruhte! Dennoch ist beides vollkommen natürlich. Damals lebte die Kirche des Orients wirklich in der theologischen Wissenschaft der großen griechischen Väter und die Massen schlummerten noch, aber je mehr diese in ihren Tiefen vom Christenthum erfaßt wurden, desto mehr fühlten sie, wie fremd ihnen jenes Leben war, wie wenig es ihren Bedürfnissen bot, und in demselben Maße schwand die Lebens- und Triebkraft der griechischen Theologie auf diesem Boden. Weil die Masse in ihr keine Befriedigung fand, so wurde sie genöthigt, eigene Wege zu gehen und sich ihre eigene Frömmigkeit zurecht zu machen.

Dieser Umstand dürfte vielleicht auch zur Erklärung der Anfänge des Mönchthums überhaupt beitragen, das zur Zeit des Antonius noch rein passiv war, 50 Jahre später energisch dem Volke sein Recht forderte und nach wieder 50 Jahren dasselbe durchgesetzt hatte. Es ist eine Reactionserscheinung des orientalischen Volksgeistes gegen den importirten Hellenismus, der ihm nicht gab, wessen er bedurfte.

Je mehr das Volk von religiösem Leben erfaßt wurde, desto mehr mußte die griechische Dogmatik als ein exotisches Gewächs auf diesem

---

*) Socrates VII. 7.

Boden an Unpopularität zunehmen. Auf der anderen Seite darf allerdings nicht verkannt werden, daß der Monophysitismus nach einer Seite hin der legitime Sprößling der alten alexandrinischen Theologie ist und daß er auch in der äußeren Form seiner Begründung als theologisches System nicht seine Erziehung verleugnete. Er selbst hielt sich auch ehrlich für die wahre Fortsetzung der alten nicänischen Orthodoxie und seine Gegner für gefährliche Feinde des christlichen Glaubens, deren Ausrottung nur ein verdienstliches Werk sei. Diese Selbsttäuschung ändert aber Nichts an der objektiven Lage. Der Inhalt derselben ging zurück auf jene Wendung des Theophilus gegen den Origenismus. Durch diese wurde der Bischof von Alexandria an die Spitze einer Bewegung getragen, die er selbst damals gewiß nicht übersah — einer zugleich religiösen und nationalen, die nach beiden Seiten hin seinen Traditionen ganz zuwiderlief. In diesem Widerspruche liegt aber, gerade wie wir bei Cyrill sahen, der Grund seiner Machtentfaltung — nur konnte diese Lage nicht ewig dauern, denn mit der Zeit mußten die verborgenen Consequenzen zu Tage treten und dann war es mit dem Hängen nach beiden Seiten zu Ende. Die Entwicklung wurde gefördert durch den immer intensiver werdenden Gegensatz zu Constantinopel, denn indem sich hier ein neues Centrum etablirte, das alle Gegenkräfte wider Alexandria sammelte, wurde man dort natürlich rascher vorwärts gedrängt, als es vielleicht sonst geschehen wäre. So kam es bald nacheinander zu den Entscheidungen der beiden ephesinischen Synoden. Da die Regierung — unfähig die Lage zu übersehen — den Dingen ihren Lauf ließ, verschwand zuletzt jede kirchliche Gewalt vor der elementaren Kraft der Bewegung oder wurde vielmehr auf ihren Führer Dioscur concentrirt; das Reich aber gerieth auf den Weg zur Verwandlung in einen Mönchs- und Kirchenstaat. Kaiser Theodosius war in unbegreiflicher Verblendung entschlossen, die Beschlüsse der letzten Synode allseitig durchzuführen. So war denn Dioscur der zweite Papst, an augenblicklicher Machtstellung dem römischen Leo ebenbürtig.

Da, unmittelbar nach dem Triumphe trat die Katastrophe ein, die den ganzen Bau alexandrinischer Herrlichkeit in Trümmern stürzte. Im Jahre nach der Synode starb Kaiser Theodosius und sein Nachfolger Marcian nahm sofort im Namen des Staates den Vernichtungskampf gegen den Patriarchen auf, verbündet mit allen Mächten, die er gegen ihn heranziehen konnte.

Das neue Herrscherpaar Marcian und Pulcheria sah sich vor der Aufgabe, den schon halb verschlungenen Staat der Kirche wieder zu entreißen. Die erste Bedingung dafür war die Beseitigung Dioscurs.

Aber wie dem Manne beikommen, der eine so gewaltige Macht hinter sich hatte?

Die große Bewegung gegen die hellenistische Theologie war nur dadurch so reißend schnell zu ihrem Triumph von Ephesus gelangt, weil sich der alexandrinische Patriarch an ihre Spitze gestellt und seine Sache zu der ihrigen gemacht hatte. Sich selbst überlassen wäre der ganze Prozeß weit langsamer verlaufen und weniger acut aufgetreten. Durch die alexandrinische Führung war er in ein gewaltsam beschleunigtes Tempo gebracht worden und sobald dies eingeschlagen war, wurde sein Verlauf von den Geschicken seiner Leitung abhängig. Nie wäre die Räubersynode zustandegekommen ohne Dioskur; dieser erschien als der eigentliche Anstifter und Agitator der Sache. Da man nun mit der Gefügigkeit der kleinen Bischöfe staatlicherseits seit lange schon so gute Erfahrungen gemacht hatte, so war Aussicht vorhanden, durch Beseitigung des Führers Alles zu gewinnen. Soviel mußte man aber doch einsehen, daß jener seine Kraft aus der von ihm vertretenen kirchlichen Richtung erhalten hatte; sollte also der Erfolg sicher zu einem dauernden gestaltet werden, so blieb Nichts übrig als den Versuch zu machen, auch diese zu vernichten. Wollte der Kaiser den alexandrinischen Patriarchen bezwingen, so mußte er den Monophysitismus brechen. Man sieht — es ist eine vollständige Parallele zu der Aufgabe an der Constantius sich seinerzeit abmühte, als er die katholische Orthodoxie beugen wollte, um die absolute Gewalt des Staates zu erhalten. Auch damals sah dieser sich durch den Katholicismus gefährdet und auch damals war der Bischof von Alexandria der Mittelpunkt des Widerstandes. Dioscur befand sich jetzt gewissermaßen in der Lage des Athanasius und es mußte sich zeigen, ob er und sein Dogma sich wie jener gegen die Regierung halten konnten.

Soweit geht die Parallele — aber ein gewaltiger Unterschied bestand zwischen der Lage von damals und der vor 100 Jahren: Rom stand in dem neuen Kampf nicht für, sondern wider Alexandria. Die Harmonie der alten Freunde war plötzlich zu Ende, denn jetzt wollte der Eine was der Andere auch wollte, nämlich Herr sein. Freilich erstrebte Dioscur das nur im Orient, aber gerade Leo I. vertrat in bisher noch nicht dagewesener Weise die universalen Ansprüche des Papstthums und war entschlossen, keine Macht in der Kirche neben sich zu dulden, die mit dem Anspruche auftrat ihm ebenbürtig zu sein. Dazu zerriß nun plötzlich der Schleier, der dem Abendlande die gefährlichen Wege verdeckt hatte, die der Glaube im Orient einschlug und die Ketzerei des Alexandriners wurde offenbar. Eutyches hatte offen mono-

physitisch gelehrt — zu Ephesus war er bestättigt worden und als Leo schon vor der Synode, Unheil ahnend, einen ausführlichen Lehrbrief an Flavian von Constantinopel gerichtet hatte, mußte er erfahren, daß Dioscur denselben bei den Verhandlungen einfach ignorirt hatte. Natürlich verweigerte er dem Synodalbeschluß die Bestätigung. Da wagte jener einen ungeheuren Schritt und excommunicirte den Bischof von Rom*). Nun war das Tuch zerschnitten: wollte der Kaiser einen Bundesgenossen haben, so konnte er keinen besseren finden als den Papst. Aber das Unnatürliche konnte auch durch die merkwürdigste Verkettung der Umstände nicht natürlich werden; im Grunde suchten die beiden Gewalten doch nur das Ihre und waren trotz des Bündnisses darauf angewiesen, von dem Erfolge dem Andern so wenig als irgend möglich zu Gute kommen zu lassen**). Der Kaiser brauchte eine neue große Synode; in einem gewaltigen und eindrucksvollen Act mußte seine Autorität wiederhergestellt und der Gegner vernichtet werden; die ganze Kirche sollte zusammensein und dann erfahren wer der Herr sei. Dazu meinte er vom Papst das dogmatische Rüstzeug zu entlehnen. Leo aber dachte an Nichts weniger, denn dem Kaiser als Werkzeug zu dienen, sondern wollte ihn im Gegentheil als solches benutzen. Er hatte alles Interesse daran, das Zustandekommen einer Synode zu verhindern***), denn was dabei im Morgenlande herauskam, konnte er nie wissen — man hatte schlechte Erfahrungen damit gemacht. Er wollte einfach seine epistola dogmatica an Flavian als Glaubensregel dekretiren und gedachte dabei dem Marcian die Rolle des Executors zu, der die Bischöfe, welche dem Papst nicht beistimmen würden, mit dem weltlichen Arm entfernen solle.

Dazu verspürte nun dieser keine Lust und berief die Synode von Chalcedon, 451.

Hier wurde das Grab der alexandrinischen Macht gegraben. Mit Thätlichkeiten, kaum weniger arg als vor zwei Jahren zu Ephesus, zwangen Kaiser und Papst der orientalischen Kirche die abendländische Lehre auf, gewaltsam das Product einer ganz andersartigen Entwicklung auf einen widerstrebenden Boden verpflanzend, dessen Bedürfnissen es nicht im Mindesten entsprach.

Mit der abgepreßten Zustimmung der Bischöfe zur römischen Zweinaturenlehre war die Stellung Dioscurs vernichtet — nur als

---

*) Acten von Chalcedon. Mansi VI. S. 1009.

**) cf. Harnack, Dogmengesch. II. S. 351 f.

***) Briefe Leos an Flavian und den Kaiser (Nr. 36. 37).

Haupt der Monophysiten bedeutete er Etwas; da freilich auch Alles. Er wurde entsetzt und verbannt wie einst Nestorius.

Auch seine alten Gegner, die nun zu triumphiren gedachten, blieben nicht geschont; wenn sie auch der römischen Lehre weit näher standen als die Monophysiten, so waren sie doch keineswegs identisch mit ihr und verleugneten nicht den Unterschied des griechischen und lateinischen Elements. Bis auf das Jota wurde Leos Dogmatik dekretirt — ein Verfahren, das eine unendlich größere Vergewaltigung der orientalischen Kirche bedeutete, als der Terrorismus Dioscurs. Kaiser Marcian führte ein eisernes Regiment über die versammelten Väter. Anfangs sollte die Synode zu Nicaea stattfinden, dann wurde sie nach Chalcedon verlegt, um die Wiederstrebenden energischer beeinflussen zu können; hier gegenüber der Hauptstadt, hielt er sie stets unter festem Druck und vermehrte diesen noch beträchtlich durch sein persönliches Erscheinen in ihrer Mitte wie einst Constantin zu Nicaea. Fast die ganze Synode war im Herzen eins mit Dioscur und machte Anstrengungen, ihn und sich zu retten. Seine Getreuen aus Aegypten hielten unerschütterlich zu ihm. Er selbst benahm sich würdig und fest. Aber die Mönche wurden in stramme Zucht genommen und durften sich auf der Synode nicht regen. Was sie zu Ephesus gethan hatten, thaten jetzt die kaiserlichen Truppencommandos in der Nähe. Obgleich die Bischöfe schließlich schmachvoll nachgaben, so konnte ihnen doch nicht eine Verurtheilung ihres früheren Herrn wegen seiner Lehre abgepreßt werden — man mußte in der willkürlichsten und ungerechtesten Weise das Material zur Verurtheilung aus allerhand nebensächlichen und disciplinaren Punkten zusammenschmieden. Es bekundet eine richtige Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, wenn die Synode mit der Verdammung des Monophysitismus zugleich scharfe Disciplinarcanones gegen das Mönchthum erlassen mußte. Man grub dem Alexandriner die Quellen seiner Macht ab, man entwaffnete seine Truppen — so fiel er denn; und zum Wächter über dem Ruinenfelde, das sein Sturz aus der orientalischen Kirche machte, setzte der Kaiser den Bischof von Constantinopel, indem er den Gedanken, der 381 zum Ausdruck gekommen war, nun nach 70 Jahren verwirklichte.

Anti-alexandrinisch hatte das Hofpatriarchat sein sollen und die kirchlichen Kräfte von diesem abgelegenen und unbequemen Mittelpunkt weg- und an sich heranziehen. Das war aber damals schlecht gelungen. Nach der gewaltsamen Zerstörung der Autorität des Alexandriners blieb es nun allein nach, und ohne Concurrenz schien ihm ja Nichts mehr im Wege zu stehen, um die Centralisirung des Kirchenregiments

zu Händen des Kaisers zu verwirklichen. Die definitive Bestätigung des Patriarchen von Constantinopel als nur im Range, nicht an Autorität dem römischen Papste nachstehend, im 28. Canon von Chalcedon, bedeutete aber mehr: sie sollte auch der Strick sein, den man dem Bundesgenossen in Rom um die Arme warf, damit die Forderung für den geleisteten Dienst nicht allzugroß und unbequem würde. Das wurde dort sehr gut verstanden und Leos geharnischter Protest war die Antwort darauf.

So war denn des Bischofs von Alexandria große Macht plötzlich wie über Nacht gestürzt. Wie war Marcian möglich geworden, was man vor ihm nicht gekonnt hatte?

Zweierlei ist der Grund: 1) das Bündniß mit Rom, 2) die innere Umwandlung der alexandrinischen Macht. Ohne des Papstes Hülfe wäre der Hauptschlag, die Hinausdrängung des monophysitischen Dogmas, nie gelungen. Auch hier ist ein Vergleich lehrreich. Constantius bemühte sich ebenfalls das katholische Dogma zu verdrängen; das blieb deshalb vergeblich, weil er ihm nichts Ganzes entgegenzustellen hatte, das von einer wirklichen Macht in der Kirche als das Ihrige empfunden und vertreten worden wäre. Die kaiserlichen Unionsformeln waren eben kaiserliche und nicht das Lebensprincip einer großen geistigen Partei.

Ein solches aber konnte Marcian ins Feld führen, das dazu noch einer Stätte größter und ältester Autorität angehörte.

Der zweite Grund ist vielleicht noch entscheidender: es galt nicht mehr Kampf mit Griechen, sondern mit Barbaren. Es war denn doch etwas Anderes um die gewaltige Geistesmacht, die durch den Streit und die Gluth des Athanasius wehte; das schönste Erbe der classischen Zeit des Griechenthums, seine freie Wissenschaft und Begeisterung für die Wahrheit, eine ideale geistige Sittlichkeit, alles veredelt und vertieft durch den wenn auch nicht rein bewahrten, so doch immer noch weltüberwindenden Gehalt des Evangeliums. Kaiser Constantius rang mit den Besten seiner Zeit und man wird dennoch nicht sagen dürfen, daß er unterlag: er schien ja gesiegt zu haben, wenn es auch nicht zur Probe kam. Das war jetzt anders geworden — hinter Dioscur standen auch sittliche Ideen und religiöse Leidenschaften, aber sie trugen nicht mehr die alten Züge. Für Athanasius kämpfte die Kraft des Origenes: den hatte man vor 50 Jahren zu den Todten geworfen und er forderte seine Rache. Die Principien durch die man groß geworden ist, darf man nicht ungestraft verleugnen. Es war geschehen und an die leere Stätte war der dumpfe, fanatische, massige Geist des Orients ein-

gezogen, wuchtiger als der alte hellenische aber unbehülflicher und starrer, vor allem aber — unfrei. Der Monophysitismus ist beherrscht von einem gebundenen Geist des phantastisch religiösen Brütens, darum erlag er dem Angriff einer starken äußeren Gewalt, sobald sie ihn nur energisch packte. Und weil der Bischof von Alexandria sich ihm ergeben hatte, fiel er mit ihm — hätte er es aber nicht gethan, so wäre er nur früher gefallen und ohne Katastrophe. Insofern ist sein Schicksal tragisch und eine Bestätigung dafür, daß Alles, was geschieht sein Schicksal in sich trägt — noch ehe es in die Erscheinung tritt.

Nach dem Concil von Chalcedon beginnt für den Orient eine traurige Periode — eine Zeit völliger religiöser Auflösung und Zerrüttung, grauenvolle dogmatische Wirren, die nicht eher aufhören, als bis die Westhälfte in Erstarrung versinkt, die Osthälfte eine Beute des Islam wird.

Sofort nach der Synode brach in Palästina und vor Allem in Aegypten der religiöse Bürgerkrieg mit furchtbarer Wuth los. Ein characteristisches Kennzeichen der Lage ist, daß die Aegypter sich weigerten das Synodaldecret zu unterzeichnen, weil sie sonst bei ihrer Heimkehr vom Volke zerrissen werden würden. Der Monophysitismus stellt sich als die natürliche und nationale Ausgestaltung des Christenthums für den Orient dar und daß man ihn gewaltsam proscribirte, führte zu furchtbaren Zuckungen im Volke, dem genommen war, woran sein Herz hing. Die spitzfindigen und negativen Bestimmungen des Chalcedonense gaben der geschlossenen abendländischen Dogmatik einen gequetschten und erpreßten Ausdruck für den Orient und an diese todten und tödtlich verhaßten Bestimmungen sollte sich fortan sein religiöses Leben halten. Die Reaction wurde gewaltsam, aber mit dem Sturze Alexandrias waren ihr die Sehnen durchschnitten — große Truppenmassen in Aegypten sorgten dafür, daß hier kein neuer Führer erstehe und erreichten auch wirklich, daß die $^{19}/_{20}$ der Bevölkerung, die monophysitisch waren, unter ihren Sonderpatriarchen fortan officiell als die rechtlosen Ketzer und Schismatiker galten — bis sie den Islam der Orthodoxie von Constantinopel als Herrn vorzogen und den Arabern das Land öffneten. Zu wiederholten Malen zwang die religiöse Stimmung der Massen die byzantinischen Kaiser zu dem verzweifelten Versuch dem Monophysitismus trotz Chalcedon Zugeständnisse zu machen, blos um nicht beständig einen kirchlichen Belagerungszustand über das Reich verhängen zu müssen, aber es war zu spät. Widerstandslos ist die Kirche von Aegypten, Syrien und Kleinasien fast ganz vom Muha-

medanismus verschlungen worden. Ob sie ihm innerlich nicht näher stand als den tödtlich verhaßten Zwangsformeln von Chalcedon?

Fast könnte man versucht sein zu fragen, ob Kaiser Theodosius II. nicht recht daran that, als er den Dioscur Herr werden ließ. Es ist wieder derselbe Conflikt: ob nun der Staat sich verschlingen ließ oder sich wehrte — Segen konnte nicht daraus werden, denn das ließ die Vergangenheit nicht zu. Das Reich barg zuviel abendländische Elemente in sich als daß es ohne weitgreifende Zerstörungen in den orientalischen Kirchenstaat hätte aufgehen können und die Kirche hatte zu viel aus der vieltausendjährigen lastenden Erbschaft der Orientalen in sich aufnehmen müssen, als daß sie das Reich hätte einen Culturstaat bleiben lassen können — so zerfleischten sie sich gegenseitig.

Wer will es wissen, warum das so sein muß?

Die Textgeschichte des Oberammergauer Passionsspiels.

Von

Phil. Strauch,
Professor in Tübingen.

Es ist nicht meine Absicht im Folgenden zu den vielen Für und Gegen, die über das Oberammergauer Passionsspiel laut geworden sind, ein weiteres Urtheil hinzuzufügen. Ich will mich hier nur mit der Geschichte des Textes befassen und erzählen, wie das geworden, was so viel von sich reden gemacht und so verschiedenartige Beurtheilung erfahren hat. Die Zukunft des Spieles dürfte wesentlich davon abhängen, daß man den historischen Reiz, der ihm innewohnt, frisch erhalte und womöglich verstärke, nicht aber, wie es den Anschein hat, mehr und mehr abschwäche. Denn darüber kann doch wohl kein Zweifel sein, daß weitaus die Mehrzahl der Ammergaupilger lediglich ein historisches, kein religiöses Interesse dorthin zieht. Wir wollen im Oberammergauer Passionsspiel „den lebensvollen Rest einer längst vergangenen, naturwüchsigen und schlicht empfindenden Volkspoesie" kennen lernen. Wenn die Oberammergauer meinen, ihr Spiel dadurch lebensfähig zu erhalten, daß sie dem Zeitgeschmack möglichst Rechnung tragen, ihr Stück äußerlich herausputzen, dabei aber inhaltlich mehr und mehr glätten und gleichsam verfeinern, das seinem Ursprunge nach volksthümliche Spiel zu einem Kunstdrama emporschrauben, so dürften sie sich irren, ja gar leicht könnte das, was ihnen so sehr am Herzen liegt, der Daseinsberechtigung verlustig gehen.

Indem ich nun die Textgeschichte näher ins Auge fasse, wird sich mir am Schluß Gelegenheit bieten, anzudeuten, in welcher Art und Weise ich mir die Aufgabe der Revision des Textes, die absolut geboten scheint, denke.

Bekanntlich verdankt das Oberammergauer Passionsspiel seinen Ursprung einem Gelübde, daß die Oberammergauer im Jahre 1633 aus Anlaß einer verheerenden Pest gethan hatten. Man gelobte alle zehn Jahre die Passionstragödie — den Passion — zur Aufführung zu bringen. Wir wissen, daß auch anderswo ähnliche Gelübde geleistet worden sind, so z. B. im steirischen Zeiring, wo gleichfalls nach dem Aufhören einer heftigen Pestseuche (um 1717?) derartige Spiele bezeugt sind, so zu Waldens (Wattens?) in Tirol, wo laut Mittheilung vom Jahre 1722, um schwere Wetter fernzuhalten, alle sieben Jahre das jüngste Gericht dramatisch vorgestellt wurde; aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert liegen derartige Nachrichten von regelmäßig wiederkehrenden geistlichen Vorstellungen auch aus dem hessischen Friedberg, aus Frankfurt, Villingen und Freiburg im Breisgau vor. Was Oberammergau betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß mit jenem Gelöbniß nur ein älterer Brauch sanctionirt wurde, daß Passionsspiele schon vorher dort üblich waren, wenn auch nicht in regelmäßigen Perioden. Vielleicht fallen sogar die Anfänge des Schnitzhandwerks und das Auftauchen der Passion dort zeitlich zusammen. Im Jahre 1634 fand die erste Passionsdarstellung statt und so blieb es bis zum Jahre 1674. Seit 1680 wurden die Aufführungen auf die Zehnerjahreszahl verlegt. Das älteste uns erhaltene, in Oberammergau aufbewahrte Textbuch datirt aus dem Jahre 1662. Sprache und Stil weisen aber darauf hin, daß dieser Text älter ist als seine Niederschrift, ja auch weiter als 1634 zurückreicht. Es ist das Verdienst von August Hartmann in München zum ersten Male diesem Texte, aus dem bis dahin nur vereinzelte Mittheilungen gemacht worden waren, eine eingehende Untersuchung gewidmet zu haben*). Er fand, daß jener Text, der auf den ersten Blick den Eindruck eines einheitlichen Werkes macht, zum weitaus größeren Theile aus zwei älteren Spielen zusammengetragen sei, wobei es dahingestellt bleiben muß, ob die Verbindung der beiden Stücke in Oberammergau selbst oder nicht vielleicht schon früher stattgefunden hat. Diese beiden Spiele nun stammen aus Augsburg, damals der bedeutendsten Stadt in Ammergaus näherer Umgebung, dem ehrwürdigen Bischofssitze, zu dessen Sprengel Oberammergau gehörte,

*) Vgl. August Hartmann, Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt zum ersten Male herausgegeben. Leipzig, 1880. — Im übrigen wird es an diesem Orte genügen, einzig und allein auf Karl Trautmanns vorzügliche Studie: Oberammergau und sein Passionsspiel (Bayerische Bibliothek Bd. 15), Bamberg, 1890, hinzuweisen, die zusammen mit Hartmanns Buch fortan der gegebene Ausgangspunkt jeglicher Forschung über das Passionsspiel sein muß.

der wichtigen Handelsemporie, deren lebhafter Verkehr mit Italien auf der Rottstraße an Oberammergau vorbeizog. Das eine Stück ist ein Mysterienspiel aus Sanct Ulrich und Afra zu Augsburg aus dem fünfzehnten Jahrhundert und wahrscheinlich dort aufgeführt, das andere eine Augsburger Meistersingertragödie, „Von dem Leiden und Sterben, auch Auferstehung unseres Herren Jesu Christi" aus dem Jahre 1566, deren Verfasser Sebastian Wild die deutsche Litteraturgeschichte auch sonst als Meistersinger und productiven Dramatiker kennt. Wir können also thatsächlich die Vorgeschichte des Ammergauer Passionstextes bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückverfolgen, ja indirect noch weiter, denn so wohl das Augsburger Spiel als im gewissen Sinne auch Wilds Passionstragödie benutzen wieder nur mehr oder weniger frei ältere Passionsdramen.

Es sei nun gestattet, den alten Ammergauer Text etwas näher zu betrachten*). Er ist abgefaßt im althergebrachten Versmaß viermal gehobener Reimzeilen, im sogenannten Knittelvers, und combinirt inhaltlich in möglichster Vollständigkeit die Berichte der vier Evangelisten.

Nachdem der Prologus auf den Ernst der Handlung aufmerksam gemacht und die Hörer zur Ruhe aufgefordert hat, geht Christus mit seinen Jüngern in Bethania ein und bereitet sie auf seinen kommenden Tod vor. Er wird dann im Hause Simons des Aussätzigen von diesem und Martha begrüßt, Maria Magdalena wäscht Jesu Füße mit ihren Thränen, trocknet sie mit ihrem Haar und salbt sein Haupt mit kostbarem Oel, über welche Verschwendung sich die Jünger, insbesondere aber Judas (Joh. 12, 4) ärgern: man hätte lieber die kostbare Salbe verkaufen und das Geld den Armen geben sollen. Maria Magdalena, die hier nicht nur nach der katholischen Tradition mit der salbenden Sünderin (Luc. 7, 36), sondern auch mit der Schwester der Martha identificirt ist, und Jesu Mutter bitten Christus vergeblich, während der Ostern in Bethanien zu bleiben, statt in Jerusalem dem sicheren Tode entgegenzugehen. Nachdem dann Christus den Petrus und Johannes ausgesandt, um einen Ort für das Passahmahl zu suchen, wird dieses mit aller Ausführlichkeit in Scene gesetzt. Die Regieanweisung verlangt die Beobachtung der alttestamentlichen Gesetzesvorschriften (Exod. 12, 11), wonach sich die Theilnehmer aufzuschürzen und Schuhe anzu-

*) Da man meine wiederholt nach Oberammergau gerichtete Bitte, man möchte mir directe Einsicht in den ältesten Text gestatten, nicht einmal zu beantworten für nöthig gefunden hat, war ich gezwungen, mich mit älteren Mittheilungen zu begnügen, die ich mir jedoch einigermaßen durch handschriftliche Excerpte vervollständigen konnte; ich verdanke die letzteren dem bereitwilligen Entgegenkommen des Herrn Custos Dr. August Hartmann.

legen haben, Pilgerstäbe ergreifen und ihre Hüte hinten hinab hängen lassen sollen. Es folgt die Fußwaschung nach Joh. Kap. 13; Judas ist der erste Jünger, dem Jesus die Füße wäscht; dann die Abendmahlsfeier mit dem Hinweis auf Judas Verrath. Die verschiedenen Angaben der Evangelien, wie Jesus seinen Verräther bezeichnet habe, werden wie auch in Hans Sachsens dramatischer Behandlung der Passion beide dargestellt. Nachdem Judas eben vorher mit dem Herrn in eine Schüssel getaucht, reicht dieser ihm außerdem noch einen Bissen Brod und bittet ihn schnell zu thun, was er vorhabe. Judas nimmt das Brod und in demselben Augenblick erscheint ein Engel und nimmt ihm den Schein ab; er springt zornig vom Tische auf, läßt den Stuhl hinter sich fallen und stürzt davon, von einem Teufel gefolgt. Obwohl die Jünger nach dem, was vorhergegangen, wissen sollten, was Judas Fortgang bedeute, läßt der Dichter naiv genug den Simon dem Judas nachrufen:

Judas, wo wiltu jez hinlaufen?
Ich main, du wölst etwas einkaufen,
Daß du so eilends laufst davon
Und hast den Stuhl dort ligen lan.

Sonderbarer Weise hat auch der Text von heute noch die gleiche, auf Joh. 13, 29 beruhende, in diesem Zusammenhang aber unmögliche Motivirung aufzuweisen!

Erst nach der Abendmahlsscene führt uns der älteste Text in die Judenversammlung ein. Man verhandelt im hohen Rathe über jenen Jesus von Galilea, der die Leute mit seinen großen Wunderthaten irre führe; die Erweckung des Lazarus habe vollends das Volk in dem Glauben bestärkt, daß jener Mann wirklich der wahre lebendige Gott sei. Man müsse ihn entweder des Landes verweisen oder ihn heimlich tödten. Auch der Jude Jacob erhebt Anklage gegen ihn; er gehört zu den Wechslern, denen er im Tempel die Tische zerbrochen, zu denen, die sich in ihrem Erwerb durch Jesus geschädigt glauben, während Kaiphas und die Seinen für ihre Macht fürchten. Letzterer thut dann den entscheidenden Ausspruch: besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk mit ihm verderbe. Nur Nicodemus erhebt seine warnende Stimme. Da tritt plötzlich Judas in die Versammlung ein, ohne daß — und dies im Einklang mit der biblischen Ueberlieferung — sein Eintritt irgendwie begründet wäre. Er erscheint, gleich wie von seinem Teufel getrieben, grüßt in „züchtiger" Weise den Rath und sofort fragt Kaiphas, was er ihnen verrathen wolle, worauf Judas „ehrbarlich" antwortet:

Herr, solcher unwürdiger Taten
Solt Ihr Euch bei mir nit besorgen,

um dann nach einigen allgemeinen Redensarten sich gegen entsprechende Belohnung sofort zum Verrath bereit finden zu lassen. Empört, daß man sich mit dem „Verräther, Mörder und Uebelthäter" Judas einlasse, erhebt sich Nicodemus und verläßt die Versammlung, beim Aufstehen den Stuhl zu Boden stoßend. Rabbi bringt dreißig gute alte Silberlinge — es sind dieselben, um die einst Joseph verkauft ward — und zählt sie dem Judas in der folgenden humoristischen, dem Augsburger Spiel entlehnten Form auf den Tisch:

Judas, nimm hin die Pfenning 1. 2. 3,
Daß der Kauf stät sei,
4. 5. 6. 7
Daß der Mann werd vertrieben,
8. 9
Daß es mag ein guter Kauf sein,
10. 11. 12 an der Zahl,
13. 14 du hast die Wahl,
15. 16 ist dein Sold,
17. 18 darum bin ich dir hold,
19. 20 mühe dich sehr,
21. 22 hab dir mehr!
23 und 4
So geh hin, Judas, und thue das schier!
25. 26. 27 und hab Acht,
Daß es gescheh bei der Nacht!
28. 29 und der ist dreißig.
So geh hin, Judas, und sei fleißig,
Also hab ich dirs gar gegeben,
Das kostet Jesus Leib und Leben!

Ich bemerke, daß diese Scene zu denen gehört, in denen auch sonst im älteren geistlichen Drama sich die Komik gern behaglich ergeht. Während in unserm Stücke sich Judas, obwohl Kaiphas ihm mehr geben würde, wenn er es verlange, mit dem Angebot zufrieden erklärt und das Blutgeld ohne weiteres einstreicht, prüft er es in verschiedenen anderen Fassungen ängstlich auf das Vollgewicht. Es waren im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert so viele falsche und unwerthige Münzen im Umlauf, daß jeder fürchten mußte im Verkehr betrogen zu werden. Die Juden insbesondere waren auf ihren Vortheil bedacht und da lag es nahe selbst den Hohenpriestern im geistlichen Spiele zuzutrauen, sie könnten den Judas noch um das Blutgeld betrügen wollen. Judas aber untersucht mit peinlicher Genauigkeit Stück für Stück, weigert sich das zu leicht befundene Geld anzunehmen und es entsteht so ein komisch-ergötzlicher Dialog, der in diesem Zusammenhang aber doch einer gewissen Tragik nicht entbehrt. In unserer Passion erscheint hinter

dem Judas, während er das Geld einstreicht, ein Teufel und tanzt hinter seinem Rücken. Der Akt schließt mit einer Teufelsscene, in der Satan, Ascharet und Belial ihrer Freude über des Judas Verrath Ausdruck geben.

Das ist die alleredelste That,
Die du dein Tag hast begangen,

sagt der eine zum andern;

Heut Nacht wird man ihn fangen,
Morgen wird er (Judas) sich henken.

Der zweite Akt wird wieder durch einen Prolog eingeleitet, in dem auf den Verrath des Judas aufmerksam gemacht wird. Dann folgt eine Scene, die ebenso rührend-menschlich empfunden als dramatisch wirksam ist. Der Maria und den sie begleitenden Frauen begegnet Judas; Maria fragt den Jünger besorgt, ob dem Leben ihres Sohnes Gefahr drohe, dieser aber, der unmittelbar vorher das Sündengeld in Empfang genommen, beruhigt sie mit gleißenden Worten und nun empfiehlt die liebende Mutter den Sohn der Obhut seines Verräthers, ähnlich wie im Volksepos Kriemhild Hagen bittet, Siegfried zu schützen. Die ergreifende Scene, die zum Theil aus der Augsburger Passion in unser Spiel überging, sich übrigens auch sonst mehrfach belegen läßt, hätte sich der moderne Bearbeiter des Textes nicht entgehen lassen sollen. Ich gestatte mir, sie hier mitzutheilen:

Maria get mit den andern Frauen ein in Bethania. Judas get auch hinnach aus dem Judenrat und spricht

Maria: Bist Gott willkumb, lieber Freunde mein,
Ich erman dich auf die Treue dein:
Was zu Jerusalem sendt die Mer
Von den Juden und Gleissner?
Hörstu nichts böß von meinem Kind?
Das sag du mir mit Wortten lind!
Mein Herz ist mir yberaus schwer.

Judas spricht sanftmietig:
Maria, ich sag dir guet Mer.
Darumb vernimb mich offenbar!
Was ich dir sag, umb das ist war,
Daß ich nichts args hab vernommen,
Das deinem Sohn mecht zu Schad kommen.
Es stett ganz woll umb deinen Sohn.

Maria: Mein lieber Judas, merk mich nun,
Ich vertrau dir ob den andern allen!
Ich hoff, du thuest nach meinem Gefallen!
Darumb, du liebster Junger mein,
Laß dir mein Sohn bevolchen sein

Und hab ihn stett in deiner Huet!
Dann du waist woll der Juden Gmiet,
Daß sy ihm tragen Neid und Haß.
Darumb so fleiß dich bester baß,
Wann du hörst einen besen Anschlag,
Es sei bei Nacht oder beim Tag,
So bring ihn balt daher zu mir,
Dann alles guets vertrau ich dir.
Sich fleißig auf ihn alle Zeit!

Judas redt demietig:
Ach, Frau, glaub mir in der Warheut:
Du darft mich umb das gar nit biten
Nun waistu woll meine Sütten,
Daß mir mein Maister Jesum Christ
Allwegen woll bevolchen ist.
Ich will gar fleißig auf ihn schauen.

Maria Magdalena:
So thue, wie wür dir thun vertrauen
Und thue dein Treu an ihm nit sparen!
Laß den Maister nit verfahren,
Wann sich die Juden zusamen gsöllen,
Daß sy den Herren fachen wöllen
Und yber ihn thetten schlagen Ratt,
So fiehr den Maister aus der Statt
Und laß ihn inderst in kain Gfar.

Judas: Ihr Frauen, seiit ohn Sorgen gar!
Dem Maister würdt kain Laid geschechen!
Ich will gen und will auf sechen
Auf das aller best so ich immer kan,
Wie ich dann alzeit hab getan.

(get ab).

In der Scene am Oelberg ist die Anweisung gegeben, es sei ein Schwamm mit rother Farbe bereit zu halten, um das Blutschwitzen sichtbar zu machen. Als Jesus zum dritten Male betet, kommt ein Engel und richtet tröstend den Niedergesunkenen auf. Auch im heutigen Text richtet er ein tröstliches Wort an den Ringenden, aber diese Worte aus Engels Mund heben die Stimmung in uns auf und wo fände sich auch das Wort, das in einem so erhabenen Momente, wo selbst Gottes Sohn der irdischen Bedrängniß zu unterliegen fürchtet, Trost und Stärkung zu bringen vermöchte! Wie viel schöner und tiefer empfunden ist es dagegen, wenn in Uebereinstimmung mit Luc. 22, 43 im Vorderthiersee und ähnlich auch im Lumbreiner Passionsspiel der Engel nichts spricht, sondern schweigend Christus einen Kelch zum Trinken reicht, jenen Kelch, von dem der Heiland so eben gebeten, daß er, wenn es möglich sei, an ihm vorübergehe! Die Gefangennahme vollzieht sich

der Ueberlieferung gemäß. Auf Christi Ansprache fallen die Soldaten nieder.

Der dritte und vierte Akt, dessen einleitende Prologe Betrachtungen über die Gefangennahme und später über das Ecce Homo anstellen, führen die Handlung bis zur Verurtheilung durch Pilatus fort. Von Einzelheiten hebe ich folgendes hervor. Nachdem Petrus Christus verläugnet hat, wird auch ihm, wie früher dem Judas der Schein durch einen Engel abgenommen. Als Judas, von Reue ergriffen, dem jüdischen Rathe die Silberlinge hingeworfen, gesellen sich drei Teufel zu ihm. Er geht zu einem nahen Baum und nun heißt es: „der Rath verzeucht, bis Judas sich (an dem vom Satan gereichten Strick) erhenkt", um dann seine Verhandlungen wieder fortzusetzen. Der Ausgang des Judas ist auf das umständlichste vorgeschrieben. Nachdem Judas noch ein längeres Gespräch mit dem Satan geführt, helfen ihm die drei Teufel auf den Baum hinauf und befestigen die Schlinge an demselben. Damit ihm aber nicht der Athem ausgehe, wie dies bei dem Darsteller des Judas bei einer Passionsaufführung in Metz im Jahre 1437 beinahe der Fall gewesen wäre, hätte man ihn nicht eiligst abgenommen und auf die Straße gebracht, so ist im Textbuche noch besonders vermerkt: man solle ihm einen Riemen unter sein Gewand um den Leib machen, der beim Halse als Schlinge heraushänge, die dann an den Baum zu hängen sei. Im Passionsspiel des frankfurter Sanct Bartholomäusstifts begnügte man sich vorsichtigerweise damit, eine Puppe anstatt des Judas zu hängen. Nach Ausführung des Selbstmordes laufen die Teufel jubelnd um den Baum herum und nehmen dann den Leichnam herab, um ihn unter „Greinen" in die Hölle zu tragen. Betreffs der Rolle des Pilatus wäre noch hervorzuheben, daß der Charakter des Mannes in einem höheren Sinne erfaßt ist. Der Gerechtigkeitsinn des Römers imponirt uns: er ist redlich bemüht, sich sein eignes Urtheil auf Grund eines möglichst vollständigen Materiales zu bilden, er denkt vornehm und durchschaut die Intriguen eines Kaiphas und seiner Sinnesgenossen gar wohl; sein Hin- und Herschwanken zwischen Pflicht und Vortheil wird als ein langer und schwerer Kampf zur Anschauung gebracht. — Von dem schauerlichen der Geißelung wird uns nichts erspart; es heißt: „die Geißel sollen in eine rothe Farbe getunkt sein"; und dem entsprechend kargen denn auch die mit der Exekution betrauten Ritter nicht mit grausam rohen Reden.

Der Prolog zum fünften Akte bereitet auf die Kreuzigung vor. Die Veronikascene, die jetzt völlig bedeutungslos bleibt, ist sehr ausführlich behandelt; daß ihr eine große Wirkungskraft innewohnt, zeigt

uns, beiläufig bemerkt, die heutige Brixlegger Passion. Als der Zug auf den Calvarienberg gelangt ist, werden Christus die Kleider bis auf das weiße Unterkleid abgenommen; eigenartig und sonst nicht zu belegen ist, daß Maria durch Johannes einen Schleier sendet, damit man damit des Heilands Blöße bedecke.

Maria schicket da ihrm Kind
Den Schleier da mit man verbindi
Daß er doch nit gar so spöttlich
Soll nacket hangen wie ein Viech.

Einer der Ritter des Pilatus legt Christus denselben um; es wird damit das Hüfttuch gemeint sein. Christus wird dann zunächst auf das liegende Kreuz gesetzt, ein Jude giebt ihm „aus einem Lägelein“ zu trinken und es vollzieht sich hierauf die Kreuzigung in ihrer ganzen Schauerlichkeit vor unsern Augen. Von den sieben Worten Jesu am Kreuze wird merkwürdigerweise das Eli lama sabathani mit lateinischer Uebersetzung gesungen, was übrigens auch in andern Spielen vorkommt, so z. B. in einer Sterzinger und Freiburger Passion; das Textbuch giebt auch die Melodie an. Nach den Worten

Vater in die Hände dein
Befehl ich den Geiste mein

neigt Christus sein Haubt und stirbt. „Jetzt erhebt sich ein Erdtpidem, sollen Stain in ain Pantzen (Faß) gethan werden, den soll man walglen, daß es rumpelt, und etliche Pixen abschießen, daß es kracht und der Rauch ein Finsternus macht“.

Der Prolog des letzten Aktes stellt Betrachtungen über Jesu Tod und das Kreuz an. Während uns bei dem heutigen Spiel schon das Zertrümmern der Gliedmaßen der Schächer mit einem ledernen Kolben widerwärtig berührt und den Eindruck eher verringert als verstärkt, liebte eine frühere Zeit auch hier den Naturalismus in seiner augenfälligsten Gestalt; so mußten z. B. die Keulen in rothe Farbe getaucht sein, damit es aussehe, als entströme den Leichnamen wirklich Blut.

Der linke Schächer wird vor den Augen der Zuschauer von Teufeln in die Hölle getragen, der rechte von Engeln dem Paradiese zugeführt. Vom Hauptmann Longinus berichtet die Legende bekanntlich, daß er, fast erblindet, unter dem Kreuze das volle Augenlicht wieder erhalten habe, als er, von seinem Diener geführt, die Seite des Heilands mit der Lanze öffnete, wobei das herabspritzende Blut seine Augen benetzte. Die heutige Fassung hat das Wunder unterdrückt, im ältesten Text dagegen sind wir Zeugen desselben. Eigenartig ist, daß zwei Engel, jeder eine Schüssel tragend, erscheinen und das Blut des Gekreuzigten mit

Schwämmen auftrocknen. Die Kreuzabnahme ging schon 1662 ähnlich vor sich wie heute. Der Grablegung gehen lange Klagen Marias und der sie begleitenden Frauen voraus. Die vier Wächter am Grabe sind wie auch sonst meist in den geistlichen Spielen dramabasirende Ritter, die später gewaltig kleinlaut werden. Um wach zu bleiben, beschließen sie, nachdem sie sich eine Weile über den ihnen anvertrauten Todten unterhalten haben, beim Lagerfeuer einen Brantwein auszuwürfeln; bald darauf aber lassen sie die Würfel darüber entscheiden, wer die Wache haben solle, während die andern drei schlafen. Sie wollen einander allstündlich ablösen. Doch nicht lange dauerts, so schlafen sie alle.

Da erhebt sich plötzlich ein Erdbeben. Zwei Engel erscheinen, decken das Grab auf und führen ein Zwiegespräch. Jetzt geschieht ein „Schnall". Christus ersteht, hat ein Fähnlein in der Hand; mit dem rechten Fuß entsteigt er dem Grabe, während er mit dem linken noch in demselben steht, und hält eine kurze Siegesrede. In Begleitung der Engel schreitet er zur Vorhölle, einer der Engel stößt die Thür auf, und nun führt Adam dem Erlöser die Seelen der Verstorbenen entgegen, während Lucifer und die Seinen sich in verzweifelten Klagen über ihre Ueberwindung ergehen. Die letzteren entfliehen bis auf Lucifer, der von Christus mit Ketten gebunden wird. Christus empfängt von Adam und Eva, Johannes dem Täufer, Abraham, Isaak und Jakob den Dank für die ihnen gebrachte Befreiung. Das weitere vom Erwachen der Grabwächter an bis zur Bekehrung des ungläubigen Thomas entspricht in allem wesentlichen der biblischen Ueberlieferung. Den Schluß bildet die Ausgießung des heiligen Geistes:

Nun nembet hin den heiligen Geist!
Welchen Ir hie die Sind verzeucht,
Dem sollen sy dort verzichen sein
Durch den himmlischen Vater mein,
Und was Ir werd binten hie undten,
Soll auch im Himmel sein gebundten.
Nun will ich Euch allsam aussendten
In die ganze Welt an allen Endten,
Und allen Creaturen schon
Predigt das heilig Evangelium.

Darauf tritt noch der Epilogus auf, dessen Anrede zum Theil aus Wilds Stück entlehnt ist, aber selbstständig mit folgender Rede pro domo ausklingt:

Ich bitt derowegen insonderheit
Geistlich und weltliche Obrigkeit,
Jung und Alt, Frau und Mann,
Alle die hie zugegen stahn,

Wann ein Person hätt g'fehlt zugegen,
Man woll ims zu kainem Spott auslegen,
Sondern gedenken, daß wür der Zeit
Seien nur grobe Paursleit.
So wür etwas übersehen haben,
So wöllet uns nicht für ybl haben
Und wöllet es zum Besten nemen an!
Zu einem Exempel haben würs than
Jedermann zu guter Lehr,
Und Jesu Christ zu Lob und Ehr.
Bitt derwegen Euch, ihr Christenleit,
Betrachtet das Leiden Christi alzeit,
Welches Er darumb hatt than,
Daß wür alle mit Im sollen eingahn
In sein Reich in die Ewig Ruh.
In dem Namen Jesu bschlissens wür zu.
Gott verleich unß das Ewig Leben allsammen!
Die daß begeren, die sprechen: amen!

Ich muß noch bemerken, daß ich bei meiner Inhaltsangabe der Uebersichtlichkeit wegen da, wo der Prologus auftritt, Aktanfänge angenommen habe. Thatsächlich aber wurde die Handlung nicht durch Herablassen eines Vorhangs unterbrochen; es wurde vielmehr in einem fortgespielt. Wo aber eine Pause wegen Anbringens neuer Vorrichtungen angezeigt war, da ist solche angedeutet und zwar mit den Worten: „Hier wird etwas gesungen“ oder „Hier wird mit der Trommete aufgemacht.“

Soll ich ein allgemeines Wort über diesen Ammergauer Text des Jahres 1662 sagen, so erscheint derselbe, an unsern modernen Bühnenansprüchen gemessen, werthlos. Die dramatische Technik ist sehr unvollkommen und auch die scenischen Mittel sind primitivster Art. Was wir erhalten ist im wesentlichen dialogisirter Bibelbericht im Stile des Hans Sachs. Der Verfasser ist von ernstesten Absichten geleitet: er verschmäht es, Einzelheiten ausgenommen, die vom sonstigen geistlichen Drama nach der komischen Seite hin ausgebeuteten Situationen und Persönlichkeiten für sich zu verwerthen und will nur durch eine schlicht-treuherzige und empfindungsvolle Ausdrucksweise auf seine bäuerlichen Zuhörer wirken, gelegentlich freilich auch, da wo es angebracht ist, durch drastisch-derbe Diction.

Um das Jahr 1680 (?) wurden dem Texte von 1662 einige Scenen aus einem andern Passionsspiele einverleibt, das den Weilheimer Pfarrer Joh. Aelbl zum Verfasser hat und in den Jahren 1600 und 1615 mit großem Aufwand zu Weilheim auf freiem Platze, später bis tief ins 18. Jahrh. hinein dann auch anderswo, so zu Kohlgrub, agirt wurde.

Man hat irrthümlicher Weise längere Zeit diesen Aelblschen Text, der sich wieder mit andern Passionstexten berührt, für den alten Oberammergauer Text gehalten.

Im wesentlichen blieb der alte Text bis 1740 in Geltung und doch sind es andererseits gerade die Jahre 1680 bis 1750, in die die entscheidende Umgestaltung des mittelalterlich-meistersingerischen Spieles zu einem Jesuitendrama fällt. Leider sind die Textbücher aus dieser Zeit jetzt nicht mehr auffindbar und wir sind einzig und allein auf einige wenige ältere Excerpte angewiesen.

Nach dem Jahre 1700 haben, obwohl immer noch die alten Verse hindurchschimmern, doch schon in manchen wichtigen Punkten Veränderungen stattgefunden. Neben dem Prologsprecher und bald statt seiner tritt ein Passionsgenius oder Argumentator auf, welcher mit ersterem abwechselnd die bedeutendsten Scenen erklärt oder auch mit ihm singt. Der scenische Apparat ist bereits complicirter als im alten Mysterienspiel: man hat nun schon mehrere Vorhänge zum Auf- und Zuziehen. Sodann ist dem Geschmacke der Zeit — wir befinden uns ja in der Periode des Barockstiles — durch Einführung allegorischer Figuren Rechnung getragen, freilich auf Kosten der ursprünglichen Einfachheit. Statt des einen Teufels, der 1680 auftrat, um die Zuschauer auf seine Seite zu ziehen, fassen Teufel, Tod und Sünde den Entschluß, das höllische Reich durch den Tod Christi zu befestigen. Sie senden deshalb den Geiz (d. h. die Habsucht) und den Neid ab, um durch diesen die jüdische Priesterschaft, durch jenen aber Judas wider Christus aufzuhetzen. Am Schluß des Spieles sehen wir Christus in der Mitte, in der rechten Hand ein vergoldetes Kreuz haltend. Ein Mitspieler hält ein großes Buch, von dem sieben Siegel herabhangen; die vierundzwanzig Alten liegen auf ihrem Angesichte am Boden. Der Passionsgenius erklärt diese auf Apocal. Kap. 5 beruhende Scene, sowie die darauf folgende, in welcher die vierundzwanzig Alten sich in aufrechter Stellung befinden, die einen mit Schalen, die andern mit Trompeten, die dritten mit Harfen in den Händen.

Wir sehen, hier ist dem Auge bereits mancherlei geboten: die Apotheose ist mit Glanz und Pomp in Scene gesetzt. So wenig uns auch von der zwischen 1680 und 1750 üblichen Textgestalt erhalten ist, wir nehmen doch deutlich wahr, wie mehr und mehr das alte, schlicht-kindliche Mysterienspiel sich zum Glanz entfaltenden Jesuitendrama wandelt. War ersteres aus dem bevölkerten, von internationalem Verkehr durchströmten Augsburg hervorgegangen, so sollte für die prunkvolle, die verschiedenen Künste in ihren Dienst stellende Passionstragödie neuerer Zeit

eine Klosterzelle im weltentlegenen Benedictinerstifte Ettal den Ausgangspunkt bilden. Seitdem in Ettal in den ersten Jahrzehnten nach 1700 eine adlige Ritterakademie ins Leben getreten war, wurde auch hier die Schulcomödie in glanzvoller Weise in Verbindung mit Musik und Tanz gepflegt, was gleichfalls auf den Ammergauer Passionstext nicht ohne Einfluß geblieben ist. Der Verfasser des neuen Textes (1750) ist der Ettaler Pater Ferdinand Rosner. Sein Stück, dessen Textgestalt im wesentlichen bis in unser Jahrhundert hinein in Geltung blieb, führt den Titel: „Bitteres Leiden, obsiegender Tod und glorreiche Auferstehung des eingefleischten Sohn Gottes. Einer christlichen Versammlung vorgestellet"*). Rosner war von Geburt ein Wiener (1709—1778) und hat längere Zeit als Prof. der adligen Ritterakademie, als Archivar und Bibliothekar zu Ettal gewirkt. Die Münchener Staatsbibliothek bewahrt von ihm unter dem Titel Musae Vinnenses et Ettalenses eine stattliche Reihe von lateinischen und deutschen Gedichten, darunter auch mancherlei Dramatisches. An ihn hatten sich die Oberammergauer mit der Bitte gewandt, ihr mittelalterliches Spiel dem Geschmacke der Zeit besser anzupassen. Mit dem alten Texte hat der neue Rosners so gut wie nichts mehr gemein, wenn auch ganz gelegentlich der alte Wortlaut noch einmal durchklingt. Rosners Werk ist eine Dichtung im großen Stile der Jesuitentragödie. Es behandelt in neun Abhandlungen oder Akten die Leidensgeschichte bis zur Ueberführung des ungläubigen Thomas und läßt jeder Handlung sogenannte Exhibitionen, Vorstellungen vorhergehen, d. h. plastische Bilder aus dem alten Testamente, welche auf das folgende hinweisen und von dem „Schutzgeist dieser Schaubühne", dem sechs andere Schutzgeister — diese tragen die Werkzeuge des Leidens Christi in den Händen — als Chor beigegeben sind, in wuchtigen Alexandrinern eingeleitet und in viermal gehobenen Verszeilen, gelegentlich mit verschränkten Reimen, erklärt werden. Es sind im wesentlichen dieselben Bilder, wie wir sie noch heute dargestellt sehen. Der Vorgang, die Geschichte des neuen Testaments durch das alte zu erklären, war kein durchaus neuer. Schon in einem älteren Heidelberger Passionsspiele ist die Handlung mit Präfigurationen untermischt, nur sind die

*) Ich benutzte, da mir weder das Ammergauer noch das Exemplar der Bibliothek des Münchener Metropolitankapitels zugänglich war, eine Donaueschinger Handschrift, die obwohl mit dem Zusatz: „vermehrt und verbesseret durch P. Franciscum Rainer ord. S. B. Profess. Ettal. p. m." versehen, sich doch, so weit ich vergleichen konnte, völlig mit Rosners Text deckt. Ueber Rainer, der 1752 starb, s. Trautmann a. a. O. S. 107 Anm. 222; hiermit berichtigt sich Hartmann, Volksschauspiele. In Baiern und Oesterreich-Ungarn gesammelt. S. 438.

alttestamentlichen Vorbilder dort keine lebenden Bilder sondern wirkliche Zwischenspiele, welche ein kleines, in sich abgeschlossenes Ganze ausmachen. Im Anfang unseres Jahrhunderts wurde in der zu Waal bei Buchloe gespielten Passion die alttestamentlichen Vorbilder nicht als lebende Bilder sondern in Form von Pantomimen vorgestellt und so ist es noch heute in der Thierseeer Passion, während in dem Brixlegger Spiel neuerdings (1889) die noch 1868 üblichen Pantomimen aufgegeben und durch lebende Bilder ersetzt sind, sehr zum Vortheil der Wirkung.

Doch ich kehre zu Rosners Text zurück. Allegorien durchziehen die Handlung von Anfang bis zu Ende. Die Eingangsscene führt uns auch hier ins Höllenreich, wo wir einer Berathung zwischen Lucifer, Tod und Sünde, Neid und Geiz beiwohnen; es gilt die Wege „jenes bei dem Volk beliebten Mannes" zu durchkreuzen und Invidia und Avaritia werden ausersehen, die jüdische Priesterschaft, Judas und später auch Pilatus diesem Zwecke gefügig zu machen. Im weiteren Verlauf wird dann Lucifer verschiedentlich durch seine Trabanten vom Stand der Dinge unterrichtet. In der vierten „Abhandlung", wo abermals die Höllengeister zu einer Berathung zusammentreten, verspricht „Verzweiflung" zum glücklichen Ende zu führen, was Avaritia, der Geiz, gut begonnen. Der unmittelbar folgende Dialog zwischen Judas und der Verzweiflung ist nicht ohne Wirkung: Judas bereut, nicht sechzig statt dreißig Silberlinge gefordert zu haben, „und doch!" meint er, „was würde selbst dieser Preis bedeuten im Vergleich mit dem, was ich meinem Meister gethan! Aber" — tröstet er sich — „bei der großen Macht, über die er gebietet, wird er sich schon von den Ketten und Banden, die ihn jetzt fesseln, zu lösen wissen". „Das hoffe nicht", fällt ihm Verzweiflung ins Wort. — „Deinen Kuß wird Christus mit seinem Leben bezahlen müssen!" und hält ihm dann das Niedrige seiner Habsucht vor:

Pfui! Deinem Meister so zu schaden!
Um 30 Silberling verrathen!
Man kaufte ja umb diesen Satz
Von keiner Alten ihre Katz!

„Und wenn einer die ganze Welt damit gewinnen könnte: eines Menschen Leben soll man doch nie Preis geben". „Und was mir noch schwerer aufs Gewissen fällt", erwidert Judas, „das ist, daß er mir noch weit mehr als nur ein Mensch zu sein scheint". „Um so schlimmer und strafbarer deine That!"

Judas:	Er aber wird und kann nicht sterben.
Verzweiflung:	Glaub nur, er muß und wird verderben.
Judas:	Das wär entsetzlich, rechten los!

Verzweiflung: Dies eben macht Dein Schuld so groß!
Ins Gold, das einstens nicht wirst haben,
Hast Dein Gewissens Ruh vergraben.
Jetzt sichst den Glanz ein kleine Zeith,
Hernach nicht mehr in Ewigkeit.

„Ich werde ihnen das Blutgeld zurückgeben!" „Dafür werden sie dich sammt deinem Gelde nur verlachen!" „Das wollen wir doch sehen".

Verzweiflung: Wirsts erfahren
Ich aber werd ein Mühe sparen,
Weil er (Judas nämlich), durch diesen Spott gerührt,
Viel ehender verzweifeln wird.

Und so geschieht es auch. Der vom Judenrath spöttisch abgewiesene Judas sieht keinen anderen Ausweg als den Selbstmord. Er reißt sich das Gewand auf der Brust auseinander und will seine Seele dahin geben, die er „als eine Morgengabe bereits dem Teufel gewidmet habe".

Nach dem Urtheilsspruch des Pilatus folgt eine Scene im Höllenreiche, die dem Jubel über den Sieg des Bösen Ausdruck geben soll und in der ein großer scenischer Apparat aufgeboten ist. Wir sehen Lucifer auf einem feurigen von sechs höllischen Geistern gezogenen Triumphwagen auf die Bühne fahren, ihm zur Linken der Neid. Voranschreiten Tod und Sünde und es folgt eine große Zahl höllischer Wesen, die brennende Kerzen von schwarzer Farbe in den Händen tragen. Bei den Naturerscheinungen im Augenblicke des Todes Christi stimmen die Verstorbenen auf den Gräbern einen Gesang an, wodurch Lucifer nicht wenig erschreckt wird. Er erscheint noch einmal, umgeben von seinen Getreuen, an einem feurigen Throne angeschmiedet und verzweifelnd Klage erhebend über das Sinken seiner Macht. Zum letzten Male beschwört er alle Ungethüme der Hölle zu plagen und zu martern alles, „was allhier in Ewigkeit verdammt mit mir":

Wir können keinen Trost mehr suchen,
Wir können nichts als Gott verfluchen,
Der sich auf ewig von uns wendt.

Bei der Auferstehungsscene heißt es: „Die Auferstehung wird allhier nicht leblos vorgestellt, sondern geschihet würcklich. Nemblich das Grab ist eröffnet, so bald man den Schluß aufziehet. Der Stein ligt mit einem Theil auf der Erden und mit dem andern hangt er an dem Ranfft des Grabs. Christus mit dem Osterfahnen kommt aus dem Grab in die Höhe heraus, welches durch eine Maschine zu verrichten. Es kunts am fieglichisten durch 2 Winden, wie man die beladenen

Wägen aufschrauft, geschehen. Der erstandene Heiland soll auch mit einem Glanz völlig umgeben sein, welcher von sogenanntem Rauschgold zu machen".

Nachdem dann die Handlung mit der Ueberführung des ungläubigen Thomas zum Abschluß gebracht ist, erscheint der Schutzgeist zum letzten Male, um folgende Ansprache zu halten:

Nun seind die Wolken hin und scheint die heitre Sonnen,
Die uns ihr Angesicht mit vollen Glanz thuet gonnen.
So ist es schon bestimmt, es folget auf das Leyd,
Daß man gedultig tragt, ein unverhoffte Freydt.
Man reizte bis anher dich, Sinder, nur zum Weinen,
Da dein Erlöser dir in seiner Pein erscheinen,
Mithin zum Mitleyd dich nur stätts bewegen wollt,
Damit dich deine Sindt noch mehrer schmerzen sollt;
Du hast sie, wie man hofft, von Herzen auch bereuet
Und nur aus Lieb zu Gott in dir vermahlebeyet.
So leg die Trauer ab, die überflüssig ist,
Weill du nunmehr mit ihm auch auferstanden bist.
Diß ist die wahre Freyd, die man in dem genüsset,
Das man hinfiro sich in Gott zu lebnn entschlüsset,
Das man in Freyheit ist, weill man mit seiner Gnad
Die schwäre Sclavenbandt der Höll zerissen hat.
In dieser Freyd sodan, o Sinder, dich erfreye
Und den erstandnen Gott von Herzen benedeye!
Doch, wan du weinen willst, halt keine Thränen ein,
Sie können ja nunmehr auch Freydenzähre sein.
Leb wohl! doch zum Beschluß nur etwas noch verweile
Und uns dein Gegenwart nur so lang noch ertheile,
Bis dir das göttlich Lamm nach so vill bittren Leyd
Nunmehr werd vorgestellt in seiner Herrlichkeit.
Sich nun die Dankbahrkeit zu uns anhero tretten,
Mit Dienst und Lobgesang dasselbe anzubetten,
Was sie mit reinen Mund allhier anstimmen wird,
Das mach, das auch Dein Herz in den Gedanken führt.

Dann folgt ein lebendes Bild: auf einem schön hergerichteten Altar liegt ein Postament mit einem kostbaren Buche, von dem sieben Siegel herabhängen. Auf dem Buche steht das Osterlamm mit Glorienschein und der Osterfahne. Um theatralischer zu wirken, heißt es, könnte das Lamm auch einen Lorbeerkranz tragen und beiderseits könnten große goldgezierte Palmzweige emporragen. Vor dem Altar liegen der Tod, die Sünde und der Teufel gefesselt zu Boden, die Altväter auf ihren Angesichtern; sie könnten aber auch mit Lorbeerzweigen in den Händen stehen. Die Instrumenta Passionis, welche die Genien halten, sollen gloriosa, vergoldet sein, ihr Führer hält einen schönen Lorbeerkranz in

die Höhe. Zur Verherrlichung des göttlichen Lammes stimmt die Dankbarkeit eine Arie an, während welcher das Gefolge der Dankbarkeit dem göttlichen Lamme Weihrauch spendet oder es mit prächtigen Blumen überschüttet. Ein rauschender Chor fällt ein und feiert im Jubelhymnus den Erlöser.

Alleluja, Alleluja
Es seie erhoben
Durch dankbares Loben
Der siegreich vom Tod
Erstandene Gott!
Alleluja, Alleluja!

Wir sehen in dieser pompösen Apotheose alle Künste entfaltet. Neben den lebenden Bildern und sonstiger decorativer Ausschmückung ist der Musik eine hervorragende Stellung eingeräumt. Rosners Vorbild war das Jesuitendrama, das in München eine ganz besonders sorgfältige Pflege gefunden hatte, wenn auch seine Glanzzeit im 18. Jahrhundert bereits der Vergangenheit angehörte. Nach Rosners Text wurde 1750 und 1760 in Ammergau gespielt; aber auch anderer Orten wurde derselbe zu Grunde gelegt, so für die Passion im nahen Dachau (1760) und in Tölz. Im Jahre 1770 wurde in Ammergau nicht gespielt, da in ganz Bayern unter Max Joseph III. die Aufführung von Passionsspielen untersagt war, 1780 unter Karl Theodor wurde von dem Verbote, das inzwischen aufgehoben, dann abermals bestätigt worden war, wenigstens die Gemeinde Oberammergau ausgenommen und der Ettaler Religiose Magnus Knipfelberger nahm einige Aenderungen am Rosnerschen Texte vor. In dieser Gestalt, in der die allegorischen und Teufelsscenen sämmtlich als musikalische Auftritte behandelt sind, blieb dann der Text bis 1810/11 in Geltung. Allein der Zeitgeist sollte nochmals an unserm Spiele sich bethätigen. Die Zeit der Klostersäcularisation, das liberale mit allen mittelalterlichen Institutionen aufräumende Ministerium Montgelas, die rationalistische Anschauungsweise jener Zeit in religiösen Dingen: dies alles ließ eine eingreifende abermalige Umgestaltung des Textes als wünschenswerth erscheinen. Die Hölle mit ihrem Teufelsspuk war nicht mehr zeitgemäß, und ebenso wenig waren es die blutlosen Allegorien.

So entstand denn nun jene Fassung, die im Wesentlichen noch heute den Aufführungen zu Grunde liegt, eine Fassung, die ich im Gegensatz zur ältesten, der rein volksthümlichen, sowie im Gegensatz zu jener Textgestalt, die im Jesuitendrama ihr directes Vorbild sah, als die nüchtern-rationalistische bezeichnen möchte. Aller äußerer Glanz des

heutigen Arrangements, die farbenreichen Bilder, dabei das edle Maß der Einfachheit und Naturwahrheit in der Darstellung: alles dies vermag doch nicht über den poesielosen, dürftigen Text hinwegzutäuschen. Dieser rührt her von Pater Ottmar Weiß, einem ehrwürdigen Geistlichen, der im Kloster Ettal auch noch nach dessen Aufhebung eine Zeit lang weiterlebte. Er hat im Jahre 1811 eine totale Neugestaltung des Textes vorgenommen, indem er die allegorischen Zuthaten sowie die Teufelsscenen entfernte und, um sich fester an den Wortlaut der heiligen Schrift halten zu können, an Stelle des gereimten Dialoges Prosa setzte. Eine zweite Bearbeitung, zu der der Ammergauer Schullehrer Rochus Dedler die Musik componirte, fand 1815 durch Weiß selbst statt; Aenderungen im Kleinen nahm dann noch im Jahre 1860 der langjährige Leiter des Passionsspieles Pfarrer Daisenberger († 1883) vor. Nach dem Weiß-Daisenbergerschen Texte der Gesänge und Reden wird heute gespielt. Von Daisenberger rührt außerdem noch eine poetische Fassung*) her, ein Werk seiner Mußestunden; in dieser ist die Prosa in fünffüßige Jamben gezwängt, eine Arbeit, die an Steifheit und Poesielosigkeit ihres Gleichen sucht und Gottlob einstweilen noch nicht von den Ammergauern als offizieller Text proklamirt worden ist.

Betrachten wir nun noch zum Schluß den heutigen Text etwas näher! Bei einem katholischen Spiele verdient hervorgehoben zu werden, daß der evangelische Charakter der Passion streng festgehalten ist: ein eigentlicher Mariencult macht sich nirgends breit, legendenhafte Züge sind so gut wie gar nicht verwerthet, selbst das Wunder erscheint möglichst eingeschränkt, letzteres wohl ein Zugeständniß an die selbst in katholischen Gegenden nachweisbare rationalistische Strömung im Eingang unseres Jahrhunderts. Wir verdanken sodann dem Pater Weiß die Einschaltung der ersten Scene: den imposanten Einzug Christi in Jerusalem. Jeder, der dem Spiele beigewohnt hat, wird zugeben, daß das Leidensdrama garnicht besser eingeleitet werden kann als durch die Vorführung des den Heiland umjubelnden Volkes, derselben Menge, deren Hosiannarufe bald darauf durch das Kreuzige, kreuzige ihn! übertönt werden. Der Contrast verstärkt die Wirkung. Das ist aber auch das einzige Neue an diesem Texte, das Anerkennung verdient. Wie kraft- und marklos, wie geschwätzig und nichtssagend erscheint doch dieser Prosadialog, verglichen mit den schlichten, aber zu Herzen gehenden

*) Text des Oberammergauer Passionsspieles in poetischer Umarbeitung von Joseph Alois Daisenberger. Mit einem Vorwort von Prof. Carl v. Brentano. 2. Aufl. München und Oberammergau, 1890.

Versen, wie sie uns der älteste Text bietet, uns an Hans Sachs gemahnend, ja selbst verglichen mit der wenn auch oft schwerfällig-schwülstigen, ja zuweilen rohen, aber nicht farblosen Sprache Rosners. Freilich: bei fast allen Spieltexten können wir die Auflösung älterer Verse in Prosa beobachten. Als Grund geben die Spieler selbst übereinstimmend an, das Publikum ziehe die Prosatexte als leichter faßlich vor, sie selbst aber wüßten, daß die meisten von ihnen dem Vortrag der Prosarollen besser gewachsen seien. Die gereimten Texte gelten ihnen als alter Zopf. Ich habe nun an sich auch garnichts gegen einen Dialog in Prosa einzuwenden. Im Gegentheil, die Worte der heiligen Schrift können auf diese Weise allein völlig unangetastet bleiben, womit gewiß viel gewonnen ist: einem jeden werden gerade diese seit frühester Jugendzeit lieb und traut gewordenen Worte bald rührend bald erschütternd ans Herz greifen; um so fühlbarer macht sich aber die Mattigkeit dessen, was eigene Zuthat der Bearbeiter ist. Diese Prosa hat aus Luthers Sprachkunst nur wenig Nutzen gezogen, ein lehreicher Beleg dafür, daß auch heute noch in katholischen Landen möglich ist, was wir seit dem sechzehnten Jahrhundert zu konstatiren vermögen, der Widerstand nämlich gegen Luthers Deutsch. Selbst wenn Luthers Sprache den biederen Patres Weiß und Daisenberger kirchlich bedenklich erscheinen mochte, sie hätten aus anderen litterarischen Denkmälern immerhin für ihren Stil manches lernen können.

Nicht mindere Bedenken muß der Chor in seiner jetzigen Gestalt erregen und zwar sowohl wegen der ihm zuertheilten Rolle als wie seiner Sprache nach. Anstatt sich wenigstens mit Rosners zehn vom Schutzgeist geführten Chören, die die lebenden Bilder einleiten, zu begnügen, lassen die modernen Bearbeiter den Chor so oft und in so langathmigen Vorträgen zu Worte kommen, daß dadurch die Theilnahme an der eigentlichen Haupthandlung, die er doch nur begleiten soll, stark beeinträchtigt werden muß. Dazu kommt, daß der Chor, der nicht weniger als 19 Mal auftritt, ein Zwitterding ist, das keinen befriedigen kann. In ihm erscheint das Amt des Ehrenholds des altdeutschen Schauspiels mit dem antiken Chor vermischt. Während im ursprünglichen Text der Prologus nichts weiter ist als der schlichte Erklärer der Passion, begleitet hier der Chorführer die eben vorgestellte Handlung mit Betrachtungen in antiken Versmaßen, der Chor aber erläutert, in behaglicher Breite moralisirend, in moderner Strophenform, theils in Arien und recitativisch gehaltenen Gesängen theils vollstimmig die Bedeutung und oft ziemlich gesuchte Beziehung der alttestamentlichen Vorbilder auf die Passion. Es ist ja bereits oft genug hervor-

gehoben worden, wie sehr diese Chorgesänge mit ihrem ungelenkigen Text und ihrer eintönigen oft opernhaften Musikbegleitung auf die Dauer ermüden. Von wie ganz anderer Wirkung würde es sein, wenn statt dieser in Sprache und Tongebilde farblosen und matten Gesänge alte deutsche geistliche Lieder treten würden, wenn das alte Kirchenlied uns aus den Weisen der Passionsmusik entgegentönen würde. Wie ergreifend müßte es wirken, wenn die Passion statt des jetzigen schwächlichen Ausklingens wie in Brixlegg in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl älterer Passionsspiele durch den mächtigen Chor „Christ ist erstanden aus Todes Banden" zum Abschluß gebracht würde, oder wenn, wie es gleichfalls in Brixlegg und mit großem Erfolge geschieht, bei der Geißelung der Choral „O Haupt voll Blut und Wunden" von der Musik angestimmt würde, wenn nach des Judas Verrätherkuß oder seinem Selbstmord das alte, oft gesungene Judaslied „O du armer Judas" erklänge. Andererseits dürften getrost manche humoristische Motive aus der ursprünglichen Gestalt wieder aufgenommen werden, insbesondere um der Figur des Judas die volksthümliche Art zurückzugeben. Jetzt ist Judas doch nichts anderes als ein abgeblaßter Franz Moor, der Theater-Intriguant gewöhnlichen Schlages, der sich schließlich mit übel angebrachtem Pathos in den Tod hinein monologisirt. Auf uns Städter wirkt sein Ausgang daher zu theatralisch, auf das Landvolk leicht lächerlich. Viel ergreifender, ja erschütternd wahr hat der Neubearbeiter des Thierseer Passionsspieles die Reue und Verzweiflung des Judas zu schildern verstanden, indem er sie in einer Scene contrastirt der Trauer und Reue des Petrus, der soeben seinen Herrn und Meister verläugnet hat. Während Petrus der Fürbitte der Maria vertrauend, schließlich die Bühne verläßt mit den Worten: „O mein Jesus, ich habe dich wieder!" kann Judas auf keine Rettung hoffen und mit dem Schrei: „Seht, seht! ich komme!" giebt er sein Leben den Rachegeistern hin.

Auch so manch rührender Moment hat sich die jetzige Textgestalt entgehen lassen. Die schöne Scene des alten Textes, in der Maria in beweglichen Worten dem Judas das Leben des geliebten Sohnes anvertraut, habe ich bereits erwähnt. Sie hat sodann das rein lyrische Element in der Handlung so gut wie garnicht berücksichtigt, obwohl doch auch hier die ältere Vorlage die Wege wies. Die Marienklagen gehören wegen der in ihnen zum Ausdruck kommenden Gefühlswärme mit zu dem rührend-ergreifendsten, was unsere ältere geistliche Poesie hervorgebracht hat.

Und so verdiente noch manches durch die Tradition geweihte Motiv wieder zu Ehren gebracht zu werden. Damit meine ich natürlich nicht,

daß der alte Text etwa an Stelle des jetzigen treten solle; das wäre abgeschmackt. Allein der historische Sinn scheint den Oberammergauern denn doch so sehr abhanden gekommen zu sein, daß es an der Zeit ist, das sonst so intelligente Völkchen mit allem Nachdruck auf diesen Mangel aufmerksam zu machen und es zur Umkehr zu mahnen. Was wir jetzt vor uns sehen, ist ein seltsames Gemisch: alle Bühneneffecte, sie mögen noch so raffinirt erdacht und geschickt zur Ausführung gebracht sein, auch die vorzüglichste Lösung der darstellerischen Aufgabe, sie werden doch auf die Dauer nicht ausreichen, vergessen zu machen, wie sehr sich Text und Musik*) von jeder Tradition entfernt haben. An Stelle echt volksthümlicher Sprache ist nüchterne Flachheit und Oede getreten, Poesielosigkeit und langweilige Didaktik und nicht minder farblos ist die Musik, bald süßlich tändelnd, bald trivial unser Ohr berührend. Fühlt man sich gelegentlich auch an Haydn und Mozart erinnert, so muß man doch geradezu staunen, wie wenig der Componist seine eigentliche Aufgabe erfaßt hat. Es scheint ihm garnicht der Gedanke gekommen zu sein, sein Vorbild in der älteren Kirchenmusik zu suchen. Man kann nur dringend wünschen, daß die Oberammergauer sich von dem Glauben frei machen, als könne ihrem Spiele einzig und allein nur aus ihrem Dörfchen das Gute kommen. Sie sollten die Berechtigung zur Mitpflege und Miterhaltung ihrer Passion fürder nicht mehr ausschließlich von dem heimathlichen Geburtsschein abhängig machen. Vom nahen Thiersee und Brixlegg**) wäre manches zu lernen, von diesem hinsichtlich der Musik, von jenem betreffs des Textes. In Brixlegg hat der Componist die Schätze alter Kirchenmusik zu verwerthen gesucht und außer dem bereits Hervorgehobenen z. B. die Weisen des Lauda Sion und Salve Regina in seine Chöre verflochten. Im Thierseeer Spiel***) ist Anlage, Ausführung und Diction um vieles geschickter als in der Oberammergauer Passion. Eine Scene wie die Traumgesichte der Claudia Procula, der Gemahlin des Pilatus, im Shakespeareschen Colorit und von höchster dramatischer Wirkung, wird man vergeblich im Ammergauer Texte suchen; auch hier handelt es sich um eine vortrefflich gelungene Neubelebung und eigenartige Verwerthung alter Tradition (Matth. 27, 19), die der jetzige Ammergauer Text zwar nicht übersehen, aber durchaus nicht zu nutzen verstanden hat.

---

*) Vgl. W. Kawerau, Kunstgeschichtliche Skizzen 1890 S. 147 f.

**) Vgl. Stimmen aus Maria-Laach 29, 511. 37, 364.

***) Vgl. Robert Weißenhofer, Das Passionsspiel von Vorderthiersee. Nach alten Motiven neu bearbeitet. Wien, 1885.

Ich muß es bei diesen Ausstellungen und Vorschlägen bewenden lassen und gestatte mir zum Schluß nur noch eine Bemerkung. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich in dem tiefen und erhebenden Eindruck, den das Oberammergauer Passionsspiel trotz der gerügten Mängel widerholt auf mich ausgeübt hat, einen Beweis für die hohe Vollendung der Leistung im Ganzen und damit auch für die weitere Lebensfähigkeit des Spieles erkenne. Was in Ammergau auf uns wirkt, ist eine so eigenartige, so außer Vergleich mit allem andern stehende Erscheinung, daß sie es wohl verdient, mit ins neue Jahrhundert hinübergenommen zu werden und in diesem Sinne möchte ich meine Betrachtungen und Reformvorschläge aufgefaßt wissen.

Die neuen Lehrpläne.

Von

Paul Cauer,

Oberlehrer am Gymnasium zu Kiel,
Privatdocenten der klass. Philologie an der Christian-Albrechts-Universität.

Im vorletzten Hefte der Preußischen Jahrbücher war der dringende Wunsch ausgesprochen worden, daß der Schleier des Amtsgeheimnisses, welcher die letzten Vorbereitungen der Schulreform bedeckte, gelüftet werden möge. Das ist jetzt geschehen; aber freilich in ganz anderm Sinne als es dort gemeint war. Die Lehrpläne und Prüfungsordnungen*), welche gedruckt vorliegen und durch den Buchhandel bezogen werden können, sind nicht als Gegenstand einer fachmännischen Diskussion gedacht sondern als endgültige Vorschriften. Wenn trotzdem eine Erörterung derselben im Folgenden unternommen wird, so geschieht es, weil bei den Lesern ein Interesse sowohl für den Inhalt der neuen Verfügungen als auch für die Bedeutung vorausgesetzt werden darf, die ihnen auf Grund der in dieser Zeitschrift seit längerer Zeit vertretenen Anschauungen beigelegt werden muß.

Kaum ein Zweifel bestand bei fast allen Betheiligten darüber, daß das höhere Schulwesen in Preußen unter einem Zuviel von Tinte und Papier leide, daß durch Reglements und Aufsichtsmaßregeln die freie Entfaltung persönlicher Kräfte gehemmt werde. Kein Geringerer als Ludwig Wiese hatte Protest eingelegt für die Ueberzeugung, daß das Unterrichtswesen, welches er selbst ein Viertel-Jahrhundert hindurch geleitet hatte, durch die gut gemeinte aber zu sehr ins Einzelne gehende Fürsorge des Staates in einen Zustand der Erstarrung gerathen sei,

---

*) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen. Berlin 1891. — Ordnung der Reifeprüfungen an den höheren Schulen und Ordnung der Abschlußprüfungen nach dem sechsten Jahrgange der neunstufigen höheren Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen. Berlin 1891. — Beide Hefte sind im Verlage von Wilhelm Hertz erschienen und für 75 resp. 60 Pf. käuflich.

aus dem Befreiung Noth thue. Men, not measures: so mußte die Losung lauten für eine Reform, die Heil bringen sollte. Dafür, daß diese Erkenntniß wirklich zur Anwendung gekommen sei, erweckt es kein günstiges Vorurtheil, wenn die Lehrpläne und Erläuterungen des Jahres 1891 denen von 1882 an Umfang weit überlegen sind: 77 Seiten gegen 45 des gleichen Formates und Druckes. Und dieser Eindruck verstärkt sich bei genauerer Prüfung. Zwar sind gewisse Modifikationen des Normallehrplans als möglich in Aussicht genommen (Lehrpl. S. 6—8) und bloß von der Erlaubniß der Provinzialbehörde, nicht von der des Ministers abhängig gemacht. Aber diese sind fast alle geringfügiger Natur und, was wichtiger ist, sie kommen sämmtlich den Realanstalten oder der realistischen Seite des Unterrichtes zu Gute, während sie den alten Sprachen eine weitere Einschränkung bringen: ein gleichmäßiges Nachgeben zu freierer Bewegung kann in ihnen nicht gefunden werden. Andrerseits fehlt es nicht an Zeichen dafür, daß die Zügel der Centralisirung noch straffer als bisher angezogen werden sollen. Dies gilt vor allem in der Schulbücher-Frage. Definitiv ist sie noch nicht geregelt; aber die zum Schluß (Lehrpl. S. 76f.) gegebene Ankündigung läßt deutlich erkennen, daß in Zukunft nicht nur, was an sich wünschenswerth wäre, die Menge der an verschiedenen Anstalten zugelassenen Lehrbücher vermindert werden, sondern auch die Herstellung neuer, dem veränderten Lehrplan entsprechender Bücher auf Anregung der Unterrichtsbehörde erfolgen soll. Die freie Konkurrenz auf diesem Gebiete hat ja manche üblen Nebenwirkungen; aber sie ist das einzige Mittel, um für das Aufkommen und die Erprobung neuer Gedanken Spielraum zu schaffen*). Auch den (S. 63) angekündigten näheren Anweisungen für Turnspiele kann nur mit Sorge entgegengesehen werden; man fühlt sich an Schillers bitteres Xenion gegen den Gymnasialdirektor Manso erinnert, wenn man sieht, wie der deutschen Jugend nicht einmal die Fähigkeit zugetraut wird beim Spiele sich selbst zu regieren. Die Lehraufgabe in jedem Fache war früher (noch 1882) bloß im ganzen angegeben, die Vertheilung auf Klassen und Jahrgänge den einzelnen Anstalten oder Provinzen überlassen; jetzt ist für die ganze Monarchie ein und derselbe Vertheilungsmodus genau vorgezeichnet. Die ausführlichen „methodischen Bemerkungen", welche der Angabe der Pensa hinzugefügt sind, enthalten im einzelnen viel Treffendes; dadurch aber, daß überhaupt in einem mit amtlicher Autorität auftretenden Buche jedesmal ein bestimmtes Lehrverfahren als das richtige vorgeschrieben ist,

*) Vgl. was im Besonderen unten zur Mathematik bemerkt ist.

sind der lebendigen Thätigkeit gerade der tüchtigen Lehrer erheblich engere Schranken gezogen, als wir noch nach 1882 kannten, ohne daß zugleich der Schade, den ungeschickte Lehrer stiften können, ausgeschlossen wäre. Und manchmal wieder fehlt eine maßgebende Festsetzung eben da, wo sie erwünscht gewesen wäre. Wenn z. B. als die Lehraufgabe der Untertertia in deutscher Grammatik hingestellt wird: „zusammenfassender Ueberblick über die wichtigsten der deutschen Sprache eigenthümlichen grammatischen Gesetze", so bleibt es völlig dem Leser überlassen, ob er sich viel oder wenig, alles oder nichts dabei denken will.

Ein zweiter Satz, über den so ziemlich Einmüthigkeit herrschte, war der, daß vielen der anerkannten Uebelstände nur durch Aufwendung größerer Geldmittel abgeholfen werden könne. Keine Andeutung läßt vermuthen, daß an entscheidender Stelle die Absicht bestehe diese Erkenntniß zu verwerthen. Einmal allerdings ist in den Erläuterungen von „etwaigen Mehrkosten" die Rede, die beim Zeichnen und Turnen entstehen könnten (S. 76), und wird in betreff ihrer Deckung auf Nr. 1 desselben Abschnittes verwiesen; dort aber findet sich nichts davon. Zwar ist auch unter Nr. 1 eine Maßregel erwähnt, die ganz ohne Zuschuß nicht wird durchgeführt werden können, daß nämlich die Sekunda in Geschichte, Geographie und Mathematik schon zu Ostern 1892 überall getheilt werden soll; darüber aber, wie der Zuschuß beschafft werden könne, erhalten wir keinen Aufschluß, erfahren vielmehr nur, daß „eine weitere Trennung der Sekunden in einem oder dem anderen wissenschaftlichen Lehrgegenstande unter Berücksichtigung der allgemeinen unterrichtlichen Bedürfnisse und der Schülerzahl der betreffenden Klassen demnächstiger Entschließung vorbehalten bleibt". Das heißt mit anderen Worten: die Regierung ist eher bereit, zur Vermeidung von Mehrkosten eine sachlich gebotene Aenderung aufzuschieben, als zur Durchführung einer wünschenswerthen Reform das Geld flüssig zu machen. Und mit erschreckender Klarheit ist derselbe Grundsatz zwei Seiten später ausgesprochen, wo die Schwierigkeit des Lehrerberufes in eindringlichen Worten geschildert wird; dabei heißt es (S. 70): „Erste Voraussetzung für eine auch nur annähernde Lösung der Aufgabe, zumal unter den heutigen Verhältnissen und in den meist überfüllten Klassen, ist eine ernste und gewissenhafte Vorbereitung des Lehrers auch auf seinen Erzieherberuf." In dem Augenblick, wo eine umfassende Neuordnung der Schulverhältnisse eintritt, die „den ausgereiften Forderungen der Zeit entsprechen"*) und diesmal doch wohl länger als ein Jahrzehnt in Kraft

*) Worte aus der gleich zu citirenden Denkschrift.

bleiben soll, wird das Hauptthinderniß einer gedeihlichen Arbeit, die Ueberfüllung der Klassen, als eine Thatsache anerkannt, welche die Regel bilde, der man sich zu beugen habe, an der nichts geändert werden soll.

Da die Revision der Lehrpläne den Etat nicht belastet, so wird sich das Haus der Abgeordneten nicht mit ihr zu beschäftigen brauchen. Nur zur Kenntnißnahme sind den Volksvertretern die neuen Verfügungen mitgetheilt worden, von einer ministeriellen Denkschrift*) begleitet, deren erster Theil die geschichtliche Entwickelung der Reform kurz darzustellen unternimmt. Aus dieser Skizze ein richtiges Bild von der Natur der Bewegung und ihren Ursachen zu gewinnen ist nicht möglich, da der Bericht nur bis zum Jahre 1882 zurückgreift und die seitdem vernommenen Beschwerden wie neu auftauchende Erscheinungen behandelt. Das Werk, das jetzt sich vollzieht, kann nur derjenige begreifen, der die Entwickelung unseres höheren Schulwesens seit Anfang dieses Jahrhunderts zusammenfassend betrachtet. Er erkennt den unaufhaltsam fortschreitenden Prozeß einer inneren Zersetzung des Gymnasiums, welche in ihrem wahren Ursprunge durch eben jene Männer verschuldet ist, die von Begeisterung für das Griechenthum und von dem Glauben an seine erziehende Kraft erfüllt waren: Wilhelm von Humboldt und Johannes Schulze. In dem Gedanken verblendet, daß sie berufen seien ihren pädagogischen Glauben mit den Mitteln der Staatsgewalt zur herrschenden Ansicht zu machen, schufen sie eine Lehrverfassung, die an Kenntnissen und Uebung im Griechischen mehr forderte, als jemals vorher irgendwo in Deutschland geleistet oder verlangt worden war**). Und da das so umgestaltete Gymnasium den Anspruch erhob und mit Hilfe des Staates durchsetzte, der einzige Weg zu allen höheren Berufsarten zu sein, so erzielten die Verehrer der klassischen Bildung einen äußerlich imponirenden Erfolg; aber in's Herz der Nation legten sie den Keim zu einer widerstrebenden Ansicht, welche jene geistigen Güter, die man durch amtlichen Druck zu verbreiten suchte, zurückwies. Die unzufriedene Stimmung äußerte sich schon in den dreißiger Jahren; sie wuchs, je mehr die Regierung sich weigerte das natürliche Verlangen nach Eröffnung verschiedener gleichberechtigter Bildungswege zu befriedigen, und mußte endlich zu dem Sturme des Unwillens anschwellen, der, indem

*) Denkschrift, betreffend die geschichtliche Entwickelung der Revision der Lehrpläne und Prüfungsordnungen für höhere Schulen sowie Gesichtspunkte für die vorgenommenen Aenderungen. Abgedruckt im Reichsanzeiger vom 14. Januar.

**) Dies nachgewiesen zu haben ist das Verdienst von Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichtes. Die entscheidenden Stellen sind: für das Jahrhundert der Reformation S. 182 f. 203. 249. 257, für das achtzehnte Jahrhundert S. 384. 398. 409, für dessen Ausgang S. 463. 466.

er zuletzt die leitenden Männer selbst mit fortriß, den Bau des Gymnasiums im Jahre 1882 erschüttert, jetzt vor unsern Augen in Trümmer gelegt hat*).

In den Augen der Unterrichtsverwaltung erscheint der Hergang anders. Sie ist sich bewußt, auf Grund sorgfältiger Erwägung und mit freiem Entschluß diejenigen Maßregeln ergriffen zu haben, durch welche, ohne einen Bruch mit der Vergangenheit und ohne der Entwickelung der Zukunft vorzugreifen, die „zur Zeit erkannten praktischen Bildungsbedürfnisse der Nation" befriedigt werden können. Welche Gesichtspunkte dabei im einzelnen bestimmend gewesen sind, ist im zweiten Theile der Denkschrift unter 12 Nummern dargelegt. Unsere Prüfung des neuen Lehrplanes soll sich, so weit das mit Rücksicht auf eine übersichtliche Gruppirung des Stoffes möglich ist, der dort vorgezeichneten Reihenfolge anschließen, übrigens in der Hauptsache auf die Verhältnisse des Gymnasiums beschränkt bleiben.

(1.) An der Spitze steht die „weitere Ausbreitung und Förderung der lateinlosen höheren Schulen". In dieser Beziehung ist in der That ein erfreulicher Fortschritt gemacht. Durch die am 14. Dec. 1891 im Staatsanzeiger veröffentlichten neuen Bestimmungen über das Berechtigungswesen sind die lateinlosen Oberrealschulen den Latein lehrenden Realgymnasien äußerlich so gut wie gleichgestellt: auch ihre Abiturienten erhalten den Zutritt zum Bau- und Maschinenbaufach, Bergfach und Forstfach, zum Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften, sowie im Gebiete des deutschen Reiches zum Post- und Telegraphendienst und zu den Fächern des Marineschiffbaus und Marineschiffmaschinenbaus. Schon in der schulpolitischen Korrespondenz vom August vorigen Jahres*) wurde dankbar anerkannt, daß hierdurch der schlimme Fehler wieder gut gemacht ist, der mit der Verfügung des Ministers der öffentlichen Arbeiten vom 6. Juli 1886 begangen worden war: die Möglichkeit der Existenz ist den Oberrealschulen zurückgegeben. Ein rechtes Gedeihen allerdings wird für sie wie für die Realgymnasien erst dann beginnen können, wenn beiden die Befugniß zugestanden wird, ihre Schüler auch für sämmtliche Universitätsstudien vorzubereiten. Das ist zugleich das einzige wirksame Mittel, um die an Zahl und Umfang ungesund hervorgetriebenen Gymnasien zu vermindern und auf solche Schüler zu beschränken, welche

*) Wer die Richtigkeit der hier nur angedeuteten Darstellung prüfen will, findet das Material dazu in meiner Schrift „Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken" (Kiel und Leipzig 1890).

**) Preuß. Jahrbücher 68 (1891) S. 278 f.

selbst oder deren Eltern mit freiwilligem Vertrauen den Bildungselementen des klassischen Alterthums sich zuwenden.

(3. 12.) Viel weniger gut ist es um die lateinlosen Schulen mit sechsjährigem Kursus („Realschulen") bestellt. Ihr Aufkommen wurde bisher dadurch zurückgehalten, daß die neunklassigen Anstalten für die Erwerbung des Rechtes zum einjährigen Militärdienst günstigere Bedingungen boten; und an diesem Zustande wird nichts wesentliches geändert. Im Widerspruch zu dem beinahe einstimmigen Verlangen aller politischen und pädagogischen Parteien und entgegen dem sicheren Versprechen, das der Minister von Goßler unter ausdrücklicher Berufung auf den Willen Sr. Majestät des Kaisers am 18. März 1890 gegeben hat*), bleiben die Gymnasien und Realgymnasien mit dem verhängnißvollen Rechte behaftet, Schüler, welche nur zwei Drittel ihres Lehrganges durchgemacht haben, mit dem Einjährigen-Schein zu entlassen. Dadurch, daß an dieser Stelle ein Zwischenexamen eingeführt ist, dem sich sämmtliche Untersekundaner unterwerfen müssen, ist das Uebel nur schlimmer gemacht. Der Kursus der Vollanstalten, dessen Werth sonst darin beruhte, daß die Erreichung eines hohen Zieles allmählich und von langer Hand her vorbereitet wurde, ist in zwei Stücke zerschlagen. Dies giebt auch die Regierung zu, indem sie es den Lehrern zur Pflicht macht (Lehrpl. S. 69), den Abschluß nach dem sechsten Jahrgang „durch zweckmäßige Methode von unten auf vorzubereiten", und obendrein die Aufsichtsbehörden anweist, „bei ihren Besichtigungen diesem Punkte ihre unausgesetzte Aufmerksamkeit zuzuwenden". Bisher durften wir in Sexta, Quinta, Quarta Uebungen anlegen und Kenntnisse pflanzen, deren Frucht in Prima geerntet werden sollte: das kann nun nicht mehr geschehen. Die ersten sechs Gymnasialjahre dienen der Vorbereitung auf das praktische Leben; erst in Obersekunda darf der Gedanke eintreten, daß das Gymnasium eine Schule ist, welche zu wissenschaftlichem Studium tüchtig machen soll. Wie verheerend die Wirkungen des hier eingetriebenen Keiles im einzelnen sind, wird nachher an einigen Beispielen gezeigt werden. Die Unterrichtsverwaltung erklärt den gefaßten Entschluß damit (Lehrpl. S. 67), daß z. B. im Schuljahr 1889/90 von sämmtlichen neunklassigen Lehranstalten Preußens nur 20,5 % mit dem Zeugniß der Reife abgegangen seien, dagegen 40,2 % sich mit dem Zeugniß für den einjährigen Dienst begnügt, 39,3 % selbst ohne dieses die Schule verlassen hätten; es sei unbillig gewesen, unter der Rücksicht auf jene 20,5 %, deren Bildungsbedürfniß für die

*) Das Genauere hierüber in „Staat und Erziehung" S. 17 f.

Gestaltung des Lehrplans ausschließlich maßgebend war, alle übrigen leiden zu lassen. Vollkommen richtig. Aber wenn das Verhältniß nun dahin verschoben wird, daß künftig die 20,5 unter der Rücksichtnahme auf die 40,2 % leiden müssen, so ist damit dem Majoritätsprinzip allerdings Genüge geschehen, doch den Forderungen der Billigkeit ebenso wenig wie denen der Klugheit. Denn die 20,5 %, deren Erziehung geschädigt wird, enthalten gerade diejenigen jungen Leute, die später in führenden oder doch irgendwie verantwortungsvollen Stellungen am Leben der Nation theilnehmen sollen.

Zur Beseitigung des unverkennbaren Mißstandes, der nicht natürlich erwachsen sondern durch die Verordnungen über den Militärdienst künstlich erzeugt ist, gab es ein anderes Mittel, eben jenes, dessen Anwendung nach den Versprechungen des Ministers von Goßler erwartet werden durfte: den Anstalten mit neunjährigem Kursus mußte überhaupt das Recht entzogen werden, früher als bei der Reifeprüfung die Qualifikation für den einjährigen Dienst zu bezeugen. Darin liegt eine Härte*); aber wo in der Welt ist jemals eine eingreifende Reform durchgeführt worden, ohne daß sie in der Periode des Ueberganges von einigen als Härte empfunden wurde? Und in einer Zeit, in welcher der übermäßige Zudrang zu den höheren Berufsarten allseitig beklagt und als ernste soziale Gefahr empfunden wird, war es doch wohl eher angezeigt, den Weg dahin mit einer gewissen Unbequemlichkeit zu umgeben als ihn breit zu öffnen. Die vielen Eltern, welche jetzt ihre Söhne auf's Gymnasium bringen, ohne von vornherein an Studiren für sie zu denken, würden sich bald zur sechsklassigen Realschule hinübergewöhnen, wenn sie sähen, daß dort das Ziel der Einjährigen-Berechtigung 3 Jahre früher erreicht werden kann. Die Regierung glaubt zwar (Ordn. d. Reifprf. S. 56), daß dieser Wandel auch so eintreten werde; aber solcher Glaube ist nur ein frommer Wunsch. Denn wenn die sechs ersten Klassen des Gymnasiums in Bezug auf den Militärdienst dasselbe gewähren wie der sechsjährige Kursus der Realschule, erstere aber außerdem in die Oberstufe des Gymnasiums und damit indirekt zu allen Berechtigungen der Primaner und Abiturienten hinüberleiten, so wird, wer es irgend vermag, nach wie vor das Gymnasium vorziehen, um dem Sohne im Voraus möglichst viele und möglichst mannigfaltige Chancen offen zu halten. Und somit bleibt der

*) Deshalb hat Paulsen, obwohl er das Examen hinter Untersekunda entschieden mißbilligt, doch auf der December-Konferenz dafür gestimmt. Vgl. seine Erklärung in diesen Jahrbüchern 68 (1891) S. 873 Anm.

Zufluß zu den sechsklassigen lateinlosen Schulen ebenso gehemmt, wie er seither gewesen ist.

(2.) Zu den schlimmen Folgen, welche das Einjährigenwesen für die höheren Schulen gehabt hat, gehört es auch, daß im Anschluß an die zwischen Unter- und Obersekunda allmählich befestigte Grenze der Gedanke hat entstehen können, den verschiedenen Arten höherer Schulen einen gemeinsamen, dann natürlich lateinlosen Unterbau zu geben. Für die Realanstalten mag dieser Plan annehmbar sein, für die klassische Bildung bedeutet er den Tod*). Durchaus sachgemäß ist trotzdem der Entschluß der Regierung, Versuche mit einem solchen Lehrplan an einzelnen Orten, zunächst in Frankfurt a. M., zu gestatten; denn nur so kann zu allgemeiner Ueberzeugung festgestellt werden, welches der Charakter der „Gabelschule“ sein wird und zu welchem Ziele sie hinführt. Doch wäre es billig gewesen, dem Experimente, das mit einem gegen den Normalplan verringerten Maße von Latein und Griechisch gemacht wird, zur Vergleichung ein solches an die Seite zu stellen, in dem diesen Sprachen ein größerer Spielraum als der von jetzt an allgemein vorgeschriebene gegönnt wäre. Gegenüber Forderungen dieser Art weist die Denkschrift auf die Schwierigkeit hin, welche der Uebergang mancher Schüler von einer Anstalt auf die andere bereite. Der Staat, der, je größer er geworden ist, um so öfter und weiter seine Beamten zu versetzen gezwungen wird, scheint verpflichtet zu sein, aus Rücksicht auf deren Söhne die Lehrpläne seiner Schulen überall gleich zu gestalten. Thatsächlich ist diese Rücksicht bisher mehr und mehr geübt worden und hat zu der Schablonisirung des höheren Schulwesens sehr wesentlich beigetragen. So ist es gekommen, was an sich doch den Gipfel des Unnatürlichen darstellt, daß in Gumbinnen derselbe Lehrplan gilt wie in Köln, der dithmarsische Bauernsohn in demselben Stufengang sich entwickeln soll wie der Berliner Junge. Diesem Uebel wird nicht eher abgeholfen werden, als bis der Staat dazu übergeht in reichlicher Menge Internate zu gründen, in denen für die Beamtensöhne ähnliche Vergünstigungen gewährt werden wie für die Söhne von Offizieren im Kadettencorps. Diese Schulen müßten auf dem Lande gelegen sein aus mancherlei Gründen, u. a. auch deshalb, damit sie wirklich nur von Alumnen besucht werden. In ihnen würden die Söhne solcher Beamter, deren Beruf eine häufigere Versetzung mit sich bringt, gegen den Wechsel der Lehrer, Methoden, Schulbücher gesichert sein, falls nämlich der Vater das wünscht und von

*) S. Preuß. Jahrb. 63 (1889) S. 8 f. Bd. 67 (1891) S. 91. Eingehender: Suum cuique S. 47; Staat u. Erziehung S. 18 f.

dieser günstigen Gelegenheit Gebrauch macht. In Bezug auf die Entwickelung des Unterrichtes aber würden solche Anstalten den ersehnten Fortschritt zur Freiheit bringen; denn hier könnten neue Lehrmethoden, neue Vertheilungen des Stoffes, wenn sie nur an sich vernünftig durchdacht sind, gefahrlos erprobt werden, weil man sicher ist die Zöglinge von Anfang bis zu Ende zu behalten*). Die Einrichtung kostet freilich Geld, sogar viel Geld; und das scheint gegenwärtig für Schulzwecke nicht vorhanden zu sein. Deshalb wäre es richtiger gewesen, eine durchgreifende Reform gerade jetzt nicht vorzunehmen sondern auf eine Zeit zu verschieben, wo die bessere Lage der Finanzen eine wirkliche Rücksichtnahme auf die praktischen Bildungsbedürfnisse der Nation zuließe.

Unter den Nummern 4. 5. 9 der Denkschrift wird von Verminderung der Schul- und Hausarbeit und Einschränkung des Gedächtnißstoffes gehandelt. Für den ersten Punkt hat nicht viel geschehen können. Der Lehrplan des Gymnasiums ist um 16 Stunden wöchentlich herabgesetzt, dagegen um 9 Turnstunden erhöht worden, so daß im Ganzen die Zeit, während welcher die Schule ihre Zöglinge in Anspruch nimmt, um 7 Stunden in der Woche vermindert ist; das macht im Durchschnitt noch nicht 1 Stunde für jede der 9 Klassen. Im Einzelnen stellt sich das Verhältniß folgendermaßen:

	VI	V	IV	IIIb	IIIa	IIb	IIa	Ib	Ia	
1882:	28	30	30	30	30	30	30	30	30	= 268
1892:	25	25	28	30	30	30	28	28	28	= 252

Die unteren Klassen haben eine starke, die oberen eine geringe Erleichterung erfahren, für die drei mittleren ist die Stundenzahl unverändert geblieben; oder vielmehr, da an Stelle der früheren 2 Turnstunden jetzt 3 für jede Klasse hinzukommen, so ist die Belastung der mittleren Klassen sogar absolut eine größere geworden. Vollends aber im Verhältniß zu den beiden anderen Theilen des Kursus ist die Mittelstufe in Nachtheil gesetzt. Und das kann auch nicht Wunder nehmen; am Ende des sechsten Jahrganges tritt ja das neue Abschlußexamen ein, das natürlich eine gesteigerte Anspannung in den unmittelbar vorhergehenden Klassen erfordert. Das Bedenklichste bei der Sache ist, daß während des Aufenhaltes in Tertia oder Untersekunda bei fast allen Schülern der Stimmwechsel vor sich geht, der nicht nur den körper-

*) Der hier skizzirte Vorschlag ist von mir schon früher mitgetheilt und ausführlicher begründet worden in einem Aufsatz über die Ueberfüllung der höheren Berufsarten, im Deutschen Wochenblatt 1890 S. 139.

lichen Zustand des Knaben verändert, sondern, wie jeder erfahrene Lehrer weiß, auch sein geistiges Leben berührt und besonders die Fähigkeit, lange hinter einander die Gedanken scharf zu konzentriren, vorübergehend beeinträchtigt.

Die Verminderung der Hausarbeit ist in einem besonderen Abschnitt der „Lehrpläne“ (S. 64—66) besprochen und den Lehrern dringend empfohlen. Die Zahl der schriftlichen Arbeiten (Aufsätze, Exercitien ꝛc.) ist durch bestimmte Vorschrift niedriger normirt als bisher; für die fremdsprachliche Lektüre ist angeordnet, daß neue oder schwierigere Autoren ohne häusliche Präparation gelesen werden sollen (S. 24); der grammatische Unterricht soll sich durchaus auf das Nothwendigste, das Regelmäßige und allgemein Gebräuchliche beschränken (S. 23. 37. 72); für Religion, Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung wird eine Verkürzung des Memorirstoffes vorgezeichnet oder angerathen, auch im Deutschen (S. 17) eine erneute Prüfung des Kanons der auswendig zu lernenden Gedichte verlangt. Wenn alle diese Vorschriften und Rathschläge genau befolgt werden, so muß in der That die Menge der häuslichen Arbeit bei den Schülern beträchtlich sich verringern. Zu fragen ist nur, ob mit dem sehr bescheidenen Maße eigener Bemühung, das von ihren Schülern zu fordern den Lehrern noch gestattet bleibt, die aufgestellten Lehrziele werden erreicht werden können; eine Untersuchung, die uns gleich nachher beschäftigen soll.

(11.) Im Abiturienten-Examen ist eine Erleichterung unverkennbar. Zwar ist die Prüfung in Religion und Geschichte nicht abgeschafft, was das Richtigste gewesen wäre, aber sie ist auf das Pensum der Prima beschränkt, so daß ein Abfragen des Katechismus, der in den unteren Klassen gelernten Kirchenlieder oder des Verzeichnisses der heiligen Schriften nicht mehr wird vorkommen können. Es müßte denn sein, daß diese Dinge mit Hilfe von § 11, 6 sich eine Hinterthür öffnen, um doch wieder hereinzuschlüpfen. Denn während an den Eingang der ganzen Prüfungsordnung der Grundsatz gestellt ist, Zweck der Reifeprüfung sei, zu ermitteln, ob der Schüler die Lehraufgabe der Prima sich angeeignet habe, heißt es nachher in dem angeführten Paragraphen: „In der Religion sind im *Wesentlichen* nur diejenigen Gebiete zur Prüfung heranzuziehen, welche in der Prima eine eingehendere Behandlung erfahren haben.“ Die mündliche Prüfung erstreckt sich außerdem auf Latein, Griechisch und Mathematik. Sie ist (§ 10, 4) durchweg nur als Ergänzung gedacht, theils zur schriftlichen Prüfung, theils zu den auf Grund der Klassenleistungen ertheilten Vorprädikaten. Abiturienten, welche in Geschichte oder Religion Genügendes in der Klasse

geleistet haben, in Latein, Griechisch oder Mathematik ebenfalls Genügendes geleistet und außerdem genügende Examenarbeiten geliefert haben, müssen, falls sie nicht selber darauf verzichten, für die einzelnen Fächer, in denen sie genügt haben, von der mündlichen Prüfung befreit werden. Die Befreiung von der gesammten mündlichen Prüfung erlangt also jeder, der in allen Fächern schon vorher den Anforderungen genügt hat; sie hat nicht mehr als Auszeichnung, sondern als Regel zu gelten. — Zur schriftlichen Prüfung gehören: ein deutscher Aufsatz, eine Uebersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische, je eine Uebersetzung aus dem Griechischen und Französischen ins Deutsche, und in der Mathematik vier Aufgaben. Der lateinische Aufsatz war schon 1891 gefallen, dafür ist die französische Uebersetzung hinzugekommen, dies Fach aber aus der mündlichen Prüfung gestrichen. — Sehr verbessert ist das Kompensationsverfahren (§ 12, 3): Hauptfächer können in Zukunft nur noch durch Hauptfächer aufgewogen werden; die bisherige Methode, nach welcher gerade die kleinen Fächer bequeme Tauschobjekte bildeten und ein schnell hergestelltes „Gut" in Geschichte oder Religion stark genug war, um nicht-genügende Gesammtleistungen in Deutsch oder Latein auszugleichen, ist glücklich abgethan.

Lebhaften Beifall wird bei vielen auch die Bestimmung hervorrufen (§ 12, 3a), daß bei nicht genügenden Gesammtleistungen im Deutschen das Reifezeugniß überhaupt nicht ertheilt werden darf. In Wahrheit gehört dies Verbot zu jenen zweischneidigen Schwertern, an denen die pädagogische Rüstkammer so reich ist. Ein Abiturient, dessen Klassenleistungen im Deutschen nicht voll genügt haben, kann durch eine gelungene Klausurarbeit dahin kommen das Examen zu bestehen, durch eine mißlungene muß er stürzen: von einer Arbeit, von dem glücklichen Erfassen eines Themas, von der Stimmung eines Vormittags hängt der Ausfall der ganzen Prüfung ab. Hier rächt sich die Verwerfung des lateinischen Aufsatzes, der als zweite freie Arbeit, aber über ein einfacheres Thema, eine natürliche und berechtigte Ergänzung des Urtheils bieten konnte. Doch die Verstärkung des Zufalls-Momentes ist nicht das einzige Böse. Der Lehrer des Deutschen in Prima wird künftig überall von dem Bewußtsein begleitet sein, daß er mit seinem Lehrgeschick und der Sicherheit seines Urtheils möglicherweise das künftige Examen-Schicksal seiner Schüler allein entscheidet. Das ist zu viel der Verantwortung für einen einzelnen Mann. Entweder muß der Unterricht leiden, indem er sich in ein freudloses Zustutzen auf das Examen verwandelt, oder das Urtheil wird zu schwächlicher Milde herabsinken. In vielen Fällen mag beides geschehen, in wenigen aller

Schade vermieden werden. Jedenfalls wird der durchschnittliche Stand der Leistungen im Deutschen durch eben die Vorschrift herabgedrückt werden, die ihn gewaltsam emporschrauben sollte.

Ueberhaupt darf man sich darüber keiner Täuschung hingeben: das geistige Niveau der angehenden Studenten wird durch die neue Prüfungsordnung nach unten verschoben. An und für sich wäre ja sehr wohl ein Zustand denkbar, wonach eine Prüfung der zur Universität übertretenden jungen Leute überhaupt nicht stattfände; so ist es in Preußen bis 1788, in anderen deutschen Staaten bis in neuere Zeit gehalten worden. Aber: wer damals zu studiren anfing, unternahm das ganz auf eigene Verantwortung; wer es jetzt thut, der trägt die amtliche Bescheinigung, daß er die Fähigkeit dazu besitze, in der Tasche. So lange an dieser Stelle eine Prüfung besteht, darf sie nicht zu leicht sein; sonst wirkt sie der Universität gegenüber nicht als Ventil sondern als Einlaßtrichter. Schon das bisherige Reglement war in seinen Ansprüchen an die geistige Potenz zu milde*), nur mit Gedächtnißwerk überladen; jetzt hat man es auf beiden Seiten abgeschwächt und dadurch den Zudrang unbegabter Jünglinge zu den Hochschulen von Neuem befördert.

In einer Beziehung könnte das erleichterte Examen immerhin Gutes wirken, indem es einen freieren und freudigeren Betrieb des Unterrichtes in den oberen Klassen zuließe. Daß dies im Deutschen nicht der Fall sein wird, wurde schon hervorgehoben; aber auch in den übrigen Fächern würde es doch nur dann so kommen, wenn der Lehrplan an sich geeignet wäre, Lehrern und Schülern eine frische gemeinsame Thätigkeit zu gestatten. Der, welcher bisher galt, hatte anerkanntermaßen den Fehler zu großer Mannigfaltigkeit**); er zersplitterte die Gedanken anstatt die Aufmerksamkeit zu sammeln und verführte zu oberflächlichem Hin- und Herspringen des Interesses, da er doch zu liebevollem Sich-Versenken hätte einladen sollen. Dem Konglomerat von Lehrgegenständen mangelte die geistige Einheit, weil schon Johannes Schulze, bei aller Bewunderung für das klassische Alterthum, doch nicht den Muth gehabt hatte, die modernen Bildungselemente auf dem Gymnasium zurücktreten zu lassen, sondern auch sie unmittelbar verwerthet und mitgetheilt wissen wollte. In dem Interim von 1882 wurden die Hauptfächer noch mehr zu Gunsten der Nebenfächer herabgedrückt; durch das von 1892 sind sie von neuem nicht nur relativ sondern auch absolut verkürzt worden, während die Nebenfächer in ihrer Menge und

*) S. Suum cuique (1889) S. 57. Staat und Erziehung S. 26.

**) Die entgegengesetzte Ansicht vertrat, so viel mir bekannt, nur Professor Hornemann. Vgl. sein Votum in der December-Konferenz, „Verhandlungen“ S. 185.

ihrem gemeinsamen Umfang nicht verändert wurden. Bisher betrug in den 4 Jahrgängen der Sekunda und Prima die Gesammt-Stundenzahl der Woche 120, davon kamen auf Latein, Griechisch und alte Geschichte zusammen 64, also doch immer noch etwas mehr als die Hälfte; jetzt sind die entsprechenden Zahlen 116 und 52. Das Lateinische hatte zur Zeit, als die große Mehrzahl der jetzt lebenden Männer unterrichtet wurde, auf dem ganzen Gymnasium 86 Stunden, nicht ganz ein Drittel aller 268, die gegeben wurden; davon verlor es 9 Stunden im Jahre 1882, jetzt abermals 15 Stunden, d. h. in den meisten Klassen 2, den übrigen 1: es ist auf 62 Wochenstunden herabgesetzt, noch nicht ein Viertel aller 252 Stunden, die gegeben werden. Weniger stark ist das Griechische beschnitten worden: es hatte vor 1882 im Ganzen 42 Stunden, dann 40, jetzt 36. Man erkennt deutlich die Absicht, das Griechische allmählich dem Lateinischen gleich zu stellen; die nivellirende Tendenz, welche Haupt- und Nebenfächer gegen einander auszugleichen sucht, macht sich auch innerhalb der alten Sprachen fühlbar. Und auch hier sehr zum Schaden: früher lernten die Schüler *eine* fremde Sprache gründlich und gewannen dadurch die Kraft, in eine andere, welche demselben Kulturkreis angehörte, leichter und schneller bis zum Verständniß der klassischen Litteraturwerke einzudringen; jetzt lernen sie gründlich keine von beiden, der Verlust des Lateinischen entkräftet auch den Betrieb des Griechischen.

(6.) Gemäß der verminderten Stundenzahl hat sich auch das Lehrziel verändert. In beiden alten Sprachen soll „Verständniß der bedeutenderen klassischen Schriftsteller" erreicht werden, im Lateinischen außerdem „sprachlich-logische Schulung"; auf die Fertigkeit im eigenen Gebrauch der fremden Sprache ist verzichtet worden. Aber auch die Idee der sprachlich-logischen Schulung steht in ihrer jetzigen Umgebung nur noch als rudimentäres Gebilde; ohne reichliche Grammatik ist sie nicht möglich, und das A und O des neuen Lehrplanes lautet: Grammatik ist vom Uebel, höchstens hier und da ein nothwendiges Uebel. Immer wieder wird eingeschärft, daß der grammatische Unterricht sich auf das Nothwendigste, das Regelmäßige und überall Gebräuchliche beschränken müsse. Solche Mahnung entspricht ja dem Geist unseres Zeitalters, der überall auf Uniformirung dringt, individuelle Erscheinungen verdammt oder verspottet. Aber die Sprache läßt sich nicht bureaukratisch meistern; zu ihrem Wesen gehört es, unregelmäßig zu sein. Sie ist nicht nach menschlichen Gesetzen gemacht, sondern ist ein Lebendiges, frei Erwachsendes, unbewußt sich Wandelndes; erst nachträglich sind aus ihr gewisse Regeln abstrahirt, ein Nothbehelf für den ersten Be-

ginn des Studiums, niemals ein Mittel zu eindringendem Verständniß. Je mehr man sich bemüht eine Sprache in Regeln zu fassen, desto sicherer kann man sein, daß man ihren Geist unberührt läßt. Die sprachliche Logik ist eine ganz andere als die reine oder die mathematische Logik*); sie läßt sich nimmermehr durch Definitionen und Gesetze, sondern nur durch breite Uebung, durch unbeengtes, sorgfältiges Nachempfinden erlernen. Denn so weise sind diese Dinge von Mutter Natur geordnet, daß das sachlich Richtige auch den Schülern für ihr Verständniß hilft, das wissenschaftlich Verkehrte auch den Unterrricht belastet und stört. Der einseitige Ciceronianismus, der mit Recht oft gescholten worden ist und dem sonst auch der neue Lehrplan sich abhold zeigt (S. 25), verdankt gerade dem Streben nach strenger Regelmäßigkeit in der Grammatik sein Entstehen. Als der dicke Zumpt mit seinen vielen Anmerkungen noch regierte, mochten sich die Primaner in den Organismus der Sprache, den er feinsinnig geschildert hatte, mit einem gewissen Behagen eingewöhnen: erst in der Aera des mageren Ellendt-Seyffert wurde der grammatische Unterricht hart und drückend, und doch zugleich unzureichend; denn die feineren Unterschiede der Gedanken ließen sich wohl aus der Schulgrammatik, aber nicht aus den Texten der alten Autoren verbannen.

Prüfen wir an einem Beispiel, wie sich nach dem neuen Lehrplane der grammatische Unterricht gestalten wird. In den drei oberen Klassen (I^a, I^b, II^a) ist dafür je eine Stunde wöchentlich angesetzt, das macht im Jahr etwa 40 Stunden für jede Klasse. Alle 14 Tage soll eine schriftliche Uebersetzung ins Lateinische geliefert werden, abwechselnd als Hausarbeit und als Klassenarbeit. Diese Arbeiten müssen zurückgegeben und durchgesprochen werden; das kostet alle 14 Tage 1 Stunde. Von den verbleibenden 20 Stunden wird die Hälfte durch das Anfertigen der vorgeschriebenen Klassenarbeiten in Anspruch genommen. Aber auch die Texte für die häuslichen Arbeiten soll der Lehrer (nach S. 24; an sich ein sehr berechtigter Grundsatz) selbst entwerfen; er muß sie also den Schülern diktiren, und das kostet von den übrigen 10 Stunden noch wieder etwa ein Drittel jeder einzelnen. Dabei ist noch nicht in Betracht gezogen, daß nach der Anordnung des Reglements (Lehrpl. S. 21) auch die alle 6 Wochen zu fertigende Uebersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche diesem Theile des Unterrichtes, d. h. der einen wöchentlichen Grammatik-Stunde zur Last fällt. Der für grammatische

*) Vgl. die Beispiele in meinem Aufsatz über „Formale Bildung", Preußische Jahrbücher (1889) S. 312 ff.; wiederholt und vermehrt in „Unsere Erziehung durch Griechen und Römer", Berlin 1890.

Unterweisung verfügbar bleibende Rest dürfte sich, alle Wochen des Jahres zusammengerechnet, von Null nur unmerklich unterscheiden. Trotzdem ist auch für ihn eine bestimmte Verwendung vorgeschrieben (S. 24): „gelegentliche Zusammenfassung und Erweiterung des Gelernten behufs Unterstützung der Lektüre. Besondere Eigenthümlichkeiten im Gebrauch der Redetheile, stilistische und synonymische Ableitungen sind induktiv und mit maßvoller Beschränkung auf das Nothwendigste und Feststehende zu behandeln." —

„Je sicherer der Grund in Grammatik und Wortschatz gelegt ist, um so weniger wird das Lesen durch formale Hindernisse aufgehalten, und um so mehr werden bei der Erklärung überall die sachlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund treten müssen," so heißt es wenige Zeilen weiter unten. Deshalb war ja in den Vorschriften für den grammatischen Unterricht ausdrücklich daran erinnert, daß er nur zur Unterstützung der Lektüre dienen solle. Da nun aber der grammatische Unterricht von Obersekunda aufwärts einfach fortfällt, so fällt auch die Unterstützung der Lektüre weg; und da gereinigte Ausgaben lateinischer Autoren, etwa ohne Bedingungssätze und oratio obliqua, nicht vorliegen, so wird sich der Lehrer damit helfen müssen, daß er die schwierigeren grammatischen Erscheinungen im Anschluß an die Lektüre bespricht. Dies verbietet ihm die Unterrichtsverwaltung, indem sie sogleich fortfährt: „Etwaige Versuche, die bereits in den Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 entschieden bekämpfte grammatische Erklärungsweise in Anwendung zu bringen, sind überall streng zurückzuweisen." Und noch schärfer in den allgemeinen Erläuterungen (S. 72): „Aufgabe der Direktoren und Aufsichtsbehörden wird es sein, allen Versuchen energisch entgegenzutreten, welche darauf abzielen, die den schriftlichen Uebungen gezogenen Grenzen zu überschreiten und die Schriftstellerlektüre durch Hereinziehen grammatischer Erörterungen aufzuhalten" — aber wenn hinzugesetzt wird: „welche zum Verständniß des Schriftstellers nicht unumgänglich nöthig sind", so ist dem Unvermeidlichen im Voraus die Thür geöffnet. Der grammatische Ballast wird die Lektüre noch mehr ersticken, als er schon seit 1882 gethan hat; denn erklärt muß werden, was verstanden werden soll, und schwierige Gedankenformen werden um so schwieriger, wenn der Schüler sie außerhalb des erläuternden Zusammenhanges der gleichartigen Erscheinungen kennen lernt, bei einem zufälligen Vorkommen in der Lektüre, das den Lehrer zwingt weit auszuholen zur Explicirung eines Satzes, über den man vor 20 Jahren glatt fortlas. Daß die Lehrpläne von 1882 einer grammatikalischen Behandlung der Lektüre theoretisch entgegentraten, ist bekannt, es stand

gedruckt zu lesen; daß sie aber in der Praxis gerade diese Behandlungsweise verstärkt und verbreitet haben, ist eine unzweifelhafte Thatsache, die sich nur der Kenntnißnahme seitens der Unterrichtsverwaltung immer noch entzogen zu haben scheint*).

Die Bestimmungen über den philologischen Unterricht bieten noch zu mancherlei Bedenken Anlaß. Der Beginn der Dichterlektüre, der vor wenigen Jahrzehnten noch in Quarta lag, dann nach Untertertia rückte, ist jetzt nach Obertertia verschoben, wodurch die Unsicherheit im Lesen der lateinischen Hexameter, eine der verdrießlichsten und unfruchtbarsten Hemmungen der Lektüre, abermals erhöht und nach den oberen Klassen hin verlängert ist. Sehr zu beklagen ist der geringe Spielraum, welcher der Individualität des Lehrers in bezug auf die Wahl der zu lesenden Schriftwerke und Abschnitte verstattet ist. Plutarch, Lysias sind gestrichen; Ciceros Buch vom Redner, das zu der doch nachdrücklich verlangten „Einführung in das Geistes- und Kulturleben der Römer" (S. 24) so sehr wie nur irgend ein anderes geeignet ist, darf nicht vorgenommen werden. Daß von Horaz die Episteln (Ordn. der Rfprf. S. 4) angegeben, die Satiren ausgeschlossen sind, beruht vielleicht nur auf einem Versehen. Daß aber in der Religionsstunde das neue Testament nicht im Urtext gelesen, dieser nur in Prima und auch da nur abschnittsweise mit herangezogen werden darf, ist deutlich und nicht aus Versehen ausgesprochen (Lehrpl. S. 13). Es stimmt auf's genaueste zu dem Charakter der ganzen Reform: das Gymnasium soll aufhören eine Schule zu sein, in der man lernt die Gedanken an der Quelle zu schöpfen.

(8.) Dies zeigt sich nirgends grausamer als in der Verstümmelung des Geschichtsunterrichtes. Die Denkschrift hebt besonders rühmend hervor, daß „in der Geschichte wie in Religion, Deutsch und Erdkunde die Lehraufgaben für die entsprechenden Stufen aller höheren Schulen dieselben sein werden;" dadurch sei „eine gemeinsame ethische Grundlage gesichert". Vielmehr ist damit der unorganische Charakter des neuen Lehrsystems zum Ausdruck gebracht. Die Denkschrift sagt richtig: „Entwickelung des geschichtlichen Sinnes ist die Hauptaufgabe dieses Unterrichts." Nun ist es sehr wohl möglich, daß realistische Lehranstalten in der Lage sind, einzelne Perioden der neueren Geschichte, etwa das Zeitalter der Elisabeth oder das Ludwigs XIV., mit Hilfe englischer und französischer Quellenlektüre zu lebendiger Anschauung zu bringen und

*) Die Preußischen Jahrbücher sind daran nicht schuld; hier wurde wiederholt auf die verhängnißvolle Wirkung hingewiesen: 63 (1889) S. 4. Bd. 67 (1891) S. 90. Vgl. außerdem Suum cuique S. 55 f.

mit selbständigem Denken durcharbeiten zu lassen: für das Gymnasium, wenn es mehr als den Namen von seinem früheren Selbst festhalten soll, ist die Zeit, an welcher der geschichtliche Sinn sich bildet, das Alterthum. Hier sind die Quellenschriften zugleich Werke der klassischen Litteratur, die im philologischen Unterricht in Muße gelesen werden können; hier sind einfache, auch für den jugendlichen Geist überschaubare Verhältnisse gegeben, ohne daß doch im Leben der antiken Völker irgend eine der geistigen oder materiellen Kräfte fehlte, von denen die moderne Welt bewegt wird; hier lernt der Knabe zwar nicht, in Schlagworten über die Gegenwart mitsprechen, aber er sammelt im Stillen die Anschauungen und Denkweisen, mit denen er später, als erwachsener Mensch, die Gegenwart begreifen soll. Diesen unvergleichlich lehrreichen Zusammenhang zwischen Lektüre und Geschichtsunterricht erkennt auch die leitende Behörde an, ja sie empfiehlt ihn (Lehrpl. S. 25) wie etwas neu Gefundenes; aber dieselbe Behörde zerstört den Zusammenhang, indem sie den Unterricht in alter Geschichte auf die Hälfte seines früheren Umfanges reducirt und dadurch zu einer Hast und Oberflächlichkeit verurtheilt, die einer Presse eher anstehen würde als der Schule, deren Aufgabe man als eine ethische bezeichnet. In Obersekunda soll die ganze griechische und römische Geschichte durchgenommen werden, und zwar „nach Ursachen und Wirkungen". Dabei wird gefordert: „besondere Berücksichtigung der Verfassungs- und Kulturverhältnisse in zusammenfassender vergleichender Gruppirung." Dies in einem Jahre zu leisten ist vollkommen unmöglich. Natürlich wird es irgendwie gemacht werden. Die Schüler können sich ja gewöhnen, den dürftigen Abriß, durch den sie hindurchgejagt werden, eine vergleichende Betrachtung der Verfassungs- und Kulturverhältnisse zu nennen. Sie werden sich überhaupt mehr und mehr gewöhnen müssen, Ueberschriften statt des Inhaltes, Worte statt Gedanken, Namen statt Anschauungen zu genießen. Bildung des historischen Sinnes ist etwas anderes.

Versuchen wir in diesem Falle von der Wirkung zur Ursache aufzusteigen, so ist der Weg nicht weit. Nachdem einmal das Zwischenexamen in Sekunda — gleichviel, durch welche Verkettung von Mißverständnissen — zur beschlossenen Sache geworden war, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, den vorbereitenden Kursus in der Geschichte so zu legen, daß er in Untersekunda endigte anstatt, wie bisher, in Obertertia. Es sind also jetzt Mittelalter und Neuzeit, während sie in Prima in zwei Jahren durchgenommen werden, auf der vorhergehenden Stufe über drei Jahre (III^b, III^a, II^b) ausgedehnt, und zwar so, daß das Pensum der Untersekunda mit dem Regierungsantritt Friedrichs des

Großen beginnt. Diese Anordnung hängt mit dem Grundgedanken zusammen, den wir immer bestritten haben*) und nicht müde werden wollen zu bestreiten: daß die neueste und allerneueste Geschichte zur Behandlung in der Schule vorzugsweise geeignet sei; ein Stoff, der über das Verständniß von Gymnasiasten hinausliegt, falls man nicht etwa mit „verstehen" etwas anderes meint, als der Sinn des Wortes besagt. Ueberraschend freilich kommt die neue Einrichtung nicht; auch daß nun thatsächlich die Bekämpfung der Socialdemokratie unter die Aufgaben der Schule eingereiht und so die Politik in diese hineingetragen ist, bedeutet ja nur die Ausführung eines schon vorher angekündigten Beschlusses. Die schlimmen Folgen können nicht ausbleiben, wenn nicht noch in zwölfter Stunde Einhalt geschieht; und Grund genug zu ernster Besinnung wäre vorhanden. Nur mit Schmerz kann ein Patriot lesen, wie die „Darstellung" und „Hervorhebung der Verdienste unseres Herrscherhauses" als eine besondere Pflicht der Schule hingestellt wird (Lehrpl. S. 43. 41). Sind wirklich die Verdienste der Hohenzollern jetzt, vier Jahre nach dem Tode Wilhelms I., schon so vergessen oder so angezweifelt, daß es nöthig ist durch amtliche Instruktionen die Lehrer anzuhalten, daß sie für ihre Beachtung und Anerkennung wirken? Plutarch erzählt eine hübsche Geschichte, die wir als Quartaner in dem alten, nun auch verachteten Jacobs lasen, wie ein Redekünstler sich anschickt, auf Herakles, den vergötterten Nationalhelden der Dorier, eine Lobrede vorzulesen: ein Spartaner, der zugegen war, fragte ruhig: „Wer tadelt ihn denn?" —

Außer der Geschichte ist am unmittelbarsten die Mathematik von der Störung durch das Einjährigen-Examen betroffen worden. Die Denkschrift schweigt von diesem Punkte völlig, und doch ist es einer von denen, die sich in der Praxis am allerempfindlichsten bemerkbar machen werden. Um „den aus Untersekunda abgehenden Schülern eine wenigstens einigermaßen abgeschlossene Vorbildung zu verschaffen" (Lehrpl. S. 48), ist das Pensum dieser Klasse folgendermaßen zusammengesetzt: „Gleichungen einschließlich einfacher quadratischer mit einer Unbekannten. Definition der Potenz mit negativem und gebrochenem Exponenten. Begriff des Logarithmus. Uebungen im Rechnen mit (fünfstelligen) Logarithmen. Berechnung des Kreisinhaltes und -umfanges. Definitionen der trigonometrischen Funktionen am rechtwinkligen Dreieck. Trigonometrische Berechnung rechtwinkliger und gleichschenkliger Dreiecke.

*) Preußische Jahrbücher 64 (1889) S. 326. Ausführlicher: „Erziehung durch Griechen und Römer" S. 36 ff., „Staat und Erziehung" S. 29 f.

Die einfachen Körper nebst Berechnungen von Kantenlängen, Oberflächen und Inhalten.“ Das ist gegen jetzt ein erheblicher Zuwachs. Aber wenn auch die Absicht klar hervortritt, dafür zu sorgen, daß die Schüler schon auf dieser Stufe von allem wenigstens ein Bißchen gehabt haben sollen, so fragt man doch vergebens, was Knaben, die ins praktische Leben oder in subalterne Stellungen, keineswegs in einen höheren technischen Beruf übergehen, mit Logarithmen und trigonometrischen Funktionen anfangen sollen. Nur um des abstrakten Begriffes der abgeschlossenen Bildung willen ist hier eine ohnehin schon besonders scharf angespannte Klasse mit einer erdrückenden Menge von Lehrstoff belastet worden. Dies scheinen auch die Verfasser der Lehrpläne gefühlt zu haben; denn nicht nur kehrt an dieser Stelle die Mahnung wieder, „alles nicht unbedingt Nothwendige“ auszuscheiden, sondern es wird auch der Wunsch angedeutet, es möchten „gewisse Abschnitte aus der Lehraufgabe der Untersekunda schon in Obertertia behandelt werden, um jene Klasse thunlichst zu entlasten“. Das wäre gewiß schön; aber Obertertia hat mit ihrem eigenen Pensum genug zu thun, das in Folge der allgemeinen Verschiebung ebenfalls gegen den jetzigen Stand vermehrt ist. Rechnet man zu dem allen hinzu, daß die Zahl der mathematischen Lehrstunden nicht vergrößert und daß den Lehrern für dieses Fach „gewissenhafte Strenge in der Versetzung“ zu einer „dringenden Pflicht“ gemacht wird (S. 48), so darf man ohne Uebertreibung sagen: der mathematische Unterricht in Tertia und Untersekunda, der schon sonst an den Klagen wegen Ueberbürdung nicht ganz unbetheiligt war, wird in Folge des neuen Examens für Schüler, Eltern, Lehrer und Direktoren zu einem wahren Kreuz sich gestalten.

Die drei oberen Klassen haben es dann allerdings um so bequemer, da sie ja einen Theil ihrer Aufgabe an die vorhergehenden abgetreten haben. Denn hinzugekommen ist nichts, außer daß die bisher fakultativ gelassenen Anfangsgründe der Kegelschnitte nun obligatorisch gemacht sind. Neben der analytischen wird auch die „sogenannte neuere Geometrie“ erwähnt, aber nur in Form einer Warnung (S. 49); und das ist zu beklagen. Einen zusammenhängenden Kursus in konstruierender Geometrie durchzunehmen, daran denkt wohl niemand; aber Bestrebungen von Männern wie Petersen in Kopenhagen und Hubert Müller in Metz hätten eher Ermuthigung als Dämpfung verdient. Merkwürdig genug: während unser Geschlecht eifrig dabei ist die unersetzlichen Güter, die in Geschichte, Dichtung, Redekunst das Alterthum hinterlassen hat, wie werthlosen Ballast über Bord zu werfen, bleibt der Schulunterricht auf dem Gebiete der freiesten und stolzesten

Wissenschaft, derselben auf die der moderne Realismus so gern pocht, befangen in dem traditionellen Schematismus des Alexandriners Euklid. Fern sei von uns späten Nachfahren eine Geringschätzung des großen Mannes. Aber die 22 Jahrhunderte, die seit seiner Zeit verstrichen sind, müßten seltsam verloren sein, wenn es heute nicht gelänge, die von ihm gefundenen Erkenntnisse von mancher neuen Seite zu betrachten, mehr in organischem Zusammenhange darzustellen, dasjenige in ihnen, was gerade zur Bildung des jugendlichen Geistes dienen kann, wirksamer herauszuarbeiten. Die Versuche, in diesem Sinne den mathematischen Unterricht der Schulen zu vereinfachen, ihn lebensvoller und anschaulicher zu machen, sind bisher an dem Beharrungsvermögen der pädagogischen Welt so ziemlich gescheitert. Im Jahre 1890 waren Petersens Lehrbücher an einer höheren Schule in Preußen eingeführt, die von Kambly an 182. Sicher ist es nicht Sache der Regierung, hier mit Vorschriften oder auch nur mit unmittelbaren Direktiven einzugreifen; aber auf freundliche Duldung sollten die Träger fruchtbarer Ideen doch Anspruch haben. Wie verhängnißvoll unter den geschilderten Umständen die streng durchgeführte Beschränkung in der Mannigfaltigkeit der Schulbücher, von der oben die Rede war, wirken müßte, liegt auf der Hand; sie könnte kaum anders als nach dem Prinzip der Majorität erfolgen, so daß durch sie die allmähliche Entwickelung neuer Methoden nahezu unmöglich werden würde.

Wie kommt es, daß eine mit so viel gutem Willen und mit einem so umfassenden Apparat von Gutachten und Konferenzen vorbereitete Reform so völlig mißlungen ist? daß ein bewährtes Altes gründlich zerstört und doch nichts Neues und Lebenskräftiges an seine Stelle gesetzt ist? Ein Hauptgrund liegt eben in der großen Zahl der Mitarbeiter. Niemand weiß, wer eigentlich als der geistige Vater des Werkes anzusehen und für seinen Inhalt verantwortlich zu machen ist. Und bei eingehendem Studium kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier nicht eine in einheitlichem Sinne durchdachte Schöpfung vorliegt, sondern daß eine Menge heterogener Elemente, völlig auseinanderstrebende Gedanken, Wünsche, Vorurtheile mühsam zu einem scheinbaren Ganzen redigirt sind. Daher die Fülle der unlösbaren Widersprüche. „Die Erziehung zu selbständiger freier Thätigkeit" ist als wichtigstes Ziel hingestellt (S. 66); die Thätigkeit des Lehrers selbst aber, der doch in erster Linie durch sein Beispiel wirken soll (S. 70), auf allen Seiten mit Warnungen, Verboten, Vorsichtsmaßregeln jeder Art eingeengt. Der Realismus ist innerhalb des Gymnasiums zu halber Herrschaft

gebracht, auf seinem eigenen Gebiete aber von neuem zurückgedrängt, indem den Realabiturienten der Zutritt zur Universität doch wieder versagt und dadurch die Agitation gegen das Gymnasialmonopol in Permanenz erklärt ist. Das Gymnasium ist als eine Schule, welche zur Universität vorbereitet, beibehalten, aber die Rücksicht auf dieses Ziel aus den ersten sechs Jahrgängen geradezu verbannt (S. 69) und nur die Oberstufe „für eine mehr wissenschaftliche Arbeit frei gemacht" (Denkschr. 5). Entlastung der Schüler ist angestrebt und an vielen Stellen durchgeführt; aber für die ihrer Natur nach am meisten gefährdeten Klassen die Stundenzahl etwas vergrößert und der Lehrstoff in einem der schwierigsten Fächer stark vermehrt. Durch das Einjährigen-Examen, das an so vielem Unheil die Schuld trägt, ist das Gymnasium in zwei Schulen zerschlagen; aber für die beiden durch die Hauptgrenze von einander geschiedenen Klassen wird weiter gestattet, daß sie in fast allen Fächern als gemeinsamer, zweijähriger Cötus unterrichtet werden. Das Lehrziel im Französischen ist geändert: früher war das Verständniß litterarischer Werke die Hauptsache, jetzt wird (bei etwas verringerter Stundenzahl) auch „einige Geübtheit im praktischen und mündlichen Gebrauch der Sprache" gefordert; das Abiturientenexamen war umgekehrt bisher mündlich, jetzt soll, wie im Griechischen, ein Abschnitt aus einem französischen Autor schriftlich ins Deutsche übersetzt werden. Im Griechischen sodann ist die Zahl der Stunden vermindert, dabei doch gefordert, daß die Lektüre „unbeschadet der Gründlichkeit, zumal auf der Oberstufe, umfassender werde als bisher" (Lehrpl. S. 28).

Das letzte dieser Beispiele ist nur ein Theil des durchgehenden Gegensatzes, der in den alten Sprachen geschaffen, oder vielmehr gegen 1882 verschärft ist, zwischen den Aufgaben, die erfüllt werden sollen, und den Mitteln, die zu ihrer Bewältigung gewährt werden. Unlösbar ist auch dieser Widerspruch; aber in der Praxis werden sich die Lehrer irgendwie mit ihm abfinden müssen. Und das wird, je nach dem Sinn und Charakter der Männer, recht verschieden ausfallen. Derjenige, dessen Gewissenhaftigkeit mehr auf das Kleine und Einzelne geht, wird sich vorzugsweise an die negativen Vorschriften halten, nicht mehr Arbeit verlangen als ihm gestattet ist, und es nicht bemerken oder sich darüber trösten, wenn das Ziel des Unterrichtes unerreicht bleibt; ein anderer, der mit lebhaftem Eifer das Ziel ins Auge faßt, wird unmerklich in einen der vielen Umwege gerathen, auf denen sich die verbotene Mehr-Arbeit wieder hereinbringen läßt — z. B., um nur eins zu erwähnen, die in den Lehrplänen so dringend empfohlene „planmäßig geleitete Privatlektüre" —, und wird das Ziel zwar auch nicht erreichen,

die Entlastung der Schüler aber gewiß illusorisch machen. Oder, wenn einmal ein etwas derbes Bild erlaubt ist: der erste wird sich redlich bemühen seinen Schülern den Pelz trocken zu halten, und so wird er ihn ungewaschen lassen; der andere wird versuchen ihn zu waschen, aber dabei nicht vermeiden können ihn nicht bloß anzufeuchten, sondern auch zu zausen.

Die Ungunst, welche die alten Sprachen erfahren haben, hängt nahe zusammen mit der zweiten Hauptursache des Mißlingens der Reform, dem Trachten nach unmittelbaren, schnell gewonnenen Erfolgen. Erziehen ist eine Kunst, die einen frühen Anfang nach spätem Ende richtet; davon will unsere hastig lebende Zeit nichts wissen. Deshalb ist der neunjährige Kursus des Gymnasiums in zwei kleinere zerschlagen worden. Selbst einem Philosophen wie Paulsen erschien es wunderlich, daß man Latein und Griechisch lernen solle, um später Deutsch zu können: wie soll man von der Menge erwarten, daß sie die fein verschlungenen Pfade erkenne, auf denen Entwickelung des Geistes sich vollzieht? Man hat oft den Beruf des Lehrers mit dem des Gärtners verglichen; der würde ein sehr erstauntes Gesicht machen, wenn ihm befohlen würde, die unsauberen Arbeiten des Grabens und Düngens, so langweilige wie Pfropfen und Okuliren müßten künftig unterbleiben; dergleichen sei nicht mehr zeitgemäß und gehöre nicht in einen herrschaftlichen Park; nur Blumen müsse er bringen, Blumen und Früchte. Horaz sollen die Primaner noch lesen; daß man aber, um durch die Form schwieriger lateinischer Verse zum Genuß des Inhalts durchzudringen, sich früh schon mit der Form beschäftigt, sie durch eigene Anwendung sich vertraut gemacht haben müsse, will niemand mehr gelten lassen; Paulsen, der auf der Decemberkonferenz bescheiden genug dafür eintrat, wurde ausgelacht. Daß man die Gegenwart aus der Vergangenheit begreifen müsse, ist ein beliebtes Schlagwort; aber natürlich aus der allernächsten Vergangenheit, nicht aus der vor 2000 Jahren; die hängt ja mit der Gegenwart gar nicht mehr zusammen. Wir alle wünschen, daß aus unseren Schülern einst patriotische, national gesinnte Männer werden; was scheint einfacher, als daß man Patriotismus und nationale Gesinnung zu Gegenständen des Unterrichts macht?

Daß die öffentliche Meinung so urtheilt, wird ihr niemand übel nehmen; wenn aber die leitenden Männer dieser Meinung sich anschließen, so ist das etwas recht anderes. Vollends diejenigen, welche das Unterrichtswesen leiten, könnten aus der Geschichte desselben wissen, wohin die unmittelbare Kultur einer bestimmten Denkweise führt. Johannes Schulze stand zu der glänzendsten Epoche des deutschen Geistes-

lebens in ähnlichem Verhältniß wie das heutige Geschlecht zu der politischen Erhebung von 1870. Mit dem Uebereifer des Epigonen wollte er die Gesinnung und den Gedankenkreis, aus denen die klassischen Werke Schillers und Goethes hervorgewachsen waren, so verbreiten, daß alle in gleichem Maße daran Antheil hätten; und auf epigonenhafter Uebertreibung beruht der Chauvinismus unsrer Tage, der sich auf dem Gebiete der Schule in Fremdwörterjagd, Verachtung der alten Sprachen, gesteigerten Forderungen für Deutsch und neueste Geschichte äußert. Johannes Schulze hat dadurch, daß er die Druckmittel des Staates für seine Idee in Bewegung setzte, die Zerstörung eben dessen herbeigeführt, was er erhalten wollte; und der moderne Patriotismus wird — —

Doch das was hier droht soll man auch als Möglichkeit nicht ausmalen. Die Hoffnung, daß es als wirklich uns immer erspart bleiben werde, wird in gewissem Sinne sogar durch den neuen Lehrplan bestärkt: wenn er ernstlich durchgeführt wird, so kann er gar nicht anders als sehr bald die Einsicht von seiner Unhaltbarkeit erzeugen. An und für sich wären ja noch destruktivere Maßregeln als die jetzt angeordneten denkbar; aber die Einschnürung des Lebens der Schule, die Hemmung der in ihr vorhandenen geistigen Kräfte geht doch schon jetzt so weit, daß wir erwarten dürfen, nunmehr den Tiefpunkt in der Entwickelung des höheren Schulwesens seit Beginn dieses Jahrhunderts erreicht zu haben. Wann der Aufschwung beginnen wird, kann niemand wissen. Kommen wird er. Und wenn er kommt, so wird eine Rückwendung zum klassischen Alterthum ihn einleiten. Noch jedesmal, wenn der deutsche Geist sich seiner Selbständigkeit bewußt wurde und mit ursprünglicher Gewalt unnatürliche Fesseln durchbrach, hatte er die Kraft dazu aus dem Jungbrunnen der Antike getrunken. So war es im Zeitalter Luthers, als Humanismus und Reformation den Bann der Scholastik abschüttelten, so im vorigen Jahrhundert. „Hermann und Dorothea" ist so wenig ein Werk der Philologen wie der Sieg von Sadowa die That eines preußischen Schulmeisters; überall in der Welt ist es der einzelne Genius, der das Unerhörte und Große schafft. Aber auch er ist doch ein Kind seiner Zeit; der Boden muß ihm bereitet sein. So bleiben Erscheinungen wie Lessing, Herder, Goethe im innersten Kern immer unbegreiflich; aber erkennbar sind die Bedingungen, unter denen sie hervortreten konnten. Weder ihr eigenes Werden noch ihr Wirken auf die Zeitgenossen würde möglich gewesen sein, wenn nicht, nach der Barbarei des großen Krieges, die Erweckung des philologischen Interesses und die Wiederversenkung in das klassische Alterthum vorhergegangen wäre, die von Gesner, Ernesti, Heyne und ihren Genossen gepflegt wurde. Das

waren die Mineurs, die in stiller und langsamer Arbeit in den Bau der französischen Geistesherrschaft die Bresche legten, durch die dann mit fröhlichem Fahnenflug Lessing emporstieg. Solcher Erinnerung wollen wir Philologen uns getrösten, die wir heute berufen sind an Universitäten und Schulen eine Wissenschaft und damit eine Weltanschauung zu vertreten, die sich rühmen darf von dem großen Haufen der Gebildeten verachtet zu werden.

21. Januar 1892.

Politische Correspondenz.

Das Volksschulgesetz.

Der Herr Cultusminister sei derjenige unter den Ministern, sagten wir in unserer Dezembercorrespondenz, den man mit einigem Mißtrauen betrachten müsse. Der Eindruck, den sein Entwurf eines Volksschulgesetzes gemacht hat, scheint jenen Satz nur zu sehr zu bestätigen. Ehe wir in den allgemeinen Schrei der Entrüstung, der sich erhoben hat, einstimmen, wollen wir einiges Günstige über den Herrn Minister vorausschicken und einige allgemeine Bemerkungen machen.

Wir haben schon in jener obengenannten Dezembercorrespondenz die Polenpolitik des Grafen Zedlitz vertheidigt und unsre Auffassung ist durch die Ausführungen, die der Herr Minister seitdem selber in der Kammer gemacht hat, völlig bestätigt worden. Eine Umkehrung zu der Polenpolitik der 40ger Jahre ist ganz außer Frage. Wie wäre es auch glaublich, daß der Mann, der viele Jahre an der Spitze der Ansiedlungscommission gestanden hat, sich selber so verleugnen sollte? Nicht jede Maßregel die den Polen wohlthut, ist deshalb ein Schlag für die Deutschen und das Deutschthum. Die Politik Friedrich Wilhelm's IV. war eine romantische, die weder den Begriff des modernen deutschen, ja kaum den des modernen preußischen Einheitsstaates kannte. Eine Partikularität, eine Nationalität mehr, erhöhte in den Augen Friedrich Wilhelm's IV. nur den Glanz seiner Krone. Er wollte die Polen gar nicht in den preußischen Staat aufgehen lassen; er verlangte nicht, daß sie sich als Preußen, sondern nur daß sie sich als seine persönlichen Unterthanen fühlen sollten.

Die Politik der jetzigen Regierung ist keine romantische, sondern eine durchaus kühle, realpolitische, staatsmännische; sie gründet sich gerade auf die Erfahrungen, die Graf Zedlitz persönlich als Oberpräsident und Chef der Ansiedlungscommission gemacht hat. Sie verfolgt nicht den phantastischen, gänzlich unrealisirbaren Plan, 2 Millionen Polen in absehbarer Zeit durch Regierungsdekrete zu Deutschen zu machen, sondern sucht durch wohlüberlegte Einzelmaßregeln ebensowohl das Deutschthum zu fördern, als Verletzungen der Polen zu vermeiden und beide Nationalitäten auf Grund des einheitlichen preußischen Staatsbewußtseins einander zu nähern. An eine Sonderstellung der preußischen

Polen etwa nach Art der galizischen in Oesterreich, wie es in der preußischen Politik der 40ger Jahre allerdings gelegen hätte, ist garnicht zu denken und wird auch nicht gedacht.

Mit dem günstigsten Vorurtheil also für die staatsmännische Begabung des Grafen Zedlitz treten wir an den Volksschulgesetzentwurf heran. Aber ehe wir ihn aufschlagen, suchen wir uns selbständig einige Principien klar zu machen, nach denen er aufgebaut sein muß, um uns zu gefallen.

Die Volksschule soll confessionell sein. Es gab eine Zeit, wo Leute unserer Gesinnung diese Forderung nicht aufzustellen brauchten. Als der Katholicismus in Deutschland noch eine gewisse Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit hatte, als er die Mischehen noch mit einer gewissen Liberalität behandelte, als er die scharfen Spitzen seiner Principien freiwillig oder unter dem Druck der öffentlichen Meinung selber etwas abstumpfte, als er in der Wissenschaft mangels eigner Fähigkeiten einigermaßen der Führung des Protestantismus Folge leistete — da konnte man hoffen durch ein simultanes Schulwesen, welches die Gegensätze der Confessionen zurücktreten ließ, die milde praktische Religiosität, welche dem gebildeten Protestantismus eigen ist, zur Grundlage einer gemeinsamen deutschen Volksbildung zu machen. Aber diese Zeiten sind vorbei. Der Katholicismus ist mächtig emporgewachsen, streitbar, argwöhnisch, aufmerksam, hat sich eine selbständige Scheinwissenschaft herangebildet, mit der er beweist, daß der heilige Rock in Trier echt ist und daß Luther ein Selbstmörder war. Mit Vertretern dieser Kirche grundsätzlich ein Simultanschul-System anzustreben, ist verkehrt. Der Katholicismus ist mächtig genug, allenthalben seine Ansprüche und Anschauungen nicht nur geltend zu machen, sondern meist auch durchzufechten. Simultanschulen mit solchen Katholiken würden diese nicht bessern, den Protestantismus aber vielfältig schädigen. Es ist in Deutschland so weit, daß wir im protestantischen Interesse Confessionsschulen fordern müssen. Freilich tritt das specifisch pädagogische Interesse hiermit zuweilen in Collision. Zwei einklassige confessionelle Volksschulen würden mehr leisten, wenn sie in eine zusammengezogen würden, wo die Kinder nach dem Alter in verschiedene Klassen vertheilt werden können. Das Gesetz darf daher für einzelne Gegenden, wo sich etwa noch ein leidlich friedfertiger Katholcismus erhalten hat, oder auch für die Zukunft den Simultanschulen keine unüberschreitbaren Schranken ziehen.

Wenn die Schule confessionell sein und Religionsunterricht ertheilen soll, so muß der Kirche irgend eine Art Betheiligung an der Leitung zugestanden werden. Das Beste wäre ja allerdings, daß der Staat, indem er sich selbst mit den Ideen echten Christenthums durchdringt, auch den Religionsunterricht in der Schule ertheilen ließe, um etwaigen Auswüchsen des Confessionalismus vorzubeugen. Ganz von selbst wird er sich vorwiegend der Geistlichen als besonders passender Personen für die Schulinspection bedienen. Für die protestantische Bevölkerung ist dieses Princip auch noch heute durchführbar. Die evangelische Kirche steht in so engen Beziehungen zum Staate, daß es wenig darauf ankommt, ob der Kirche als solcher etwas mehr oder weniger Einfluß

gewährt wird. Der Consistorialpräsident, der Generalsuperintendent und der Regierungspräsident werden alle drei vom König ernannt. Was für Personen in diese Aemter gelangen, darauf vor allem kommt es an.

Ganz anders ist es mit der katholischen Bevölkerung und der katholischen Kirche. Die katholische Kirche steht dem Staate viel ferner, steht ihm selbstständig, oft feindlich gegenüber. Es giebt für sie kein höheres Prinzip als diese Selbständigkeit. Sie ist sich heute ihrer Macht bewußt und wird nicht dulden, daß der Staat ihren Kindern den Religionsunterricht ertheile. Ueber diesen Widerspruch einfach hinwegzugehen, würde uns dauernd in die ärgerlichsten, immer wieder an allen Ecken und Enden auftauchenden Streitigkeiten verwickeln. Wie ist aus dem Dilemma herauszukommen? Nimmermehr darf der Staat sein Schulaufsichtsrecht aus der Hand geben. Niemals auf absehbare Zeit werden wir unsre katholischen Mitbüger dahin bringen, daß sie sich dem reinen Staatsunterricht unterwerfen. Schon vor 10 Jahren habe ich einmal in der „Politischen Wochenschrift" die principiell richtige Lösung dieses Conflicts ausgesprochen. Sie lautete: hinweg mit der falschen Parität — die evangelischen Schulen bleiben confessionell, die katholischen Schulen werden, soweit es den Staat angeht confessionslos und es bleibt der katholischen Kirche überlassen, (auch etwa unter Mitbenutzung der staatlichen Schulgebäude) selbst für den Religionsunterricht zu sorgen. Aber zu dieser glatten principiellen Lösung zu schreiten, wird doch durch mancherlei Rücksichten verboten. So lange es irgend möglich ist, zu einer Verständigung zu gelangen, muß man doch suchen, eine einheitliche Volksschule mit der Religion als Mittelpunkt auch für die katholische Bevölkerung zu erhalten.

Wir kommen zu einem dritten Punkt, der mit den beiden vorhergehenden die Eigenthümlichkeit theilt, daß man von unsrer Weltanschauung und Gesinnung aus heute zu einer anderen praktischen Forderung kommen muß, als noch vor 20 Jahren. Es ist die Frage der Privatschulen. Die Privatschulen geben allerhand ungesunden und schädlichen Tendenzen die Möglichkeit einer starken Propaganda. In der allgemeinen Staatsschule werden dem Ultramontanismus die schärfsten Spitzen abgebogen, Polonismus und Socialdemokratie der Jugend ferngehalten. Unser Wunsch müßte deshalb dahin gehen, die Privatschule auf das allerengste Gebiet einzuschließen und die Jugend so gut wie ausschließlich der Erziehung in der Staatsschule zuzuweisen. Dagegen aber hat sich seit den letzten Jahren ein unabweisbares Bedenken geltend gemacht. Die Staatspädagogik hat sich nicht genügend bewährt. Das allererste Erforderniß für eine gesunde Pädagogik ist, daß sie nicht tendenziös sei, man verlangt jetzt von der Volksschule, daß sie die Socialdemokratie bekämpfe und das Hohenzollersche Königthum verherrliche. Unzweifelhaft soll sie beides und hat es auch immer gethan. Aber in jene Worte läßt sich ein sehr verschiedener Sinn legen. Unter Socialdemokratie kann man verstehen einen Complex von Ideen schlechthin bösartiger Natur, die auf jede Weise unterdrückt werden müssen, die staatliche und kirchliche Revolution, den Gegensatz zu allem Religiösen, Sittlichen und Nationalen.

In diesem Sinne folgt die Bekämpfung der Socialdemokratie aus dem Begriffe einer gesunden Pädagogik von selbst und braucht ihr nicht erst anbefohlen zu werden. Unter Socialdemokratie kann man aber auch verstehen die heutige socialdemokratische Partei mit der Gesammtheit ihrer Anhänger; hierzu gehören unzählig viele Leute, die mit jenen Tendenzen sehr wenig oder gar nichts zu thun haben und der Partei nur anhängen, weil sie in unklarer Weise in ihr die Vertreterin ihres Standesinteresses sehen. Niemand hat diese Unterscheidung bestimmter markirt als Seine Majestät der Kaiser, indem er einen ausgesprochenen Socialdemokraten zu der großen Arbeiter-Schutzconferenz zuziehen ließ. So klar der Unterschied ist, so ist doch nichts sicherer, als daß eine von der Regierung befohlene Bekämpfung der Socialdemokratie in der Volksschule von der Masse der Lehrer nicht in dem ersten, sondern in dem zweiten Sinn, als ein Eingreifen in die praktische Politik der Parteikämpfe unsrer Tage aufgefaßt wird und das ist selbstverständlich der Tod. Gerade wo es viel Socialdemokraten unter der arbeitenden Bevölkerung giebt, wird jede segensreiche, ethische Wirkung der Volksschule aufgehoben, wenn sie sich in einen nicht blos ideellen, sondern auch praktisch greifbaren Widerspruch zur Familie setzt. Ganz ähnlich ist es mit der Verherrlichung des Hohenzollernthums. Die Größe dieser Dynastie und die wunderbare Geschichte des preußischen Staates sind von je der natürliche Gegenstand der Erregung enthusiastisch-patriotischer Empfindung auf allen Stufen des Unterrichts von der Universität bis zu den Volksschulen gewesen. Der Enthusiasmus aber stirbt in dem Augenblick, wo er befohlen wird. Er hat das mit der Dankbarkeit und der Liebe gemein: lassen sich diese befehlen? Eine unendlich traurige Perspective für das deutsche Schulwesen der Zukunft eröffnet sich hier.

Man mag hoffen, daß dieser Fehler mit der Zeit wieder gut gemacht werden wird, aber es ist eben sowohl möglich, daß es noch schlimmer kommt, und daß unser Schulwesen sich zum Einprägen gewisser vorgeschriebener Ansichten verhärtet. Sieht man auf das öde Ergebniß der jetzigen Gymnasialreform, den banausisch-bureaukratischen Geist, der aus diesem Werke mit seinem verdorrendem Odem entgegenweht, so erkennt man daß das Rüstzeug freier Bildung für die Zukunft in der Privatschule liegt. Wir müssen von zwei Uebeln das kleinere wählen; wir müssen die Möglichkeit einiger ultramontaner, selbst socialdemokratischer und polnischer Schulen in Kauf nehmen, um der wahren Bildung eine unter allen Umständen gesicherte Heimstätte zu bereiten. Der Zug unserer Zeit geht auf stärkere Ausbildung des Gemeinlebens, und mit Recht. Die Verwaltung der Eisenbahnen durch den Staat, das staatliche Versicherungswesen, mit der Zeit hoffenlich ein oder das andere Monopol schränken die Thätigkeit der Individuen ein. Je mehr man die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Bewegung anerkennt, desto mehr muß man sich hüten, die geistige Ausbildung des Individuums selbst in zu scharf ausgeprägte staatliche Formen zu pressen. Es ist durchaus falsch, sich gegen diese Forderung etwa auf die schlechten Resultate des belgischen Volksunterrichts zu berufen, denn hier kann die Privat-

resp. Kirchenschule an die Stelle der öffentlichen Schule treten. Bei uns kann sie und darf sie nach dem neuen Gesetzentwurf nur eine Ergänzung der Volksschule sein. Daß die Privatschule bei uns einen größeren Umfang einnimmt, ist zugleich ausgeschlossen durch die Unentgeltlichkeit der Volksschule. Das ist ja der Grund, weshalb sich das Zentrum mit freundlicher Beihülfe der Konservativen der Aufhebung des Schulgeldes mit solcher Zähigkeit, ja Leidenschaftlichkeit widersetzte. Hierdurch ist für alle Zeiten dem wirklichen Kirchenschulwesen ein Riegel vorgeschoben. Es bleibt nur die Möglichkeit, hier und da eine Privatanstalt einzuschieben, und diese Möglichkeit dürfen wir nicht nur zulassen, sondern müssen sie aus eigenem Interesse sogar wünschen.

Sehen wir nun, nach Feststellung dieser Grundsätze den neuen Gesetzentwurf an. Nur mit großer Vorsicht dürfen wir da aussprechen, was er uns für einen Eindruck macht. Denn wir sind mitten im Kampf, und sind Partei, und damit verträgt sich eine wirklich unbefangene Würdigung, die wir doch auch wieder anstreben, schlecht. Es könnte kommen, daß wir einen Posten als concedirbar bezeichnen, der zuletzt doch noch zu halten wäre, oder daß gerade unser Wort den Gegner auf eine schwache Stelle oder noch verdeckte Reserve aufmerksam machte. Wir wollen es deshalb dem Leser überlassen, in den meisten Fällen selbst die Anwendung der obengefundenen Sätze auf die konkreten Vorschläge der Regierung zu machen. Nur zwei Punkte wollen wir besonders besprechen.

Die Lösung des Problems der Leitung des Religionsunterrichtes durch die Kirche, der übrigen Schule durch den Staat, hat der Entwurf auf dem richtigen Wege zu lösen versucht, indem er der Kirche erlaubt, wo sie es für nöthig hält, den Religionsunterricht für sich zu nehmen, sich damit also von der übrigen Schule zu trennen. Das ist das, was wir oben für die katholischen Schulen principiell verlangt haben; für die evangelischen wird es niemals eintreten. Die Art aber, wie diese Trennung sich nach dem Entwurf vollziehen soll, ist schlechthin unannehmbar. Der Geistliche soll an den Regierungspräsidenten berichten und dieser soll entscheiden. Entscheidet der Regierungspräsident gegen den Geistlichen, so giebt das einen ungeheuren Skandal; entscheidet er für den Geistlichen, so ist der Lehrer moralisch vernichtet, er ist dann von der Regierung selbst, grob ausgedrückt, als ein Ketzer gestempelt. Die richtige Methode ist, den Antrag Windthorst einfach und vollständig zu acceptiren, d. h. es gänzlich ins Belieben der Kirche stellen, ob sie einem Lehrer den Religionsunterricht geben will oder nicht; gleichzeitig aber den Lehrer dagegen zu schützen, daß ihm aus einem solchen Vorgehen auch nur der allergeringste materielle oder moralische Nachtheil erwächst. Daß der Geistliche im Beichtstuhl oder auch von der Kanzel gegen einen Lehrer, der ihm nicht gefällt, der bei politischen Wahlen für eine ihm nicht genehme Partei wirkt, hetzt, kann man nicht verhindern, man mag es mit dem Religionsunterricht halten, wie man will. Aber man vermindert den Skandal wenigstens, wenn man dem Geistlichen stets entgegenhalten kann: „nun wohl, wenn Dir der Mann nicht gefällt, nimm den Religionsunterricht selbst." Für einen evangelischen Lehrer würde allerdings die Entziehung

des Religionsunterrichtes seinem Beruf das Herz ausschneiden. Bei den Katholiken ist es etwas anderes. Hier hat man sich längst gewöhnt, Kirche und Welt, Glauben und Wissen, als zwei völlig getrennte Dinge zu behandeln.

Widerholen wir: es ist unmöglich, daß der Staat den katholischen Religionsunterricht ganz nach seiner Directive ertheilen lasse. Es widerspricht einmal dem Wesen der katholischen Kirche wie wir sie unter uns haben, und den Grundanschauungen unserer katholischen Mitbürger.

Wenn nun ein Konflikt ausbricht, so ist das zwar immer ein Uebel, die einzige Rettung aber, die noch bleibt, wenn man nicht den Lehrer der Kirche ausliefern will, ist die Scheidung.

Wie aber soll man nun dem Lehrer bei einer solchen Scheidung vor Schaden bewahren? Es sind verschiedene Mittel denkbar. Man kann anordnen, daß nie einem einzelnen Lehrer der Religionsunterricht genommen werden, sondern daß die Maßregel nur für ganze Landestheile, deren Abgrenzung im Einverständniß mit der Regierung erfolgt, getroffen werden darf. Man kann auch, wenn man der Kirche ein so großes Recht giebt, daß sie jedem Lehrer ganz nach Gutdünken den Religionsunterricht entziehen darf, ihr auf der anderen Seite Beschränkungen auferlegen. Zunächst hat sie die doch immer sehr beträchtliche Last, den Religionsunterricht selbst zu ertheilen, die sie nicht so sehr gern und häufig auf sich nehmen wird; dann aber kann man zur weiteren Ausgleichung feststellen, daß erstens der Geistliche seine Anweisungen als Aufseher des Religionsunterrichtes nie dem Lehrer direkt ertheilen darf, sondern immer nur durch Vermittelung des Schulinspectors, und ferner, daß bei solchen Schulen, bei denen dem Lehrer der Religionsunterricht entzogen ist, der Geistliche auch nicht die Ortsschulinspection haben darf. Endlich muß dem Lehrer honoris causa das Recht gegeben werden, daß er den ihm einmal entzogenen Unterricht nur mit seiner eigenen Zustimmung wiederzunehmen braucht. Mit einer derartigen Construktion wäre den Ansprüchen beider Parteien Genüge gethan.

Ein zweiter gänzlich unannehmbarer Punkt des Entwurfs ist die Bestimmung, daß die Kinder von Eltern, die aus der Kirche ausgetreten sind, doch zur Theilnahme am Religionsunterricht gezwungen werden können. Der Herr Kultusminister hat das damit begründet, daß er eine Wohlthat, die er selbst empfangen habe, den unglücklichen Kindern auch zu Gute kommen lassen wolle; es solle kein Kind im preußischen Staate aufwachsen, dem nie in seinem Leben ein Ton tiefer ethischer Wahrheit ans Ohr geschlagen ist. Das ist sehr schön empfunden, aber es ist die Logik der Inquisitionsrichter, der schlesischen Seligmacher und Ludwigs XIV., der den Kindern der Hugenotten durch katholische Zwangs-Erziehung die Wohlthat erweisen wollte, sie für die ewige Seligkeit zu retten. Daß die Polizei bei uns erst untersuchen soll, ob das Kind einen genügenden Religionsunterricht empfängt, mildert wohl die Praxis, ändert aber nicht das Princip. Gewiß ist ein Kind, welches ohne Religion aufwächst, unendlich zu bedauern, aber die Methode, ihm die Religion im Widersprch mit seinen Eltern beibringen zu lassen, ist noch schlimmer, denn sie tödtet die Religion selbst.

Stelle man sich doch eine Schule vor, in die solche Kinder gehen, die jedesmal, wenn sie nach Hause kommen, hören: „Alles, was dir der Lehrer heute gesagt hat, ist gelogen," und die dann am nächsten Tage in der Zwischenstunde ihre Mitschüler mit diesen Sprüchen väterlicher Weisheit unterhalten. Da ist es unendlich viel besser, ein solches Kind bleibt der Religionsstunde fern und die andern wissen dadurch von vornherein, daß sie einer verschiedenen Sphäre angehören. Es ist auch für jenes Kind selber besser, denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß das Bedürfniß nach der Erkenntniß jenes Unbekannten in irgend einem Moment einmal sehr stark erwacht, und daß die Kinder antireligiöser Eltern häufig die gerade entgegengesetzte Richtung annehmen. Unser Leben, unsere Litteratur ist so voll von religiösen Anregungen, Kirchen stehen auf so vielen Plätzen, der Ton der Glocken erschallt aller Enden immer von Neuem, daß jedem Deutschen auch außer der Schule die heilige Botschaft in irgend einem bedeutsamen Moment einmal entgegen getragen wird. Manche Pädagogen haben sich schon dafür ausgesprochen den Religionsunterricht überhaupt viel später anfangen zu lassen, als man es jetzt thut. Ob das richtig ist, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist jedenfalls, daß die Möglichkeit jeder gesunden religiösen Entwicklung zerstört wird, wenn man versucht, dem Kinde die Elemente der Religion im Widerspruch mit dem Elternhause beizubringen. Dann ist es nöthig, auch die letzte Konsequenz zu ziehen, solche Eltern für sittlich unfähig für Kindererziehung zu erklären, und ihnen die Kinder gänzlich zu nehmen. Mit prachtvollen Worten hat der strenge Theologe, Alexander von Oettingen, diese Verirrung, Religion unter Zerstörung des natürlichsten ethischen Verhältnisses, der Familie fördern zu wollen, einmal zurückgewiesen.

Nur unter schweren Gewissensbedenken, hat Graf Zedlitz gesagt, habe er die Bestimmung über den Religionsunterricht der Dissidentenkinder getroffen. Ein Mann, der mit so vornehmer Offenheit seinen eigenen Zweifel preisgiebt, dem trauen wir auch zu, daß er nach erneuter Prüfung seine Ansicht ändert und die für ein freies Volk unerträgliche Beschwerde, die er hier geschaffen hat, wieder beseitigt.

Mit dieser Wendung sind wir auf den fast wichtigsten Punkt des Problems gekommen. Die Schule hat, wie der Minister Falk einmal sehr treffend gesagt hat, das Eigenthümliche, daß das Gesetz über sie sehr wenig vermag; die entscheidende Potenz ist die Verwaltung. Wenn der Cultusminister und die Regierungspräsidenten von dem Geiste sind, daß sie wünschen, daß die Lehrerschaft eine Dependenz der Hierarchie sei, so kann kein Gesetz die Lehrerschaft in ihrer Unabhängigkeit schützen. Umgekehrt, wenn der Cultusminister und der Regierungspräsident die Lehrerschaft ernsthaft schützen wollen, so vermögen auch recht klerikale Gesetzesbestimmungen ihnen nicht viel anzuhaben. Die Anstellung und Beförderung der Lehrer, die Auswahl der Schulinspectoren, die Beurtheilung und Entscheidung der Disciplinarfälle, das sind die Angeln, in denen sich das Schulleben bewegt. Selbst das Examen ist dagegen verschwindend; was will man aus den jungen Leuten von 18—20 Jahren groß herausexaminiren oder

hineinhören? Die letzte Frage für alle liberalen, daß heißt in diesem Falle alle nichtklerikalen Elemente ist daher nicht sowohl, ob diese oder jene Bestimmung des Gesetzentwurfs noch zu ertragen ist, sondern ob der Cultusminister Graf Zedlitz der Mann ist, den man mit ruhigem Gemüth bei der Ausführung und Handhabung sehen kann.

Die Meisten werden schließen: ein Minister, der ein solches Gesetz einbringt und der solche Grundsätze über die religiöse Erziehung von Dissidentenkindern aufstellen kann, hat sich selber das Urtheil gesprochen. So steht es nun aber doch nicht. Die Einbringung des Gesetzes ist von politischen Motiven — mögen sie nun berechtigt sein oder nicht — dictirt, und über Zweck und Ziel des Volksschulunterrichts wie über die principielle Schulhoheit des Staates hat sich Graf Zedlitz ganz vorzüglich und correct und ganz und gar nicht im klerikalen Sinne ausgesprochen. Die unglückliche Gymnasialreform setzen wir nicht so ganz auf sein Kerbholz. Da er nun offenbar eine hochbegabte Natur von echt staatsmännischer Anlage ist, so möchten wir ihn doch noch nicht so ganz als Gegner betrachten. Ein Staatsmann giebt sich nicht gleich ganz aus und es will uns nicht unmöglich scheinen, daß im Laufe der Verhandlungen über das Gesetz eine gewisse Aussöhnung mit ihm eintritt.

Dazu müssen die Liberalen aber geneigt sein, selber irgend welche Concessionen, seien es nun diese oder jene, zu machen und Manche wollen davon überhaupt nichts hören. Es giebt aber in der Politik keinen falschern Gemeinplatz, als daß man dem Gegner überhaupt nichts concediren dürfe, denn je mehr man ihm zugesteht, desto mehr verlangt er. Daß das falsch ist, hat uns niemand anders als Fürst Bismarck gelehrt. Mit mächtigen Parteien giebt es zwei Verhältnisse. Entweder man bekämpft sie auf Tod und Leben, daran ist heute, was den preußischen Staat und die katholische Kirche angeht, nicht zu denken. Wir gehören zu denen, welche die große zukünftige Gefahr unsers Vaterlandes nicht in der Socialdemokratie, sondern im Ultramontanismus erblicken. Kein Spruch ist uns widerwärtiger, als die Anrufung des Bündnisses der katholischen Kirche, der Gläubigen und des heiligen Rocks und der wunderthätigen Quellen, zur gemeinsamen Bekämpfung der Socialdemokraten. Würde einmal wieder aufgerufen zu einem neuen „Kulturkampf“, wir würden, wenn es in der rechten Weise angegriffen wird, in den ersten Reihen stehen. Das ist aber jetzt völlig ausgeschlossen; auch die Heißsporne des „Evangelischen Bundes“ wollen es nicht und unter den derzeitigen Führern des Centrums sind so viele ehrliche Patrioten und tüchtige Männer, daß die Erneuerung des principiellen Kampfes, so lange es so bleibt, den vaterländischen Interessen durchaus widersprechen würde.

Die Gefahren, die uns in der Zukunft die katholische Kirche bringen mag, müssen wir der Zukunft überlassen. Es bleibt uns jetzt nur übrig, den zweiten modus vivendi zu suchen, d. h. sich unter gegenseitigen Concessionen so gut zu vertragen, wie es gehen will.

Dauernd bei allen auftauchenden Fragen das Centrum mit seinen An-

schauungen völlig ausschließen zu wollen, ist bei einer Partei, die über ein Drittel der Stimmen im Reichstag verfügt, schlechterdings unausführbar. Dann müßten wir keine Verfassung und keine Volksvertretung haben. Es handelt sich nur darum diejenige Art von Concessionen zu finden, die den Katholiken wohlthun, ohne den Protestanten directen Schaden zuzufügen. Eine solche Concession war die Befreiung der katholischen Theologie von der Wehrpflicht; eine solche Concession ist der hohe Rang und die äußere Auszeichnung, die den Würdenträgern der katholischen Kirche zugestanden wird. Wir haben ja keine Bischöfe und wollen keine haben: welch' eine Absurdität wäre es, einen General-Superintendenten in derselben Weise feierlich zu vereidigen, wie jüngst den Erzbischof von Gnesen und Posen?

Ueberaus erschwert ist nun die Abwickelung des Volksschulgesetzes durch den Gang der Debatte bei der ersten Lesung. Es war ein böser Moment, als der Herr Cultusminister sich hinreißen ließ, einen braven Mann und verdienten Patrioten wie Herr von Eynnern zu brüskiren und dem rohen Demagogen Richter gleichzeitig ein Compliment zu machen. Eine geradezu verzweifelte Wendung aber nahm die Verhandlung, als der Herr Reichskanzler die Menschen in Christen und Atheisten eintheilte und nahe daran schien, zu insinuiren, daß die Gegner des Gesetzes zur zweiten Gattung gehörten. Zu den Christen gehören jawohl die Jesuiten und wer steht uns dafür ein, daß nicht Goethe und Hegel eines guten Tages zu den Atheisten gezählt werden? Mit so groben Kategorien sind die religiösen und sittlichen Gegensätze der Menschheit nicht zu fassen. Zu den tiefsten und wahrsten Lehrsätzen des Protestantismus gehört, daß jede in ernster Prüfung errungene Weltanschauung an sich einen höheren Werth besitzt, als jede auf die bloße kirchliche Autorität hin angenommene. Der ernsthafte Atheist und Materialist, der sich selber seine Weltanschauung erworben, steht dem orthodoxen Protestanten näher, als dieser dem Jesuitenschüler, der nur in dumpfem Gehorsam überlieferte Formeln nachspricht und sich ihnen unterwirft. Nur in fortwährendem Bezweifeln eignet sich die Menschheit die religiösen Wahrheiten an, nach Ranke's Ausspruch. Wer die Wahl hat, zwischen einen überzeugungsvollen Radikalen und einen Adoranten oder gar Aussteller der „lückenhaften Stofftheile", genannt „Heiliger Rock", muß sich sittlich, philosophisch oder sogar religiös zu Jenem gesellen und nicht zu Diesem. Am allerwenigsten ist mit den landläufigen Kategorien von Theisten und Atheisten etwas auszurichten. In der „Christlichen Dogmatik" von Biedermann, einem der schönsten und tiefsinnigsten Bücher der deutschen theologischen Wissenschaft, ist aus dem Gottesbegriff der Begriff der Persönlichkeit eliminirt. Der deutsche Reichskanzler braucht kein Theologe zu sein, aber darum muß er sich auch hüten, Ausdrücke zu gebrauchen, die in diese Fragen einschlagen und die Besten unseres Volkes kränken.

Trotz allem wollen wir an einem guten Ausgang noch nicht verzweifeln. Wird der Entwurf unverändert Gesetz, so müssen allerdings die gesammten Mittelparteien geschlossen zur Opposition abmarschieren. Das Unglück aber,

wenn wir eine wirklich konservativ-klerikale Regierung bekämen, die dann selbstverständlich binnen nicht zu langer Zeit einer ganz radikalen Volksvertretung gegenüber stehen würde, wäre zu groß, als daß wir daran glauben möchten. Ob man die Aenderungen, die an dem Volksschulgesetz vorzunehmen sind, principiell nennen will, oder nicht — mit solchen Aenderungen an den richtigen Stellen und in verständiger Weise ist ein brauchbares Gesetz daraus zu machen. Das Zentrum als Partei und die Nationalliberalen als Partei gleichzeitig in einem solchen Gesetz zu befriedigen, wird allerdings unmöglich sein. Aber in beiden Fraktionen giebt es doch einige Männer, die über den Parteizaun hinausschauen. Alle Welt sollte sich Mühe geben, daß es nicht zum äußersten kommt. Herr Miquel möge aufs stärkste markiren, daß er mit dem jetzigen Gesetzentwurf nicht einverstanden ist, aber nicht thatsächlich das Ministerium verlassen. Damit wäre ein Bruch vollzogen, der auf keine Weise wieder geheilt werden könnte. Alles hängt jetzt von der geschickten Taktik der Führer ab. Kommen wir durch die Krisis durch, so kann das letzte Resultat sogar ein sehr glückliches sein. Das Zentrum ist dann, wenn auch nicht ganz zufriedengestellt, so doch immerhin auf längere Zeit gefesselt. Auf der andern Seite bleibt eine gewisse Annäherung zwischen den Nationalliberalen und Deutsch-Freisinnigen, wie wir sie seit zwei Jahren gewünscht und nach Kräften zu fördern gesucht haben, immer unter dem Gesichtspunkt, daß dies das einzige Gegengewicht sei, mit dem man der gewaltigen geschlossenen Masse des Zentrums einigermaßen die Wage halten könne. Am unbegreiflichsten in der leidenschaftlichen Erregung der letzten Tage erscheint uns deshalb der Zorn des Herrn Reichskanzlers über die freundlichen Worte, die Herr v. Bennigsen mit den Führern der deutsch-freisinnigen Partei gewechselt hat. Nichts in der Welt konnte erfreulicher sein, als diese Annäherung; es ist recht eigentlich eine folgerichtige Begleiterscheinung der Caprivi'schen Politik. Nur ein von irgend einer Seite erregter Argwohn, daß dahinter etwas anderes stecke und etwas größeres im Werke sei, macht den Vorstoß des Herrn Reichskanzlers erklärlich. Es scheint, daß auch dieser Argwohn mittlerweile bereits wieder geschwunden ist, und so wollen wir denn die Hoffnung nicht aufgeben, daß der gute Genius Deutschlands die an sich so überaus widerstrebenden Elemente, die wir einmal in unserm Volksleben haben, doch noch zu einem brauchbaren Werke zusammenbiege.

D.

Notizen und Besprechungen.

Angela Borgia. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Haessel 1891.

Der Meister der historischen Novelle hat diesmal einen ganzen Roman in den Raum von zweihundertvierzig engen Seiten zusammengedrängt. Es ist geradezu erstaunlich, welche Fülle von Ereignissen und Entwicklungen hier schnell an uns vorüberzieht. Da kann es nicht anders sein als daß der Dichter sich oft mit der einfachen Erzählung eines Chronisten begnügt und auf wirkliche Darstellung verzichtet, daß er nur an einzelnen ihm besonders werthvollen Stellen mit rascher und genialer Farbengebung Einzelheiten uns lebendig werden läßt. Und trotzdem giebt das Ganze uns einen tiefen Eindruck, der die hohe poetische Kraft, die hier wirkt, von Neuem bewährt. An entscheidenden Stellen ist mit wenigen Worten die ergreifendste Wirkung erzielt. Manche andere verrathen freilich den drohenden Anfang der Manier, die so leicht sich ausbildet, wenn der Dichter ununterbrochen nur in einer bestimmten Art thätig ist.

Wiederum ist es die italienische Renaissance, die den Novellisten angezogen hat. Es ist dies begreiflich und erfreulich. Begreiflich weil die schrankenlose Entfaltung der Persönlichkeit im Guten und Schlimmen, die damals stattfand, den poetischen Psychologen anziehen muß, erfreulich, weil die Poesie aus den Jämmerlichkeiten des Kleinbürgerthums hier in die Sphäre großer Leidenschaften geführt wird. Eine sentimentale Schwärmerei ist es durchaus nicht, die Meister Conrad zur Renaissanceperiode hinzieht. Er schildert auch das Entsetzliche mit krassen Farben, und wer etwa über das Ferrara Alphons des Ersten noch nichts gehört hatte als die Goethe'schen Verse: Mir klang als Kind der Name Herkules von Este schon, Schon Hippolyt von Este an mein Ohr, — der wird erstaunt sein über die realistischere Auffassung Hippolyt's, die er hier finden wird. Die Zustände der Familie Borgia sind ohne jede Rücksicht auf moderne „Rettungen“ gezeichnet, und die unheimliche Uebergewalt, die der Dichter den verworfenen Cesare auch noch aus der Ferne über die Schwester Lucretia ausüben läßt, bezeugt, daß der genialen Darstellungskraft auch die Verwerthung der peinlichsten Motive erlaubt ist.

Mit ganzer Seele lebt der Dichter in dem Zeitraum, den er darstellt. Er setzt daher vieles voraus, was nicht jedem Leser bekannt sein wird, und es ist jedem dringend zu empfehlen sich mit der Geschichte des Hauses Este in jenen

Jahren etwas vertraut zu machen, ehe er das Buch zur Hand nimmt. Aber zugleich erhält auch durch dieses vollständige innere Eingehen des Dichters in den Charakter der Zeit das Ganze die überzeugende und hinreißende Kraft, welche den historischen Dichtungen Conrad Ferdinand Meyer's eigenthümlich ist. Wie eigenartig erscheint diese Kraft, wenn man daneben die geringe Wirkung hält, die gegenwärtig historische Romane meist nur hervorzubringen pflegen! Und woher kommt es, daß selbst Männer, die durch die eingehendsten Studien mit der Zeit, in die sie uns führen, vertraut sind, doch nicht den Eindruck des Modernen und damit des Unnatürlichen in ihren Werken verwischen können? Es scheint daran zu liegen, daß sie es aus Rücksicht auf die Fassungskraft der Leser, sei es aus einem Mangel schöpferischen Muthes in dem Autor, allzu oft uns nur die Züge vorgeführt werden, die auch das entlegene Zeitalter mit dem unsrigen gemein hat. Bis zu einem gewissen Grade sind die Formen, in denen sich die Leidenschaften der Liebe, des Ehrgeizes und ähnliche äußern, zu allen Zeiten dieselben. So lange sich nun ein Autor in diesem Kreise hält, wird es ihm unmöglich sein, uns von der inneren Nothwendigkeit einer fremdartigen und alterthümlichen Einkleidung zu überzeugen. Es wird uns immer der Gedanke beschleichen, daß er nur um eines sehr oberflächlichen Effektes willen seinen Figuren dies Gewand angezogen hat, und endlich werden wir uns mit Ueberdruß sagen, daß wir nicht nöthig gehabt hätten, um dieser Alltäglichkeiten willen Jahrhunderte oder gar Jahrtausende zurückzugehen. Anders thut es Meyer: er führt uns von Empfindungen und Handlungen der Vergangenheit gerade das vor, was uns unbegreiflich, ganz und gar entfremdet scheint. Seine Kunst setzt er daran, uns dies menschlich natürlich zu machen, uns davon zu überzeugen. Diese Aufgabe ist die möglichst schwere; gelingt sie aber, so sind wir wirklich in die entfernte Zeit versetzt, und fühlen, daß wir diesen Weg nicht unnütz gemacht, sondern dabei unser eigenes Empfinden und Verstehen erweitert haben. Diese Este's und Borgia's, von denen er uns diesmal erzählt, erscheinen uns zuerst als unglaubhafte, unmenschliche Wesen; aber je weiter er uns führt, desto mehr beleben sie sich, bis ihr Schicksal uns ergreift wie das eigene.

Auch für weitere als streng wissenschaftliche Kreise dürfte das 39. Heft der „Deutschen Litteraturdenkmale", herausgegeben von B. Seuffert, von Interesse sein.

Das Faustbuch des Christlich Meynenden wird hier nach dem Druck von 1725 von Siegfried Szamatólski reproduzirt und kritisch besprochen (Stuttgart, G. J. Goeschen 1891). Der Herausgeber, der sich schon in verschiedenen Arbeiten über die Faustsage wie über Hutten's Werke als ein vorzüglicher Kenner jener Litteratur erwiesen hat, gibt eine sehr gedrängte, aber auf umfassenden bibliographischen Forschungen ruhende Charakteristik des vielgenannten, auch für Goethe's Fauststudien maßgebend gewesenen Büchleins. Der älteste Druck desselben ist erst durch Szamatólski in Erlangen ausfindig

gemacht worden. Beigegeben sind drei Faustporträts „nach Rembrandt“, deren ältestes, zwar nicht von Rembrandt selbst, wohl aber von seinem Schüler van Vliet gestochenes Blatt gleichfalls erst der Herausgeber als solches erkannt und als Urbild der späteren zahlreichen Abspiegelungen bestimmt hat. O. H.

Anton Springer. Aus meinem Leben. Albrecht Dürer. Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1892.

Die eigene Verwandlungsgeschichte „wie ich ein Deutscher ward“ ist das Hauptabsehen des Rückblicks, der ganz unabhängig vom persönlichen Interesse für den Verfasser als Quellenschrift zur Geschichte jener Zeit bleibenden Werth behaupten wird und auf die späteren Leser, je mehr sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das heranwachsende Geschlecht den Voraussetzungen dieser Laufbahn entfremdet, noch immer überraschender wirken muß. Für den näher stehenden oder gleichaltrigen Zeitgenossen überwiegt dagegen der Reiz der äußeren Erlebnisse, der Wechsel des Schauplatzes, die Zustände und Menschen, die mit energischem Griffel, nicht selten mit schneidender Schärfe hingezeichnet, vor unsern Augen sich bewegen, hier und da in greifbarer Lebendigkeit heraustreten, als rührten sie uns an. Wie aus dem stürmischen Politiker im allmählichen Fortschritt der tiefer blickende Historiker geworden, bringt uns ein zweiter Gang in diesen eigenen Aufzeichnungen zum Bewußtsein. So blickt der reifgewordene Mann nach mancher, — nicht selten gewaltsamer Enttäuschung und Klärung auf den jungen Feuerkopf zurück, der sich hoffnungstrunken in die politische Bewegung seiner böhmischen Heimat gestürzt, und nur allmählich die kluge Menschenkenntniß und den durchdringenden Scharfblick für Personen und Verhältnisse gewann, die der Geschichtschreiber „Oesterreich seit dem Wiener Frieden von 1809“ bewährt. Aber erst im dritten Zuge des Zusammenhangs, den wir in diesem Leben suchen, finden wir die volle Befriedigung des Wesens und den Sieg glücklicher Harmonie wirklich erreicht. Wie aus dem journalistischen Politiker und dem politischen Historiker der Meister auf dem Gebiete der Kunstgeschichte ward, wo Springers bleibende Bedeutung vor Allem liegt, — das möchten wir aus seinem eigenen Bericht erfahren. Hier aber müssen wir die eingestreuten Winke des Selbstbeobachters zusammensuchen und stoßen fühlbar genug, auch wo sie versagen, auf die historische Bedingtheit und die natürlichen Grenzen dieser Kraft.

Auch diese innere Entwicklung zum Kunsthistoriker ist lehrreich und bezeichnend genug, sowohl für den Wandel der Geistesrichtung von der philosophischen zur historischen Auffassung überhaupt, der sich in jener Zeit vollzog, als für die Geschichte des Kunsturtheils und der Kunstauffassung inmitten des XIX. Jahrhunderts. Unbewußt empfing Springer, wie er selbst betont, von der Klosterkirche, in der er manche Stunde seiner Knabenzeit verträumt, die ersten Anregungen für den späteren Beruf, indem ihn die Deckengemälde aus der Heiligenlegende zur Auslegung ihres Inhaltes reizten, — ohne Ahnung

noch, was ihm die Ikonographie des Mittelalters einst verdanken sollte. Später war es in den Prager Universitätsjahren aus der ganzen Hegelschen Lehre die Aesthetik und Geschichtsphilosophie allein, die ihre Anziehungskraft am längsten bewahrte. Und die Tübinger Doktorarbeit, in der er versuchte, die Hegelsche Geschichtsauffassung aus dem übrigen Systeme selbst heraus zu widerlegen, veranlaßte nur intensivere Vertiefung in das construktive Denken und seine dialektischen Prozesse. Mit der theoretischen Absage war keine Loswindung aus diesem Bann erreicht; der Fülle lebendiger Anschauungen erst blieb die thatsächliche Entwöhnung überlassen. Sie ward ihm schwer genug, und das erklärt so manchen gelegentlichen Zorn wider alle spekulative Aesthetik. Lange noch erschien ihm an Kunstwerken nur der Gegenstand der Darstellung wichtig. Poetisches Interesse und Gedankeninhalt behalten die Oberhand, und erst spät beschäftigt ihn die künstlerische Form in ihrer selbständigen Bedeutung, bemüht er sich die eigenthümliche Natur der einzelnen Meister zu erfassen.

Theoretisch legt er schon früh auf den Zusammenhang der Kunst mit dem Volksleben Gewicht. Die scharfe Beurtheilung der Münchener Kunst (1845) wiederholt den Einwand, diese Erzeugnisse wurzelten nicht im Volksboden, seien nur Privatliebhaberei also ohne Aussicht auf Fortgang. Was aber der Zusammenenhang der Kunst mit dem Charakter eines Landes und seiner Bewohner eigentlich bedeute, das konnte ihm erst aufgehen, als er in Italien, in den Niederlanden ganze Schulen in ihrem natürlichen Wachsthum beobachten und durch Vergleichungen in der Fremde die Tragweite dieser Beziehungen ermessen lernte. Umfassende Ueberschau über den Gang der Kunstgeschichte bei den verschiedenen Völkern drängte von selbst dazu die Unterschiede schärfer herauszustellen und die grundlegenden Charakterzüge der Volksnatur wie der Landescultur zur Erklärung dieser Unterschiede anzurufen. Gewiß hat die leidenschaftliche Theilnahme des Politikers für alle selbständige Bethätigung nationalen Lebens segensreich mitgewirkt zur Erkenntniß dieser Quellen, aber erst spät ist die historische Auffassung der künstlerischen Dinge zu der Vollständigkeit und Reife gediehen, die seinen wichtigsten Leistungen grade den eigensten Vorzug sichern. Ueberraschend genug für den Kenner dieser späteren Lebensarbeit bleibt die Thatsache, daß in der monographischen Behandlung von „Paris im XIII. Jahrhundert", die er 1856 herausgab, die mittelalterliche Kunst noch völlig im Hintergrunde bleibt, während er zur selben Zeit in der „Geschichte der bildenden Künste im XIX. Jahrhundert" den Versuch macht, sich als Historiker mit den geistigen Strömungen des Kunstgeschmacks in der Gegenwart auseinander zu setzen.

Seinen Lieblingssatz, daß die Natur und die Gesetze der künstlerischen Thätigkeit richtig und vollständig nur auf dem Wege der historischen Forschung ergründet werden können, die spekulative Aesthetik dagegen nur die in einem Zeitalter herrschenden Kunsterscheinungen in eine allgemeine Form bringe, der Geschichte also nachhinke, — wollte er schon bei seiner Habilitation in Bonn vertheidigen. Aber es sollte die Aufgabe einer langen wissenschaftlichen Arbeit

sein, dies allseitig genug zu erhärten, und die vollsaftigen Früchte reiften erst aus in seiner Herbstzeit zu Leipzig. Denn — mit der Entwicklung und Bewährung dieser Auffassungsweise, mit der Reaktion gegen die spekulative Philosophie und der Durchführung der genetischen Erklärungsweise des Historikers gehört er selbst dem Zuge seines Jahrhunderts an, und hinterließ uns nur die Frage: wie finden wir mit solcher Antwort uns ab gegenüber der Gegenwart, in deren lebendigem Werden wir mitten inne stehen, und welchen dauernd werthvollen Ertrag gewinnen wir der historischen Betrachtung der Vergangenheit ab, deren Kunst als vielfach oder gar allseitig bedingtes Produkt so mannichfaltiger Faktoren unter den Händen des kritischen Forschers zerbröckelt?

Sein letztes Werk, das nun der deutschen Kunst in ihrem echtesten Vertreter geweiht ist, sein „Albrecht Dürer", über dessen Vollendung ihn der Tod hinwegnahm, bezeugt noch einmal im Abschluß wo einem Sohne seiner Zeit die Ziele gesteckt sind, über die er nicht hinauskam. Es ist das Buch eines Historikers, der mit Meisterhand die bunten Fäden des Zeitgewebes zusammengreift und in spannender Bewegung mit sicherm Verständniß ineinander schlingt, so das der staunende Betrachter den Nornen selbst als Eingeweihter an der Arbeit zuzuschauen wähnt. Es ist der hinreißende Meister der Rede, der zu uns spricht, mit unvergleichlicher Gegenwart zahllose Beziehungen anzuregen weiß, so wir mit steigender Aufmerksamkeit dem rastlosen Fluß der Vorstellungen folgen, ergötzt, ergriffen und erbaut bis zum Ende. Die Lebenszeit des Künstlers steigt vor uns auf und bietet ihre bedeutsamsten Erscheinungen in fruchtbarer Berührung mit dem Geiste ihres wundersamsten Auslegers dar, die Gedankenwelt des Malers breitet sich wie ein schillerndes Spinngewebe mit seinen kunstreichen Drähten darüber hin. Wir begreifen seinen Antheil des Gemüths an ihren Stimmungen, wägen das Wucherpfund der Erkenntniß, das ihm gegeben ward, und glauben selbst die ursächliche Verbindung zwischen dem Walten der historischen Mächte und dem Gestalten dieses persönlichen Schöpfers zu verstehen. Aber die künstlerische Anschauung, die wir suchen, geht leer aus, wenn wir von den Abbildungen wegsehen, die man in dankenswerter Auswahl dreingegeben. Es sind wie von Alters her die Gegenstände, die der Künstler wählt, die Darstellungskreise und ihre Erklärung, der kulturgeschichtliche und poetische Inhalt, denen hier Rechnung getragen wird, nicht eigentlich die bildliche Gestaltung selber und ihre sinnfällige Eigenart. Nirgends verweilen wir bei dem einzelnen Werke, der lebendigen Ausgeburt, der eigentlichen That des Künstlers lange genug, um sein Verständniß als bleibenden Gewinn mit von dannen zu nehmen. Nirgends vollzieht sich unter dem deutenden und begleitenden Wort des Erklärers die innere Nachahmung des Gebilds im Geiste des Lesers. Dem geborenen Redner, der uns so fesselnd zu unterhalten weiß, fehlt eine Gabe: der plastische Ausdruck, der Bilder schafft und festgewordene Form vor unsern Augen in Fluß bringt, bis wir erfühlen, weßhalb sie zurückschnellt gerade in diese und keine andre mögliche Gestaltung.

Ist es die Einsamkeit der Krankenstube, die Entfremdung von den bunten

Eindrücken des Lebens und der Frische farbiger Wirkung aller Art? Ist es nur der besondere Charakter des gedankenvollen deutschen Künstlers, der in Schwarz auf Weiß seine Ideen so überreich zum Ausdruck bringt, daß wir über dem Leben unwillkürlich dichten und denken? — Oder kennzeichnet sich in dem Mangel bildnerischer Fähigkeit der Sprache doch noch der deutschgewordene Böhme, dem eine slavische Mundart, aber nicht die deutsche Luthers, Goethes, Muttersprache war? — Wer ein Auge hat für die wachsende Bedeutsamkeit der Rolle, die künstlerisches Sehen, malerische Auffassung, bildende Kunst überhaupt bei uns spielen, der erkennt in diesem eigenthümlichen Charakter des Springerschen Dürerbuches noch mehr. Vielleicht enthält unsere Andeutung für eine große Zahl der Leser noch etwas Befremdendes, und es ist gewiß nicht unsere Absicht, die glänzenden Eigenschaften des Vermächtnisses irgenwie herabzumindern; aber wir erblicken in keinem Werke, die historische Stellung Anton Springers in seiner eigenen Wissenschaft, in seinem liebsten Umkreis so scharf umgrenzt wie hier. †

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Der Anti-Rembrandt: Bismarck als Erzieher. Gotha, K. Schwalbe. 2 Mk.

Einert. Aus den Papieren eines Rathhauses. Beiträge zur deutschen Sittengeschichte. Von E. Einert. Arnstadt, E. Frotscher.

Fischer. Aus Berlins Vergangenheit. Ges. Aufsätze zur Kultur- u. Literaturgeschichte Berlins. Von Fischer. Berlin, L. Oehmigke.

Forschungen zur brandenburg-preußischen Geschichte IV. 2. Leipzig, Duncker und Humblot.

Groos. Einleitung in die Aesthetik. Von K. Groos. Gießen, J. Rickersche Buchh.

Grupp. System und Geschichte der Kultur. 2 Bde. Von G. Grupp. Paderborn, F. Schöningh.

E. W. Hengstenberg, Sein Leben und Wirken. Bd. III. Von Th. Schmalenbach. Gütersloh, E. Bertelsmann.

Lorenz. Geneologischer Hand- und Schul-Atlas. Von Dr. Ottokar Lorenz. Berlin, W. Hertz.

Meyer. Angela Borgia. Novelle. Von Conr. Ferd. Meyer. Leipzig, H. Haessel.

Sartori. Kiel und der Nord-Ostsee-Kanal. Von A. Sartori. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Schebek. Die Kapitulation Wallensteins beim Wiederantritte des Generalates im Jahre 1632 von Dr. Edmund Schebek. Wien, Verl. d. Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

Schlinkert. Die neueste preußische Enquête zur Ermittelung der allgemeinen Lage der Landwirthschaft. Bericht von Franz Schlinkert. Wien, Verlag der „Deutschen Worte". VIII. Langegasse 15.

Tiedemann. Tana-Baringo-Nil. Mit Carl Peters zu Emin-Pascha. Von Adolf v. Tiedemann. Berlin, Walther u. Apolant.

Ahlwardt. Der Verzweiflungskampf der arischen Völker mit dem Judenthum. III. Jüdische Taktik. Von H. Ahlwardt. Berlin, G. A. Dewald. 1 Mk.

Borussen. Die nächste Zukunft der deutschen Nation in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht. Erörterungen aus Anlaß der neuen Handelsverträge von Borussen. Gotha, Karl Schwalbe.

Börckel. Adam Lux, ein Opfer der Schreckenszeit. Von A. Börckel. Mainz, von Zabern.

Breuning. Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Von E. Breuning. Bremen, Heinsius.

Deym. Friedrich Graf Deym und die österr. Frage in der Paulskirche. Von F. X. Graf Deym. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. Von Br. Gebhardt. I. u. II. Band. Stuttgart, Union. 16 Mk.

Geyer. Der 27. Januar 1959. Ein Traumgesicht von Florian Geyer. Leipzig, Carl Jacobson.

Harden. Apostata. Von Maximilian Harden. Berlin, Georg Stilke.

Hindersin. Luther. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von F. v. Hindersin. Leipzig, C. G. Naumann.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft v. Schmoller. XVI. Jahrg. 1. Heft. Leipzig, Duncker und Humblot.

Krause. The growth of german unity an historical and critical study. Von Gust. Krause. London, Dav. Nutt.

Reder. Wotans Heer. Eine Märe aus dem Odenwald. Von H. v. Reder. Dresden, Pierson.

Savigny. Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Neuer Abdruck. Von C. v. Savigny. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Scheffler. Michelangelo. Eine Renaissancestudie. Von L. v. Scheffler. Altenburg, St. Geibel.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Am Tiber.

Novelle

von

Grazia Pierantoni=Mancini.

Autorisirte Uebersetzung

von

Therese Höpfner.

(Schluß.)

Neuntes Kapitel.

Auf einen Wink der Herrin berührte der Kutscher kaum die edlen Pferde, welche rasch nach Hause eilten. Die beiden Frauen schwiegen einige Minuten, dann nahm die Fürstin Margarethens erstarrte Rechte zwischen ihre beiden Hände und streichelte sie und drückte sie von Zeit zu Zeit, um ihr Muth zu machen. Leise sagte sie zu ihr: „Sie Arme! wer von uns hätte nicht Aehnliches durchgemacht! Ach, wenn ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen könnte! — Aber, wenn Sergius erst wieder gesund ist, werden wir Freundinnen werden, und dann! — — Wenn er nur gerettet wird! Glauben Sie, daß er das Chinin einnehmen wird? Sehen Sie, ich war überzeugt, Sie würden kommen! — Olga weiß nichts, hat aber ihre Vermuthungen. — Die Arme hoffte noch immer seine Frau zu werden! Wenn Sergius genesen ist, werde ich eine Wallfahrt nach Loreto machen; ich bin im Stande barfuß und mit aufgelösten Haaren hinzugehen; ich werde meine Rosen zum Schmuck der heiligen Gräber in die Kirchen schicken und unzählige Seelenmessen für meinen Mann lesen lassen. — Ich werde jeden Morgen beten gehen und werde auch für Sie beten, Sie Arme! Wenn Sie wüßten, solche Sachen gehen vorüber, und mit Fasten und Buße macht

man alles wieder gut! — Aber da sind wir! Ich sehe Licht in Sergius' Zimmer. Wenn er ahnen könnte, was für einen Besuch ich ihm zuführe. — Wenn die Gemüthsbewegung nur nicht zu stark ist. — Nun, John, ist der Arzt wieder da gewesen?"

Diese letzten Worte waren an den aufgeblasenen Butler gerichtet, der herausgetreten war, als der Wagen eben still hielt.

„Nein, gnädigste Fürstin, er ist noch nicht wieder da gewesen."

„Und der Fürst?"

„Sehr unruhig. Manchmal schläft er ein, dann wacht er plötzlich wieder auf und fragt alle Augenblicke nach Ihnen."

„Wer ist bei ihm?"

„Die barmherzige Schwester mit der Fürstin Olga."

„Gut." — Sie stieg aus und Margarethe folgte ihr, mit gesenktem Haupt, das Gesicht hinter dem Schleier verbergend: sie wollte nicht von John erkannt werden, der bei ihrem Anblick verwundert zurückgetreten war. — Margarethe senkte das Antlitz immer mehr, verletzt durch das Staunen des Dieners, das ihrem Besuch den Stempel von etwas Unrechtem gab.

Die beiden Damen stiegen die Marmortreppe empor und traten in das Zimmer des Kranken, das Zimmer, auf welches Margarethe sich so genau besann; jetzt war es von einem Lämpchen mit einer Porzellanglocke erhellt.

Die Fürstin ging leichten Schrittes vorwärts und Margarethe folgte ihr zaudernd. Bei ihrem Eintritt schien eine majestätische Gestalt im Dämmerlicht aufzutauchen, sie ging durch eine andere Thür hinaus, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Olga! Olga! Sie hört mich nicht! Die arme Frau ist so ganz vom Schmerz hingenommen!" — sagte die Fürstin leise. Wie flüchtig auch Olgas Erscheinen in dem matten Lichtschimmer gewesen war, hatte es doch genügt, um die edlen Züge, die Fülle aschblonden Haares, den königlichen Anstand zu zeigen. Margarethe war wie bezaubert von dieser Erscheinung und dachte: „Ist es möglich, daß er sie nicht liebt?"

Auch die barmherzige Schwester, den Rosenkranz in der Hand, war aus ihrem Winkel aufgestanden. „Er schläft", sagte sie und legte den Finger auf die Lippen, „aber es ist ein unruhiger beängstigender Schlaf; er spricht fortwährend, ohne Zusammenhang, wenn man ihm dann Arznei reicht, wird er wüthend und droht, sich aus dem Fenster zu stürzen."

Margarethe war kein Neuling am Krankenbette. In Genua hatte ihre Mutter sie schon als junges Mädchen ins Hospital geführt, eines

der reichsten und wohlgeordnetsten in ganz Italien; dort hatte sie gelernt, muthig sein, bereit zu leiden und zu helfen. Besonders nach Philipps Tode, in den Zeiten der Trostlosigkeit, die auf große Schmerzen zu folgen pflegen, hatte sie sich dem frommen Wunsche hingegeben, fortan nur noch für die leidende Menschheit zu leben; damals hatte sie sogar Werke über Medizin und Chirurgie gelesen und später öfters Beweise von Muth und Geschick gegeben. Im Zimmer des Kranken fand sie sofort ihre Fassung wieder und der Trieb der Krankenpflegerin erwachte wieder in ihr; die Arme über der Brust gekreuzt betrachtete sie Sergius, wie er auf seinem Feldbett dalag, den Kopf vom Kissen auf den linken Arm herabgesunken, während die andre Hand krampfhaft auf den Betttüchern herumgriff; sein Gesicht glühte im Fieber, seine Stirn war bleich, aus den halbgeöffneten Lippen drangen unarticulirte Schmerzenslaute.

Die Mutter und die barmherzige Schwester bemühten sich vergebens, ihn in eine bequemere Lage zu bringen. Margarethe legte Hut und Handschuhe ab und näherte sich entschlossen dem Bette, indem sie ihn leise, aber deutlich rief.

Der Kranke riß die Augen auf und sah sie starr an aber ohne Verwunderung; vielleicht war sie ihm im Traum und in seinen Phantasien gegenwärtig gewesen.

„Ich habe gehört, daß Sie krank sind und bin gekommen! Erinnern Sie sich? Wir haben das so abgemacht!" — sie bemühte sich zu lächeln, und der Kranke lächelte sie ohne Anstrengung seinerseits an, legte dann den Kopf aufs Kissen und schloß wieder die Augen, als ob er fürchtete, das geliebte Traumbild könne wieder verschwinden.

Zitternd und erregt, viel Eifersucht in den Augen und etwas Hoffnung im Herzen, hatte sich die Mutter in einen Lehnstuhl geworfen und verfolgte die Bewegungen Margarethens. Diese sagte zur barmherzigen Schwester: „Reichen Sie mir das Chinin." Mit dem Löffel in der einen Hand trat sie dann wieder ans Bett und rief: „Zikäf!"

Die theure Stimme erreichte sofort den gewünschten Zweck. Der Kranke schlug die Augen wieder auf und fuhr sich wie ungläubig mit der Hand darüber. Margarethe beugte sich über ihn und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr; dann hielt sie ihm den Löffel an die Lippen. Die barmherzige Schwester, den Rosenkranz zwischen den Fingern, sah ebenfalls verstohlen zu, überzeugt, die Arznei zurückgestoßen zu sehen, Verwünschungen zu hören, und Ausbrüche von Heftigkeit zu erleben, wenn sie aufs Einnehmen bestünde, wie es der Arzt gethan hatte. Aber wie groß war ihre Verwunderung, als der Kranke wie ein folg-

sames Kind die Lippen öffnete, die Pille verschluckte und dann mit lächelndem Antlitz wieder einschlief.

„Er ist gerettet!“ stammelte die Mutter und brach in heftiges Weinen aus. — „Ach! ich kenne die Macht der Liebe!“ rief sie aus, ohne an die Nonne zu denken, welche Margarethen neugierig ansah. „Und wir armen Mütter, die so viel gelitten haben! Aber das thut nichts, ich danke dir, Heilige Jungfrau!“ — Und die erzkatholische und erzweltliche Dame bekreuzigte sich und begleitete das heilige Zeichen mit einem boshaften Lächeln.

Margarethe hörte nichts. Sie stand am Kopfende des Bettes und beobachtete den Schlummer des Kranken, der immer ruhiger wurde; bald rieselte der Schweiß reichlich über seine Glieder und verhieß, die Krankheit daraus zu vertreiben. In diesem Augenblicke kam ihr kein Gedanke, über den sie hätte erröthen müssen, in ihrer Seele fühlte sie sich wie eine Freundin, eine Krankenwärterin; alles Kämpfen hatte sich mit einem Male in einen Wunsch verwandelt: den Sohn der Mutter wiedergegeben zu sehen. Sie dachte nicht mehr an ihre Befürchtungen, noch wie sie in dieses Zimmer gekommen war; und dann war es ihr wieder, als pflege sie nicht Sergius, sondern Philipp, den armen bei Calatafimi verwundeten Philipp, der im Sterben vergeblich nach ihr gerufen hatte.

Nach einer Weile sah sie sich um und bemerkte, daß sie mit dem Kranken allein war. Nachdem die Fürstin sich beruhigt hatte, war sie auf einmal vom Schlafe überwältigt worden und auf dem Bett in ihrem Zimmer eingeschlafen. Die barmherzige Schwester war fortgegangen. Nach den Worten, welche der Fürstin entschlüpft waren, wollte sie nicht als Dritte beim Fürsten und jener Person bleiben. Wer war dieses Weib, das die Kranken behexte, so daß sie sogar die Arznei verschluckten, welche sie von ihr, der gesuchtesten Schwester der „Gnadenreichen Hilfe“ nicht hatten nehmen wollen? Nein, sie konnte nicht Zeugin solcher anstößigen Auftritte sein; sie ging lieber ins Speisezimmer und ließ sich ihr Abendbrod bringen. Margarethe beschloß, auch nach Hause zu gehen, die Besserung des Kranken war augenscheinlich, wozu noch bleiben? Aber ihr klopfendes Herz sagte: „Reiße mich noch nicht fort von hier; er muß wissen, das Du gekommen bist.“

In der That schlug Sergius bald darauf die Augen auf, die großen blauen Augen, einst des Lebens voll und jetzt so matt; sie schweiften durchs Zimmer und hefteten sich dann auf sie, ohne Staunen; denn sie war das Bild, das seinen Gedanken immer vorschwebte, der beständige Wunsch seiner Seele. Er lächelte matt und streckte mühsam die Hand

aus; bald lag Margarethens eisige Hand in der des Fieberkranken, dem dies ein großer Trost zu sein schien; er legte sich auf die linke Seite, und von neuem beschatteten die Augenlider mit den langen Wimpern das schöne Gesicht, welches jetzt, da die Gluth des Fiebers nachgelassen hatte, noch abgezehrter aussah. Eine Thräne fiel aus Margarethens Auge, sie suchte ihm ihre Hand zu entziehen, aber umsonst; die ganze Nervenkraft des Kranken schien in seinen Fingern zu sein. O guter Gott, gieb, daß sie ihm, daß sie sich selbst entfliehen kann.

Plötzlich ging eine Thür auf und der Butler trat mit einer Lampe in der Hand herein. „Unten ist der Doctor“, sagte er und sah sich nach seiner Herrin um. Er erkannte Margarethe und murmelte etwas zwischen den Zähnen; in seinen runden dämlichen Augen lag eben so viel Neugier wie Verwunderung, so daß der blassen Frau plötzlich das Blut in die Wangen strömte.

„Rufen Sie die barmherzige Schwester wieder her, ich muß fortgehen, und der Fürst kann nicht allein bleiben.“ — Mit äußerster Anstrengung machte sie ihre Hand los und richtete sich hoch auf, wobei sie umsonst versuchte, jenen stolzen und würdevollen Anstand wieder anzunehmen, der allen immer solche Ehrfurcht eingeflößt hatte; unterdeß ging der Diener hinaus und sagte für sich: „Die Dame mit dem Glas Wasser! Und ich hatte sie für eine Lady gehalten! Wem soll man jetzt noch trauen, alle Erfahrung hilft nichts.“

Zikäf war wieder ganz zu sich gekommen und erhob den Kopf vom Kissen. — „Sie!“ Margarethe fürchtete, eine zu heftige Gemüthsbewegung könne ihm schaden, ihrer selbst vergessend streckte sie ihm lächelnd die Hände hin und suchte ihm Kraft zu geben, die unerwartete Freude zu ertragen, welche ihm aus den Augen und auf der Stirn leuchtete und ihn schon genesen, glücklich und schöner als je erscheinen ließ.

„Sie? Du! Steht es schlecht mit mir? Ja, darum bist Du gekommen, — nun habe ich Dich gesehen und bin geheilt. Meine süße Margarethe, verlaß mich nicht, verlaß mich nicht!“ Im Egoismus der Liebe dachte er nicht an seine Mutter; und es kam ihm ganz natürlich vor, daß Margarethe in seinem Zimmer war; ihn quälte kein Bedenken über das Opfer, welches sie ihm brachte, er verwunderte sich nicht darüber, daß die stolze Frau sich zu diesem Schritte herbeigelassen hatte.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest, daß Du mich liebtest, und ich will Dich ewig lieben, meine Margarethe!“

Bei diesen Worten breitete er die Arme aus.

Sie schwankte und stützte sich an das Bett, sie wagte nicht mehr fortzugehen; aufs tiefste bewegt, fühlte sie sich viel schwächer als der

Kranke. „Du bist immer hier gewesen, weißt Du, ich habe Dich gesehen!"

Er ließ den Kopf zurücksinken, die Hände fielen wie leblos aufs Bett und in einem Seufzer schien er die Seele auszuhauchen; er war ohnmächtig geworden.

Margarethe hielt ihn für todt; sie beugte sich über ihn und berührte ihm Stirn und Hände; etwas beruhigt, rief sie ihn sanft beim Namen. Auf dem Tisch bemerkte sie eine Flasche Cognac und flößte ihm davon einen Löffel ein. Sergius kam zu sich, und als er die heißgeliebte Frau so unmittelbar in seiner Nähe sah, umschlang er sie mit den Armen und küßte sie mehrmals leidenschaftlich auf den Mund. — „Das nicht! das nicht!" Der ideale Schleier, welcher ihre Liebe mit Poesie umgab, zerriß in einem Augenblick; die Schuld erschien ihr in ihrer ganzen Schrecklichkeit. — „Das nicht! das nicht!" — Aber er wollte sie nicht loslassen. — Plötzlich öffnete sich die Thür und der Doctor Fedi erschien auf der Schwelle, ihm folgte die barmherzige Schwester; sie hatte die Hände in die weiten Aermel ihres grauen Gewandes gesteckt und schien widerwillig hereinzukommen. Margarethe und der Arzt erkannten und begrüßten sich; sie versuchte ihre verlorene Fassung wiederzugewinnen, er ein ironisches Lächeln zu unterdrücken, das ihm wider Willen die Lippen kräuselte.

Doctor Fedi, der Modearzt, ist ein ächter Vertreter der Neuzeit: er besitzt deren Wissen und deren Verfeinerung, aber ihm fehlt die goldne Einfalt der alten Weisen. Das Geheimnißvolle interessirt ihn und zieht ihn an; er ist sehr geschickt in der Analyse und hat die Manie alles unbarmherzig zu zerlegen; er glaubt an nichts und lacht immer, lacht auch, wenn er mit dem Messer ins lebendige Fleisch, mit dem scharfen Blick in die Seele seiner Patienten dringt. Aber die Thatsache, daß Margarethe einen Liebhaber haben könnte, war etwas so Unerwartetes, daß er zauderte daran zu glauben, obwohl der Schein — — Vielleicht zögerte er eben weil der Schein so deutlich sprach; er dachte sofort, es müsse ein Geheimniß dahinter stecken und nahm sich vor, es zu ergründen.

„Nun wie geht es?" fragte der Arzt, sich an die graue Schwester wendend, die sich in einiger Entfernung zurückhielt.

„Er hat das Chinin genommen", sagte Margarethe entschlossen, alle Winkelzüge verschmähend. — „Es ist mir gelungen, es ihm einzugeben."

„Bravo, Frau Terzani, ich wußte nicht, daß sie eine so geschickte Krankenpflegerin wären."

„Das sind wir Frauen alle," sagte sie, ohne weiter nach dem Bette hinzusehen, setzte sich den Hut auf und zog sich langsam die Handschuhe an, während der Doctor fortfuhr, sie zu beobachten und ihr dabei Artigkeiten über ihr gutes Aussehen sagte, sehr froh, daß seine Kur ihr geholfen und sie wieder zu Kräften gebracht hätte, es käme alles darauf an, die Nerven zu beruhigen. Dann befühlte er den Puls des Kranken, der ihn gar nicht beachtete, sondern Margarethe mit unruhigem Blick verfolgte.

„Noch sehr erregt, aber das Fieber hat wunderbar abgenommen. Unser lieber Fürst wird bald gesund werden." Und Fedi rieb sich die Hände, als hätte er das Wunder vollbracht.

Margarethe wartete nur diesen Ausspruch ab, um fortzugehen; sie schlug die Augen zu Boden und verschwand, ohne sich noch ein Mal umzuwenden; ihr folgte der sehnsüchtige Blick des Kranken, der durchdringende des Arztes und der boshafte der Nonne. Als Sergius seine gute Fee nicht mehr sah, schlief er ein; er war ruhig und sicher, daß sie ganz die Seine sein werde, nun mußte er nur schnell gesund werden — und im Traum war es ihm, als küßte er sie wieder.

Im Salon saß Olga bei der Lampe und las; beim leichten Geräusch nahender Schritte schnellte sie in die Höhe, prächtig in ihrer bleichen nordischen Schönheit und maß ihre Rivalin mit dem Blick, indem sie versuchte, sie unter der Wucht ihrer stolzen Verachtung zu zermalmen. Margarethe ging zitternd, gesenkten Hauptes weiter. In der Thür gegenüber erschien die Fürstin und reichte ihr die Hand.

„Adieu, meine Liebe!" sagte die kleine Dame mit jener erzwungenen Herzlichkeit, mit der man gegen Leute höflich ist, an denen einem nichts weiter liegt. „Sie werden vor der Thür den Wagen finden. Dank, besten Dank für das, was sie für Sergius gethan haben, aber es scheint, ich hatte mich zu sehr geängstigt. Die Gefahr war wohl nicht so groß, aber ich werde Ihnen doch immer sehr dankbar bleiben. Sie Arme! Ich hoffe sie werden bald wiederkommen." — —

„Ich werde nie wiederkommen!" stammelte Margarethe bedrückt und scheu.

„Es wird auch eigentlich nicht nöthig sein; er wird bald wieder zu Ihnen kommen. Wir Mütter verlieren so leicht den Kopf! Wenn ich denke, daß ich es gewagt habe, Sie hierher zu schleppen" —

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich auch ohnedies gekommen sein würde! Ich hatte es ihm versprochen, beunruhigen Sie sich nicht um mich."

„Ach", sagte die Fürstin, „um so besser, dann brauche ich mir

keine Gewissensbisse zu machen!“ — Dabei lachte sie mit einem leichten Anflug von Verachtung, was Margarethen tief verletzte. Es giebt in der sittlichen Welt kaum bemerkbare Atome, welche die Ueberreizung der Seele kollossal erscheinen läßt; es giebt Augenblicke, in denen die Feindseligkeit in Blick und Wort riesengroße Verhältnisse annimmt, und man alle möglichen Beschimpfungen darin liest. Verstört und niedergeschlagen ging Margarethe, ohne den Mund zu öffnen, aus Furcht, ihre Seelenqual zu verrathen, weiter nach der Thür, wo ihr die letzte Beleidigung bevorstand: der spöttische Blick des Butlers und sein unverschämtes Lachen, welches sagen sollte: vertrauen Sie nur auf mich, der Liebhaber und der Diener gehören zusammen und verstehen sich.

Ohne den Wagen der Fürstin zu benutzen, der noch ihrer wartend dastand, ging Margarethe hinaus ins Freie und dann versuchte sie, ihr Haupt wieder zu erheben, allein vergeblich.

Zehntes Kapitel.

Vergebens! — Jetzt regnete es nicht mehr und am Himmel leuchteten die Sterne: kleine Sterne mit grellem, unerbittlichem kalten Schein, welche Margarethens Blicke zurückstießen und ihr zu sagen schienen: Wir sind das Ideal, die Reinheit, die Poesie, all das, was du in einer Stunde mit Füßen getreten hast und nicht wiederfinden wirst.

Sie ging schüchtern hart an der Mauer entlang. Da sie nicht daran gewöhnt war, Abends zu Fuß zu gehen, glaubte sie, daß alle Menschen sie ansähen; in jeder Bewegung vermuthete sie eine Beleidigung, in jedem Tone eine Unverschämtheit.

Die feuchten schmutzigen Straßen glänzten seltsam im Schein der Gasflammen, und die flatternden Raben stimmten ein Halleluja über diese verirrte Seele an. Auf der Piazza Termini stand sie plötzlich zweifelnd still; sollte sie nach dem Bahnhof gehen oder nach Hause zurückkehren, oder lieber fliehen, sich verbergen für immer von der Erde und aus dem Gedächtniß der Menschen entschwinden? Wohl war noch ein Rest des Stolzes in ihr lebendig, der sich aus der Niederlage ihrer sittlichen Größe erhob und empörte fragte: was habe ich den gethan? Lieber Gott, was habe ich böses gethan? Ich habe mich einer Mutter, einem Freunde theilnehmend erwiesen; jetzt kehre ich zu den Pflichten zurück, welche ich nicht verletzt habe.

Und das leise Plätschern des Springbrunnens, und das Krächzen der Raben und die sorglosen Simmen der Vorübergehenden höhnten

sie, vernichteten sie. Was du Böses gethan hast? Auf deinen Lippen glüht noch der fieberhafte Kuß des Liebhabers. Was du Böses gethan hast? Du hast jenem Mann das Recht gegeben, dich als die Seine anzusehen, dich um jeden Preis zu begehren. Wie eine Dolchklinge blitzte vor ihrer Seele Olgas stolzer Blick; sie zitterte an allen Gliedern, wenn sie an das Benehmen der Fürstin, an das Betragen der Nonne und des Dieners, an das Hohngelächter des Arztes dachte. Und jetzt zur Lüge und Heuchelei bereit, ging sie ihrem Mann entgegen. Was sollte sie ihm sagen? Sie mußte lächeln, seine Verzeihung durch Demüthigungen erkaufen. Also war sie verloren?

Verloren! krächzten die Raben; verloren! murmelte das Wasser des Springbrunnens; und die Vorübergehenden standen still und sahen sie immer aufmerksamer an, und bliesen ihr den Rauch ihrer Cigarre ins Gesicht oder riefen ihr ein unverschämtes Wort zu, wie das üblich ist beim starken Geschlecht den Verlassenen oder Verstoßenen gegenüber. Also war sie verloren! Sie Margarethe! Sie die Stolze, Unberührbare! Verloren, nachdem sie so lange gerungen, so sehr auf ihre eigene Kraft getraut hatte! Sie war zu klug und zu logisch, um nicht einzusehen, was sie durch diesen Besuch versprochen hatte. Sie konnte sich zurückziehen, konnte Sergius und sich selbst belügen, aber sie konnte Niemanden täuschen; weder die Welt, welche sie schon für schuldig hielt, noch Sergius, der sich geliebt wußte, noch das eigene Gewissen, welches ihr immer lauter zurief: Du bist verloren, verloren!

Sie ging durch den öden Stadttheil, durch jene im Bau begriffenen Häuser, die wie garstige Ruinen aussahen, durch die schmutzigen Wasserlachen, die ihr Schlamm ins Gesicht spritzten. Plötzlich sah sie einen Mann quer über die Straße auf sich zukommen und fürchtete sich: aber eine bekannte Stimme nannte ihren Namen und eines Freundes Arm bot sich ihr zur Stütze dar.

„Frau Margarethe! Ist es möglich! Seit einer halben Stunde laufe ich Ihnen nach, aber sie gehen zu rasch. Sind Sie es wirklich! Ich hatte mit meinen eigenen Augen gewettet — und die haben gewonnen! Wie konnte ich mir denken, daß Sie um diese Stunde, zu Fuß bei solchem Wetter herumgehen würden? Ist Ihnen etwas zugestoßen?“

„Nein, ich gehe auf den Bahnhof“, stammelte sie beschämt und doch durch diese Begegnung ermuthigt.

„Auf den Bahnhof? Ich möchte nicht zudringlich erscheinen — aber wenn Sie nicht erkannt sein wollen, wenn . . . Wie Sie aufgeregt sind! — Ein alter Freund, wie ich, verdient Vertrauen! Stellen

Sie mich auf die Probe! Ich bin bereit alles für Sie zu thun! Zunächst nehmen Sie meinen Arm und vertrauen Sie mir Ihre Sorgen an, Sie wissen, wie nachsichtig ich bin. Fürchten Sie sich nicht vor mir."

Margarethe nahm schweigend den Arm des alten Menschenfreundes, neigte das Haupt und weinte. Mit der Autorität eines Vaters und der Zartheit eines Anbeters nöthigte er sie, sich fester auf ihn zu stützen.

Sein altes Herz klopfte unter dem Arm, auf welchem sich die schöne Frau stützte, schlug mit aller Kraft, die ihm verblieben war, während seine zugleich schelmischen und gutmüthigen Blicke beim Laternenschein den unbeschreiblichen, aber traurigen Zustand seiner Begleiterin zu erforschen suchten und ein befriedigtes Lächeln zu sagen schien: „Auch du mußt dich endlich meiner hilfreichen Menschenliebe empfehlen."

Sie waren umgekehrt und jetzt erglänzten die Lichter des Bahnhofes am anderen Ende des Platzes, — „Sie kommen aus der Villa Zikäf? — Margarethe, sagen Sie mir alles!"

„Ja", murmelte Margarethe, mit kaum hörbarer Stimme, „ich komme von der Fürstin."

„Und haben Sie — — Sergius gesehen?" fragte Graf Anselmini weiter.

„Ja", murmelte sie wieder; dann fragte sie gereizt, als ob sie Mißbilligung in den Augen ihres Freundes läse: „Was finden Sie Schlimmes dabei, Sie, der so viel Nächstenliebe zu haben behauptet?"

„Sehr viel Schlimmes, da es sich um sie handelt," entgegnete Anselmini ganz verdüstert, — „O Margarethe!" — er ließ das „Frau" fort, weil er fühlte, daß er sie jetzt vertraulicher behandeln konnte; — „Margarethe, warum haben Sie mich nicht um Rath gefragt? Ich kenne die menschlichen Schwächen und verstehe sie zu bemitleiden; aber ich würde Ihnen gesagt haben: wahren Sie den Schein! verlieren Sie nicht in einem Tage das Verdienst eines ganzen Lebens voll Tugend und Selbstverleugnung! Die Welt verlangt nur, daß alles mit Anstand zugeht. Es ist nicht schwer, die eigenen Neigungen mit den gesellschaftlichen Gebräuchen in Einklang zu bringen."

Margarethe machte ihren Arm mit Gewalt aus dem des Grafen los: „Auch Sie!" rief sie heftig, „auch Sie!"

„Ich rede in der Sprache der Welt zu Ihnen, Margarethe. Ich bekenne Ihnen die Wahrheit; kaum hatte ich Ihnen Zikäf vorgestellt, so bereute ich es. Ich sah sofort, daß er sich in Sie verlieben würde.

Es giebt Dinge, die man leicht voraussieht, wenn man in der Gesellschaft lebt, und darum erscheint manches wie Verläumdung, was nur die Wahrheit des kommenden Tages ist. Der gebildete Mensch ist Beobachter von Hause aus und hat ein äußerst feines Gefühl, welches ihm die Wahlverwandtschaften in seiner Umgebung anzeigt. Mit einem Blick in der Runde sieht man Heirathen, Leidenschaften, Feindschaften, Duelle, Verbrechen voraus — und irrt sich selten. Indessen hatte ich einen so hohen Begriff von Ihrem Stolz, meine Liebe, daß ich nie gewagt hätte anzunehmen, daß — — Ach! ich tadle Sie nicht, ich bin zu sehr von dieser Welt! Ich beneide vielmehr den glücklichen Sterblichen, der Ihnen — — ein wenig Theilnahme eingeflößt hat. Aber wozu sich in dieser Weise bloßstellen? Eine Dame, wie Sie, Abends, allein, in einsamen Straßen, ganz zitternd und verstört! Wenn ich wenigstens der Einzige wäre, der Sie gesehen hätte! Aber ein Bekannter, den ich nicht nennen will, sagte zu mir: Die Terzani muß es arg getrieben haben! Und dann der Doctor Fedi" — —

„Ich war an Sergius' Bette", sagte Margarethe, während ein bitteres Lächeln um ihre Lippen spielte; „ja Graf, es ist wahr, ich habe nicht den Schein zu wahren gewußt; aber was kommt es darauf an, wenn ich nur darin gefehlt habe? Niemandem gestatte ich meine Gedanken und Gefühle zu beurtheilen."

Der weibliche Stolz regte sich endlich wieder und Entrüstung zerstreute die Phantasiegebilde, welche ihr Urtheil getrübt hatten. Sie fühlte in diesem Augenblick, daß der Graf Anselmini ein Compendium der ganzen Gesellschaft wäre und verachtete sie; denn sie fürchtete nicht das Urtheil der Welt, sondern das ihres eigenen Gewissens. Sie hätte dem mitleidigen Menschenfreunde antworten mögen, daß er anstatt sie zu trösten, sie mit seiner weltlichen Nachsicht beleidigte; aber ihr Gewissen ließ sich nicht beschwichtigen und flüsterte ihr noch immer zu: Du bist verloren! er hat recht, Du bist für immer verloren.

Sie neigte das Haupt und sagte in sanftem Ton:

„Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Beistand, Graf. Ich bin sehr unvorsichtig gewesen, jetzt sehe ich es selbst ein."

Graf Anselmini ging schweigend neben ihr, wie ein Arzt, der, vom Kranken beleidigt, mit der Krankheit Nachsicht hat, welche diesem die Besinnung raubt; er lächelte bei Margarethens freundlichen Worten und fuhr fort:

„Glauben Sie, meine Absichten sind freundschaftlich, ich bin ein Freund der Frauen; sie können keinen Mann finden, der sie besser versteht als ich. Die Armen! Was sie auch thun mögen, ich werde nie

einen Stein auf sie werfen. Darf ich nun vielleicht fragen, wohin Sie gehen?"

„Fulvius abholen, der heute zurückkommt."

„Ach so! Fulvius kommt zurück? Um so besser; empfangen Sie unsern guten Fulvius freundlich"; — und in Gedanken setzte er hinzu: „gegen die Art der Ehemänner scheint er noch zur rechten Zeit heimzukommen." Dann fuhr er scherzend fort: „Wenn er nur feine Weine und eine Kiste Orangen mitbrächte! Nun, so lächeln Sie doch! ich mag Sie nicht so verdrießlich sehen. Und — noch ein letztes Wort, jener Knabe, jener junge Bär hat so viel Glück gar nicht verdient!" — Hier nahm Amselmini sich einen Augenblick den Hut ab und strich sich mit der Hand über das glänzende graue Haar. — „Wenn ich denke, daß ich einen Edelmann kenne, — der für einen einzigen Blick sein Leben hingegeben hätte!" — Ein tiefer Seufzer bekräftigte diese Erklärung, welche der verstockte alte Junggesell früher nicht gewagt haben würde. Margarethe hörte sie nicht einmal.

Sie waren auf dem Bahnhof angekommen und in der Vorhalle trat ihnen der Commendator Solfa strahlend und stolz entgegen und streckte seine ungeheuren Hände aus.

„Gwuten Abend! ich habe Ihren Wagen gesehen und wartete schon auf Sie! Was für eine gute Frau, wie mwuß ihr das Herz klopfen" —

Die Arme setzte sich müde und abgespannt in eine Ecke, während der allezeit wohlthätige Anselmini den Commendator beim Arm nahm und mit ihm zu schwatzen anfing, und so der Dame eine Minute Ruhe und Schweigen wie ein willkommenes Almosen gönnte.

Plötzlich wurde das Gitter geöffnet und wie eine stürmische Welle stürzte die Menge der Reisenden hinaus. Es waren Leute verschiedenen Alter und Standes; allein die Abreisenden waren ernst und nachdenklich, während die Ankommenden lustig und fröhlich mit hoffnungsvollen Gesichtern daherkamen. Es fehlte nicht die Neuvermählte, welche ihre Familie am Arme dessen verläßt, der gestern ihr Sklave war und morgen ihr Herr sein wird; auch nicht die Mutter, welche vom Sohne Abschied nimmt, der in der fremden Ferne sein Glück suchen geht, dann kam eine Schaar junger Rekruten, die wieder Willen zum Regiment abgeführt wurden, mit Liedern auf den Lippen und Gram im Herzen. Viele Frauen erwarteten die eben Angekommenen und wer weiß, ob noch andere darunter waren, die, wie Margarethe, eine Freude heuchelten, welche sie nicht empfanden, indem sie Jemanden begrüßten, den sie lieber tausend Meilen weit gewußt hätten?

Endlich erschien Fulvius' röthliches Gesicht hinter dem großen Hute eines Jesuiten, er bahnte sich den Weg und grüßte schon von weitem mit dem Taschentuch die Freunde und seine Frau. Er war von Herzen froh, daß seine Reisegefährten sehen konnten, er wäre eine wichtige Persönlichkeit. Nicht alle finden bei ihrer Heimkehr auf dem Bahnhof eine schöne, elegant gekleidete Frau, zwei vornehm aussehende Freunde, die man gleich Graf und Commendator anreden kann, einen Livreebedienten, dem man das Handgepäck geben und laut befehlen kann: „Laß den Wagen vorfahren!"

Die Reisegefährten von Fulvius waren nicht Andreas und Cesira, für welche solch ein Aufzug nicht nöthig gewesen wäre, sondern zwei deutsche Prinzessinnen aus einem depossedirten Fürstenhause, welche vielleicht, Heines Rath befolgend, einen Theil ihres kleinen Reiches an ihren Schuhsohlen mit sich führten.

Trotz der schmerzlichen Gedanken, welche sie quälten, bemerkte Margarethe sofort, daß Cesira nicht bei Fulvius wäre, und so seltsam es klingen mag, sie empfand darüber ein Gefühl unbestimmter Befriedigung, welches ihr half, ihren Mann mit minder düsterer Miene zu begrüßen.

Fulvius erwartete nicht, mit offenen Armen empfangen zu werden, er hatte vielmehr oft mit Schaudern und mit Furcht an jenen Augenblick gedacht, obschon er keine Sünden auf dem Gewissen hatte. In den ersten Tagen hatte er freilich angefangen der albernen jungen Frau den Hof zu machen, dann aber kamen die Besichtigungen der Bergwerke, die ernsten Arbeiten, die Besprechungen mit anderen Ingenieuren, und so widmete er Cesira nur die Stunden, welche ihm von seinen ernsten Beschäftigungen, von den Besichtigungsausflügen und den damit verbundenen Festessen übrig blieben. Ja, jeden Abend gähnte der Ingenieur ihr ins Gesicht und unterdrückte auf seinem Lehnstuhl ein Schläfchen, schlimmer als Andreas!

Cesira hatte sich in ihrem kleinen Hirn eine andere Art von Roman ausgedacht, langweilte sich dabei und schaute nach etwas anderem aus. Zufällig trafen sie in Palermo einen Vetter, der bei den Bersaglieren stand; etwas that die Verwandschaft, etwas die Erinnerungen aus der Kinderzeit, welche die kleine Kokette mit Vorbedacht wachrief, kurz, das neue Verhältniß ward bald angeknüpft und zwar zu allseitiger Befriedigung, auch für Andreas, denn der Arme hatte seit der Ankunft in Sicilien nichts anderes gehabt, als Murren und schmollende Gesichter. Der Vetter Bersagliere wurde Cesiras Begleiter und Führer, und Fulvius und Andreas hatten wieder Ruhe.

Bei dieser Gelegenheit stellte der Ingenieur nützliche Betrachtungen an und dachte, daß die Frauen oft unrecht thun, die Treue ihrer Männer zu bezweifeln; wenn diese viel zu thun und den Kopf voll von Geschäften haben wenigstens gehen sie nicht auf Abenteuer aus, und wenn sie manchmal in eines hineingerathen, so liegt die Schuld an der Gelegenheit und dem weiblichen Leichtsinn. Er war kein Held, als aber der rein äußerliche und oberflächliche Eindruck, welchen Cesira auf ihn gemacht, verflogen war, hatte er Zeit zu bedenken, daß Margarethe hundert Mal mehr werth wäre; wenn sie auch nicht mehr so jung wäre, so hatte sie doch eine vornehme Anmuth, wie man sie bei anderen vergebens suchen würde. — Mit Hilfe der Entfernung und der Theorie der Vergleiche überzeugte er sich endlich, daß ihm seine Frau fehle und nahm sich vor, sich ihr nach seiner Heimkehr mehr zu widmen. Um seine guten Vorsätze zu bethätigen, fing er damit an, Andreas mit der Frau noch einige Zeit in Palermo zu lassen, um die letzten Geschäfte zu erledigen. Cesira war darüber seelenfroh, that aber als ob sie grollte und Fulvius beschloß, in der That den Lohn der Weisheit zu verdienen.

Zwischen Neapel und Rom spielte er zwar den diensthuenden Ritter der beiden deutschen Prinzessinnen, dachte aber dabei mit beständiger Sehnsucht an seine schöne Frau und verwunderte sich selbst über die Stärke seiner Empfindungen. Er wagte nicht zu hoffen, daß er sie fröhlich finden würde, nahm sich aber fest vor, ihre Gunst wieder zu erwerben: er wollte sich auf einen von jenen winzigkleinen Lehnstühlen setzen, die unter seinem Gewichte knarrten, einige Tage der Flasche, der Pfeife, dem Kartenspiel mit Solfa entsagen, — und was konnte man sonst noch für Opfer von ihm verlangen? Er prüfte sein Gewissen, und versuchte sich zu besinnen, ob seine Frau je mehr von von ihm verlangt hätte. Nein, wahrlich, sie hatte nie etwas anderes von ihm verlangt, bis zu dem Tage, da sie ihm jenen Auftritt machte. Allein die Eifersucht ist ja ein Zeichen von Liebe, folglich hatte sie ihn lieb! Ob er sie wohl sehr entrüstet wiederfinden würde? Im nächsten Monat sollte er wieder nach Sicilien reisen und dann wollte er sie mitnehmen, sein armes Gretchen! Fulvius hatte es nie gewagt, sie mit kleinen Schmeichelnamen anzureden, jetzt wollte er es versuchen und wenn sie das Gretchen gut aufnähme, könnte er sie auch mein Engel, meine Schönheit, mein Schatz anreden, wie es die Sicilianer thun. Ja, er wollte es versuchen galanter zu sein, mehr auf das Wesen seiner Frau einzugehen, besonders da er nahe daran gewesen, einen schlimmen Streich zu machen. Und er rieb sich die Hände vergnügt über jenen

Schatten eines Vergehens, der ihm in seinen Augen das Ansehen eines kleinen Don Juan gab. Aber diese Gerechtigkeit müssen wir dem guten Fulvius widerfahren lassen: er dachte niemals an die Möglichkeit, daß ein Anderer ihm das Herz der Gattin rauben könnte; wenn ihr eigener Vater auferstanden wäre und geschworen hätte, Margarethe liebe einen andern, so hätte er ihn Lügen gestraft. Seine Frau war für ihn gleichbedeutend mit Unfehlbarkeit, und wenn er es sich auch herausnahm, ihren Geschmack zu kritisiren oder zu verlangen, daß sie sich dem seinen anbequeme, so fühlte er doch im Innersten des Herzens, daß sie immer recht hatte; aber mit dem Eigensinn des Herrschsüchtigen liebte er es, daß sie sich seiner Autorität unterordnete. Jetzt hatte er den dunkeln Argwohn gegen sich gefaßt, daß er unrecht gehabt, daß Margarethe mehr Rücksicht verdiene und nahm sich vor, sie sollten miteinander ein neues Leben anfangen.

Aber aus der Entfernung stellte Fulvius sich eine andere Margarethe vor und lieh ihr jene Sanftmuth und blinde Unterwürfigkeit, die er vergebens an ihr gewünscht hatte: kleinliche Gefühle, egoistische wenig erhabene Gedanken und eine strenge kalte Tugend ohne Verdienst, weil sie niemals auf die Probe gestellt worden war.

„Da bin ich! da bin ich!" rief Fulvius, nachdem er sich von den Gepäckträgern befreit hatte, und streckte von neuem Margarethen seine Hand entgegen; sie aber sah in ihrer Ecke so aus, als ob sie lieber den Abreisenden als ihrem Manne gefolgt wäre. Aber sie ließ den Dingen ihren Lauf; sie fühlte, wie ihr Arm unter dem von Fulvius mit ungewohnter Zärtlichkeit gedrückt wurde, und in ihr Ohr drang die näselnde Stimme Solfas und ein schamloser Scherz von Anselmini, bei dem Fulvius in plumpes Gelächter ausbrach. Dann befand sie sich im Wagen neben ihrem Mann, von Handkoffern, Packeten und Reisesäcken eingeengt, während eine Hand ihre Taille umfaßte und einem Munde, der den ihren suchte, nichts weiter gelang, als mehrmals die Federn ihres Hutes zu berühren.

Elftes Kapitel.

Das Abendessen war für Fulvius angerichtet, aber seine Frau folgte ihm nicht ins Speisezimmer. Der arme Ingenieur war unschlüssig. Einerseits lockte ihn der Geruch der Reisspeise mit Trüffeln, andrerseits trieb ihn der Wunsch, seiner Frau ins Atelier zu folgen, um nach einer kurzen Erklärung ihre Verzeihung zu erhalten und einen Kuß, einen schönen süßen Kuß auf das bleiche Gesicht zu drücken,

welches ihm im Schein der Bahnhofslampen entzückender als je, aber auch ernster und strenger vorgekommen war. Aber er war unschuldig und wollte sich vertheidigen. — Ja, doch dazu gehörte Zeit und Muth! Das gehört immer dazu, um der übeln Laune einer Frau entgegen zu treten, und er war seit neun Stunden beinahe nüchtern; der Magen fiel ihm vor die Füße, er konnte nicht mehr stehen; überdies würde der Reis weich werden, und er als ächter Mailänder mochte ihn gern mit den Zähnen zerbeißen können. Und dann der Durst! Wie konnte er mit ausgedörrter Kehle seine eigene Sache führen? In einer Minute wollte er fertig sein, nur ein Paar Bissen, um den Heißhunger zu stillen; und am Ende würde Margarethe, wenn sie ihn nicht erscheinen sähe, das Wunder des Berges vollbringen und zu ihm kommen, weil er nicht zu ihr käme. — — Wie viel Aerger würde ihm dadurch erspart werden! Ihr geziemte es zu kommen und für ihn zu sorgen, und je weniger Umstände man mit den Frauen macht, desto besser kommt man dabei fort.

Fulvius saß am Tisch; der seit einem Monat entbehrte Risotto ist köstlich; wie duftend ist der Chianti aus dem eignen Keller, wie vorzüglich der Bordeaux; aber Margarethe läßt sich nicht sehen. Er wird richtig zu ihr gehen müssen, — wie müde er ist! Wie schläfrig! Die Beine wollen ihm nicht mehr gehorchen. — Ach, noch ein Glas, um das Gähnen zu vertreiben. Es wird wirklich besser sein, erst ein halbes Stündchen im Lehnstuhl auszuruhen und dann — —

Unterdessen hatte Margarethe, kaum in ihren eigenen Zimmern angelangt, die Thür abgeschlossen, sie wollte um jeden Preis allein sein; wenn die Lüge eine Nothwendigkeit wäre, so war sie an diesem Abend wenigstens nicht im Stande sie auszusprechen. Sie riß das Fenster auf und lauschte im Dunkeln auf das Rauschen des schwellenden Flusses, der aus dem Bette zu treten drohte. In ihrem Jammer hatte die arme Frau mit diesem Riesen Freundschaft geschlossen, der gewöhnlich so ruhig ist; aber an jenem Abend tobte er zu ihren Füßen und trieb im Dunkeln formlose Gegenstände in die unbekannte Ferne fort, mit dumpfer grollender Stimme, die sie noch nicht an ihm kannte. An manchem schönen Frühlingsmorgen, wenn ihre Seele ruhig und heiter war, hatte sie stundenlang dieses in tausend unendlich zarten Abstufungen vom Grauen ins Grüne spielende Wasser betrachtet. Sie hatte es unter den glühenden Strahlen der Sommersonne in leuchtenden Funken und bunten Farben spielen sehen, und sanft wie weiße Atlasstreifen in den blassen Strahlen des herbstlichen Mondes dahinrollen, — nie aber war ihr der Tiber wie ein lebendes Wesen erschienen bis auf diesen Abend.

Er kam von weitem mit drohendem Rollen daher, angeschwollen, rasend schnell wie ein Rebell, der die Ketten gesprengt und bereit ist, allen Gesetzen Hohn zu sprechen.

Sie verließ den Balkon, um an der Thür zu horchen; auch von dort vernahm sie ein dumpfes unregelmäßiges Geräusch: Fulvius schnarchte auf dem Lehnstuhl im Eßzimmer. Also war das Drama zu Ende? Er kam nicht, um ihr das Geheimniß ihrer Liebe zu entreißen, welches sich ihr mit Gewalt auf die Lippen drängte? Und ringsumher in der Stille der Nacht erdröhnte die grollende Stimme des Flusses.

Plötzlich erfaßte sie der Gedanke, die Besserung von Sergius wäre nur vorübergehend gewesen, und die Gegenwart vergessend, kehrte sie im Geist in das Zimmer des Kranken zurück. Wenn er sie jetzt in seinen Fieberträumen riefe? Wenn er von seiner Mutter erführe, daß sie niemals wieder kommen würde? Der Wahnsinn dieser Liebe packte sie wieder mit wachsender Gewalt. Die Furche inmitten ihrer Stirn zog sich so tief, daß sie bläulich aussah, die Lippen preßten sich zusammen, als ob sie noch ein Mal die Berührung jenes sündigen Kusses fühlen wollten, der sie für immer entweiht hatte, und der Name Zikáf entschlüpfte ihr unter heftigem Schluchzen.

Dann ging sie auf ihre Vergangenheit zurück und ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber; sie durchlebte ihre erste fleißig benutzte Jugend, ihre erste Begegnung mit Philipp, den Augenblick, als sie die Nachricht von seinem Tode empfing. Und wie hatte sie sich nach zehn einsamen, der Kunst gewidmeten Jahren, in welchen sie frei in ihrer eignen Gedankenwelt gelebt hatte, so tief erniedrigen können, sich einem Mann ohne Liebe hinzugeben? Ach, an jenem Tage hatte sie gesündigt! Wenn sie gewartet hätte, vorahmend, daß in ihr die Flamme verborgen glimmte und eines Tages so furchtbar emporlodern würde!

Unten stieg der Tiber immer höher und fernes Angstgeschrei drang von Zeit zu Zeit bis zu ihr. In Gedanken versunken hörte sie es kaum.

Warum hatte die gute Mutter sie nicht in jungfräulichen Frieden bei sich behalten wollen? Und Margarethe stellte sich wieder das ruhige sanfte Leben vor, das ihr entschwunden war: da saß die Mutter in ihrer Ecke und strickte, der alte Vater war bei seiner ewigen Zeitung eingeschlafen, und sie saß an ihrer Staffelei oder war in ein gutes Buch versunken. Um wessen willen hatte sie dieses traute Heim aufgegeben?

Aus dem anstoßenden Zimmer gab ihr das Schnarchen von Fulvius Antwort; er hatte, halb unbewußt, den Lehnstuhl mit dem Bett vertauscht.

Ihr Gatte war ein redlicher Mann; sie schätzte seinen guten Willen, seinen positiven Verstand, seine Arbeitskraft, sein gutmüthiges, fröhliches Temperament; aber die Natur hatte sie zu ungleich gestaltet: sie — eine Künstlerin, er — ein Handwerker; sie, leidenschaftlich und edelmüthig; er, egoistisch und eigensinnig. — Und während sie an Fulvius dachte, stieg Sergius schönes Gesicht mit dem sanften Lächeln und den feurigen Augen vor ihr auf.

Jetzt war sie dessen gewiß, neben dem Gatten würde sie immer und immer wieder jenes andre Bild sehen. Sie konnte fliehen, sich verbergen, bereuen, aber warum das? Wäre es nicht besser es zu machen wie die andern, lieben und sich lieben lassen, glücklich und verflucht sein?

Und von strömendem Regen gepeitscht, heulte der Tiber förmlich in der Dunkelheit, als ob er sagte: „Komm zu mir, Du Arme, komm, ich werde Dir Zuflucht geben, ich werde Deine Angst beruhigen, ich werde Dich von allen Flecken rein waschen.“

Margarethe schauerte vom Kopf bis zu den Füßen, sie trat zurück und kreuzte die Arme fest über der Brust in trostloser Verzweiflung. Ein zweiter noch stärkerer Schauer folgte dem ersten und ein Anfall von Schwindel zwang sie, sich auf den Sessel zu werfen. Und da trat ihr, sie wußte selbst nicht wie, ein Stoßgebet auf die Lippen, welches sie als Kind, auf dem Schoße der Mutter zu beten pflegte und das also schloß: O Maria, mache mich gut! Nimm mich, Heilige, in Deine Hut bis zur Stunde des Todes; Amen! — — mach' mich gut, o Maria! — — Sie bemerkte, daß ihr sehr kalt war und schleppte sich bis zur Balkonthür, um sie zu schließen; dann aber blieb sie mit der Stirn an die feuchten kalten Scheiben gepreßt stehen, denn ihre Hände waren eisig, aber die Stirn brannte und in ihren Schläfen pochte es heftig: bis zur Stunde des Todes, Amen!

Das körperliche Unbehagen wurde allmälig heftiger, und sie, die daran gewöhnt war, ihre Körperkräfte immer in ihrer Gewalt zu haben, empfand einen unüberwindlichen Schauder vor der Krankheit, die sie erfaßte; sie griff nach dem Klingelzuge, um Gegia herbeizurufen, besann sich aber, daß sie das Mädchen seit ihrer Rückkehr noch nicht gesehen hatte. Sie hatte dem jungen Mädchen zwar entschieden die Erlaubniß verweigert, den Abend in Gesellschaft ihres Bräutigams zuzubringen, wie aber wenn diese ihr nicht gehorcht hätte? Wenn sie, in Rechnung darauf, daß ihre Herrin spät Abends ihrer nie bedurft, zu dieser Stunde noch nicht nach Hause gekommen sein sollte? Wenn sie jetzt nach ihr klingelte, würden alle erfahren, daß Gegia nicht zu Hause

sei, und der Ruf des leichtsinnigen Mädchens würde darunter leiden. Noch bis vor kurzem äußerst streng in solchen Fällen, konnte sie jetzt nicht mehr unbarmherzig sein. Die arme, unerfahrene, unwissende Gegia gehörte wenigstens sich selbst an, sie dagegen! —

Ein krampfhaftes Zucken durchfuhr ihren ganzen Körper, ihre Zähne klapperten zwischen den halbgeöffneten Lippen und alle Gegenstände im Zimmer tanzten wild um sie herum. Im Bereich ihrer Hand sah sie die Flasche mit dem vom Arzt verordneten Beruhigungsmittel und nahm davon einen tüchtigen Schluck; dann lehnte sie den Kopf zurück und schloß die Augen. Eine seltsame Betäubung überkam sie, darin versanken allmälig die Erinnerungen der Vergangenheit, die Leidenschaften der Gegenwart und die Schrecken der Zukunft, plötzlich fuhr sie auf und kam wieder zu sich, um gleich wieder in nervöse Zuckungen und dann in noch tiefern Schlummer zu verfallen.

Die schlecht geschlossene Balkonthür war aufgesprungen, und der Nordwind, welcher die Wolken zerstreut und die noch eben nassen Straßen mit Reif bedeckt hatte, drang mit unheimlichem Pfeifen in das warme Zimmer. Der Fluß, welcher bereits anfing sein Ufer zu überfluthen, erschien ruhiger, wie ein eigensinniges Kind, das seinen thörichten Willen durchgesetzt hat und nun allmälig zu schreien und schluchzen aufhört.

Bis zum Morgen blieb Margarethe in diesem Zustande, allein, fiebernd, der Nachtluft ausgesetzt. Mehrmals streckte sie die Hand nach dem Klingelzug aus, zog sie aber immer wieder zurück; sie konnte es nicht übers Herz bringen, den Ruf des Kammermädchens aufs Spiel zu setzen. Ein seltsames Gefühl weiblichen Mitleids, in das sich Reue und der Wunsch nach Sühne mischten.

Zur gewohnten Stunde klopfte Gegia; Margarethe schleppte sich bis an die Thür, um ihr zu öffnen und ließ sie in das eiskalte Zimmer mit dem noch immer offen stehenden Balkon. Das Mädchen trat zaghaft herein und als sie ihre Dame angekleidet sah, meinte sie, diese sei sehr früh aufgestanden, und deshalb wuchs ihre Angst. Sie senkte erröthend das Gesicht und fragte: „Hatten Sie vielleicht schon nach mir geklingelt?"

Margarethe gab keine Antwort.

„Ich war mit den Andern unten, um die schöne Wirthschaft zu sehen, die der Tiber angerichtet hat. Halb Rom steht unter Wasser, und im ersten Stock ist das Wasser bis in die Küche gedrungen. Die Straße ist voll von Menschen, man erwartet den Sindacus mit der Wache. — Aber Sie haben sich vielleicht geängstigt? Wie bleich Sie sind! Mein Gott, Sie sind krank! Soll ich den Herrn rufen?"

„Schweig still, es ist nichts. Ich habe die Nacht über geschrieben, jetzt friert mich; wärme mir das Bett, sage keinem etwas.“

Gegia leistete ihr alle erforderlichen Dienste und dachte bei sich, es wäre sonderbar nach der Rückkehr des Mannes von einer langen Reise die erste Nacht mit Schreiben zuzubringen. Sie dagegen! Ach! die Arme! Sie hatte sich in die Gewalt eines Mannes gegeben, welcher sagte, er liebe sie. — Wenn er sie jetzt nicht mehr heirathete? — Ach, warum war die Dame am vorigen Abend ausgegangen? Wenn sie zu Hause geblieben wäre, so wäre sie ihr nicht ungehorsam gewesen und braucht jetzt nicht ob des begangenen Fehltrittes zu zittern. — Ganz von diesen Gedanken erfüllt, gab Gegia nicht weiter auf ihre Herrin Acht, die vom Fieber ergriffen im Halbschlummer lag.

Viel später, um die Frühstücksstunde, faßte Fulvius sich ein Herz und ging ins Zimmer seiner Frau. Sie fuhr plötzlich erweckt auf, bat ihn demüthig um Entschuldigung wegen ihres Unwohlseins und versprach, später aufzustehen, damit er Abends nicht allein speise. Kaum aber hatte der Mann angefangen zu fragen, was ihr fehle, als sie schon wieder die Augen geschlossen hatte und das dunkle warme Zimmer mit den unregelmäßigen krankhaften Athemzügen erfüllte, welche an das Ticken einer großen Wanduhr erinnern.

Fulvius stand am Kopfende ihres Bettes und sah sie ganz bestürzt mit zusammengepreßten Lippen an; er war auf Margarethens Krankheit nicht im mindesten vorbereitet, und es schien ihm, als thäte sie dies absichtlich, um ihn zu ärgern und das Wohlbehagen zu stören, welches er empfand, weil er wieder zu Hause war. Er hatte einen so schönen Plan zu ihrem bequemen Beisammenleben entworfen und den verdarb sie ihm nun durch ihre Erkrankung.

Fulvius glaubte nicht an die ärztliche Kunst, um so mehr als er derselben nie bedurft hatte, und nun mußte er doch durchaus einen Arzt holen lassen.

Er ging im Zimmer auf und ab und hatte große Lust Margarethen zu schelten, ihr Vorstellungen wegen begangener Unvorsichtigkeiten zu machen und ihr vorzuwerfen, daß sie sich gerade an dem Tage unwohl fühlte, wo es ihm, ihrem Manne, paßte, daß sie gesund wäre. Endlich ging er aus, den Arzt zu holen und auf dem Corso begegnete ihm Anselmini; er fragte ihn um Rath.

„Wer etwas auf sich hält, kann nur Doctor Fedi zu Rathe ziehen; ich will nicht sagen, daß er ein Salomon ist, aber er ist der Modearzt. Also Donna Margarethe hat das Fieber. Dacht' ich's doch!“

„Warum denn?“

Anselmini biß sich auf die Lippen. „Nun gestern Abend bei der Feuchtigkeit auf den Bahnhof zu kommen! Es herrscht so viel Krankheit in der Stadt! — Der arme Zikäf ist auch nahe daran gewesen auszugehen wie ein Licht — jetzt scheint er außer Gefahr.“

„Ei was Sie sagen! Der arme Fürst! Was fehlt ihm denn?“

„Er hat Perniciosa*). — Wenn Deine Frau nur nicht dieselbe Krankheit hat.“

„Weshalb dieselbe Krankheit? Was ist das für eine Prophezeihung?“

„Es ist keine Prophezeihung, es ist Besorgniß, mein Lieber. So wie Doctor Fedi der Modearzt, so ist die Perniciosa die Krankheit, welche an der Tagesordnung ist. In einer Woche sind an dieser Krankheit zwei Senatoren, ein Abgeordneter, eine Herzogin und eine Tänzerin gestorben, und alle hat Fedi behandelt. Aber Deine Frau wird gesund werden, sie ist so jung und stark.“

„Du machst mir Angst um Margarethe, sie ist noch niemals krank gewesen und —

„Ich sage Dir, sie wird genesen! Höre, wenn Du es gelegentlich anbringen kannst, sage ihr doch, daß es mit Zikäf besser geht, Kranken macht es immer Freude zu hören, daß Andere durchgekommen sind. Wenn Du willst, werde ich mich jetzt aufmachen und Fedi suchen, ich weiß, wo er um diese Zeit zu finden ist.“

Und der wohlthätige Alte ging mit sich selbst zufrieden davon; durch seine Vermittlung würde Margarethe von Sergius' Besserung erfahren, Doctor Fedi eine gute Patientin mehr bekommen und Fulvius darauf gefaßt nach Hause kommen, seine Frau an Perniciosa krank zu finden.

Unterdessen machte die Krankheit der armen Frau reißende Fortschritte, und Fedi, der erst am Abend aufgefunden worden, erklärte nach langer und eingehender Beobachtung, daß es sich um einen sehr ernsten Fall handele; das sagte er aber nur zu Fulvius im Nebenzimmer. Die Kranke dagegen beruhigte er so gut er konnte und verhieß ihr baldige Genesung. Vergebliche Vorsicht! denn Margarethe bangte nicht um sich, sondern um Sergius, an den sie jetzt ohne Zurückhaltung dachte, als ob die heftige Krankheit, welche von Stunde zu Stunde zunahm, ihr nicht mehr gestattete, mit sich selbst zu kämpfen.

„Ist es wahr, daß der Fürst Zikäf, nachdem er dem Tode nahe gewesen, glücklich durchgekommen ist?“ fragte Fulvius, sich an Anselminis Rath erinnernd und dem Doctor bedeutsam zunickend; trotz

*) Die gefährlichste Form des römischen Fiebers, welche oft in wenigen Tagen den Tod herbeiführt.

seiner skeptischen Philosophie konnte dieser sich nicht gleich zurechtfinden und schwieg einen Augenblick, um über die Worte nachzudenken.

Die Augen der Kranken öffneten sich weit, als ob sie die Frage wiederholen wollten.

„Es geht ihm besser, wunderbar besser!" sagte der Doctor endlich und steckte dabei zwei Finger in den Halskragen und drehte seinen schönen Kopf hin und her, als drücke ihn etwas an der Kehle. Margarethe lächelte ihm matt zu; sie war so froh und hatte nicht die Kraft, es zu verbergen. Der Arzt benutzte einen Augenblick, als Fulvius sich entfernt hatte, um sich über sie zu beugen und ihr sanft zuzuflüstern: „Wollen Sie noch mehr hören?"

Margarethens brennende Wangen wurden weißer als das Kissen, während sie mit zusammengebissenen Zähnen murmelte: „Nein, danke," und den Kopf gegen die Wand drehte. Er sah sie lange mit forschendem Blick an, dann ging er kopfschüttelnd davon.

Zwölftes Kapitel.

Margarethe klagte nie, nahm die Arzneien ein, lächelte Fulvius an, wenn dieser mit besorgter Miene dem Doctor zwei oder drei Mal am Tage in ihr Zimmer folgte und versank dann wieder in Betäubung oder murmelte in ihren Fieberphantasien seltsame Worte.

Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und nachdem der Fluß wieder mit einer Ueberschwemmung wie die im Jahre 1870 gedroht hatte, war er ruhig in sein Bett zurückgekehrt. Die Bootsleute feierten dieses glückliche Ereigniß mit Fahrten auf dem Wasser, und freuten sich eines schönen sonnigen Tages als Vorboten des nahen Frühlings. Die Kranke fuhr auf und horchte, ein fröhliches Lied drang bis zu ihr.

„Mache einen Augenblick das Fenster auf, Gegia." Das Mädchen gehorchte. In demselben Augenblick schwieg der Chor und ein herrlicher Tenor stimmte allein ein Lied an.

„Ich bin's im Boot und singe
Hier unter dem Balkone,
Daß bis zu Dir erklinge,
Geliebte, die Canzone,
Doch warum kehrt ich wieder
Aus weiter Ferne her?
Umsonst! Ach meine Lieder
Du hörest sie nicht mehr."

Sie richtete sich auf und rief mit lauter herzzerreißender Stimme: Zikäf! Zikäf! Dann sank sie in die Kissen zurück. Durch eine selt-

same Sinnestäuschung hatte sie die geliebte Stimme zu erkennen geglaubt, und dieser Name, den sie seit so vielen Tagen hatte zurückhalten müssen, war ihren Lippen plötzlich in einem Anfall von Schmerz und Leidenschaft entflohen. Kaum hatte sie ihn ausgesprochen, so sah sie sich entsetzt um; nur Gegia war im Zimmer und schien den Kopf in die Hände gestützt zu schlafen. Was aber sollte aus ihr werden, wenn ihr dieser Name wieder mit gleicher Heftigkeit auf die Lippen träte? Also konnte sie selbst die Krankheit nicht retten? Auch nicht der Tod?

Gegia trat ans Bett, nicht mehr das sorglos fröhliche Mädchen wie vor einer Woche; auch sie, die Arme, hatte ihre Sorgen; ihr Bräutigam war wieder abgereist, würde er aber zurückkommen? — „Höre," sagte Margarethe, „ich fühle mich kränker".

Das Kammermädchen trat einen Augenblick aus der Apathie heraus, in die sie versunken war, um ihre Herrin zu trösten und ihr zu versichern, daß der Arzt sie besser gefunden hätte und daß in einigen Tagen — —

Die Kranke schüttelte den Kopf: „Nein, es thut mir nicht leid zu sterben, aber weißt Du, was mich beängstigt? Die Fieberphantasien! Habe ich nicht heute Abend phantasirt? — Da nimm, Gegia, behalte diesen Ring zum Andenken an mich."

„Wie gütig Sie sind! Denken Sie nur daran, gesund zu werden."

„Wenn ich gesund sein werde, werde ich Dir die Ausstattung schenken und auf Deine Hochzeit kommen."

Eine heiße Thräne fiel aus den müden Augen des Mädchens auf das Kissen der geliebten Herrin.

„Nun, Gegia, gieb mir ein Versprechen, wenn Du mich Namen oder unzusammenhängende Worte aussprechen hörst, so reiche mir das Schlafmittel — halte mir das Fläschchen an die Lippen — so — und laß mich einnehmen, so viel ich will, und dann laß das Rezept wieder machen."

Unten ertönte den Fluß hinab noch lange der muntre Chorgesang abwechselnd mit der schwermüthigen Barcarole; aber die Kranke, welche den Schlaftrunk verschluckt hatte, hörte nichts mehr.

An jenem Abend fand der Arzt ihren Zustand wesentlich verschlimmert, und da er kein Mittel unversucht lassen wollte, um sie aus ihrer Erschlaffung aufzurütteln und überzeugt war, daß sie sich nach Kunde vom Fürsten sehnte und nur nicht zu fragen wagte, entfernte er ihren Mann unter irgend einem Vorwande und sagte zu ihr: „Wissen Sie schon? Sergius ist beinahe ganz genesen; man hatte ihm nichts von Ihrer Krankheit gesagt, er rief immer nach Ihnen, erwartete

Sie jeden Tag, bat seine Mutter, herzukommen und Sie abzuholen; endlich hat Anselmini ihm die ganze Geschichte verrathen. Der Arme! er ist außer sich, man muß ihn im Auge behalten, aber ich fürchte, daß er doch Unvorsichtigkeiten begehen wird, — wenn Sie sich nicht beeilen, gesund zu werden, können sie ihn eines schönen Tages hier sehen."

Der Doctor sprach nicht weiter, erschrocken über den entsetzten Blick der Kranken. Woher aber dieser Schrecken, diese Entrüstung! Wenn ihre Liebe so weit gegangen war, daß sie zum Geliebten hineilte und sich seine Krankheit ansteckte, warum hüllte sie sich dann nachher in solche unnahbare Strenge? Er versuchte ihr deutlich zu machen, daß Sergius sie nicht compromittiren würde, denn vor vierzehn Tagen könne für ihn noch von Ausgehen keine Rede sein und bis dahin würde sie ganz gesund sein.

Ach, Arzt des Körpers, wie schlecht kennst du die menschliche Seele! Siehst Du denn nicht, daß diese Frau sterben will, um für immer der Liebe, dem hoffnungslosen Kampfe zu entfliehen? Also Sergius verlangte nach ihr, er wollte kommen und sie selbst noch im Arme des Todes aufsuchen? Es gab keinen Ausweg! Sie hatte sich ihm für immer hingegeben und konnte sich selbst nicht mehr zurücknehmen. Und wo sollte sie die Stärke, den festen Vorsatz, die Willenskraft dazu finden? Also mußte sie sterben! mußte sich bald im Grabe verbergen, dort wo Niemand sie mehr suchen würde! — — —

Von all diesen Gedanken bemerkte oder ahnte der marterialistische Arzt nichts. Er befahl Gegia, der Kranken öfters ein Löffelchen von dem Beruhigungsmittel einzugeben und entfernte sich kopfschüttelnd.

„Gieb mir das Fläschchen", murmelte von Zeit zu Zeit die Kranke, von wachsender Aufregung ergriffen, und Gegia reichte es ihr mechanisch, in Gedanken ganz mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt: ihr Liebhaber hatte ihr geschrieben, aber der Brief enthielt nur Klagen und Vorwürfe, keine Versprechungen — ach, die arme Gegia! was sollte aus ihr werden?! —

Die Schatten dunkelten im Zimmer und das Röcheln der Kranken wurde leiser. Die Arme war aus einer langen Betäubung ruhig und klarsehend erwacht; ihr Verstand leuchtete noch ein Mal hell auf und ließ sie ihrer nahen Auflösung ohne Furcht entgegen sehen. Wie schnell kam der Tod über sie! Die Freuden und die Leiden ihrer Vergangenheit zogen an ihr vorüber und verschwanden dann in weiter Ferne; die Gesichter ihrer Lieben erschienen ihr und verschwammen dann wieder in dichtem Nebel. Es überlief sie ein kalter Schweiß, als sie an die Kälte des Grabes dachte, langsam flossen die Thränen des Todeskampfes aus

den erstarrenden Augen der armen Frau, ohne daß sich eine theilnehmende Hand ausstreckte um sie zu trocknen.

Würde auch Sergius weinen? Sie hörte ihn wie aus weiter Ferne und es schien ihr, als würde der Raum, der sie trennte, immer größer — die geliebte Stimme drang zu ihr wie der gedämpfte Wiederhall der Welt, von der sie abschied. Ach, warum war er nicht bei ihr, warum beugte er sich nicht bleich und traurig über sie? — Aber nein! er sollte ja am Leben bleiben, er würde noch lieben und glücklich werden, sie allein ging dahin. — — So war denn alles zu Ende? Alles! Sie ging dahin, den steilen Abhang hinab, nichts konnte sie zurückbringen! Es schien ihr als ob der Fluß sie in rascher Strömung fortrisse, und sie gab sich hin — ohne Widerstand. — —

Plötzlich strömt ihr das Blut mit Macht zum Herzen zurück; ihr Gewissen erwacht klar und unerbittlich: Worte, Thaten, Gefühle nehmen ihre wahre Gestalt an. Sie hat den Gedanken an die Krankheit gehegt, hat an sich selbst gezweifelt, nicht mit all ihren Kräften gerungen. — Warum nicht von der Zeit sichere Heilung erwarten? Warum so jung sterben, während die Heiligkeit der Pflicht ihr vor Augen steht und ihr den Sieg verheißt?

Aber der Tod naht sicher und unerbittlich, — es ist zu spät! Jetzt muß sie sterben! — Warum sterben? Und in diesem Warum drängt sich die ganze Verzweiflung eines jungen Wesens zusammen, welches sich im Augenblick des Abscheidens vom Leben dagegen auflehnt. — Warum? Warum? — Und die Seele entflieht in das Unbekannte, das Unwiderrufliche! — Das schuldvolle Bild will noch einmal an ihrem Bette erscheinen, lebendig, wie ein ferner Gipfel vom letzten Strahl der untergehenden Sonne beleuchtet, der verbotene Name will noch ein Mal vom Herzen auf die Lippen steigen wie der kaum hörbare Wiederhall einer fernen Musik. — Aber es ist zu spät! — Dunkel umhüllt diese Frauenseele, welche noch im Arme des Todes mit sich selber kämpft und die geheimnißvolle Stimme des Engels ruft ihr ins Ohr: „Du bist gerettet! Ruhe aus, Du Arme! Du darfst nicht mehr kämpfen!“

— —

— —

Der Tod wurde erst nach Verlauf mehrerer Stunden festgestellt. Margarethe starb, wie sie gelebt hatte: allein!

Fulvius war niedergeschmettert durch diesen Verlust; in seinem Egoismus war er empört über den ihm wider seinen Willen auferlegten Schmerz, über all die Unannehmlichkeiten und Mühen, die nun über

ihn kamen. Was würde sein Leben ohne seine Frau sein? Und nun gerade jetzt, da er reich geworden war und als großer Herr leben wollte? Gerade jetzt, da er Margarethe brauchte, mußte sie ihm ganz unvorbereitet und unerwartet entrissen werden! Er verwünschte das Schicksal, den Arzt und Gegia; sein Schmerz war wortreich, würdelos, nicht sehr tief, aber wahr! Er hatte sie auf seine Weise geliebt, sie wie es zu seiner Natur paßte und mit der Zeit würde er sich auf dieselbe Weise trösten.

Graf Anselmini erwies sich bei dieser Gelegenheit als wahrer Freund; er übernahm die Vorbereitungen zum Begräbniß, die Anzeige auf dem Standesamt, die Abmachungen mit dem Pfarrer wegen des Leichenzuges und der Todtenmesse; bestellte den vergoldeten Wagen mit vier sanften Rappen mit glänzend schwarzem Geschirre, wählte den mit Blei überzogenen Sarg, innen mit weißer Seide ausgeschlagen, wie die Wiege eines Fürsten, kaufte eine Unmasse Blumen — kurz entfaltete seine ganze Thatkraft. Ihm war es alles eins: Bazare, Concerte, Begräbnisse, wenn er nur seiner Phantasie freien Lauf lassen konnte, und Rom sprach noch lange von dem Begräbniß der Terzani, welche im vollen Glanz der Schönheit und Jugend dahingegangen war.

Beim Anblick der fahlen Leiche überkam dem Doctor Fedi ein bedenklicher Argwohn; er bemerkte das leere Morphiumfläschchen, erkundigte sich bei Gegia, wie oft es wieder gefüllt worden war und schüttelte den Kopf, sagte aber nichts. — Er begnügte sich damit, zwischen den Zähnen zu murmeln: „hoc erat in votis!“ Sie ist zufrieden! Dann schlich er sich schnell davon, um nicht Fulvius zu begegnen, und fast als wolle er einen leisen Gewissensbiß vertreiben, murmelte er weiter: „Wer an seinem Unglück schuld ist, beweine sich selbst — kurz, wenn es nun einmal bestimmt war, daß sie sterben sollte —. Was hilft es gegen das Geschick zu kämpfen?“ — Der Doctor Fedi liebte damals Sprichwörter und Citate, vielleicht weil er sich mit hochtönenden Phrasen auf seine bevorstehende Wahlrede vorbereitete.

Solfa seinerseits hatte sich für Größeres aufgehoben, als der Zug auf dem Campo Verano, dem großen Friedhofe von Rom, anlangte, und die wenigen Freunde ihre Hand voll Erde in die Grube geworfen hatten, bat er, einige Worte sprechen zu dürfen:

„Sie war eine „wunvergleichliche“ Frau! ein Mwuster von Twugend und Reinheit“ und triumphirend schloß er mit den Versen Leopardi's:

Dilegvuarsi così qvuasi non sorta,
E cangiar cogli oscvuri
Silenzi della tomba i dì fvutvuri!

Die sterbliche Hülle der armen reizbaren Frau mußte noch im Grabe erbeben! O weh! das Lächerliche verfolgt uns ohne Erbarmen, auf das rührende Trauerspiel folgt die plumpe Posse. —

— —

Und nun fragt nicht nach Sergius, nach seiner Mutter, nach Olga, besser ist es nichts von ihnen zu wissen; was die Zukunft brachte, kann man sich denken.

— —

Vor einigen Tagen sah man auf den Prati di Castello einen eleganten Wagen. Er fuhr rasch dahin, denn es war ein Gewitter im Anzuge; ein kalter Wind peitschte den Boden und das grünliche Wasser des Tiber. Der Himmel schien mit einem bräunlichen Stahlschilde bedeckt, welches die Sonne da und dort zu durchbrechen suchte, als zürne sie, verdeckt zu sein; ein seltsames ungewisses Licht streifte das Wasser, spielte in den Zweigen und ließ die Fensterscheiben an einem Balkon über dem Flusse wie Diamanten erglänzen: man hörte keinen Donner, aber die Luft erbebte seiner harrend. In dem Wagen lehnte eine kalte, hochmüthige junge Frau den Kopf an die blauseidnen Kissen, als sei er von der Last der aschblonden Flechten müde.

Neben ihr saß ein junger Mann; zitternd schaute er auf den Fluß und den hellbeleuchteten Balkon; auch in seinen Augen leuchtete es, wie Vorboten eines Gewitters. Wenn der Blitz neben ihm eingeschlagen wäre, hätte er sich vielleicht nicht so traurig und elend gefühlt.

Ende.

Pädagogische Reformbestrebungen im Alterthum.

Von

Dr. Johannes Ilberg,
Oberlehrer am Kgl. Gymnasium zu Leipzig*).

Das idyllische Stillleben, das unsere höheren Bildungsanstalten noch vor einer Reihe von Jahren führten, hat aufgehört. Es kamen die Paulsen und Preyer, es kam der Freiherr von Schenckendorff, es kamen die Reformvereine. „Erklärung" folgte auf „Erklärung", eifrig wurde in Versammlungen, in der Presse, zuletzt in der großen Berliner Schulkonferenz verhandelt; und wenn auch die Durchsicht ihrer umfangreichen, vor kurzem veröffentlichten Sitzungsprotokolle lehrt, daß darin für die humanistische Bildung von kräftiger Hand manche Lanze gebrochen worden ist, so stellen die Gegner doch seit geraumer Zeit die Sache so dar, als würden Lehrer und Schüler der Gymnasien

> „auf dürrer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
> Und rings umher liegt schöne grüne Weide".

Jahrhunderte haben daran gearbeitet, der Jugenderziehung eine erfreuliche und nützliche Marschroute vorzuschreiben. Aber kaum jemals waren die Ansichten über die einzuschlagende Richtung verschiedener als jetzt, kaum jemals wurde die Spezialkarten-Produktion auf dem Gebiete der Pädagogik mit größerer Fruchtbarkeit betrieben; von guten und schlechten Geographen, von verständnißvollen und touristischen Besuchern der Ruinen Athens, ja sogar von einem rücksichtslosen Afrika- und Andenreisenden.

Den großen historischen Atlas, genannt „Geschichte der Pädagogik", schlägt man niemals auf, ohne das eigene Urtheil gefördert zu sehen. Mögen viele Vertreter der exakten Wissenschaften die Geschichte ihres

*) Vortrag, gehalten auf der I. Hauptversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrer-Vereins zu Zwickau am 4. April 1891.

Faches verachten, sie thun es immer zu ihrem Nachtheil. Mag ein Mann wie Diesterweg seinen Volksschullehrern die billige Weisheit verkünden, das meiste historisch-pädagogische Wissen, besonders der grauen Vorzeit, sei unnützer Kram, wir dürfen es nicht zugeben. Würden wir ja damit sozusagen den Ast absägen, auf dem wir sitzen, dann wär's zu Ende mit der Fernsicht über Berg und Thal.

Naturgemäß sind es zwei Gesichtspunkte, aus denen die Betrachtung eines Abschnitts der Geschichte der Pädagogik fruchtbar wirkt. Wir lernen daraus ein charakteristisches Stück Kulturgeschichte kennen, das jeweilige Bildungsideal der einzelnen Völker und Zeiten wird uns lebhaft vor Augen geführt. Neben diesem rein theoretischen Interesse geht jedoch ein hervorragend praktisches. Gerade jetzt, wo die Fragen der Erziehung und des Unterrichts mit Feuereifer allenthalben diskutirt werden, wo die Reformvorschläge wie Pilze aus der Erde schießen, sodaß alljährlich ein starker Band kaum die knappe Uebersicht der pädagogischen Litteratur zu fassen vermag, in dieser Zeit sehnt man sich recht innig nach einem festen Pol in der Erscheinungen Flucht, wie ihn die Lehrmeisterin Geschichte zu bieten vermag, kann uns auch keine Analogie ähnlich bewegter Zeiten in verflossenen Jahrhunderten mit Sicherheit lehren, wie's enden wird.

Wer einen tieferen Blick in die Geschichte der Medizin gethan hat, der weiß sehr wohl, daß eine lange Reihe wichtiger Erfahrungen im Fach der Heilkunde zwar von den Aerzten des Alterthums mit bewunderungswürdigem Scharfblick bereits gemacht war, später jedoch durchaus in Vergessenheit gerieth. Erst die medizinische Wissenschaft der neuesten Zeit hat manches Derartige mit ihren weit vollkommneren Mitteln selbständig von Neuem entdeckt. Auch von der Pädagogik der Alten läßt sich manches lernen, nicht etwa nur was zu thun, auch was zu vermeiden ist. „Vestigia terrent", das ist eine noch nützlichere Lehre, als die einfache, übrigens nicht mehr ganz originelle Wahrnehmung, daß alles schon einmal dagewesen ist.

Es ist keine einfache Sache um die Erkenntniß der vielgepriesenen und heute in ihrem Werthe so vielfach unterschätzten Vorbildlichkeit der antiken Kulturgeschichte. Das Vorbild ist den Nachlebenden ja keineswegs in unversehrtem Zustande erhalten. Es gleicht in mancher Hinsicht einem kostbaren, aber lange Zeit vernachlässigten Gemälde, das in der Rumpelkammer dunkler Jahrhunderte tief nachgedunkelt, von Staub und Spinnweb arg mitgenommen wurde und der Hand des kundigen Restaurators bedurfte. Es gleicht dem halbzerstörten Mosaikwerke, dessen Fugen gesprengt, dessen Steine zum guten Theil verloren oder durch-

einandergeworfen waren. An Wiederherstellern hat es wahrlich nicht gefehlt seit jenem herrlichen Jahrhundert, das die Wissenschaften überhaupt wiederherzustellen begann. Aber die Restauration war keine Aufgabe, die von einer oder etlichen Generationen zu lösen gewesen wäre. Dazu war sie nicht allein zu umfangreich, es mußte auch erst die rechte Herstellungsmethode entdeckt und vervollkommnet werden. Auf das Zeitalter der gefälligen, aber gewissenlosen Uebermalung des Kunstwerks, auf die Periode der handwerksmäßigen Zusammenschichtung der einzelnen Mosaiksteine ohne wahres historisches Verständniß und die Erleuchtung künstlerischer Phantasie ist ein besseres Jahrhundert gefolgt. Die historische Methode wurde ausgebildet und hat auf zahllosen Gebieten schöne und unerwartete Resultate ergeben. Unter ihrem befreienden Einfluß wuchs die jetzt lebende Generation auf und lernte nach ihr denken und forschen. Um so ruhigeren Blickes dürfen wir in die Zukunft schauen, wenn in unserm eminent historisch geschulten Zeitalter auch der andere Genius des Jahrhunderts seinen Flügelschlag vernehmen läßt, der Genius der praktischen Errungenschaften unserer modernen Welt, der der Natur mit Hebeln und Schrauben ihre Geheimnisse abzwingt, der sie in den Dienst des Menschen fesselt, aber freilich beim Anblick klassischen Bodens nur von dem Gedanken bewegt wird, ob sich darunter wohl ein rentables Kohlenflötz erschließen lasse, oder welche Schwierigkeiten er vielleicht dem Bau einer Eisenbahn biete.

Pädagogische Reformbestrebungen im Alterthum! Wann traten sie auf? wodurch wurden sie verursacht? welches war ihr Erfolg?

Eingehendere Nachrichten über die griechische Jugenderziehung der älteren Zeit haben wir nicht viele. Wie bekannt, ist die Frau die beste, von der man am wenigsten spricht. Von der Schule, überhaupt von den Erziehungsgrundsätzen, gilt etwas Aehnliches. Daß in Solonischer Zeit, zur Zeit der Freiheitskämpfe gegen Persien die griechische Erziehung auf rechter Bahn war, beweisen am besten ihre Früchte. Die unvergleichlichen Triumphe hellenischer Kultur auf allen Gebieten setzen ein kerngesundes Erziehungssystem voraus, wie auch umgekehrt die von den höchsten Ideen getragene, frisch-lebendige Umgebung, in der die Jugend aufwuchs, mit ihrer wundervollen Harmonie den tiefsten Eindruck auf ihre Herzen machen mußte. Die Männer, denen Pindars Lobgesänge und die Chorlieder ihrer Tragödien die Festfreude verschönten, hatten früh gelernt: Res severa verum gaudium; ihnen, die das Leben nach allen seinen Bethätigungen als edlen Wettkampf auffaßten, vom olympischen Sieger bis zum bescheidensten Statisten der Bühne oder des

panathenäischen Festzuges, war früh die Mahnung ins Herz geprägt worden:

Immer der Erste zu sein und hervor sich zu thun vor den andern.

Wir hören nichts von staatlichem Schulzwang in jener Zeit, nichts von engherzigem Nützlichkeitsprincip — Sparta natürlich ausgenommen, dessen Verhältnisse eigenartig sind — und doch ist Jonien die Wiege unserer Kultur gewesen, dennoch durfte Thukydides schon einen Perikles seine Stadt als „Erzieherin von Hellas" preisen lassen.

Man handelte in jenem Frühlings- und Blüthenalter der Menschheitsgeschichte auch auf dem Gebiete der Pädagogik nach dem Grundsatze, den wenig später, aber schon unter sehr veränderten Verhältnissen Isokrates ausspricht: „daß man nicht die Hallen mit Gesetztafeln, sondern die Seele mit dem Bilde der Gerechtigkeit erfüllen müsse, denn nicht durch Volksbeschlüsse, sondern durch Charakter würden die Staaten wohl verwaltet". Die so geübte Erziehung wirkte um so nachhaltiger auch für das spätere Leben, als der damalige Staat ja selbst nur eine große, mannigfaltig gegliederte Familie war. Wie im Hause das Ansehen des Vaters, so galt im Staate das der bejahrten Männer. „Wer will reden von denen, die über fünfzig Jahre alt sind?" rief der Herold in der athenischen Volksversammlung; und beweglich genug klagt Aristophanes als Wortführer der alten guten Zeit darüber, wie schmählich neuerdings eine grüne Jugend vergesse, grauen Häuptern die schuldige Ehrfurcht zu erweisen.

Denn in der That: „Nichts heißts, in Maßen erzogen zu sein" konnte bereits am Ausgange des fünften Jahrhunderts ausgerufen werden. Man weiß, wie damals in Athen die Klagen über falsche Jugenderziehung sich häuften, wie uns beispielsweise in den „Wolken" des Aristophanes eine rein pädagogische Komödie vorliegt, in der als Vertreter der alten und neuen Bildung die „gute Sache" sammt der „schlechten" die Bühne beschreitet, wie endlich derselbe Streit schon im Erstlingsstücke des Dichters, den „Schmausern", vorgeführt wurde. Pädagogische Reformlehren, das weiß jeder Leser des Plato, werden plötzlich in Masse aufgetischt. Wohl begreiflich; die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Die Durchschnittsbildung war damals zweifellos bedeutend höher, als zur Zeit der Marathonkämpfer, woher trotzdem der allgemeine Nothstand?

Schon früh regte sich in dem beweglichen hellenischen Geiste der Widerspruch gegen das Hergebrachte. Herben Tadel schüttet Xenophanes aus, sowohl über das Bibelbuch des musischen Unterrichts, gegen Homer, der gleichwie Hesiod den Göttern alles Schändliche angedichtet, Dieb-

stahl, Ehebruch und Betrug, als auch über die gymnastische Grundrichtung der älteren griechischen Pädagogik.

„Unsere Weisheit
Achte du trefflicher als Stärke von Mann und von Roß"

ruft er voll Selbstbewußtsein aus. In einsamer Größe ragt aus dem alltäglichen Treiben seiner Vaterstadt der herbe Charakter eines Heraklit. „Vielwissen bildet den Verstand nicht" ertönt die Mahnung des Ephesiers; und in gleicher Weise hält es Demokrit für nöthig mit den Worten aufzutreten: „Viel zu verstehen, nicht vieles zu wissen gilts". Der Abderit schrieb bereits: „Ueber Bildung", es sind etliche Goldkörner aus dem Büchlein noch heute erhalten. „Bildung" (παιδεία) ist eines der Hauptschlagwörter der Zeit, wie „Aufklärung" im vorigen Jahrhundert.

Wir sprechen von der Periode, in welcher der Pulsschlag des griechischen Geisteslebens ein beschleunigtes, vielfach sogar ein fieberhaftes Tempo angenommen hatte. Es war damals sehr am Platze, einem Bildungsschwärmer à la mode mit Demokrit warnend zuzurufen: „Wolle nicht alles wissen, damit du nicht in allem ein Stümper wirst". Die führenden Geister, die in der Jugendbildung eine wahre Revolution hervorgerufen hatten, waren die von jeher vielgehaßten Sophisten.

Der Elementarunterricht natürlich wurde vorerst vom Siegeslaufe der ganz Griechenland erobernden Modeweisheit nicht berührt. Er hielt sich vorläufig noch in alter, strenger Einfachheit, wie er in reizender Veranschaulichung auf einer berühmten rothfigurigen Schale des Vasenmalers Duris im Berliner Antiquarium vorgeführt wird, die gerade aus unserem in Rede stehenden Reformzeitalter stammt. Auf dem einen Bilde ist eine Schreibstunde und eine Flötenstunde dargestellt, auf dem andern wird eine Dichterstelle aufgesagt und Unterricht im Leierspiel ertheilt. Der heranwachsende Jüngling freilich begnügte sich damals nicht mit diesem bescheidenen Bildungsfundament, sofern er nach Höherem strebte. Ihm winkte die lockende Aussicht, Macht und Ruhm bei seinen Mitbürgern zu erwerben, nur dann, wenn er zu den berühmten Weisheitslehrern seiner Zeit in die Schule ging und die beträchtlichen Kosten ihrer Unterweisung nicht scheute. Staat und Gesellschaft waren nachgerade sehr anspruchsvoll geworden; und der echt griechische Wissensdurst, der sich mit gleichem Feuer auf die tiefsten Fragen der Erkenntniß warf, wie auf die raffinirt sich steigernde praktische Ausbildung, verschaffte den neuauftretenden glänzenden Lehrmeistern ungeheuern Zulauf von allen Seiten.

Es ist schwierig, die positiven Aufgaben scharf zu begrenzen, die sich die Sophistik stellte. Lag ja doch ihre Hauptstärke in der virtuosen Ausbildung der Dialektik, nicht in wissenschaftlicher Forschung oder in der wohlerwogenen, systematischen Mittheilung eines Wissensstoffes. Durch die rhetorischen Kunstgriffe, die von ihr gelehrt wurden, konnte keine gymnastische Durchbildung des Geistes erreicht werden, wie wir sie heutzutage trotz des Widerspruchs der Gegner nicht geringschätzen möchten. Der Sophist arbeitete in erster Linie auf den äußeren Effekt, den praktischen Erfolg hin, und die Gefahr liegt sehr nahe, daß wir auf ein ähnliches Schein- und Phrasenwesen hinauskommen würden, sollte manchen Rathschlägen unserer modernen Jugendfreunde Erfolg beschieden sein, besonders denen, die in der Tagespresse gelegentlich laut werden.

Die antike Sophistik liefert manche, nicht nur äußerliche Vergleichspunkte mit der Publicistik unserer Tage. Ist die anmuthige Erzählung des Prodikus von Herkules am Scheidewege, gegen die tiefsinnigen Spekulationen der älteren Philosophen gehalten, nicht das Urbild eines geistvollen Feuilleton? Weiß nicht mancher Held der Feder (man denke an Freytags Journalisten) in ähnlich geschickter Weise über alle denkbaren Dinge pro et contra zu schreiben, wie jene gewandten Redekünstler? Und endlich, wer anders stellte denn damals Untersuchungen über Staatsverfassungen an, verbreitete bestimmte politische und religiöse Anschauungen in den weitesten Kreisen, schrieb Flugschriften aller Art über Bildung und jede menschliche Thätigkeit, als die Sophisten? Wer anders hat denn damals einen nur annähernd bedeutenden, leider oft verhängnißvollen Einfluß auf Staatsverwaltung, Moral, auf Ausbildung des litterarischen Stiles aller Gattungen ausgeübt, als ein Protagoras, Gorgias, Hippias und ihre Anhänger? Die Analogien ließen sich mutatis mutandis noch viel mehr ins Einzelne verfolgen.

Der Journalist wehrt sich, wenn er „Hungerkandidat“ gescholten wird, das ist gewiß menschlich. Auch die Sophistik beurtheilte man früher streng und ungünstig, indem man sich vorzugsweise auf Platos Parteistandpunkt stellte; erst allmählich ist man zu einer allseitigen Würdigung ihres Wesens gelangt.

Man darf sich hier nicht zu weit fortreißen lassen. Es geht nicht an, den Protagoras zum Vertreter eines gesunden Positivismus zu stempeln, wie das neuerdings allen Ernstes versucht wird. Das wesentliche Element seiner Lehre, wie überhaupt der ganzen Sophistik, liegt in der Betonung des skeptischen Standpunkts. Wer aber glauben sollte, daß dieser Zweifel an der Wirklichkeit des Erkennbaren davon

abgeschreckt hätte, überhaupt zu erkennen und zu lernen, der würde sich täuschen. Gerade das Gegentheil war der Fall. Die Gegenstände des Unterrichts mehren sich zusehends, ein encyklopädistisches Zeitalter ist angebrochen. Man sehe, welche Masse von Kenntnissen Hippias umfaßte, der von Plato in spöttischer Weise als Hauptvertreter der Astronomie, Geometrie, Arithmetik u. s. w. genannt wird. Es währt nicht lange, da tauchen Mathematik und Naturwissenschaften, überhaupt die Realien, auch als Gegenstände des Elementarunterrichts auf, mit ihnen zugleich die Klagen wegen „Ueberbürdung" mit Lernstoff. Man erfindet allerlei Mittel und Wege, um das Lernen zu erleichtern, den gewaltig angewachsenen Stoffe zu bezwingen. Mnemotechnische Künste werden ersonnen; an Stelle der alten Dichter treten Anthologien und Gnomologien, von denen bereits Plato zu berichten weiß. Vielleicht das Originellste leistete Kallias, der Komiker, der um 400 v. Chr., wohl zur besseren Einübung des neueingeführten ionischen Alphabets, ein Scherzspiel in Versen, die sogenannte „Grammatische Tragödie", verfaßte, in der die einzelnen Buchstaben, die Vokale als Frauen dargestellt, im Chor auftraten.

Durch die geistige Umwälzung, die von der Sophistik veranlaßt war und durch den Jammer des peloponnesischen Krieges mit seinen traurigen Folgen waren die Grundfesten des hellenischen Lebens erschüttert worden. Zuviel war in den hellenischen Herzen wie auf hellenischem Boden verwüstet; jetzt galt es wiederherzustellen auf tieferem Fundament. Die Sophistik hatte sich noch nicht ausgelebt, war aber in ruhigere Bahnen eingelenkt. Verhallt waren die Trompetenstöße ihrer ersten Vorkämpfer; man hatte sich allgemach an das Brillantfeuerwerk ihrer rednerischen Leistungen gewöhnt; sie waren selbst anspruchsloser geworden und beschränkten sich hauptsächlich, in der Weise des Isokrates, auf den praktischen Unterricht in der Redekunst.

Dagegen war es die mächtig erstarkte Philosophie des vierten Jahrhunderts, von der die Erziehungsfragen in die Hand genommen wurden. Plato und Aristoteles erscheinen auch hier als die gewaltigen Systematiker, jeder in seiner welthistorischen Eigenart.

Der große Blutzeuge der Pädagogik, dahingeopfert, „weil er die Jünglinge verderbe", wirkte herrlich fort in seinem edelsten Schüler.

Welchen praktischen Einfluß Plato durch seine meisterhafte Ausbildung der heuristischen Methode im Dialog auf den höheren Unterricht ausgeübt hat, das ließe sich nur darlegen im Zusammenhang mit der Schilderung seiner ganzen wissenschaftlichen Lehrthätigkeit in den Säulenhallen und unter den Platanen der Akademie. Ebenso darf

hier nur angedeutet werden, in welcher Weise Aristoteles seinen Lehrberuf auffaßte, wie er unter seinen Schülern eine Organisation der Arbeit durchführte, die in der ganzen Weltgeschichte wenig ihres Gleichen hat. Nur die bis ins Einzelne ausgebauten Erziehungslehren der akademischen und peripatetischen Schule von Athen sollen uns kurz beschäftigen.

Es muß im vierten Jahrhundert, nach den erhaltenen Büchertiteln zu schließen, eine recht umfangreiche Litteratur „Ueber Erziehung" gegeben haben. Fast jeder namhafte Philosoph nahm Stellung zu dieser Frage, ohne daß jedoch weiter greifende praktische Resultate sogleich erzielt worden wären. Denn auch jetzt noch verhielt sich der Staat ablehnend gegen die Zumuthungen einer Neuordnung des Unterrichtswesens von oben her. Es gab keinen von der Behörde vorgeschriebenen Lehrplan, keine öffentlich angestellten Lehrer.

Leicht ist es verständlich, weshalb gerade Plato der erste war, der den stolzen Bau eines Systems der Staatserziehung begründete.

Im Gegensatze zu den Sophisten hatte bereits seit Sokrates eine ethische Richtung in der Philosophie die Oberhand gewonnen. Der Verfall des Staatswesens wurde so offenkundig, daß die Einsichtigen erkannten, so dürfe es nicht weiter gehen. Schon die Pythagoreer hatten auf die Pädagogik großen Werth gelegt; in einem pythagoreischen Traktate wird gefragt: „Was ist die Grundlage eines jeden Staatswesens? — Die Jugenderziehung." Nun faßte der auch sonst vom Pythagoreismus, vom aristokratischen Doriertbum mit seiner straffen Staatszucht stark beeinflußte Philosoph den kühnen Plan einer sittlichen und gesellschaftlichen Erneuerung seines ganzen Volkes. Er schrieb seinen „Staat" und seine „Gesetze" und widmete dabei einen großen Theil seiner Sorgfalt einer vollständigen Reform der Jugenderziehung.

Unmöglich war es, dieses Idealgebäude in Wirklichkeit zu übersetzen. Die Zeit war den platonischen Utopien durchaus ungünstig. Wo hätten sich denn damals die Männer gefunden, geeignet, eine so stramme Centralisation des Erziehungswesens zu unternehmen, ganz abgesehen von deren innerer Undurchführbarkeit? Ebensowenig, wie durchzusetzen war, daß die Philosophen herrschten, konnte die strenggegliederte platonische Aufeinanderfolge der einzelnen Studien eingehalten werden.

Ganz anders angelegt ist des Aristoteles Staatspädagogik. Sie versucht eine großartige Zusammenfassung der vorausliegenden Bestrebungen. Den platonischen Idealismus theilt sie in ihrem Ziele,

ohne den Boden des praktischen Lebens in ihrer Methode unter den Füßen zu verlieren. So bildet sie zugleich einen Abschluß und einen Anfang.

Auch bei dem Stagiriten macht die Erziehung einen Theil der Politik aus. Aber der große Empiriker hält sich wie immer viel mehr an das Gegebene. Ich wüßte nicht, wessen pädagogische Grundgedanken im Alterthum uns Modernen mehr aus der Seele gesprochen sein könnten, als die des Aristoteles.

Die sittliche Hebung des Menschen, so lehrt er, ist das Endziel der Erziehung, denn darauf beruht das Staatswesen. Die zu diesem Zweck zu betreibenden Unterrichtsgegenstände müssen um ihrer selbst willen betrieben werden; die allein fürs praktische Leben nützlichen sind auch nothwendig, aber von minderem Werth; in den Vordergrund gerückt schädigen sie sogar die Zöglinge, „in Wahrheit, sie machen sie zu Banausen". Möchten doch unsere modernen Nützlichkeitsfanatiker allesammt diese Worte des größten aller Realisten beherzigen!

Theoretisch steht Aristoteles, wie fast in jedem Zweige seiner ungeheuren Thätigkeit, auf der Höhe des Alterthums. Tief zu beklagen ist der Verlust des größten Theiles seiner pädagogischen Ausführungen, die wir nicht weniger begierig aufnehmen würden, als sein neuerstandenes Buch „Vom Staate der Athener".

Ein buntes Bild mannigfaltiger Bestrebungen bietet die Pädagogik der hellenistischen Periode. Die Philosophenschulen mehren sich, eine jede natürlich befaßt sich auch mit der Erziehungsfrage. Man muß im Allgemeinen sagen, daß im dritten Jahrhundert das praktische Interesse gegen das theoretische immer mehr hervortritt. Das öffentliche und litterarische Leben ist recht nüchtern und bürgerlich geworden. Selbst die in alter Zeit geistsprühendste und phantasievollste Litteraturgattung, die Komödie, kann mit ihren massenhaften, zum Schulgebrauch wie geschaffenen Sentenzen den Zug der Zeit nicht verleugnen. Wie reizlos sind auch in der Form die unerträglich breiten Abhandlungen eines Chrysippus, die nachlässig stilisirten Schriften Epikurs! Es ist kein Wunder, wenn diese Zeitströmung auch in der Pädagogik an Boden gewinnt. Man ging, statt in die Tiefe, immer mehr in die Breite. „Encyklische Bildung" ist die allgemeine Losung, wie der Hellenismus auch äußerlich den ganzen Kreis des Mittelmeerbeckens zu umfassen beginnt. Es verbreitet sich ein Materialismus in der Pädagogik, der auch heutzutage wieder die Einheitsschulbestrebungen durchzieht. Ueberlastung mit Lernstoff war die unausbleibliche Folge davon. Schon Menander hatte wieder Grund zu mahnen:

„Viel besser ist es, Eines hast du gut gelernt,
Als oberflächlich anzurühren vielerlei“,

während Timon von Phlius, der beißende Schmähdichter, sein Verdammungsurtheil fällt über die platte Vielwisserei,

„der an Hohlheit nichts zu vergleichen.“

Es kann niemandem einfallen, diese Polyhistorie schlechthin zu verwerfen, soweit sie sich in der Wissenschaft äußerte. Die Jahrhunderte der schöpferischen Originalität waren dahin; wir sind den Männern mit den „ehernen Eingeweiden“, die in den Museen von Alexandria und Pergamon saßen, für ihre philologische Thätigkeit zu tiefem Danke verpflichtet, denn was würden wir wohl ohne sie von der griechischen Litteratur der Blüthezeit besitzen?

Ob aber die nunmehr für den Schulgebrauch aufkommende Grundrißlitteratur, die das Bemühen jener Philologen zur Voraussetzung hatte, auch den Grund zur Tugend und Glückseligkeit in der heranwachsenden Jugend zu legen vermöchte, daran zweifelten weise Männer. Die Handbücher der Mythologie, die Inhaltsangaben von Heldengedichten, die chronologischen Tabellen verschiedener Art, die von unserer Philologie in mühsamer Quellenforschung ausgegraben worden sind und noch ausgegraben werden, zeigen uns deutlich das Bestreben, dem vielseitigen Unterricht zu Hilfe zu kommen.

An vielen Orten trägt jetzt der Staat für das Schulwesen Sorge, ernennt Schulbehörden und Lehrer und erläßt Schulordnungen. Ein anschauliches Bild von den Schulverhältnissen der ionischen Stadt Teos in hellenistischer Zeit giebt eine ausführliche, dort gefundene Inschrift. Darin wird verordnet, daß die Knaben vom siebenten bis sechzehnten Jahre drei Klassen durchmachen sollen, jede mit dreijährigem Kursus. Der Klassenlehrer der Prima soll 600 Drachmen (damals = 421 Mark) Jahresgehalt beziehen, der in Sekunda 550, der in Tertia 500 Drachmen. Auf die grammatische und litterarische Ausbildung folgt vom sechzehnten bis achtzehnten Jahre die musikalische, für die ein Musiklehrer für 700 Drachmen angestellt ist. Zwei Turnlehrer sind außerdem an der Anstalt thätig, sie beziehen je 500 Drachmen. Fechten, Bogenschießen und Speerwerfen wird nur vorübergehend gelehrt; die Lehrer für diese Uebungen muß der Gymnasiarch aus seiner Tasche bezahlen. Auch öffentliche Prüfungen sollen regelmäßig abgehalten werden, die Lokale dafür werden festgesetzt. Ueber mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht sagt die Schulordnung von Teos nichts, doch wissen wir anderweitig, daß er betrieben wurde. Auch die Zeichenkunst war

schon seit dem vierten Jahrhundert sehr geschätzt und wird sogar als Gegenstand des Wettstreites erwähnt.

Stoiker und Epikureer nehmen zu dem derartig geordneten Erziehungswesen, das man sich durch das Treiben an den Mittelpunkten der Wissenschaft ergänzt denken muß, eine mehr oder weniger ablehnende Stellung ein. Auf ihre eigene Weise suchten die Philosophenschulen das ethische Bildungsideal, das ihnen vernachlässigt oder verloren schien, im Menschen wiederherzustellen. Mit den Freiern der Penelope, die sich schließlich mit den Mägden des Hauses begnügten, verglich der Stoiker Ariston von Chios die Verehrer der encyklischen Wissenschaften. Eins ist noth! hob die Stoa immer nachdrücklicher hervor, je mehr im Laufe ihrer Entwickelung ihre Ethik vor der Logik und Physik das Uebergewicht gewann, je mehr sie aus der zerfallenden bürgerlichen und politischen Welt den Menschen auf sein Inneres verwies. Viele überlieferte Titel der Werke stoischer Schriftsteller, „Über Kindererziehung" und ähnliche, lassen erkennen, daß sie für pädagogische Reformen in diesem Sinn mit Eifer thätig waren.

Wie die Stoiker die Leidenschaftslosigkeit (ἀπάθεια), so setzte Epikur die Seelenruhe (ἀταραξία) den wechselnden Erscheinungen der Außenwelt entgegen. „Fliehe die Bildung gänzlich, mein Bester", schreibt er an Pythokles, „mit vollen Segeln". Epikurs eigene Bildung war mangelhaft, er hatte also vor jeder wissenschaftlichen Bestrebung zu warnen guten Grund. Alle Einzelfächer schienen ihm überflüssig, ja schädlich; einzig die Naturwissenschaft vertheidigte er, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern nur weil sie uns vom Aberglauben befreie.

Diese radikale Opposition gegen den landläufigen Unterricht wird von den Skeptikern fortgesetzt und auf die Spitze getrieben. Die Möglichkeit der Erkenntniß leugneten diese Nihilisten, wie die Möglichkeit einer vernunftgemäßen Erziehung. Das ausführliche Werk des Skeptikers Sextus Empiricus, das man „Gegen die Mathematiker" zu betiteln pflegt, richtet sich nicht allein gegen die Mathematik, sondern gegen alle Gegenstände des Lernens (μαθήματα), und zwar der Reihe nach gegen Grammatik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik.

So weit war es gekommen; die griechischen Reformtheoretiker endigten im aschgrauen Nihilismus. Grau erwies sich aber auch hier nur die Theorie und grün des Lebens goldner Baum. Gerade während des ersten Aufkommens der bildungsfeindlichen Richtungen in der griechischen Welt trat der Grieche Livius Andronicus als Schulmeister in Rom auf und säete das Senfkorn griechischer Bildung in das Ackerland des der-

den Bauernvolkes. Mit ungeahnter Kraft wuchs der exotische Sproß empor. In verjüngter Gestalt schien der griechische Genius aufzuleben. Befruchtend wirkte er auf die Entwickelung des Römergeistes, auf Litteratur, Lebensführung und Jugendbildung.

Mit beflügeltem Schritt sei die Muse in des Romulus wildes Kriegervolk eingedrungen, singt der Dichter. Rasch griff die griechische Reform um sich. Zum ersten Mal erlebt die Weltgeschichte in großartigem Maßstab das Schauspiel, daß ein Volk von der ausgeprägtesten nationalen Eigenart die höhere Kultur eines anderen, gänzlich verschiedenen, in sich aufzunehmen strebt, weil es die eigene als einseitig und unzureichend empfindet. Nicht ohne Kampf ging die Umbildung vor sich, bald aber stehen die streng national Gesinnten grollend allein.

Die altrömische Ueberlieferung hatte bis ins sechste Jahrhundert der Stadt hinein die Erziehung ausschließlich beherrscht, nur im Allgemeinen gehütet von den Sitte und Herkommen schützenden Censoren. Aufs äußerste beschränkt war anfänglich der vom „Litterator", einem Sklaven oder Freigelassenen, öffentlich, oft aber auch im Hause ertheilte Elementarunterricht gewesen; die Haupterziehung hatte im Schoß der Familie stattgefunden. Ein gemüthvoller Zug, gepaart mit patriarchalischer Strenge, scheint uns diese engen Verhältnisse zu durchwehen. Eigenhändig schrieb noch der alte Cato einen Geschichtsabriß „mit großen Buchstaben" für seinen heranwachsenden Sohn Marcus. Vorherrschend ist noch lange der Einfluß der Mütter.

Seit Karthagos Niederwerfung, seitdem die römischen Legionen über den Osten triumphirten, ändert sich vieles. Die Neigungen eines Aemilius Paullus, der zuerst griechische Bücher für den Unterricht seiner Kinder als Siegesbeute nach Rom brachte, seines Sohnes Scipio Africanus Minor mit seinem feingebildeten Freundeskreise wirken bestimmend auf die Ausbildung des Unterrichts.

Der ärmliche „Litterator" genügt bald nicht mehr. Ueber ihn stellt sich der „Litteratus" oder „Grammaticus", der griechische Professor. Es war ein vollkommener Bruch mit dem Nützlichkeitsprincip der alten Zeit. Von ihr hatte Cato gesagt: „Der Poetenberuf war damals nicht geehrt. Wer sich damit abgab oder bei Gelagen auftrat, hieß Herumstreicher." Jetzt blühte die Nachahmung der griechischen Poesie, den Mittelpunkt des Schulunterrichtes bildete die griechische Litteratur.

Im letzten Jahrhundert der Republik übte dieser neue Lehrbetrieb nun auch seine Rückwirkung auf die Behandlung der einheimischen Sprache. Wie sich neuerdings die Germanisten die an den klassischen Sprachen ausgebildete Methode zu Nutze machen konnten, so lernten die

Römer von den griechischen Grammatikern und Rhetoren eine lateinische Philologie und Rhetorik. Zahlreiche lateinische Grammatikerschulen entstehen seit Aelius Stilo; der lateinischen Rhetoren erwehrt sich der Staat anfangs zwar nach Kräften, jedoch vergebens. Das praktische Bedürfniß nach ihnen war allzu stark geworden.

So finden wir bei Beginn der Kaiserzeit als Endresultat der zwei Jahrhunderte vorher in ihren Anfängen aufgetauchten Reform einen ausgebildeten Doppelcharakter der römischen Bildung. Griechische und römische Litteratur sind zu gleichmäßiger Vertretung in der Schule gelangt.

In der vielgeschmähten Kaiserzeit wird ohne Zweifel der Gipfel der römischen Cultur erreicht. Auch der Unterrichtsbetrieb gelangt bald auf seinen Höhepunkt. Oeffentliche Bibliotheken werden gegründet, zahlreiche Studienmittelpunkte blühen empor im ganzen Umkreis des Reiches, berühmte Erziehungstheoretiker treten auf, wie Seneca, Tacitus, vor allem Quintilian, der ehrenfeste Professor eloquentiae.

In hellenistischer Zeit war uns das Aufkommen staatlicher Schulordnungen begegnet. Auch in Rom nimmt der Staat erst spät die Fürsorge für die Schule in die Hand. Cicero will davon nichts wissen, und die julischen Kaiser hatten andere Aufgaben und Neigungen. Quintilian war der erste Lehrer, der auf Vespasians Befehl aus dem Fiscus Besoldung erhielt und eine Staatsanstalt gründete.

Es mag in erster Linie für die neuen Verfügungen das Staatsinteresse maßgebend gewesen sein. Für den ungeheuren Verwaltungsmechanismus des Reiches wollten sich die Herrscher einen Stamm wohl vorbereiteter Beamten sichern. In den Rhetorenschulen des ersten nachchristlichen Jahrhunderts war es ja zu einer ganz unfruchtbaren Scholastik gekommen. „Non vitae, sed scholae discimus“ klagt Seneca. Dem sollte gesteuert werden.

Gewissenhaft und verständig hat Quintilian seines Amtes gewaltet. In ihm erstand endlich wieder ein wahrhaft groß und ideal denkender Pädagog. Daß auch seine Theorie auf das Ziel der Beredsamkeit hinausläuft, darf nicht befremden. Der Grund dafür liegt in den Anforderungen der Zeit.

Vespasians Beispiel wirkte sichtlich. Bald werden in zahlreichen Städten Italiens und der Provinzen von Seiten der Behörden öffentliche Lehrer angestellt. Hadrian gründete auf dem Capitol eine glänzend ausgestattete Schola Romana, Athenaeum genannt. Antoninus Pius vermehrte die Schulen in allen Provinzen und führte Staatsprüfungen für das höhere Schulamt ein. Ueberall ein mächtiger äußerer Aufschwung.

Aber die wahre geistige Schaffenskraft war geschwunden.

„Selbst Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben sie's nach ihrer Weise fort
Als wenn sie nicht erzogen wären."

Gleichzeitig mit den Staatsreformen auf dem Erziehungsgebiet beginnt zwar eine Art von Renaissance in Litteratur und Kunst, die auf den Unterricht stark einwirkt. Doch bezeugt sie nur die geistige Armuth des Zeitalters und vermag nicht den Ausgangspunkt einer neuen Entwickelung zu bilden.

Die Schulstuben und Studierzimmer des zweiten Jahrhunderts n. Ch. riechen unerträglich nach der Lampe. Wenn man besonders seit Hadrians Regierungsantritt, seit Frontos Auftreten den Archaismus begünstigte, wenn man damals für Ennius, Plautus, Accius schwärmte und die Lektüre ihrer Werke in den Schulen einführte, so blieben doch die heilsamen Folgen aus, die man immerhin von diesen Studien hätte erwarten können. Es fehlt an frischer, ursprünglicher Lebenskraft. Der Verfall ist nicht mehr aufzuhalten.

Es kann hier nicht auf das griechische Bildungselement in der Kaiserzeit näher eingegangen werden, das sich manchem allzubreit zu machen schien.

„Nicht kann ich ertragen, Quiriten,
Eine vergriechte Stadt!"

ruft verzweiflungsvoll Juvenal. Im römischen Athenäum gab es natürlich auch einen Lehrstuhl für griechische Rhetorik; welchen hinreißenden Eindruck ihre Vertreter im zweiten Jahrhundert auf die römische Jugend gemacht haben, hören wir mit Staunen.

Aber auch diese zweite Sophistik, eine der glänzendsten Erscheinungen des sinkenden Alterthums, hat nur Sodomsäpfel getragen. Ihre Tiraden zerstoben in alle Winde.

Anmuthig erzählt uns Lucian, wie er geträumt, daß sich Paideia und Techne um seine Seele stritten. In den letzten Jahrhunderten der Kaiserzeit verliert Paideia entschieden ihr Spiel. Die besten Kräfte suchen nicht litterarische, sondern technische, überhaupt praktische Ausbildung, die Unterrichtsanstalten müssen sich diesem Bedürfniß anbequemen.

Zuletzt aber tritt der Erdkreis unter die Macht des größten Pädagogen, der seine Jünger ausgesandt hatte mit dem göttlichen Auftrag: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Die rastlos fortschreitende Arbeit der Alterthumswissenschaft, der fast alljährlich, oft auf die überraschendste Weise, neues Lebensblut zu-

geführt wird, hat es uns ermöglicht, eine nach und nach immer deutlichere Vorstellung von der antiken Jugenderziehung zu gewinnen. Zahlreiche Gebiete gilt es zusammenzufassen, um Geist und Leben des Alterthums in seiner einzigartigen Entwickelung zu durchdringen. Auf jedem Hauptgebiete, mag es nun das der Litteratur, der Kunst oder der Fachwissenschaften sein, spiegelt sich in ähnlicher Weise der Geist der Zeiten wieder. Die Zeit des Phidias ist auch die des Thukydides und Hippokrates; der Archaismus eines Fronto und Gellius steht auf gleicher Linie mit der Sonderlingsneigung Kaiser Hadrians, Akademie, Lyceum, die Stoa Poikile von Alt-Athen in seinen bizarren Anlagen bei Tivoli auferstehen zu lassen. Die Geschichte der Erziehung weist ähnliche Analogien auf. Auch hier zeigten sich uns Aufschwung und Verfall sammt all ihren Zwischenstadien in direktem Abhängigkeitsverhältniß von dem allgemeinen Entwickelungsleben der Völker; die Pädagogik führt uns in den Mittelpunkt und Lebensquell der Kulturgeschichte. Freilich pflegt die praktische Anwendung neugewonnener Erziehungsgrundsätze dem allgemeinen Fortschritt oder Rückgang nur in gewissem Abstande zu folgen, sodaß mitunter der Höhepunkt des Kulturlebens bereits überschritten ist, wenn das Unterrichtswesen in seiner größten Blüte steht. Es tritt eine „Fluthverspätung“ ein, um ein treffendes Bild Paulsens zu gebrauchen. Ehe die gesammte geistige Atmosphäre, in die ein Volk eingetreten ist, ihren Einfluß auf die Pädagogik äußern kann, vergeht ein je nach den Umständen längerer oder kürzerer Zeitraum. Ein gewisser Conservativismus ist der Natur der Sache nach meist der Jugendbildung eigen gewesen.

Das alles findet sich in der Gegenwart wiederum bestätigt. Vor zwanzig Jahren sahen wir die gewaltige Fluthwelle, die uns das neue Reich gebracht hat. Eine andere folgte ihr aus den Tiefen des Abgrunds, sie droht das Geschenk der ersten zu verschlingen. „Voll Dampf voraus!“ kommandirt ein kühner Steuermann, um sie zu überwinden und verfolgt furchtlos den „neuen Kurs“.

Auch an die Gestade der friedlichen Erziehungsarbeit ist der mächtige Wogenschwall nunmehr vorgedrungen, Dämme bedrohend, die Jahrhunderte gezogen. „Alles ist im Flusse begriffen“, wohin das Auge blickt. Soll man den Damm auf der ganzen Linie verstärken? Soll man ihn an etlichen Punkten durchstechen, um ihn zu retten? Soll er von Grund aus neu aufgeführt werden? So fragen sich erfahrene Deichhauptleute in vielen deutschen Gauen, berufen, darüber Entscheidung zu treffen. Auf diese Fragen jetzt einzugehen, beabsichtigen wir nicht. Hier soll nur auf Eines am Schlusse hingewiesen werden.

Im Schoß der Schule, hört man sagen, liegt die Zukunft. Wer wollte leugnen, daß dieser Spruch Wahres birgt? Aber unumschränkt richtig ist er nicht. Unser Weg durch die Erziehungsgeschichte des Alterthums giebt uns mit weit größerem Nachdruck eine andere Lehre: Die Schule ist ein Kind ihrer Zeit, ein Spiegel der Kultur. Auch auf die Jugenderzieher hört man wohl die Dichterworte anwenden:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!"

Aber das sind allzustolze Worte. Auch die Bestrebungen und Erfolge des Pädagogen sind vom großen Leben des Volkes abhängig, von der Werthschätzung, die man der Jugenderziehung und ihren Bildungsmitteln allgemein entgegenbringt, nicht zum wenigsten auch — und dafür bürgt ein Kaiserwort — von der äußeren Stellung, die man ihm einräumt.

Gerade deshalb dürfen wir heutzutage an einer gedeihlichen Fortentwickelung des höheren Schul- und Erziehungswesens in Deutschland nicht zweifeln. Wer die Ueberzeugung hegt, daß unser Volksthum trotz aller Kassandrarufe eine große Zukunft hat, wer aus dem wirren Streitlärm der Tagesmeinungen eine weitverbreitete und tiefgehende Theilnahme für die Jugend und ihr Bestes herauszuhören versteht, der muß auch, unbekümmert um die Anfechtungen neuerungssüchtiger Charlatanerie, an eine schöne Zukunft unserer höheren Schule und ihres Lehrstandes glauben, mag auch wohl die eine oder die andere der altgewohnten Formen fallen, wenn veränderte Verhältnisse neue Aufgaben an die Erziehung stellen*).

*) Seitdem die obenstehenden Worte gesprochen wurden, sind allerdings manche der „altgewohnten Formen" des höheren Unterrichts gefallen. Die jüngsten preußischen Verordnungen über die Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen sind leider geeignet, unsere Schlußbetrachtung wenigstens für die nächste Zukunft als zu optimistisch erscheinen zu lassen. P. Cauer hat sie vor Kurzem in dieser Zeitschrift einer eingehenden Kritik unterworfen. Weit conservativer, dem Grundgesetz allmählicher historischer Entwickelung entsprechend, erweist sich dagegen der neue Lehrplan der Gymnasien des Kgr. Sachsen vom 6. Dez. 1891, — gewiß zum wesentlichen Vortheil der Sache.

„Das Geistliche Jahr“ der Annette von Droste-Hülshoff.

Von

Karl Budde,
Professor der Theologie.

Wer zu den Lesern der „Preußischen Jahrbücher“ von Annette von Droste-Hülshoff redet, betritt gebahnte Wege; denn erst der Jahrgang 1890 hat ihnen eine überaus anziehende und feinsinnige Darstellung ihres Lebens und Dichtens gebracht*). Es wäre schade, wenn der warme Antheil für diese merkwürdig tiefe und reiche Dichtergestalt, welchen jene übersichtliche Darstellung ohne Zweifel geweckt hat, ungenutzt bliebe; so soll denn dieser Aufsatz einen Beitrag zum Verständniß und zur vollen Würdigung ihres schwierigsten Werkes darbieten.

Wer freilich zum ersten Male und ohne besondere Anleitung sich unserer Dichterin zu nähern sucht, um sich das Gastgeschenk des Genius bei ihr zu holen, wird gut thun, mit denjenigen Gedichten zu beginnen, die den eigentlichen Kern ihres Schaffens und zweifellos auch seinen Gipfel ausmachen: das sind die in eigenthümlicher Weise zwischen Lyrik und Epik schwebenden Gedichte, die ich nicht besser als mit dem Namen „Seelenbilder“ zu bezeichnen weiß. Sie alle sind getragen von dem starken socialen Zug, der das bezeichnendste Merkmal der Dichtungen Annette's bildet. Hier waltet sie mit vollem Bewußtsein ihres Berufes, das Verhältniß von Mensch zu Menschen von allen Seiten zu beleuchten, jeden Ring der großen Liebeskette, die alle Menschen umschlingen sollte, zu prüfen, zu stählen, zu schließen. Gedichte wie „die junge Mutter“, „die beschränkte Frau“, „die Verbannten“, „An die Schriftstellerinnen Deutschlands und Frankreichs“, „An die Weltverbesserer“, „Mein Beruf“, „Meine Todten“, „das vierzehnjährige Herz“,

---

*) Annette von Droste-Hülshoff. Von M. L. Preußische Jahrbücher Bd. 66, S. 439—460.

„Clemens von Droste", „Guten Willens Ungeschick" u. s. w. u. s. w. sind und bleiben das Bedeutendste, das Eigenartigste, das Anziehendste, das Wirksamste — Annette selbst würde sagen „das Nützlichste" — was die Dichterin geleistet hat.

Sie selbst war anderer Meinung, sie hielt für ihr Bestes, ihr „Nützlichstes" nicht jene einzelnen Gedichte, die zumeist im Laufe weniger Jahre wie spielend geschaffen wurden, sondern das Werk, das drei Jahrzehnte, also die ganze reife Zeit ihres Lebens umspannt, an das sie immer wieder alle Liebe und Sorgfalt gewandt hat, um es endlich bei ihrem Tode nur für sich selbst fertig, für andere unvollendet zu hinterlassen: „das Geistliche Jahr". Dieses ihr Lebenswerk und ihr Schmerzenskind, das Schwierigste und Räthselhafteste, was sie geschaffen hat, näher ins Auge zu fassen, lohnt reichlich die Mühe und wird umsoweniger überflüssig sein, als das Werk zwar schon der Zankapfel entgegengesetzter Verehrer der Dichterin geworden, aber so weit mir bekannt noch nicht schärfer auf seinen Gehalt geprüft worden ist*).

„Geistliches Jahr" heißt „Kirchenjahr", der Name des Werkes bedeutet also nichts weiter als „Das Kirchenjahr in Liedern". Dem entsprechend bietet „das Geistliche Jahr" je ein Lied für jeden Sonn- und Feiertag des Kirchenjahres. Freilich nicht für jede Gestalt des Kirchenjahres, wozu es einer Zahl von 5 überschießenden Sonntagen bedarf; auch beginnt das „Geistliche Jahr" nicht mit dem Advent sondern wie das bürgerliche mit Neujahr. Es ist eben einfach der Kalender von 1820, am Schlusse der nur wenig abweichende von 1839 zu Grunde gelegt, und nur die Sonntage sind bedacht, die jene Jahre aufweisen**). Denn in diesen beiden Jahren ist die Hauptarbeit an dem Werke gethan. Nur bis in das Jahr 1819 können wir eine sichere Spur zurückverfolgen; am 9. October 1820 überreichte die erst 23jährige Dichterin die erste, kleinere Hälfte, 25 Gedichte, den Ostermontag noch eingeschlossen, ihrer Mutter, mit einer Widmung, die uns noch beschäftigen soll. Lange Zeit blieb das Bruchstück unvollendet liegen. Es folgen in dem Leben der Dichterin die Jahre, in denen sie die Welt kennen lernte und Erfahrungen sammelte, aber ihre Dichter-

*) In ihrer durch den Umfang des ganzen Werkes bedingten Kürze ist vortrefflich die Kennzeichnung des „Geistlichen Jahres" von Hüffer (Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke, 1887 S. 344—348); außerdem vgl. den oben erwähnten Aufsatz S. 440 f. u. 443 f. Wer über diesen Aufsatz hinaus genaueres über das Leben der Dichterin zu wissen wünscht, dem sei Hüffer's Werk auf das angelegentlichste empfohlen.

**) Vgl. den Beweis in meinem Aufsatz in der Münchener Allg. Zeit. 1892, Beilage-Nummer 33.

gabe fast völlig brach liegen ließ. Als sie in den dreißiger Jahren ihre dichterische Thätigkeit in größerem Maßstab wieder aufnahm, traten andere Stoffe in den Vordergrund. Im Jahre 1837 erst, als es sich um den Druck ihrer ersten Gedichtsammlung handelt, tauchen auch jene Lieder aus der Vergessenheit auf. Einige von ihnen werden mit Zustimmung der Mutter in die „Gedichte von Annette Elisabeth von D . . . H . . .“ Münster 1838 aufgenommen, und „zuweilen fühlt die Dichterin Trieb, sie zu vollenden“*). Aber von wirklicher Arbeit am „Geistlichen Jahr“ kann vor 1839 nicht die Rede sein. Ein Brief vom 17. Nov. 1839 bezeugt ausdrücklich, daß bis zum Sommer des Jahres nur jene 25 ersten Gedichte vorlagen; seit Anfang August ist sie tüchtig mit der Fortsetzung beschäftigt. Wurde auch die Hoffnung vor Jahresschluß fertig zu sein durch Krankheit und allerlei Abhaltung vereitelt, so kann sie doch am 26. April 1840 schreiben, daß sie seit drei Monaten „das Geistliche Jahr“ beendigt habe**). Nicht weniger als 47 Gedichte waren zu jenen ersten 25 hinzugekommen, sodaß nun in 72 Liedern alle Sonn- und Feiertage des Jahres, dazu alle Tage der Charwoche und der letzte Tag des Jahres mit einem Liede bedacht sind. Aber Lieder ist kaum das richtige Wort, denn aus dem ganzen Werke ließen sich kaum drei oder vier Stücke als sangbare Lieder herauslösen, und auch diese nur zur Noth***). Geistliche Betrachtungen sind es und sollten es sein, war doch die erste Bestimmung, für die es geplant war, die fromme Großmutter der Dichterin, Freifrau von Haxthausen, „in allen Stunden in Freud' und Leid vor Gott zu führen“. Der Stempel des betreffenden Tages ist ihnen dadurch aufgeprägt, daß jedes Stück an das kirchlich vorgeschriebene Evangelium anknüpft. In kurzer Andeutung wie in den meisten Kalendern, oft aber mit Hervorhebung der Worte, die der Dichterin am wichtigsten waren, findet es sich über jedem Gedichte angegeben: so gleich bei dem dritten „Am ersten Sonntag nach heil. drei Könige. Evang.: Jesus lehrt im Tempel“†). Nur da fehlt diese Angabe, wo der Tag deutlich genug seine eigene Sprache redet. So bei den meisten Festen, für welche die Festgeschichte das selbstverständliche Evangelium bildet, oder ganz ohne Text Am Fest vom süßen Namen Jesus, Am

*) Briefe vom Gründonnerstag und 4. August 1837 an Schlüter, vgl. „Briefe der Freiin A. v. Dr.-H.“ 1877 S. 76. 90.

**) „Briefe“ S. 130. 150. 165.

***) Es ist bezeichnend, daß dasjenige Stück, welches sich am ersten singen ließe, das auf den 16. Sonntag nach Pfingsten, zugleich das schwächste des ganzen Werkes ist.

†) Eine zukünftige Ausgabe des Geistl. J. dürfte am Rande Kapitel und Verse des Bibelabschnittes verzeichnen. Der Vermerk „Evang.“, der regellos in der zweiten Hälfte häufig fehlt, sollte überall ergänzt werden.

Josephsfest, Am Aschermittwoch, Am Charsamstag, Am Neujahrstage und Am letzten Tage des Jahres*). —

Leider fiel bei dem „Geistlichen Jahre“ Abschluß und Veröffentlichung nicht zusammen, vielmehr blieb es im Pulte der Dichterin verschlossen bis nach ihrem Tode im Jahre 1848. Der vertrauteste Freund der Dichterin, Prof. B. Schlüter in Münster, hatte den Auftrag, das Werk „ganz oder zum Theil zu veröffentlichen und dabei nur seiner Ueberzeugung zu folgen“. Es verstand sich bei ihm von selbst, daß er das ganze Werk ungeschmälert veröffentlichte. Aber das war leichter beschlossen als gethan. Nicht bei dem ersten Drittel, den 25 Gedichten aus ihrer Jugendzeit, deren sauber geschriebene vollständige Handschrift sie dem Freunde schon längst geschenkt hatte. Auch die übrigen 47 Gedichte kannte Schlüter seit ihrer Entstehung; nach seinem Rathe hatte Annette wiederholt die bessernde Hand daran gelegt. Eine Reinschrift davon hatte sie ihm ebenfalls versprochen; aber ihre zunehmende Kränklichkeit mochte die Ausführung dieser Absicht immer wieder verhindern, bis endlich im Mai 1848 der Tod ihr die Augen schloß. So fand sich von diesem Theile nur die erste Niederschrift, 47 umfangreiche Gedichte „auf nicht ganz drei Bogen zusammengedrängt, meist wie in größter Eile geschrieben und zum Theil mit Lesarten und Verbesserungen übersäet“. Wie traurig es noch heute trotz der hingebendsten Bemühungen mehrerer Herausgeber mit dem Texte vieler unter diesen Gedichten — zum Glück sind darunter nur wenige der vortrefflichsten — steht, darauf habe ich anderwärts hingewiesen, um zu immer erneuten Bemühungen um die Entzifferung der kostbaren Handschrift anzuspornen. Wer danach begehrt, findet dort auch eine Reihe von Vorschlägen zur Besserung des Nothstandes**).

Und was war es, was die rechtzeitige Herausgabe durch die Dichterin selbst verhinderte, durch acht lange Jahre hindurch, die ihr noch blieben? Nichts anderes als der böse Kobold „Guten Willens Ungeschick“, dem sie in einem ihrer schönsten Gedichte ein rührendes Denkmal gesetzt hat. „Ich freue mich darauf, Ihnen das Fertige vorzulesen“, schreibt sie am 24. August 1839 an ihren Freund Schlüter, „Sie sind doch dieses Mal fast mein ganzes Publikum. Wollte Gott, ich könnte die Lieder herausgeben, es wäre gewiß das Nützlichste, was ich mein Lebelang leisten kann, und das damit verbundene Opfer wollte

---

*) Die, übrigens seltenen, Abweichungen von dem gewöhnlichen Perikopensystem zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Mehrere von ihnen fand ich in Kalendern aus der Entstehungszeit des Geistlichen Jahres wieder.

**) Vgl. meinen Aufsatz in der Münchener Allg. Zeit. 1892, Beilage-Nummer 33.

ich nicht scheuen, hätte ich nur an mich zu denken, aber es geht nicht!“ *) — Sie sagt nicht, warum es nicht ging; aber es ist leicht zu errathen. Sie hatte eben an Andere zu denken. Ihre nächsten Angehörigen wehrten sich mit Händen und Füßen dagegen, diese ihre Bekenntnisse vor die Augen der Oeffentlichkeit kommen zu lassen. Man fürchtete, daß damit ein schlimmes Licht auf die Dichterin und durch sie auf die ganze Familie fallen würde, und dieser Rücksicht mußte alles andere weichen. Eine Reihe von Anzeichen bestätigt die Richtigkeit dieser Auffassung. Eine kleine Anzahl der Lieder der ersten Hälfte sind zu ihren Lebzeiten veröffentlicht worden, in der ersten Auflage ihrer Gedichte von 1838. Es sind durchgängig diejenigen Stücke, welche sich am engsten an den Gegenstand der kirchlichen Feier anschließen oder doch allgemeine religiöse Empfindungen aussprechen, während alle diejenigen fehlen, die in den Schacht des eigenen Herzens tiefer hinabsteigen. Die Mutter wird die Auswahl entschieden haben**). Und doch, welche Aengstlichkeit auch hier! Am 19. Juli 1838, während des Druckes, schreibt Annette an Schlüter: „Wegen der geistlichen Lieder ist mir ein kleiner Skrupel gekommen, d. h. wegen einer Stelle. Wenn ich mich nicht irre, ist das Lied vom Feste des süßen Namen Jesu mit unter den zum Druck bezeichneten, und jetzt fällt mir hinternach ein, daß in der letzten Strophe ein Ausdruck immer einen großen Scandal gegeben hat, und zwar unter meinen nächsten Angehörigen, die ich am wenigsten kränken möchte***). Es heißt dort, „und ich soll, o liebster Jesu mein, die Gesunk'ne, treulos aller Pflicht, dennoch deines Namens Erbin sein“ u. s. w. Den Ausdruck Gesunkne wollen nun alle unpassend und doppelsinnig finden, und nach dem Sinne, den ich beim Schreiben allerdings nicht geahndet habe, sie aber als sehr nahe liegend erklärten, kann es ihnen freilich keineswegs angenehm sein, ihn der beliebigen Auslegung eines ganzen Publikums†) anheim zu stellen; ist der Druck also noch nicht so weit vorgerückt, so verändern Sie, ich bitte dringend, die Zeile dahin „ich die Arme, treulos aller Pflicht“ oder wenn Ihnen das nicht gefällt, auf andere beliebige Weise.“ Trifft die Befürchtung hier das Gebiet der Sittlichkeit, so ist es anderwärts, und schon in ihrer Jugend, das des Glaubens, auf dem sich gleiche Bedenken geltend machen. Auf Schloß Wewer bei Paderborn verwahrt man ein Album, in welches Annette im Anfang des Jahres 1820 mit

---

*) Briefe, Münster 1877 S. 134, Hüffer S. 199.
**) Vgl. „Briefe“ S. 76.
***) Von mir gesperrt, als Erläuterung der oben angeführten Briefstelle.
†) Vgl. die vorige Anmerkung.

besonders schöner Schrift 11 Gedichte des Geistlichen Jahres, dazu ihnen voraufgehend noch 8 „geistliche Lieder" (vgl. Gesammelte Schriften III. S. 189—209) eingetragen; nach Hüffer war es wahrscheinlich für die Großmutter bestimmt*). Der Wortlaut ist überall schon genau der endgültige; nur ein Gedicht, das auf Mariä Lichtmeß, liegt nicht etwa in älterer Gestalt vor, sondern ist in mehreren Strophen völlig umgegossen, und nicht die Absicht zu bessern hat die Feder dabei geleitet, sondern das Bestreben, dogmatischen Anstoß zu beseitigen. Natürlich hat der Jesuitenpater W. Kreiten, der letzte Herausgeber, diese Fassung in den Text aufgenommen und betont in der Anmerkung: „Strophe 3 und 4 in dieser Fassung sind so, daß ein Zweifel an der Rechtgläubigkeit der Dichterin zur Unmöglichkeit wird**)." Rücksicht auf Andere hat auch bei dieser Aenderung den Ausschlag gegeben, für sich und ihre Freunde ist sie stets bei der unvergleichlich großartigeren ersten Fassung geblieben. Deshalb gehört auch diese allein in den Text. Der Weiterarbeit am Geistlichen Jahre stellte sich die Familie nach Kräften hindernd in den Weg. Am 26. Aug. 1839, also nur 2 Tage nach dem oben S. 343 f. angeführten Briefe, schreibt sie aus Apenburg bei Paderborn, wo sie mit der Mutter bei den beiden Oheimen v. Haxthausen weilte, an W. Junkmann: „Man spannt hier wieder alle Stricke an, mich zum Humoristischen zu ziehen, spricht von Verkennen des eigentlichen Talentes u. s. w. Das ist die ewige alte Leier hier [das heißt natürlich: im größeren Kreise der Familie], die mich denn doch jedesmal halb verdrießlich, halb unschlüssig macht . . Für jetzt kann ich überall wohl gar nicht daran denken; heute eine Schnurre und morgen wieder ein geistliches Lied, das wäre was Schönes! — Solche Stimmungen ziehen sich nicht an und aus wie Kleider, obwohl manche das zu glauben scheinen." Es ist schwerlich zuviel gewagt, wenn man hinter diesen immer wiederholten Versuchen den Wunsch findet, das leidige Werk lieber gar nicht zu Ende gebracht, nicht zur Veröffentlichung reif zu sehen.

Nicht nur zur Schilderung der Leidensgeschichte des Geistlichen Jahres sollen diese Ausführungen dienen, sie waren auch unerläßlich, um das persönliche Verhältniß der Dichterin zu ihrem Werke klarzulegen. Das ist leider nöthig geworden, da es in neuester Zeit auf das

*) Vgl. Hüffer S. 69.

**) Wenn Kreiten alle 11 Gedichte in der Fassung des Wewer'schen Albums abdruckt, so hat das weiter keine Bedeutung; er bietet zu den 10 übrigen nur eine einzige winzige Textabweichung („nichts" statt „nicht" Mont. der Charwoche Str. 4 Z. 7), von der nicht einmal ersichtlich ist, ob sie wirklich aus dem Album stammt.

unverantwortlichste getrübt und entstellt worden ist. Noch heute, über ein Menschenalter nach ihrem Tode, scheinen bei einem Theile der Familie der Dichterin jene engherzigen Bedenken und Befürchtungen nicht zur Ruhe gekommen zu sein. Die Veröffentlichung, nach der Dichterin Vermächtniß durch Freunde, nicht durch Verwandte erfolgt, läßt sich nicht ungeschehen machen. Nachträglich aber hat nun auch eine Verwandte, eine Nichte Annette's, Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff zu Münster, eine Ausgabe ihrer Gesammelten Werke veranstaltet und den Händen des schon mehrfach erwähnten Jesuitenpaters W. Kreiten anvertraut. Dieser Herausgeber bemüht sich nun in der Einleitung zum Geistlichen Jahr nach Kräften zu beweisen, daß es „durchaus verfehlt und für das rechte Verständniß des Büchleins irre führend sei, wenn man diese Lieder als poetische Selbstbekenntnisse auffassen wollte“ *). Vielmehr „spricht die objektivste aller Dichterinnen auch in diesen Liedern weniger das ihr allein Eigenthümliche, als das vielen Seelen Gemeinsame aus; sie redet freilich meistens in der Form der ersten Person, eben weil diese Lieder meist Gebete und Betrachtungen sind, welche der Leser mehr mit dem gläubigen Herzen und betend als mit dem ästhetischen Gefühl und aus Neugier lesen soll“. Ausführlich wird nun gezeigt, wie in der Zeit ihrer Jugend unter den Nachwehen des Rationalismus und der französischen Freigeisterei in dem weiten Bekanntenkreise der Dichterin viele Seelen in so bedenklicher Verfassung, wie sie in den Gedichten zu Tage tritt, sich befunden hätten, während der Dichterin selbst „durch ständige Familientradition und die mütterliche Erziehung das Glück eines guten Unterrichts in Glaubenssachen zu Theil geworden“ sei. „An solche Seelen wendet sich nun vorzüglich die Dichterin in ihren Liedern. Sie weiß sich trefflich in ihre Stimmung hinein zu denken — denn in wessen Seele schlummerte nicht das Böse? — und in ihrem Namen redend, betend, klagend, sucht sie diesen Seelen wohlzuthun und zu helfen.“ „Alles charakterisirt“, so schließt er seine Darlegung, „das „geistliche Jahr“ als allgemein giltige Dichtung, die durchaus nicht als individueller Seelenspiegel der Dichterin aufgefaßt werden darf (Kr. irrig „dürfen“).“ „Oft auch“, heißt es weiterhin, „redet die Dichterin im Namen des Sünders überhaupt ohne jegliche Rücksicht auf eigene Schuld oder Unschuld und wird ihr dies um so leichter, als die katholische Gebets-, Betrachtungs- und Predigtliteratur

*) Der von mir ausgelassene Satz „und aus einzelnen Ausdrücken auf das Leben der Dichterin indiskrete und jedenfalls falsche Rückschlüsse machen wollte“, zeigt deutlich, welchem Zweck diese Bemühungen dienen müssen.

voll von dergleichen Anklagen und Schilderungen vom Unglück, Zweifel, Schmerz und Jammer eines Sünderherzens sind*)."

Also kühle Lehrdichtung für Andre; wo die eigene Erfahrung oder Einbildungskraft nicht ausreichte, unter Zuhilfenahme von Postillen: man fragt sich vergeblich, wodurch der Werth des Werkes noch tiefer herabgesetzt werden könnte. Aber freilich, Kreiten beruft sich für seine Auffassung ausdrücklich auf das „Geständniß Annettens selbst", das er in umfangreichen Mittheilungen aus der oben schon erwähnten Widmung an die Mutter vom 9. October 1820 heranzieht**). Da ist es denn vom höchsten Werthe, daß H. Hüffer dies denkwürdige Schriftstück drei Jahre nach Kreiten's Mittheilungen im ganzen Umfang veröffentlicht hat (S. 69—71); wer immer dem Geistlichen Jahre näher tritt, sollte von diesem rührenden Denkmal Kenntniß haben. So müßte es hier ohnehin abgedruckt werden; um aber seine Beweiskraft für Kreiten's Behauptung auf den ersten Blick zu kennzeichnen, werde ich alles dasjenige, was er nicht zur Kenntniß seiner Leser bringt, gesperrt drucken lassen***). Zum Glück braucht man nicht besorgt zu sein, daß dadurch ein falsches Bild entstünde; denn es trifft sich so, daß alles, was Kreiten ausgelassen hat, für die Entscheidung der vorliegenden Frage gerade von besonderer Wichtigkeit ist.

An meine liebe Mutter.

Du weißt, liebste Mutter, wie lange die Idee dieses Buchs in meinem Kopfe gelebt hat, bevor ich sie außer mir darzustellen vermochte. Der betrübte Grund liegt sehr nahe, in dem Unsinn, dem ich mich recht wissentlich hingab, da ich es unternahm, eine der reinsten Seelen, die noch unter uns sind, zu allen Stunden in Freud' und Leid vor Gott zu führen, da ich doch deutlich fühlte, wie ich nur von sehr wenigen Augenblicken ihres **frommen** Lebens eine Ahnung haben könne, und wohl eben nur von jenen, wo sie selbst nachher nicht recht weiß, ob sie zu den guten oder bösen zu zählen. Es würde somit fast freventlich gewesen sein, bei so heiligen

Z. 3 der Widmung Kr. statt „in dem Unsinn": und zwar in dem kindischen Unverstand; Z. 6 schließt Kr. hinter „führen" mit einem Punkt ab.

*) Ges. Werke I, 2 S. 8 ff.
**) Vgl. Ges. Werke I, 2, S. 1 f. und 8 f.
***) Die wichtigsten Aenderungen, die Kr. überdies an dem von Hüffer sicher ganz genau mitgetheilten Wortlaut vornimmt, werde ich am unteren Rande vermerken. Was Annette selbst unterstrichen hat, soll durch fetten Druck hervorgehoben werden.

Dingen mich in vergeblichen Versuchen, ich möchte sagen, herumzutummeln, wenn nicht der Gedanke, daß die liebe Großmutter ja gerade in jenen Augenblicken nur allein eines äußeren Hülfsmittels etwa bedürfe, indes in ihren reineren Stunden alles Hinzugethane gewiß überflüssig oder störend, und wo sie sich dessen etwa aus Demuth bedient, auch das gelungenste Lied von mir ihr nicht jene alten, rührenden Verse ersetzen kann, an denen das Andenken ihrer frommen verstorbenen Eltern und liebsten Verwandten hängt — wenn nicht, sage ich, dieser Gedanke mich zu den mehrmaligen Versuchen verleitet hätte, die so mißlungen sind, als sie gar nicht anders werden konnten. Kein Schwachkopf, der plötzlich zum König wird, kann bedrängter sein, als ich im Gefühl der Ohnmacht, wenn ich Heiligthümer offenbaren sollte, die ich nur dem Namen nach kannte, und deren Kunde mir Gott dereinst geben wolle! — So habe ich geschrieben, immer im Gefühl der äußersten Schwäche und oft wie des Unrechts, und erst seitdem ich mich von dem Gedanken, für die Großmutter zu schreiben, völlig freigemacht, habe ich rasch und mit mannigfachen, aber erleichternden Gefühlen gearbeitet, und so Gott will, zum Segen. — Die wenigen zu jener mißlungenen Absicht verfertigten Lieder habe ich ganz verändert, oder wo dieses noch zu wenig war, vernichtet, und mein Werk ist jetzt ein betrübendes aber vollständiges Ganze, nur schwankend in sich selbst wie mein Gemüth in seinen wechselnden Stimmungen. — So ist dies Buch in Deiner Hand! Für die Großmutter ist und bleibt es völlig unbrauchbar, sowie für alle sehr frommen Menschen; denn ich habe ihm die Spuren eines vielfach gepreßten und getheilten Gemüthes mitgeben müssen, und ein kindlich in Einfalt frommes würde es nicht einmal verstehen. Auch möchte ich es auf keine Weise vor solche reine Augen bringen; denn es giebt viele Flecken, die eigent-

---

Z. 6 beginnt Kr. mit „Auch das gel. Lied v. m. wird ihr n. j. a., r. V. ersetzen können, an denen u. s. w.“; Z. 9 schließt Kr. hinter „hängt“ mit einem Punkt ab. Den folgenden, hier gesperrten, Satzabschluß umschreibt Kr. folgendermaßen: „Dieses Gefühl des Gebundenseins an die Ideenrichtung und den Geschmack einer einzelnen, wenn auch innigverehrten Person behinderte die Dichterin immer mehr, jeweiter sie voranschritt, es lähmte ihr schließlich jeden poetischen Flug so sehr, daß entweder das Werk unmöglich wurde oder jene Beschränkung aufgegeben werden mußte. Annette entschloß sich zu Letzterem.“ Dann fährt Kr. wie oben fort. Z. 19 schiebt Kr. hinter „aber“ ein „immer“ ein. Z. 22 schließt Kr. S. 2 hinter „vernichtet“ mit einem Punkte ab. Z. 26 nimmt Kr. seine Mittheilungen S. 9 wieder auf: „Für alle s. fr. M. ist das Buch völlig unbrauchbar, und ein in kindlicher Einfalt Frommer würde es nicht einmal versteh'n.“ Die gesperrten, veränderten Worte sind auch von ihm selbst gesperrt, irgend welche Andeutung der Veränderung oder Lücke fehlt.

lich zerrissene Stellen sind, wo eben die mildesten Hände am härtesten hingreifen, und viele Herzen, die keinen Richter haben als Gott, der sie gemacht hat. — Daß mein Buch nicht für ganz schlechte, im Laster verhärtete Menschen paßt, brauchte ich eigentlich nicht zu sagen; wenn ich auch eins für dergleichen schreiben könnte, so würde ich es doch unterlassen. Es ist für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer wie der Glaube, für jene unglücklichen aber thörichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können. Ach! es ist so leicht, eine Thorheit zu rügen; aber Besserung ist überall so schwer, und hier kann es mir oft scheinen, als ob ein immer erneuertes Siegen in immer wieder auflebenden Kämpfen das einzig zu Erringende, und ein starres Hinblicken auf Gott, in Hoffnung der Zeit aller Aufschlüsse, das einzig übrige Rathsame sei, d. h. ohne eine besondere wunderbare Gnade Gottes, die auch das heißeste Gebet nicht immer herabruft. Ich darf hoffen, daß meine Lieder vielleicht manche verborgene kranke Ader treffen werden, denn ich habe keinen Gedanken geschont, auch den geheimsten nicht. — Ob sie Dir gefallen, muß ich dahingestellt sein lassen; ich habe für **keinen** einzelnen geschrieben. Ich denke es indes und wünsche es sehnlichst, da sie als das Werk Deines Kindes Dein natürliches Eigenthum sind. Sollte ich jedoch hierin meinen Zweck verfehlen, so muß mich das alte Sprichwort rechtfertigen: „Ein Schelm, der mehr giebt als er hat.“

Den 9. October 1820.

Man wird zugeben, daß Kr. in der Beseitigung der Stellen, die das Gegentheil von seiner Behauptung schlagend beweisen, gründlich verfährt; die Streichung der letzten $1\frac{1}{2}$ Sätze beweist dafür eine anerkennenswerthe Feinfühligkeit. Vor allem liegt es auf der Hand, daß der beseitigte Satzschluß auf der vorigen Seite „und mein Werk ist jetzt ein betrübendes aber vollständiges Ganze, nur schwankend in sich selbst, wie mein Gemüth in seinen wechselnden Stimmungen“ — daß dieser Satz das „Geistliche Jahr“ genau als das bezeichnet, was Kr. auf Grund des „Geständnisses Annettens selbst“ in Abrede zu stellen wagt, als „individuellen Seelenspiegel der Dichterin“. Für dieses Verfahren des Herrn Jesuitenpaters die rechte Bezeichnung zu finden ist nicht schwer: das Gewissen des deutschen Volkes hat dafür

---

Z. 6 f. schreibt Kr. „verbreitete Klasse jener, b. d. d. Liebe gr. ist als der (fühlbare) Glaube“. Z. 12 schreibt Kr. „festes“ statt „starres“; Z. 20 schließt Kr. hinter „sehnlichst“ mit einem Punkte ab.

längst das Wort „jesuitisch" geprägt*). Nomen et omen! Allerdings mögen bis heute Viele des gutmüthigen Wahnes leben, daß der Sprachgebrauch dieses Wortes längst nicht soviel einzuschließen brauche: der Orden mag sich bei seinem gelehrten Mitglied bedanken, daß er zu den unzähligen Beweisen des Gegentheils, die man der Vergangenheit entnehmen kann, einen frischen herzugetragen hat. Die bedauerliche Folgerung aus diesem Beispiel ist für jeden Urtheilsfähigen die völlige Unzuverlässigkeit der ganzen, an Stoff so reichen Kreiten'schen Gesammtausgabe. Unbegreiflich aber wird Kreiten's Verfahren, wenn man sieht, um welch geringen Preis er so gehandelt. Denn zunächst folgt ja allein aus Annettens Geständniß, sie habe aus der Großmutter Seele heraus zu dichten nicht vermocht, nicht das was Kreiten einschiebt, daß sie nicht aus einer einzelnen, ihr nahestehenden, anderen Seele, wohl aber aus vielen, ihr fremden, heraus hätte dichten können, sondern das andre, daß sie nur die eigene Seele in ihrem Werke zu spiegeln vermochte. Nur darum hofft sie, daß es Vielen nutzen werde, weil sie überzeugt ist, daß es Vielen so geht wie ihr, oder wie sie sich ausdrückt, Viele zu derselben Sekte gehören wie sie. Dazu widerlegt er sich selbst vor und nach seinem glänzenden Nachweise. S. 4 sagt er: „Entgegen vielen modernen Dichtern und Dichterinnen war es für Annette ein wirkliches Opfer, mit ihrem innersten Seelenleben auf den großen Markt zu treten, und, wie Brentano sagt, „aus ihren Andachtsthränen einen Perlenschmuck der Eitelkeit zu reihen."" Und kaum ist er mit seinem Nachweis aus dem „Geständniß Annettens" zu Ende gediehen, so bemüht er sich nach dem alten Spruche „Doppelt reißt nicht", gleich von der nächsten Seite ab, Annette zu entschuldigen und von bösem Verdacht, besonders hinsichtlich ihres Glaubens, reinzuwaschen: ganz so, als wenn er jenen Beweis nicht geliefert hätte und alle Anklagen im Geistlichen Jahre Selbstanklagen wären, wie sie es sind. — Es ist, um diesen Zwischenfall abzuschließen, aufs tiefste zu beklagen, daß „Guten Willens Ungeschick" auf Seiten der Angehörigen diejenige Dichterin, die sich hier zwar nicht als die „objektivste", wohl aber als die denkbar wahrhaftigste erweist, in solche Hände überantwortet hat.

Und nun lese man jene Widmung noch einmal ohne jeden Seiten-

*) Ich sage das deutsche, nicht das protestantische deutsche Volk und berufe mich dafür gern auf Annette v. Droste selbst. In einem Briefe vom 20. Juli 1841 (vergl. Ges. Werke IV S. 303) sagt sie: „ich suche vergebens nach einem Jesuitenmäntelchen, um vorbeizukommen". Es sei Kreiten zur Ehre nachgesagt, daß er diese Stelle abgedruckt hat.

gedanken, um sich der großartigen Offenbarung eines unbestechlichen Gewissens, der kindlichen Hingabe an die Mutter, bei der jugendlichen Dichterin rein zu freuen.

Wir haben damit die sittliche Seite der Sache abgethan. Zwar fassen wir allerdings, wie wir es müssen, „diese Lieder als poetische Selbstbekenntnisse auf“; aber Kreiten braucht darum nicht zu befürchten, daß wir „aus einzelnen Ausdrücken auf das Leben der Dichterin indiskrete und jedenfalls falsche Rückschlüsse machen“ *). Denn diese Selbstbekenntnisse, obschon durch und durch subjektiv wahr, sind nicht vor Menschen gethan, sondern vor Gott, und nur vor Gott lag Herz und Leben der Dichterin offen. Uns aber gilt das Bekenntniß, „unter den Sündern der vornehmste zu sein“ (Tim. I, 1, 15), nicht als entwürdigend; wir erkennen darin nur ein leuchtendes Muster der Selbstzucht und der Feinfühligkeit des Gewissens, dem jede, auch die kleinste Sünde vor Gott unendlich schwer ist. Von der religiösen Seite der Frage, auch was dieses Selbstgericht anbetrifft, wird später zu reden sein. —

Das ganze „Geistliche Jahr“ aber hält getreu, was jene Widmung verspricht. Auch als Annette nach fast 20jährigem Stillstand die so lange vergessene Lebensaufgabe wieder in die Hand nimmt, will sie doch nichts anderes geben als ihre subjektivsten Empfindungen, als einen treuen Seelenspiegel. „Die geistlichen Lieder werden“, so schreibt sie an Schlüter in dem öfter angezogenen Briefe aus Apenburg vom 24. Aug. 1839, „wie mich dünkt, ohngefähr den früheren gleich; doch, glaube ich, wird es mir immer schwerer werden, einige Mannigfaltigkeit hinein zu bringen, da ich mich nur ungern und selten entschließe, einiges aus dem Texte selbst in Verse zu bringen; er scheint mir zu heilig dazu, und es kommt mir auch immer elend und schwülstig vor gegen die einfache Größe der Bibelsprache. So bleibe ich dabei, einzelne Stellen auszuheben, die mich zumeist frappieren und Stoff zu Betrachtungen geben**).“ Das ist ein Text, der der Auslegung in hohem Grade würdig ist und sich nach allen Richtungen hin mit Beispielen belegen läßt. In der That verfährt die Dichterin so, daß sie bei jedem Evangelium lauscht, welcher einzelne Ton den stärksten Nachhall bei ihr wachruft, welche Saite ihres Inneren am längsten mit den gehörten Klängen mittönt. Diesen einzelnen Ton nimmt sie auf und macht ihn zum einzigen Grundton ihres Liedes, meistens gleich in den ersten Zeilen, oft in ganz überraschender Wendung, oft ganz anders, als das Wort im Evangelium gemeint war. So am ersten Sonntag nach h. 3 Kön. auf das Evang.

*) Ges. Werke I, 2 S. 8.
**) Vgl. die Fortsetzung oben S. 343.

vom 12jährigen Jesus im Tempel (Luc. 2, 41 ff.): „Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht." Das klingt bei ihr nach, und so knüpft sie unmittelbar an das Evangelium an:

Und sieh, ich habe dich gesucht mit Schmerzen,
Mein Herr und Gott, wo werde ich dich finden?
Ach nicht im eignen ausgestorbnen Herzen,
Wo längst dein Ebenbild erlosch in Sünden;
Da tönt aus allen Winkeln, ruf' ich dich,
Mein eignes Echo wie ein Spott um mich.

So hat sie weiter gesucht, in der Natur, im Menschenschicksal; nirgends Gott gefunden, nur der Richter und Vergelter ist ihr geblieben, ein Schatten nur von Gottes Bild, und sie muß schließen:

O Gott, du bist so mild und bist so licht!
Ich suche dich mit Schmerzen, birg dich nicht!

Oder 3 Sonntage später bei den Arbeitern im Weinberge (Matth. 20, 1—16): „Sie sprachen zu ihm: Es hat uns niemand gedingt." Da ist der Anfang ihres Liedes, eines der großartigsten des ganzen Werkes, gefunden:

Ich kann nicht sagen:
„Keiner hat mich gedingt."

Noch einmal taucht ein Wort auf: „Du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben", und die zweite Strophe heißt:

Ich kann nicht sagen:
„Siehe des Tages Last
Hab ich getragen!"

und nun findet sie selbst die weiteren nichtigen Entschuldigungen, bis zu der letzten Strophe:

Nichts kann ich sagen u. s. w.

Oder gar am nächsten Sonntag bei dem Ev. vom Säemann und Samen Luc. 8, 4 ff. (Sie nennt es gleich „Vom Samen so unter die Dornen fiel"): „Und etliches fiel mitten unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf und erstickten es." Weiter nun in V. 14 sind die Dornen „die Sorgen, Reichthum und Wollust dieses Lebens". Hier aber heißt der Anfang:

In die Dornen ist dein Wort gefallen,
In die Dornen, die mein Herz zerrissen;
Du, mein Gott, nur du allein kannst wissen,
Wie sie schmerzlich sind vor andern allen;
In die Dornen meiner bittern Reue,
Die noch keine Tröstung will empfangen;
So verbarg ich es in finstrer Scheue,
Und so ist es trübe aufgegangen.

Und dieses Widerspiel der Dornen des Evangeliums schützt die Saat vor Stürmen und Frost.

Nicht anders auch im zweiten Theile. So gleich das erste Lied, zum 1. Sonntag nach Ostern, Ev. „Jesus geht durch verschlossene Thüren und spricht: Der Friede sei mit euch!“ (Joh. 20, 19 ff.). Wieder beginnt sie mit „Und“:

> Und hast du deinen Frieden denn gegeben
> An Alle, die sich sehnen um dein Heil,
> So will ich meine Stimme auch erheben:
> Hier bin ich Vater, gib mir auch mein Theil! u. s. w.

So wird am Himmelfahrtstage der Blick bloß rückwärts gelenkt auf die Zeit des Erdenwandels Jesu, die nun vorüber ist:

> Er war ihr eigen dreiunddreißig Jahr.
> Die Zeit ist hin, ist hin!
> Wie ist sie doch nun alles Glanzes bar,
> Die öde Erd', auf der ich athm' und bin!

Nun ist sie bei sich selbst:

> Warum durft' ich nicht leben, als sein Hauch
> Die Luft versüßte, als sein reines Aug
> Gesegnet jedes Kraut und jeden Stein?
> Warum nicht mich? warum nicht mich allein?
> O Herr, du hättest mich gesegnet auch!

Ganz merkwürdig am 2. Sonntag nach Pfingsten, Ev. Vom großen Abendmahl (Luc. 14, 16 ff.):

> Ein Haus hab' ich gekauft, ein Weib hab' ich genommen,
> Drum, Herr, kann ich nicht kommen.
> Das Haus mein Erdenleib,
> Deß ich in Ruh muß pflegen,
> Die Poesie das Weib,
> Dem ich zu Füßen legen
> Will meiner Liebe Frommen
> Zu süßem Zeitvertreib.

Das Haus*) ihr kranker Leib, das Weib ihre Dichtergabe: kann es eine persönlichere Anwendung geben? Das Stück ist ungewöhnlich reich an solchen unmittelbaren Anwendungen biblischer Abschnitte. In der 3. Strophe spielt das Gleichniß vom reichen Thoren, in der 5. das vom ungerechten Haushalter, in der letzten die Geschichte von der großen Sünderin hinein, jedesmal mit wunderbarer Wirkung.

Umgekehrt klingt auch einmal das Bibelwort erst in der letzten Zeile statt der ersten an Am 4. Sonntag nach Ostern, in ganz eigen-

*) „Landhaus“ auch in der Anführung des Ev. für „Acker“, Vulgata „Villam emi“.

thümlicher Anwendung des von Christus Gesagten auf ihre eigne Person: „Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat“ (Joh. 16, 5 ff.). Nicht daß der Heiland hingeht, den Tröster zu senden, tritt heraus: nein, sie selbst ist auch von Gott gesandt zu ihrem Beruf, als warnendes Beispiel dazustehn; ist aber dieser traurige Beruf erfüllt, so darf sie heimgehn:

> Dann knie ich hin
> Vor dem, der mich gesendet hat. —

Aber zeigt sich so auch überall das gleiche Verfahren, die gleiche subjective Anlage der Dichtung, spiegelt sich 1840 noch so gut die eigne Seele der Dichterin in ihren Liedern wie 1820, ist eigene Sünde und eigener Unglaube hier wie dort der Hauptgegenstand — dies Bild selbst ist eben doch in den 20 Jahren ein anderes geworden, und dafür sind die letzten beiden Beispiele schon ein Fingerzeig. Dort bei der jugendlichen Dichterin ist es die Läuterung und Durchbildung der eigenen Persönlichkeit, um die fast ausschließlich gerungen wird: nur hier und da klingt es einmal durch, daß sie Amt und Beruf in der Welt für Andere empfangen hat, wie zu Mariä Lichtmeß:

> Hast du mir zu reichen Kräften
> Auch ein reiches Amt verliehen,

oder am 5. Sonntag in der Fasten in freudigem und doch demüthigem Aufschwung:

> Meine Lieder werden leben,
> Wenn ich längst entschwand:
> Mancher wird vor ihnen beben,
> Der gleich mir empfand.
> Ob ein Andrer sie gegeben
> Oder meine Hand:
> Sieh, die Lieder durften leben,
> Aber ich entschwand!

In der zweiten Hälfte aber tritt mächtiger und mächtiger die reife Persönlichkeit hervor. Sünden, deren sie sich früher anklagte, Unglaube mit dem sie ehedem rang, liegen hinter ihr; sie sind zu Erfahrungen geworden, die ihr das Recht geben, mahnend und warnend ihre Stimme zu erheben und mit ihrem Beispiel Andere zu retten. So nimmt die Sorge um das Seelenheil Anderer — immer unter schmerzlichem Empfinden der eigenen Wundennarben — im zweiten Theile einen bedeutenden Raum ein und äußert sich in rührenden Lauten. Die Angst, die Seele anderer durch böses Beispiel oder Vernachlässigung geschädigt zu haben, beherrscht die Lieder vom 7. S. n. Pf. und vom 2. n. Ost.; in heißem Flehen gründet sie auf ihr eigenes Beispiel die Fürbitte für

Andere, daß das letzte Fünkchen des Glaubens und des Guten in ihnen nicht verlöschen möchte (25. 26. 27. S. n. Pf.); das Ev. vom ungerechten Haushalter (10. S. n. Pf.) wird ihr zum Gleichniß ihrer Dichtergabe und zur Mahnung, mit ihr zu wuchern für die Ewigkeit; das Zeugniß Johannis (4. Adv.) begeistert sie, selbst als der Prediger in der Wüste aufzutreten und ihre schmerzlichen Erfahrungen zum Heile Anderer zu verwerthen. Hie und da vermag sich die ihres eigenen Werthes bewußt gewordene Dichterin auch über alles dies hinauszuschwingen und ohne Hinweis auf die eigenen Mängel ihre Stimme mahnend und warnend zu erheben zu gewaltigen Predigten — Annette v. Droste ist der größte Prediger unter allen unseren Dichtern. Die kirchlichen Ereignisse, die sie miterlebt, und die auch ihr Herz mächtig ergreifen, sind es, die sie dazu begeistern: zu der Warnung vor den falschen Propheten (9. S. n. Pf.), dem großartigen Wächterruf zum 5. S. n. Ost., der herrlichen Klage über fleischlichen Eifer zum 1. Advent.

Das sind Ausnahmen von der Regel, aber glückliche, belebende Ausnahmen. Die Dichterin selbst hat es gefühlt, daß die gleichmäßig subjektive Anlage ihres Werkes die Gefahr einer gewissen Eintönigkeit mit sich bringe, „daß es ihr immer schwerer werde, einige Mannigfaltigkeit hinein zu bringen". Was sich über jene glänzenden Ausnahmen hinaus als Versuch auffassen läßt, dieser Eintönigkeit vorzubeugen, kann kaum als gelungen bezeichnet werden. Die lehrhaften Gedichte zum 14. (Nächstenliebe) und 18. Sonntag nach Pf. (Sonntagsheiligung), der Hymnus in der Lutherstrophe (nach „Nun freut euch, lieben Christen g'mein") auf den 16. Sonntag nach Pfingsten (Gottvertrauen) sind durchaus keine glücklichen Eingebungen, sie gehören unbedingt zu den schwächsten Stücken des Werkes. Von solchen Versuchen ist die erste Hälfte gänzlich frei.

Auch das hat Annette richtig empfunden, daß sie sich vor bloßer Wiedergabe des biblischen Textes zu hüten habe. Sie hat dies in der ersten Hälfte durchgängig beobachtet. Hüffer (S. 346) berichtet, daß das Gedicht für den zweiten Sonntag in der Fasten „Vom cananäischen Weibe" sich noch in einer älteren Fassung finde*), die wahrscheinlich deshalb mit der späteren vertauscht wurde, weil sie zu sehr in epischer Form gehalten war. Aber auch, wo es sich nicht ganz umgehen ließ dem biblichen Text eine Strecke weit zu folgen, hat sie die Gefahr mit großartiger Kunst und immer neuen Mitteln vermieden. Wie herrlich ist die Schilderung des Zuges der heiligen drei Könige durch die end-

*) Meines Wissens noch nicht veröffentlicht.

lose Wüste in den 4 ersten Strophen des Liedes auf ihr Fest. Nicht bis ans Ziel begleitet die Dichterin sie: sie läßt sie in der Wüste, um den Wankelmuth ihrer doch frei in den Wogen der Gnade schwelgenden Seele reuevoll zu vergleichen mit der gläubigen Geduld jener drei Wanderer. Noch schöner begleitet sie zu Mariä Lichtmeß den Gang der Eltern Jesu mit ihrem Kindlein zum Tempel, läßt sie einziehen und — bleibt draußen, um sich innerlich mit dem geschauten Bilde abzufinden: wie der Sturm sich gelegt, da tritt Maria mit dem Sohn und Joseph wieder heraus aus den Hallen, und wir folgen ihnen wieder ebenso weit wie vorher. Am Palmsonntag, am grünen Donnerstag, zu Ostern wird das Ereigniß nur eben angerührt, um dann unverzüglich in das eigene Innere einzukehren. Und was soll man zu den großartigen dichterischen Offenbarungen „Am Charfreitag" und „Am Charsamstag" sagen! Am Charfreitag setzt die Seele gleich mit der Klage über das Geschehne ein:

Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Thränen;
Ach, der Tag will euch nicht taugen,
Und die Sonne will euch höhnen!
Seine Augen sind geschlossen,
Seiner Augen süßes Scheinen;
Weinet, weinet unverdrossen,
Könnt doch nie genugsam weinen!

Und nun ruft sie die Begebenheiten des Tages, die Qualen Christi am Kreuz, die Wirkung auf die ganze Natur, die Sonne, die Vöglein, die Todten, die ganze Erde, ins Gedächtniß zurück, um immer wieder zu fragen, ob denn der Schmerz auch sie so ergreife, wie er es sollte! Ein Vers mag es zeigen:

Und die Vöglein arm, die kleinen,
Sind so ganz und gar erschrocken,
Daß sie lieber möchten weinen,
Wären nicht die Aeuglein trocken;
Sitzen traurig in den Zweigen,
Und kein Laut will rings erklingen.
Herz, die armen Vöglein schweigen,
Und du mußt den Schmerz erzwingen!

Für diese merkwürdige Durchdringung des echtesten Balladentones mit der innigsten Lyrik giebt es kaum ein anderes Beispiel als die Lieder der Trutznachtigal von Friedr. von Spee: an solchen Vorbildern muß sich Annette dazu begeistert haben. Für ein Stück wie das auf Charsamstag muß man auf jeden Vergleich verzichten. Auch da von

Erzählung selbstverständlich keine Rede: die Stimmung in der Natur; die Stimmung unter den gläubigen Menschen in ihrer Hoffnungslosigkeit; die Vergeblichkeit des Harrens der Väter durch endlos lange Zeiten; am Schluß das Aufdämmern des Ostertages, noch weiß man nicht, ob zum Untergang oder zum Heil! Dazu die Fassung: abwechselnd Trochäen und Jamben, zum Schluß jeder Strophe ein Stoßseufzer: O Herr, erhalt' uns! O Herr, verschon' uns! Es liegt eine angstvolle Spannung, eine Gewitterschwüle über dem Stück, die kaum zu athmen erlaubt, und eine Gedankentiefe darin, fast unergründlich.

Solchen Stücken hat die zweite Abtheilung, die die ganze festlose Hälfte in sich schließt und darum an sich viel ärmer ist an Stücken, die sich auf große Ereignisse aufbauen, nur eines von gleicher Vollendung an die Seite zu stellen, das ist das Lied auf die Weihnacht. Der Rückblick auf Israels Geschichte, auf das Gericht der Verstockung, dem es anheim gefallen, der Vergleich zwischen ihm und der stolzen Roma: das ist ein Bild, in dem geschichtlicher Tiefblick und dichterische Gestaltungskraft sich in erstaunlichem Maße die Hand reichen. Auch hier wird der Geschichtserzählung ähnlich wie bei Mariä Lichtmeß durch zwei Einzelbilder zu Anfang und zu Ende ihr Recht gelassen, um in der Mitte jenes großartige geschichtliche Bild zu entfalten. Wie einfach und wie rührend schön die Gefahr der Nacherzählung bei der Himmelfahrt vermieden ist, hat man oben gesehen. Leider ist Annette nicht überall ihrer Einsicht gefolgt. Das Lied auf Pfingsten, das auf den 22. S. n. Pf. (Vom kranken Sohn des Königischen Joh. 4, 47 ff.) und das auf Allerheiligen (die Seligpreisungen Matth. 5, 1 ff.) kleiden den ganzen Text in dichterisches Gewand. So große Kunst und Sorgfalt die Dichterin auch augenscheinlich darauf verwendet hat: es ist nicht falsche Bescheidenheit, sondern der einfache Ausdruck für die Thatsache, wenn sie in jenem Briefe sagt, dergleichen komme ihr immer elend und schwülstig vor gegen die einfache Größe der Bibelsprache. Die Gedichte gehören zweifellos zu den schwächeren Stücken des Werkes.

So wird sich jetzt auch der Satz „Die geistlichen Lieder werden, wie mich dünkt, ohngefähr den früheren gleich“ übersichtlich beurtheilen lassen. Grundsatz und Ziel sind die gleichen; dem Gehalte nach unterscheidet sich die zweite Hälfte von der ersten nur soweit, als die Persönlichkeit der 40jährigen Dichterin eine andere geworden, als die 20jährige es war. Sieht man auf den dichterischen Werth der Stücke, so muß der ersten Hälfte ein gewisser Vorrang bleiben. Unter ihren 25 Liedern finde ich nur ein einziges minderwerthiges, lahm in Form und Inhalt, dunkel in mancher Wendung, das auf den Dienstag in der Charwoche

„Gleich deiner eignen Seelen Sollst du den Nächsten lieben"*). Unter den 47 Gedichten der zweiten Hälfte dagegen glaube ich nach schwerlich zu strengem Urtheil nicht weniger als 10, also mehr als den fünften Theil, als des ganzen Werkes nicht völlig würdig bezeichnen zu müssen**). Das liegt wohl nicht an dem Fehlen der letzten Reinschrift, an der Unsicherheit oder Unvollständigkeit der Entzifferung. Denn die Feile ist auch hier redlich gebraucht, und nicht an Einzelheiten hängt der Eindruck der Minderwerthigkeit. Auch nicht bei allen ist ein Abweichen von den Grundsätzen des Ganzen die Ursache des Mißlingens. Vielmehr wird man annehmen müssen, daß sie einer Zeit schwächerer Eingebung entstammen. Das kann bei der Art der Arbeit der Dichterin kaum Wunder nehmen. Für jede Abtheilung des Werkes findet sich gelegentlich in ihren Briefen die Bemerkung, daß sie dann und dann mit der Arbeit der laufenden Zeit des Jahres gleich gewesen sei***). Sie hat also im Wesentlichen der Reihe nach Tag für Tag abgefertigt, wie das Kirchenjahr sie brachte, und das entspricht genau dem, was wir sonst von ihrer dichterischen Thätigkeit wissen. Man lese nur Levin Schücking's Bericht von seiner Wette mit ihr aus dem Winter 1841/42, der wir die großartigsten ihrer Gedichte verdanken†). Mir ist kein zweites Beispiel bekannt, wo der Wille zu dichten, die eigentliche Arbeit, so glänzende Erfolge aufzuweisen hätte. Daß bei solchem „Kommandiren der Poesie" gelegentlich der angewandte Zwang sich rächte, ist immerhin sehr erklärlich. Hier kam noch die fieberhafte Eile dazu, mit der die Beendigung des Werkes vor Ablauf des Jahres erstrebt wurde, und auch die Einreden der nächsten Angehörigen mögen das Ihrige mit dazu gethan haben. Denn gerade bei der Abreise von Apenburg war sie „der laufenden Zeit des Jahres gleich"; bis in den Herbst wird der Aufenthalt dort gedauert haben (Hüffer S. 202); der 20. S. n. Pf. war 1839 der 6., 1820 der 8. Oct., und so scheint gerade die überwiegend mißlungene Reihe vom 14.—20. S. n. Pf. in jener Zeit stürmischer Eile und zugleich des Kampfes mit allerlei Hindernissen entstanden zu sein.

Man ziehe aus dem Zugestandenen keine zu weit gehenden Folgerungen. Im Großen und Ganzen ist die zweite, größere Abtheilung

*) Schon Kreiten hebt die „recht bedeutenden Dunkelheiten in der Sprache" hervor; ob es gerathen ist, daraus auf sehr frühe Abfassung zu schließen, will mir zweifelhaft erscheinen, eben weil das ganze Gedicht lahm ist, und weil sich Seitenstücke dazu aus ihrer reifsten Zeit finden.

**) Es sind: Pfingstsonntag, Pfingstmontag, 14. 16. 18. 19. 20. 24. S. n. Pf., Allerheiligen und 3. Adv.

***) Vgl. Hüffer S. 68. 203.

†) Gesammelte Schriften 1. S. 39 f.

der ersten vollkommen ebenbürtig, reich an Stücken von großartiger Schönheit und Tiefe. Wunderbar genug, daß man nicht mehr sagen, daß man schwerlich die zweite Abtheilung im Ganzen höher stellen kann als die erste. Wüßte man es nicht mit urkundlicher Sicherheit, daß diese 25 Gedichte das Werk eines jungen Mädchens von wenig über 20 Jahren wären, man würde es gewiß nicht glauben. Eine vollausgereifte dichterische Persönlichkeit tritt uns hier entgegen, an dichterischem Können und dichterischer Eigenart schon ganz und gar dieselbe, die 20 Jahre später zu einer zweiten, unvergleichlich volleren Blüthe gedieh. Erstaunlich ist der Abstand zwischen diesen Gedichten und allen ihren vorhergehenden Jugendwerken, von denen sehr viel erhalten ist, insbesondere von dem großen Heldengedicht „Walther", das kaum zwei Jahre früher entstand. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beschäftigung mit dem Heiligsten, was ihr Herz bewegte, daß das Schöpfen aus dem Schatze bloß des eigenen Innern mit einem Schlage alles, was ihr gegeben war, zur Reife gebracht hat. Durch nichts wird die große Selbständigkeit Annette's, ihre Unabhängigkeit von jeder Schule und jedem Meister, so außer Frage gestellt, wie durch diese Thatsache*). Der romantischen Schule als solcher durchaus abgeneigt, von den Klassikern trotz aller Liebe zu Schiller in ihrem Realismus doch soweit wie möglich entfernt, war sie, als diejenigen Dichter zu veröffentlichen begannen, mit denen sie wirklich Berührungspunkte zeigt, schon fertig aus eigener Kraft. Chamisso's, Lenau's, Eichendorff's Gedichte erschienen erst später, von Heinrich von Kleist waren nur einzelne Werke veröffentlicht: nur Uhland's erste Gedichtsammlungen gingen seit 1815 dem Geistlichen Jahre vorauf; aber die Anlehnung an das Volkslied, in der Annette sich mit ihm berührt, hat sie nicht von ihm, sondern sie hat die Anregung dazu von den Oheimen v. Haxthausen früh erhalten und selbständig sich zu Nutze gemacht. So tritt sie vollberufen, als eigenartige Größe, in diesen Kreis ein, nur sich selbst zu vergleichen.

Es ist hier nicht der Ort, die Vorzüge und Mängel ihrer Dichtung überhaupt auseinanderzusetzen, wir haben es hier nur mit dem „Geistlichen Jahr" zu thun. Ist Annette's gesammte Dichtung keine leichte Kost, nicht vorhanden für alle diejenigen, die sich an „lyrischen Gedichten" den Magen verdorben haben und nur allenfalls gewohnt sind mit dem Durchblättern eines solchen Bandes sich eine müßige Stunde zu vertreiben, so gilt das von den Gedichten des „Geistlichen

*) Vgl. hierzu die feinen Ausführungen von Hüffer S. 337 ff.

Jahres" in verstärktem Maße. Sie erschließen ihre Schönheit nur demjenigen, der ihnen innerlich nahe tritt, und oft nur eines nach dem andern, Blüthe auf Blüthe, wenn — vielleicht nach oft wiederholtem Lesen — das Herz des Lesenden einmal ganz auf den Ton gestimmt ist, den die Dichterin anschlägt. Experto credas! Auch hiervon hat Annette ein Vorgefühl gehabt. Sie schreibt während der Arbeit am 17. Nov. 1839*) an Junkmann: „Es kümmert mich wenig, daß manche der Lieder weniger wohlklingend sind, als die früheren; dies ist eine Gelegenheit, wo ich der Form nicht den geringsten nützlichen Gedanken aufopfern darf. Dennoch weiß ich wohl, daß eine schöne Form das Gemüth aufregt und empfänglich macht, und nehme so viel Rücksicht darauf, als ohne Beeinträchtigung des Gegenstandes möglich ist, aber nicht mehr." Hüffer knüpft an diesen Ausspruch einen vollberechtigten Tadel der so oft harten, lahmen, unklaren Form, Fehler, durch die einseitig nach der Seite des Formschönen beanlagte Geister sich stets von ihren Dichtungen werden abgestoßen fühlen. Er kommt zu dem Schlusse, „daß der Dichterin jenes Schönheitsgefühl, welches dem echten Künstler bis zur vollen Befriedigung keine Ruhe läßt, nicht in dem Maße eigen war, wie es ihrer übrigen Begabung entsprochen hätte". Die Formschönheit als solche hat ihr allerdings wohl nie Kummer gemacht, der Gegenstand stand ihr überall im Vordergrund, sie ist eine Vertreterin nicht der schönen, sondern der charakteristischen Kunst. Aber darin hat Hüffer gewiß Recht, daß auch der Gegenstand selbst sie zu voller Durchbildung der Form — immer in den Grenzen ihrer Eigenart — hätte führen müssen, durch die er ja allein zum Wesen kommt. Mir scheint für die störendsten Mängel noch etwas anderes verantwortlich zu sein. In so erstaunlichem Maße sie auch nach manchen Seiten die Sprache beherrscht, durch den Reichthum ihres Wortschatzes und ihrer Anschauungen, durch die Lebhaftigkeit ihrer Empfindung und die Körperlichkeit ihres Ausdrucks, so ist sie doch nicht umsonst eine Frau und nicht umsonst ohne regelrechte Schulbildung aufgewachsen. Die Grenzen des sprachlich und logisch Möglichen, enger gefaßt die Grenzen der dichterischen Freiheit, sind in ihrem Bewußtsein nicht scharf und unerbittlich genug gezogen. Das macht sich in der ungebundenen Rede kaum bemerklich; erst wo der Streit des Gedankens mit der dichterischen Form, mit Reim, Vers- und Strophenmaß, Schwierigkeiten schafft, da beginnt sie zu wagen und wagt oft mehr, als sie darf, weil sie die Grenzen nicht sieht**).

*) Hüffer S. 348.

**) Mancherlei gute Beobachtungen über Vorzüge und Fehler ihrer Sprache und

Aber das Andere muß hier auch stärker hervorgehoben werden, als es bisher geschehen ist: daß ihr Schönheitsgefühl in gewissen Richtungen ungewöhnlich stark entwickelt ist. Das ganze wichtige Gebiet des Musikalischen in der Sprache beherrscht sie mit fast untrüglichem Gefühl und verwendet es zu gewaltigen Wirkungen. Was man den Körper der Sprache nennen könnte, Vokale und Konsonanten in ihrem selbständigen Werthe, das spielt bei wenigen Dichtern eine so große Rolle, wie bei Annette v. Droste, und stets in genauester Uebereinstimmung mit dem Gegenstand. Nicht anders steht es mit dem Tonfall, und zwar zeigt sich die gleiche Meisterschaft in der Wahl der Versfüße, bis zu dem bei anderen neueren Dichtern höchst seltenen Wechsel zwischen Jambus und Trochäus, dem sie mehrfach ihre größten Wirkungen verdankt, wie auch in der freien Handhabung des Tonfalls, seiner bewußten Verletzung im Dienste des Ausdrucks. Sie ist in alledem unbeschränkte Meisterin. Hier muß die Andeutung davon genügen; wer ihr nachgeht, wird die Bestätigung und reichen Gewinn nicht vermissen. Aber eines muß gerade gelegentlich des Geistlichen Jahres nachdrücklich hervorgehoben werden, das ist der Dichterin unvergleichliche Kunst des Strophenbaues. Noch nirgend fand ich hervorgehoben, was doch nicht eben etwas Alltägliches ist, daß im Geistlichen Jahr mit seinen 72 Gedichten jedes seine eigene Strophe haben soll*). Man mag darüber lächeln, mag in diesem eigensinnigen Vorsatz eine Spur des jugendlichen Feuereifers der Dichterin sehen; jedenfalls hat sie, was im ersten Drittel angelegt war, in ihren reifen Jahren getreulich durchgeführt bis zum Ende hin. Und der einzige Richter darüber bleibt doch der Erfolg. Man prüfe die 71 Strophen nnd staune, wie Form und Gegenstand aus einem Gusse vor uns dastehen, wie selten einmal eine weniger melodische, spröde Strophe mit unterläuft. In vielen Fällen lehrt der Augenschein, daß die erste Strophe ganz von selbst aus der Feder geflossen ist. Das Wort des Evangeliums, das sich ihr aufgedrängt hat, der Gedanke, den es in ihr angeregt, erhält den einfachsten Ausdruck; die geschriebenen Zeilen verlangen ihr Gegengewicht in Maß und Reim, die entstandenen Stollen ihren Abgesang: und die Strophe steht da, nunmehr Maß und Richt-

---

Kunstform bietet noch L. Jacoby A. v. Dr.-H., Deutschlands Dichterin, Vortrag, Hamburg 1890.

*) Nur eine Ausnahme findet sich, soweit ich sehe. Die beiden Lieder auf das Josephsfest „Gegrüßt, in deinem Scheine" und auf Gründonnerstag „O Wundernacht, ich grüße" haben dieselbe Strophe, die von Paul Fleming's „In allen meinen Thaten". Schwerlich ist darin mehr als ein Versehen zu erkennen.

schnur für alle ferneren. Man erinnere sich nur mancher, die oben angeführt wurden:

> Ich kann nicht sagen:
> „Keiner hat mich gedingt."

So bricht es unwillkürlich aus dem Herzen hervor. Das Geheimniß der ganzen meisterhaften Strophe ist damit gelöst:

> Wem soll ich klagen,
> Wenn es mich niederzwingt
> In meine schmählich selbstgeflochtnen Bande!
> Vor Millionen hast du mich erwählt,
> Mir ungemeßnes Handgeld zugezählt
> In deiner Taufe heil'gem Unterpfande.

Die angstvolle Erregung in den ersten Zeilen wird maßgebend für das ganze Lied, und in den drei letzten verdoppelten sich die 5 ersten, nur in ruhigerem Tonfall und um einen Reim ärmer.

> „Mein Nam' ist Legion, denn unserer sind Viele."
> So spricht der finstre Geist. —

Die Strophe ist damit fertig:

> Sein Nam' ist Legion, weh mir, daß ich es fühle,
> Daß es mich zittern heißt!

Oder:

> Ein Haus hab' ich gekauft, ein Weib hab' ich genommen,
> Drum, Herr, kann ich nicht kommen.

Oder:

> Da sprach er: „Gehet hin, den Priestern zeiget euch!"
> Und als sie gingen, siehe da, sie wurden rein.

Man überzeuge sich, wie daraus die Strophe hervorwächst. Ich übergehe alle anderen Beispiele, weil ohne Text schwer darüber zu reden ist, am Texte aber jeder sich selbst überzeugen mag, welch herrliche Strophengebilde unter den Händen der Dichterin entstehn, von den einfachsten und schlichtesten bis zu rhythmisch so bewegten und mannigfach wechselnden wie die zum Montag in der Charwoche „Vom verdorrten Feigenbaum", zum Charsamstag, zum 3. Sonntag nach Ostern „Ueber ein Kleines werdet ihr mich sehn", zum Frohnleichnamstage, zum 13. Sonnt. n. Pf. u. s. w. Hie und da auch lenkt die Dichterin in die Geleise der schönsten protestantischen Kirchenlieder ein, wie „In allen meinen Thaten" (erste Fassung) zum Josephsfest und Gründonnerstag, „Aus meines Herzens Grunde" oder besser als zum selben Text gehörig „Auf, auf, ihr Reichsgenossen" auf Palmsonntag, „Nun freut euch, lieben Christen g'mein" am 16. Sonntag n. Pf., ob mit Bewußtsein, wer will es sagen? Soviel steht wohl fest, daß unter allen neueren deutschen Dichtern niemand die Kunst des Strophenbaues mit solchem

Eifer und mit annähernd so großem Erfolg angebaut hat wie sie, und zwar nicht nur im „Geistlichen Jahr", sondern auch in ihren übrigen Gedichten*). Sie gemahnt uns der älteren Minnesänger, wo Lied und Strophe aus einem Guß war, die Strophe mit jedem Liede neu entstand. Seit Goethe, Uhland, Heine ist die Strophe in steigendem Maße das Aschenbrödel unter den dichterischen Formmitteln geworden. So wahr es auch hier sein mag, daß sich in der Beschränkung des einfachen Vierzeilers der Meister zeigen kann, so wahr bleibt es auch anderseits, daß zur wirklich künstlerischen Ausfüllung größerer Gebilde ein Aufwand von Kraft und dichterischen Gedanken gehört, dem die Meisten nicht gewachsen sind, und daß innere Leere leicht unter den bequem sich einschleichenden gewohnten Maßen Deckung findet. Die Abwendung unserer Zeit von der „lyrischen Dichtung" mag zum Theil auch auf den Ueberdruß an dem Einerlei der Strophenbildung zurückgehen.

Aber mögen diese oder jene Vorzüge der Form das „Geistliche Jahr" auszeichnen: wichtiger als sie alle bleibt doch der Inhalt, und nicht nur nach dem eignen Urtheil der Dichterin. Es sind geistliche Gedichte; was sie enthalten und bringen, muß also unweigerlich in ein bestimmtes Verhältniß treten zu dem religiösen Besitz, dem es bei jedem Leser begegnet: es fragt sich, ist das Gebotene geeignet, uns zu bereichern und zu fördern? Weß Geistes Kind ist die Religiosität, die sich im „Geistlichen Jahre" kundgibt? Manchem dürfte zur Antwort darauf die einfache Thatsache genügend erscheinen, daß Annette einer streng römisch-katholischen Familie entstammt. Was soll sie als Angehörige eines Bekenntnisses, dem blinder Gehorsam gegen die Autorität der oberste und füglich einzige Glaubenssatz ist, an lebendiger Kraft erzeugen, um auf andere Seelen zu wirken? Auf der anderen Seite erheben sich Stimmen, sie sei gar nicht katholisch, sie sei im Grunde protestantisch. Das die Behauptung, gegen die Kreiten sich in ausführlicher Darlegung wendet**). Gibt er, ein Glied der Gesellschaft Jesu, ihr das Zeugniß des echten Katholicismus nach seinem Sinne, so ist das gewiß der denkbar größte Gegensatz zu jener oft genug gehörten Behauptung, zu dem Bestreben, sie dem Protestantismus einfach zuzueignen. Da die Frage einmal so gestellt ist, mag sie auch hier der Hauptsache nach so behandelt werden; nur der Ansatz muß einer Aenderung unterzogen werden. Es darf nicht gefragt werden: „war Annette v. Droste katholisch oder nicht" oder gar „war sie katholisch oder

*) Ausführlicher habe ich den Strophenbau des Geistlichen Jahres besprochen in der Münchener Allg. Zeit. 1892, Beilage-Nummer 34.
**) Ges. W. I, 2, S. 15 ff.

protestantisch“, sondern nur so: „inwiefern war Annette v. Droste Katholikin, inwiefern war sie es nicht? Aus dem „Geistlichen Jahre“ soll diese Doppelfrage beantwortet werden.

Daß Annette v. Droste Katholikin war, kann verständiger Weise niemand in Abrede stellen. Sie ist es vor allem ihrem eigenen Bewußtsein nach ganz und unbedingt gewesen. Conservativ vom Scheitel bis zur Zehe hat sie, das Kind einer streng katholischen Familie, sicher niemals nur an die Möglichkeit gedacht, einer anderen Confession anzugehören. So bewundernswürdig auch die Gerechtigkeit dasteht, mit der sie in der „Schlacht im Loener Bruch“ den Protestantismus selbst in seiner Vertretung durch den „tollen Herzog“ behandelt, so frei und unbefangen sie ihr Leben lang mit unzähligen Protestanten bis zur innigsten Freundschaft verkehrt hat: sobald die Confession überhaupt in Frage kam, wird sie über den Standpunkt der Duldung nie hinausgekommen sein. Der Naturuntergrund ihres Wesens ist viel zu fest, um ihr abstracte Freiheit in solchen grundlegenden Dingen zu gestatten, und das gehört zu ihrem stärksten und werthvollsten Eigenschaften. Wenn sie in dem herrlichen Gedichte „Halt fest“ mahnt:

Halt fest den Glauben, laß ihn dir genügen!
Wer möcht' sein Blut mit fremdem Ichor tauschen!

so zeigt der nächste Vers:

Verstoße nicht den Cherub deiner Wiegen,

daß sie nicht an ein Mindestmaß von Glauben für Alle denkt, sondern an die bestimmte Glaubensform, die ein jeder von seinen Eltern ererbt hat, und dazu ist sie groß genug, um zu dem „Du Katholik deinen katholischen Glauben!“ auch hinzuzudenken „Und du Protestant deinen protestantischen!“ Und deutlich genug redet sie auch im „Geistlichen Jahr“ in dem Gedicht Am 26. S. n. Pf.:

Wie segn' ich dich, mein reiches kleines Land,
Du frische Weide einer treuen Heerde!

und weiter:

Ward ich nicht ganz der öden Stätte gleich,
Verfluchtem Grunde,
Wo Salz gestreut auf Stein und Schädel bleich,
Gibt hier und dort noch eine Säule Kunde
Vergangner Herrlichkeit: Dank dir, mein Land;
Du hast zu früh gelegt ein frommes Band
Um meine Seele in der Kindheit Stunde.

Der Glaube gehört ihr unbedingt zu den Erbgütern: so ist ihr Erbgut das katholische Bekenntniß, und sie ist ihm von der Wiege bis zum Grabe treu geblieben.

Und dies ihr eigenes Bewußtsein erweist sich wirksam und stark überall da, wo es ein Bekenntniß gilt, wo das Gesammtbewußtsein der Glaubensgenossen irgendwie aufgeboten wird. Das schlagendste Beispiel bietet ihr Verhalten in dem Kölner Kirchenstreit. Am 20. Nov. 1837 wurde der Erzbischof von Köln, Clemens August von Droste-Vischering (die Familie ist nicht verwandt mit der der Dichterin), nachdem die preußische Regierung vergeblich versucht, ein Einverständniß mit ihm in Sachen der gemischten Ehen zu erzielen, in Köln verhaftet und nach Minden abgeführt und blieb dort lange in Festungshaft. Die Aufregung im streng katholischen Theil des Volkes war ungeheuer, nirgend größer als in seiner Heimathstadt Münster, wo der Erzbischof als ehemaliger Generalvikar und Weihbischof des höchsten Ansehens genoß. Es versteht sich ganz von selbst, daß auch unsere Dichterin von tiefster Entrüstung durchdrungen war und mit Leib und Seele für ihre Kirche Partei nahm. Ein Brief vom 9. Februar 1838, in dem sie von den Straßenunruhen in Münster erzählt, die sie miterlebt hat, gibt dieser Stimmung beredten Ausdruck. Freilich läßt er gleichzeitig deutlich erkennen, wie hoch weniger die Regierung als die militärische Behörde das Sündenregister der Münsteraner hatte auflaufen lassen, und daß die Unruhen nur mittelbar mit der kirchlichen Verstimmung zu thun hatten. Auch verleumderische Gerüchte haben sich, natürlich ohne Schuld der Dichterin, eingeschlichen. Denn es ist zweifellos unwahr, daß dem Erzbischof vor seiner Abführung Verdoppelung seines Gehaltes als Preis der Nachgiebigkeit von der Regierung angeboten sei. Noch entschiedener im Sinne des strengsten Katholicismus und unbedingter Geltung der kirchlichen Autorität spricht sie sich in einem Briefe vom 25. April 1839 aus: „Gott im Himmel erhalte ihn! Sonst fürchte ich, dreh'n die Preußen dem Papst am Ende doch noch eine Nase, und wir bekommen so ein aufgeklärtes Muster wie den sel. Spiegel. Einen, der sich schon übel gezeigt hat, wird der Papst freilich nicht bestätigen, aber die Preußen werden schon einen aufzuschnüffeln wissen, dem man nichts nachsagen kann, und den sie doch genug kennen, um zu wissen, daß er in ihren Kram paßt*).“ Diese persönlichen Erfahrungen, diese entschiedene Stellungnahme haben auch in der zweiten Hälfte des „Geistlichen Jahres“, die eben damals entstand, ihren Niederschlag gefunden. Am deutlichsten in dem Liede „Christi Himmelfahrt“:

*) „Preußen“ ist in beiden Briefen, sehr bezeichnend für die politische Stellung der Münsteraner, ein lediglich exotischer Begriff, der sich wesentlich mit Soldaten und Beamten deckt. Vgl. die Briefe, Ges. W. IV. S. 288 ff. 295 f. Wie sehr sie übrigens die Schlauheit der „Preußen“ hier überschätzt und der ihrer Kirche Unrecht thut, hat der Coadjutor und spätere Erzbischof Geißel bewiesen.

Geboren bin ich in bedrängter Zeit;
Nach langer Glaubenskraft
Hat nun verschollner Frevel sich erneut;
Wir tragen wieder fast vergeßne Last
Und wieder deine Opfer stehn geweiht.
Ach, ist nicht Lieben seliger im Leid?
Bist du nicht näher, wenn die Trauer weint,
Wo Drei in deinem Namen sind vereint,
Als Tausenden im Schmuck und Feierkleid?

'S ist sichtbar, wie die Glaubensflamme reich
Empor im Sturme schlägt,
Wie Mancher, der zuvor Nachtwandlern gleich,
Jetzt frisch und kräftig seine Glieder regt.
Gesundet sind die Kranken; wer da lag
Und träumte, ward vom Stundenschlage wach;
Was sonst zerstreut, verflattert in der Welt,
Das hat um deine Fahne sich gestellt,
Und jeder alte, zähe Firniß brach.

Herrlich ist das vorhergehende Lied, Am 5. S. n. Ost., in dem sie jeden Einzelnen zu seiner Pflicht aufruft, zweifellos zuerst die Katholiken zu ihrer Pflicht gegen die Kirche, und auch sich ihren bescheidenen Posten zuspricht:

Dem Kleinsten ward sein wichtig Theil,
Umsonst hat Keiner seinen Stand.
Mag, was da hoch, zu Kraft und Heil
Uns leuchten von der Zinne Rand,
Doch nur die Masse schützt das Land.

Ist es ein schwacher Posten auch,
Auf den mich deine Hand gestellt:
So ward mir doch des Wortes Hauch,
Das furchtlos wandelt durch die Welt,
Gleich, ob es dunkelt oder hellt.

Dies Lied ist es, das Kreiten triumphirend eine „katholische Marseillaise“ nennt. Es behält seinen Werth und seine Wahrheit für jeden mit ernster Ueberzeugung vertretenen Standpunkt. Für Annette muß es seinen Inhalt erst aus ihren anderweit erwiesenen Anschauungen erhalten: sollte es als Kampflied des heutigen Ultramontanismus gelten, so müßte zuerst erwiesen sein, daß sie sich zu ihm bekenne. Wir kommen unten auf das Lied zurück. So mag sie ferner in dem Liede Am 24. Sonnt. n. Pf. bei den Worten

Doch Gott und Welt im Streit: da, Brüder, gebet
Nicht mehr auf Kaiserwort als Dunst und Rauch

an Gewissensfragen gedacht haben, wie sie aus jenen Wirren erwuchsen,

und wer möchte sagen, ob ihr nicht auch bei der Seligpreisung derer, „die um dich Verfolgung leiden" Am Allerheiligentage ihr Erzbischof vorgeschwebt hat.

Es war, wie gesagt, selbstverständlich, daß sie so dachte und sprach. Eine gründlich unbeliebte, als ausländisch empfundene Regierung hatte den hochverehrten greisen Erzbischof vergewaltigt; er stand als Held und Märtyrer da in einer Sache, die der Dichterin fern lag, deren Entscheidung als einer für sie rein geistlichen sie nur der kirchlichen Behörde überlassen konnte. Ihr Katholicismus hat eine schwerere Probe bestanden. Ehe der Krug über der Frage der Mischehen brach, war er über dem Hermesianismus zu Wasser gegangen. Derselbe Erzbischof hatte die freiere, philosophische Richtung des Hermesianismus*), welche an der Universität Bonn ihre Hauptvertretung fand, verdammt; jener Erzbischof Spiegel, auf den sie so ergrimmt ist, war es eben gewesen, der Hermes und den Seinen Luft und Licht gegönnt. Unter den Hermesianern aber war nicht nur Professor Braun, einer der nächsten Freunde der Dichterin; sondern sein eifrigster öffentlicher Vertreter war ihr leiblicher Vetter Clemens von Droste, Professor des Kirchenrechts in Bonn, in dessen Haus sie lange Zeit gelebt, dessen Andenken sie nach seinem Tode ein Gedicht gewidmet hat, das von der tiefsten, lautersten Liebe und Verehrung überquillt. Kreiten führt Zeugnisse über ihre Stellung zu der Frage an**). Das erste, aus einem Briefe vom Jahre 1831, beweist nichts, als daß sie die Grenzen ihres Geschlechtes kannte und innehielt: „wenn die Freunde ihres Vetters Clemens mit ihm ihr Steckenpferd besteigen, sind sie ihr in ein paar Augenblicken so unverständlich geworden, daß sie eben so gut hebräisch hätten sprechen können." Das zweite, sie habe auf die Frage, was sie zu der Verdammung des hermesianischen Irrthums durch Rom denke, ruhig geantwortet: „Rom hat gesprochen, ich weiß nicht, wie man da noch fragen kann"; dieser Ausspruch ist ohne jeden Beleg, beruht also vielleicht auf unsicherer Ueberlieferung. Indessen unwahrscheinlich klingt er nicht; genau so mußte eine kluge Frau jeder Belästigung in einer Sache ausweichen, die sie persönlich nicht berührte, ihre Freunde aber, gewiß zu ihrem Bedauern, auf das schwerste traf. Das dritte, Annette habe in dem schönen Gedicht Am 9. S. n. Pf. „Von falschen Propheten" auf der einen Seite vor Hermes-Günther, auf der anderen vor der französischen Richtung der Bonald-Bautain-Lamennais gewarnt, scheint mir zu viel behauptet. Wohl stimmt darin manches zu der maßgebenden

*) Benannt nach dem 1831 zu Bonn verstorbenen Professor Hermes.
**) Ges. W. I, 2, S. 13.

kirchlichen Beurtheilung der beiden Lehren; aber als Gegenmittel, doch auch gegen die Bautain'sche Richtung, die Demuth geltend zu machen, das klingt nicht wahrscheinlich, ebensowenig wie die Brandmarkung der hermesianischen mit einem „droben frech gen Himmel sehn“. Mir scheint eine allgemeinere Auslegung von der Verweltlichung und Verflüchtigung der Religion einerseits und dumpfer, finsterer Weltflucht aus Religion andererseits zulässig und einleuchtender. Die Entscheidung muß ich Kundigeren überlassen.

Aber gegen jene Aeußerung der Unterwerfung unter das Ansehen der Kirche fallen doch auch andere Stellen ins Gewicht. So die schöne Strophe am 14. S. n. Pf. auf die Frage „Wer ist mein Nächster“:

Und wenn an deines Tempels Thor
Steht Einer einsam, ausgeschlossen,
Deß Thränen doch vor Gott geflossen,
Deß Seufzer doch erreicht sein Ohr:
Dem magst du deine Rechte reichen
Und deuten aufwärts nach dem Blau,
Wo Allen glühn der Sterne Zeichen,
Für Alle sinkt der milde Thau.

Sie hat auch im Leben sich nie durch das ausgesprochene Urtheil Roms bestimmen lassen, alten Freunden ihre Hand zu entziehen. So dauerten die freundschaftlichen Beziehungen zu Professor Braun bis zu ihrem Tode, und noch nach ihrem Tode hat er die Herausgabe des „Geistlichen Jahres“ unterstützt. Und das Zeugniß Schücking's, ihr sei die Art, wie im Jahre 1837 die katholischen Stimmführer die ersten Schritte zu einer Verwandlung der Kirche Deutschlands in eine politische Partei machten, durchaus nicht behaglich gewesen“, findet — trotz Kreiten's Widerspruch — seine volle Bestätigung in dem eigens zum Ausdruck dieser Ueberzeugung bestimmten Gedicht Am 1. Sonnt. im Advent.

Du bist so mild,
So reich an Duldung, liebster Hort,
Und mußt so wilde Streiter haben;
Dein heilig Bild
Ragt überm stolzen Banner fort,
Und deine Zeichen will man graben
In Speer und funkensprüh'nden Schild.

Mit Spott und Hohn
Gewaffnet hat Parteienwuth,
Was deinen sanften Namen träget,
Und klirrend schon
Hat in des frömmsten Lammes Blut
Den Fehdehandschuh man geleget,
Den Zepter auf die Dornenkron'.

Und am Schluß:

Doch ihr Gewand
Sei weiß, und auf der Stirne werth
Soll keine Falte düster ragen;
In ihrer Hand,
Und faßt die Linke auch das Schwert,
Die Rechte soll den Oelzweig tragen,
Und aufwärts sei der Blick gewandt.

So wirst du früh
Und spät, so wirst du einst und heut
Als deine Streiter sie erkennen:
Voll Schweiß und Müh',
Demüthig, standhaft, friedbereit;
So wirst du deine Schaaren nennen
Und Segen strömen über sie.

Wenn sie solche Mahnung damals schon für nöthig hielt, wie würde sie heute erst getrauert haben über die Verhetzung und Verbitterung des Kampfes; man mag danach beurtheilen, ob ihr oben erwähntes Lied als „katholische Marseillaise“ dürfte angerufen werden*).

Es ist eine müßige Frage, ob in unserer Zeit auch diese groß angelegte Seele sich den maßlosen Ansprüchen des Papstthums gebeugt haben würde, wie viele andere, die man ungern sich dazu entschließen sah. Ihr ist zu ihren Lebzeiten solch ein Ansinnen nicht gestellt worden; aber mehr als das, in ihr innerstes Heiligthum hat sie keinem kirchlichen Autoritätsanspruch den Zutritt vergönnt, und das ist die Stelle, wo ihr Katholicismus anfängt, bedenklich zu werden. Im ganzen „Geistlichen Jahr“ findet sich nicht die geringste Spur, daß sie theologischen Rath und Beistand zu Hülfe genommen hätte. Gewisse Grundvorstellungen sind ihr aus dem Religionsunterricht der Kindheit geblieben. Im Vordergrund steht überall die scholastische Bestimmung der drei theologischen Tugenden „Glaube, Liebe und Hoffnung“ als der

*) Eine merkwürdige Briefstelle, bisher noch nicht in Betracht gezogen (vom 26. August 1839 an Junkmann, vgl. „Briefe“ S. 143 f.) scheint auf dieses Liederpaar ein erwünschtes Licht zu werfen. „Zwischen meinen geistlichen Liedern ist mir eines, ohne meinen Willen, ganz demagogisch geworden. Der Onkel nennt es einen geistlichen Marsch; der Evangelientext war Schuld daran. Da sehen Sie, wie man noch jeden Augenblick die Bibel verkehrt auslegen kann! Ich werde wohl ein anderes dafür machen müssen.“ Das kann auf kein anderes Lied gehn als auf „die katholische Marseillaise“ am 5. S. n. Ostern. Daß es das 5. der 2. Abtheilung ist, stimmt vortrefflich zu der hier bezeugten Abfassungszeit. Es scheint danach, daß Annette sich doch nicht entschlossen hat, das Lied durch ein anderes zu ersetzen; um so berechtigter ist die Annahme, daß das Lied auf den 1. Advent bestimmt ist, vor Mißverständniß zu warnen. In jedem Falle haben wir an der Briefstelle ein gewichtiges Zeugniß für die Gesinnung der Dichterin.

Summe dessen, was von einem Christenmenschen verlangt wird: die Liebe hat sie nie ganz verloren, die Hoffnung keimt immer von neuem, der Glaube ist es, der ihr fehlt, und nach seinem Besitze geht all ihr Sehnen und ihr heißes Ringen:

Soll der Glaube ferne sein,
Da die Liebe nicht verloren,
Da in Nächten stiller Pein
Mir die Hoffnung neu geboren? (Am Ostermontag.)

Es muß aufs höchste überraschen, daß Annette nirgend entfernt daran denkt, sich der erleichternden Mittel zu bedienen oder den Anforderungen zu genügen, welche ihre Kirche für solche Fälle in Bereitschaft hält. Keine Spur der Beruhigung bei einer fides implicita, dem bloß äußerlichen Bekenntniß: „Ich glaube, was die Kirche glaubt", ebensowenig die geringste Neigung zu einem sacrificium intellectus! Vielmehr werden alle Forderungen ihres Verstandes geltend gemacht, und mag sie klagen

Mein Wissen mußte meinen Glauben tödten, (3. S. n. Ost.)

sie weiß doch nicht, daß die Kirche dagegen Mittel hat. Sie hat Gott gesucht im eignen Herzen, in der Natur, im Lauf der Welt (1. S. n. h. 3 Kön.): daß die Kirche allem Suchen ein Ende macht und ihr ihren Gott vollgenugsam darbietet, daß sie es sehr übel nimmt, wenn man sich der von ihr gebotenen Hülfe nicht bedient, daran denkt sie nicht entfernt. Wohl ist die Noth groß genug. Vergeblich sucht Kreiten die Dichterin von schweren Glaubenskämpfen rein zu waschen. „Die Dichterin hat wohl mit Zweifeln gegen den Glauben in einzelnen Punkten zu kämpfen gehabt, aber sie hat niemals auch nur das geringste Jota von den Lehren ihres Glaubens aufgegeben." Das sind bloß fromme Wünsche gegenüber den klaren Aussagen der Dichterin:

Wie kommt es, da ich dich am Abend rief,
Da ich am Morgen ausging dich zu finden,
Daß du in Lauheit und des Zweifels Sünden
Mich sinken ließest, tiefer stets und tief? (3. S. n. h. 3 K.)

Und um alle weiteren zu ersparen:

Zu einer Zeit, schwarz wie die Nacht,
Zu einer Zeit, die ich erlebt,
Da war ich um mein Heil gebracht,
Wie dürres Blatt am Zweige bebt.
Trostlos und ohne Hoffnung, war
Unglaube wie die Sonne klar;
Mein Leben hing an einem Haar:
O solche Stunde gönn' ich nicht den Schlechten.
. . . .

So höret denn, was mich geschützt
Vor gänzlichem Verlorengehn:
Daß ich Unglauben nicht benützt,
Des Frevels Banner zu erhöhn;
Daß der Entschluß gewann den Raum,
Ob mir gefällt des Lebens Baum,
Zu lieben meines Gottes Traum
Und auch dem Todten Kränze noch zu flechten. (25. S. n. Pf.)

Es gehört viel Muth dazu, wenn Kreiten zu der ersten Strophe die harmlose Bemerkung macht: „Diese Anklage ist jedenfalls übertrieben“, wenn er angesichts der zweiten S. 12 sagt: „So unvernünftig war sicherlich die Dichterin nicht, einen Gott und Heiland zu lieben, an den sie nicht geglaubt hätte“. Die tiefsten Grundlagen des Glaubens waren der Dichterin erschüttert; es handelt sich um nicht mehr noch weniger als eine Weltanschauung mit oder ohne Gott, zumal es wesentlich naturwissenschaftliche Zweifel sind, die gegen ihren Glauben anstürmen (vgl. besonders das schöne Lied Am Mittwochen in der Charwoche, auch 3. S. n. Ost., 2. S. im Adv.). Und da klagt sie sich wohl an, „auf selbstgewähltem Pfade“ um Gottes Gnade gerungen zu haben (3. S. n. h. 3 K.); doch ist es nicht die Kirche, von der sie die rechte Leitung erwartet, sondern Gott allein, Gott unmittelbar. „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“, das ist der Wahlspruch, den man über das ganze Werk schreiben könnte, am schönsten vielleicht in dem Liede „Fastnacht“ niedergelegt. Und wie gewaltig dringt das Flehen auf Gott ein:

Du, der verschloßne Thüren kannst durchdringen,
Sieh, meine Brust ist ein verschloßnes Thor.
Zu matt bin ich, die Riegel zu bezwingen;
Doch siehst du, wie ich angstvoll steh' davor.
Brich ein, brich ein! O komm mit deiner Macht,
Gieb mir die Kräfte, die du mir entzogen;
O laß mich schauen deinen Friedensbogen,
Und deine Sonne leucht' in meine Nacht!
(1. S. n. Ost.)

Das sind nicht einzelne Aeußerungen, sondern das ganze Werk tritt dafür ein. Es ist sein durch und durch unkatholischer Grundzug, daß Annette den ganzen himmelragenden Babelthurm der vermittelnden Mächte, den die katholische Kirche erbaut hat, auf dessen Stufen ihre Gläubigen ihre Kräfte aufzehren, an dessen Simsen ihr Blick stets neue Schranken findet — daß sie ihn verschmäht: sie will nicht zum Himmel steigen, sondern fliegen oder gezogen werden, sie will nicht Menschenwerk über sich sehen, sondern Gottes Himmel allein. Und dem allge-

meinen Geiste des Buches treten hier Einzelzüge zur Seite, die im Zusammenhang des Ganzen nur als bewußte Ablehnung der von der Kirche dargebotenen Vermittlung aufzufassen sind. Wo ist die ganze Schaar der Heiligen geblieben! Nirgend treten sie auf, nirgend wird ihnen die kleinste Rolle zugewiesen*). An dem Tage, der sie mit Namen nennt, dem „Allerheiligentage", an dem die alte protestantische Kirche gern der Schaar der Zeugen in der Vergangenheit gedachte, sind sie geflissentlich übergangen. Sie thut ihre Pflicht, denn sie behandelt das altkirchliche Evangelium des Festes, die Seligpreisungen der Bergpredigt. Aber warum gewinnt sie diesem Texte nicht das Wort ab, an das sie als gute Katholikin die Verehrung und Anrufung der Heiligen im römisch-katholischen Sinne hätte anknüpfen können? Warum hält sie sich hier sklavisch an das Bibelwort in seinem ganzen Umfang — sehr zum Schaden des Gedichtes — um nicht etwa das Heer der beati ihrer Kirche darin zu finden, sondern die, die der Heiland gemeint hat, alle Gotteskinder:

Und so muß ich selig nennen
Alle, denen fremd mein Treiben,
Muß, indeß die Wunden brennen,
Fremden Glückes Herold bleiben.
Wird denn nichts von dir mich trennen,
Wildes, saftlos morsches Treiben?
Muß ich selber mich zerreiben,
Wird mich Keiner selig nennen?

Aber eines Heiligen gedenkt sie ja, obgleich sie ihm den Beinamen nicht gibt, des heiligen Joseph, in dem Josephsfest Am 4. S. in d. Fasten. Mag die Behandlung seiner Person denn vorbildlich sein für ihre Stellung zu dem Heere der Heiligen. Sein Fest ist ihr ein freundliches, er labt sie mit seltner Freudigkeit, zu ihm will sie sich flüchten. Etwa um seine Hülfe und Fürbitte? Nein, sie will nur Trost bei ihm suchen, weil er „Fehle und Vergebung gekannt hat".

Und gar, wenn gottdurchdrungen
Dich grüßten fromme Zungen
Und priesen laut und weit:
Wie hast du nicht in Zagen
An deine Brust geschlagen
In deiner Sündlichkeit!

So hast du viel getragen,
Unendlich viele Plagen,

---

*) Ich finde nur Abraham „umgeben von der Heilgen Chor" (3. S. n. Pf.), wo nur von den alttestamentlichen Frommen die Rede ist.

Mit freundlicher Geduld,
Und ist in all den Jahren
Manch Seufzer dir entfahren
Und manche kleine Schuld.

Du frommer Held im Glauben,
Den schrecklich dir zu rauben
Sich alle Welt verband,
Hast können nicht erhalten
Ein unbeflecktes Walten
An deines Jesu Hand.

Was soll denn ich nicht hoffen,
Da noch der Himmel offen
Und meine Seele still?
Will sich die Gnade nahen,
Ich kann sie wohl empfahen,
So Gott mir helfen will.

Das ist denn freilich unverdauliche Kost für den letzten Herausgeber. „Es ist nicht zu läugnen“, merkt er an, „daß Annette hier — entgegen der heute wenigstens allgemeinen Ansicht — den hl. Joseph viel zu sündhaft auffaßt. Die größten Theologen und der allgemeine Sinn der Gläubigen stellen den hl. Joseph in Bezug auf Sündlosigkeit dem hl. Täufer Johannes wenigstens gleich, und von diesem Letzteren hält Suarez es nicht für annehmbar, daß er je einen ganz freiwilligen Fehler begangen habe. So sehr die Kirche nun auch die allgemeine Ansicht der Natur der Sache gemäß begünstigt, hat sie doch niemals bis jetzt einen verpflichtenden Lehrsatz darüber ausgesprochen.“ Die köstliche vergleichende Untersuchung auf Sündlosigkeit bietet gewiß dem Leser einen reinen Genuß; aber die Hauptsache ist übergangen. Nicht die kirchlich noch nicht ausdrücklich verbotene Annahme einer Sündhaftigkeit ist die Hauptsache, sondern ihre Hervorhebung und die Anwendung, die die Dichterin davon macht. Hier liegt Absicht vor, nämlich die der Ablehnung einer jeden Fürbitte und Vermittlung, die Ablehnung eines Mittelstandes zwischen Gott und Menschheit. Und daran wird auch dann nichts geändert, wenn man die 2. und 3. der mitgetheilten Strophen mit den ersten Ausgaben streicht. Das zeigt sich noch deutlicher, wo die Kirche einen bindenden Ausspruch allerdings gethan hat, bei Maria. Zweimal, zu Mariä Lichtmeß und Mariä Verkündigung, setzt sie sich klarbewußt mit dem auseinander, was Maria ihrer Kirche ist und gilt. Im ersten Liede heißt es:

O Maria, Mutter Christi!
Nicht zu dir will ich mich wagen;

Denn du bist mir viel zu helle,
Meine Seel' ergraut vor dir;
Bist mir fast wie zum Entsetzen
In der fleckenlosen Reine,
Die du siegreich hast bewahret,
Da du wandeltest gleich mir.

Will viel lieber vor dein Kindlein
Treten, weinend und zerschlagen,
Ist er wohl mein Herr und Richter,
Und du stehst mir minder weit;
Einer Thorheit muß ich zollen,
Soll ich nicht in Furcht zerstäuben,
Hat er doch nicht überwunden,
Ist der Held von Ewigkeit!

Die „fleckenlose Reine“ der Mutter Christi, d. i. theologisch ausgedrückt ihre Freiheit von Thatsünden, steht dem frommen Glauben der Dichterin unbedingt fest. Aber weit entfernt, daß sie darum zu ihr flehen, ihre Vermittlung bei ihrem Sohne anrufen sollte, wirkt dieser Glaube nur Grauen und Entsetzen. Hat Joseph mit seiner Sündigkeit sie getröstet und ihren Muth belebt, Maria mit ihrer siegreichen Reinheit schreckt sie im Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit weit von sich, sodaß sie sich lieber in die Hände ihres, rein göttlich aufgefaßten, Richters giebt, der, aus Gott ohne Erbsünde geboren, nicht durch den bloßen Gegensatz gegen ihre Schuld sie vernichtet. Schon oben wurde erwähnt, wie Annette von diesem Gedicht eine abgeschwächte Fassung, wahrscheinlich für ihre Großmutter, hergestellt hat, von Kreiten in den Text aufgenommen. Natürlich betreffen die wichtigsten Aenderungen die beiden hier angeführten Strophen. Wenn aber Kreiten dazu die kurze Anmerkung gibt, daß bei dieser Fassung „ein Zweifel an der Rechtgläubigkeit der Dichterin zur Unmöglichkeit werde“, so muß man das doch eine etwas eilige Absolution nennen. Man höre die Zeilen:

Die du hast gleich mir gewandelt,
Hast gesiegt, wo ich gesunken,
Weh, vor deiner lichten Krone
Bebt mein scheues Fleh'n zurück.

Sie enthalten alles Anstößige ohne jeden Widerruf, nur in milderer Fassung, und die nächste Strophe geht ebenso auf Jesum über, wenn auch wieder ohne schroffe Abweisung. Vor allen Dingen ist das, „da du wandeltest gleich mir“ geblieben, und darin liegt die klare, vollbewußte Ablehnung des Glaubenssatzes von der unbefleckten Empfängniß Mariä, der zwar erst 1854 unbedingt verbindlich für

alle Katholiken geworden, dessen Annahme aber auch schon 1820 für den Prüfstein eines eifrigen Katholicismus gelten konnte. Aber auch die Bewahrung vor der Erbsünde, wie immer gedacht, ist damit geleugnet, und damit tritt Annette in einen Gegensatz zu der ganzen katholischen Lehre ihrer Zeit, dessen sie sich bewußt gewesen sein muß.

Wie entschieden aber die Dichterin jeglichen Mariendienst, jede Vermittlung durch Maria ablehnte, und wie wichtig ihr dieser Punkt ihres Herzensglaubens war, zeigt das zweite Marienlied. Der Gedanke, den sie aus Mariä Verkündigung, der Ankündigung der Empfängniß an die reine Jungfrau, zieht, steht in Luc. 1, 36 „Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich":

Ja, seine Macht hat keine Grenzen,
Bei Gott unmöglich ist kein Ding!

Zieht Gott aus der winterstarren Erde Blumen, aus den todten Aesten Blätter, wie sollte ihm ihr Herz zu hart erscheinen, es auch keimen und blühen zu lassen. Der Gedanke wäre reich genug. Aber daß sie der Demuth bedarf, bringt sie auf Maria zurück, das Marienblümchen unter allen Frühlingsblumen:

O, könnt' ich gläubig niederfallen,
Bis mir das Blümchen offenbart!
Es ist ja von den Blumen allen
Marienblümchen milder Art.

Doch wie das Volk einst vor den Schranken
Um Horebs gottgeweihte Höhn,
So fliehen bebend die Gedanken,
Da sie dies reine Bild erspähn.
Was seh' ich nur die Feuersäule,
Und nicht die Gnade Gottes drin,
Daß unermeßlich bleibt die Steile,
Und wie ein Abgrund, wo ich bin?
O Jesu, laß aus diesem Schwanken
Nur nicht das goldne Kalb entstehn,
Wie jenem Volke vor den Schranken
Um Horebs gottgeweihte Höhn!

Dieselbe Angst Maria zu nahen wie dort, verglichen mit der Furcht des Volkes Israel Gott am Horeb zu nahen (2. Mos. 20, 18 ff., 5. Mos. 5, 23 ff.); ihr Gewissen straft sie darum, sie muß fürchten, daß das nur das Vorspiel schwerer Versündigung sei, wie dort in dem Abfall des Volkes — dennoch kann sie das Widerstreben nicht überwinden, sie muß „der Thorheit zollen", wie sie oben gesagt. Dazu hat Kreiten gar keine Anmerkung gegeben.

Der eigentliche Kern aber dieser unwillkürlichen Scheu ist das Widerstreben, irgend welche Vermittlung zwischen sich unter ihrem höchsten Richter anzunehmen. Unumwunden, wenn auch wiederum als Selbstanklage, spricht sie das gegenüber der Leitung des Priesters aus, durch die sie nach katholischer Ordnung unbedingt ihrer Zweifel ledig, des Glaubens theilhaftig, des Heiles, nicht ein für alle Mal, aber von Fall zu Fall, gewiß werden müßte. Und das merkwürdige Gedicht, worin sie dies Bekenntniß niederlegt, stammt nicht etwa aus dem Jahre 1820 sondern 1839, es ist das Am 15. S. n. Pf., Evang. Von den zehn Aussätzigen:

Da sprach er: Gehet hin, den Priestern zeiget euch!
Und als sie gingen, siehe da, sie wurden rein.
Du meine stolze Seele, nur an Elend reich,
An Fehlen groß, so könnte dir geholfen sein?
Dir, die noch stets verschmähte Menschenhand,
Und wär' sie gottgeweiht, und wär' sie gottgesandt.

Wohl sprichst du öfters zu dir selbst in argem Trug:
Er ist der Starke, so allein mich retten kann;
Hilft er mir nicht, dann ist auch Menschenrath ein Lug,
Auf gradem Pfad zu ihm mein Flehen steig' hinan!
Und fühlst es nicht, daß, warm und weich gehegt,
Der Hochmuth Aussatz an dein thöricht Herz gelegt.

Ist denn so fest dein Muth, im reichen Glauben stark,
Daß eines Freundes Hand er sich entschlagen darf?

Das ganze Gedicht wäre der Mittheilung im höchsten Maße werth, ich beschränke mich noch auf die beiden letzten Strophen.

Hast anders jemals du des Priesters wohl gedacht,
Der lossprach deine Schuld im heil'gen Sakrament,
Als wie des Blattes, drauf der Schuldner Rechnung macht,
Doch einzig Gläub'gers Schrift als Lösung anerkennt?
Ward sichtbar jemals dir in seiner Hand
Die ernste Wage, drauf dein Tod und Leben stand?

Knie hin, knie hin; doch nicht an jener Gnadenstatt,
Nein, vor dem Hirten nur in seiner Würde Kraft,
Und deine Seele sei vor ihm ein offnes Blatt
In aller Eitelkeit und niedern Leidenschaft;
Und wenn du dich vor Menschenhand gebeugt,
Dann schau, ob sich am Aussatz nicht ein heilend Fleckchen zeigt.

Es ist wohl nicht möglich deutlicher zu sprechen. Die vorletzte Strophe bedurfte erst einer Anmerkung, um weniger deutlich zu werden. „Du hast, so klagt sich die Dichterin an, den Priester bisher nur als den Bevollmächtigten Gottes zur Quittirung deines Schuldscheines be-

trachtet", so Kreiten. Nein, nicht als den Bevollmächtigten Gottes, sondern als das leere Blatt Papier, auf dem sie (der Schuldner) aufschreibt, was sie schuldig ist, der Gläub'ger (Gott) eigenhändig, daß die Schuld bezahlt ist. Das ist doch wohl ein Unterschied! Nicht nur dazu bediene dich des Priesters, sondern laß ihn dir als Seelsorger gefallen, frage ihn um seinen Rath und folge ihm, was du bisher nicht gethan. Ob sie es in Zukunft anders gehalten hat? Aber mehr als das! Menschenhand, Menschenrath, Freundes Hand, des Geschaffnen Rath, Menschentadel und wieder Menschenhand: das sind die Worte, womit sie des Priesters bisher nicht begehrte Hülfe einzig und allein bezeichnet. Und zuletzt, wenn sie sich davor gebeugt, dann soll nicht der Priester wie im Evangelium zusehen, ob sich am Aussatz ein heilendes Fleckchen zeigt: sie selbst will es. Und nicht im festen Glauben, daß ihr damit geholfen sei, gibt sie sich selbst diesen Rath; nur ein bisher stolz verschmähter Versuch ist es, zu dem ihr Gewissen sie antreibt. So nimmt sie auch ganz unbefangen für sich selbst das Recht der Lehre in Anspruch (21. S. n. Pf. Str. 4). Wenn wir ferner sehen, was Menschenhand in dem eben besprochenen Gedichte heißt, so fällt auch ein grelles Licht auf die Stelle Am 27. S. n. Pf.:

Mit meinem Schaden hab' ich es gelernt,
Daß nur der Himmel darf die Sünde wägen,
O, Menschenhand, sie halte sich entfernt,
Die nur das Leben zählt nach Pulses Schlägen,

und weiter:

Sei Menschenurtheil in Unwissenheit
Hart wie der Stein, du, Herr, erkennst das Winden
Der Seele, und wie unter Mördern schreit
Zu dir ein Seufzer, der sich selbst nicht finden
Und nennen kann.

Es ist nicht mehr und nicht weniger als das allgemeine Priesterthum, das sie hier wie anderwärts für sich und Andre in Anspruch nimmt. Nicht die Kirche, nicht die Priester nennt sie Am 4. S. n. h. 3 Kön. als ihre Stützen, die Gott ihr gegeben:

O Gott, du hast, zur Arbeit mir gesellt,
Viel liebe Seelen rings um mich gestellt,
Worin dein Name unauslöschlich brennet!

und dicht neben des Priesters Segen steht Am 1. S. n. Pf. die theure Mutterhand. Man sehe zu, wie man diese Werthung des Priesters mit der unzweideutigen katholischen Lehre und Uebung in Einklang bringen will.

Fragt man, wo sie, die Vertheidigerin aller Erbgüter, die Schützerin alles Ansehens und aller Ehrfurcht, sich den Freibrief zu solch entschlossener Selbständigkeit geholt hat, so braucht man nicht weit zu gehn. Der einzige Lehrer, den sie immer wieder befragt, ist die Heilige Schrift. Die Gedichte des „Geistlichen Jahres" sind nicht nur auf Abschnitte aus der Bibel aufgebaut, sondern aus einem Leben mit der Bibel entsprossen und durch und durch mit ihr verwachsen. Es brauchte dafür im Grunde keiner besonderen Beweisstellen, doch finden auch sie sich reichlich, so Am Ostermontage, am 4. S. n. Pf., am 11. S. n. Pf. Str. 5, am 23. S. n. Pf. Str. 5. In ihrem Boden festgewurzelt, fühlt sie sich stark genug jeder Vermittlung zu Christo und Gott hin zu entbehren, ja sie kann die Weigerung, das Heil irgendwem sonst zu verdanken, steigern bis zu dem in seiner schauerlichen Paradoxie unvergleichlich großartigen Ausspruch:

Ob ich vor deiner Geißel zage,
Nichts kömmt doch dem Bewußtsein gleich,
Daß dennoch ich dein Zeichen trage
Und blute unter deinem Streich.
Fluch Allem, was von dir mich stößt!
Dein will ich sein, von dir nur stammen:
Viel lieber sollst du mich verdammen,
Als daß ein Andrer mich erlöst.
(1. S. n. Pf.)

Daß eine so kühne Selbständigkeit gegenüber dem eigentlichen Pulsschlag des katholischen Glaubens und Lebens, der Vermittlung zwischen Mensch und Gott durch die Kirche, die Freiheit in vielen anderen Dingen nach sich zieht, versteht sich von selbst. Das schlichte Stillschweigen von dem Meisten, was man im engeren Sinne katholisch nennt, von dem, was den Protestanten abstößt, von dem in einem Worte, was nicht biblisch ist, redet eine laute und verständliche Sprache. Schon die Wahl der Tage, die sie mit Liedern auszeichnet. Warum fehlen neben den beiden biblischen Marientagen, eigentlich Herrenfesten, die auch in der evangelischen Kirche gefeiert wurden und weithin noch werden, die hohen Feste Mariä Empfängniß und Mariä Himmelfahrt, der übrigen Marientage nicht zu gedenken? Warum neben dem, ebenfalls evangelischen, Allerheiligenfeste, dessen Behandlung zudem jedes katholischen Schimmers entbehrt, das hohe Fest Peter und Paul, um wieder von allen übrigen Heiligenfesten und Petersfesten insbesondere zu schweigen? Die einzigen nicht-evangelischen Feste des Jahres (da das vom süßen Namen Jesu nichts als das verlegte Beschneidungsfest ist) sind das Josephsfest, von dem oben die Rede war, und Fronleichnam. Man

sehe zu, was sich in dem Gedichte mehr findet, als eine auf Joh. 6, 55 gestützte Betrachtung über eine Abendmahlsfeier der Dichterin, und was darin, soweit es das Abendmahl angeht, ein rechtgläubiger Lutheraner nicht unterschreiben könnte? Wo ist hier oder anderwärts irgend von dem Meßopfer und seiner besonderen Bedeutung die Rede? Das Gleiche gilt am Allerseelentag von den armen Seelen im Fegfeuer und allem, was damit zusammenhangen mag. Von katholischen Sitten und Gebräuchen wird sehr selten einmal sinnbildlicher Gebrauch gemacht, so Am Neujahrstage:

> Und sollte dich das neue Jahr noch finden,
> So mög' es in ein Gotteshäuslein schaun!

wenn ich das recht als einen Heiligenschrein oder ein Stationenbild verstehe, oder Am Palmsonntag:

> Will um dein Haupt ich schlingen
> Den heil'gen Rosenkranz.

Sonst aber von Bilderdienst, Gebetsleistungen, Gelübden, Wallfahrten nicht eine Spur, wohl aber eine tiefernste Mißbilligung katholischer Unsitte, wenn es von Fastnacht heißt:

> In diesen Tagen, wo die Nacht regieret,
> Will ich allein in deinem Tempel stehen.

Das sind nicht, wie Kreiten geschickt erläutert, die Tage der Entstehungszeit mit ihrem Rationalismus und anderm Unheil, sondern die Tage der Fastnacht mit ihrem von der Kirche geduldeten, wo nicht begünstigten, unheiligen Treiben. Und, um das Verzeichniß zu schließen, alles, was Werkheiligkeit und opus operatum, alles, was äußerliches Abzählen und Abwägen der einzelnen Sünden und Sündlein in der Handhabung der Beichte angeht, kann nicht gründlicher von der Hand gewiesen werden, als es in dem ganzen Buche und etwa im Besonderen Am 5., 17., 18. S. n. Pf. geschieht.

Es wäre wunderlich, wollte man darum behaupten, Annette habe das Meßopfer und wer weiß was sonst verworfen. Sie hat alles das mitgemacht, anerkannt, gebilligt, schlicht geglaubt: aber wenn sie in ihr Innerstes einkehrte und sich fragte, worauf sie das Haus ihres ewigen Heiles gründen wollte, dann fiel, zum Theil gewiß unbewußt und unwillkürlich, fast alles, womit die römische Kirche den alten Schatz vermehrt und aufgeputzt hat, aus und blieb bei Seite. Es war nicht das Wesen, sondern nur das Beiwerk.

Eben durch dieses Wegfallen des Unevangelischen, durch die unmittelbare Hinwendung zu Gott und die Gründung ausschließlich auf die

heilige Schrift nähert sich das „Geistliche Jahr" in so hohem Grade der evangelischen Auffassung, gewiß zum guten Theil ohne Willen und Wissen der Verfasserin, die nichts weniger als ein gemeinsames Erbauungsbuch für die beiden Bekenntnisse „des gespaltenen Reiches der Kirche Gottes" (vgl. Christi Himmelfahrt Str. 4) hat schreiben wollen. Daher das so oft gehörte Urtheil, das „Geistliche Jahr" sei einfach protestantisch. Als ich vor Jahren in einem kürzeren Aufsatz auf das Werk hingewiesen hatte, schrieb mir ein hervorragender Theologe — ich führe nur aus dem Gedächtniß an — das „Geistliche Jahr" sei ihm gerade noch katholisch genug, um ihn gründlich abzustoßen. Dieses Urtheil ist zweifellos der Sache nach viel richtiger als jenes, obgleich ich die Wirkung nicht unterschreibe. Das „Geistliche Jahr" geht eben vom Katholicismus aus, nicht von protestantischen Grundsätzen; und nicht durch Wechsel der Grundanschauung, sondern wesentlich durch Verblassen und Ausfallen zahlreicher und wichtiger Bestandtheile vollzieht sich die Annäherung an den Protestantismus. Das Uebrige bleibt zunächst an seiner alten Stelle; dazwischen klafft die gewaltige Lücke; das katholische Gesammtbewußtsein und die Uebung des Katholicismus in seinen äußeren Formen halten den Bau zusammen. Das zeigt sich zunächst in dem unzulänglichen, rein intellectuellen Begriff vom Glauben, wie er durch die unverständige Bestimmung von Glaube, Liebe, Hoffnung als der drei theologischen Tugenden sich nothwendig ergibt, mag auch Kreiten über Mißverständniß klagen. Das gilt ferner von dem Christusbild, das ganz der katholischen Kirche angehört. Durch das schier unabsehbare Heer der vermittelnden Personen und Handlungen, welche die katholische Kirche einsetzt, ja im Grunde schon durch die Stelle und Thätigkeit, die sie für sich als solche in Anspruch nimmt, wird Christus derjenigen Thätigkeit, die gerade für ein Werk wie das vorliegende doch vor allen Dingen in Betracht kommt, der des Heilands für die einzelne Seele, gänzlich entkleidet. Er *hat* vor Zeiten durch sein Opfer die Erlösung der Menschheit vollzogen, er *wird* am jüngsten Tage über alle Menschen zu Gericht sitzen. In der Gegenwart hat er die Kirche zu seiner Stellvertretung eingesetzt: daß *er* heute und alle Tage mich und dich zum Heile ruft und führt, daß uns in *ihm* die Vergebung unserer Sünden und die ewige Seligkeit zugesichert ist, tritt außer Gesichtsweite. Die völlige Vergottung Jesu in der Kirchenlehre kommt dem zu Hülfe, so daß er in der Vorstellung fast ausschließlich als „der Herrgott" im Himmel thronend gedacht wird. So flößt er Scheu und Schrecken ein, und man flüchtet sich vor ihm zu seiner milden Mutter, damit sie des Richters Herz, der

in kindlicher Liebe auf sie Rücksicht nimmt, zu Gunsten des Sünders erweiche. Dies Bild wird man in allem Wesentlichen bei Annette von Droste wiederfinden. Aber diesem Herrgott steht sie nun unmittelbar gegenüber, mit Verschmähung aller der Deckung, die ihr die Kirche anbietet. Denn für den Katholiken ist Ungewißheit des Heiles unumstößliche Lehre, sodaß es keine Hülfe für ihn gibt, als die immer neu angerufene Vermittlung und Sühnung durch die Kirche. Erst wenn man das bedenkt, kann man ihrer eigenartigen Größe gerecht werden: indem sie aufgibt, was uns werthlos ist, hat sie sich dem Gericht schutzlos preisgegeben. Nun erst kann man die furchtbare Sündenangst, in der sie sich immer wieder windet, begreifen, und das vergebliche Ringen zu seliger Gewißheit ihres Heiles zu gelangen, die uns doch in Christo geboten ist. Man darf sich wegen dieses unevangelischen Grundzuges ihres Werkes nicht von ihr abwenden, sondern muß staunen über die innere Größe, die in diesem Ringen nicht erlegen ist; und hat man erst diesen Standpunkt gewonnen, so wird man auch viel lernen können von der Tiefe der Selbsterkenntniß, von der Unerbittlichkeit des christlichen Gewissens, die uns hier entgegentreten.

Aber dabei bleiben wir nicht stehen. Denn das „Geistliche Jahr" bietet uns kein starres Augenblicksbild eines unveränderlichen Seelenzustandes, sondern es wogt in ihm auf und ab, wie die Dichterin selbst schon für das erste Drittel in ihrer Widmung dies hervorhebt: wir sehen überall kein Sein, sondern ein Werden. Und überwiegt auch jenes Christusbild, wie es vorbildlich etwa An Mariä Lichtmeß (vgl. oben S. 373 f.) zu Tage tritt, so kündet die Dichterin doch je länger je mehr mit freudigem Erstaunen an, wie ihr aus der heiligen Schrift ein anderes, milderes Bild entgegentritt, dem sie hoffend und vertrauend sich nahen darf. Es ist höchst bezeichnend, daß fast alle diese Stellen sich gerade da finden, wo sie der heiligen Schrift und der Belehrung, die sie aus ihr gewinnt, ausdrücklich Erwähnung thut. So einmal schon 1820, in dem Schlußliede der ersten Abtheilung „Am Ostermontage," Evang.: Von den Jüngern, die nach Emmaus gingen. Da heißt es schon in der ersten Strophe:

Herr, eröffne mir die Schrift,
Deiner Worte Liebesmorgen,
Daß er leis' im Herzen trifft,
Was gewißlich drin verborgen.
Weiß es selber nicht zu finden,
Bin doch aller Hoffnung voll:
O, die Wolken werden schwinden,
Wenn die Sonne scheinen soll!

Dann aber die bezeichnendste Stelle:

Und bei deinem heil'gen Buch,
Was mir heute fast wie offen,
Denk' ich keinen einz'gen Fluch,
Kann nur lieben, kann nur hoffen,
Seh dich nur als Kindlein neigen,
Alles lieblich, Alles lind;
Deine harten Worte schweigen,
Und ich weiß nicht, wo sie sind*).

Recht eigentlich die Fortsetzung dazu findet sich Am 4. S. n. Pf., Evang.: „Wahrlich, sage ich Euch, im Himmel wird mehr Freude sein über Einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte." Ich gebe nur die Anfangs- und die Schlußstrophe:

So ist aus deines heil'gen Buches Schrein
Gefallen denn ein Strahl in meine Nacht,
In meines Herzens modergrauen Schacht.
Du gabst ihn, Herr, du hast mir selbst gebracht,
Was ewig meiner Hoffnung Edelstein.

Was du gesprochen, Herr, wer meistert's kühn?
Bist gnäd'ger du, als Menschensinn ermißt,
So bist du, Herr, der Heiland und der Christ;
Und ich, die nur ein matter Schatten ist,
Was darf ich anders thun als glaubend knien?

Man fühlt den Fortschritt in der Erkenntniß, die neue Offenbarung, die Ueberraschung, die sie wirkt. Noch deutlicher spricht sich die beseligende Berichtigung ihrer Stellung zu Christus Am 11. S. n. Pf. aus:

Fürwahr, ich muß in deinem heil'gen Buch
Vielmehr nach deiner Liebe Zeichen suchen,
Als wo dein Eifer spricht und, weh! dein Fluch.
Ich knicke wie ein Halm, hör' ich dich fluchen;
Nicht heilsam aufgerüttelt, todesmatt
Lieg' ich am Grunde wie ein dürres Blatt.

Und die letzte Strophe:

Drum, wenn die Wolke wieder mich umgiebt
Und fast verzweifelnd meine Arm' ermatten,
Dann will ich denken, daß er hat geliebt,
Und meine Wimper heben durch die Schatten.
O meine Seele, sei nicht so versteint;
Du weißt es ja: er hat um dich geweint!

---

*) Im Grunde nur eine Umschreibung dieser Strophe ist die Abänderung der Strophe zu Mariä-Lichtmeß „Will viel lieber vor dein Kindlein" in dem Wewer'schen Album. Damit wird es wahrscheinlich, daß Annette erst, aber auch gleich nach Vollendung des letzten Gedichtes der ersten Abtheilung an die für die Großmutter bestimmte Auswahl gegangen ist.

In der ersten Strophe will Kreiten den Beweis finden, „daß Annette sich ihres ängstlichen, scrupulösen Charakters wohl bewußt war und fleißig dagegen ankämpfte", wie er schon S. 14 nicht zweifelt, „daß manche Klage Annetten's über Mangel an Glauben geradezu einer skrupelhaften Beängstigung entsprang[en] und daß manche Versuchungen, die dagewesen sein mögen, einzig in der lebhaften Phantasie bestanden". Das „scrupulöse Gewissen" ist ein Lieblingsgegenstand der jesuitischen Moralhandbücher, und jedem, der in aller Kürze sich über die Tragweite ihrer Lehre unterrichten will, ist dringend anzurathen, daß er dieses kurze, aber äußerst wichtige Kapitel in einem der gebräuchlichsten Handbücher durchlese. Nun finde ich als Mittel gegen Scrupel doch nirgend das Lesen der Bibel angegeben, wohl aber die Warnung vor dem Lesen von Büchern, die Scrupel zu wecken geeignet sind. Dagegen ist das A und O der Kur dieses recht eigentlich als Krankheit bezeichneten Zustandes unbedingte Unterwerfung unter die Leitung des Beichtvaters; und das wirksamste Recept dieses Arztes: die Scrupel zu verachten und tapfer dawider zu handeln, d. i. das Gegentheil von dem zu thun, was das Gewissen vorschreibt, oder erst recht zu thun, was es verbietet*). Man frage Annette im „Geistlichen Jahr", ob sie diese Kur angewendet hat. Nicht um „Scrupel", nicht um die Aussagen ihres Gewissens handelt es sich hier, sondern um ihr Verhältniß zum Erlöser und seines zu ihr.

Aber freilich wirkt dieser Fortschritt in Sachen des Glaubens auch rückwärts auf die Beurtheilung ihres eigenen Seelenstandes. Die Liebe, die sie äußerlich von dem Glauben zu trennen gewohnt ist, erkennt sie in ihrer grundlegenden Bedeutung als Offenbarung des Glaubens und jubelt über diesen Fund. So Am 23. S. n. Pf.:

Wohl konnt' ich schon gewahren
Aus deiner heil'gen Schrift:
Barmherzigkeit
Giebt Heil und Leben.

Am schönsten aber bricht sich diese Erkenntniß Bahn in dem Lied Am 3. S. n. Pf. Evang. Vom reichen Manne und armen Lazarus:

O mög' uns bleiben
In diesem grau und trüben Stand,
Wo Schatten lagern über'm Licht,

*) Ut libere agant, scrupulosque despiciant, et contra illos operentur, ubi evidens peccatum non sit. Diese letztere Clausel erhält ihren Inhalt lediglich aus dem Urtheil des Beichtvaters, nicht des Gewissens. Vgl. das Compendium nach dem heil. Alphons von Liguori von Neyraguet, 3. Aufl. 1844 S. 12 ff. ebenso, nur kürzer, in dem besonders weit verbreiteten Handbuch von Gury (2. Aufl. 1857 S. 13 f.).

Nur reiner Liebesfackel Brand;
Dann sind wir auch verlassen nicht.
. . . .
Dem reichen Manne
Sprach nicht ein Wort von Zweifels Noth
Die schreckliche Verdammniß aus:
Nein, nur das ungebrochne Brod,
Als ächzend lag vor seinem Haus
Der Arm' und Sieche. . . .

Hier steht die Stelle:
„Und als er in die Qualen kam,
Da hob die Augen er empor,
Sah in der Ferne Abraham,
Umgeben von der Heilgen Chor,
Und Lazarum in seinem Schooß,
Der Schwären frei, der Leiden los;
Er aber — er war in der Hölle." —

Wir dürfen schließen, nachdem wir einen weiten Weg zurückgelegt haben. Redlich habe ich mich bemüht, nichts, was uns begegnete, zu verhüllen und nicht Stock noch Stein zu umgehn. Annette sagt einmal*): „Jeder will heutzutage nur geben und Keiner nehmen, nämlich seine eigenen Ideen und Ansichten, und die Anderen werden in der Regel nur angehört, um zu sehen, wie man sie am besten zustutzen und unter seine eigene Fahne als Bundesgenossen bringen oder als in ihren eigenen Worten gefangene Gegner darstellen kann. Es ist so allgemein geworden, Stolz als Zeichen eines festen, Unglauben als eines freien, und eine gewisse Verderbtheit der Meinungen als Beweis eines originellen Geistes zu betrachten; und es sind leider selbst ausgezeichnete und im Grunde gute Menschen so häufig von dieser Meinung angesteckt und deshalb geneigt, gerade dem, dem sie wohlwollen, auch einen Theil ihrer Freisinnigkeit vorauszusetzen, nachzuspüren und aufzubürden." Solchen Unrechts gegen die Dichterin bin ich mir nicht bewußt, und rufe sie selbst zum Zeugniß dafür auf. Zwar ihr Mund kann uns keine Antwort mehr darüber geben, und wenn etwas sie getröstet hat, daß das „Geistliche Jahr" nicht mehr bei ihren Lebzeiten erscheinen konnte, so war es gewiß das Bewußtsein, diesem Zank um den Besitz ihrer geistigen Persönlichkeit enthoben zu sein. Mag jedem Leser ihr Werk selbst darüber Rede stehn, ob ihr an dieser Stelle ihr Recht geworden ist. Täuscht mich nicht alles, so kann der Pro-

*) In einem Antwortschreiben an den Fürstbischof von Diepenbrock (1845), vgl. Ges. W. IV. S. 347 f. Nach dem Entwurf veröffentlicht.

testantismus sie gerechter beurtheilen und weit höher werthen als der strenge Katholicismus unserer Tage. Man überzeuge sich davon bei Kreiten. Was oben ausgeführt steht, läßt sich kurz zusammenfassen. Wir lassen sie gern den Katholiken, zu denen sie sich zählte, und wenn man ihr dort allen Ernstes das Zeugniß der Rechtgläubigkeit ausstellt, umso besser! Wir begrüßen in ihr freudig eine Zeugin für wahrhaft evangelisches Christenthum innerhalb der römischen Kirche, und möchten von Herzen wünschen, daß solche Zeugen häufiger wären; daß sie in unserer Zeit schwerer und schwerer erstehn, geschweige denn sich äußern können, dürfen wir uns nicht verhehlen. Wir bekennen gern, daß es niemandem unter den protestantischen geistlichen Dichtern unseres Jahrhunderts gelungen ist, ein Werk von der dichterischen Größe und Gewalt über das Gemüth des Lesers zu schaffen, wie das „Geistliche Jahr" es ist. Es ist unter ihnen einmal gewiß keiner, dessen Dichterbegabung der einer Annette v. Droste gewachsen wäre; aber man bedenke daneben, daß das heiße Ringen um das höchste Gut viel tiefer ergreifen und erschüttern muß, als das Zeugniß von seinem seligen Besitze.

Ueber Lyrik.

Von

Otto Harnack.

I.

Der Zauber, den das lyrische Gedicht, und gerade das einfache, ausübt, ist bei allem Wechsel des Geschmackes und des Interesses ein unvergänglicher. Wenn man nicht selten behauptet, unsere Zeit habe keinen Sinn mehr für Lyrik, so heißt das doch nur, daß der Trieb, die eigne Stimmung oder Empfindung im Liede wiedergespiegelt zu sehen, geringer geworden ist, daß andere Ausdrucksmittel, besonders die Musik, jetzt vorgezogen werden; aber es bedeutet nicht, daß das Lied, wo es uns ungesucht entgegenklingt, seine Wirkung verloren hat. Ja so wenig die Lyrik in der Oeffentlichkeit neben Drama und Roman sich hat behaupten können, so sehr behaupten ihre wenigen Zeilen oft den Einfluß auf den einzelnen Menschen, der in anderen Interessen lebend es längst aufgegeben hat jenen andern modernen Erzeugnissen nachzugehen. Diese Wirkung steht im umgekehrten Verhältniß zu den angewandten Mitteln, welche der Dichter uns zeigt; wo es ihm gelungen ist, sie ganz zu verstecken, da gewinnt das Gedicht jene räthselhafte unergründliche Einfachheit, die uns immer von Neuem zu ihm zurückkehren und niemals es erschöpfen läßt.

Jenen Mitteln nachzuforschen, mag daher Manchem ein unfruchtbares, ja widerwärtiges Unternehmen scheinen. Wozu zerreißen und zerfahren, was als Einheit auf uns wirkt, wozu hervorsuchen, was der Dichter selbst versteckt hat? — Aber solche Einwände zarter Empfindung haben niemals den Trieb des Geistes, überall zu forschen, zu erkennen, aufgehalten. Und zudem: das Gedicht mag man wohl ohne solche Untersuchung befriedigend, und vielleicht noch mehr genießen; den D i c h t e r aber schätzen lernt man nur, wenn man in den Gang seiner Arbeit eindringt.

Zunächst sind es äußere Kunstmittel, die man als Kennzeichen des Poetischen anzugeben gewohnt ist; Rhythmus und Reim sind die uns geläufigsten. Ja von dem Rhythmus können wir sagen, daß er uns unentbehrlich geworden. Andere Formen bringen in uns an sich nicht mehr den Eindruck eines Gedichts hervor. Dichter, die die Allitteration in neuster Zeit wieder anwandten, haben sich fast durchgängig eines, wenn auch lockern Rhythmus bedient, durch den der Stabreim unserm Ohr erst zum Vers wird; wo das nicht geschehen, wie in Simrock's Uebersetzung der Edda, — da meinen wir Prosa zu lesen. Auch der Reim ist an sich nicht genügend, dem Gedicht seine Form zu geben. In Rückert's Makamen finden sich gereimte Partien, die der Autor selbst gewiß nicht als Gedichte bezeichnen würde, sondern die nur gereimte Prosa darstellen. Aber auch die vollendetste Anwendung dieser Kunstmittel, vor Allem des Rhythmus würde noch nicht ein Gedicht hervorbringen; es sind nur Anregemittel, die es uns erleichtern sollen, dem Streben des Dichters zu folgen, die unsere Stimmung beeinflussen sollen, aber es sind nicht die Kräfte, mit denen er uns an's Herz greift und den Eindruck des „Poetischen" hervorbringt.

Einem geläufigen Ausdruck nach dürfte man das Poetische eher in dem „Gedanken" zu suchen haben; denn der „poetische Gedanke" ist besonders bei sentimental angelegten Freunden der Poesie ein viel bekanntes und -beliebtes Ding. Aber leider eines das bei näherem Anschaun und kräftigen Zufassen sich in flüchtigen Rauch auflöst. „Poetische Gedanken" sind überhaupt ein Unding; der Gedanke, das Produkt des Denkprozesses, ist überhaupt mit keinem künstlerischen Maßstab zu messen, und kann daher auch nie poetisch sein. In vielen Fällen wird auch unter jenem Ausdruck etwas ganz anderes verstanden als er besagt: nämlich eine poetische Vorstellung. Dies führt näher zu dem entscheidenden Punkte hin: die Vorstellung ist etwas sinnliches oder durch die Phantasie sinnenfällig erschaffenes; sie kann künstlerisch, und darum auch poetisch geschätzt werden. Aber wenn wir diese Richtung weiter verfolgen wollten, so würden wir doch von der Lyrik leicht abirren und zum Drama und Epos gelangen, die mehr im vollen Wortsinn uns poetische „Vorstellungen" gewähren.

Ausdruck des Empfindens ist das Wesen der Lyrik und die Art dieses Ausdrucks bestimmt den poetischen Werth. Freilich sind wir nur allzugeneigt in der Empfindung selber das Poetische zu finden; aber hier unterliegen wir Gewohnheitsurtheilen. Wenn wir gewisse Empfindungen immer und immer wieder von unsern heimathlichen Dichtern besingen hören, so entsteht für uns eine unwillkürliche Assoziation zwischen ihnen

und der poetischen Stimmung; aber diese verschwindet leicht wieder, wenn wir uns gewöhnen, in verschiedenen Ländern und Zeitaltern den dichterischen Genuß zu suchen, und in jeder Form und Stufe menschlicher Kultur die Kraft poetischer Wiedergabe anzuerkennen. Schon oft genug ist gezeigt worden, wie Situationen, die einem Geschlecht als eigenthümlich poetisch erschienen, noch kurze Zeit vorher gar nicht die Beachtung der Dichter gefunden hatten; besonders die Auffassung der Natur und die Anknüpfung der poetischen Stimmung an diese läßt sich durch die wechselndsten Phasen hindurch verfolgen. Und was wir fern abliegenden Völkern zugestehen müssen, das müssen wir in unserer Nähe dem Genie, das seine eigenen Bahnen geht, gleichfalls zugestehen; es folgt nicht der Gewohnheit unserer Stimmungen, sondern es zwingt uns die seinigen auf, die neu und gewaltsam auf uns eindringen, deren poetischer Kraft wir nicht widerstehen. Die Art des Ausdrucks ist es, die uns besiegt, die das schlechte Gedicht, das nur in einer, ihm selbst ähnlichen Stimmung uns gefällt, von dem guten unterscheidet, das in jeder Stimmung gefällt. Wenn aber unter Ausdruck nicht etwa die äußern Mittel, die wir schon genannt, zu verstehen sind, so muß es ein tiefer liegender, ein früherer Prozeß sein, der hier wirkt. Es ist die Gestaltung des Gefühls zum Wort, die entscheidet, nicht die Ausfeilung und Vollendung des Wortes; es ist die Fähigkeit des Dichters „zu sagen was er leide", — die ganze Tiefe der Empfindung nicht mit der Interjektion des Naturmenschen, nicht mit dem Schweigen des Stoikers, nicht mit der Phrase des Weltmanns, nicht mit der Reflexion des Psychologen, sondern mit dem wirklich gleichartigen und gleichwerthigen Wort auszudrücken.

Hier sind zwei verschiedene Wege möglich, die mir zu zwei grundverschiedenen Arten lyrischer Dichtung hinzuführen scheinen: ich möchte den einen den metaphorischen, den andern den rhetorischen nennen, — beide Worte natürlich in der weitesten Bedeutung verstanden, die man mit ihnen verbinden kann. Der Dichter gibt uns entweder in irgend einer wenn auch noch so kurz angedeuteten, von der Phantasie geschaffenen Schilderung oder Erzählung ein Spiegelbild seines Zustandes oder er spricht den Zustand selber aus, ohne jede Vermittlung der Phantasie, ausschließlich durch die Kraft der Rede. Im ersteren Fall ist die Sprache nur das Werkzeug, im letzteren ist sie der eigentliche Stoff der künstlerischen Thätigkeit. Auf die klassisch-einfachste Form zurückgeführt wird die metaphorische Lyrik überraschen durch den bezwingenden Stimmungszauber, der in dem bescheidenen vorgeführten Bilde liegt, die rhetorische ebenso durch die unerklärliche Gewalt, die sich in den scheinbar

kunstlos wie alltäglich zusammengefügten Worten birgt. Als Beispiele mögen zwei Goethe'sche Verse stehen, beide ein Ausruf der Sehnsucht.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist,
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

In der ersten Strophe ist von dem „Ich" und seinen Empfindungen nicht die Rede, und wer wird leugnen, daß sie trotzdem rein lyrisch ist; an der zweiten hat die Phantasie gar keinen Antheil, und wer wird leugnen, daß sie ein ergreifendes Gedicht sei!

II.

Metaphorisch ist die Poesie zunächst durch Anwendung bildlicher Ausdrücke; aber diese kann sich steigern, so daß endlich das ganze Gedicht ein einziges Bild, eine stimmungsvolle Phantasieschöpfung gibt; ja es kann scheinbar das Gedicht ganz aus dem Gebiet des Lyrischen hinausschweifen, kann ganz und gar zur Erzählung werden, und thatsächlich doch lyrisch bleiben, wenn die Handlung nur um des Effektes einer besonderen Stimmung willen erzählt wird. Es kann endlich auch die subjektive Form scheinbar gewahrt werden, indem der Dichter in der ersten Person redet, aber den Ausdruck der Empfindung einer anderen, fingirten oder bekannten Persönlichkeit in den Mund legt. In all diesen Fällen wird die Empfindung nicht unmittelbar in das Wort umgeschmolzen, sondern es wird ein anderer Prozeß dazwischen eingeschoben.

Die Leichtigkeit und Fruchtbarkeit der Phantasie hat Dichter nicht selten dazu geführt, ein Bild unmittelbar an das andere in stetem Wechsel zu reihen, und sich in unermüdlicher Erfindungskraft zu gefallen. Es ist besonders die Weise der orientalischen Dichter, die aber nicht selten nachgeahmt worden ist. Aber sympathisch ist uns diese Weise nicht; sie bleibt uns fremd, auch wo wir sie bei Platen, Rückert oder selbst in Goethe's „Westöstlichem Divan" mit Virtuosität angewandt finden:

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du Allerliebstes, Du mein Mondgesicht!
O Du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, Du mein Licht!

Das einzelne, mehr ausgeführte tiefer sich in die Erinnerung grabende Lied ist es, das uns anzieht. Eine große Anzahl der bekanntesten Heine'schen Gedichte verdankt ihre Wirkung solcher Bildersprache.

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht."

Aber Heine ist selbst darin ein Schüler Goethe's und Byron's. Der englische Dichter, obgleich in seiner Lyrik oft rein rhetorisch, hat doch an manchen Stellen die farbenprächtigsten und auf's Feinste ausgeführten Bilder lyrisch zu verwerthen gewußt. Und besonders in der poetischen Auffassung des Wassers ist er vorbildlich geworden.

Das ruhige Meer und der reißende Strom mögen als Beispiele hier stehen*):

Keine gleicht von allen Schönen,
Zauberhafte, Dir!
Wie Musik auf Wassern tönen
Deine Worte mir.
Wie das Meer vergißt zu rauschen,
Um entzückt zu lauschen,
Lichte Wellen leise schäumen,
Eingelullte Winde träumen;

Wenn der Mond die Silberkette
Ueber Fluthen spinnt,
Deren Brust im stillen Bette
Athmet wie ein Kind:
Also liegt mein Herz versunken,
Lauschend, wonnetrunken,
Sanft gewiegt und voll sich labend,
Wie des Meeres Sommerabend.

Hier ist besonders merkwürdig, wie in das ruhig ausgeführte Bild sich das andere von dem Kinde noch harmonisch einfügt. Demgegenüber die gewaltsame Schilderung des Flusses:

Strom, der Du fließest bei den alten Zinnen,
Wo die Geliebte wohnt, — so oft sie sich
An Deinem Saum ergeht und ihrem Sinnen
Vorüberschwebt Erinnerung an mich,

Sei Du mit Deiner tiefen mächt'gen Fülle
Ein Spiegel meines Herzens, der ihr all
Die tausend Wünsche dieser Brust enthülle,
Wild wie Du selbst und reißend wie Dein Fall!

---

*) Die sämmtlichen Citate aus Byron sind nach der Uebersetzung Gildemeisters gegeben.

Ein Spiegel meines Herzens! — ja so ist es:
Ist nicht Dein Wasser dunkel, wild, voll Kraft?
Was meine Liebe war und ist, Du bist es
Und wie Du bist war meine Leidenschaft.

Sie mag gezähmt sein; doch versiegt sie nimmer;
Du überfluthest Deine Uferbank,
Verwandter Strom! Doch steigst auch Du nicht immer;
Auch Deine Fluth sinkt wie die meine sank.

Doch Trümmer viel ließ sie zurück, und wieder
Schwillt unser Strom, der oft die Dämme warf;
Du trachtest wild und eilst zum Meere nieder,
Zur Liebe ich, wo ich nicht lieben darf. —

Beide so verschieden gefärbte Bilder sind mustergiltig als lyrische Ausdrucksmittel; denn sie sind beide bis in's geringste Detail der Stimmungsmalerei dienstbar gemacht; kein Punkt hat an sich den Dichter angezogen und ihn von seinem Innern abgezogen, sondern überall ist er sich des Vergleichs mit dem entsprechenden eigenen Gemüthszustande bewußt geblieben. Trotz dieser vollendeten Ausführung zeigen beide Bilder dennoch, daß Byron seinem Wesen nach nicht zu den „metaphorisch" dichtenden Lyrikern gehört. Es verräth sich dies darin, daß er stets den Vergleich ausdrücklich und mit absichtlicher Deutlichkeit in beiden Theilen ausführt. Er unterläßt nicht das psychische Gegenbild mit gleicher Kunstfertigkeit wie das Naturbild auszumalen, während die eigentlich metaphorische Lyrik sich mit dem Bilde begnügt, und dessen gewiß ist, daß sie damit den psychischen Zustand rein und sicher wiederspiegelt. Nicht selten indeß wird der Lyriker auch mit einer Andeutung auf den eigenen Gemüthszustand hinweisen, oder überhaupt durch das rein sinnliche Bild hindurch an einer Stelle den unmittelbaren Einblick in das seelische Gebiet eröffnen. Auch hiebei hat Heine sehr glückliche Momente gehabt; als ein weniger bekanntes Beispiel führe ich ein Gedicht Lermontow's an:

Siehst Du am blauen Meeres Rande
Das weiße Segel einsam dort?
Was lockt es nach dem fernen Strande,
Was treibt es von der Heimath fort?

Die Wellen spielen; günstge Winde
Umwehn den Mast, daß er sich beugt;
Doch folgt es nicht der Gunst geschwinde,
Damit es schnell sein Ziel erreicht.

Die klare Fluth ist ihm gewogen;
Die Sonne lacht ihm goldig zu;
Doch fühlt sich's nach dem Sturm gezogen,
Als fänd' es in den Stürmen Ruh'.

Aber nochmals sei es gesagt: auch ohne solche Andeutung kann das rein bildliche Gedicht vollkommen lyrischen Charakter tragen. Heine's Lied von der Lotusblume ist solch ein lyrisches Gedicht, ohne daß wir eine bestimmte Beziehung auf Vorgänge im Gemüthsleben des Dichters darin finden können; es ist es trotzdem, weil es unzweifelhaft ein bloßes Stimmungsbild giebt, weil es dem Dichter Bedürfniß war eine gewisse Stimmung dichterisch zu fixiren. Realistischer und doch auch lyrisch dichtet Goethe „Gleich und Gleich".

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
In lieblichem Flor;

Da kam ein Bienchen
Und naschte fein:
Die müssen wohl beide
Für einander sein.

Es leuchtet ein, daß so einfach und sachlich darstellende Gedichte in das Gebit des Epischen hinüberschweifen, so daß es schließlich eine Sache des subjektiven Empfindens wird, ob man das einzelne als lyrisch oder episch beurtheilen will. Die Ballade ist die Vermittlung beider dichterischer Grundformen, und sie kann bald mehr der einen bald der andern angehören. „Der König von Thule" ist unzweifelhaft eine Ballade, aber von so lyrischer Art, daß Goethe sie unbedenklich einem jungen Mädchen auf die Lippen legen kann, das durch sie ihre ahnungsvoll schwermüthige Stimmung ausspricht. Besonders jedoch wo die Erzählung in der ersten Person gegeben wird, dürfte das scheinbar epische Gedicht in Wahrheit meist den lyrischen Charakter behaupten. Niemand wird Goethe's „Ich ging im Walde so für mich hin" oder Heine's „Im Traum sah ich die Geliebte" der epischen Poesie zurechnen. Das Erlebniß — sei es nun wirklich oder fingirt — wird hier nur erzählt, um die Empfindung, die es hervorgerufen hat, auszudrücken. Nicht selten wird diese sinnbildliche Bedeutung der erzählten Handlung noch dadurch schärfer bezeichnet, daß der Dichter nicht als er selbst, sondern in einer angenommenen Rolle auftritt. Ich denke hierbei nicht an so allgemein gebräuchliche Bilder, wie sie etwa Goethe in der „Seefahrt" anwendet, wenn er sich als selbstgewissen Leiter seines Lebens am

Steuer des Schiffes stehend zeigt; so durchsichtige und zur Floskel gewordene Metaphern werden von uns kaum mehr als solche empfunden. Aber wenn Goethe in dem schon einmal citirten Liede als Schäfer auftritt! wenn unzählige Dichter das gleiche gethan haben, wenn seit Scheffels „Frau Aventiure“ die Poeten gern als mittelalterliche Spielleute einherziehen, so wird die erzählte Situation thatsächlich dem Bereich der Wirklichkeit ganz entrückt und zum reinen Ausdrucksmittel für die Empfindung gemacht. Denn obgleich es theoretisch nicht zu rechtfertigen ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß uns selber unser gegenwärtiges modernes Leben in hohem Maß „unpoetisch“ erscheint. Wie das tragischste Ereigniß, wenn es bei dem Diner des Banquiers N. vorfällt, kaum von irgend einen Dichter als Stoff einer Ballade verwerthet werden wird, so kann auch der lyrische Dichter das Reale seines gegenwärtigen Zustandes in dem lyrischen Gedicht kaum verwerthen; es bleibt ihm nur die Wahl, sich auf den bloßen Empfindungsausdruck zu beschränken, oder wenn er anschaulicher dichten will, die anschauliche Situation zu fingiren. Goethe, der als achtundvierzigjähriger Minister einer Empfindung sehnsüchtiger Liebe Ausdruck geben will, konnte das unter dem Bilde des Schäfers sehr wohl thun; hätte er uns aber geschildert, wie in einer Conseilsitzung oder bei einem Hofempfang oder unter den Intendanturgeschäften der Liebesgram ihn überfallen habe, so hätte das höchstens ein humoristisches Gedicht geben können.

Aber noch weiter abliegende Wege kann sich der Ausdruck der Empfindung suchen; der Dichter kann die Handlungsweise einer anderen Person, das Verhalten beliebiger Naturgegenstände schildern und darin den eigenen Zustand malen. Auch dies ist lyrisch; ich führe als Beispiel ein Gedicht des vielgefeierten Italieners Stechetti an:

Einst fallen die Blätter; dann kommst wohl Du
Mein Kreuz auf dem Kirchhof zu schauen;
Du findest die Stätte verborgener Ruh',
Und ringsum blumige Auen.
Dort kränze mit Blumen das blonde Haupt,
Sie sind meinem Herzen entsprossen,
Sind Worte der Liebe, vom Tode geraubt,
Sind Lieder, die ewig verschlossen.

In diesem vorzüglichen Gedicht ist ein an sich glücklich erfundenes plastisch-reales Bild mit einem wunderbaren Hauch der Empfindung zart abgetönt und endlich mit einer kühn phantasievollen Metapher der Sphäre des Wirklichen wieder ganz enthoben worden. Und wenn so andere Personen der Empfindung des Dichters dienstbar gemacht werden, so kann es auch nicht überraschen, wenn schließlich die Lyrik auch der

dialogischen Form sich bemächtigt und an die Grenze des Drama's heranstreift. Goethe's Meisterlied

„Wie kommts, daß Du so traurig bist",

kann man schlechthin das Muster dieser Dichtweise nennen. Doch lehnt sich gerade dies Gedicht eng an volksthümliche Vorbilder an, wie überhaupt die mit epischen oder dramatischen Bestandtheilen durchsetzte Lyrik sich in dem Volkslied mehr vertreten findet als die streng in dem eigenen Gebiet verharrende. Man könnte vielleicht auch behaupten, daß die metaphorische Lyrik überhaupt mehr als die rhetorische dem Volk eigen sei; denn die letztere setzt, wenn sie nicht aus bloßen Interjektionen bestehen soll, immer eine Klarheit über die eigene Empfindung voraus, welche meist nur bei den Höhergebildeten sich finden wird. Sie erfordert ferner eine Sprachbeherrschung, die im Volksliede zwar nicht ganz unbekannt, aber doch selten ist.

III.

Als der rhetorische Dichter par excellence darf unter den Deutschen Schiller gelten, den schon Wilhelm Humboldt als den Lyriker, der direkt durch Sprache wirkt, bezeichnet hat; aber bei einem Dichter so hoher Begabung wird durch solch einseitige Charakteristik das Wesen doch nicht erschöpft. Umgekehrt hat auch Goethe, der im Ganzen eine phantasievoll sinnliche Dichtung vorzieht, auch rhetorische Dichtung in den Oden und ähnlichen Werken aufzuweisen, wenn er auch immer den gar möglichst sinnlichen Ausdruck gern wählt und sich an der Grenze des Tropus bewegt.

(Da hör ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.)
Ist's möglich soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält;
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten,
Ach wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt! und sollten wir nicht weinen?

Ganz besonders aber hat Byron, der in Schilderungen eine so glühender Phantasie bewies, in der Lyrik die rein rhetorische, phantasielose Form bevorzugt. Sein berühmtestes, aus der Tiefe der Seele geschöpftes Scheidelied wirkt fast nur durch Mittel der Sprache und entbehrt fast aller anschaulichen Wendungen, mit Ausnahme der Verse, die das Bild des Kindes zeichnen.

Lebe wohl! und wenn für immer,
Auch für immer lebe wohl!
Du vergiebst nicht; aber nimmer
Sieg' in meiner Brust der Groll.

Könntest Du mit Augen sehen,
Was im tiefsten Busen ruht,
Würdest Du Dir nicht gestehen?
Ihn verschmähen war nicht gut.

Ebenso ist sein letztes, in Griechenland entstandenes Gedicht gerade in den ergreifendsten Versen völlig phantasielos:

Nun ist es Zeit, daß endlich sich
Mein einsam Herz zur Ruh' begiebt;
Doch muß ich lieben, ob auch mich
Kein Andrer liebt.

. . . .

Was ungesucht so Mancher fand,
Ein kriegrisch Grab, das suche Du!
Schau denn in's Land, wähl' Deinen Stand,
Und finde Ruh!

Es gehört zu dieser Dichtweise ein ungemein taktvolles Empfinden der seelischen Bedeutung jedes Wortes und eine volle Beherrschung der gebräuchlichen rhetorischen Mittel: Steigerung, Contrastirung u. s. w. Aber das ist noch nicht alles. Es muß sich hiermit ein instinktives Gefühl für die Vereinigung dieser rhetorischen Mittel mit der Wirkung der spezifisch poetischen Kunstmittel, besonders des Rhythmus verbinden, kraft dessen ein Zusammenarbeiten dieser beiden Potenzen erreicht wird; der rhythmische Gang des Verses und der rhetorische Gang des Satzes müssen sich gegenseitig unterstützen. Hierin ist Schiller vor Allem Meister gewesen, und die Wirkung seiner Gedichte beruht großentheils darauf. Er verstand es, die wichtigsten Hebungen des Rhythmus, mit den bedeutungsschwersten Silben zusammenfallen zu lassen. Ein Beispiel aus Kassandra:

Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz;
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Fröhlichen gemieden
Und den Glücklichen ein Spott,
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, Du arger Gott.

Die Vorzüglichkeit dieser Verse beruht im Wesentlichen darauf, daß die vier Hebungen jeder Zeile durchaus nicht gleichmäßig behandelt

sind, was den bänkelsängerhaften Ton hervorzurufen pflegt, sondern daß je zwei unter ihnen durch gewichtige Worte ausgezeichnet sind. Hierzu kommt noch, daß diese zwei nicht in jedem Verse die gleiche Stelle einnehmen, sondern wechselnd gewählt sind. Geschieht dies nicht, so tritt leicht Einförmigkeit ein, wie eine rhetorisch sonst meisterhafte Strophe aus der Gildenmeister'schen Byronforschung erweisen mag; sie ist dem Abschiedsgedicht Byron's an seine Schwester entnommen:

Du warest ein Mensch — und Du logst nicht,
Du warest ein Weib — und gerecht,
Du wurdest geliebt — und betrogst nicht,
Du wurdest geschmäht — und bliebst ächt.
Du bliebest so heute wie gestern,
Du schiedest, doch flohest Du nicht,
Du wachtest, doch nicht um zu lästern,
Du schwiegst, doch nicht mir zum Gericht.

Hier sind die einzelnen Verse für den vollkommenen ästhetischen Eindruck zu gleichmäßig behandelt. Doch ist leicht ersichtlich, daß dies geschehen ist, um durch die beständige Wiederholung dem Gedanken desto größere Wucht zu geben.

Die rhetorische Anordnung des Satzes, welche den Eindruck zu steigern und auf unser Empfinden zu wirken im Stande ist, kann entweder in der bloßen Verwerthung des Wortes oder auch im Aufbau der Gedanken sich zeigen. Die erstere wirkt nur auf unser ästhetisches Gefühl, der letztere durch Spannung, Ueberraschung und ähnliche Mittel direkt auf unsere Gemütsstimmung. Die rhetorische Verwertung des Wortes besteht großentheils in der richtigen Ausnutzung des Wortklanges; die Anordnung der Vokale ist von höchster Bedeutung für den Effekt eines Gedichts. Bürger hat sie vorzüglich zu lenken gewußt; man erinnere sich des vorherrschenden o und a in der Anfangsstrophe des „Lieds vom braven Mann“, das einen majestätischen Klang hervorbringt, und vergleiche damit die ganz vom weichen I-Klang beherrschte Refrainstrophe der „Nachtfeier der Venus“:

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb auch morgen nach wie vor!

Indeß nicht nur der Klang, sondern auch die Bedeutung des Wortes ist rhetorisch wichtig. Sätze, die in ihrer Construktion, im Gedankenaufbau nicht wirkungsvoll, selbst schwerfällig sind, können durch eine geschickte Wahl der Worte doch eindrucksvoll werden. Ich erinnere an eine Strophe aus C. Ferd. Meyer's Gedicht an Schiller und

Goethe, die ihrem Inhalt nach nicht rhetorisch ist, dabei einen recht ungeschickten Satzbau zeigt, aber durch eine vorzügliche Wahl der Worte dennoch höchst rhetorisch wird.

Als er seinen Bruder nannte,
Und mir drob das Herz entbrannte,
War's als schlügen weite Flügel
Sausend über mir die Luft,
Schwingen, die den Raum besiegen,
Wie sie nicht um niedre Hügel
Flattern, Schwingen, die sich wiegen
Herrschend über Berg und Kluft.

Besonders das erste Wort der letzten Zeile macht hier einen unvergleichlichen Effekt. Aber nicht nur im Großartigen, auch im Einfachsten läßt sich dieser Art von Wirkung nachgehen. In Goethe's schon anfangs erwähnten Versen:

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist,
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt —

ist es hauptsächlich der zweimalige Gebrauch des „doch", der die Wirkung hervorbringt. Der noch einfacheren Wiederholung eines Worts verdankt der berühmte Gretchenvers seinen Eindruck:

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

In dem jugendfrischen Lied des achtzigjährigen an den aufgehenden Mond bekommt die Schlußstrophe durch ein einziges Wort ihren poetischen Charakter:

So hinan denn hell und heller,
Reiner Bahn in voller Pracht,
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht.

Hier ist das Wort „schmerzlich" entscheidend; es wirkt erstens durch den Kontrast seiner Bedeutung mit der vorausgehenden freudigen Stimmung, sodann durch den Binnenreim auf „Herz" und endlich durch die Alliteration mit „Schlägt" und „schneller". Dies Wort an dieser Stelle ist ein Meisterzug, wie er nur dem Genie gelingt. — Welcher Art die Mittel sind, um den Satzbau eindrucksvoll zu gestalten, bedarf kaum der Erwähnung, da wir damit schon das Gebiet der allgemeinen Rhetorik betreten. Die Formen der Steigerung der Entgegensetzung können wir hier nicht im Einzelnen aufzählen. Aber als besonders bedeu-

tungsvoll erscheint die Verbindung dieser Formen mit der Struktur des Verses. Wenn etwa eine völlig abgeschlossene Strophe nur mit unvollständigen Satzgliedern ausgefüllt, und die Vollendung des Satzes erst der folgenden überlassen wird, so wird dadurch die Spannung auf's Höchste verstärkt, und der Effekt auf's Aeußerste gesteigert; freilich muß dann auch der Nachsatz dem großen vorausgehenden Aufwand entsprechen; sonst kann das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung erreicht werden. So ist in den folgenden Strophen Hölderlin's der Aufbau wunderbar schön, aber die Krönung fehlt:

Hätt' ich Dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Ilissus rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm ersannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aspasia durch Myrthen wallte,
Wo der seelevollen Freude Ruf,
Aus der lärmenden Agora schallte,
Wo uns Plato Paradiese schuf,

Wo den Frühling Festgesänge würzten,
Wo die Fluthen der Begeisterung,
Von Minerva's heil'gem Berge stürzten,
Der Beschützerin zur Huldigung,
Wo in tausend hehren Dichterstunden,
Wie ein Göttertraum das Alter schwand, — —
Hätt' ich da Geliebter! Dich gefunden,
Wie vor Jahren dieses Herz Dich fand!

Statt solcher sich steigernder Aneinanderreihung von Vordersätzen kann überraschender Weise auch der entgegengesetzte Weg eingeschlagen werden. Es kann eine Strophe durch Hauptsätze ausgefüllt, und durch einen abrupten Nebensatz gleichfalls sehr effektvoll abgeschlossen werden. So am Schluß von Schiller's „Ideal und Leben".

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn;
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Feinde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten, — —
Bis sein Lauf geendigt ist.

Bis der Gott des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet u. s. w.

Hier erkennen wir zugleich schon den Uebergang von dem rhetorischen Aufbau des Satzes zu dem des Gedankens; denn mit großer Kunst ist hier zunächst der Eindruck von den Mühen und Leiden des Herkules erregt, und der Gedanke, daß dennoch dem ein Ende gesetzt sei, lange verspart worden. Durch solche Behandlung des Stoffs, welche eine Steigerung ähnlich dem dramatischen Fortschritt erreichen kann, wird die Wirkung auf unser Gemüth mächtig erhöht, die Uebertragung der dichterischen Stimmung auf uns dem Dichter bei weitem erleichtert. Wie reizend wirkt in Goethe's Lied

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt, —

die flüchtige, kontrastirende Einschiebung:

Aug', mein Aug', was sinkst Du nieder?
Gold'ne Träume, kommt ihr wieder?
Weg Du Traum, so gold Du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist!

Manche der bekanntesten, vielgesungenen Lieder Heine's sind ganz nach dem Grundsatze kunstvoller Steigerung gebaut! Man erinnere sich nur des „Ich hab' im Traum geweinet" mit dem dreimaligen „Mir träumte, Du lägest im Grab", „Mir träumt', Du verließest mich", „Mir träumte, Du wärest mir gut". In größerem Maßstab hat Schiller diese rhetorische Lyrik in den Monologen seiner Dramen angewandt, die thatsächlich aus dem dramatischen Ton in den lyrischen übergehen, so besonders der der Beatrice und der zweite der Jungfrau von Orleans, während der erste sich mehr dem Epischen nähert. In diesen beiden lyrischen Stücken sind die verschiedenen Gemüthsstimmungen abwechsend in effektvollstem Contrast vorgetragen, in dem einen Fall zu lebendiger Leidenschaft sich am Schluß erhebend, in dem andern in stille Wehmuth ausklingend.

IV.

Aus den Beispielen, die wir angeführt, hat bereits deutlich erhellt, daß die beiden Hauptrichtungen lyrischen Ausdrucks, die wir charakterisirt haben, nicht in dem Sinne getrennt sind, daß nicht in ein und demselben Gedicht beide hervortreten könnten. So wird man selten ein rhetorisches Gedicht finden, in dem nicht ein oder die andere Metapher angewandt wäre; man wird öfters in methaphorischen Gedichten, wie wir schon oben gezeigt, eine rhetorische Einschiebung oder einen rhetorischen Ausklang finden. Besonders ergreifend wirkt es auf unsere Stimmung, wenn das rhetorische Gedicht in eine Metapher ausläuft,

die dann wie die endlich sich erschließende bunte Blüthe einer grünenden Pflanze erscheint. So wenn Catull in seinem Anklagegedicht an Lesbia zuerst mit allem Feuer der Rhetorik sich an die Freunde wendet, deren Treue er mit Aufwand aller möglichen Kenntnisse ausschmückend darstellt, wenn er darauf der Ungetreuen den Abschied giebt:

Möge sie mit ihren Buhlen leben,
Deren sie unzählige begünstigt,
Keinen wahrhaft liebend, aber aller
Kräfte brechend,

und wenn er endlich schließt:

Möge sie nicht meiner Liebe denken,
Die durch ihre Schuld getroffen hinsank,
Wie am Rain des Felds vom Pflug zerschnitten
Sinkt die Blume!

Aber auch das Entgegengesetzte, wenn der Dichter lange Zeit hindurch nur seine Phantasie erzählend oder malend spielen läßt, um dann plötzlich am Schluß mit der Reflexion hervortretend den Sinn des Bildes zu erschließen, kann wenn es mit poetischer Empfindung geschieht, steigernd und endgiltig befriedigend wirken, während man eher eine ernüchternde, erkältende Wirkung erwarten sollte. So im Westöstlichen Divan:

An grünen Büschelzweigen
Geliebte sieh' nur hin!
Laß Dir die Blätter zeigen,
Umschalet stachlich grün!

Sie hängen längst geballet,
Still unbekannt mit sich;
Ein Ast, der schaukelnd wallet,
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von innen
Und schwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen,
Und säh' die Sonne gern.

Die Schale platzt — und nieder
Macht er sich freudig los, —
So fallen meine Lieder
Gehäuft in Deinen Schooß. —

Aber trotz dem allen glaube ich gezeigt zu haben, daß zwei verschiedene Ausdrucksweisen, zwei verschiedene Arten dichterischer Thätigkeit in den beiden geschilderten Arten der Lyrik zu Tage treten. Ist eine Abschätzung des Werthes beider möglich? Wird man mit Recht eine

für höher stehend als die andere bezeichnen können? Mit theoretischer Begründung gewiß nicht! Wenn die eine mehr Phantasiekraft, die andere mehr feine Sprachempfindung verlangt, so läßt sich nicht angeben, welche dieser beiden Eigenschaften für den Dichter wesentlicher sei. Trotzdem wird man sagen dürfen, daß die erstere es leichter hat und darum auch öfter dazu gelangen wird, stimmungsvolle und ergreifende Lieder hervorzubringen. Denn ihrer Natur nach unterscheidet sie sich schärfer von der Prosa als die zweite. Auch das schwache Gedicht wird durch einen phantasievollen Inhalt ohne weiteres in die poetische Sphäre gehoben, während schon ein starkes Talent dazu gehört, um das rhetorische Gedicht aus der Prosa herauszureißen, es von Einförmigkeit zu befreien und mit wahrhaft poetischem Leben zu erfüllen. Gelingt aber dies, so ist die Wirkung noch stärker als bei der metaphorischen Lyrik, weil der Ausdruck des Gefühls unmittelbarer und wahrer ist. Wir finden eine ganze Anzahl langweiliger und öder Gedichte, in denen Byron seine Empfindungen und Meinungen expektorirt hat, und in denen das eigentlich Poetische zu fehlen scheint; wir finden aber andere ebenso phantasielose, wie das „Lebewohl", das wir schon anführten, in denen die höchste Wirkung erreicht wird, der die phantasievollste Bildersprache kaum gleichkommen könnte. Und hiemit stimmt überein, daß diejenige Lyrik, die sich als unvergänglich erwiesen hat, die einen unverlierbaren Platz in der Weltgeschichte einnimmt, fast durchweg der rhetorischen Form angehört, einzelner metaphorischer Wendungen ungeachtet. Das gilt von den indischen Veden ebenso wie von den Psalmen der Bibel, von den Kriegsliedern des Tyrtäus wie den Siegesoden Pindar's, von den lateinischen Hymnen der alten Kirche wie den Sonetten Petrarca's. Und nach historischer Erfahrung zu urtheilen, ist wohl die Prophezeiung erlaubt, daß auch Goethe's Oden wie „Prometheus" oder „Grenzen der Menschheit" unvergänglicher leben werden als die reizendsten singbaren Lieder, die er gedichtet. Es ist im Ganzen eben der rhetorischen Lyrik mehr gegeben, das Erhabene zu erreichen als der metaphorischen. Wenn sie die Gefahr der Einförmigkeit zu scheuen hat, so die metaphorische die Gefahr des Spielenden, und für die Erreichung des Erhabenen ist die erstere Gefahr weniger bedenklich. Das Erhabene aber ist es schließlich, was dem Stürmen und Brechen des Zeitlaufs am festesten widersteht, was gleich den Pyramiden nach Jahrtausenden immer von Neuem angestaunt werden kann.

Der Religionsunterricht in der Volksschule.

Von

Otto Pfleiderer,
Professor der Theologie.

Daß der Volksschulgesetzentwurf der jetzigen Regierung das Problem, das Verhältniß zwischen Schule und Kirche in befriedigender Weise zu ordnen, zu lösen nicht geeignet ist, das bewiesen die lebhaften Debatten im Abgeordnetenhause und beweist die seither stets wachsende Protestbewegung im ganzen Lande. Daß diese Bewegung nicht aus faktiöser Oppositionssucht hervorgegangen, überhaupt nicht künstlich gemacht, sondern der spontane Ausdruck einer in den weitesten Kreisen verbreiteten Ueberzeugung und Stimmung ist, das ist für Jeden, der sehen will, eine unbestreitbare Thatsache. Wenn nicht nur die Presse verschiedener sonst weit von einander abweichender politischer und kirchlicher Parteirichtungen in der Bekämpfung dieses Gesetzentwurfs einstimmig ist, sondern auch die Magistrate der bedeutendsten Städte Preußens und die Lehrkörper der Universitäten Halle und Berlin sich gedrungen fühlen, in Petitionen an das Abgeordnetenhaus auf die gefährlichen Folgen dieses Gesetzes für das ganze Schulwesen des Landes warnend hinzuweisen, so müssen solche Bedenken und Proteste doch wohl sachlich begründet sein. Dieser Erwägung wird sich auch die Regierung um so weniger verschließen können, je ernstlicher es ihr nicht um Parteiinteressen, sondern um die Sache, um das Beste der Schule und des Staates zu thun ist. Und daß dieses von der gegenwärtigen Regierung vorauszusetzen sei, daran zu zweifeln haben wir keinen Grund. Sie war offenbar der Ueberzeugung, durch den Gesetzentwurf den erzieherischen Zweck der Schule zu fördern und zugleich den Frieden mit der katholischen Kirche zu befestigen, also gleichzeitig zwei an sich sehr wünschenswerthe Ziele zu erreichen; die Schule — so ungefähr wurde mehrfach der Standpunkt der Regierung begründet — bedarf für die Aufgabe der sittlichen Erziehung der Jugend der Religion; die Religion kann

nur in Form der Confession gelehrt werden; die Confession ist Sache der Kirchen; also muß den Kirchen ein Mitwirkungsrecht auf den Religionsunterricht der Schulen zugestanden werden, und dieses Recht will der Entwurf gesetzlich regeln.

Ist nun etwa diese vom Regierungstisch aus mehrmals gehörte Argumentation von der Opposition widerlegt oder korrigirt worden? Ich gestehe, daß ich eine principielle Kritik dieser Argumentation überall vermißt habe. Man gestand der Regierung ihre Prämissen zu und tadelte nur das Maß, in welchem sie die Consequenzen daraus gezogen hatte. Solchem Tadel konnte aber die Regierung mit vollem Recht erwidern, daß die katholische Kirche den entschiedenen Anspruch erhebe, das Maß ihres Einflusses auf den konfessionellen Religionsunterricht selbst zu bestimmen und nicht vom Staat sich bestimmen zu lassen. Es dürfte auch schwer zu sagen sein, was sich denn gegen diesen Anspruch triftiges einwenden lasse, wenn man einmal zugegeben hat, daß die Schule durch ihre Lehrer Confessionsunterricht d. h. Unterricht in den Glaubenslehren der Confessionskirchen zu ertheilen habe. Es war die Schwäche der Opposition, daß sie diesen entscheidenden Punkt ohne weiteres zugestand und dann nur die Consequenzen bemängelte, welche die Regierung ganz folgerichtig daraus gezogen hatte. Will man diese Consequenzen nicht, durch welche die Schule und die Lehrer der Herrschaft des Clerus in fatalster Weise unterworfen würden, dann darf man nicht bei der Halbheit stehen bleiben, um ein Bischen weniger oder mehr von kirchlicher Beeinflussung zu streiten, sondern man muß dieser den Boden dadurch vollständig entziehen, daß man die beiderseitigen Wirkungskreise reinlich und consequent von einander scheidet. Suum cuique! Gebet der Kirche, was der Kirche gehört, den ganzen Confessionsunterricht, und lasset dafür der Schule, was ihr gehört, die unbehelligte Freiheit alles übrigen Unterrichts, einschließlich des nichtconfessionellen Bibelunterrichts!

Daß diese Theilung den beiderseitigen Interessen gleichsehr entspreche, daß die Kirche das unbestreitbare Recht habe, den ganzen Confessionsunterricht ausschließlich von sich aus durch ihre geistlichen Organe zu ertheilen, und daß andererseits die Schule in keiner Hinsicht den Beruf habe, auf dieses specifisch kirchliche Gebiet überzugreifen, vielmehr ihre eigenthümliche Aufgabe vollständig erfüllen könne bei Beschränkung auf die biblische Geschichte, diese Grundlage aller christlich-sittlichen Volksbildung, das ist die Ueberzeugung, die sich mir und manchem anderen Theologen und Schulmann längst auf Grund praktischer Erfahrung gebildet hat, und deren Verbreitung uns um so wünschenswerther

erscheint, als sie allein geeignet ist, aus den jetzigen Wirren heraus zu einem dauernden Frieden zwischen Schule und Kirche zu führen.

Daß der Confessionsunterricht nicht der Schule, sondern der Kirche, ganz und ausschließlich nur der Kirche gehöre, das ist zunächst einmal vom Standpunkt der katholischen Kirche aus einfach selbstverständlich. Sie kann, ohne ihren Prinzipien untreu zu werden, niemals zugeben, daß der Unterricht in ihren geoffenbarten Glaubenswahrheiten von außerkirchlichen Autoritäten abhängig gemacht oder von Solchen ertheilt werde, die sie nicht damit beauftragt und unter ihrer steten Autorität gebunden hält. Es wäre unnütz, sich hierüber als über eine himmelschreiende Anmaßung dieser Kirche zu entrüsten. Vielmehr wird man zugeben müssen, daß diese Haltung eine natürliche Consequenz der ganzen Weltanschauung ist, auf welcher ihr Bestand seit bald zweitausend Jahren beruht. Die kirchlichen Glaubenswahrheiten sind ja nach dieser Weltanschauung keineswegs gleichartig den Wahrheiten des weltlichen Wissens, mit welchen es der weltliche Schulunterricht zu thun hat. Sie unterscheiden sich von diesen specifisch nach Ursprung, Inhalt und Zweck. Während das weltliche Wissen aus der natürlichen Vernunft stammt und durch Anwendung der natürlich-menschlichen Erkenntnißkräfte gewonnen und mitgetheilt wird, so sind dagegen nach der Ueberzeugung der katholischen Kirche die Glaubenswahrheiten ihr unmittelbar durch Offenbarung Gottes und Christi mitgetheilt worden. Vermöge dieses übernatürlichen Ursprungs überragen sie alle menschliche Vernunft und Wissenschaft ebenso weit, wie die gnadenspendenden Handlungen der Kirche im Kultus alles weltliche Handeln der Gesellschaft und wie das organisirte Priesterthum der Kirche alle staatliche Verfassung überragt. Die Kirche ist für den Katholiken die irdische Verkörperung des übernatürlichen und himmlischen Gottesreiches, eine unmittelbare Schöpfung Gottes durch Christum, die daher in allem ihrem Thun den untilgbaren Charakter des Wunders und des Heiligthums trägt, der sie von allem Weltlichen streng scheidet. Dieser göttlichen Stiftung ist das Priesteramt zur Verwaltung der mysteriösen Gnadenmittel und das Lehramt zur Verwaltung der mysteriösen Glaubenslehren für alle Zeit zu ausschließlichem Besitz übertragen, und die Kirche kann, ohne ihre Stiftung zu verleugnen, auf diese ausschließliche Verwaltung ihrer Gnadenschätze in Kultus und Lehre nicht verzichten. So wenig sie zugeben kann, daß das Wunder der Messe von einem Anderen als dem geweihten Priester, in welchem sich das Priesterthum Christi fortsetzt, vollzogen werde, ebensowenig kann sie zugeben, daß die Offenbarungsgeheimnisse des Dogmas, in welchen das Ge-

heimniß der Offenbarung des „Wortes" niedergelegt und ausgeprägt ist, außerhalb des Lehramtes der Kirche, durch welches Christus immerfort zu den Menschen spricht, von profanen Menschen wie andere gemeine Wissensgegenstände behandelt werden. Auch der Zweck, für welchen die Glaubenlehren der Kirche geoffenbart wurden und in ihr von Geschlecht zu Geschlecht der Gemeinde der Gläubigen vermittelt werden, ist ein gänzlich anderer, als die Zwecke des weltlichen Wissens, welches die Schulen zu lehren pflegen. Handelt es sich hier um Ausbildung des natürlichen Menschen für die Zwecke seiner irdischen Wohlfahrt, Ausrüstung mit nützlichen Kenntnissen für irdische Berufsarbeit und Gewöhnung des Willens an die Tugenden, welche zu einem tüchtigen und rechtschaffenen Glied der bürgerlichen Gemeinschaft geeignet machen: so liegt dagegen der Zweck der geoffenbarten Glaubenslehren nicht in dieser, sondern in der jenseitigen Welt, in den Gütern des himmlischen Reiches, in der übernatürlichen Seligkeit und Heiligkeit, welche von der natürlichen Wohlfahrt und Rechtschaffenheit toto coelo verschieden, ja in gewisser Hinsicht eher ihr entgegengesetzt, als verwandt ist.

Man mag nun über diese katholische Weltanschauung urtheilen, wie man will — man mag sie leidenschaftlich verwerfen oder romantisch bewundern oder einfach geschichtlich verstehen: auf jeden Fall wird man stets gut daran thun, mit ihr als mit einer gegebenen geschichtlichen Thatsache zu rechnen. An der Verkennung dieser Thatsache ist die moderne protestantische Kirchenpolitik schon oft gescheitert und wird immer wieder scheitern. So oft Staatsmänner und gesetzgebende Körper es versuchen, die katholische Kirche nach den Maximen der staatlichen Zweckmäßigkeit zu regeln und für die weltlichen Zwecke der Gesellschaft fügsam und nutzbar zu machen, so wird immer über kurz oder lang der Moment eintreten, wo die Kirche den Staat merken läßt, daß ihre beiderseitigen Wege, ob sie auch eine Strecke weit zusammenzugehen schienen, doch der Grundrichtung nach weit, ja gänzlich divergiren. Auch auf dem Gebiet der Schule wird sich diese prinzipielle Verschiedenheit der beiderseitigen Tendenzen stets unfehlbar geltend machen. Während dem Staat die Wissenschaft in allen ihren Stufen als eines der idealen Güter gilt, welches seinen Werth und Zweck in sich selbst hat und darum auch nach den im Wesen des Wissens selbst gelegenen Gesetzen des Forschens, Lehrens und Lernens behandelt werden muß, so kann dagegen die katholische Kirche von ihren Prinzipien aus der Schule ebensowenig wie der Kunst oder dem Staat den Eigenwerth und die Selbstgesetzgebung zugestehen; alle diese natürlichen irdischen Güter erscheinen ihr im Vergleich mit dem einen übernatürlichen Gut

des jenseitigen Gottesreiches als werthlos, oder erhalten doch nur insoweit einen relativen Werth, als sie sich jenem absoluten, durch die Kirche repräsentirten, Zweck der Menschheit als dienendes Mittel unterordnen und sonach auch nach den Regeln und Interessen der Kirche betrieben werden. Die kirchlich normirte und gefesselte Wissenschaft der „Scholastik" wird und muß sich mit logischer Nothwendigkeit immer wieder einstellen, wo irgend man der Kirche einen maßgebenden Einfluß auf die Schule verstattet. Darüber kann für Keinen, der die Geschichte kennt, der geringste Zweifel bestehen. Dennoch scheinen alle die von der eindringlichen Lehre der Geschichte keine Notiz zu nehmen, welche es als das Axiom aller Schulgesetzgebung hinstellen, daß der confessionelle d. h. kirchlich-dogmatische Religionsunterricht das Centrum und beherrschende Prinzip in allen Schulen bilden müsse. Entweder denken sich diese Herren bei solchen Worten überhaupt nichts, oder aber sie fordern nichts geringeres als die Beherrschung des ganzen Jugendunterrichts durch das Dogma der Kirche, also kurzweg die Rückkehr der Schule zur mittelalterlichen Scholastik. Daß das die Selbstaufgebung der heutigen Schule und Volksbildung bedeuten würde, versteht sich von selbst. Die Kirche, die ihre Glaubenslehre für das von Gott unmittelbar geoffenbarte Mittel für den Zweck des himmlichen Reiches der Heiligen hält, kann mit der Schule, die mit den Mitteln der Vernunft die Menschen für die irdische Wohlfahrt der Gesellschaft bilden will und soll, nie und nimmer einen Pakt vom Standpunkt der Gleichberechtigung aus eingehen, kann nie mit ihr zu gemeinsamem Zwecke zusammen wirken; sie wird entweder die Schule beherrschen und für ihre weltfremden, bezhw. weltfeindlichen Zwecke dienstbar machen, oder sie wird neben der Schule stehen in der Art, daß beide ihre besonderen Zwecke unabhängig von einander auf verschiedenen Wegen verfolgen. Das ist die einzig mögliche Alternative wenigstens hinsichtlich der katholischen Kirche. Welches von beiden vorzuziehen sei, das, meine ich, sollte für die Gesetzgeber des deutschen Volkes keinen Augenblick zweifelhaft sein können.

Anders stellt sich die Sache bei der evangelischen Kirche. Hier läßt sich eine prinzipielle Nothwendigkeit der Sonderung ihres confessionellen Unterrichts vom Schulunterricht nicht ebenso wie dort behaupten. Denn sie betrachtet ihre Lehren und Ordnungen nicht, wie die katholische Kirche, als unmittelbar göttliche Offenbarungen und Stiftungen von unbedingter Autorität, sondern sie erkennt den menschlichen Faktor in der Entstehung derselben an und gibt mit ihrer geschichtlichen Bedingtheit zugleich die Relativität ihrer Autorität, bezhw. sogar ihre Ver-

besserungsbedürftigkeit zu. Auch sieht sie den Zweck ihrer Lehren und Heilsmittel in der Erziehung der Menschen zu einem Gottesreich, das nicht als schlechthin jenseitiges und übernatürliches zum weltlich-sittlichen Leben der Gesellschaft im ausschließenden Gegensatz steht, sondern das alle sittlichen Thätigkeiten und Ordnungen der Gesellschaft als wesentliche Momente seines allumfassenden Zweckes in sich schließt, also in der irdischen Gesellschaft und durch sie sich verwirklicht, wenn auch nicht sich vollendet. Ausgehend von dem Grundsatz, daß alles Menschliche dazu befähigt und bestimmt sei, durch die heiligende Macht des christlichen Geistes zu einem wahrhaft Guten und einem beglückenden Gut geweiht und veredelt zu werden, gesteht die evangelische Kirche allen sittlichen Ordnungen der Gesellschaft, der Familie und dem Staat, der Kunst und der Wissenschaft ihren Eigenwerth und ihre selbständige Berechtigung zu; weil sie die Welt nicht als das gottverlassene, bloß sinnliche und nichtige Dasein verachtet, sondern als den Schauplatz und die Pflanzstätte des göttlichen Reiches achtet, darum will sie die Kirche nicht zur Herrin über die Welt, sondern zur Dienerin des in den mannigfachsten Formen sich bethätigenden christlichen Geistes in der Welt machen. Ebendarum statuirt sie auch zwischen den religiösen Glaubenswahrheiten, die sie lehrt, und dem weltlichen Wissen, das die Schule lehrt, keinen solchen Gegensatz, als ob beide nach Ursprung und Zweck nichts mit einander gemein hätten; in der Erziehung der Kinder zu christlich-sittlichen Persönlichkeiten, in welchen die göttliche Idee des Menschen oder das Gottesebenbild möglichst allseitig und rein verwirklicht und zum festen Charakter geworden, liegt der gemeinsame Zweck, für welchen die evangelische Kirche mit der Schule wie mit dem Staate und der Familie einträchtig zusammen zu wirken sich berufen weiß. Insofern liegt also, wie schon gesagt, eine prinzipielle Nothwendigkeit der Sonderung des kirchlichen Confessionsunterrichts vom Schulunterricht hier nicht vor.

Gleichwohl scheint mir die Zweckmäßigkeit auch hier für consequente Durchführung des Suum cuique zu sprechen; nicht bloß wegen der Gleichmäßigkeit der gesetzlichen Ordnung der Schule im Verhältniß zu beiden Kirchen — ein Gesichtspunkt, über den man verschieden denken mag — sondern auch aus inneren sachlichen Gründen, die jedoch hier von anderer Art sind als bei der katholischen Kirche. Um über die confessionellen Glaubenslehren im Sinn der evangelischen Kirche unterrichten zu können, muß man vor allem genau verstehen, was sie im Sinn dieser Kirche bedeuten sollen. Und das ist keineswegs eine so einfache Sache, wie man insgemein zu glauben scheint. Unsere

Kirche hat nie behauptet, daß die kirchlichen Bekenntnisse, sei es die der alten Kirche oder ihre eigenen, unmittelbar göttliche Offenbarung und mit dem Wort Gottes identisch seien. Sie hat vielmehr ausdrücklich*) die Symbole für Zeugnisse erklärt, welche zeigen, wie die heiligen Schriften zu den einzelnen Zeiten von den damals lebenden Lehrern in der Kirche verstanden und erklärt worden seien, und sie hat daher die Prüfung und eventuell Verbesserung dieser Symbole nach der maßgebenden Norm der heiligen Schrift offen gelassen. Nach dieser durchaus sachgemäßen Beurtheilung der Bekenntnißschriften, als der geschichtlichen Zeugnisse von der jeweiligen Entwicklung des christlichen Bewußtseins in der Kirche, enthalten dieselben die göttliche Wahrheit immer nur in der geschichtlich bedingten Form menschlicher Auffassung und Darstellung. Nun ist es aber, wie die evangelische Kirche lehrt, nicht das Menschenwort, sondern nur das lautere Gotteswort, die göttliche Wahrheit als solche, woran der christliche Glaube gebunden ist, und was im Glauben und Leben angeeignet, das zeitliche und ewige Heil des Menschen bewirkt. Daraus folgt offenbar, daß der Unterricht in den kirchlichen Bekenntnissen nur dann den Erfolg haben kann, zum rechten heilsamen Glauben und Leben zu erziehen, wenn der Lehrer es recht versteht, aus dem Menschenwort der dogmatischen Formeln, welche geschichtlich geworden und wandelbar sind, den ewigen Gehalt des wahren Gotteswortes herauszuziehen und diesen als das eigentliche Glaubensobjekt den Schülern faßlich zu machen und an's Herz zu legen. Wird diese Aufgabe nicht oder ungenügend erfüllt, so wird der Unterricht in den confessionellen Glaubenslehren von sehr zweifelhaftem Erfolg und Werth sein. Um aber jene Aufgabe befriedigend zu erfüllen, dazu bedarf es eines gründlichen Verständnisses nicht etwa bloß des Wortlautes und des buchstäblichen Sinnes der confessionellen Lehrformeln, sondern der Geschichte ihrer Entstehung, der mannigfachen Erfahrungen und Motive, Reflexionen, Zweifel und Streitigkeiten, aus welchen diese Formeln allmälig erwachsen sind. Wird zu einem solchen **gründlichen** Verständniß der Dogmen, ohne welches ihre lehrhafte Behandlung im Unterricht der Volksschule kaum ersprießlich sein kann, die seminaristische Bildung der Volksschullehrer genügen? Wird es dazu nicht der wissen-

*) Form. Concord. p. 572: Symbola non obtinent auctoritatem judicis, haec enim dignitas solis sacris literis debetur: sed duntaxat pro religione nostra testimonium dicunt eamque explicant ac ostendunt, quomodo singulis temporibus sacrae literae in articulis controversis in ecclesia Dei a doctoribus, qui tum vixerunt, intellectae et explicatae fuerint. Confess. Basil: Hanc nostram confessionem judicio s. scripturae subjicimus eoque pollicemur, si ex scripturis in melioribus instituamur, nos omni tempore Deo et sacrosancto ejus verbo maxima cum gratiarum actione obsecuturos esse.

schaftlich-theologischen Bildung bedürfen, wie sie der Geistliche durch sein Universitätsstudium sich angeeignet hat? Diese Frage möchte ich den Vertheidigern des confessionellen dogmatischen Schulunterrichts zur ernstlichen Erwägung empfehlen. Ich möchte aber dabei nicht mißverstanden sein. Es liegt mir gänzlich ferne, der Lehrtüchtigkeit unserer Volksschullehrer irgendwie zu nahe zu treten; ich gebe ohne weiteres zu, daß sie in der Technik der Lehrmethode den Geistlichen vielfach überlegen sein mögen; was ich bezweifle, ist nur das eine, ob sie die confessionelle Glaubenslehre ohne wissenschaftlich-theologische Bildung so gründlich zu verstehen vermögen, daß sie im Stande sind, Form und Inhalt, geschichtliche Einkleidung und religiöse bleibende Wahrheit so richtig zu unterscheiden, wie es für einen erziehlichen Unterricht unerläßliche Bedingung ist. Wer diesen Zweifel für unbegründet hielte, der müßte consequenter Weise das akademische Studium der Geistlichen für überflüssig erklären, denn für Predigt und Seelsorge ist das genaue geschichtliche Wissen von der Entstehung der kirchlichen Lehren weit nicht so nothwendig, als für den dogmatischen Religionsunterricht; glaubt der Staat diesen durch seminaristisch gebildete Lehrer genügend besorgen lassen zu können, so ist nicht einzusehen, warum er dann nicht das Geld für die theologischen Fakultäten sich ersparen und die Geistlichen in gleicher Weise wie die Lehrer durch Seminarien bilden lassen könnte. Nun ist aber zum Glück die Staatsregierung von einer solchen Ansicht weit entfernt; sie läßt vielmehr den theologischen Fakultäten ihren Schutz und ihre Pflege in einer Weise zukommen, für welche ihr die evangelische Kirche zum aufrichtigen Danke verpflichtet ist; ja es ist noch nicht lange her, daß der Staat sogar eine Erweiterung der akademischen Bildung der Theologen durch gesetzliche Maßregeln zu bewirken suchte („Kultur-Examen"); wie man auch über die Zweckmäßigkeit des damaligen Verfahrens urtheilen möge, jedenfalls verrieth dadurch die Regierung ihre Ueberzeugung, daß eine umfassende wissenschaftliche Bildung der Theologen im Interesse ihrer Berufswirksamkeit und des öffentlichen Wohles liege. Wohl und gut! Aber folgt daraus nicht auch die Consequenz, daß diese wissenschaftliche theologische Bildung des Geistlichen, die seinen Vorzug vor den anderen Christen, auch vor den Schullehrern, bildet, ihm auch das ausschließliche Recht auf Ertheilung des systematischen Religionsunterrichts verbürgen müsse? Wozu wäre denn alle theologische Bildung des Geistlichen, wenn sie als ein todter Schatz in der Studirstube vergraben bleibt, wenn sie nicht für die sittlich-religiöse Bildung und Erziehung des Volkes verwerthet werden sollte? Dazu ist aber die kirchliche Predigt ein viel zu ungenügendes

Mittel, wie immer allgemeiner anerkannt wird. Wer auf die Denkweise des Volkes nachhaltig wirken, sittlich-religiöse Ueberzeugung und Gesinnung pflanzen und befestigen und den Irrgeistern, welche die Masse zu bethören suchen, mit Erfolg wehren will, der muß den Hebel bei der Jugend ansetzen, muß dieser die Wahrheiten des Christenthums so verständlich und werth machen, daß sie nicht als todter Gedächtnißballast im Kopf, sondern als lebendige Kraft tüchtiger Charakterbildung im Gemüth wohnen und wirken. Dazu aber werden immer die am befähigtsten sein, welche die Beschäftigung mit diesen Wahrheiten und ihrer theoretischen wie praktischen Darbietung und Mittheilung zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, also die Diener der Kirche. Sonach wird die Ertheilung des confessionellen Religionsunterrichts ausschließlich ihre Pflicht und ihr Recht sein, das sie sich von Niemandem, auch nicht von den Schullehrern, nehmen lassen sollten. Suum cuique!

Nun höre ich freilich schon von allen Seiten die vorwurfsvolle Frage: also Du willst die Schule religionslos machen? willst ihrem Unterricht die kostbarste Perle rauben? Das Herz, den Mittelpunkt alles ihres erziehlichen Wirkens ausreißen? Die Religion vom Centrum in die Peripherie verdrängen? sie zum minderwerthigen Nebenfache degradiren? u. s. w. u. s. w. Gemach! Alle diese Vorwürfe imponiren mir nicht im Geringsten, weil sie offenbar auf ungenügender Kenntniß des wirklichen Sachverhalts, der Geschichte sowohl als des heutigen Bestandes des Religionsunterrichts in der Schule beruhen. Die bei jenem Vorwurfe überall zu Grunde liegende Voraussetzung, daß Religionsunterricht und confessioneller Katechismusunterricht sich deckende Begriffe seien, ist sowenig richtig, daß sie vielmehr seit bald 200 Jahren schon ein überwundener Standpunkt ist! Im 16. und 17. Jahrhundert hatte sich allerdings der Religionsunterricht nahezu beschränkt auf das Einpauken des Katechismus; die Folge dieser primitiven Methode war die grauenvolle religiöse und sittliche Verwilderung des Volks, über welche wir die besten Männer jener Zeiten so bittere Klagen erheben hören. Es war das große Verdienst des Pietismus, daß er zu Anfang des 18. Jahrhunderts der biblischen Geschichte den Eingang in die Schule verschaffte und sie bald zum Fundament und Mittelpunkt des Religionsunterrichts machte. War es hierbei die Abneigung gegen das Dogmatische und die Vorliebe für das Erbauliche und Erweckliche, was zur Bevorzugung des Bibelunterrichts führte, so wirkte später in derselben Richtung der Fortschritt der wissenschaftlichen Pädagogik und Didaktik, das bessere psychologische Verständniß der Natur und Bedürfnisse des Kindes, auch die allgemeine Wandlung des Geschmacks, welcher sich

von den dürren Abstraktionen und monotonen Schablonen abwandte und im Konkreten und Eigenartigen, in Anschauung und Empfindung, in Erfahrung und Geschichte seine Befriedigung suchte und fand. Herder's sympathisches Verständniß der Bibel und ihrer naiven epischen Erzählungsweise, die das einfältige Kind und der gebildete Mann gleichsehr zu verstehen und zu genießen vermögen, hat weithin anregend gewirkt. Seit Anfang unseres Jahrhunderts kamen die verschiedenen kirchlichen und pädagogischen Richtungen in dem Satz überein, daß die Grundlage alles Religionsunterrichts in der Volksschule die biblische Geschichte sein müsse. Treffend hat dies u. A. Diesterweg begründet: „Jeder Mensch soll den Entwickelungsgang der Menschheit durchmachen, daher muß ihn der Unterricht auf historischen Boden stellen und durch die Geschichte des Menschengeschlechts ihn selbst, durch die Geschichte der Religion sein religiöses Bewußtsein entwickeln. Darnach kann die religiöse Bildungsweise keine andere sein als die historische. Die Geschichte entspricht der Forderung der Anschaulichkeit, der religiöse Inhalt liegt in den Geschichten in konkreter Gestalt, sodaß er den Kindern entwickelt und zum Bewußtsein gebracht werden kann. Der Religionsunterricht der Volksschule ist also Historie; aus dem alten und neuen Testament nehmen wir solche Geschichten, die psychologisch wahr sind und Eindruck auf Kopf, Herz und Willen machen. Wir behandeln sie so, daß der Schüler sie empfindet, fühlt und denkt, nichts Fremdes hinzubringt, sondern das Rechte und Wahre der Geschichte entnimmt." Nicht minder gehen aber auch die Stiehl'schen Regulative von 1854 von dem Satze aus: „Als das Feld, auf welchem die Elementarschule ihre Aufgabe, das christliche Leben der ihr anvertrauten Jugend zu begründen und zu entwickeln, hauptsächlich zu lösen hat, ist nach der Natur des Elementarunterrichts und nach Maßgabe der den Elementarlehrern in der Regel erreichbaren Bildung die biblische Geschichte anzusehen." Einer der tüchtigsten Pädagogen der letzten Decennien, der Seminardirektor Schüren sagt in seinem Buch über den Religionsunterricht der Volksschule (6. Aufl. 1872): „Die biblische Geschichte ist das ewige Fundament alles christlichen Religionsunterrichts. Es gibt kein anderes. Mit dem Auffassen einzelner Geschichten wird der Anfang gemacht, und das Zusammenfassen aller Geschichten zu einer Geschichte, zur Geschichte vom Reich Gottes, in welcher der Heilsplan Gottes verwirklicht worden ist, bildet den Schluß, der zwar nicht mehr in die Aufgabe der Volksschule fällt. Diese hat vielmehr die Aufgabe, die Kinder dahin zu führen, daß dieselben die einzelnen Geschichten kennen, verstehen und auf Herz und Leben anwenden können und mögen."

Wer die Geschichte des Religionsunterrichtes in der Volksschule überblickt, der wird mir zugeben müssen, daß es nicht ein radikaler Bruch mit der bisherigen Entwickelung, sondern vielmehr das natürliche Ergebniß derselben ist, wenn ich fordere, daß die Schule als solche sich fortan ausschließlich auf biblischen Geschichtsunterricht beschränken und aller Uebergriffe in das Gebiet des dogmatisch-confessionellen Katechismusunterrichts enthalten solle. Zu letzterem hat die Schule als solche keinen Beruf, denn sie hat als Staatsanstalt nicht die Aufgabe, die Jugend zu Gliedern einer besonderen confessionellen Kirchengemeinschaft zu erziehen — das ist ausschließlich Sache der Organe dieser Gemeinschaften, der Geistlichen — sondern sie nur zu erziehen zu tüchtigen Gliedern der christlich-gesitteten Volksgemeinschaft. Und hierzu ist der Unterricht in biblischer Geschichte alten und neuen Testaments nicht nur vollständig ausreichend, sondern sogar in einzigartiger Weise geeignet. Den Kindern von den Altersklassen der Volksschule fehlt noch fast durchweg (kaum kann man die Oberklasse ausnehmen) Sinn und Verständniß für die Begriffe und Gedankenreihen der systematischen Glaubenslehre, wie sie im Katechismus niedergelegt ist, dessen alterthümliche Sprache ihnen überdies das Verstehen noch mehr erschwert. Dagegen wird es jedem einigermaßen geschickten Lehrer nicht schwer fallen, auch schon den jüngsten Kindern seiner Schule die biblischen Geschichten so anschaulich zu erzählen und zu erklären, daß sie Interesse und Freude daran gewinnen, daß sie die biblischen Gestalten in's Herz schließen und an ihren Schicksalen lebhaften Antheil nehmen; ganz von selbst erschließen sich dabei dem Kinde die ersten Vorstellungen eines sittlichen Waltens Gottes im Leben der Menschen. Bei dem Unterricht der älteren Kinder kann sich dann schon der Blick concentriren auf die großen Heroengestalten des alten und neuen Testaments; ihr Charakterbild, wie es aus ihren Thaten und Worten hervorleuchtet, und ihre Bedeutung für die Geschichte der göttlichen Erziehung Israels und der Menschheit kann in's Licht gestellt, dabei auch schon auf die Zwecke und Ordnungen in dieser Erziehung hingewiesen, also die „Heilsgedanken" Gottes in ihrer geschichtlichen Offenbarungsform angedeutet werden. Wenn die großen Gestalten der Propheten und Apostel und vor Allen Jesu dem Kinde mit Wärme und Begeisterung vor die Seele gemalt werden, so ergreift das viel tiefer und wirkt viel mächtiger charakterbildend, als jedes Begriffe spaltende und combinirende Raisonnement, sei es nun dogmatisirender oder moralisirender Art, mit welchem man das Kind stets kalt läßt und langweilt, und das um so gewisser, je genauer man sich an die scholastische Form des con-

fessionellen Dogmas hält. Es muß geradezu gesagt werden: wenn es unserem Volke an religiösem Sinn und Verständniß heute in beklagenswerthem Grade fehlt, so ist das gewiß nicht die Folge davon, daß zu wenig, sondern gerade davon, daß zu viel confessioneller Unterricht in der Schule gegeben und durch dogmatisirende Katechismuserklärung und endloses Memoriren den Kindern die Religion frühzeitig gründlich entleidet wurde, statt daß ihnen durch eine frische und herzliche Behandlung der biblischen Geschichte das Herz dafür erwärmt worden wäre. Es muß gesagt werden, daß man, wenn man in unserem Volk die Religion ertödten wollte, nichts Besseres thun könnte, als den confessionell-dogmatischen Unterricht zum A und O in der Volksschule zu machen; und hinwiederum daß man, wenn man ernsthaft unserem Volke die Religion erhalten will, nichts Besseres thun kann, als eben diesen Unterricht ganz aus der Volksschule hinauszuschaffen und ihr das bessere Theil, den Bibelunterricht, allein zu überlassen.

So einfach die hier vorgeschlagene Maßregel ist, mit dem Suum cuique zwischen Schule und Kirche konsequenten Ernst zu machen, so groß ist ihre Tragweite in mehrfacher Hinsicht; für die am meisten kontroversen Punkte des Volksschulgesetzentwurfs ergibt sich die Lösung von hier aus ganz von selbst. Da die richtige Behandlung des biblischen Geschichtsunterrichts nur von allgemein pädagogischen, nicht von konfessionell kirchlichen Gesichtspunkten abhängt, so ist keinerlei Grund mehr vorhanden, den Lehrer, der sich nur mit jenem zu befassen hat, unter besondere kirchliche Controle zu stellen. Weder seine Anstellung noch seine Amtsführung unterliegt einer geistlichen Censur; wie die Staatsbehörde allein seine Lehrbefähigung prüft, so steht er auch in seiner Lehrthätigkeit nur unter dem staatlich beauftragten Schulinspektor. So ist er würdig gestellt und kann seines Amtes mit Freiheit und Freudigkeit walten, was dem Erfolg seines erzieherischen Wirkens sehr viel heilsamer sein wird, als wenn er nach dem jetzigen Gesetz-Entwurf das Damoklesschwert kirchlicher Maßregelung stets über sich schweben sieht.

Da ist ferner die Frage der konfessionellen und Simultanschule. Das sind jetzt Schlagworte, über die Alle sprechen und sich erhitzen, während in zehn Fällen gegen einen kein klarer Gedanke sich mit den Worten verbindet. Eine auf den Bibelunterricht beschränkte Schule, wie sie hier vorgeschlagen wird, würde dem evangelischen Grundsatz, daß der Glaube nur auf Gottes- nicht auf Menschenwort begründet werde, viel besser entsprechen als die bisherige, wäre also insofern ganz konfessionell korrekt. Andererseits hätte ihr Unterricht gar nichts mit den konfessionellen Dogmen zu schaffen, sondern nur mit der Bibel,

die allen Confessionen gemeinsam ist; insofern wäre sie nicht konfessionell, sondern simultan. Es wäre daher auch kein triftiger Grund einzusehen, warum in einer solchen Schule nicht Kinder verschiedener Konfessionen zusammen sein könnten. Die trennenden Konfessionslehren würde jedes in dem kirchlichen Unterricht seines Pfarrers kennen lernen; in biblischer Geschichte aber, die für Alle dieselbe ist, könnten auch Alle zusammen vom Schullehrer unterrichtet werden. Sie würden dadurch von früh auf begreifen, was jetzt über dem Streit der Confessionen so vielfach vergessen zu werden scheint, daß es denn doch über und vor dem Trennenden der Sonderkirchen auch einen Allen gemeinsamen Schatz religiöser und sittlicher Ueberzeugungen gebe; und wenn sie dann vielleicht sogar dahin kommen sollten, auf diesen das Schwergewicht zu legen, so wäre dieß noch kein so großes Unglück; unsere Großväter haben sich bei solcher duldsam-friedfertigen Anschauung wahrscheinlich sehr viel besser befunden, als unsere Generation, die es im Austifteln der feinsten Unterschiede und Zuspitzen der schärfsten Gegensätze „so herrlich weit gebracht!" Ich will übrigens bei dieser Gelegenheit einer hübschen Erinnerung aus meiner einstigen kirchlichen Praxis erwähnen. In Württemberg, wo seit langen Zeiten die Geistlichen sich kollegialisch mit den Lehrern in den Bibelunterricht bei den Oberklassen zu theilen pflegen*), hatte ich in einer Mädchenschule, in welcher sich mehrere jüdische

*) In Württemberg besteht die hier vorgeschlagene Theilung des Religionsunterrichts zwischen Schule und Kirche schon längst und zu allgemeiner Befriedigung. Der Religionsunterricht der Lehrer besteht nämlich dort 1) aus dem Betrieb der biblischen Geschichte, in Oberklassen mit Benutzung der Bibel selbst, wobei die zu lesenden Abschnitte durch Verordnung der Schulbehörde bestimmt sind; 2) aus Memorirübungen in Liedern, Sprüchen und Catechismus. Aber Catechismus**unterricht** haben sie keinen zu geben. Diesen giebt **ausschließlich** der Geistliche, und zwar theils in den für die Oberklassen und die konfirmirte Jugend bestimmten Sonntagsschulen (den sogenannten „Kinderlehren"), bei welchen auch Erwachsene als Zuhörer sich sehr fleißig zu betheiligen pflegen, theils in dem für die Einsegnung vorbereitenden Confirmanden-Unterricht, der in Württemberg zwei Winterhalbjahre lang dauert und völlig ausreicht, um die Kinder der Oberklasse in der Glaubens- und Sittenlehre der Kirche so gründlich, als ihr Alter und Fassungskraft es gestattet, zu unterrichten. Außerdem giebt der Geistliche einen Theil des Bibelunterrichts in den Oberklassen, wobei vorschriftsmäßig festgestellte Capitel aus altem und neuem Testament in einer für tiefere Einführung in die Bibelkunde geeigneten Weise erklärt werden. Auf diese Weise ist dem Geistlichen Gelegenheit geboten, sein theologisches Wissen beim Jugendunterricht viel reichlicher zu verwerthen und zugleich die heranwachsende Generation seiner Gemeinde viel gründlicher persönlich kennen zu lernen, als dieses da der Fall ist, wo er bloß als Aufseher dann und wann einmal dem Religionsunterricht des Lehrers anwohnt. Andererseits steht hierbei der Lehrer, der den biblischen Unterricht in den Unterklassen allein, in den Oberklassen mit dem Geistlichen zusammen nach festbestimmter Theilung der Pensen zu ertheilen hat, dem Geistlichen als Mitarbeiter auf gleichem Gebiete kollegialisch zur Seite, gewiß eine viel würdigere und ersprießlichere Stellung, als die wäre, in welche der Schulgesetzentwurf

Kinder befanden, wöchentlich zwei Stunden Unterricht im neuen Testament zu ertheilen; ich behandelte die Missionsreisen und Briefe des Apostels Paulus. Da wären nun zwar die jüdischen Schülerinnen nicht verpflichtet gewesen, Theil zu nehmen; sie blieben aber nicht nur freiwillig dabei, sondern waren sogar die aufmerksamsten und gewecktesten unter allen meinen Schülerinnen. Ob das, was sie da zu lernen bekamen, ihrer jüdischen Bekenntnißtreue geschadet habe, weiß ich nicht; ihrer Frömmigkeit aber hat es jedenfalls nichts geschadet.

Das führt mich auf einen weiteren vielbestrittenen Punkt: die Theilnahme der Dissidentenkinder am öffentlichen Religionsunterricht. Sie zur Theilnahme an einem kirchlich-dogmatischen Unterricht zu zwingen, das wäre offenbare Gewissenstyrannei, welche nur das Gegentheil vom Bezweckten bewirken könnte. Ein Anderes aber ist es mit der biblischen Geschichte: sie gehört zu den elementaren Wissensobjekten, deren Kenntniß zu einer allgemeinen Bildung mindestens ebenso wesentlich erforderlich ist, wie die der griechischen, römischen und deutschen Geschichte. So wenig man nun ein Kind von diesen Disciplinen darum dispensiren würde, weil etwa sein Vater eine entschiedene Abneigung gegen Griechen oder Römer oder Deutsche hätte, ebensowenig scheint es mir gerechtfertigt zu sein, Kinder solcher Eltern, welche sich gegen kirchliche Glaubenssätze ablehnend verhalten, um deßwillen von der Verpflichtung zu entbinden, sich mit der Geschichte der biblischen Religion, dieser Grundlage aller humanen Bildung in der Welt, bekannt zu machen. Und wenn ihnen dann dieses für ihre allgemein menschliche Bildung unentbehrliche Wissensobjekt zugleich zum Objekt der Liebe und Pietät würde, nun, so wäre das für diese Kinder gewiß nur ein Glück und könnte also auch für halbwegs vernünftige Eltern derselben nicht als Unrecht oder Vergewaltigung erscheinen.

Was endlich die Frage der Privatschulen betrifft, so gestehe ich, daß mir dieß einer der schwierigsten Punkte zu sein scheint, weil sich hierbei Reflexionen der verschiedensten Art mit fast gleichem Gewicht gegenüber stehen. Die Gefahr ist ja freilich nicht zu verkennen, daß die Freigebung der Privatschulen uns eine Fluth von ultramontanen, polnischen, französischen und socialdemokratischen Schulen bringen könnte,

ihn versetzen will. — Diejenigen, welche gegen die Theilung des Religionsunterrichts zwischen Schule und Kirche den Einwand erheben, daß hierbei die Religion ihre für die religiöse Erziehung nothwendige centrale Stellung in der Schule verliere, werden durch die Erfahrung in Württemberg widerlegt, wo diese Theilung längst besteht, ohne daß die religiöse Erziehung darunter im geringsten gelitten hätte; im Gegentheil ist der anerkannt erfreuliche Zustand des kirchlichen Lebens in Württemberg sicher nicht zum wenigsten eine Folge jener vernünftigen Ordnung des Religionsunterrichts.

die uns höchst unerwünscht und beschwerlich sein würden. Allein man darf doch auch andererseits die Gefahren nicht unterschätzen, welche ein Monopol des Staats im Unterrichtswesen einschließen würde. Es ist mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß die fruchtbarsten Impulse zu pädagogischen Fortschritten von Privatschulen ausgegangen sind, wo dem Genius die Flügel weniger gebunden waren als in den staatlich geregelten Schulen. Gerade gegenwärtig, wo unser höheres Schulwesen sich in einem Uebergangsstadium befindet, dessen dunkler Drang sich des rechten Weges doch nicht immer klar bewußt ist und wo auch Irrwege nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegen, könnte Manchem eine Privatschule als Zufluchtsort oder als Experimentirboden erwünscht erscheinen. Vor allem aber ist es das Interesse der religiösen Gewissensfreiheit, dessen Gewicht hier schwer in die Wagschaale fällt. Sollte der jetzige Entwurf mit seiner schroff confessionellen Gestaltung der Volksschule Gesetz werden, so wäre in der That zur Sicherung der gefährdeten Gewissensfreiheit der Minoritäten die Freigebung der Privatschulen im weitesten Umfang unentbehrlich. Alle Schwierigkeiten, die sonst daraus erwachsen möchten, wären dann eben als ein Opfer zu betrachten, das dem hohen Gut der Gewissensfreiheit aller Staatsbürger gebracht werden müßte. Anders liegt die Sache, wenn die Schule vom Confessionsunterricht befreit und auf den Bibelunterricht beschränkt wird. Dabei ist eine Gefährdung der Gewissensfreiheit so unwahrscheinlich, daß diese Rücksicht wegfällt. Dann ist die unbedingte Freigebung der Privatschulen nicht mehr begründet und werden also die Gründe für eine Beschränkung derselben um so mehr in Kraft treten.

Man sieht, wie vielfache Vortheile sich aus der Annahme des Vorschlags ergeben würden, der sich in dem kurzen Paragraph formuliren ließe: „Die Ertheilung des konfessionellen Religionsunterrichts steht ausschließlich den Organen der verschiedenen Religionsgemeinschaften zu. Der Religionsunterricht der Schule beschränkt sich durch alle Klassen hindurch auf die biblische Geschichte. Dieser Unterricht ist für alle Schüler obligatorisch. Er unterliegt ebenso wie jeder andere Unterricht nur der Aufsicht der staatlichen Inspektoren.“ Mit der Annahme dieses einfachen Paragraphen wären alle die peinlichen Verwickelungen und Conflikte beseitigt, die aus der Doppelherrschaft der Kirche und des Staats über die Schule mit Nothwendigkeit sich ergeben. Kirche und Schule könnten, ihrer Zwangsverbindung entledigt, friedlich neben einander bestehen und freundlich zusammenwirken für die gemeinsamen Zwecke christlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit. Darum wage man es, Ernst zu machen mit dem Hohenzollernspruch: Suum cuique!

Politische Correspondenz.

Der Kampf mit dem Hunger in Rußland.

Bis vor wenigen Monaten galt das Ausbrechen einer wahren Hungersnoth in einem europäischen Staatswesen als unmöglich. Man sah einen der größten Fortschritte unserer Zeit darin, daß die Entwickelung aller Verkehrsmittel die schleunige Ergänzung eines Ausfalls im Erndteertrage jedes europäischen Staates gestatte. Scenen des Elends, wie sie bei Mißerndten in früheren Jahrhunderten allenthalben sich abspielten, wie sie heute noch in China und Indien gelegentlich vorkommen, hielt man heutzutage in der zivilisirten Welt für ausgeschlossen. — Der gegenwärtige Winter lehrt, wie irrig diese Meinung wenigstens in Bezug auf das russische Reich war. Seit vorigem Herbste leiden gegen zweiundzwanzig Millionen Menschen in den fruchtbarsten Gouvernements des mittleren und südlichen Rußland unter den Folgen einer beispiellosen Mißernte. Die innere wie äußere Politik des großen Reiches wird von dieser Heimsuchung lebhaft beeinflußt. Die gesammte europäische Lage hat einen Umschwung erfahren. Staunend vernimmt die Welt die Nachrichten über das Elend in den Nothstandsbezirken und über die Unehrlichkeit und Unfähigkeit der russischen Beamtenschaft. Schon jetzt macht sich die Ueberzeugung geltend, daß diese Katastrophe auf lange Jahre hinaus ihre Wirkungen äußern wird.

Bereits im Sommer vorigen Jahres konnten sachverständige Beobachter über ein sehr schlechtes Ergebniß der Erndte in den Provinzen der schwarzen Erde und den Wolgagouvernements kaum im Zweifel sein. Der kalte schneelose Winter, und der unerhört trockene Frühling hatten in ganzen Provinzen die Saaten vernichtet. Aber in den unzuverlässigen Saatenstandsberichten wurde die Sachlage nicht deutlich zum Ausdruck gebracht und die Regierung suchte in der echt russischen Hoffnung auf irgend einen glücklichen Zufall die Wahrheit bis zum letzten Augenblicke todtzuschweigen. Es wurde wiederholt amtlich erklärt, daß eine gute Mittelerndte zu erwarten stehe und mit Wohlgefallen wurden dieser Aussicht die ungünstigen Nachrichten über den Stand der Feldfrüchte in Deutschland gegenübergestellt. Aber allzu lange ließ sich diese Schönfärberei nicht durchführen. Schon im Juni war die Thatsache nicht mehr zu bemänteln, daß in einzelnen Gegenden an der Wolga bereits absoluter Nahrungsmangel

herrschte. Es war das die Folge von Mißerndten, welche dort in den letzten Jahrzehnten sich an denselben Stellen mehrfach wiederholt haben. Die Zeitungen begannen alarmirende Schilderungen von dem Elend in verschiedenen Dörfern zu bringen. Es wurde bekannt, daß die Bauern in den Gouvernements Kasan, Nischnyi Nowgorod, Samara ihr Vieh zu Spottpreisen losschlugen und von Brod lebten, welches mit Melden, Rinde, Eicheln u. dergl. versetzt war. Die Regierung sah sich daher genöthigt noch im Juni ein Rundschreiben an die Generalgouverneure zu erlassen und schleunige Berichte über den Stand der Felder und die Erndteaussichten einzufordern. Von Seiten der Provinzbehörden wurden die Selbstverwaltungskörperschaften, Semstwos, zu Gutachten veranlaßt, welche Anfang August in Petersburg vorgelegt wurden. Das Resultat dieser Enquête war ein über die Maßen trauriges und erregte nicht geringe Bestürzung. Nicht weniger als 17 der größten und wichtigsten Gouvernements bezeichneten eine Mißernte als unvermeidlich. In sieben rechnete man auf gar keinen Ertrag der Felder. Sie alle verlangten nicht nur Stundung der Steuern sondern erklärten auch Unterstützung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und Saatkorn als unerläßlich. Nach den Berichten verschiedener Gewährsleute hatten schon um jene Zeit in vielen Gegenden der reichen Provinz Nischnyi Nowgorod die Bauern alles irgend Entbehrliche versetzt und das Vieh, soweit es nicht in Folge von Seuchen und Futtermangel gefallen war, zu Geld gemacht. Für dieses Gouvernement allein verlangten die Semstwos zur Stillung der allergrößten Noth 10½ Millionen Rubel Unterstützung. Für Kasan beantragte man 4, für Tula 3 Millionen Rubel und so überall. Im Ganzen forderten die vom Nothstand bedrohten Distrikte damals gegen 100 Millionen Rubel vom Staate abgesehen von dem Erlasse der Steuern.

In Petersburg kamen diese Hiobsposten gerade während der Hochfluth der Begeisterung für die französischen Freunde sehr ungelegen. Der Finanzminister, dem für sein Budget und seine Anleihen bange war, ließ die Berichte der Provinzen als pessimistisch und übertrieben bezeichnen und nahm sie zum Anlaß, um wieder einmal ein bischen gegen die als Ueberbleibsel der Reformära verhaßten Semstwos zu hetzen. Aber die von der Wolga her ertönenden Klagen wurden immer lauter. Die Ergebnisse der beginnenden Roggenerndte waren so kläglich wie nur möglich. Man mußte sich entschließen etwas zu thun, um die aufgeregte Bevölkerung zu beruhigen. Es war nur die Frage, was man ohne größere Kosten und mit Erregung möglichsten Aufsehens thun konnte. Darüber war man in einiger Verlegenheit. Aber schließlich verfiel man darauf, die Ausfuhr von Roggen zu verbieten. Da die großen Sendungen desselben nach dem Auslande in verschiedenen Gegenden den Unwillen der Bevölkerung erregt hatten, konnte man annehmen, daß diese Maßregel einen guten Eindruck auf die Massen machen werde. Man wußte freilich, daß ein solches Verbot eine Menge Gutsbesitzer und Händler ruiniren und die Arbeiterschaaren in den Häfen brodlos machen müsse, man konnte sich auch nicht verhehlen, daß in dem

Momente, wo Deutschland ohnehin eine lebhafte Neigung zeigte, sich von der Abhängigkeit vom russischen Getreidemarkte zu befreien, der Schritt leicht zu einer dauernden Schädigung der einheimischen Getreideproduktion führen konnte, aber in der Verlegenheit ging man über diese Bedenken leicht hinweg und der augenblickliche Zweck wurde erreicht. Die Erregung in Rußland legte sich und zwar vollständig, als auch noch die Ausfuhr anderer Brodfrüchte untersagt war. Was freilich weiter geschehen sollte, darüber war man in Petersburg so rathlos wie vorher.

Es ist das um so erstaunlicher, als man annehmen müßte, daß die russische Verwaltung besser als irgend eine zweite mit der Bekämpfung eines Nothstands Bescheid wisse. Ganz abgesehen von früheren Zeiten haben nämlich seit den letzten fünfzig Jahren, so viele Mißerndten größere Distrikte Rußlands heimgesucht, daß eigentlich ein Blick in die Akten schon lehren müßte, in welcher Weise solchen Unfällen zu begegnen ist. Gerade vor einem halben Jahrhundert, im Jahre 1833, hatten die Provinzen Jekatherinoslaw, Cherson, Poltawa, Woronesch, Charkow, das Land der Donischen Kosacken und der Kaukasus eine vollständige, Tambow, Pensa, Saratow, Kasan, Nischnyi Nowgorod und Rjäsan eine theilweise Mißerndte zu verzeichnen. Die andern Gouvernements Mittel- und Südrußlands hatten ebenfalls arg unter großer Dürre gelitten. Es brach im Herbste jenes Jahres eine noch nicht dagewesene Noth aus, die Kornpreise stiegen ins Ungemessene. Zahlreiche Familien verließen Haus und Hof und zogen bettelnd durchs Land. Freilich hatten damals die Gutsbesitzer noch ein Interesse daran, ihre Leibeigenen vor dem Hungertode zu schützen, aber bei dem schlechten Ertrage der Felder fehlten ihnen vielfach auch die Mittel. Die Regierung mußte eingreifen, und es ist anzuerkennen, daß sie es nicht ungeschickt und mit Nachdruck gethan hat. Da die Gemeindemagazine wie gewöhnlich keine Kornvorräthe enthielten und die Nothstandsfonds der Provinzen durchaus unzureichend waren, wies der Zar sogleich die erforderlichen Summen im Betrage von 30 Millionen Rubel zur Unterstützung der Nothleidenden an und ließ durch das Ministerkomitee einen Plan zur Bekämpfung der Hungersnoth ausarbeiten. Man faßte danach als Hauptziel Niedrighaltung der Getreidepreise und Gewährung von Arbeitsgelegenheit für die Armen ins Auge. Zugleich beschloß man, volle Freiheit des Verkehrs mit Lebensmitteln im Innern des Landes aufrechtzuerhalten und Ausfuhrverbote nur im aller äußersten Nothfalle zu erlassen. — In diesem Sinne wurde das Unterstützungswerk unternommen. Die Steuer- und Militairlasten erfuhren möglichste Erleichterung, in ganz Südrußland wurden große öffentliche Arbeiten verschiedener Art in Scene gesetzt. Besondere Sorgfalt wurde darauf verwendet, nicht durch große Aufkäufe in einzelnen Gegenden die Getreidepreise zu sehr zu treiben. Man bezog zu diesem Zweck auch größere Kornmassen in aller Stille aus Deutschland. Es wurde jede Maßregel sorgfältig erwogen und vorsichtig durchgeführt. So wurde es erreicht, daß das Saatgetreide im Frühjahr so ziemlich allenthalben rechtzeitig an Ort und Stelle war und das Jahr 1834 eine befriedigende Erndte brachte.

Der Gesammtbetrag der damals von der Regierung aufgewendeten Gelder erreichte die Höhe von 100 Millionen Rubel.

Mit gleicher Energie wurde die Hungersnoth bekämpft, welche in den Jahren 1839 und 1840 zwölf Gouvernements besonders Tambow, Rjäsan, Tula und Kaluga ebenfalls infolge ausnahmsweiser Trockenheit heimsuchte. Die vier genannten Provinzen erhielten damals etwa 18 Millionen Rubel an Unterstützung und Saatgetreide, die übrigen gegen 22 Millionen. 1844—46 wurden die Gouvernements Witebsk, Mohilew, Minsk, Pskow, Wilna, Kowno, Smolensk, Petersburg von Mißerndten heimgesucht. Die damals ergriffenen Maßregeln glichen den früher erprobten. Die Regierung schoß wiederum etwa 10 Millionen vor. 1867 suchte eine neue Hungersnoth Südrußland, 1872 die Wolgaufer heim. Damals waren eben die Semstwos unter großen Hoffnungen geschaffen worden und ihnen wurden die gesammten Maßnahmen zur Bekämpfung des Nothstands überlassen. Die Regierung beschränkte sich auf Ertheilung von Vorschüssen. Die genannten Körperschaften haben sich ihrer Aufgabe mit Erfolg entledigt, trotz dessen wurde bei der letzten größeren Mißerndte 1880 ihre Thätigkeit schon eingeschränkt. In dem letzten Dezennium zeigte sich keine weitere wirkliche Hungersnoth mehr, aber an der unteren Wolga nahm der Ertrag der Erndten von Jahr zu Jahr ab, so daß die Lage der Bevölkerung immer elender wurde. Etwas Durchgreifendes für sie ist von Seiten der Regierung nicht geschehen und den Semstwos, welche zu einer Hilfsthätigkeit geneigt gewesen wären, sind unter dem jetzigen Regime die Hände so gebunden worden, daß sie auch nichts thun konnten.

Alle diese Erfahrungen scheinen aus dem Gedächtniß der heutigen russischen Verwaltung geschwunden zu sein. Man hat sich offenbar in Petersburg immer mehr in der Hoffnung gewiegt, daß große Mißernten im Zarenreiche nicht mehr möglich wären. Anders ist auch die Vernachlässigung aller der von Alters her in Rußland gegen solche Fälle getroffenen Einrichtungen nicht zu erklären. Es bestehen nämlich in allen Landkreisen Getreidemagazine, welche stets gewisse Vorräthe enthalten sollen und außerdem sind Fonds vorhanden, welche der Bekämpfung von Nothständen dienen sollen. Im Sommer vorigen Jahres zeigte sich aber, daß beide Hülfsquellen beinahe ganz versiegt waren. In den Magazinen war so gut wie nichts vorhanden und die Nothstandsfonds betrugen nur 10 Millionen Rubel, der Rest von 14 Millionen bestand in uneintreibbaren Schulden. Zugleich stellte sich die Thatsache heraus, daß die Transportirung der in den Häfen aufgehäuften und im Kaukasus vorhandenen Getreidemassen nach den nothleidenden Provinzen ein sehr schwieriges Werk war. Die Eisenbahnen sind fast sämmtlich nur für den Export der Brodfrüchte nach der Ostsee und dem Schwarzen Meere gelegt und eingerichtet. Bequeme Wege nach den von der Mißerndte betroffenen Distrikten fehlen, ja das Gouvernement Kasan besitzt überhaupt keine Eisenbahn! Ebenso machte sich jetzt das Fehlen jeder Centralbehörde für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten in Rußland schmerzlich fühlbar. Besitzt doch dieser größte Ackerbaustaat kein

landwirthschaftliches Ministerium, sondern die Geschäfte vertheilen sich zwischen den verschiedensten Ressorts.

Alle diese Umstände machen die Rathlosigkeit, in welche die Petersburger Behörden angesichts der Mißerndte geriethen, begreiflicher. Sie war so groß, daß es bis Ende Oktober dauerte, ehe die Regierung die ersten Entschließungen faßte und dem Publikum kundthat. Nach einer Veröffentlichung des russischen Reichsanzeigers vom 24. Oktober wurden endlich achtzehn Gouvernements Unterstützungen im Betrage von 31 905 500 Rubeln überwiesen. Es erhielten Simbirsk 5 Millionen, Samara und Kasan je 4; Pensa 3; Nischnyi Nowgorod; Saratow; Tambow 2,8 bis 2,3; Tobolsk 1,7; Ufa 1,3; Perm und Orenburg je 1; Rjäsan 900 000; Kursk, Taurien, Olonez, Orlow, Wjatka und Tula zusammen 1 994 000. Ungefähr ein Drittel der Summe war zum Ankauf von Saatgetreide, der Rest zur Armenunterstützung bestimmt. Die Leitung der Vertheilung wurde nicht den Semstwos sondern den Spitzen der Behörden unter Vorsitz der Gouverneure übertragen. Auf dem Lande sollten diese Komitees als Hauptorgane die vor wenigen Jahren eingesetzten Bezirkshauptleute (Semskie Natschalniki) benützen. Als erste und wichtigste Maßregeln wurden bezeichnet: Errichtung von Getreideniederlagen auf dem Lande, Vorkehrungen zu möglichst billigem Transport des Korns und Brodes, Freigebung der Wälder zur Weide fürs Vieh, möglichste Beförderung im Werke befindlicher Bahnbauten und anderer derartiger Unternehmungen zur Beschäftigung recht vieler Nothleidender. Dieses Programm war durchaus zweckentsprechend und erschien zur Milderung der ersten Noth nicht ungeeignet. Aber die Regierung hatte dabei leider nicht gerechnet mit dem Mangel einer Centralstelle für das ganze Unterstützungswesen, der Unzuverlässigkeit ihrer Organe und dem Herannahen des Winters. Der letztere machte sich zuerst bemerkbar. Herbst und Winter bedeuten in Rußland vorerst das vollständige Grundloswerden der Landstraßen bei gleichzeitiger Unbenützbarkeit der Wasserläufe. Für einige Wochen sind dann ganze Landesteile von der andern Welt abgeschnitten. An große Getreidetransporte zu solcher Jahreszeit ist dann gar nicht zu denken. Die große und schwer von der Mißerndte getroffene Provinz Kasan ist aber ganz auf Fluß- und Landwege angewiesen, da noch keine Bahn sie mit dem übrigen Rußland verbindet. Zu der Zeit, als die Regierung die Gelder fürs Saatgetreide anwies, war daher eine rechtzeitige Versorgung der Winterfelder in diesem Gouvernement schon vollständig ausgeschlossen. Aber auch in anderen Provinzen konnte im besten Falle das Saatgut nur bis zu den wenigen größeren Eisenbahnstationen geschafft werden. Von da sollten es die Bauern mit ihren eigenen Fuhrwerken abholen. Dazu waren viele aus Mangel an Zugthieren und Wagen nicht im Stande. Andere sahen bei dem Zustande der Wege die Unmöglichkeit ein, mit bepacktem Gefährt wieder nach Hause zu kommen. Noch andere machten die Erfahrung, daß man ihnen halb verdorbenes und unreines Korn aushändigte oder Sommersaat statt Wintersaat. Sie alle halfen sich damit, daß sie das erhaltene Saatgut an den ersten besten Händler verkauften

und den Erlös vertranken. Andere Massen von Getreide verdarben in offenen Waggons auf den Eisenbahnstationen. Kurz von den Saatkornvorräthen, welche die Regierung im Herbst gekauft hat, ist nur ein sehr geringer Theil seiner Bestimmung zugeführt worden, die weitaus größte Menge der Winterfelder ist unbestellt geblieben! Beigetragen zu diesem traurigen Ergebniß hat natürlich auch die Schlechtigkeit der Beamtenschaft. Was schon im Oktober und November an Unterschlagungen und Betrügereien ans Tageslicht gekommen ist, erregt Staunen. Man kann daraus schließen, wie viele Durchsteckereien geschickter angelegt und im Verborgenen geblieben sein mögen. Staats-, Provinzial- und städtische Beamte, der Adel, die Kaufmannschaft und die Wohlthätigkeitsbehörden haben um die Wette sich an der fetten Beute und der Noth der Armen bereichert! Der Mangel einer Centralstelle und genügender Aufsicht erleichterte ihnen das Geschäft wesentlich.

Was war natürlicher, als daß unter solchen Umständen die Noth in den Nothstandsgegenden immer mehr wuchs und das Hilfegeschrei immer dringender wurde! Schon nach wenigen Wochen mußte die Regierung ihr ursprüngliches Programm erweitern und der reinen Armenpflege die Hauptaufmerksamkeit zuwenden. Die Organisirung derselben übernahmen die große Gesellschaft vom rothen Kreuze und die Geistlichkeit, beide mit Hilfe milder Gaben, deren Sammlung in ganz Rußland unternommen wurde. Dem rothen Kreuze standen gegen Anfang Dezember etwa 1 Million Rubel zur Verfügung, über die Mittel des Klerus fehlt es an genauen Nachrichten. Beide Körperschaften errichteten ebenfalls eigene Komitees in den Kreisstädten der von der Noth heimgesuchten Provinzen, so daß fast überall drei von einander unabhängige und unter einander jeder Fühlung entbehrende Nothstandsbehörden ins Leben traten. Das rothe Kreuz richtete sein Augenmerk besonders auf Einrichtung von Volksküchen Vertheilung von warmen Kleidern, Heizmaterialien, Medizin und Vermittlung von Arbeit. Außer den lokalen Behörden und Notabeln stellten sich in seinen Dienst eine Menge Privatpersonen, welche aus Menschenfreundlichkeit selbst in die Hungerdistrikte reisten und die Unterstützungsthätigkeit in die Hand nahmen. Leider waren die Mittel der Gesellschaft im Vergleich zu der übernommenen Aufgabe nicht ausreichend und es fehlte auch bei ihr nicht an unredlichen Organen, welche sich nicht scheuten sich auf Kosten der hungernden Bauern zu bereichern. Den meisten Nutzen stifteten daher verhältnißmäßig die von ganz privater Seite unternommenen Versuche in einzelnen Gegenden der Noth zu steuern. Der bekannte Dichter Graf Leo Tolstoi ist mit seinen zahlreichen Kindern zu diesem Zwecke ausgezogen und seinem Beispiele sind zahlreiche vornehme Damen und Herren, welche das Herz auf dem rechten Flecke haben, gefolgt. Es fehlt auch nicht an wohlhabenden Gutsbesitzern und Fabrikanten, welche auf eigene Faust die Erhaltung der ländlichen Bevölkerung in ihren Bezirken in die Hand genommen haben. — Aber diese Bemühungen erregten Mißtrauen sowohl bei den Provinzialbehörden als bei der Regierung. Es liegt zu nahe, daß geschickte Nihilisten die Noth benützen, um sich damit in

weiten Kreisen des Landvolks den bis jetzt noch fehlenden Anhang und Einfluß zu schaffen, als daß man in Petersburg solche Versuche nicht mit großem Mißtrauen hätte betrachten müssen. Man entschloß sich solchen Eventualitäten gründlich vorzubeugen und zu diesem Zwecke die gesammte Privatwohlthätigkeit so zu sagen unter Polizeiaufsicht zu stellen. Am 29. November richtete der Zar ein Reskript an seinen ältesten Sohn den Thronfolger, worin es hieß: „Die Mißerndte der Brodfrüchte hat im laufenden Jahre die Bevölkerung einiger Gouvernements des Reichs in eine schwierige Lage hinsichtlich der Mittel zur Ernährung gebracht. Die Noth hat sich nicht auf die Theile der Landwirthschaft beschränkt, welche nach Lage der Gesetzgebung durch Unterstützungsfonds sicher gestellt sind, sondern hat auch eine bedeutende Menge Leute, welche den örtlichen ländlichen Vereinigungen nicht angehören, betroffen. Die Gewährung der nöthigen Unterhaltsmittel an sie und der Schutz der infolge der Mißerndte in Noth Gerathenen im Allgemeinen vor schweren Entbehrungen ist für die Regierung eine Aufgabe größter Wichtigkeit. Indem ich mit herzlicher Theilnahme die vielgestaltigen Erscheinungen der Hilfsthätigkeit verfolge, erkenne ich es als zeitgemäß, den großherzigen Bemühungen der privaten Wohlthätigkei, eine der Wichtigkeit der Sache entsprechende Leitung und die unerläßliche Einheit zu gewähren." Zu diesem Zwecke berufe er den Großfürsten an die Spitze eines obersten Nothstandkomitees zu dessen Mitgliedern er ernannt habe: den Generaladjutanten von Kaufmann, den wirklichen Geheimen Rath Pobjedonoszewt die Staatssekretaire Ostrowski und Durnowo, den Generaladjutanten Grafen Woronzow-Daschkow, den Hofmeister Grafen Stroganow und den Geheimen Rath von Plewe. — Dieses Comite erhielt aber nicht etwa Staatsfonds für die Unterstützungsthätigkeit überwiesen, sondern ihm wurde die Aufgabe zu Theil, fortan alle privaten Spenden zu sammeln und für ihre passende Verwendung Sorge zu tragen. Mit andern Worten heißt das, daß Privatleuten die Anstellung von Sammlungen in Zunkunft verboten ist.

Die Kommission hat eine Reihe von Sitzungen abgehalten und mancherlei Maßnahmen getroffen. Zu den wichtigsten gehört die Anordnung, daß die drei getrennten Wohlthätigkeitskomitees der Regierung, der Geistlichkeit und des rothen Kreuzes sich an allen Orten vereinigen und gemeinsam vorgehen sollten. Auch ist von Bedeutung, daß der Großfürst Thronfolger eine Anzahl zuverlässiger Militairs nach den Provinzen geschickt hat, um sich über die wahre Sachlage zu informiren und den Betrügereien und Unredlichkeiten der Behörden und Lieferanten ein Ende zu machen. Das sind aber alles nur indirekt gegen den Nothstand gerichtete Maßnahmen, direkte Unterstützung hat diese oberste Behörde bisher wenig vertheilt, schon aus dem guten Grunde, daß die privaten Spenden ziemlich dünn fließen und die Mittel also unzureichend sind. Der Ankauf von 10000 Pferden im Kaukasus und ihre Vertheilung im Frühjahr an die Bauern ist beschlossen. Aber viel wichtiger und naheliegender wäre es, durch geeignete Maßregeln, die in den Nothstandsprovinzen noch jetzt vorhandenen 5—6 Millionen Pferde zu ernähren, da sonst unvergleichlich mehr fallen

werden als das Komitee zu kaufen vermöchte. Um der Kommission größere Mittel zuzuführen, hat die Regierung eine Lotterie ins Werk gesetzt, welche einige Millionen Gewinn bringen soll. Es sind aber trotz aller Reklame, trotz des wohlthätigen Zweckes und trotz der Spielwuth des Publikums mehrere Tausend Loose unverkauft geblieben. Die Thätigkeit der russischen Ministerien für die Erhaltung der hungernden Bevölkerung ist auch nach der Errichtung des höchsten Nothstandkomitees in der früheren Weise fortgesetzt worden. Bis Mitte Dezember war die von ihnen für diese Zwecke verwendete Summe auf 55769265 Rubel gestiegen. Es sind damit 20 Gouvernements unterstützt worden. Der höchste Betrag kam damals auf Kasan, nämlich 6600000 Rubel. Dann folgte Samara mit 6400000; Saratow mit 6; Simbirsk und Pensa mit je 5 Millionen; Tambow mit 4700000; Nischnyi Nowgorod mit 3500000; Orenburg mit 3000000; Wjatka, Tobolsk und Woronesch mit 2—3 Millionen; Rjäsan, Tula, Ufa, Perm mit 1—2 Millonen, die andern mit geringeren Summen. Von den 55 Millionen sind 11957000 Rubel auf Ankauf von Wintersaat, der Rest für Armenunterstützung verwendet worden. Da die nothleidende Bevölkerung indessen auf 22 Millionen Köpfe veranschlagt wird, war diese Summe bei weitem unzureichend. Man hat freilich die Vertheilung von Brod auf Kinder und Greise beschränkt und verweigert arbeitsfähigen Leuten jede Beihülfe, aber bei dem Mangel an Arbeitsgelegenheit in den meisten Gegenden, sind die Leute einfach darauf angewiesen, sich bei ihren noch irgend etwas besitzenden Nachbarn durchzubetteln bis auch diese nichts mehr haben. Will man dann die Leute nicht einfach verhungern lassen, so muß man sie schließlich doch von Staatswegen ernähren. Vor der Hand ist auch der Umstand noch sehr störend, daß die Regierung sowohl Saatkorn als Brod in den Dörfern nur vertheilen will, wenn die ganze Gemeinde sich für die Rückzahlung verpflichtet. Natürlich weigern sich die wenigen wohlhabenden Leute, eine solche Haftbarkeit einzugehen, da an eine Rückerstattung seitens der ganz verarmten Bauern in Jahrzehnten nicht zu denken ist. Es ist daher anzunehmen, daß dieses System auf die Länge auch nicht durchzuführen sein wird. — Das Saatgetreide ist so weit als irgend möglich in den nothleidenden Provinzen selbst oder in ihrer Nachbarschaft gekauft worden, um den Transport schneller und billiger zu gestalten. Das Brodkorn hat man im Kaukasus, Polen und den Ostseeprovinzen beschafft. Bis Mitte Januar dieses Jahres hat sich die Summe der von der russischen Regierung zur direkten Bekämpfung des Hungers aufgewendeten Gelder bis auf 72690500 Rubel erhöht. In einem Monat sind also gegen 17 Millionen neu ausgegeben worden und zwar nur für 14 Gouvernements! Wie die Regierung berechnet hat, sind zur Ernährung der nothleidenden Bevölkerung in allen 17 besonders von der Mißerndte betroffenen Provinzen monatlich etwa 10 Millionen Pud Getreide von Nöthen. Für die nächsten 6 Monate wären also 60 Millionen Pud erforderlich. Dazu kommen noch etwa 40 Millionen Saatkorn. Von dieser ganzen Summe von 100 Mill. sollen 42 Millionen Pud bereits angekauft sein. Es bliebe also nur noch der

Rest von 58 Millionen zu beschaffen. Die russische Regierung zieht daraus den Schluß, daß der Nothstand bei weitem nicht so gefährlich sei, wie ihn ängstliche Gemüther auffaßten und daß mit einigen noch zu bringenden Geldopfern die Sache überstanden sein werde. Diese Rechnung dürfte indessen einigemaßen irrig sein. Erstens sind nämlich die Kosten des Transportes der Getreidemassen an Ort und Stelle des Bedarfs nicht in Betracht gezogen. Diese sind aber außerordentlich hoch. Von Nischnyi Nowgorod nach der Provinz Kasan stellt sich z. B. der Transport jedes Puds Getreide auf einen Rubel im Durchschnitt und für die Beförderung einer Million Pud sind nicht weniger als 40000 Gespanne nöthig. Die eine genannte Provinz bedarf aber zur Aussaat im Frühling nicht weniger als 9 Millionen Pud! Man hat daher bereits in allem Ernste die Sprengung eines Kanals im Eise der Wolga vorgeschlagen, um zu Schiffe das Saatkorn rechtzeitig an Ort und Stelle schaffen zu können. Indessen würde das Project zu kostspielig und gewagt sein. Zweitens hat die Regierung außer Acht gelassen, daß nicht allein unter den Menschen Nothstand herrscht, sondern daß auch absoluter Mangel an Futter fürs Vieh besteht. Schon sind ungeheure Massen von Rindern, Pferden, Schafen gefallen, verkauft oder verzehrt. Man hat die Strohdächer der Hütten abgenommen, um die Thiere zu füttern. Jetzt ist in vielen Gegenden gar kein Futter mehr vorhanden. Wie soll unter solchen Umständen das Vieh den Winter überdauern. Nun leidet die russische Landwirthschaft schon ohnehin sehr ernstlich unter dem Mangel genügenden Viehstandes. Der Verlust der verhältnißmäßig wenigen vorhandenen Thiere macht den rationellen Betrieb des Anbaus geradezu unmöglich. Welche Summen werden erforderlich sein, um die auf diesem Gebiete entstandenen Schäden wieder gut zu machen! In dritter Reihe ist auch nicht zu vergessen, daß der russische Bauer, der ohnehin schon meist nicht weiß, wie er sich durchschlagen und die Steuern auftreiben soll, durch die letzte Mißerndte meist seinen letzten Besitz eingebüßt hat. Was zu versetzen war, hat er versetzt. Das Dach hat er ans Vieh verfüttert, alles Holzwerk zum Feuern benutzt. Es bleiben ihm vielfach kaum noch die nothwendigsten Kleider und die kahlen Wände der Hütte. Jahrzehnte können vergehen, ehe er wieder in bessere Umstände kommt. Nicht wenige Bauern werden es gar nicht erst mehr versuchen, sich emporzuarbeiten, sie werden sich zu den riesigen, im Lande umherziehenden Bettlerschaaren schlagen oder nach Sibirien auswandern, wo sie jungfräulichen Boden und größere Freiheit zu finden hoffen. Diese Wanderungslust hat in den letzten Jahren sich in höchst bedrohlicher Weise gesteigert. Weite Distrikte sind schon entvölkert. Die gesammte Volkswirthschaft erleidet davon unberechenbaren Schaden. Auch ein viertes Moment dürfte die Verwindung der Folgen der Mißerndte erschweren. Es leiden ja unter ihr nicht nur die Bauern, sondern auch die Gutsbesitzer, die Arbeiter und Handel und Industrie. Die überwiegende Mehrzahl der Gutsbesitzer ist ohnehin bankerott. Ihr Besitz ist privaten Wucherern und Kreditinstituten aller Art verpfändet. Jedes Jahr bringen die Agrarbanken Tausende von Gütern zur Subhastation. Aber es finden

sich keine Käufer dafür und, da die Banken das Land nicht in eigene Bewirthschaftung nehmen können und wollen, so bleibt ihnen nichts übrig als die zahlungsunfähigen Schuldner weiter wirthschaften zu lassen. Die jetzige Krise muß diese Zustände zu einer Höhe steigern, daß nothgedrungen irgend etwas durchgreifendes wird geschehen müssen. Das ganze Land, das gesammte wirthschaftliche Leben muß durch solche Zustände ruinirt, der Staatskredit schließlich geradezu vernichtet werden. Ob sich dem bloß mit Hülfe der Rubelpresse wird steuern lassen, wird doch abzuwarten sein. Es kommt dazu, daß die Staatseinkünfte infolge des sinkenden Ertrags der prohibitiven Zölle, der Branntweinsteuer und aller andern Abgaben eine noch gar nicht genau zu übersehende Einbuße mit Nothwendigkeit erleiden müssen! Selbst wer nicht übermäßig zum Pessimismus neigt, wird daher ernstliche Bedenken über die Gestaltung der nächsten Zukunft Rußlands schwerlich unterdrücken können. In jedem andern Staate würde man den Ausbruch einer großen Revolution unter solchen Umständen für nahe bevorstehend erachten müssen. In Rußland ist bei der tiefen Stufe der Gesittung der Masse des Volks und dem Mangel energischer und zielbewußter Führer etwas Derartiges kaum zu befürchten. Aber dafür werden Mord, Raub und Verbrechen aller Art voraussichtlich jedenfalls eine beträchtliche Steigerung erfahren. Außerdem dürfte die Volkswirthschaft des Reiches einen schweren Stoß erleiden und sein Kredit schwer erschüttert werden.

Es ist durch die Berichte der Zeitungen zur Genüge bekannt geworden, welches Elend in den Nothstandsprovinzen herrscht. Man ist geneigt, viele der Schilderungen für übertrieben und schwarz gefärbt zu halten. Aber ganz unverdächtige Zeugen bestätigen die Nachrichten von der ganz entsetzlichen und durch die strenge Kälte noch unerträglicher gewordenen Noth. Selbst die chauvinistische russische Presse ist nicht im Stande die grauenhaften Zustände an der Wolga todt zu schweigen. Immer wieder bringen die Blätter eingesandte Briefe und Berichte von Reisenden, welche Entsetzen erregen. Auch das Ausland ist schon wiederholt von vornehmen Russen um Hülfe angefleht worden. Neuerdings ist das Elend noch sehr bedeutend durch Ausbruch des Unterleibtyphus gesteigert worden. Im Gouvernement Nischnyi Nowgorod und Kasan ist die Epidemie besonders ausgebreitet, aber auch in andern Gegenden tritt sie wenn auch nur vereinzelt auf. Die Stadt Kasan selbst ist dermaßen von der Krankheit heimgesucht worden, daß die städtischen Behörden den Kopf ganz verloren und die Stadt für einen Monat durch Postenketten von der Außenwelt abgesperrt haben. Es fehlt dabei überall an Aerzten, Krankenhäusern und Arzneien. Auf den Dörfern, wo die Epidemie ausgebrochen ist, sieht es schrecklich aus. Bei dem Mangel an Hospitälern müssen die in Fieberphantasien leidenden Kranken mit den Gesunden das einzige vorhandene Zimmer theilen. Von allen Seiten verlangt man Hülfe gegen das Uebel, aber noch ist nicht die geringste Thätigkeit von Seiten der Regierung bemerkbar. — Aehnlich steht es mit den ins Auge gefaßten öffentlichen Arbeiten zu Gunsten der Nothleidenden, Vorschläge und Pläne liegen genug vor, aber in Angriff genommen ist in Wahr-

heit noch nichts. Vor Schmelzen des Schnees und Beginn wärmerer Zeit wird wohl auch nichts Ernstliches geschehen.

Es hieße die ganze Geschichte Rußlands seit Peter dem Großen rekapituliren, wollte man auf die Umstände, welche die Entstehung der jetzigen traurigen Verhältnisse Rußlands verschuldet haben, näher eingehen. Eine derartige Mißwirthschaft wie sie der Absolutismus seit Jahrhunderten im Zarenreiche getrieben hat, kann auf die Länge der Zeit nicht ohne schlimme Folgen bleiben. Wo alle Maßregeln nur unter dem Gesichtspunkte des Vortheils kleiner einflußreicher Kreise getroffen und das Wohl der Gesammtheit dem Ermessen einer ganz verdorbenen und durch schlechte Bezahlung zur Unredlichkeit gezwungenen Beamtenschaft ausgeliefert wird, ist das Eintreten großer wirthschaftlicher Katastrophen unvermeidlich. Der augenblickliche Anlaß zu der Hungersnoth ist ja freilich nur die Dürre des letzten Sommers. Diese aber ist wieder durch die fortschreitende Entwaldung bedingt und durch das stete Austrocknen der Flüsse und Quellen verschärft. Und die Entwaldung ist die Folge der in Rußland herrschenden Mißregierung. Ganz abgesehen davon würde auch eine Mißerndte in einem zivilisirten Lande niemals derartige weitgehende traurige Folgen haben, wie wir sie jetzt in Rußland sehen. Mit geringer Staatshülfe würden in Westeuropa die Bauern im Stande sein sich das fehlende Getreide zu verschaffen und an Ausbruch größerer Noth wäre kaum zu denken. Noch weniger wäre eine Wiederholung der schlechten Erndte infolge nicht rechtzeitiger Bestellung der Felder zu befürchten. In Rußland dagegen ist ein schlechtes Jahr im Stande, Millionen von Menschen zu ruiniren und die Aussicht auf eine ganze Reihe noch schlechterer Jahre zu eröffnen. Die aufgeklärten Männer in Rußland selbst führen diesen Zustand auf die Halbkultur der gebildeten Gesellschaft und die Barbarei der Massen zurück. Sie sehen in der Noth die Folge des lichtscheuen, aufklärungsfeindlichen Regierungssystems. Sie klagen offen die Behörden an, ihre wichtigsten Aufgaben verkannt zu haben und verlangen eine gründliche, vollständige Umkehr. Daß daran nicht zu denken ist, wissen sie freilich ebenso gut wie jeder Ausländer der mit russischen Verhältnissen näher vertraut ist. Ohne tiefgreifende Wirkungen wird aber die gegenwärtige Katastrophe auf die gesammte innere und äußere Politik des Zarenreiches dennoch nicht bleiben. Man kann wohl darauf gespannt sein, welche Entwickelung die Dinge im laufenden Jahre nehmen werden, besonders wenn Westeuropa fortfährt, die ununterbrochenen Anleiheversuche Rußlands wie bisher abzuweisen. Ω.

Das Volksschulgesetz und die Macht des Ultramontanismus. Die kaiserliche Rede.

Ueber das Schicksal des Volksschulgesetzes sind die Loose noch nicht geworfen. Die erfahrensten Kenner unseres parlamentarischen Lebens haben widersprechende Ansichten darüber, ob es zu Stande kommen wird oder nicht. Die Majorität der vereinigten Conservativen, Ultramontanen und Polen im

Abgeordnetenhause beträgt 60 Stimmen; es müssen also schon 30 Stimmen übergehen oder 60, d. h. fast die Hälfte der conserativen Fraktion (125) sich der Abstimmung enthalten, um das Gesetz zu Fall zu bringen. Diese Zahlen scheinen für das Zustandekommen so günstig, daß vielleicht der Liberalismus in diesem Augenblick auf das Herrenhaus eine größere Hoffnung zu setzen hat, als auf das Abgeordnetenhaus. Aber sei es hier sei es dort, unmöglich ist es keineswegs, daß eine Spaltung innerhalb der Conservationen noch im letzten Stadium der Berathung das Gesetz zu Fall bringt. Ueberlegt man es recht, so hat ja die Regierung gar kein Interesse daran, einen Hochdruck für die Durchsetzung anzuwenden. Der Inhalt des Gesetzes beschränkt die bisherige discretionäre Befugniß des Cultusministers. Was für ein Interesse kann dieser daran haben, sich selbst so einzuschränken, wenn die Volksvertretung nicht darauf dringt? Ist er kirchlich gesonnen, so kann er ja auch jetzt schon thun, was zukünftig die Kirche gesetzmäßig wird beanspruchen können. Da die Regierung das Gesetz einmal eingebracht hat, so hat sie auch die moralische Verpflichtung und würde ihre eigene Autorität schädigen, wenn sie es nicht thäte, für die Durchführung einzutreten; aber selbst das Centrum kann nicht erwarten und verlangen, daß dieses Eintreten bis zu einer wirklichen Pression auf widerstrebende Freunde ausgedehnt werde. Es ist zu klar, wie wichtige und bedeutsame Stützen sich die Regierung dadurch für die Zukunft zerstören würde. Wenn also die Regierung das Gesetz eingebracht und vertheidigt hat, so hat sie das Ihrige gethan und das Centrum kann sich nicht beklagen, wenn sich die Sache nun einige Jahre hinzieht und selbst auf die Probe der nächsten Wahlen gestellt wird.

Wir unsrerseits haben natürlich keinen dringenderen Wunsch, als daß die Entscheidung hinausgeschoben werden möge. Daß überhaupt ein Volksschulgesetz erlassen werde in der nächsten Zeit, halten wir für sehr wünschenswerth, ein bloßes sogenanntes Dotationsgesetz ist praktisch sehr schwer herauszuschneiden und es ist principiell für einen großen Staat und für zukünftige Kämpfe, denen wir entgegen gehen können, nothwendig, daß ein so wichtiger Gegenstand wie die Volkserziehung nicht der Willkür des Cultusministers anheim gegeben, sondern gesetzlich geordnet wird.

Wir wünschen nun die Hinausschiebung der Entscheidung, nicht blos weil uns der gegenwärtige Entwurf nicht gefällt und in der Hoffnung, daß eine liberalere Strömung eintrete, sondern auch weil wir auf die sehr positive Möglichkeit rechnen, daß für manche Punkte Lösungen gefunden werden, die bisher noch gar nicht erwogen worden sind, die aber im Laufe der Diskussion heranreifen können. Einen sehr wesentlichen Beitrag in dieser Richtung glauben wir in diesem Heft in dem Aufsatz des Herrn Professor Pfleiderer zu bringen. Herr Pfleiderer gehört wie wir zu den entschiedenen Gegnern des jetzigen Entwurfs, aber er verschließt seine Augen darum nicht vor der Nothwendigkeit, daß der katholischen Kirche gewisse Concessionen, die sie ihrem Character und den Principien gemäß einmal fordern muß, auch gewährt werden. Es giebt

keine schlechtere Politik als einem mächtigen Feinde weder Concessionen noch Krieg machen zu wollen. Unsre Liberalen und auch die Conservativ-Liberalen bewegen sich aber immer noch vielfach in dem unrealisirbaren Gedanken, dem Katholicismus ihre Ideen aufzwingen und doch keinen Culturkampf machen zu wollen. Völlig schlagend weist Prof. Pfleiderer in dem vorstehenden Aufsatz nach, daß es den Lehren, ja geradezu dem Dogma der katholischen Kirche widerspricht, ihren theologischen, d. h. in der Volksschule den Katechismusunterricht vom Staate ertheilen zu lassen. Es muß aber zugegeben werden, daß es grade Viele unsrer Gesinnungsgenossen sind, die auf jener Idee bestehen.

Ob Prof. Pfleiderers Vorschlag, im Anschluß an das Vorbild Württembergs das Problem durch die Trennung des Katechismusunterrichts vom Unterricht in der biblischen Geschichte zu lösen, für die katholischen Schulen durchführbar ist, erscheint uns noch zweifelhaft. Der Katholicismus ist heutzutage in Preußen so überaus argwöhnisch und streitsüchtig, daß er sich vielleicht auch das nicht gefallen lassen würde, aber es ist jedenfalls ein Gedanke, der einmal durchgedacht werden muß und der für die evangelischen Schulen sehr fruchtbar werden kann.

Vor allem aber muß der Gedanke, daß wir nicht gezwungen sind, katholische und evangelische Schulen genau nach demselben Schema zu behandeln, ernsthaft geprüft werden. So gut wie wir die Geistlichen beider Confessionen bezüglich des Militärdienstes verschieden behandeln, so gut können wir sie auch bezüglich ihrer Stellung zur Schule verschieden behandeln.

Die Tendenz der Vorlage geht dahin, den Einfluß der Kirche, d. h. der Geistlichkeit auf die Volksschule zu verstärken. Bei der evangelischen Kirche hat das so viel nicht zu sagen. Das Problem liegt hier viel tiefer. In weiten evangelischen Kreisen herrscht sehr geringes Vertrauen zu dem Geiste der heutigen offiziellen Kirche. Aendert sich das mit der Zeit, gelingt es der neueren Theologie uns eine neue, gebildetere Geistlichkeit heranzuziehen, als sie heute noch vorherrscht, so können wir auch nichts dagegen haben, daß die Volksschule unter dem Einfluß dieser Geistlichkeit steht. Gelingt aber diese innere Umwandlung der evangelischen Kirche nicht, so ist das Verhältniß zur Volksschule nur eine Accidens, das den Kampf wohl verstärkt und erschwert, ihn aber nicht ausmacht. Ganz anders ist es mit der katholischen Kirche. Unter keinen Umständen darf ein wahrhaft national und protestantisch gesinnter Deutscher zugeben, daß die kosmopolitische Organisation der römischen Geistlichkeit einen verstärkten Einfluß auf die Erziehung eines Drittels des deutschen Volkes gewinne. Der Herr Kultusminister bestreitet zwar, daß die Absicht des Gesetzes auf einen solchen verstärkten Einfluß gerichtet sei; er bestreitet, daß die von der Opposition angeführten Paragraphen den Erfolg haben werden, den man ihnen zuschreibt. Es weist darauf hin, daß schon jetzt bei dem Examen der geistliche Commissar mitspreche; daß schon jetzt in drei wichtigen Provinzen der Geistliche das Recht habe, den Religionsunterricht an sich zu nehmen, und daß die öffentliche Stellung des Lehrers darunter erfahrungsmäßig durchaus

nicht leide. Aber wenn das auch alles im einzelnen ziemlich zutreffend sein mag, in der Summe kommt doch eine gewaltige Verstärkung des geistlichen Einflusses heraus. Es ist ein Unterschied, ob ein Staatsgesetz oder bloße Provinzialbestimmungen und Ministerialreskripte den Geistlichen gewisse Rechte geben, und jedenfalls ganz neu tritt zu den bisherigen Rechten der Geistlichkeit der konfessionelle Schulvorstand (an Stelle der politischen Gemeinde) mit den nach fast allgemeinem, gleichem Stimmrecht gewählten Hausvätern als Beisitzern. Diese Hausväter werden, wie die Verhältnisse zur Zeit liegen, in katholischen Gegenden die Leibgarde des Pfarrers sein und ihm die Herrschaft im Schulvorstand sichern.

Unter keinen Umständen dürfen unsere Freunde solchen Einrichtungen ihre Zustimmung geben, und es erscheint uns auch völlig unmöglich, daß Herr Miquel im Amt bleibt, wenn dergleichen in Preußen Gesetz wird.

Wie nun aber die Ansprüche der katholischen Kirche, die wir bei aller Feindseligkeit doch einmal als natürlich und gerechtfertigt anerkennen müssen, damit vereinigen?

Es läßt sich beides nur vereinigen durch eine stärkere Trennung der Kirche vom Staat. Möge die katholische Kirche den Katechismusunterricht, möge sie den gesammten Religionsunterricht nehmen, ganz wie es ihr gefällt, verzichte aber dafür auf den Einfluß im Examen und auf den konfessionellen Schulvorstand mit den Hausvätern. Die Schulinspektion erhält der Geistliche ohnehin nur durch den Auftrag des Staates.

Es ist noch ein zweiter Punkt, den wir schon in unserer vorigen Correspondenz hervorgehoben haben, in dem der Staat ohne wesentliche Gefahr ein Stück nachgeben kann, das ist die Privatschule. Es ist eine vorzüglich geschriebene Broschüre erschienen, „Die Privatschule nach dem Entwurfe des Volksschulgesetzes. Ein Mahnwort eines Konservativen". (Berlin, Reuthers Verlagsbuchhandlung), welche gerade in der Privatschule die Hauptgefahr des Gesetzes sieht. Das Gesetz sei so gefaßt, daß mit der Zeit die Privatschule in den katholischen Gegenden die öffentliche Schule geradezu aufsaugen und verdrängen könne und werde. Wenn diese Gefahr bestände, so wäre sie allerdings sehr ernst zu nehmen. Aber eben diese selbe Broschüre bringt den schlagenden Beweis — ohne daß der Autor es merkwürdiger Weise selber bemerkt hat — daß die Gefahr nicht besteht. Der Verfasser weist nach, daß sehr viel mehr katholische Privatschulen bereits existiren, als offiziell angegeben ist. Er zeigt im einzelnen, wie allenthalben in der Diaspora diese Schulen mit den Mitteln katholischer Vereine gegründet werden. Offenbar müßte er nun fortfahren: und wenn diese Schulen nun einmal bestehen, so läßt man sie auf keine Weise los, sondern sucht sie als solche zu erhalten, um den staatlichen Einfluß auf die Schulen möglichst auszuschließen. Aber der Ausgang ist gerade der umgekehrte. Der Verfasser weist aus eingehendster Kenntniß nach, wie die Katholiken, sobald eine solche Privatschule in Gang gesetzt ist, suchen, sie in eine öffentliche umzuwandeln. Warum? Weil die Last der dauernden Erhaltung einer Volks-

schule viel zu groß ist. Die Mittel auch des reichsten Vereins würden sehr bald erschöpft sein, wenn er eine größere Zahl von Schulen ständig ernähren muß. Der Grund, weshalb die Schulen ursprünglich als private gegründet werden, ist kein anderer, als das Streben nach einer konfessionellen Schule. Sobald also der Staat nach dem neuen Gesetz selber diesen Wunsch erfüllt, wird das Begehren nach neuen Privatschulen nahezu aufhören.

Trotzdem ist es sehr wichtig, daß das Recht auf Privatschulen principiell besteht. Es ist der letzte Ausweg, wo durch irgend welche Umstände und Konflikte Gewissensbedenken erregt werden, die auf andere Weise nicht zu heben sind.

Wir können es deshalb nicht billigen, wenn grade auf diese Stelle ein Hauptaccent der Opposition gelegt wird, und es war nicht wohlgethan, meine Herren Collegen mögen es mir nicht übel nehmen, daß die Adresse der Berliner Professoren auch an diesen Punkt ihren Protest geknüpft hat. Die Privatschule ist überhaupt keine Prinzipienfrage, sondern die Frage einer praktischen und taktischen Erwägung. So weit sie eine Principienfrage ist, muß ein Liberaler unzweifelhaft nicht gegen, sondern für die möglichste Freigebung des Unterrichts eintreten. Man erwäge doch einmal, daß der Spieß umgedreht werden kann. In wenigen Monaten mag der vorliegende Entwurf in der allerstrengsten Form Gesetz sein. Wir können, da wir konstitutionelles Regiment haben, sehr wohl einmal zu einem streng klerikal-konservativen Ministerium gelangen. Wir können einen Kultusminister haben, der durch seine Verordnungen und die Personen, die er als Schulräthe und Schulinspektoren einsetzt, den klerikalen Charakter des Gesetzes erst recht herausarbeitet. Sollten dann nicht die Ultramontanen diejenigen sein, die mit der Staatsschule zufrieden sind, und die Liberalen diejenigen, die sich hier und da in der Privatschule einen Ausweg zu schaffen wünschen?

Vor allem aber halte man sich folgenden Gesichtspunkt vor Augen. Wenn wir die Wahl haben, dem Ultramontanismus auch nur die kleinste generelle Verstärkung seiner Macht über die Schule, oder aber freie Bewegung für sich in einer kleinen begrenzten Sphäre zugestehen zu müssen, so ist unzweifelhaft das letztere Zugeständniß das geringere. Also grade die Privatschule, als etwas Singuläres, ist der Punkt, wo am leichtesten nachgegeben werden kann und deshalb nachgegeben werden muß. Die Nationalliberalen im Abgeordnetenhause können sich das höchste Verdienst erwerben, wenn sie rechtzeitig diese Concession anbieten und dafür bei dem confessionellen Schulvorstand eine Aenderung eintauschen.

Es geht eine tiefe Erregung durch unser Volk. Man empfindet, wie der Katholicismus, nachdem er sich im Culturkampf siegreich behauptet, anfängt zum Angriff überzugehen. Wir aber sagen, noch immer ist der Hauptfehler, daß die Gefahr nicht über-, sondern unterschätzt wird. Mit dem gehörigen Petitioniren und Protestiren glaubt man genug gethan zu haben und wenn das Unglück damit nicht gewendet wird, so läßt man es eben kommen. Die Aufgabe ist aber eine viel höhere. Sie ist eine nicht bloß negative, sondern eine

positive. Es gilt den neuen modus vivendi mit der katholischen Kirche zu finden. Geht es auf dem bisherigen Wege fort, so geräth unser ganzes öffentliches Leben allmählich unter ultramontanen Einfluß. Da schilt man dann auf die Regierung und verlangt, sie solle andere Wege einschlagen. Als ob wir nicht in einem constitutionellen Staat lebten und als ob es möglich wäre, daß in einem constitutionellen Staat eine geschlossene Partei mit einem Drittel der Stimmen in der Volksvertretung auf die Dauer vom Einfluß ausgeschlossen werde! Im parlamentarischen Staat müßte sie sogar abwechselnd an der Regierung selbst betheiligt werden. Die bayrische Abgeordnetenkammer hat jüngst zu Gericht gesessen über einen Professor der Philosophie, nicht etwa weil er unpassend über die Religion geredet, oder weil er auch nur gegen die katholische Kirche polemisirt hat, sondern nur weil seine Lehren nicht mit der Offenbarung nach katholischer Anschauung übereinstimmen. Was soll der Cultusminister machen, wenn die Bauern und Kapläne, von deren Bewilligungen die Fortführung seiner Verwaltung abhängig ist, ihn ob der Ketzerei seines Untergebenen zur Rede stellen und verlangen, daß er kirchlich-correkte Leute in die Professuren bringe? Es wird nicht lange währen, so werden wir in Preußen ähnliches erleben. Das nennt man eben Constitutionalismus. Die einzige Möglichkeit, den Druck des Ultramontanismus auf unsere gesammte Bildung zu mäßigen, besteht darin, ihn abzulenken. Man muß suchen, dem Katholicismus gewisse Lebenssphären zuzuweisen, wo er sich ganz frei ausleben kann z. B. also in dem katholischen Religionsunterricht und einer Anzahl Privatschulen. Dies ist auch der Weg, endlich innerhalb der katholischen Bevölkerung selbst einen gewissen Widerstand gegen den reinen Romanismus hervorzurufen. Wenn es garnicht anders geht, gebe man ihnen noch die Jesuiten dazu. Falsch, absolut falsch ist bloß der Compromiß, wie ihn jetzt die Regierung und die Conservativen zu schließen im Begriff sind, der der katholischen Geistlichkeit einen halben, aber vom Staat garantirten, generellen Einfluß gewähren will. Ebenso falsch aber handeln die Liberalen, indem sie glauben, durch bloße Opposition den Ultramontanismus niederhalten zu können. Einem so mächtigen Feind gegenüber giebt es, wir wiederholen den Satz, keine schlechtere Politik, als ihm weder Krieg noch Concessionen machen zu wollen. Die richtige Concession d. h. diejenige, die uns am wenigsten schadet, herauszufinden, darauf kommt es an.

Wie nun auch die Frage des Volksschulgesetzes sich entwickeln möge, in einer Beziehung hat es seine Wirkung bereits geübt. Unser Parteileben hat davon einen Anstoß empfangen, der auf Jahrzehnte nachwirken mag. Die Kluft zwischen den Mittelparteien und den Deutschfreisinnigen, die sich seit zwei Jahren allmählich zu verengern und zuzuziehen begann, ist jetzt überbrückt. Die brutal-agrarische Agitation der Conservativen bei den Handelsverträgen und jetzt die Verbrüderung mit dem Centrum, in schroffem Widerspruch mit ihrer Haltung noch vor einem Jahr, hat allenthalben in den Mittelparteien die Neigung erzeugt, bei den nächsten Wahlen nicht mehr mit ihnen, sondern mit den

gemäßigten Deutschfreisinnigen Compromisse zu schließen. Die conservative Partei wird vermuthlich einen ähnlichen Zusammenbruch erleben, wie die deutschfreisinnige im Jahre 1887. Das ist höchst gefährlich, aber kaum noch zu vermeiden. Unsere protestantische Bevölkerung will schlechterdings keine Pfafferei, glücklicherweise bis tief hinein in die Kreise der Conservativen und der Geistlichkeit selbst.

Wenn aber noch irgend ein Zweifel in den Kreisen der Mittelparteien bestand, daß sie wieder mehr zum Liberalismus tendiren müßten, so hat die Rede des Kaisers zum brandenburgischen Provincial-Landtag solche Zweifel beseitigt. Die Rede bezog sich nicht auf die Opposition gegen das Volksschulgesetz; sie bezog sich überhaupt nicht auf das gesetzmäßige constitutionelle Opponiren, sondern nur auf das allgemeine „Räsonniren". Aber wenn einmal solche allgemeine Räsonnir-Stimmung da ist, wird nicht so genau unterschieden. Man glaube nicht, daß die leidenschaftliche Stimmung, die durch die Rede erregt worden ist, vorüber gehen werde. Die Rede selbst mag wieder vergessen werden, aber das Stück überlieferter Gesinnung, das dadurch von neuem hinweggeschwemmt worden ist, ist dauernd verloren. Zwar hat man Unrecht, wenn man, wie das jetzt vielfach geschieht, von einem rapiden Niedergang der „monarchischen" Gesinnung in Deutschland spricht. Die monarchische Gesinnung steht durchaus fest und unerschüttert. Nicht der monarchische, der patriarchalische Ton in der Rede ist es, der den erbitterten Widerspruch hervorruft. Wer etwa Seiner Majestät über die Wirkung der Rede anders berichtet, — mit Ausnahme der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die das überlieferte Recht dazu hat — der muß von der öffentlichen Meinung als ein Lügner und Verräther an seinem königlichen Herrn gebrandmarkt werden. In dieser Oppositionsstimmung sind Conservative, Liberale und Ultramontane, mögen sie es nun in ihrer Presse aus momentan taktischen Gründen etwas mehr oder weniger zeigen, schlechthin einig.

D.

Notizen und Besprechungen.

Kriegsgeschichtliches.

Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz. Streiflichter auf die Lehren des Professor Dr. Delbrück über Strategie. Von Friedrich v. Bernhardi, Major im großen Generalstab, kommandirt als Militär-Attaché zur Gesandschaft in Bern. Hermann Peters, Verl.-Cto. Inhaber: Paul Leist. Preis 2 Mk.

Friedrich, Napoleon, Moltke. Aeltere und neuere Strategie. Im Anschluß an die Bernhardi'sche Schrift: „Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz." Von Hans Delbrück. Berlin 1892, Hermann Walther, Walther u. Apolants Verlagsbuchhandlung. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Den Lesern der „Preuß. Jahrbücher" ist die Controverse über die Friedericianische Strategie aus mehreren meiner Aufsätze bekannt. Schon wurde angenommen, daß der Widerspruch gegen meine Auffassung so gut wie aufgegeben sei. Im vorigen Jahre ist der dritte Band der „Geschichte der Kriegswissenschaften" von Oberstlieutenant Jähns erschienen, der in allem Wesentlichen meine Ansicht bestätigt, nur hier und da etwas zu weit geht, über sie hinaus. Die „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine" haben einen Aufsatz von einem dänischen Officier, Dalhoff-Nielsen, gebracht, der sich völlig auf denselben Boden stellt. Gleichzeitig aber ist jetzt auch aus dem gegnerischen Lager wieder ein Streiter hervorgetreten. Auf das Materielle will ich hier nicht eingehen, da etwas wesentlich Neues, was das Historische betrifft, in dem Angriff und meiner Vertheidigung nicht vorgebracht worden ist. Mein Gegner bekämpft strenggenommen nirgends meine Ansicht, sondern selbstgebildete Phantome. Dennoch ist es sehr werthvoll, daß von militärischer Seite wenigstens einmal der Versuch gemacht worden ist, die Ansicht von der Einheitlichkeit der Strategie umfassend zu begründen. Je häufiger dieser Versuch gemacht wird und je öfter und gründlicher er mißlingt, desto leichter wird auch bei Fernerstehenden, die die Controverse im Einzelnen nicht verfolgen, die Wahrheit Eingang finden. Es handelt sich ja um das wichtigste Problem der preußischen Geschichte, um die Frage, auf welche Weise Preußen eine Großmacht geworden ist. Alle Friedensarbeit, alle Wirthschafts- und Finanz-Politik, alle Verwaltungskunst ist doch

nur das Vorbereitende. Die letzte, weltgeschichtliche Entscheidung liegt im Schwert.

Bernhardi sucht der Frage auch für die Gegenwart eine Bedeutung zu geben. Hier vermag ich ihm nicht zu folgen; die Competenz des Historikers ist zu Ende. Aber da, wenn Bernhardi's Gedanke begründet ist, die Sache dadurch noch an Wichtigkeit gewinnen würde, so will ich wenigstens darauf hinweisen. D.

Mémoires du Général Bon de Marbot. Paris I. II. 1891 III. 1892.

Nachdem diese Memoiren in deutschen und englischen Zeitschriften Besprechungen erfahren haben, welche sie als eine neue Quelle für die große Zeit der Napoleonischen Kriege erscheinen lassen, ist es angezeigt, dieses Machwerk auf seinen wahren Werth zurückzuführen.

Der Verfasser war 1844 bereits 62 Jahre alt, als er zur Feder griff, um seine Erinnerungen an die Erlebnisse von 1800 bis 1815 niederzuschreiben, denen er also in einem Alter von 18 bis 33 Jahren beigewohnt hatte. Bis zur Schlacht von Aspern 1809 befand er sich zudem in der untergeordneten Stellung eines Lieutenants; erst bei Waterloo hatte er den Rang eines Obersten erreicht. Berücksichtigt man nun noch den Umstand, daß General de Marbot während des genannten Zeitraumes fast fortwährend von einem Ende Europas bis zum anderen unterwegs gewesen ist und ihm nach seiner eigenen Angabe eigentlich kein Moment der Ruhe und Sammlung vergönnt war, so wird man weder eine Beurtheilung der kriegerischen Ereignisse vom höheren Standpunkt, noch volle Zuverlässigkeit der Angaben im Einzelnen erwarten dürfen. Immerhin konnte man nach den vielfachen Begegnungen mit Napoleon und seinen Heerführern auf eine Bereicherung unserer Kenntniß dieser Personen rechnen, wie sie z. B. Madame de Rémusat zweifellos in der schönsten Weise geliefert hat. Die Memoiren enthalten nun mehrfach Mittheilung von Begebnissen, wie z. B. zwischen Napoleon und Bernadotte, welche in hohem Grade interessant für das Verhältniß dieser beiden Männer sein würden, wenn sie einigermaaßen zuverlässig wären. Wie kann man aber dem Verfasser in der Erzählung dieser kleinen Züge trauen, wenn ihn sein Gedächtniß bei den großen Ereignissen, welche sich dem Geiste doch anders einprägen, vollständig im Stich läßt? Man kann sogar zweifelhaft sein, ob man es noch als einen Gedächtnißfehler bezeichnen darf, wenn der General behauptet am 10. October 1806 dem Gefechte von Saalfeld im Gefolge von Augereau beigewohnt zu haben, während nach den Veröffentlichungen aus den französischen Archiven von Foucart feststeht, daß sich dieser Marschall bis zum Nachmittag des 10. in Coburg 45 km vom Gefechtsfeld entfernt befand. Kann man in diesem Fall schon schwer an einen bloßen Irrthum glauben, so muß die Behauptung, daß das Corps Augereau am folgenden Tage bei Saalfeld das Regiment Heinrich von Preußen gefangen genommen habe, gerade zu als grobe

Unwahrheit bezeichnet werden. Am 11. befanden sich bei Saalfeld überhaupt keine preuß. Truppen, welche gefangen genommen werden konnten. Unter den Gefangenen des vorhergehenden Tages konnte sich das Regiment auch nicht befinden, weil es, zur Hauptarmee gehörig, gar nicht an dem Gefecht Theil genommen hatte. Das einzige am Kampf betheiligt gewesene Regiment war das von Müffling (außer drei Füsilier-Bataillonen) und dieses hat nur wenige Gefangene eingebüßt. Die Phantasie des Baron Marbot läßt neben dem Prinzen Louis Ferdinand in dem Gefecht von Saalfeld einen Schweizer General Müller entstehen, welcher vom König dem Neffen zur Zügelung seines Feuereifers als Mentor gesetzt sei. Ein solcher General hat nicht existirt. Sollte der Verfasser an Johannes von Müller, den Historiker, gedacht haben, welcher allerdings in preußischen Diensten stand, aber niemals bei der Armee irgend eine Verwendung gefunden hat?

Im November 1806 befand sich de Marbot in der Begleitung von Duroc, welcher sich zu den Verhandlungen nach Osterode in Ostpreußen begab. Der Schauplatz derselben wird in den Memoiren willkürlich nach Graudenz verlegt und damit man nicht an eine bloße Namensverwechslung denke, wird sowohl von den Festungswerken als von der Weichsel einerseits und der Anwesenheit des Königs und seiner Familie andrerseits gesprochen.

Die wesentlichen Vorgänge vor der Schlacht von Austerlitz sind dem damaligen Lieutenant de Marbot ebenfalls entgangen. Er hat nichts von der Ueberraschung bemerkt, in welche Napoleon durch den unvermutheten Vormarsch des verbündeten Heeres versetzt wurde. Er läßt die Russen mehrere Tage vor der Schlacht bereits auf den Höhen von Pratzen erscheinen und macht in der Fortsetzung seines militairischen Klatsches den Kaiser sogar auf die von dort herüberschallende Musik des Feindes aufmerksam. Es geschah dies jedoch nur, um die Schritte des Kaisers abzulenken, welcher auf dem Wege nach dem Biwak seiner Gardechasseure war und dort wahrscheinlich die Unrichtigkeit der Meldung Marbots über die Stärke derselben bemerkt haben würde. Marbot blieb dann noch mehrere Tage in „tödtlicher Angst", der Kaiser könne seinen begangenen Fehler noch bemerken, als ihn das Herannahen der Schlacht rettete.

Die vorstehenden Proben, welche in beliebiger Zahl vermehrt werden könnten, erweisen die gänzliche Unzuverlässigkeit der Angaben Marbot's im Großen wie im Kleinen, und kann man nur über die gänzliche Urtheilslosigkeit des französischen Publikums und der bezüglichen Presse erstaunen, wenn man ersieht, daß die beiden im vergangenen Jahr erschienenen Bände bereits eine 16. Auflage erlebt haben. In England scheint man diesem Beispiel folgen zu wollen, da nach Mittheilung der Verleger der Edinbourgh Review eine englische Uebersetzung im Werke ist.

w.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zoroaster

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Therese Höpfner.

Erstes Kapitel.

Die Festhalle war bereit zum königlichen Mahl im Palaste zu Babylon. An diesem Abend wollte der König Belsazar Wein trinken mit tausenden der Großen seines Reiches und fröhlich sein mit ihnen; und alles war bereit.

Von einem Ende der mächtigen Halle bis zum andern standen die hölzernen Tische, mit Gold und Silber überzogen, besetzt mit allem, was des Menschen Herz begehren kann, mit Bechern von Gold und von Glas und kostbarem Gestein, mit großen Schüsseln gehäuft voll von seltnen Früchten und noch seltenern Blumen, und über das alles strömten die letzten Purpurstrahlen der großen Sonne des Südens herein durch den offnen Säulengang der Vorhalle und spiegelten sich in dem glänzenden Marmor und färbten mit sanftern Tönen den glatten rothen Stuck der Wände; und ruhten zärtlich auf dem goldnen Antlitz und dem rothgoldenen Gewande der riesigen Bildsäule, die da hoch thronte und alles überschaute. Auf dem Haupte die Krone dreifacher Königsmacht, in der Rechten den Scepter der Gewalt und in der Linken das geflügelte Rad des Lebens und der Unsterblichkeit, unter seinen Füßen die gebeugten Nacken darniederliegender Gefangener; also saß das königliche Abbild des großen Nebukadnezar da, als harrete er der Dinge, die da kommen sollten für seinen Sohn; und der Duft der Früchte und

Blumen und des köstlichen Weines stieg empor zu seiner mächtigen Nase, und er schien zu lächeln im Abendsonnenglanz, halb voll Befriedigung und halb voll Spott.

Auf beiden Seiten des großen Gebäudes, in den Seitenschiffen und Flügeln, zwischen den geglätteten Marmorpfeilern drängten sich die Diener und trugen noch immer mehr köstliche Gewürze und Blumen und Früchte herbei, um die Tafel zu schmücken, und sie flüsterten unter einander in den mancherlei Zungen von Indien, Persien und Aegypten, oder in der reichen Sprache jener edleren Gefangenen, deren bleiche Gesichter und Adleraugen überall hervortraten in starkem Gegensatz zu den gröbern Zügen und der dunkleren Gesichtsfarbe ihrer Mitknechte, — Söhne des Geschlechtes, das nicht geboren ward zu herrschen, sondern auszuharren bis an's Ende. Alle diese mischten sich unter einander in den seltsamen und gebrochenen Lichtern des Abendscheins, und der Purpurglanz der Sonne färbte hie und da das weiße Gewand eines armen Sclaven mit so schöner Farbe, wie sie ein Königssohn hätte tragen können.

Auf beiden Seiten der Tische, die gedeckt waren zum Festmahl, standen große Leuchter von zwiefacher Manneshöhe, sie verjüngten sich von der Dicke des schweren Schnitzwerks am Fuße zu der Feinheit des leichten Rankenwerkes oben und trugen Schalen von Erz; in jeder war ein Docht getränkt in feines Oel mit Wachs vermischt. In der Mitte der Halle aber, wo der Thron des Königs auf erhöhtem Boden aufgestellt war, da standen die Pfeiler in breitem Zwischenraum aus einander, so daß ein Gemach gebildet ward, von der Wand zur Rechten bis an die Wand zur Linken, überdacht von großen geschnitzten Balken; und die Farbe der Wand war roth, — ein herrliches sattes Roth, so daß der glatte Stuck aussah wie eine Fläche köstlichen Marmors. Weiterhin, unterhalb der Pfeiler, waren die Wandflächen der Seitenschiffe in bunten Farben bemalt mit der Geschichte des Königs Nebukadnezar; seine Siege und seine Feste, seine Gefangenen und seine Hofleute erschienen in endlosem Zuge auf der prächtigen Wand. Aber wo der König sitzen sollte in der Mitte der Halle, da waren weder Pfeiler noch Gemälde, nichts als der volle Glanz der königlichen Farbe, leuchtend und blank. Neben dem Tische stand auch eine große Lampe, höher und kunstvoller gearbeitet als die übrigen, — ihr Fuß war von seltnem Marmor und getriebnem Erz und die Lampe darauf von lauterm Golde aus dem südlichen Ophir. Noch aber war sie nicht angezündet, denn die Sonne war noch nicht untergegangen und die Stunde des Festes war noch nicht gekommen.

An dem obern Ende der Halle, vor der riesigen Bildsäule aus geschlagnem Golde, war ein freier Platz, nicht mit Tischen besetzt, wo die glatte glänzende Marmorfläche zum Vorschein kam mit all ihren prächtigen Zeichnungen und Farben. Es traten zwei in die Halle langsamen Schrittes und standen still an diesem Platze und blickten empor in das Antlitz des goldenen Königs.

Zwischen diesen beiden lag die Kluft eines Lebensalters. Der eine war schon hinaus über die gewöhnliche Grenze des Alters, während der, welcher neben ihm stand, erst ein schöner Knabe von vierzehn Sommern war.

Der Greis hielt sich noch aufrecht und sein schneeweißes Hauptthaar und sein Bart wuchsen wie eines Löwen Mähne um seine massige Stirn und sein mächtiges Gesicht. Die tiefen Gedankenfurchen, welche das Alter noch tiefer eingegraben hatte, folgten der edlen Bildung seiner Stirn in ebenmäßigen Zügen und noch sprühten seine dunkeln Augen Feuer, als durchdrängen sie die trübe Masse der Zeit um kühn auf die Ewigkeit dahinter hinauszublicken. Seine linke Hand zog die Falten seines schneeweißen Gewandes zusammen, und mit der rechten faßte er einen kunstvoll gearbeiteten und herrlich geglätteten Stab von Ebenholz und Elfenbein, auf dem merkwürdige Sprüche in israelitischer Schrift zu lesen waren. Der alte Mann richtete sich zu seiner vollen Höhe empor und blickte von dem glänzenden Gesichte des Königsbildes schweigend herab in die Augen des Knaben an seiner Seite, als wolle er seinen jungen Begleiter anregen an seiner Statt die Gedanken auszusprechen, welche Beider Herzen erfüllten.

Allein der Knabe schwieg und regte sich nicht, sondern stand mit gefalteten Händen da und schaute auf zu dem hehren Antlitz Nebukadnezars. Er war erst vierzehn Jahre alt, groß und von zartem Gliederbau, voll der Verheißung anmuthiger Stärke und Biegsamkeit, von feiner Haut und erfüllt von der nervigen Kraft eines edlen und unbefleckten Geschlechts. Sein Antlitz war hell und weiß, leicht geröthet, und sein dichtes goldnes Haar fiel in langen Locken auf seine Schultern herab in der weichen seidigen Fülle früher Jugend. Seine zarten Gesichtszüge waren regelmäßig und edel, mehr von nordischem als orientalischem Gepräge, — äußerst ruhig und gedankenvoll, beinahe göttlich in ihrer jugendlichen Ruhe. Die tiefblauen Augen waren mit einem Anflug von Traurigkeit emporgeschlagen, aber die breite Stirn war marmorgleich, die gerade gezogenen Augenbrauen begrenzten sie und trennten sie von dem übrigen Theil des Gesichtes. Er trug eine einfache weiße Tunica mit feiner Goldstickerei eingefaßt und um den Leib von

einem prächtigen Gürtel gehalten, während seine Beine mit weiten persischen Beinkleidern aus feiner Leinwand mit bunter Seidenstickerei bedeckt waren. Auch trug er eine kleine leinene Mütze, die in eine steife Spitze ausging und mit zierlichem Muster in Gold und Silber gestickt war. Aber des Alten Haupt war nur von der dichten Masse seines schneeweißen Haares bedeckt und sein weiter weißer Mantel verhüllte seine übrige Bekleidung.

Wiederum blickte er von der Bildsäule in die Augen seines Gefährten und endlich redete er mit tiefer sanfter Stimme in ebräischer Sprache:

„Nebukadnezar ist zu seinen Vätern versammelt worden, und sein Sohn gleichfalls, und Nabonnedon Belsazar herrschet an seiner Statt, ich aber habe ausgeharret in Babylon bis auf diesen Tag, siebenundsechzig Jahre, seit Nebukadnezar unsre Stätte auf Erden verwüstete und uns in die Gefangenschaft führte. Bis auf diesen Tag, Zoroaster, habe ich ausgeharret, und noch um ein Kleines länger werde ich hier stehen und zeugen für Israel."

Des Greises Augen blitzten und seine scharfgeschnittenen adlerartigen Züge nahmen den Ausdruck feuriger Lebendigkeit und Kraft an. Zoroaster wendete sich zu ihm und sprach sanft, fast wehmüthig:

„Sage mir, o Daniel, Prophet und Priester des Herrn, warum scheint das goldne Bild heute zu lächeln? Ist die Zeit erfüllet Deines Gesichtes, das Du sahest in Susa, und ist der todte König froh? Mich dünket, noch niemals sah sein Antlitz so sanft aus, — sicherlich, er freuet sich des Festes und das Angesicht seines Bildes ist fröhlich geworden."

„Nein, sein Antlitz sollte vielmehr traurig aussehen um des Untergangs seines Stammes und seines Königreiches willen, antwortete der Prophet verächtlich: Wahrlich, das Ende ist nahe herbeigekommen, und die Steine von Babylon sollen nicht länger schreien über die Last der Sünden Belsazars, noch das Volk den Bel anflehen, er solle den König Nebukadnezar wieder ins Leben rufen, ja sogar ihnen einen Perser oder Meder ins Land schicken auf daß er dem Reiche ein gerechter Herrscher sei."

„Hast Du in den Sternen gelesen, oder haben Deine Augen diese Dinge geschaut in den Gesichten der Nacht, mein Meister?" Der Knabe trat näher an den greisen Propheten und sprach in leisem eindringlichem Ton. Aber Daniel neigte nur das Haupt, bis seine Stirn den Ebenholzstab berührte, und so blieb er stehen, in Gedanken versunken.

„Denn auch ich habe geträumet, fuhr Zoroaster nach kurzem Schweigen fort, und mein Traum hat mich ergriffen und ich bin traurig und

voll großer Betrübniß. Und dieses ist, was mir geträumet hat." Er hielt inne und blickte das große Mittelschiff der Halle hinab bis in die offene Vorhalle am andern Ende. Der volle Glanz der rothen Sonne, welche eben die westliche Ebene berührte, strömte ihm ins Gesicht, so daß die Tische, die Vorbereitungen zum Feste und die Schaar geschäftiger Diener wie schwarze Schatten zwischen ihm und dem Sonnenlichte erschienen, aber Daniel lehnte auf seinen Stab und sprach kein Wort und rührte sich nicht.

„Ich blickte um mich in meinem Traum, sprach Zoroaster, und es war Finsterniß, und auf den Flügeln der Nacht erhob sich Kriegsgetöse und Schlachtruf und Kampfgetümmel, mächtige Männer stritten mit einander um Herrschaft und Sieg, der des Stärkern Theil sein sollte. Und wiederum blickte ich hin, und siehe, es war Morgen, und das Volk ward gefangen hinweggeführt in ein fernes Land, zu zehnen und zu hunderten und tausenden, auch die Jungfrauen und die jungen Weiber. Und ich schaute hin, und das Antlitz einer der Jungfrauen war wie das Angesicht der Schönsten unter den Töchtern Deines Volkes. Da sehnte sich mein Herz nach ihr und ich hätte ihr in die Gefangenschaft folgen mögen; aber Finsterniß kam über mich, und ich sah sie nicht mehr. Darum bin ich bekümmert und wandele schwermüthig den ganzen Tag."

Er schwieg und des Knaben Stimme bebte und klang traurig. Die Sonne verschwand hinter der Ebene und von weitem erscholl im Abendwinde laute Musik.

Daniel erhob sein greises Haupt und schaute seinen jungen Begleiter durchdringend an, und es lag Enttäuschung in seinem Blick.

„Willst Du ein Prophet werden? fragte er, Du, der Du von schönen Mädchen träumst und um Frauenliebe bekümmert bist! Denkst Du, Knabe, daß ein Weib Dir helfen wird, wenn Du zum Manne gereift bist, oder daß das Wort des Herren wohnet in Eitelkeit? Prophezeihe, und lege Dein Gesicht aus, wenn Du es deuten kannst. Komm, laß uns von hinnen gehen, denn der König nahet, und ein Theil der Nacht wird den Lärmenden und den Lustigen gehören, mit denen wir nichts zu schaffen haben. Wahrlich, auch ich habe einen Traum gehabt. Laß uns gehen."

Der ehrwürdige Prophet richtete sich hoch auf, faßte seinen Stab mit der Rechten und schickte sich an, die Halle zu verlassen, Zoroaster ergriff ihn beim Arm, als wolle er ihn zum Bleiben bewegen.

„Sprich, Meister", rief er eifrig, „und verkünde mir Deinen Traum, und siehe ob er zu dem meinigen stimmt, und ob Finsterniß und Kriegsgetümmel über das Land kommen wird."

Aber Daniel der Prophet wollte nicht bleiben und sprechen, sondern schritt aus der Halle, und Zoroaster, der Perserjüngling, ging mit ihm, in tiefen Gedanken über Gegenwart und Zukunft und über das Traumgesicht, das er geschaut, und beängstigt durch das Schweigen seines Freundes und Lehrers.

Dunkelheit folgte auf das Zwielicht und in der Halle wurden Lampen und Leuchter angezündet und strömten warmes Licht und köstliche Düfte aus. Ueberall auf den endlosen Reihen der Tische waren die Vorbereitungen zum Festmahl beendet und aus den Gärten draußen ertönte der Schall der Musik immer lauter und näher, so daß die geflügelten Töne in die Halle zu dringen und Tische und Ehrensitze zu umschweben schienen, um den Gästen den Weg zu bereiten. Näher und näher kamen die Harfen und Flöten und Posaunen und die dumpftönenden Sackpfeifen und vor allem der laute vielstimmige Chor der Sänger, welche das Abendlied zum Lobe des Sonnengottes Bel sangen, der bei seinem Scheiden wie bei seinem Erscheinen mit dem Gesange der jüngsten und schönsten Stimme in Sinar ehrfurchtsvoll begrüßt wird.

Zuerst kamen die Priester des Bel paarweise in ihren weißen Talaren, weite weiße Gewänder an ihren Beinen, die weiße Mitra des Priesterstandes auf ihren Häuptern und ihre großen Bärte gekräuselt, glatt und glänzend wie Seide. In ihrer Mitte schrttt mit würdigem Anstande ihr Oberhaupt, die Augen zu Boden geschlagen, die Hände über der Brust gekreuzt, sein Gesicht erschien im Zwielicht wie dunkler Marmor. Zu beiden Seiten trugen die Opferpriester die Werkzeuge ihres Amtes, Messer, Axt und Strick, und Feuer in einer Schale, und ihre Hände waren roth vom Blute des jüngst erschlagenen Opfers. Stattliche große Männer, von mächtigem Körperbau und breiter Brust waren diese Priester des Bel, — gekräftigt durch das Fleisch und den Wein der Opfer, die täglich ihr Theil waren und voll Vertrauen auf den Glauben an ihre uralte Weisheit.

Hinter den Priestern kamen die Spielleute, hundert erlesene Männer erfahren in ihrer Kunst, sie spielten seltsame Harmonien in würdiger gemessener Weise und schritten immer zehn neben einander in zehn Reihen, und als sie daherkamen, strömte das Licht aus der Vorhalle des Palastes heraus und fiel auf ihren silbernen Schmuck und die wundersamen Formen ihrer Instrumente in gebrochenem Wiederschein zwischen dem Zwielicht und dem grellen Lampenlicht.

Hinter diesen kamen die Sänger, zweihundert Knaben und einhundert Jünglinge und von bärtigen Männern ebenfalls einhundert; die berühmtesten von allen, die Loblieder sangen zum Preise des Bel im

Lande Assur. Zu zehn und zehn schritten sie einher in geordneten Reihen und hielten Schritt zu dem wuchtigen Takt der langgedehnten Verse.

„Mächtiger Herrscher des Tags, groß an Ruhm und im Stolz seiner sengenden Gluth
Gießt er Strahlen des Lichts über die dunkle Welt, wandelnd in Leben den Tod;
Lässet wachsen die Saat, stark und prächtig zu schau'n, hoch in Furche und Feld,
Machet des Menschen Herz froh mit eigener Lust, reitend durchs Morgenroth
Bel, der Fürst, König der Könige.

Heiß ist sein flammendes Haar, wallend in hellem Glanz und die Locken des Barts
Rollen in Wolken von Gluth, rollen weithin zerstreut über das Himmelszelt.
Wer erträgt sein Gesicht, furchtbar, drohend den Tod, wenn er das Land verzehrt,
Zürnend Menschen und Thier, schrecklich in seiner Wuth, hungernd nach Opfern heiß,
Bel, der Fürst, König der Könige.

Schreitend mit dreifachem Schritt kommt er vom Morgen her, geht durch Mittag zur Nacht
Endlich kommt er herab, ist zum Opfer bereit, und bereit auch zum Fest.
Kelternd tritt er den Wein, golden und purpurroth, schäumend im Westen weit.
Sinar ist ihm gedeckt, festlich gedeckt als Tisch, Assur dien' ihm zum Sitz.
Bel, der Fürst, König der Könige.

Bringet ihm frisches Fleisch, bratet es in der Gluth, würzet es gut mit Salz,
Schänket ihm starken Wein, Becher und Kelche voll, nur gekeltert für ihn,
Singt ihm das Hohelied, laut verkündet sein Lob, rufet ihn an mit Flehn,
Daß er trinke voll Lust, unserm Opfer sei hold, und erhör' unser Abendlied:
Bel, der Fürst, König der Könige.

Drauf in der stillen Nacht, wann er ruhet dann sinkt Friede zur Erde herab,
Hoch am Himmelsgewölb', wo er wandelt die Bahn, leuchtet der Schritte Spur,
Wo der Tag ihn gefühlt, bricht hervor aus der Nacht funkelnder Sterne Heer,
Himmelsblumen sind sie, Blüthen gewunden zum Kranz, seiner Krone zur Zier.
Bel, der Fürst, König der Könige.

Heil dir, König der Welt, Heil dir, Belsazar, Heil! lebe du immerdar!
Gottgeborener Herr, du aller Völker Fürst, der beherrschet die Welt,
Du bist der Sohn des Bel, seiner Herrlichkeit voll, König ob Leben und Tod
Vor dir beugt sich das Volk, zitternd und ehrfurchtsvoll, bete es knieend dich an,
Dich den Fürsten des Bel, dich den König der Könige."

Während die Spielleute spielten und die Sänger sangen, theilten sich ihre Reihen und sie kamen und standen zu beiden Seiten der breiten Marmortreppen, und vor ihnen hatten die Priester ein Gleiches gethan, aber der Oberpriester stand allein auf der untersten Stufe.

Zwischen den Reihen der also Stehenden nahete der königliche Zug wie ein Strom von Gold und Purpur und Edelsteinen zwischen Ufern von reinem Weiß dahinfließend. Je zehn und zehn schritten tausend

Große von Babylon in stattlicher Schaar einher, und in ihrer Mitte ritt Belsazar der König hoch auf kohlschwarzem Roß, gekrönt mit der hohen Stirnbinde von weißem Linnen und Gold und Juwelen, den goldnen Königsscepter in der rechten Hand. Und hinter den Großen des Reichs und dem König kam ein langer Zug von Sänften, von kräftigen Sclaven getragen, darinnen ruheten die schönsten Frauen aus ganz Assyrien, die zu dem großen Fest geladen waren. Ganz zuletzt beschlossen den Zug die Speerträger der Wache in goldenen Rüstungen, auf ihren Mänteln das königliche Feldzeichen eingestickt, und ihre Bärte gekräuselt und verschnitten nach Art der Krieger; — eine treffliche Schaar Gewaffneter!

Als die volltönenden Stimmen der Sänger in getragenem Gesange den letzten Vers des Lobliedes anhuben, war der König mitten auf dem offenen Platze am Fuße der Treppe, da zog er den Zügel an und saß regungslos auf seinem Roß, den Schluß erwartend. Wie das reife Korn in seinen Furchen sich vor dem Winde beugt, so wendeten sich die Heerschaaren alle zu ihrem Herrscher und fielen nieder auf ihr Angesicht, als die Musik auf den Wink des Hohenpriesters verstummte. Einmüthig beugten sich die Großen, die Priester, die Sänger und die Speerträger und warfen sich zu Boden, die Sänftenträger setzten ihre Last nieder, während sie dem Herrscher huldigten, und alle die schönen Frauen neigten sich vor ihm und knieten in ihren Sänften, ihr Haupt unter dem Schleier verhüllend.

Nur der König saß aufrecht und regungslos inmitten der anbetenden Menge. Der Lichtschein aus dem Palaste spielte seltsam auf seinem Antlitz und machte das höhnische Lächeln auf seinen blassen Lippen noch spöttischer und warf auf seine eingesunkenen Augen noch tiefere Schatten.

Während man bis zwanzig zählen konnte, herrschte tiefe Stille und der leichte Abendwind wehete den süßen Duft der Rosen im Garten dem König zu, als wolle sogar die Erde ihm Weihrauch darbringen in anbetender Anerkennung seiner furchtbaren Macht.

Dann standen die Heerschaaren wieder auf und traten zurück zu beiden Seiten, während der König zur Treppe heranritt und abstieg, um den Zug zum Feste zu eröffnen, und es folgten ihm der Hohepriester und die ganze Schaar der Großen und Fürsten und edlen Frauen von Babylon; in all ihrer Schönheit und Pracht gingen sie die Marmorstufen empor und durch die Marmorvorhalle, dann ergossen sie sich wie ein Strom um die zahllosen Tafeln fast bis zu den Füßen des goldenen Bildes von Nebukadnezar.

Und alsbald ertönten unter den Säulengängen wiederum die Klänge süßer Musik und erfüllten die Luft; die Diener eilten hierhin und dorthin, die schwarzen Sclaven schwangen ihre Palmblattfächer hinter jedem Gast, und das Festmahl nahm seinen Anfang.

Fürwahr ein herrliches Fest, bei dem die Herzen der Höflinge froh wurden und die dunkeln Augen der assyrischen Frauen Blicke warfen, süßer als die Süßigkeiten Aegyptens und feuriger als der Wein des Südens, um die Herzen der Männer zu rühren. Selbst der düstre König, entkräftet und hohläugig von allzuviel Genuß, lächelte, — ja er lachte, freilich zuerst bitter, aber mit der Zeit wurde er sorglos und lustig vom vielen Trinken. Seine Hand zitterte minder, da ihm der Wein die verlorene Kraft wiedergab und mehr als ein Mal spielten seine Finger mit den Rabenlocken und den schweren Ohrringen der prächtigen Fürstin an seiner Seite. Ein Wort von ihr regte einen Gedanken in seinem verworrenen Gehirn an.

„Ist dies nicht der Tag des Siegesfestes?“ rief er mit plötzlicher Lebendigkeit; und es trat Schweigen ein, auf daß man das Wort des Königs vernähme. „Ist heute nicht der Tag, an dem mein Vater die Schätze der Israeliten heimbrachte, der für immerdar durch ein Fest gefeiert wird? Bringet mir die Gefäße aus dem Tempel der Ungläubigen, auf daß ich daraus trinke und in dieser Nacht Bel, dem Gott der Götter, Trankopfer darbringe.“

Der Schatzmeister war dem Wunsche des Königs zuvorgekommen und hatte alles in Bereitschaft gehalten; denn kaum hatte Belsazar gesprochen, als ein langer Zug von Knechten in die Festhalle kam und vor das Antlitz des Königs trat; ihre weißen Kleider und die kostbaren Gefäße, welche sie trugen, hoben sich grell ab von der dunkelrothen Fläche der gegenüberliegenden Wand.

„Vertheilet die Gefäße unter uns!“ rief der König, „jedem einen Becher oder einen Kelch, bis alle versehen sind.“

Und so geschah es, und der königliche Mundschenk trat herzu und füllte den großen Kelch in des Königs Hand, und die Knechte beeilten sich, alle Becher und kleinen Schalen zu füllen, während die Fürsten und großen Herren über die seltsamen Formen lachten, und habgierig die Dicke und die schöne Arbeit der goldenen und silbernen Gefäße beschauten. Und also hatte jedweder Mann und jedwedes Weib ein Gefäß aus dem Tempel zu Jerusalem, um daraus zu trinken zu Ehren des Gottes Bel und seines Königs Belsazar. Und als alles bereit war, ergriff der König seinen Kelch mit beiden Händen und stand auf und die ganze Schaar der Höflinge stand mit ihm auf, während in mäch-

tigem Schall die Musik durch die duftende Luft erklang, und die Dienstleute Blumen streuten und süße Wohlgerüche auf die Tafeln sprengten.

Draußen aber stand der Engel des Todes und wetzte sein Schwert auf den Steinen von Babylon. Allein Belsazar erhob den Kelch und sprach mit lauter Stimme zu den Fürsten und Herren und den schönen Frauen, die um die Tische standen in der großen Halle:

„Ich, Belsazar, der König, stehe hier in der Halle meiner Väter, ich sprenge diesen Wein aus und trinke ihn zu Ehren der hohen Majestät des großen Gottes Bel, der da lebet immerdar, vor dem die Götter aus Norden und aus Westen, aus Osten und aus Süden sind wie der Wüstensand im Sturm: bei dessen Anblick die eitlen Götzen Aegyptens in Staub zerfielen und der Gott der Israeliten zitterte und erniedrigt ward in den Tagen meines Vaters Nebukadnezar. Und ich gebiete euch, ihr Herren und Fürsten von Babylon, euch und euern Weibern, und euch schönen Frauen, sprenget auch Wein und trinket zu Ehren Bels, unsers Gottes, und zu meiner Ehre, Belsazars, des Königs."

Also sprechend, wandte er sich zur Seite und sprengte einige Tropfen Wein auf den Marmorboden, und setzte den Kelch an die Lippen, angesichts der großen Schaar seiner Gäste, und er trank. Aber an allen Festtafeln erhob sich lauter Jubel.

„Heil! König! lebe immerdar! Heil! Fürst des Bel! lebe immerdar! Heil! König der Könige! lebe immerdar!" Laut und lang war das Jubelgeschrei, es erschallte und stieg empor zu den Pfeilern und den großen geschnitzten Dachbalken, bis die Wände zu beben und zu schwanken schienen vor dem Getöse zum Preise des Königs.

Langsam leerte Belsazar den Kelch bis auf die Neige, während er mit halbgeschlossenen Augen dem Lärm zuhörte, und vielleicht lächelte er spöttisch für sich hinter dem Kelche, wie er zu thun pflegte. Dann setzte er das Trinkgefäß nieder und blickte auf. Aber als er so aufschaute, da schwankte er und erbleichte und wäre beinahe umgesunken; er packte den elfenbeinern Sessel hinter ihm und stand da, zitternd an allen Gliedern, und seine Kniee schlotterten, während ihm die Augen aus dem Kopfe quollen, und sein Gesicht war entstellt und verzerrt in furchtbarer Angst.

Auf der rothen Wandfläche gegenüber der Lampe, die ihre hellen Strahlen auf die gräßliche Erscheinung warf, bewegten sich die Finger einer ungeheuern Hand und schrieben Buchstaben. Bloß die Finger waren zu sehen, ungeheuer und von blendendem Glanz und wie sie langsam ihr Werk thaten, flammten große feurige Buchstaben auf der rothen Oberfläche auf, und ihre züngelnde zornige Flamme blendete die,

so sie sahen und der Schreck der Schrecken überfiel die ganze große Schaar, denn sie standen alle vor Ihm, deß Schatten Unsterblichkeit und Tod ist.

Unter fühlbarer Stille vollzog die furchtbare Hand ihren Auftrag und verschwand, aber das wundersame Feuer flammte hell in den gräßlichen Zügen der Schrift, die an der Wand verblieb.

Also war die Inschrift in chaldäischen Buchstaben:

SUTMM
IPKNN
NRLAA

Endlich fand der König die Sprache wieder und schrie wild auf, und befahl, man solle alle Sternkundigen, Chaldäer und Zeichendeuter herbeirufen, denn er war in großer Angst und er befürchtete ein schreckliches und plötzlich drohendes Ereigniß.

„Wer diese Schrift lesen kann", rief er mit veränderter und gebrochener Stimme, „und mir ihre Bedeutung erklären, der soll in Purpur gekleidet werden, mit einer goldenen Kette um den Hals und soll herrschen als der Dritte in meinem Königreich."

Mitten in dieser furchtbaren Verwirrung wurden die Weisen vor den König geführt.

Zweites Kapitel.

Zu Ecbatana in Medien wohnte Daniel in seinem Greisenalter. Daselbst bauete er sich einen Thurm innerhalb der siebenfachen Mauer der königlichen Festung auf dem Gipfel des Hügels, der nordwärts schauet nach den Wäldern des Gebirges und südwärts über die Ebene und östlich auf den Fluß und westwärts auf den Berg Zagros. Sein Leben ging zur Rüste, er war beinahe hundert Jahre alt. Siebzehn Jahre waren verflossen, seit er die verhängnißvolle Schrift an der Wand der Festhalle zu Babylon ausgelegt hatte in der Nacht, da Nabonnedon Belsazar erschlagen und das Reich der Assyrer für immer zerstört ward. Immer wieder mit Macht bekleidet und zum Staathalter von Provinzen eingesetzt, hatte er unter der Regierung des Cyrus und des Kambyses unablässig gearbeitet, und obschon er jetzt an der äußersten Grenze des Lebens stand, war sein Verstand noch klar und sein Auge scharf und ungetrübt. Nur seine hohe Gestalt war gebeugter und sein Gang langsamer als vordem*).

*) Josephus, Geschichte der Juden. X. Buch XI. Kapitel.

Er wohnte im nördlichen Ecbatana, in dem Thurm, den er für sich selbst erbauet hatte. In der Mitte der königlichen Paläste innerhalb der Festung hatte er die Fundamente gen Norden und Süden gelegt, und Stockwerk auf Stockwerk, Säulenreihe auf Säulenreihe, Söller auf Söller von schwarzem Marmor hatte sich erhoben, kunstvoll gearbeitet von der Grundlage bis zum Thürmchen, und so glatt und hart daß die polirten Kanten und Seiten und Verzierungen wie schwarze Diamanten glänzten in der heißen Mittagssonne und bei Nacht die Mondstrahlen in dunkelblitzendem Wiederschein zurückwarfen.

Tief unten in den prächtigen Wohnhäusern, welche das Innere der Festung ausfüllten, wohnte die Sippe des alten Propheten und die Familien der beiden Leviten, welche bei Daniel geblieben waren und ihm lieber nach Medien in seine neue Heimath hatten folgen wollen, als unter Zerubabel nach Jerusalem zurückkehren, als Cyrus den Befehl zur Wiedererbauung des Tempels erließ. In dem Palaste wohnte auch Zoroaster, der persische Königssohn, er stand jetzt im einunddreißigsten Jahre seines Alters und war Hauptmann der Stadt und der Festung. Und dort, umgeben von ihren Dienerinnen und Sclavinnen, wohnte in einem besondern Theil des Palastes, ausgezeichnet durch die Schönheit seiner Gärten und seines Schmuckes, auch Nehuschta, die letzte der Nachkommen des Königs Jehojakim, die in Medien verblieben war, sie war die schönste unter allen Frauen Mediens, von königlichem Geschlecht und mehr als königlicher Schönheit. Sie war in dem Jahre geboren, als Babylon erobert wurde, und Daniel hatte sie mit sich nach Susa genommen, als er Assyrien verließ und von dort nach Ecbatana. Unter der Pflege der Verwandten des Propheten war die Kleine im fremden Lande aufgewachsen und schön geworden. Ihre sanften Kinderaugen hatten ihren staunenden Ausdruck verloren und waren stolz und dunkel geworden und die langen schwarzen Wimpern, welche ihre Augenlider umsäumten, reichten ihr bis auf die Wange, wenn sie die Augen niederschlug. Ihre Gesichtszüge waren edel und beinahe regelmäßig im Umriß, allein die leichte Krümmung am Ansatz der Nase, die geschwungenen Nasenflügel, die starken vollen Lippen und die matte olivenfarbige Haut, unter welcher das Blut so üppig auf- und niederwallte, waren unverkennbare Zeichen jüdischer Abstammung.

Nehuschta, die hochgeborne Tochter Judahs, war eine Fürstin in jeder Bewegung, jeder Handlung, in jedem Worte, das sie sprach. Die Wendung ihres stolzen Hauptes war in dem Ausdruck der Anerkennung oder Mißbilligung königlich, und selbst Zoroaster beugte sich vor einem Winke ihrer Hand so gehorsam, wie er es vor dem großen König in

all seiner Herrlichkeit gethan haben würde. Selbst der ehrwürdige Prophet auf seinem hohen Thurm hoch über der Stadt und der Festung in Betrachtung des ihm so nahen zukünftigen Lebens versunken, lächelte freundlich und streckte seine alten Hände aus, um Nehuschta zu begrüßen, wenn sie um Sonnenuntergang, von ihren Mägden und Sclavinnen begleitet, zu seiner Wohnung emporstieg. Sie war die jüngste von all seiner Verwandtschaft, — vaterlos und mutterlos, der letzte in Medien verbliebene Nachkomme des Königs Jehojakim, und der alte Prophet hegte und liebte sie ihrer königlichen Abkunft wegen eben so sehr wie um ihrer Schönheit und ihrer Blutsverwandtschaft mit ihm selber willen. Durch seine Erziehung ein Assyrer, ein Perser durch seine Anhänglichkeit an das siegreiche Königsgeschlecht und durch seine den Persern erwiesenen langen und treuen Dienste, war doch Daniel in seinem Herzen und seinem Glauben ein ächter Sohn Judahs; stolz auf sein Geschlecht und voll zarter Liebe für dessen junge Sprossen, als wäre er selbst der Vater seines Landes und der König seines Volkes.

Der letzte Gluthschein des scheidenden Tages schwand und versank hinter dem schwarzen Zagros-Gebirge im Westen. Im Osten war der Himmel kalt und grau und die ganze grüne Ebene nahm eine stumpfe matte Farbe an, als die Dämmerung sich darüber ausbreitete, und wurde immer dunkler und nebelhafter. In den Palastgärten sangen die Vögel zu tausenden im Chor, wie nur im Morgenlande die Vögel beim Sonnenaufgang und bei Einbruch der Nacht singen, und ihre Stimmen klangen wie der liebliche, kräftige, ungebrochene und langgehaltene Ton einer hohen Saite. Nehuschta wandelte allein durch die breiten Gänge. Die trockne warme Luft des Sommerabends brachte keine Kühle, und obwohl ein feingewebter Purpurmantel aus Srinagur ihr lose um die Schultern hing, brauchte sie ihn doch nicht fest um sich zu ziehen. Ihr Obergewand fiel in zarten dichten Falten bis zu ihren Knieen herab und wurde um den Leib durch einen prachtvollen mit Gold und Perlen gestickten Gürtel zusammengehalten, die langen Aermel am Handgelenk von Perlenbändern gefaßt, bedeckten beinahe ihre feinen Hände, und beim Gehen bewegten sich ihre zarten Füße zierlich in reich gestickten Sandalen mit hohen goldnen Hacken unter den Falten der weiten mit Weiß und Gold gestickten Beinkleider, die am Knöchel eingekraust waren. Auf ihrem Haupte trug sie den steifen Kopfschmuck von makellosem Weiß so stolz wie eine Königskrone, eine einzige kostbare Perle hielt die Falten desselben zusammen, und darunter wallte ihr prachtvolles Haar in glatten dunkeln Wellen bis über den Gürtel herab.

Im Garten war eine Terrasse, die gen Osten schaute. Dorthin

wandte Nehuschta ihre Schritte, langsam wie in tiefen Gedanken und als sie das blanke Marmorgeländer erreichte, lehnte sie sich darüber und ließ ihre dunklen Augen über die friedliche Landschaft schweifen. Der Friede des Abends kam über sie; der Gesang der Tagesvögel verstummte mit der sinkenden Dämmerung, und langsam stieg über der Ebne der gelbe Mond empor und übergoß Fluß und Wiesen mit gespenstischem Licht, während von fern, aus den Rosenbüschen des Gartens, die ersten Töne einer einsamen Nachtigall bebend und schwellend, trillernd und wieder verhallend wie Engelsgesang auf den Fittichen des duftenden Abendwindes herbeischwebten. Die milde Luft fächelte ihre Wange, die Wohlgerüche von Buchsbaum, Myrthen und Rosen berauschten ihre Sinne, und als die glänzende Scheibe des aufgehenden Mondes ihr volles Licht in ihre träumerischen Augen warf, da ging ihr das Herz über, und Nehuschta, die Königstochter, erhob ihre Stimme und sang ein altes Liebeslied in der Sprache ihres Volkes, in sanften Molltönen; es klang wie ein Seufzer aus der Wüste im Süden.

„Komm zu mir, mein Geliebter, im warmen Dämmerlicht, komme!
Auf! mit eilendem Schritt, komm zu mir zur Nachtzeit, komme!

Seiner harr' ich im Dunkeln, der Sand der Wüste weht wirbelnd
Mir in die Thür des Zelts, das offen steht nach der Wüste.

Und mein Ohr lauscht im Dunkel dem Schall der nahenden Tritte
Wach ist und ruhlos mein Aug', nicht schlafend soll er mich finden.

Wenn mein Geliebter kommt, ist er wie Strahlen des Morgens,
Wie der grauende Tag in der Fremde dem Blicke des Wandrers.

Ja, wenn mein Liebster kommt wie Thau, der vom Himmel herabsinkt,
Niemand hört, wenn er fällt, doch wie Regen erfrischet er alles.

In der Hand bringt er Lilien, viel Blumen trägt seine Rechte,
Rosen hat er auf der Stirn, gekrönt mit Rosen von Saron.

Süß singt der Nachtwind für ihn im Dunkel liebliche Lieder,
Wohin immer er geht, da gehet Süßes voraus ihm."

Ihre jugendliche Stimme verhallte in sanft gehauchten Tönen und die Nachtigall allein strömte ihr Herz voll Liebe dem Monde aus. Aber während Nehuschta regungslos am Marmorgeländer der Terrasse lehnte, rauschte es in den Myrthenbüschen und ein rascher Schritt erklang auf den Steinplatten. Die Jungfrau fuhr bei dem Geräusch zusammen und froh lächelten ihre Lippen. Aber sie schaute sich nicht um; nur ihre Hand streckte sie hinter sich aus auf dem Marmor, wo sie wußte, daß die Hand ihres Geliebten sie finden würde. Es lag in dieser Bewegung

volles Siegesbewußtsein und doch auch die ganze Zärtlichkeit der Liebe. Der Perser trat schnell herzu und legte seine Hand auf die ihre und neigte sich zu ihr und suchte ihr in die Augen zu blicken; noch einen Augenblick starrte sie vor sich hin, dann wandte sie sich ihm plötzlich zu, als ob sie ihr Willkommen zurückgehalten hätte, so lange sie konnte, um es dann ganz und gar auf einmal zu geben.

„Ich habe Dich nicht gerufen", sagte sie und schaute ihn voll an im Mondenschein, that aber als wolle sie sich ein wenig zurückziehen, während er sie mit Hand und Arm und Augen zu sich heranzog.

„Und doch hörte ich Dich rufen, meine Geliebte!" erwiderte Zoroaster. „Ich hörte Deine Stimme gar holde Dinge in Deiner eignen Sprache singen und so kam ich, denn Du riefest mich."

„Bildetest Du Dir ein, ich meinte Dich?" lachte Nehuschta. „Ich sang von der Wüste und von Zelten und wirbelndem Sande, und hier ist nichts von alledem."

„Du sagtest, Dein Geliebter brächte Rosen in der Hand, — und das thu ich. Ich will Dich damit krönen. Darf ich? Nein — ich würde Deinen Kopfputz verderben. Nimm sie und thue was Du willst damit."

„Ich will sie nehmen — und — ich thue immer, was ich will."

„Dann wolle auch den Geber nehmen", sagte Zoroaster und schlang den Arm um sie, während er halb auf der Brüstung saß. Nehuschta sah ihn wieder an, denn er war schön anzuschauen, und vielleicht gefielen ihr seine regelmäßigen ruhigen Züge um so mehr, weil sein Gesicht hell war und nicht dunkel wie das ihre.

„Mich dünkt, ich habe den Geber schon genommen", versetzte sie.

„Noch nicht, — noch nicht ganz", sagte Zoroaster leise, und ein Schatten von Traurigkeit flog über sein edles Antlitz, das im Mondlicht weiß aussah. Nehuschta seufzte leise und legte ihre Wange auf seine Schulter, wo die Falten seines Purpurmantels ein Polster zwischen ihrem Gesicht und den blanken Goldschuppen seines Brustpanzers bildeten.

„Ich habe Dir merkwürdige Neuigkeiten zu erzählen, Geliebte", sagte Zoroaster. Nehuschta fuhr zusammen und blickte auf, denn seine Stimme klang traurig. „Nein, fürchte nichts", fuhr er fort, „ich hoffe, es wird nichts Schlimmes sein; allein es gehen große Veränderungen im Reiche vor, und es werden noch größere folgen. Die sieben Fürsten haben den Smerdes in Susa erschlagen, und Darius ist zum König erwählt worden, der Sohn des Gushtasp, den die Griechen Hystaspes nennen."

„Derselbe, der im vorigen Jahre hier war?“ fragte Nehuschta rasch. „Er ist nicht schön, dieser neue König.“

„Nicht schön“, versetzte der Perser, „aber ein tapfrer und ein guter Mann. Er hat übrigens nach mir geschickt, auf daß ich nach Susa gehe.“ —

„Nach Dir!“ rief Nehuschta und legte plötzlich ihre beiden Hände auf Zoroasters Schultern und sah ihm in die Augen. Sein Antlitz war dem Monde zugewendet, während das ihre im Dunkeln war, so konnte sie jede Veränderung in seinem Ausdruck genau beobachten. Er lächelte. „Du lachest meiner!“ rief sie entrüstet. „Du spottest mein! Du sollst fort und bist dessen froh!“

Sie wollte sich von ihm abwenden, aber er hielt sie fest mit beiden Händen.

„Nicht allein“, versetzte er. „Der Große König hat einen Befehl erlassen, daß ich nach Susa bringe alle vom Geschlecht Jehojakims, außer Daniel, unserm Meister, denn er ist so alt, daß er die Reise nicht vollbringen kann. Der König will den königlichen Samen Judahs ehren, und darum schickt er nach Dir, edelste und geliebteste Fürstin.“

Nehuschta schwieg gedankenvoll, ihre Hand entglitt Zoroasters Griff und ihre Augen schauten träumerisch auf den Fluß, in dem sich jetzt die Strahlen des hochstehenden Mondes spiegelten wie in den glänzenden Schuppen einer silbernen Schlange.

„Freust Du Dich, Geliebte?“ fragte Zoroaster. Er stand mit dem Rücken gegen die Brustwehr, den einen Ellbogen aufgestützt und seine Hand spielte nachlässig mit den schweren goldnen Quasten seines Mantels. Er war in voller Rüstung, so wie er ging und stand, aus der Festung hergekommen, um Nehuschta und Daniel diese Kunde zu bringen; sein goldner Harnisch wurde halb durch seinen Purpurmantel bedeckt, das Schwert hing an seiner Seite und auf dem Haupte trug er den spitzen Helm, reich mit Gold verziert, vorn darauf das geflügelte Rad, welches die Herrscher des Perserreiches nach der Eroberung von Assyrien als Abzeichen angenommen hatten. Seine hohe und schlanke Gestalt schien recht dazu gemacht, die größtmöglichste Stärke mit außerordentlicher Beweglichkeit zu verbinden, und in seinem ganzen Wesen sprach sich das Bewußtsein schnell bereiter elastischer Kraft aus, — die anmuthige Schnellkraft eines stets gespannten stählernen Bogens, die unbeschreibliche Leichtigkeit der Bewegung und die unvergleichliche Schnelligkeit, welche die Menschen hatten, als die Welt jung war. — Dieses vollkommene Ebenmaß aller Verhältnisse, welches allein die Ruhe anmuthig und selbst die Unthätigkeit der Trägheit zu einer Art vollkom-

mener Bewegung macht. Als sie so neben einander standen, die Königstochter von Judah und der edle Perser, waren sie beide vollendet schön und doch vollendete Gegensätze — die Semitin und der Aryaner, das dunkle Geschlecht des Südens, welches die heiße Luft der Wüste durch viele Menschenalter in der Knechtschaft von Aegypten angeweht und auf dem der warme Sonnenschein des Südens sein Handzeichen gelassen hat, — und der hellfarbige Mann des Volkes, welches schon das Antlitz gen Norden gewendet hatte, auf welches der Nord schon seine Eisesklarheit und herrliche Kälte stahlharter Kraft hauchte.

„Freust Du Dich, meine Geliebte?" fragte Zoroaster von neuem und blickte auf und legte seine rechte Hand auf den Arm der Fürstin. Sie hatte keine Antwort auf seine Frage gegeben, sondern nur träumerisch über den Fluß hinausgeschaut.

Sie schien im Begriff zu sprechen, hielt aber wiederum inne, zauderte und beantwortete dann seine Frage durch eine andere.

„Zoroaster — Du liebst mich" — wieder hielt sie inne und als er leidenschaftlich ihre Hände ergriff und sie an die Lippen drückte, sagte sie sanft, ihr Haupt abwendend: „Was ist Liebe?"

Auch er wartete einen Augenblick, ehe er antwortete, dann richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und drückte ihn an die Brust; den einen Arm um sie geschlungen stand er da, gen Osten blickend und sprach:

„Höre mich an, Geliebte, und ich, der Dich liebt, will Dir sagen, was Liebe ist. In der fernen Morgendämmerung des Seelenlebens, in der luftigen Ferne des äußeren Sternenhimmels, in dem Nebel des Sternenstaubes wurden unsere Seelen von Gottes Geist belebt und fanden einander und kamen zusammen. Ehe unsere Erde war, waren wir Eins; ehe es eine Zeit für uns gab, waren wir Eins, ebenso wie wir Eins sein werden, wenn es für uns keine Zeit mehr geben wird. Dann nahm Ahura Mazda, der allweise Gott, unsere beiden Seelen aus den Sternen und versetzte sie auf die Erde, für eine Zeit mit sterblichen Leibern bekleidet. Aber wir kennen einander, wir wissen, daß wir von Anfang an vereinigt waren, obgleich diese irdischen Dinge unser unsterbliches Auge verdunkeln und wir einander minder deutlich sehen. Darum aber ist unsere Liebe nicht geringer, — nein, sie scheint vielmehr mit jedem Tag größer, denn unsere Leiber können Freude und Schmerz empfinden so gut wie unsere Seelen, also daß ich für Dich leiden kann; deß bin ich froh, und wünsche, es möge mir beschieden sein, für Dich mein Leben hinzugeben, auf daß Du wissest, wie ich Dich liebe; denn oft zweifelst Du an mir und manchmal zweifelst Du an Dir selbst.

In der Liebe sollte kein Zweifel sein. Die Liebe ist von Anfang und wird bleiben bis ans Ende, ja über das Ende hinaus. Die Liebe ist ewig, ist so groß, so völlig, daß dieses unser irdisch Leben nur ist wie ein kurzer Augenblick, wie ein Halt auf unserer Reise von einem Weltstern zum andern auf dem endlosen Pfade der Herrlichkeit, den wir mit einander wallen sollen, — es ist nichts, dieses unser Leben. Ehe es uns lange erscheinen wird, daß wir einander lieben, wird diese Erde, auf der wir stehen, werden diese Dinge, die wir berühren, diese unsere Gestalten, die uns so stark und schön dünken, vergessen und in ihre Elemente aufgelöst sein, in der spurlosen und unentdeckbaren Wüste sterblicher Vergangenheit, während wir selbst immer jung und immer schön ewig in unsterblicher Liebe leben werden."

Nehuschta blickte staunend in die Augen ihres Geliebten, dann ließ sie ihr Haupt auf seiner Schulter ruhen. Der hohe Flug seiner Gedanken schien immer den Himmel selbst erstürmen und sie mit sich fort in ein wunderbares Reich verborgener Schönheit und seltsamen Geisteslebens reißen zu wollen. Sie war für einen Augenblick bestürzt, dann sprach auch sie auf ihre Weise.

„Ich liebe das Leben", sagte sie, „ich liebe Dich, weil Du lebst, nicht weil Du ein für eine Zeit gebundener und gefesselter Geist bist. Ich liebe diese holde süße Erde, ihr Frühlicht und ihre Abenddämmerung; ich liebe die Sonne mit ihrem Aufgang und Untergang; ich liebe den Mond, wenn er voll ist und wenn er abnimmt, ich liebe den Duft des Buchsbaums und der Myrthe, der Rosen und der Veilchen; ich liebe das herrliche Licht des Tages, den Glanz der Hitze und des Grüns, den Gesang der Vögel in den Lüften und der Arbeiter auf dem Felde, das Surren der Heuschrecken und das sanfte Summen der Bienen, ich liebe das Leuchten des Goldes und den reichen Schimmer des feinen Purpurs, das Stampfen Deiner prächtigen Wachen und den Klang ihrer Posaunen am frischen Morgen, wenn sie durch die Marmorhöfe des Palastes schreiten. Ich liebe die Dämmerung der Nacht in ihrer Weichheit, den Gesang der Nachtigall im weißen Mondschein, das Rauschen des Windes in den Rosenhecken, und den Duft der schlummernden Blumen in meinem Garten, ich liebe sogar das Geschrei der Eule vom Thurm des Propheten, und das dumpfe sanfte Geräusch des Flügelschlags der Fledermaus, wenn sie am Netzwerk meines Fensters vorüberhuscht. Ich liebe das alles, denn die ganze Erde ist reich und jung und gut anzufühlen und herrlich darauf zu leben. Und ich liebe Dich, weil Du schöner bist als andere Männer, schöner und stärker und tapferer, und weil Du mich liebst, und keinen andern willst mich lieben lassen, ob Du

auch darum sterben solltest. Ach, mein Geliebter, ich wollte ich hätte all die holden Stimmen der Erde, all die süßen Zungen in der Luft, auf daß ich Dir sagen könnte, wie ich Dich liebe."

„Dir fehlt es nicht an Süße, noch an Beredsamkeit, meine Fürstin", sagte Zoroaster, es bedarf keiner holdern Stimme als Deiner eigenen und keiner süßern Zunge. Du liebst auf Deine Weise, ich auf meine; beide zusammen müssen wohl ein vollkommenes Ganzes bilden. Ist es nicht also? Ja, besiegle das noch ein Mal und noch ein Mal — so! „Liebe ist stärker als der Tod, sagt unser Prediger."

„Und Eifersucht ist grausam wie das Grab, sagt er auch", setzte Nehuschta hinzu und ihre Augen sprühten Feuer, als ihre Lippen den seinen begegneten. „Du mußt mich niemals eifersüchtig machen, Zoroaster; niemals! niemals! Ich würde so grausam sein — Du ahnst nicht, wie grausam ich sein würde."

Zoroaster lachte in seinen weichen Bart, — ein frohes, inniges, schallendes Gelächter, das die Stille der Mondnacht unterbrach.

„Beim Nabon und Bel, Du hast wenig Grund zur Eifersucht," sagte er.

„Schwöre nicht bei Deinen falschen Göttern!" lachte Nehuschta; „Du weißt nicht, wie wenig dazu gehörte, mich aufzubringen."

„Auch nicht dies Wenige will ich Dir geben", erwiederte der Perser. „Und was die falschen Götter angeht, so sind sie heutzutage gut genug, um bei ihnen zu schwören. Aber ich will bei allem schwören und bei jedem, wie Du mir gebietest."

„Schwöre nicht, sonst sagst Du wieder, daß der Eid besiegelt werden muß", versetzte Nehuschta und zog ihren Mantel um sich, so daß ihr Gesicht halb verdeckt wurde. „Sage mir, wann werden wir unsere Reise antreten? Wir haben viel gesprochen und wenig gesagt, wie gewöhnlich. Sollen wir sofort abreisen oder noch einen anderen Befehl abwarten? Ist Darius sicher auf seinem Throne? Wer wird der Erste am Hofe sein — vermuthlich einer von den sieben Fürsten, oder sein alter Vater? Nun sage doch, was weißt Du von all diesen Veränderungen? Warum hast Du mir nie erzählt, was geschehen würde, da Du doch groß an Macht bist und alles weißt?

„Deine Fragen umschwirren mich, wie Tauben ein Mädchen, das sie aus der Hand füttert", sagte Zoroaster lächelnd, „und ich weiß nicht, welche ich zuerst befriedigen soll. Was den König angeht, so weiß ich, daß er groß sein und sich sicher auf dem Throne behaupten wird, denn schon ist sein die Liebe des Volkes, vom Westmeer bis zu den wilden Bergen im Osten. Aber es schien, als wollten die sieben Fürsten das

Reich unter sich theilen, ehe diese letzte Nachricht kam. Er wird wahrscheinlich lieber einen aus Deinem Volk zu seinem Vertrauten erwählen, als den Fürsten trauen. Was unsere Reise angeht, so müssen wir zeitig aufbrechen, sonst geht der König vor uns von Susa nach Stakhar im Süden, wo er, wie man sagt, sich ein Königshaus erbauen und den nächsten Winter daselbst zubringen will. Deshalb mache Dich zur Reise bereit, o Fürstin, auf daß nichts vergessen werde und es Dir niemals an etwas fehle, deß Du bedarfst."

„Mir fehlt nie, was ich bedarf," sagte Nehuschta, halb aus Stolz, halb im Scherz.

„Auch mir nicht, wenn ich bei meiner Geliebten bin!" erwiederte der Perser. „Und jetzt steht der Mond hoch am Himmel, und ich muß diese Kunde unserem Meister, dem Propheten, überbringen."

„So bald?" sagte Nehuschta vorwurfsvoll und wandte ihr Haupt ab.

„Ich wünsche, es gäbe kein Scheiden, meine Geliebte, auch nicht für eine Stunde," antwortete Zoroaster und zog sie zärtlich an sich; aber sie wiederstrebte ein wenig und wollte ihn nicht ansehen.

„Lebe denn wohl, gute Nacht, meine Fürstin — Du Licht meiner Seele!" er küßte leidenschaftlich ihre dunkle Wange. „Gute Nacht!"

Schnell schritt er über die Terrasse.

„Zoroaster! Fürst!" rief Nehuschta laut, aber ohne sich umzuwenden. Er kam zurück. Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn mit glühender Leidenschaft; dann schob sie ihn sanft von sich fort.

„Gehe, mein Geliebter — nur das!" flüsterte sie und er ließ sie an der Marmorbrüstung stehen, während der goldene Mond allmälig erbleichte, als er am Himmel emporstieg und der Gesang der einsamen Nachtigall in der stillen Nacht von den Gärten zu den Thürmen in langgedehnten süßen Rufen glühender Liebe und sanften klagenden Silbertönen aus Schmerz und Freude gemischt emporklang.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Entwickelung des Großbetriebes und die soziale Klassenbildung.

Von

Gustav Schmoller.

Sich über die größesten Fragen der Gegenwart kurz und summarisch, für ein großes Publikum verständlich auszusprechen ist gerade dem Gelehrten, der seit Jahrzehnten mit den Einzelheiten des betreffenden Gegenstandes sich beschäftigt, nicht ganz leicht. Er muß altbekanntes wiederholen, er läuft Gefahr, die allgemeinen Wahrheiten, die er betonen muß, nicht gehörig beweisen, nicht gestützt auf das ganze viel verschlungene und komplizirte Material der wirklichen Lebensvorgänge zu anschaulicher Deutlichkeit bringen zu können. Er kommt in die Lage, Abstraktionen hinzustellen oder nur ein Glaubensbekenntniß ablegen zu können; und man kann zweifeln, ob das von Werth ist, gerade weil überall, wenn von den letzten und wichtigsten Fragen die Rede ist, der Glaube, die individuelle Weltanschauung doch das Steuerruder an dem unvollkommenen Schifflein der Wissenschaft führt.

Und doppelt schwer entschließt man sich in reiferem Alter, wo man alle „Wenn und Aber", alle Zweifel so genau kennt, zu solchen summarischen Pronuntiamento's; doppelte Vorsicht ist dem auferlegt, der sich bemüht, stets die Sonde der Kritik auch an die eigenen Ueberzeugungen zu legen, der stets sich bestrebte, ein Lernender zu bleiben. Nur ein Umstand wird alle diese Bedenken überwinden lassen: — das Pflichtgefühl, Farbe zu bekennen im Streite der Meinungen und der Parteien. Und dieses Pflichtgefühl wird zeitweise um so lebendiger für den Gelehrten, der durch keine Parteischablone gebunden ist, wenn er sieht, wie kurzsichtige Partei- und Klasseninteressen allerwärts die Programme und die Doktrinen bestimmen. Leben wir doch in einer Zeit, in der, um mit Taine zu reden, die wissenschaftlichen Operationen auf dem Gebiete der Moral- und Staatswissenschaften nicht mehr, wie es wünschenswerth

wäre, ausschließlich in den Händen von geschickten, scharfsinnigen und vorsichtigen Geschichtsforschern, Rechtsgelehrten und Volkswirthen ruhen, sondern ebenso sehr in denen von Stubengelehrten, Dilettanten und öffentlichen Marktschreiern. Die Folge sind halbfertige Entwürfe von Wissenschaften, voreilige Systeme, „heillose Kompositionen und mörderische Explosionen“.

Als vor 28 Jahren Lassalle's erstes Auftreten Deutschland bewegte, habe ich in diesen Jahrbüchern meine jugendliche von den damals vorherrschenden manchesterlichen Anschauungen weit abweichende Ueberzeugung im Sinne einer maßvollen sozialen Reformpolitik ausgesprochen. So möge es mir heute wieder, da die Marx'schen Theorien scheinbar den deutschen Arbeiterstand beherrschen, hier gestattet sein, meine Anschauungen bezüglich der Entwickelung des Großbetriebs und der sozialen Klassenbildung kurz einem weiteren Kreise vorzutragen. —

Um die Großindustrie zu verstehen, muß man sie der ältern Verfassung der wirthschaftlichen Produktion gegenüber stellen. Und diese war bestimmt und beherrscht durch die Familienwirthschaft.

Der Bauer und der Handwerker, der Krämer und der Kaufmann hatten einen Haushalt, der den Zwecken des Familienlebens ebenso diente, wie der wirthschaftlichen Produktion, dem Geschäft. In demselben Hofe, demselben Gebäude waren Familienwohnung, Arbeits- und Geschäftsräume; dieselben Personen, Vater, Mutter, Kinder, Gesinde, Knechte, Kommis, Gesellen und Lehrlinge bildeten eine Haus- und Familiengenossenschaft, wie einen arbeitstheiligen Geschäftsmechanismus. Der Hausvater und die Hausmutter leiteten beides einheitlich, patriarchalisch, mit Strenge, oft mit Härte; aber dafür nahmen alle an den Freuden und Festen des Hauses, oft auch noch täglich am Tische des Herrn Theil, alle fanden persönliche Theilnahme und Rücksicht. Ein schroffer Gegensatz der persönlichen Interessen konnte sich um so weniger ausbilden, je mehr noch die Mehrzahl der Knechte und Mägde, der Gesellen und Lehrlinge, der Kommis und Gehülfen dem jugendlichen Alter angehörte und darauf rechnete, in höherem Lebensalter selbst mal ein eigenes Geschäft, eine selbständige Kleinunternehmung zu bekommen. So konnte es den Kindern und dienenden Kräften auch nicht einfallen, dem Hausvater den eigenen Besitz des Hofes, des Hauses, der Werkstatt, des Ladens, der mäßigen im Geschäft steckenden Kapitalien zu neiden; ob er sie ererbt oder erarbeitet hatte, er verwaltete und erhielt sie mit eigener Hand; nur sein Auge, seine Leitung, seine Arbeit machte den kleinen Besitz fruchtbar, ermöglichte seine und der Seinigen Existenz. Das ganze Lohnverhältniß war gleichsam ein Bestandtheil der Familien-

verfassung; nur wer nicht mehrere eigene Söhne und Töchter hatte, nahm die anderer Familien ins Haus; der gezahlte Lohn war ein Sparpfennig für den späteren selbständigen Anfang.

Darin, daß das Geschäft dem Familienleben untergeordnet war, sich in den Geleisen bewegte, die Sitten und sittlichen Anschauungen beibehielt, welche in der Familie erwachsen, lag die segensreiche, schöne Seite dieser älteren Zustände. Ihre Schwäche und Unvollkommenheit wurzelte in demselben Punkte. Der Bauer wie der kleine Handwerker, oft auch der Krämer und der Kaufmann alten Styls waren mäßige, oft sogar schlechte Geschäftsleute, weil die Technik ihrer Produktion, oft auch ihres Verkaufsgeschäfts den Interessen des Haushalts untergeordnet ward: Der alte Handwerksmeister mochte ein Virtuos als Tischler, als Goldschmied sein, in seiner Werkstatt fehlten die durchgeführte Arbeitstheilung, die wissenschaftlichen Kenntnisse, die erheblicheren Kapitale, die Anwendung mechanischer Kräfte; als Verkäufer war er ungeschult, ohne Kenntniß größerer Märkte, weiteren Absatzes; es fehlte der Sinn für technischen, für kaufmännischen Fortschritt. Nur die größeren Werkstätten, die zu Fabriken erwuchsen, nur die vergrößerten Verkaufsgeschäfte, die zu modernen Magazinen wurden, nur die Großhandelsgeschäfte, die ihren Blick auf den Weltmarkt richteten, konnten die ungeheuren technischen und Verkehrsfortschritte vollziehen, auf welchen heute der Reichthum der Kulturvölker beruht.

Aber eben damit wuchsen alle diese größeren Geschäfte über den alten Typus der Familienwirthschaft hinaus. Aus der Werkstatt und dem Laden, die mit der Familienwohnung verbunden waren, sind die großen Fabriken und Magazine geworden, die, nur nach technischen und Verkehrsrücksichten gebaut, sehr viel bessere Geschäftsresultate lieferten; die Wohnungen der Inhaber und höheren Beamten wurden durch ihre Trennung von den Geschäftsräumen besser, die der Arbeiter häufig um so viel schlechter. Die Gesellen und Kommis blieben nicht am Tische und unter dem Dache des Meisters und Geschäftsherrn; die Zahl der selbständigen Prinzipale nahm in dem Maße ab, als die Geschäfte größer wurden; die Zahl der Kommis, der Gesellen, der Knechte, die später auf eine selbständige Unternehmerstellung rechnen konnten, nahm ab; damit verschwand auch die Sitte, erst zu heirathen mit dieser Stellung; aus dem unverheiratheten jugendlichen Gesellen wurde der verheirathete Arbeiter, der nicht mehr für sein Meisterwerden spart, der etwas Anderes als Arbeiter nie werden kann. Aus dem Prinzipal, der alle seine Leute kennt, mit ihnen täglich spricht, für sie sorgt, wird ein vornehmer Lohnherr oder Aktiengesellschaftsdirektor, der nur durch Beamte,

Contremaitres, Aufseher hindurch mit seinen Angestellten verkehrt, der die billigsten Arbeitskräfte sucht, neben den Männern die Frauen und Kinder beschäftigt, der, um Lohn zu sparen, jeden Moment überflüssige Arbeitskräfte entläßt, der sich um seine Hunderte und Tausende von Arbeitern nicht mehr persönlich und gemüthlich kümmern kann.

Aber ich will, ehe ich das Wesen der Großindustrie näher analysire, noch einen Augenblick bei der Frage stehen bleiben, welche Ursachen sie geschaffen haben. Sie ist in Italien und Westeuropa seit dem 15. und 16. Jahrhundert in langsamen Anfängen entstanden, hat erst seit dem vorigen Jahrhundert sich etwas weiter ausgedehnt; sie beschränkt sich auch in unserem Jahrhundert auf bestimmte Industrien und Gegenden; England und die Vereinigten Staaten zeigen die stärkste, die mitteleuropäischen Staaten eine viel schwächere Entwickelung derselben. In Deutschland und Oesterreich ist sie im Ganzen nicht über zwei oder drei Generationen alt.

Ihre Vorbedingung war stets ein größerer Markt und verbesserte Verkehrseinrichtungen. Wo zuerst größere Staaten mit einheitlichem freiem inneren Markte entstanden, wo mächtige Staaten durch Kolonialerwerb und glückliche Handelspolitik sich große Absatzgebiete schufen, da konnte zuerst die gewerbliche Produktion auf bestimmten Punkten sich konzentriren und in Form der Hausindustrie oder der größeren Werkstätten die Waaren massenhaft schaffen und absetzen. Die modernen Verkehrsmittel, Post, Eisenbahn und Telegraph, die Dampfschifffahrt und Kanalisation der Ströme waren die Hauptbeförderer unserer neusten großindustriellen Entwickelung. Der Verkehr war das äußere Vehikel, der Handel war die innere Seele, die den Anstoß zum großen Betrieb gab. Kaufleute und Händler hauptsächlich schufen die Hausindustrie, die Vorläuferin unserer Fabriken. Die Organisation der Messen vom 16. Jahrhundert an, später des Wechselverkehrs, des Kommissionshandels, neuerdings die Schaffung der Lagerhäuser, der Docks, der Waarenbörsen war Voraussetzung des größeren Waarenabsatzes; aus der Handelsorganisation gingen die Formen des Associé- und des Aktiengeschäfts hervor, ohne die unsere Großindustrie undenkbar wäre. Jeder Fortschritt in der großen Produktion hängt von der normalen Entwickelung des Handels, seinen Einrichtungen, seinen Sitten und Rechtsgepflogenheiten, von der Ausspürung und Erkämpfung neuer Märkte und Kunden ab.

Dazu kamen nun die weltbewegenden Fortschritte der Technik: Die Dampfmaschine, der Spinnstuhl, der mechanische Webstuhl, der Dampfhammer, die neuen Stahlbereitungsmethoden. Die meisten dieser Erfindungen forderten große Apparate und maschinelle Vorrichtungen;

sie legten ein Zusammenwirken von immer mehr Menschen auf einem Punkte, unter einem Dache nahe; sie erlaubten durch immer geschickteres Ineinanderpassen der Prozesse bei Vergrößerung des Betriebes bessere und billigere Produktion.

Diese großen maschinellen Einrichtungen konnten von einzelnen Unternehmern zuerst nur sehr langsam, in vielen Jahren beschafft werden; wollte man über sie schon bei Gründung des Geschäfts verfügen, so bedurfte man großer Vorschüsse und Kapitalien, wie sie am leichtesten in Aktienform zusammenkommen. Allerwärts sehen wir, daß nur die Länder und Gegenden mit hoher technischer Bildung und mit einem gewissen Kapitalreichthum zur Großindustrie übergehen konnten. Jedenfalls aber blieben daneben stets die persönlichen leitenden Kräfte das wichtigere; wo sie waren, konnte stets auch von anderswoher, event. vom Auslande, das Kapital beschafft werden. Die blühendsten Großindustrien stammen aus kleinen Anfängen. Von den sofort mit Riesenkapitalien begonnenen Betrieben ohne hervorragende persönliche Leitung sind nur allzu viele schon nach wenigen Jahren zu Grunde gegangen.

Es hat dies eine einfache Ursache: jedes größere Geschäft ist wie jede Staatsbildung, jede Armee, jede gute Schule, jede gute Gemeindeverwaltung ein soziales Kunstwerk; es handelt sich darum, aus heterogenen Elementen durch richtige Behandlung ein großes Ganze zu machen; es handelt sich um Menschenkenntniß und Menschenbehandlung, um die Kunst zu organisiren und zu befehlen, Vertrauen zu erwecken, Gehorsam zu finden; Dutzende, hunderte psychischer Atome oder Individuen sollen ineinandergepaßt, ineinandergewöhnt werden. Und dieses Problem mußte durchgeführt werden auf dem Boden einer seit Jahrhunderten feststehenden sozialen Klassenbildung: Nur der alte Handwerker-, Bauern-, Tagelöhnerstand konnte, wo er eine überschüssige, beschäftigungslose Bevölkerung erzeugte, die nöthigen Handarbeitskräfte liefern; die bürgerlichen Mittelklassen, theilweise die ländliche Aristokratie konnten neben einzelnen besonders begabten Arbeitern allein zunächst die führenden aristokratischen Leiter der großen Geschäfte stellen. Das Problem war also von Anfang an das, einen modus vivendi zwischen diesen aristokratischen und demokratischen Elementen zu finden. Die moderne Geldwirthschaft und die von den Theorien der Aufklärung geforderte freie Konkurrenz waren der politisch gegebene Boden, auf dem das Gebäude aufzuführen war; das patriarchalische Familiengeschäft der alten guten Zeit war das Vorbild, das längere Zeit hindurch jeder noch für alles Geschäftsleben vor sich sah. Das reine Geldlohnverhältniß mußte ausgebildet, umgestaltet werden.

So entstand die moderne Großindustrie, in jeder ihrer einzelnen Fortschritte ausgelöst aus älteren Verhältnissen und Organisationen durch den Druck der Konkurrenz, durch die Ausdehnung des Weltmarktes, nur da sich behauptend und ausbildend, wo die Macht des Staates wuchs, wo der Handel seine Pflicht that, wo in athemlosem Ringen die fähigsten Techniker und Geschäftsleute die Zügel in der Hand hatten, wo ein guter Arbeiterstand aus den vorher vorhandenen unteren Klassen hervorging und in seiner Leistungsfähigkeit die Konkurrenz mit anderen Staaten aushielt. —

Wie denkt sich demgegenüber die sozialdemokratische Theorie den Vorgang, den ich eben zu schildern suchte?

Ich schicke voraus, daß in den sozialdemokratischen Lehren zwei heterogene Weltanschauungen unausgeglichen um den Vorzug ringen: 1) die mechanisch-materialistische, die in der ganzen sozialen und wirthschaftlichen Geschichte einen Naturprozeß sieht, der von ökonomischen Kräften bewegt wie ein Uhrwerk abläuft, in dem die sittlichen und psychischen Faktoren selbst nur ein Produkt der äußeren Wirthschaftsverhältnisse sind; es giebt auf diesem Standpunkte keine Schuld und keine sittlichen Maßstäbe. Und 2) jene idealistisch-pessimistische Weltanschauung, die in der bisherigen Entwickelung nichts sieht als zu Unrecht erworbene Siege der Aristokratie, der Ausbeuter über die Ausgebeuteten. Hier wird ein überspannter Idealismus als Maßstab angelegt, der jeden Erwerbstrieb als Profitwuth verurtheilt, der alle menschliche Erfahrung bei Seite lassend, die Vergangenheit und Gegenwart maßlos schmäht und von einer idealen Zukunft träumt. Die Klassenherrschaft der Aristokratie, so lehrt man, muß eventuell durch Blut, Konfiskation und Revolution gebrochen, durch die Herrschaft einer idealen Demokratie ersetzt werden, die durch veränderte Einrichtungen und Erziehung aller bisherigen Sünden und Fehler der Herrschenden ledig sein wird. Bei der einen, wie bei der anderen Auffassung aber liegt die alte schiefe Vorstellung der Aufklärung zu Grunde: alle Menschen seien ursprünglich und von Natur gleich und würden, soweit sie es heute durch fehlerhafte Erziehung und Gesellschaftsorganisation nicht mehr seien, bald wieder so gleich, daß, wie Bebel sagt, „die leitenden Funktionen einfach alternirende werden, die in gewissen Zwischenräumen nach einem bestimmten Turnus alle Betheiligten ohne Unterschied des Geschlechts übernehmen". Die Talente, sagt Liebknecht, sind gleichmäßig unter die Menschen ausgestreut; an dieser Wahrheit müssen wir festhalten, weil sie die Basis der sozialen und demokratischen Weltanschauung bildet.

Auf diesem Boden steht nun auch die sozialdemokratische Lehre von

der sozialen Klassenbildung und der Großindustrie. Beide erscheinen als Folge der Kapitalanhäufung. Marx läßt das Kapital in älterer Zeit durch die feudale Verfassung, Bauernlegung und Aehnliches in den Händen der Grundherrn, dann durch das Kolonialsystem, die Staatsschulden und das Protektionssystem in den Händen bürgerlicher Kreise entstehen; aber die Hauptsache ist ihm, daß die Arbeit als Quelle aller Werthe mehr produziren könne als der Arbeiter zu seinem Unterhalte brauche, daß durch Cooperation, Arbeitstheilung und Maschinerie die Arbeit immer produktiver werde und daß doch von dem ganzen Segen dieses Naturgesetzes und dieser Fortschritte nur der unternehmende Kapitalist den Vortheil ziehe; er gebe dem Arbeiter nur den dürftigen Hungerlohn, stecke für sich den Mehrwerth in die Tasche; alle weitere Kapitalanhäufung entstehe so durch Ausbeutung, durch Beraubung. Aber das immanente Gesetz der kapitalistischen Produktion räche sich an den Ausbeutern dadurch, daß der kleinere vom größeren Kapitalisten todt geschlagen werde. Mit der Steigerung des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Ausbeutung, mit dem Verschwinden aller Klassengegensätze außer dem zwischen Kapitalisten und Lohnarbeitern nehme die Zahl der Kapitalmagnaten ab, bis sie zuletzt von der sozialistischen Gesellschaft expropriirt und damit das kapitalistische Eigenthum vom gesellschaftlichen abgelöst, der enterbte Arbeiter in seine Rechte, in die Theilnahme am gesellschaftlichen Eigenthum eingesetzt werde.

In dieser Vorstellungsreihe sind gewisse historische und psychologische Wahrheiten gemischt mit einer viel größeren Zahl von Irrthümern und schiefen Generalisationen; die falschen Ideale überwuchern die wahren, dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechenden. Der Galimathias jung-hegel'scher Begriffsspielerei feiert, losgelöst von aller Realität, einen Hexensabbath im Gebiet demokratisch-materialistischer Phrasen.

Die Geschichte ist weder so einfach noch so brutal, wie sie hier geschildert wird; sie war bisher weder so schwarz und ausbeuterisch, noch werden die Dinge in der Zukunft so rosig sein. Das Kapital ist an der sozialen Klassenbildung und den Großindustrien nicht allein und hauptsächlich schuld; das Unrecht, das nirgends in menschlichen Verhältnissen und Organisationen fehlt, hat gewiß stets in die sozialen Klassenbeziehungen sich eingedrängt und vergiftet sie gerade heute vielfach, aber die idealen Mächte des gesellschaftlichen Lebens bekämpfen es auch seit Jahrtausenden und werden neue Siege in der Zukunft erfechten.

Vor Allem aber: die Bildung sozialer Klassen ist nicht ein Ergebniß der Kapitalanhäufung, der Ausbeutung, sondern eine nothwendige Folge der Arbeitstheilung und der sozialen Differenzirung. Wie die

neuere Biologie uns gelehrt hat, daß alle höheren Formen des pflanzlichen und thierischen Lebens entstanden sind durch eine zunehmende Differenzirung der Zellenindividuen und daß die am höchsten stehenden Organismen die stärkste Differenzirung zeigen, so wissen wir heute auch, daß alle höhere Gesellschaftsorganisation auf Arbeitstheilung und Differenzirung d. h. auf Anpassung der Individuen an verschiedene Thätigkeiten beruht, die in erblicher Weise durch Jahrhunderte und Jahrtausende gesteigert immer individuellere verschiedenere Menschen erzeugt hat. Wahrscheinlich beruht schon die ursprüngliche Rassendifferenz auf der verschiedenen Lebensweise und Arbeit unter verschiedenen Klimaten und äußeren Lebensbedingungen. Und in allen heutigen Kulturnationen stecken verschiedene Rassen- und Völkerelemente. Aber auch die homogenen Stämme und Völker haben in sich durch verschiedene Beschäftigung und Thätigkeit nothwendig verschiedene Berufs- und Klassentypen erzeugt. Wo ein Zusammenwirken mehrerer Menschen nothwendig erschien, da entstand eine außerordentliche Kraftersparniß und eine große Steigerung der Leistung, wenn der Fähige befahl, der minder Begabte gehorchte, wenn jeder dauernd das übernahm, wozu er am geschicktesten war, wenn so ein geordnet in einander passender sozialer Mechanismus von Funktionen entstand, wobei jeder seine Stelle, seine Pflichten kannte und sich in das Zusammenwirken mit Anderen und Vielen dauernd eingewöhnt hatte. Die Kasten, die Aristokratien der Priester, der Krieger, der Händler, das Zunftwesen, die ganze heutige Arbeitsverfassung, sie sind nur die zeitlich verschiedenen Formen, welche die Arbeitstheilung und Differenzirung der Gesellschaft aufgeprägt hat, und jeder Einzelne ist zu der ihm eigenthümlichen Funktion nicht bloß durch individuelles Geschick und Schicksal gekommen, sondern mit durch seine körperliche und geistige Verfassung, seine Nerven, seine Muskeln, welche auf erblicher Veranlagung beruhen, durch eine Kausalkette von vielen Generationen bestimmt sind*).

Nur eine sekundäre Folge der sozialen Differenzirung ist die Verschiedenheit des sozialen Ranges und Besitzes, der Ehre und des Einkommens. Gewiß eine Folge, die die persönliche geistige und körperliche Verschiedenheit in ihrer Wirkung verstärkt: indem die aristokratischen Kräfte über größeren Besitz verfügen, wird ihre Uebermacht gesteigert, aber es wird durch die Vererbung des Besitzes auch allein in die sozialen Organisationen eine gewisse Stetigkeit gebracht. Und wo

*) Vergl. darüber die Aufsätze in meinem Jahrbuch XIII, die Thatsachen der Arbeitstheilung, und XIV, das Wesen der Arbeitstheilung und der sozialen Klassenbildung.

die höheren persönlichen Eigenschaften sich nicht dem Besitz und Rang entsprechend erhalten, verliert jede Aristokratie rasch ihre Stellung und ihren Einfluß. Es ist zuletzt überall die größere persönliche Leistungsfähigkeit, die zu den höheren Stellungen, an die Spitze der Unternehmungen führt. Würde man mit einem Schlage durch gesetzliche Maßregeln allen Besitz und allen Rang an alle Menschen gleich vertheilen, so würde doch in kurzer Zeit eine abgestufte Rangordnung und Einkommensvertheilung sich wieder herstellen, wenn man nicht ein Zaubermittel fände, zugleich die seit Jahrtausenden differenzirten Menschen körperlich, moralisch und geistig gleich zu machen.

Diese Gleichmachung aber würde jeden Fortschritt aufheben. Ohne Aristokratie auf der einen, ohne Sklaverei, Leibeigenschaft und heutigen Arbeiterstand auf der andern Seite gäbe es überhaupt keine höhere Kultur. Nur die ältesten rohen Zustände zeigen uns Gesellschaften mit gleichen Eigenschaften, gleichem Besitz, gleicher Ehre. Jede folgende Epoche der Entwickelung hat an die bestehende Klassen- und Berufseintheilung, an die überlieferte Differenzirung anzuknüpfen. Es kann sich, wenn tiefgreifende Aenderungen eintreten, nur darum handeln, ob die Differenzirung gesteigert oder gemildert wird. Es konnten, in der Zeit von 1750—1850, als die Verfassung der Großindustrie sich ausbildete, zunächst nur gewisse führende Elemente, welche überwiegend den höheren Klassen und dem Mittelstande angehörten, versuchen, die überschüssigen Arbeitskräfte aus den unteren Klassen in der Form einer einseitig herrschaftlichen, der alten Familienverfassung, theilweise auch der Grundherrschaft nachgebildeten patriarchalischen Unternehmung zu organisiren. Diese Form war gewiß keine vollkommene, sie erzeugte bald größere Gegensätze und zunehmende Mißbräuche unter dem Drucke einer zunehmenden Konkurrenz; aber sie war zunächst die einzig mögliche; sie war die einfachste, den Menschen und Verhältnissen entsprechende; sie stützt sich auf die elementarsten menschlichen Motive, bewegt sich in den einfachsten Rechtsformen. Jede vollendetere Unternehmungsform, wie z. B. die genossenschaftliche oder die in den Händen des Staats setzt Menschen von viel höherer intellektueller und moralischer Kultur voraus und macht Bankerott, wenn man sie verfrüht, ohne solche Menschen anwendet.

Andererseits freilich konnte diese herrschaftliche Form der Geschäftsunternehmung, wobei einige befehlen und den Gewinn einziehen, die Masse gehorcht, arbeitet und mit oft recht dürftigem Lohn zufrieden ist, nur eine kurze Zeit hindurch überwiegend oder ausschließlich von ihrer günstigen Seite aus angesehen werden, nämlich nur so lange, als man

ihre sozialen Folgen übersah gegenüber dem technischen Fortschritt, der Verbesserung und Verbilligung der Produkte, der Steigerung der nationalen Macht. Man konnte sich freuen, daß unsere Fabrikanten und Bankiers so hoch über dem alten kleinbürgerlichen Meister und Kaufmann standen, so lange man nicht bemerkte, daß der Arbeiterstand um so tiefer unter den alten Mittelstand sank. Sobald das Gefühl der großen Zunahme der Klassengegensätze und der schlechten Lage des vierten Standes erwachte, mußte eine Gegenbewegung kommen. In einem Staate mit allgemeiner Schulbildung, mit allgemeinem Wahlrecht, freien Verfassungsformen kommt jede allzu starke Differenzirung der Klassen und des Einkommens, der Bildung und der Lebenshaltung bald zu einem Punkte, wo aus der Mißstimmung darüber reformatorische oder revolutionäre Bewegungen entstehen müssen, welche eine Milderung der Gegensätze mit Recht erstreben, zumal wenn in den höheren Kreisen die bevorzugte Stellung mißbraucht wird, wenn ein cynischer Luxus Platz greift, wenn die entarteten Söhne das Erbe ihrer Väter nicht mit den aristokratischen Tugenden derselben übernehmen und wenn in den unteren Klassen die wirthschaftliche Noth den ganzen körperlichen und geistigen Habitus herabzudrücken droht. Nicht bloß die einzelnen Mißstände und Nothstände, die steigende Reibung der sozialen Klassen erzeugen Bestrebungen dieser Art, sondern sie entspringen recht eigentlich dem Gefühl der einheitlichen Kultur, der solidarischen Gemeinschaft des Volkes. Die Verkümmerung der unteren, die Entartung der oberen Klassen bedroht die nationale Zukunft; kein Volk kann auf die Dauer zu große Gegensätze ertragen, ohne daran zu Grunde zu gehen. Aus der dunklen oder klaren Erkenntniß dieser Gefahren entspringen utopische wie nüchterne praktische Reformpläne. Und je lebendiger irgendwo die sittlichen Volkskräfte sind, desto energischer werden sie von führenden Geistern, politischen Parteien und sozialen Klassen erfaßt und durchgekämpft. Und da zugleich in den oberen Schichten der Gesellschaft die schlimmsten Elemente durch Luxus und Trägheit, durch Nervenüberreizung und Arbeitsunfähigkeit zu Grunde gehen, in den unteren Klassen die schwächsten und die entartetsten durch die Noth des Lebens absterben, so ist es möglich, daß nach den Epochen zunehmender Differenzirung und wachsender Klassengegensätze wieder solche kommen, welche mit Hülfe verbesserter Gesellschafts-, Schul- und Erziehungseinrichtungen die soziale Kluft mildern, die unteren Klassen heben, die entarteten oberen Klassen durch neue bessere Elemente ersetzen, einen besseren sozialen Zustand herbeiführen. Verschwinden werden dabei die Klassengegensätze sowenig als die Verschiedenheit der Menschen. Nur ist es denkbar, daß bei zu-

nehmender Differenzirung und Spezialisirung der Menschen nach ihrer technischen Berufsthätigkeit hin eine gleichmäßige körperliche, geistige und moralische Ausbildung nach der allgemein menschlichen Seite hin stattfinde und daß so trotz zunehmender Arbeitstheilung eine Abnahme der Spannweite der sozialen Gegensätze sich einstelle.

Kehren wir mit dieser Erkenntniß nun zurück zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung, zum Gegensatz des alten Klein- zum modernen Großbetrieb.

Die Geschäfte waren früher Theile des privaten Haushaltes; daher ihr privater Charakter; daher der Grundsatz, daß Staat und Gesellschaft sich nicht zu kümmern haben um das, was im Haus, im Geschäft vorgehe; daher die patriarchalische Verfassung der Geschäfte; die Arbeiter waren Hauskinder, Haussöhne, Dienstboten, mit Recht vom Hausvater hausväterlich behandelt. Die Geschäfte hatten gar keine selbständige Sonderexistenz, sie entstanden und vergingen mit dem Wechsel der Generationen, mit der Begründung und dem Erlöschen jeder einzelnen ein Geschäft betreibenden Familie.

Die Großbetriebe sind heute mehr oder wenige selbständige Anstalten für die Produktion, den Handel, den Verkehr, welche vom Haushalt der Mitarbeitenden ganz, auch mehr und mehr von den Lebensschicksalen der Betheiligten losgelöst, ihre eigenthümliche Verfassung, ihr eigenes, dauerndes, durch Generationen hindurch fortdauerndes Leben haben. Der intime, rein private Charakter der alten kleinen Geschäfte ist schon deshalb verschwunden, weil an den Großbetrieben die wirthschaftliche Existenz ganzer Gruppen verschiedener Familien hängt. Da sind die leitenden Persönlichkeiten, dann die Aktionäre, stillen Theilhaber, sonstigen Kapitalinteressenten und Gläubiger, endlich die Werkmeister und Arbeiter; aber nicht bloß sie kennen den Betrieb und haben ein Interesse an ihm; nein, da sind noch Hunderte und Tausende von Kunden, die von nah und fern das Geschäft verfolgen, dann zahlreiche Händler, Lieferanten, Konkurrenten, endlich die Nachbarn, die ganze Stadt, der Kreis, die Provinz, welche ein Interesse an dem Auf- und Niedergang des großen Betriebs haben. Die Lage, die baulichen Einrichtungen, die guten oder schlechten Verkehrsbedingungen jedes Großbetriebs werden ebenso zu einer Gemeinde- und Bezirksangelegenheit, wie die Rückwirkung desselben auf Schulwesen, Steuerkraft, Bevölkerungszu- oder -abnahme, Wohlstand und Verarmung der ganzen Gegend, Art der Siedlung und Grundeigenthumsvertheilung die weitesten Kreise berührt. So ist es wahr, daß die Großbetriebe die Volkswirthschaft immer mehr in einen gesellschaftlichen Prozeß verwandeln, wo-

bei private und allgemeine Interessen immer komplizirter verbunden und in einander geschlungen werden. Der einzelne Großbetrieb wird, welche rechtliche Verfassung er auch im Einzelnen haben mag, zu einem Mittelding zwischen einem privaten und einem öffentlichen Haushalt; auch wo der Privatunternehmer an der Spitze desselben bleibt, kann er nicht mehr dieselbe Stellung haben, wie in seiner Familienwirthschaft; es schieben sich allgemeine Interessen, Elemente der öffentlichen Organisation in den Großbetrieb ein. Der Unternehmer handelt, obwohl auf eigene Gefahr und Rechnung, so doch zugleich in Wahrheit im Gesammtinteresse und also gleichsam im Auftrage der Gesammtheit und damit gebunden an die Schranken und Pflichten eines solchen Auftrags. Ich möchte an einen Gedanken Justus Mösers anknüpfen, der den Vollhufner als Inhaber einer Staatsaktie bezeichnete; er wollte damit sagen, der Hufenbesitz sei im Auftrage der Gesammtheit zu verwalten. Aehnliches haben Gerber neuerdings für den Großgrundbesitz, Schäffle für den Kapitalbesitz ausgesprochen; sie verlangten, jeder große Besitz müsse als ein von der Gesammtheit übertragenes Amt aufgefaßt werden. Da scheint mir der entscheidende Punkt zu liegen. Es handelt sich um eine Summe nicht bloß moralischer, sondern auch rechtlich erzwingbarer Pflichten, welche alle bei der Großunternehmung Betheiligten, vor Allem die Leiter derselben zu erfüllen haben.

Die praktische Durchführung der Wahrheit aber, daß aller Großbetrieb eine Art von öffentlichem Charakter annimmt, ist eine außerordentlich schwierige, weil wohl die Geschäfte mit 10—17 000 Arbeitern, wie die Mansfelder Kupferwerke oder die Krupp'schen Stahlwerke, ja auch schon unsere großen Bergwerke mit 1000 und mehr Arbeitern diesen Typus klar erreicht haben, weil aber die ungeheure Mehrzahl der großen Geschäfte mit 10 und 20, ja mit 50 und 100 Arbeitern noch viel von dem älteren Typus des Familiengeschäfts an sich tragen. Es kommt hinzu, daß alle diese Dinge im Flusse begriffen sind, daß eine unzweifelhafte Tendenz auf zunehmenden Großbetrieb vorhanden ist, daß aber andererseits die Vorstellung, als ob unser ganzes Geschäftsleben in allen seinen Theilen binnen Kurzem dem Großbetrieb verfallen würde, doch eine gänzlich falsche ist. Es will mir vorkommen, als wenn wir in mancher Beziehung bald an der Grenze dieser Tendenz angekommen wären, als ob bald an vielen Stellen der Punkt erreicht wäre, von dem an die Schwerfälligkeit und die Kosten des Großbetriebs der Verbilligung und technischen Verbesserung die Waage halten würden. Jedenfalls kann für den nüchternen Beobachter darüber kein Zweifel sein, daß der größere Theil aller Landwirthschaft, ein erheblicher Theil des

Handwerks, die Kunst- und Beherbergungsgewerbe, der Kleinhandel die alte Form mittlerer und kleinerer Betriebe nicht oder nur theilweise abstreifen werden. Wenn ich da auf das beste statistische Material, das irgend ein Land in dieser Beziehung hat, auf die deutsche Berufszählung und die mit ihr verbundenen Betriebszählungen von 1882, rekurriren darf, so existirten im Deutschen Reiche 1882 5 Mill. Landwirthschaftsbetriebe, von denen nur 25000 d. h. $^1/_2$ % über 100 ha bewirthschafteten, also große Betriebe waren; ihre Zahl hat seither eher abgenommen und auch von ihnen beschäftigt fast die Hälfte noch ein so mäßiges Personal (etwa 40—80 Personen durchschnittlich), daß sie den gewerblichen Großbetrieben mit hunderten von Arbeitern jedenfalls noch nicht gleichzustellen sind. Diese Art von Betrieben haben nicht bloß nach Herkommen und Sitte, sondern auch nach ihrer inneren Natur noch viel von der älteren patriarchalischen Verfassung an sich und werden diese auch nicht so rasch ändern. Alle kleineren landwirthschaftlichen Betriebe, zumal die eigentlich bäuerlichen, haben natürlich ohnedies noch diesen Typus und werden ihn auch behalten.

An gewerblichen, Handels- und Verkehrsbetrieben zählte man in Deutschland 1882 (ohne Eisenbahnen, Post und Telegraphie) fast genau 3 Mill.; davon waren 1,9 Mill. sogenannte Alleinbetriebe ohne jeden Gehilfen; sie nahmen $^1/_4$ aller gewerbethätigen Personen einschließlich der Arbeiter in Anspruch. Geschäfte mit 1—5 Gehülfen, also kleine und mittlere, gab es fast 1 Million; ihr gesammtes Personal umfaßte 2,5 Millionen oder 35 % aller Gewerbethätigen. Geschäfte mit über 5 Gehilfen gab es 96824, mit einem Gesammtpersonal von 2,8 Mill. oder 39 % aller Gewerbethätigen; davon waren 9974 solche, die über 50 Personen beschäftigten. Mag die Zahl dieser letzteren jetzt bereits auf 15000 gestiegen sein; mögen in Betrieben mit über 50 Personen heute schon (statt 1,6 im J. 1882) über 2 Mill. arbeiten und nehmen wir dazu noch die halbe Million der im Eisenbahn- und Postdienst Thätigen; wir kommen immer zu dem Resultat, daß von 7—8 Mill. Gewerbethätigen in Deutschland erst $2^1/_2$—3 den Geschäften mit über 50 Personen und jenen Großbetrieben mit über 1000 Personen wahrscheinlich noch keine Million Menschen angehören. Gewiß verschiebt sich all das nun von Tag zu Tag, aber in welchem Tempo und mit welcher Begrenzung, darüber ist heute noch keine Klarheit vorhanden. Nur das scheint festzustehen, daß der eigentliche Großbetrieb nur in einer bestimmten Anzahl Verkehrsgewerbe, in der Montanindustrie, sowie in einzelnen Branchen der Massenproduktion, aber nicht in allen übrigen Zweigen der Volkswirthschaft siegen wird.

Die Konsequenz ist einfach: wir haben es in den nächsten Jahrzehnten unter allen Umständen zu thun mit einem Nebeneinanderbestehen von einer Anzahl riesenhafter Großbetriebe, von viel zahlreicheren Mittelbetrieben und einer Majorität von Kleinbetrieben. Die beiden letzteren Kategorien werden in den alten Betriebsformen fortleben; nur die größeren Mittel- und die Großbetriebe ringen nach neuen Formen. Es fragt sich, welcher Art die sein werden, in wiefern in denselben der öffentliche, gesellschaftliche Charakter, von dem wir sprachen, sich Anerkennung verschafft hat.

Zunächst ist nun zu erwähnen, daß die enorme Wichtigkeit, die nothwendige lokale Ausbreitung bestimmter Betriebe über ganze Gemeinden und Länder, der Zusammenhang einzelner Geschäfte mit dem öffentlichen Dienste und den nationalen sowie den idealen Interessen oder auch die Monopolstellung einzelner Geschäfte dazu geführt hat, bestimmte Unternehmungen in die Hände des Staates oder der Gemeinden zu bringen. Die Eisenbahnen und andere Verkehrsmittel, einzelne Theile des Kreditgeschäfts und der Versicherungsgewerbe, ein Theil der Forsten, der Bergwerke, der Hütten, militärische Werkstätten, lokale Gas-, Wasser-, elektrische Werke sind so in öffentliche Verwaltung übergegangen; ebenso die Mehrzahl der Schulen, wenn man diese hierher rechnen will. Wo ein sehr hochstehendes, gebildetes und integres Beamtenthum besteht, wo die Volksvertreter kein Patronagerecht beanspruchen, hat diese Zunahme der Staatsthätigkeit gewiß gute Früchte getragen; sie bedeutete an einzelnen Stellen einen großen Fortschritt im Sinne guter und gerechter Verwaltung und verbesserter im großen Stile gemachter Veranstaltungen, im Sinne besserer und billigerer Befriedigung der Bedürfnisse. Aber, wo die Vorbedingungen fehlten, bedeutete sie theilweise auch eine Verschlechterung. Und allerwärts hat sie ihre Kehrseite in der wachsenden Abhängigkeit von Tausenden von Menschen, in der Begünstigung des Streberthums, des Nepotismus, der Durchstecherei, in der Nothwendigkeit der bureaukratisch mechanischen Kontrolen, in der Unmöglichkeit zu hindern, daß der Schlendrian, die Neigung für wenig Arbeit möglichst viel Gehalt zu erjagen, in solchen großen öffentlichen Dienstmechanismen nach und nach Platz greife. Und jedenfalls können wir in Deutschland behaupten, wir seien in dem Versuche, die Staatsthätigkeit auszudehnen, so rasch vorangegangen, daß wir jetzt besser eine Weile Halt machen. Wenn wir alle Beamte, Militärs, Schullehrer, alle in Staats- und Kommunaldienst Arbeitenden zusammenzählen, so kommen wir schon etwa auf 1,6—1,7 Mill. d. h. etwa ebenso viel Personen als 1882 in den großen Gewerbebetrieben mit über 50 Personen

thätig waren. Der vorsichtig Urtheilende wird also kaum wagen, im Moment vorzuschlagen, auf dieser Bahn rasch weiter voranzugehen. Er wird rathen, vorher noch gewisse Erfahrungen zu sammeln. Und jedenfalls wird er daran erinnern, daß es neben dem reinen Staats- und Kommunalbetrieb auch noch eine gemischte Form der Unternehmung gebe, wie sie die deutsche Reichsbank darstellt, wobei das Kapital Privaten gehört, die großen Hauptinteressenten auch für bestimmte Geschäfte und Entschließungen einen sehr heilsamen Einfluß auf die Geschäftsführung haben, das Reich die wichtigsten Stellen der Geschäftsführung besetzt, im übrigen aber die sämmtlichen Stelleninhaber eine kaufmännische in sich aufrückende Beamtenschaft darstellen, die von der Centralleitung der Bank abhängt, nicht von den Spitzen der Reichsverwaltung; der Gewinn wird zwischen Reich und Antheilseignern getheilt; gerade in dem Doppelumstand, daß die Hauptleiter der Bank unabhängig sind von den Kapitalbesitzern, diese aber doch einen legitimen Einfluß auf das Geschäft ausüben und der Präsident der Bank an ihnen gegenüber der wechselnden politischen Reichsleitung einen Rückhalt hat, damit viel selbstständiger ist als ein bloßer Staatsbeamter, liegt der größte Vorzug dieser Organisation. Man könnte für alle großen Staats- und Kommunalbetriebe eine ähnliche Selbstständigkeit wünschen. Ja man könnte behaupten, von ihr hänge die weitere Ausdehnung derselben ab. Man kann erwarten, daß so eine Stufenleiter von Betriebsverfassungen entstehe, die sukzessiv von der staatlichen in die Aktien- und Privatindustrie überführe. Und der Sociologe wird diesen Gedanken gerne weiterspinnen zu dem allgemeinen, daß die höheren Kulturstufen nothwendig eine wechselnde Vielgestaltung der Betriebsformen, nicht eine Uniformirung im Sinne des bloßen Staatsbetriebes oder des bloßen Privatbetriebes erzeugen werden.

Jedenfalls aber haben wir es zunächst und ohne Zweifel auf Generationen hinaus neben den großen öffentlichen mit einer größern Zahl privater großer Betriebe zu thun, was schon von dem Standpunkt aus gerechtfertigt erscheint, daß sie, anders organisirt, an andere Motive der menschlichen Natur appellirend, andere Vorzüge als die Staatsbetriebe entwickeln werden, daß die zwei Organisationsprinzipien neben einander wirkend sich gegenseitig korrigiren können. Dabei aber werden auch die der privaten Initiative überlassenen Großbetriebe nach der gesellschaftlichen Natur ihres Wesens in einzelnen Punkten ihrer Verfassung sich immer mehr umbilden, einen halb öffentlichen Charakter mehr und mehr annehmen.

Ich kann hier auf das Einzelne, was in dieser Beziehung alles in

Betracht kommt, nicht eingehen; ich kann nur versuchen, die principielle Richtung zu charakterisiren, in der die Entwickelung sich bewegt. Es handelt sich um die Thatsache, daß durch die neueren Geschäftsformen der Handelsgesellschaften und Genossenschaften, der Kartelle und Verbände, die Spitze und die Stellung des Kapitals im Großbetrieb eine andere, daß durch Gesetzgebung und Arbeiterbewegung die Lage der Arbeiter eine bessere, dem älteren Handwerksmeisterstande gleiche, ja sogar wesentlich gesichertere wird, daß unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und zahlreicher Bestrebungen der Betheiligten die Verfassung der Großbetriebe nach Innen und Außen den privaten, hauswirthschaftlichen Charakter mehr abstreift, den gesellschaftlichen und öffentlich-rechtlichen mehr ausbildet. Die großen Unternehmungen kommen in eine der Verfassung der Gemeinden analoge Lage. Sie bleiben nach gewissen Richtungen selbständig, nach anderen kommen sie in steigende Abhängigkeit von großen Interessenverbänden der Arbeitgeber und der Arbeiter, von Staat und Gesellschaft; ihre Verfassung muß sich in bestimmten Rechtsschranken und gewillkürten Satzungen bewegen; ihre Thätigkeit wird in bestimmter Beziehung eine regulirte, kontrolirte, gebundene.

Was zunächst die Leiter der großen Betriebe betrifft, so möchte ich hier nochmal an die Wahrheit erinnern, die auch in Zukunft dieselbe bleiben wird: Große Organisationen werden stets — wir sehen das heute auch bei jeder Aktiengesellschaft und jedem Staatsbetrieb — durch das technische, kaufmännische und organisatorische Talent Einzelner ins Leben gerufen; ebenso hängt ihre dauernde Prosperität stets von einzelnen an der Spitze stehenden besonders fähigen Persönlichkeiten ab. Aber das schließt nicht aus, daß mehr und mehr an die Stelle von einem einzigen das Kapital besitzenden Geschäftsleiter mehrere in verschiedenen Rechtsformen treten, daß diese immer häufiger nicht mehr Eigenthümer des gesammten Geschäftskapitals sind, sondern nur Theile desselben, oft nur kleine besitzen, ja theilweise nur als Beauftragte fremdes, ihnen nicht gehöriges Kapital verwalten; die zunehmende Kreditentwickelung, die zunehmende Beschränkung der Haftung der an der Spitze stehenden haben diese große Veränderung erleichtert; sie wurde in dem Maße möglich, als die wachsende Ehrlichkeit im Geschäftsleben und die Heranschulung eines kaufmännischen Beamtenstandes ein immer brauchbareres Material von Intelligenzen lieferte, die Geschäfte zu leiten fähig und fremdes Kapital zu verwalten ehrlich genug waren. Immer freilich ist es heute noch entfernt nicht möglich, die richtigen Leiter für die großen Privat- und Aktien-Geschäfte, für die Kartelle zu

finden, ohne daß sie wesentlich am Kapital und Gewinn betheiligt wären.

Wohl aber hat sich im Zusammenhang mit dieser großen Aenderung zugleich eine tiefgreifende Verschiebung der Stellung des Kapitals vollzogen. Je größer die Betriebe sind, desto mehr arbeitet fremdes Kapital von Gläubigern darin, das mehr als Verzinsung nicht erhält. Auch das Aktien-, Genossenschafts-, das Kapital stiller Theilhaber erwartet eigentlich nicht mehr als Verzinsung. Das Kapital rückt so mehr und mehr aus der herrschenden Stellung hinaus; es wird das, was es von Natur sein soll, ein dienendes Glied; die Kapitalisten leiten die Geschäfte nicht mehr, sondern die geschäftlichen Intelligenzen; der Unternehmergewinn wird mehr und mehr Bezahlung hochqualifizirter Arbeit, und soweit er dem Kapital bleibt, zertheilt er sich in viele Hände, die Aktien und Genossenschaftsantheile besitzen; theilweise geht er, nämlich bei gewissen Genossenschaften, zugleich mit in die Hände der Kunden; theilweise fließt er als Tantieme, Gewinnbetheiligung, Prämien in die Taschen der Angestellten und Arbeiter.

Die veränderte Stellung der Arbeiter im Großbetriebe läßt sich kurz so formuliren: aus einem abhängigen Gliede einer Familie ist der erwachsene verheirathete Arbeiter ein selbständiger Staatsbürger geworden, der durch freien Vertrag in ein Geschäft eintritt und bei diesem Vertrag als gleichberechtigter Kontrahent behandelt sein will, mit Recht nach möglichst guter Bezahlung und nach einer Behandlung ähnlich der eines Beamten strebt, sowie eine Einrichtung der Großbetriebe fordern muß, wie sie mit einer normalen Gestaltung des Familienlebens, der Kindererziehung, des Wohnens, der Lebenshaltung der Arbeiter überhaupt verträglich ist. Nach allen diesen Richtungen kann weder der einzelne noch der organisirte Arbeiter allein die vorgesteckten Ziele erreichen. Oeffentliche Meinung und Gesetzgebung, Verwaltung und Gemeinde müssen da mithelfen; wie die Statistik und die Enqueten die Verhältnisse aufdecken, durch die Aufdeckung die Heilung vorbereiten, so hat die Staatskontrole allerwärts begonnen, in die großen Betriebe einzudringen und von ihnen eine normale Gestaltung zu erzwingen.

Sie bedürfen je nach ihrer baulichen Einrichtung, je nach den verwendeten Naturkräften und Maschinen schon zur Anlage einer Konzession; sie werden gezwungen, die gesundheitsschädlichen, gefährlichen Einrichtungen zu beseitigen, Luft und Licht in ausgiebiger Weise zu beschaffen. Die Fabrikinspektion ist in allen Kulturstaaten in intensiver Ausbildung begriffen und hat überall im Ganzen segensreich gewirkt. Die Fabrik- und Arbeitsordnungen, welche sich mehr und mehr in allen großen Be-

trieben als nothwendig herausstellten, um die Ordnung und Disciplin aufrechtzuerhalten, die Bedingungen des Aus- und Eintritts, die tägliche Arbeitszeit, die Disciplinarstrafen zu regeln, waren früher lediglich zufällige und willkürliche Machtgebote der Unternehmer; nach und nach fingen die Gesetzgebungen an, sie vorzuschreiben und durch die Verwaltung kontroliren zu lassen; die Arbeiter begehrten mit Recht Antheil an ihrer Feststellung. Dies ist ihnen jetzt auch durch die deutsche Gesetzgebung vom 1. Juni 1891 reichsrechtlich zugesichert neben der amtlichen Kontrole der Ordnungen; jeder Betrieb mit über 20 Arbeitern muß jetzt eine solche Ordnung erhalten.

Die Zulassung von Frauen und Kindern zur Fabrikarbeit, wohl der dunkelste Punkt in unserer ganzen neueren Großindustrie, hat man seit Jahrzehnten an gewisse gesetzliche Schranken und Bedingungen geknüpft und dieselben successive verschärft. Jede solche Verschärfung ist schwierig, weil sie im Augenblick die Produktion vertheuert und der Arbeiterfamilie eine Einnahme entzieht; sie ist aber für die Zukunft segensreich, denn die Frau gehört ins Haus, das Kind in die Schule; es müssen andere und bessere Mittel zu möglichst guter und billiger Produktion gesucht und gefunden werden, als die Ersetzung der Männer- durch Frauen- und Kinderarbeit; jede Zunahme derselben verursacht eine ungesunde Möglichkeit der Lohnerniedrigung und der proletarischen Bevölkerungsvermehrung. Man wird in Zukunft noch ganz anders hiergegen vorgehen müssen.

Auch in die Regulirung der täglich erlaubten Arbeitszeit, der zulässigen Nacht- und Sonntagsarbeit, der Ruhepausen hat die Gesetzgebung begonnen mit Recht immer tiefer einzugreifen; denn es handelt sich bei der heutigen Großindustrie nicht mehr um die private Ordnung einer häuslichen, vom Hausvater am besten zu beurtheilenden Angelegenheit, sondern um die richtige Zeiteintheilung für die ganze Gesellschaft, um die Lösung großer Interessenkonflikte, die vom Standpunkte einer normalen Entwickelung des Familienlebens, der Gesundheit der ganzen Nation entschieden werden müssen.

Fast noch wichtiger aber als alle Gesetzgebung und alle Verwaltungskontrole über die Großindustrie ist die innere psychisch-sittliche Umgestaltung des Verhältnisses der Arbeitgeber und der Arbeiter. Aus den steigenden Reibungen, Lohnkämpfen, Verhetzungen und Mißverständnissen ist ein Haß erwachsen, eine gegenseitige Erbitterung, welche die wirthschaftliche Blüthe unserer Industrie ebenso bedroht, wie unsere politische Zukunft, unsere ganze Kultur. Da kann nur Eines helfen: Das wachsende gegenseitige Verständniß, die Einsicht beim Arbeiter,

daß zunächst beim besten Willen die Dinge nicht viel anders sein können, die vorurtheilslose Klarheit beim Arbeitgeber über die Interessen und Wünsche des Arbeiters. Diese Einsichten können gegenseitig nur durch Besprechung, durch Gedankenaustausch, durch gemeinsame Berathung, durch Steigerung gemeinsam verwalteter Geschäfte wachsen. Nichts ist versöhnender, als wenn prinzipielle Gegner, die Prinzipien auf sich beruhen lassend, sich zunächst zusammensetzen und berathen, was in bestimmten konkreten, im Moment zu lösenden Fragen zu thun sei. Daher muß man suchen, in gemeinnützigen Vereinen, in Gemeinde und Kirche, in Gesang- und Turnvereinen und wo es sonst geht, mit dem Arbeiter zusammenzuwirken. Man muß bei gewerblichen Schiedsgerichten, bei der Verwaltung der Arbeiterkrankenkassen, bei der Unfall- und Invalidenversicherung überall suchen, Arbeitgeber und Arbeiter zusammenwirken zu lassen, wie das unsere neuere deutsche Sozialgesetzgebung erstrebt hat, wie sie es theilweise noch mehr hätte thun können. Nur in der Schule der Selbstverwaltung, der Besorgung konkreter Geschäfte lernt der Arbeiter die Grenzen des Ausführbaren kennen, lernt er sich auf dem Boden positiver Gesetze bewegen, sieht er, daß alle Gesetze nichts bezwecken als der momentanen Uebermacht, dem Egoismus der Klassen Schranken aufzulegen.

Aber das gleiche Prinzip muß weiter dringen bis in das Herz der Großunternehmung. Unsere demokratische Zeit erträgt an keiner Stelle, wo viele erwachsene verheirathete Männer frei zusammenwirken, daß einige nur befehlen, alle übrigen nur gehorchen. Eine gewisse konstitutionelle Verfassung müssen heute alle sozialen Organisationen erhalten. Das ist in der einzelnen Fabrik dadurch möglich, daß dem Fabrikherrn ein gewählter Ausschuß der Arbeiter gegenübertritt, um über gewisse Punkte mit ihm zu berathen, ihn in gewissen laufenden Verwaltungsfunktionen zu unterstützen. Gewiß eine Einrichtung, die zumal in Zeiten der Erregung und Erbitterung eingeführt zunächst die Geschäftsführung erschwert, ganz ebenso wie die Einführung von Stadtverordneten dem Bürgermeister, die von Parlamenten den Ministern seiner Zeit das Regieren erschwert hat. Aber darum doch nicht falsch. Der Arbeiterausschuß wird nicht prätendiren dürfen, die Fabrik zu leiten; er muß seine festen bestimmten Aufgaben und Funktionen haben und, indem er so das Selbstgefühl der Arbeiter hebt, vermindert er bei richtiger Handhabung die Stärke und Sicherheit der zentralen Fabrikleitung so wenig, als ein Parlament die der guten Regierung. Alle komplizirte soziale Organisation beruht darauf, daß Befehlen und Gehorchen, Mitreden und Widersprechen aller Betheiligten nach Gelegenheit und Stunde ver-

schieden geordnet ist, daß wer hier befiehlt, dort gehorcht; wie z. B. im Kriegsgericht Soldaten aller Chargen gleichberechtigt stimmen, während sie nachher vor der Front in strengster Unterordnung unter einander stehen, wie der Landrath im Parlament den Minister kritisirt und als Verwaltungsbeamter ihm gehorcht, so ist auch für die Leiter und die Arbeiter der Großindustrie Aehnliches möglich.

Aber auch die Arbeiterausschüsse sind noch nicht der Höhepunkt der konstitutionellen Entwicklung unserer Großindustrie. Wie zur Zunftzeit in allen größeren Gewerben die Gesellenverbände entstanden, so bilden sich heute die Arbeiterverbände, Gewerkvereine, Fachverbände erst lokal, dann zu provinzialen und nationalen Vereinigungen sich zusammenschließend. Das zunehmende Klassenbewußtsein, die Koalitionsfreiheit, die Interessenkämpfe um Lohn und Arbeitsbedingungen und die starken hingebenden Gemeingefühle in diesen Kreisen erzeugen allerwärts mit einer gewissen Naturnothwendigkeit diese Organisation, die von den Unternehmern freilich noch überwiegend mit Mißgunst angesehen wird, auch von ernsten Politikern und Patrioten theilweise als eine Gefahr, als eine bloße Schule der Sozialdemokratie, der Unbotmäßigkeit bezeichnet wird. Und gewiß sind große Gefahren und Mißstände mit dieser Bewegung verbunden. Bei der durchschnittlichen Bildung unserer Arbeiter, bei dem Ueberwiegen der jugendlichen unverheiratheten Arbeiter in diesen Fachvereinen kann leicht die Leidenschaft, statt der vernünftigen Ueberlegung, der Demagoge statt des tüchtigen Arbeiterführers zur Herrschaft gelangen. Der ganze, ruhige Gang unseres Wirthschaftslebens ist zeitweise bedroht von Massenarbeitseinstellungen, die Tausende und Millionen Unbetheiligter in Mitleidenschaft ziehen. Die zunehmende Organisation der Arbeiter kann zunächst als eine Proklamirung des wirthschaftlichen Faustkampfes erscheinen. Und alle Vernünftigen sind darin einig, daß die Arbeitseinstellungen mit der Zeit verschwinden müssen. Aber nicht dadurch, daß man alle Vereinsbestrebungen der Arbeiter unterdrückt, sondern dadurch, daß man sie in ein richtiges Bette leitet und daß man sie als ein normales Glied einfügt in die Verbandsorganisation unserer Großindustrie.

Alle soziale Geschichte lehrt uns, daß die unteren und mittleren sozialen Klassen ohne solche Vereinigungen nicht in ihrer Gesittung und Lebenshaltung aufsteigen können, daß die Schule der genossenschaftlichen Zucht und Disciplin für sie unentbehrlich ist. Was die Zünfte für den Handwerkerstand des Mittelalters waren, müssen heute die Arbeiterverbände für den vierten Stand werden. Und da die Fabrikanten ebenfalls zu Interessenverbänden und Kartellen zusammentreten, da die Großindustrie sich

meist in bestimmten Gegenden mit einheitlichem Arbeiterstand und einheitlichen Einrichtungen entwickelt, so ist eine Verständigung zwischen den Organisationen der beiden Klassen heute vielfach das einzige Mittel, um aus Streit und Kampf heraus wieder zum Frieden zu kommen. Auf die Formen, wie das möglich sei, auf die Mittel, um dabei die Ausschreitungen und Störungen zu vermeiden, kann ich heute hier nicht eingehen. Ich möchte nur das eine betonen, daß nach meiner Ueberzeugung unterschieden werden kann und muß zwischen den Gewerben, in welchen die Arbeitseinstellungen eine ganz allgemeine öffentliche Calamität darstellen, wie z. B. die Einstellung der Kohlenproduktion, des Eisenbahndienstes, der Gaslieferung es ist, und jener zahlreichen Gewerbe, deren Produkte und Leistungen auch mal ohne allgemeine Erschütterung eine oder mehrere Wochen fehlen oder später kommen können; es gehören dahin die meisten Bekleidungs- und Haushaltungsgegenstände, die Metallwaaren und Maschinen, auch die Bauten, während man zweifeln kann, ob die wichtigsten Nahrungsmittel zur einen oder andren Klasse gehören. Für die erstere Art der Gewerbe muß ein beschränktes Coalitionsrecht Platz greifen, in Verbindung mit einer staatlich geordneten Vertretung der Arbeiter und Unternehmer und einem ganz sicher wirkenden Einigungsamt. Für die andere Art der Gewerbe wird eine freiere Bewegung ohne zu viel Gefahren Platz greifen können. Für beide Arten aber sind Berufsorganisationen der Arbeiter unentbehrlich und sie werden in die rechte Form und Bahn geleitet auch sicher dazu beitragen, die Arbeiter von utopischen, radikalen Weltverbesserungsplänen abzuleiten, sie zu den praktischen für sie wichtigsten Tagesfragen auf dem Boden der heutigen Wirthschaftsordnung zurückzuführen.

Werden so die großen Unternehmungen durch die Arbeiterschutzgesetzgebung, durch Arbeiterausschüsse und durch das an Arbeiter- und Fabrikantenverbände sich anschließende Einigungsverfahren von Innen heraus umgestaltet, werden so durch komplizirte Einrichtungen, durch den Druck der Staatsgewalt und der öffentlichen Meinung die Mittel gefunden, die aristokratischen und demokratischen Elemente der Großunternehmung wieder in ein besseres Verhältniß zu bringen, so wird es auf diesem Wege auch nach und nach gelingen, die wirthschaftliche und soziale Lage des Arbeiterstandes zu verbessern und was noch wichtiger ist, ihn intellektuell und moralisch zu heben.

Seine wirthschaftliche Lage hängt vom Lohne ab. Die Lohnhöhe, die Art der Lohnbemessung, die Gerechtigkeit der Lohnabstufungen und -schwankungen wird täglich wichtiger. Früher waren nur eine kleine Zahl Familienväter neben zahlreichen Minderjährigen und Unverhei-

rathetеn auf den Lohn angewiesen. Heute ist ein Drittel bis zur Hälfte der Bevölkerung in dieser Lage, und vor Allem sind es immer mehr erwachsene Arbeiter und Familienväter, was ganz anders ins Gewicht fällt. Für Großbritannien und Irland rechnete L. Levi zu Anfang der 80er Jahre auf 36 Mill. Einwohner etwa 12 Mill. Arbeiter, auf etwa 8 Mill. Familien gegen 5 dem Arbeiterstande angehörige, wobei er freilich die Beamten, die Handwerker und kleinen Landwirthe in diese Zahlen einrechnete. Andere Schätzungen nehmen 7—8,5 Mill. Arbeiter an. Ueber Deutschland haben wir durch die Berufszählung von 1882 ein ziemlich sicheres Material; auf 45 Mill. Einwohner, auf etwas über 9 Mill. Haushaltungen und 5 Mill. Unternehmer kamen 11—12 Mill. Arbeiter, die mit ihren Angehörigen 46 % der Bevölkerung ausmachen. Dabei ist aber zu bemerken, daß unter den 11—12 Mill. über 5 Mill. weibliche Arbeitskräfte, Dienstboten, Frauen und Töchter ländlicher Arbeiter, nur ½ Mill. in den gewerblichen Großbetrieben (mit über 5 Gehülfen) waren; 72,3 % der Arbeiterinnen waren ledig, 66,4 % unter 30 Jahren. Von den männlichen 6 Mill. Arbeitern waren 60 % ledige, 56,7 % unter 30 Jahren; also waren unter ihnen doch nur etwa 2,4 Mill. Familienväter, aber 4,5 Mill. über 20 Jahre alt. Ich füge noch bei, daß die in der Industrie und im Handel beschäftigten Arbeiter 10 %, mit ihren Familien 22 % der gesammten Bevölkerung ausmachten. Für Oesterreich liegt mir eine Schätzung vor, wonach auf 22 Mill. Einwohner 7 Mill. Arbeiter kämen, die mit ihren Angehörigen etwa 11 Mill., also auch schon die Hälfte der Bevölkerung ausmachten. Sind diese letzteren Zahlen auch nur approximative, das zeigen sie mit den andern angeführten doch deutlich genug, welche Tragweite heute das ganze Lohnverhältniß hat.

Damit ein steigender Lohn möglich sei, wie er für unseren sozialen Frieden und die Hebung der unteren Klassen unentbehrlich ist, dazu gehören ja nun eine Reihe von Momenten: eine Bevölkerungsbewegung, die langsamer ist als die Steigerung der Erwerbsmöglichkeit, eine zunehmende staatliche und nationale Macht, die den Absatz nach Außen, die Zunahme der Marine und des Handels erleichtert und ermöglicht; endlich nach Innen eine Agrar-, Wohnungs- und Handelspolitik, welche das Anwachsen der Grundrente mildert und hemmt; eine Kapitalbildung, welche durch Sinken des Zinsfußes das Steigen des Lohnes erleichtert. Das wichtigste ist aber zuletzt eine zunehmende technische und intellektuelle Leistungsfähigkeit des Arbeiterstandes; denn nur sie gestattet, daß im internationalen Wettkampfe trotz steigenden Lohnes die Produkte ines Landes billiger verkauft werden und so die Konkurrenz anderer

Staaten überwinden. Mit der steigenden Leistungsfähigkeit muß die gerechtere Bezahlung des einzelnen Arbeiters, der einzelnen Leistung Hand in Hand gehen, wie sie in den feineren Lohnzahlungsmethoden, in Akkordlohn, den Prämien und der Gewinnbetheiligung ausgebildet ist. Mit den Schwankungen der Conjunktur muß der Arbeiter zeitweise höheren Lohn in der Zeit der Hausse erhalten; er muß in solcher Zeit sparen, zurücklegen lernen. Nur wenn die obere Hälfte des Arbeiterstandes durch Antheile an Genossenschaften, durch Sparkassenguthaben, kleinen Haus- und Landbesitz oder Anderes dieser Art zu den Besitzenden übertritt, wird die Kluft zwischen Kapital und Arbeit überbrückt. Und möglichst alle Arbeiter müssen durch Einzahlung in die und Theilnahme an der Verwaltung der Kranken- und anderen Hülfskassen das Bewußtsein erhalten, für die Tage der Noth nicht blos einen Rückhalt zu haben, sondern auch denselben mit ihrer eigenen Kraft zu verdanken. Die große deutsche Arbeiterversicherungsgesetzgebung von 1883—1889 hat mit ihrem Beitrittszwang und ihren übrigen Einrichtungen das ganze Lohnverhältniß auf einen anderen Boden gestellt, ihm einen Theil seiner Härte genommen. Und was noch fehlt in dieser Beziehung, wie die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, die Wittwen- und Waisenversicherung, das muß mit der Zeit noch kommen. Das Einkommen der Arbeiterfamilie setzt sich jetzt zusammen aus dem Lohn und den öffentlich-rechtlich garantirten Unterstützungen, welche die Hülfskassen zahlen.

Damit aber alle diese äußeren Aenderungen in der Verfassung der Großindustrie und der Stellung der Arbeiter ihre Früchte tragen, damit die steigende technische Leistungsfähigkeit des Arbeiters sich an dieselbe knüpfe, dazu gehört stets noch als Letztes und Wichtigstes die innere moralische und intellektuelle Umwandlung. Und sie hängt neben den äußeren Faktoren von der Kirche, der Schule, der Familie und dem ganzen geistig-sittlichen Leben des Volkes ab. Nicht der Besitz in erster Linie, sondern vielmehr die sittliche und intellektuelle Bildung trennt unsere sozialen Klassen; nun ist ja die höhere Bildung selbst an äußere Bedingungen geknüpft, aber doch nicht in der Weise, daß nicht auch in bescheidenen Verhältnissen die größten Fortschritte möglich wären, wenn die Wohnung nur leidlich oder gut, das Einkommen nicht zu gering ist und wenn Familie und Schule das leisten, was ihre Pflicht ist.

Geben wir unserem Arbeiterstand eine bessere Wohnung, ein veredeltes Familienleben, wie es heute der mittlere Bürgerstand hat, so ist schon das Beste gewonnen. Und kommt dazu eine zunehmende Leistungsfähigkeit unserer Volksschule, unseres Fachschulwesens, un-

seres Fortbildungsschulwesens, so sind damit die wesentlichen, die geistigen Brücken zwischen dem Arbeiterstand und den oberen Klassen geschlagen.

Auf die deutsche Familie und die deutsche Schule blicke ich in erster Linie, wenn ich trotz aller Gewitterschwüle und aller heutigen sozialen Kämpfe doch die Hoffnung unentwegt festhalte, daß wir die Kraft haben werden, die heutigen Gegensätze zu überwinden, und daß wir auch sozialpolitisch einer besseren Zukunft entgegengehen.

15. März 1892.

Der römische Limes und die streitenden Gelehrten.

Von

G. Schröder,

Generalmajor z. D.

Aus seinen Schuljahren bewahrt wohl Jeder eine mehr oder weniger deutliche oder verschwommene Erinnerung, die sich an die Worte: Pfahlgraben, Teufelsmauer, dekumatische Aecker knüpft.

Neuerdings werden ihm die Zeitungen die Erinnerung aufgefrischt haben, denn nach dem 16. Januar d. J. wurde der „römische Limes" Zeitungsthema und Tagesgespräch, als der Reichstag eine erhebliche Summe für seine Erforschung bewilligte.

Freilich nicht auf lange. Hier zu Lande wenigstens hat das verhängnißvolle Volksschulgesetz ihn verdrängt. Um so mehr scheint ein Zusammenfassen und Erinnern an der Zeit und am Platze.

Seit mehr als 70 Jahren wird am Limes herumgeforscht und über ihn geschrieben; die Limesliteratur ist bereits sehr umfangreich. Professor Hübner in Berlin ist ihr Sammler und Geschichtsschreiber*). Als „treibende Kraft" für die systematische Erforschung und die Bewilligung von öffentlichen Mitteln wurde Theodor Mommsen bezeichnet.

Das erste Werk, in dem — die vorhandenen Vorarbeiten und Einzelforschungen benutzend — ein Gesammtbild entworfen ist, heißt:

Der römische Grenzwall in Deutschland. Militärische und technische Beschreibung desselben von A. von Cohausen, Ingenieuroberst z. D. und Conservator. Wiesbaden, Kreidel's Verlag 1884. 24 Mark. 350 Seiten größten Oktavs und 52 Folio-Tafeln Abbildungen.

*) Seine einschlägigen Arbeiten hat er niedergelegt in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande". (Der unbequem lange Titel wird bei Anführungen gewöhnlich in „Bonner Jahrb." abgekürzt.) Prof. H. hat sein dankenswerthes Unternehmen durch Nachträge auf dem Laufenden erhalten; so ist folgende Reihe entstanden: LXIII 1878; LXVI 1879; LXXX 1885; LXXXVII 1889. Es sind Sonderabdrücke durch den Buchhandel zu beziehen unter dem Titel: (Neue; neueste) Studien über den römischen Grenzwall in Deutschland. Endlich zusammenfassend das Buch: „Römische Herrschaft in Westeuropa."

Ein Nachtrag (in gleichem Format mit noch 2 Tafeln) ist 1886 im gleichen Verlage erschienen.

Die beiden Namen sind nun genannt: Mommsen — Cohausen. Deren Träger beide gepriesen und in der That preisenswerth sind um der Verdienste willen, die sie sich um den Limes erworben haben, und — um des Limes willen literarisch verfeindet!

Wie ist das gekommen?

Mommsen eifert seit 20 Jahren dafür, den Limes zur Reichs-Angelegenheit zu erheben. Sein jüngster bezüglicher Schritt war die Berufung der von ihm geschätztesten Limes-Kenner und -Forscher aus den 5 betheiligten Staaten zu einer gemeinsamen Berathung nach Heidelberg, um Weihnacht 1890.

Es fanden sich zusammen: 3 Herren aus Bayern, 2 aus Würtemberg, 2 aus Baden, 1 aus Hessen, 3 aus Preußen.

Cohausen war nicht eingeladen worden.

Wer dessen Grenzwallwerk kennt, mag es in der That befremdlich finden, daß er von der Fortführung der Untersuchung ausgeschlossen worden ist. Nach der Reichstagsverhandlung vom 16. Jan. 1892, wo seiner gedacht worden war, hat der Verschmähte selbst das Wort ergriffen. In einer kleinen Flugschrift (6 Druckseiten) stellt er unter der Ueberschrift: „Agenda zur weiteren Untersuchung des Grenzwalles“ in 36 Punkten theils Fragen, theils Ansichten auf, die er den Limescommissarien ans Herz legt.

Diesem sachlichen Theile der kleinen Schrift geht ein persönlicher: „von Cohausen und Mommsen“ voraus, in welchem ein Satz wörtlich lautet: „Um so befremdender war es, als der Herr Professor nach aller Verwerthung der praktischen Resultate meiner Arbeit es nicht unterlassen konnte, von seiner Kathederhöhe herab .... auszusprechen, daß dem Verfasser des Grenzwallwerkes auch die oberflächlichste Kenntniß der lateinischen Sprache wie der römischen Kriegsalterthümer abgehe.“

Mancher, der diesen Satz liest, dürfte denselben dahin deuten, daß das unmittelbar neben einander gestellte Zweierlei — Verwerthung, also indirekte Anerkennung, und Aberkennung der wissenschaftlichen Qualification, also indirekte Verwerfung Cohausen's als Schriftsteller — auch in Wirklichkeit neben einander stünde — Beides im 5. Bande von Mommsen's römischer Geschichte. Dem ist nicht so. In diesem Bande steht der Name Cohausen nur einige Male in Fußnoten, als eines Gewährsmannes für Zahlenangaben; kein Wort im Texte, weder des Lobes noch des Tadels ist ihm gewidmet. Aber die herbe Kritik hat Mommsen in der That geübt und zwar wörtlich, wie Cohausen sie anführt.

Es ist in einem Vortrage geschehen, der in der archäologischen Gesellschaft in Berlin gehalten worden und der in der „Westdeutschen Zeitschrift" (Bd. 4 vom J. 1885 S. 46) abgedruckt ist. Es heißt dort:

„Es ist über den germanisch-rätischen Limes vor Kurzem ein ausführliches mit zahlreichen Tafeln begleitetes Werk von Herrn A. v. Cohausen erschienen; und wie sehr es auch zu bedauern ist, daß dem Verfasser auch die oberflächlichste Kenntniß der lateinischen Sprache wie der römischen Kriegsalterthümer abgeht und auch sonst Beweise großer Flüchtigkeit zur Vorsicht bei dem Gebrauche mahnen; wie sehr es ferner zu bedauern ist, daß der rätische Theil des Limes wenig berücksichtigt ist und die so schwierige und so wichtige Untersuchung der sehr ververschiedenartigen und doch offenbar zusammengehörenden Anlagen nicht in eine und dieselbe Hand hat gelegt werden können, so wird man dennoch, da weitergehende Hoffnungen sich nicht realisirt haben*), in dem hier Gebotenen die erste größere und zusammenfassende Arbeit wenigstens über den obergermanischen Bau mit Dank entgegennehmen.

Was über diese Anlage zur Zeit feststeht, soll hier kurz zusammengefaßt werden, zum Theil im Anschluß, zum Theil im Gegensatze zu den Urtheilen des genannten Schriftstellers."

Das „zum Theil im Anschluß" enthält — wenn auch etwas kühl und matt — das Anerkenntniß der stattgehabten „Verwerthung", die Cohausen in dem mitgetheilten Satze seiner Flugschrift betont. Das herbe Urtheil wird dadurch nicht gemildert. Daß es Cohausen gekränkt hat, ist natürlich, und man darf sich nicht wundern, wenn bei nächster Gelegenheit das gekränkte Selbstgefühl sich Luft gemacht hat. Im „Correspondenzblatt des Gesammtvereins ꝛc." (Juli, No. 7; 1885) besprach Cohausen eine Specialarbeit über den Limes bei Hanau. Bei dieser Gelegenheit schrieb er: „Der bekannte Professor Mommsen hat im Schwindel seiner Kathederhöhe ein gar abfälliges Urtheil über die Person des eingedrungenen Laien abgegeben, ohne irgend auf eine Veranlassung seiner Ungunst in meinem Werke hinzudeuten. Ich konnte es meinem Stande gemäß nicht anders erwarten, aber, wenn ich eines Trostes bedürfte, ihn darin finden, daß der Gelehrte alle meine in dem Grenzwallwerk 1884 ausgesprochenen Ansichten zum ersten Mal zu den seinigen macht und verwerthet.

Es steht eben doch nicht Alles in den Büchern und Inschriften!"

Cohausen ließ, wie bereits angeführt, im Jahre 1886 seinen „Nachtrag" erscheinen. Derselbe enthält, dem Titel entsprechend, allerlei Er-

*) Anspielung auf Verhandlungen in den 70er Jahren, auf die wir zu sprechen kommen werden.

gänzungen nach inzwischen bekannt gewordenen Lokalforschungen; am Schlusse aber einen Abschnitt mit der Ueberschrift: „Th. Mommsen: Römische Geschichte. V. Band."

Es hat ihm — schreibt darin Cohausen — „große Befriedigung" gewährt, daß M. „nicht nur die in meinem Grenzwallwerk 1884 enthaltenen thatsächlichen Angaben, sondern auch meine Meinungen (wenn auch ohne Citate; nur bei Zahlen citirt er das Werk) aufgenommen hat*)." Alle umhüllenden, süßen Worte können — und sollen wohl auch nicht — den bitteren Kern verbergen, der in dem „wenn auch ohne Citate" zum Vorschein kommt. Cohausen wird nicht läugnen, daß er sich eines ironischen Tones befleißigt hat. Daran knüpft er eine Reihe von Sätzen, an deren Spitze links die Seitenzahl des Mommsen'schen Werkes steht, während am Ende die entsprechenden Seitenzahlen seines eigenen Werkes — um es recht deutlich zu machen — in Parenthese rechts am Rande aufgeführt sind.

Von Mommsen's seine Qualification bemängelndem Urtheile nimmt er bei dieser Gelegenheit keine Notiz.

Die literarische Fehde war hiermit eröffnet.

Das Mitgetheilte genügt, um es erklärlich zu finden, daß zu der Heidelberger Berathung von 1890 Cohausen nicht eingeladen worden ist.

Die Reichstagssitzung vom 16. Januar gab dem Abgeordneten Dr. Lieber Veranlassung, Mommsen den Vorwurf zu machen, daß er im 5. Bande seiner römischen Geschichte, ohne Herrn von Cohausen dafür zu nennen, die gesammten Ergebnisse der Cohausen'schen Forschung mit Ausnahme einer einzigen sich angeeignet habe.

Es ist nicht überflüssig, zahlenmäßig zu untersuchen, welchen Procentsatz von seinem Ruhm und Verdienst Professor Mommsen sich widerrechtlich angeeignet haben würde, wenn Dr. Liebers Vorhaltung so scharf wie möglich aufgefaßt wird. Der 5. Band der römischen Geschichte enthält VIII und 659 Seiten. Cohausen führt im „Nachtrage" 8 Seiten an (109, 112, 115, 140 bis 144), auf denen „Thatsachen und Meinungen" stehen, die er ein Jahr früher hat drucken lassen. Ueberein-

*) Nach Wiedergabe dieser Worte in seiner jüngsten Auslassung („Nation" vom 30. Januar) sagt Mommsen: „Es folgt darauf das Verzeichniß der Concordanzen; das der Discrepanzen ist nicht beigefügt." Wenn Prof. M. schon in seiner ersten Auslassung anerkannt hatte, daß er sich zum Theil „im Anschluß" an Cohausen erklären könne, so ist es nichts Neues, wenn er jetzt stillschweigend die von Cohausen behaupteten Uebereinstimmungen gelten läßt. Mit den „Discrepanzen" wahrt er die Selbstständigkeit seines Urtheils, die der Leser der römischen Geschichte ihm auch nicht aberkennen wird.

stimmung ist vorhanden. Freilich nur inhaltlich; wörtlich ist von Mommsen nicht der kleinste Satz dem Grenzwallwerke entlehnt.

Wären aber auch wirklich die 8 von dem vermeintlich Geschädigten bezeichneten Seiten als dessen geistiges Eigenthum anzuerkennen, so hätte Professor Mommsen 8/667 oder 12 vom Tausend seiner Geschichte der Provinzen des römischen Reiches von Caesar bis Diocletian und seines dafür geernteten Ruhmes herauszugeben! Würde ihn das arm machen? Wäre das so viel Aufhebens werth, wie davon gemacht worden ist?

Alles erwogen wird der unbefangene Beurtheiler nicht zugeben, daß die Pflicht der Dankbarkeit für geleistete Dienste Mommsen hätte abhalten sollen, Kritik zu üben; Kritik in dem Fache, in dem der Kritiker im höchsten Maße kompetent war.

Zuständig war ohne Zweifel die Kritik; in wie fern sie gerecht war, ist eine andere Frage. Und diese Frage ist zu studiren.

Professor Mommsen giebt in einem Artikel in der „Nation“, worin er die Lieber'schen Angriffe zurückweist, selbst die Mittel an die Hand. Er wiederholt den oben mitgetheilten Satz seines Vortrages in der archäologischen Gesellschaft; das letzte Alinea: „Was über diese Anlage zur Zeit feststeht u. s. w.“ ist nicht mit abgedruckt. Er fügt hinzu: „Dies Urtheil ist gerecht. Daß Herr v. C. kein Latein kann, ist Nebensache. Es ist nicht schön, daß er . . .“ Und nun folgt eine Reihe von grammatikalischen Schnitzern, unter Anführung der Seitenzahl, wonach Jeder sie nachlesen und selbst urtheilen kann, ob Demjenigen, dem sie passirt sind „die oberflächlichste Kenntniß der lateinischen Sprache“ abgeht. Das sprachliche Sündenregister umfaßt ein Dutzend Nummern. Bei mehreren hat man den Eindruck, daß Cohausen nur zu gut von seinem Latein gedacht hat; wäre er weniger zuversichtlich gewesen, so hätte er das Lexicon zu Rathe gezogen, und das Unglück wäre nicht geschehen. Mommsen hätte dann z. B. nicht Gelegenheit gehabt, zu moniren „daß ihm speculum und specula durcheinanderlaufen“ („Spiegel“ statt „Wartthurm“!)*) und der schlimmste vom Dutzend Schnitzer wäre Cohausen nicht begegnet, wenn er „pedatura“ im Lexicon aufgeschlagen hätte. Dann hätte er nicht statt eines den Trevirern zugemessenen Raumes (wahrscheinlich Lagerraum einer Cohorte in einem Kastell) „eine Abtheilung trierischer Fußtruppen“ gelesen — pedatura mit peditatus verwechselnd! Daß er sich hier wirklich versehen hat,

*) Da Cohausen in der inkriminirten Stelle „Wartthürme, specula . . .“ schreibt, so ist Mommsen grammatikalisch berechtigt, in specula den Nominat. pluralis von speculum zu sehen, und C. hätte immerhin grammatikalisch Unrecht, wenn er specula als Nominat. singularis gebraucht hätte; aber specula mit speculum verwechselt hätte er nicht.

wird Cohausen nicht bestreiten können; aber dagegen wird er sich vielleicht auflehnen, daß ihm „den Corpus" als Sprachsünde angekreidet wird. Da wir das in „Körper" verdeutschte Wort männlich gebrauchen, so setzt man — wenn in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die lateinische Form statt der verdeutschten gebraucht wird — den männlichen statt des sächlichen Artikels! — Gewisse schwierige Stellen in den alten Schriftstellern nennt man crux philologorum, ein Philologenkreuz, oder auch crux et ludus philologorum, Philologenkreuz und -Ergötzen. Will man sich dieser humoristischen Bezeichnung bedienen, so kommt man mit dem deutschen Artikel oder hinweisenden Fürwort leicht in Verlegenheit, denn crux ist weiblich und ludus männlich, während „Kreuz" und „Ergötzen" sächlich sind. Da hat nun Cohausen gesetzt: „dies crux u. s. w." Und dieses „dies" steht auch auf seinem Sündenregister!

„Mont Taunus" findet sich selbstverständlich an der Stelle, auf die Mommsen verweist. Die Versuchung, dies „nach Analogie des Mont Blanc" zu finden lag nahe; aber die Annahme eines Druckfehlers scheint doch noch näher zu liegen. — Viele lateinische Namen haben die Deutschen sich mundrecht gemacht. Ganz geläufig ist uns z. B. „Marc Aurel"; Mancher wird im ersten Augenblicke stutzen und nicht gleich Bescheid wissen, wenn er bei Mommsen auf „Marcus" stößt. So schreibt verdeutscht alle Welt „Horaz"; desgleichen „Vegez". Daß Cohausen Vegetius in „Vegets" verkürzt, ist bizarr, eine Marotte, aber kein Zeichen von Kein-Latein-Können. Ueberdies schreibt er auch „Vegez" z. B. S. 111! Bedenklicher ist der „Scholast des Thukydikes," der sich an den „Vegets" reiht; um so bedenklicher, als das zweimalige Auftreten kurz nacheinander den Sündenbock Druckfehlerteufel kaum verwendbar erscheinen läßt. Der „Scholast" mag also wohl im Manuscript gestanden haben. Aber doch wohl nur als Flüchtigkeits-Schreibfehler! „Das also ist des Pudels Kern! Ein fahrender Scholast — der Casus macht mich lachen" . . . Der lateinloseste Deutsche kennt dieses Citat aus Faust; andererseits sind die von den alten Grammatikern griechischen und lateinischen Schriftstellern hinzugefügten, sachlichen und sprachlichen Anmerkungen, die „Scholien", und die Verfasser dieser Anmerkungen, die Scholiasten ein so wesentlicher Bestandtheil der auf uns gekommenen klassischen Literatur, daß man das unglückliche fehlende i zwischen l und a doch lieber mit jedem irgend glaubwürdigen Grunde erklärt, ehe man es als Unwissenheitszeugniß auffaßt. Professor Mommsen hat vorgezogen, Letzteres zu thun*). Er schließt das Sprachsünden-

*) Das dem „Scholiasten" entfall'ne i ist, wie es scheint, zwischen das u und u in „tablinum" gerathen. Des gestrengen Professors Feder hat das falsche

register mit dem schwerwiegenden Satze: „Es wirft dies nicht blos auf das Lateinisch, sondern auch auf die allgemeine Bildung dieses preußischen Offiziers einen trüben Schatten." Wenig mildernd wirkt der daran geknüpfte Satz: „Indeß dies sind Kleinigkeiten; die Nützlichkeit des Werkes wird dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt." Weiter heißt es: „Aber von ernstlichem Nachtheil für das Werk ist die absolute Unkenntniß des römischen Militärwesens, welche auf Schritt und Tritt zu Tage kommt." Man ist gespannt auf die Belege. „Die cohors equitum (S. 35) ist, entsprechend verdeutscht, ein „Bataillon Husaren". Auf der angezogenen Seite findet sich allerdings „Cohors (III) equitum", aber nach dem „Bataillon Husaren" sucht man vergeblich. „Die den österreichischen Serexanern gleichgesetzten „evocati, wohl auch exploratores". Was wird eigentlich hier getadelt? „Evocati" ist ungefähr das, was man bei uns Kapitulanten nennt; Ausgediente, die sich entschließen, freiwillig (gegen gewisse Vortheile) weiter zu dienen. Exploratores sind „Eclaireurs", Kundschafter. Die Sereschaner waren ein eigenthümliches Glied der jetzt längst aufgehobenen Organisation der österreichischen Militärgrenze, eine Art Elite der Grenzer, zugleich Polizeisoldaten, dem türkischen Nachbar gegenüber häufig nicht viel besser als Räuber. Cohausen's Zusammenstellung dieser verschiedenen militärischen Elemente ist nicht recht verständlich; aber daß er nicht gewußt habe, was in jedem lateinischen Lexicon zu finden ist, erscheint nicht als zwingende Schlußfolgerung.

Cohausen versucht auszurechnen, wieviel Besatzungstruppen der oberrheinische Limes wohl beansprucht haben möge, und andererseits zu ermitteln, wie weit der Ist- dem Soll-Bestand entsprochen habe. Er nennt die Nummern der 4 Legionen, die zu Trajan's Zeit längs dem Rheine vertheilt gewesen sind. Dazu kommen die Hilfs-Cohorten (die von den Provinzbewohnern gesetzlich zu stellende Mannschaft, die auxiliares); diese waren nicht in Legionen zusammengefaßt. Deren sind aus Inschriften an 100 bekannt. Dazu kommt eine dritte Organisation, die der Voluntarier- (Freiwilligen-) Cohorten. Solcher sind nur wenige Nummern bekannt, aber außer der Reihe, Zahlen bis 32. An Auxiliar- und Voluntarier-Cohorten zusammen glaubt Cohausen daher 130 annehmen zu dürfen. Das mag ja sehr willkürlich gerechnet und daher unzuverlässig sein; warum aber gerade die 32 Voluntarier-Cohorten herausgegriffen und zu den „Perlen der

„tablinium" anzustreichen nicht verfehlt. „Aquitanii" scheint vom zweiten Scholiastischen mit einem ungehörigen i beschwert worden zu sein. Aber Scherz bei Seite — wir sehen nichts als Flüchtigkeitsfehler.

Ignoranz" gerechnet werden, hat sich der Berichterstatter nicht zu erklären vermocht.

Nun kommt die unzutreffende Annahme der Legionsstärke zu nur 3600 Mann statt 5000—6000. Dieser Fehler ist größer, als es wahrscheinlich Mommsen selber bei seiner Kritik bewußt gewesen ist, wenigstens findet sich in seiner „Römischen Geschichte" kein Hinweis darauf, weshalb die numerische Verstärkung der Legion etwas so Wesentliches ist. Bei einer Legionsstärke von blos 3600 Mann würde die Cohorte nur 360 Mann haben. 360 Mann Sollstärke, also in Wirklichkeit und namentlich im Lauf eines Krieges noch erheblich weniger, sind zu wenig zur Bildung eines selbständigen taktischen Körpers. Die Verstärkung der älteren Legion von 4200 bis auf 6000 Mann ist also nicht blos eine äußerliche Veränderung, sondern hängt eng zusammen mit dem wichtigsten Fortschritt der römischen Kriegskunst, der Bildung der kleinen selbständigen Körper, der Cohorten. Wenn nicht diese innere Bedeutung den Zahlen innewohnte — so würde die größere oder kleinere Zahl etwas ziemlich Nebensächliches sein. Wie Cohausen dazu kommt der Legion 3600 Mann zu geben, während die richtige Zahl in jedem Conversationslexicon zu finden ist, weiß ich nicht*). Was nun noch folgt, ergiebt sich von selbst, denn: ist die Legion nur 3600 Mann stark, so zählt die Cohorte 360, und es ergeben 4 reguläre Legionen und 130 Cohorten Ergänzungstruppen $4 \times 3600 + 130 \times 360 = 61\,200$ Mann. Die Kastellbesatzungen hatte Cohausen auf rund 40 000 Mann berechnet; die Auxiliaren (46 800 Mann) decken den Bedarf reichlich; die Legionen stehen also als mobile Feldarmee zur Verfügung des Feldherrn.

Sollte es Cohausen entgangen sein, daß die Vokabeln „cohortes quingenariae"-Fünfhunderter-Cohorten, ja „c. millenariae"-Tausender-Cohorten existiren, also sicherlich auch die bezeichneten Truppenstärken — jedenfalls als Soll-Bestand — existirt haben?

Die Beweisführung zu Gunsten der behaupteten „absoluten Unkenntniß des römischen Militärwesens" besteht also in dem Nachweise, daß Cohausen aus unerfindlichen Gründen 3600 statt 5000 oder 6000 Mann gesetzt hat, was dann zum Schluß „nicht blos ein gröblicher, sondern auch ein für die Hauptergebnisse verhängnißvoller Schnitzer" genannt wird!

---

*) Daß C. mit Bewußtsein gehandelt hat, beweis't S. 109, wo er die Gliederung der Legion in 10 Cohorten zu 3 Manipeln zu 2 Centurien und die Benennung ihrer Führer (Legat, Tribun, Centurio) aufführt. Das giebt dann $10 \times 3 \times 2 \times 60 = 3600$ M. Seite 110 kommt dann noch die Zelt- oder Hüttengenossenschaft das contubernium zu 10 M. unter einem Dekan, zur Erwähnung.

Hätte Cohausen sein mißrathenes Rechenexempel sich ganz und gar geschenkt — sein Grenzwallwerk wäre nicht um ein Jota minderwerthig; „verhängnißvoll" ist also doch entschieden gar zu wuchtig.

Es folgt noch eine dritte Kategorie von Vorwürfen. Sie wird eingeleitet mit den Worten: „Noch viel schlimmer aber ist die Unzuverlässigkeit dieses Militärschriftstellers in Zahlenangaben. Der Limes von Lorch bis Rheinbrohl ist nach S. 7 lang 368,5 km; nach S. 340 dagegen 440 km". Selbstverständlich verhält es sich so wie Mommsen angiebt. Die 368,5 km ergeben sich aus der Addition der Einzelstrecken.

In der 2. Stelle (es handelt sich dort um die angeblich verunglückte Stärkeberechnung) wird nur summarisch behufs Abschätzung der muthmaßlich vorhanden gewesenen Wartthürme (500 Stück) von „dem 440 km langen Limes von Lorch bis Rheinbrohl" gesprochen. Die zweite Zahl ist unbedingt falsch; irre machen wird sie keinen aufmerksamen Leser; sie widerspricht auch dem Uebersichtsplane.

„Additionsfehler begegnen mehrfach." Da keine Belegstellen namhaft gemacht sind, ist die Schwere der Vorwurfs nicht zu würdigen.

„Die Messung S. 8 der Strecke (II—XXXII) Großkrotzenburg bis Rheinbrohl stimmt nicht mit den Karten des eigenen Werkes; statt 215,5 ergeben dieselben 220 km." Specialkarten im Maßstabe von 1/50000 enthält das Werk überhaupt nur für die bezeichnete Strecke. Es sind Wegekarten, denen die Generalstabskarte zu Grunde liegt, die aber mit besonderer Berücksichtigung des Limes ausgebildet sind. Hier steckt, wie Professor Mommsen's Freund Prof. Dr. Zangemeister, Oberbibliothekar in Heidelberg, in einem sehr lehrreichen Artikel in der „Westd. Zeitschr. f. Geschichte und Kunst" Band IX (1890) anerkennt Cohausen's Hauptverdienst. Bei Wegekarten, die stets Streifen-Charakter haben, kann man die sonst übliche Orientirung (Norden oben) nicht anwenden; man würde zuviel Papier brauchen, das zum größten Theile unbenützt bliebe. So hat denn auch Cohausen die in Rede stehende lange und gewundene Limesstrecke in einige zwanzig Einzelkarten getrennt. Geht man von Krotzenburg aus nordwärts, so hat man jeden Streifen, deren meist 4 auf je einer der Foliotafeln des Atlas neben einander gestellt sind, von unten nach oben zu verfolgen. Um sicheren Anschluß zu gewinnen wiederholt jeder neue Streifen unten das obere Ende des vorigen; Ortschaften, namentlich Kastelle, erscheinen daher zum Theil zweimal. Man muß höchst vorsichtig sein, um nichts doppelt zu messen!

Es war unerläßlich, so weitläufig zu werden, weil nur dann sich ermessen läßt, wie mühsam es für Professor Mommsen gewesen ist,

zu dem Ergebnisse zu gelangen, daß die nach Cohausen's Zahlenangabe 215,5 km messende Limesstrecke seinen Wegekarten zufolge 220 km lang ist, also über 2 vom Hundert länger! Zwei vom Hundert! Welche Unzuverlässigkeit!

„Ein wahrer Rattenkönig von Verwirrung findet sich S. 349f."

Dieser Rattenkönig ist die natürliche Folge des einzigen Umstandes, daß Cohausen a. a. O. — in allerdings unbegreiflicher Zerstreutheit — 120 römische Meilen gleich 140 km gerechnet hat, während es 177 sind, denn die römische Meile war gleich 1000 passus oder Doppelschritt (= 5 röm. Fuß) und der passus = 1,48 m.

Daß Cohausen gewußt hat, der passus sei nicht blos $1^1/_6$ m, beweist z. B. derselbe Satz, in dem ihm das pedatura-Malheur passirt ist, in dem er aber auch 96 römische Schritt gleich 144 m (genauer sind es 142) setzt.

Von den Unzuverlässigkeitszeugnissen dritter Kategorie ist nichts fortgelassen worden! Der Schlußsatz lautet: „Wenn da wo die Angaben sich kontrolliren lassen, solche Versehen begegnen, so ist das Mißtrauen gegen diejenigen, die bis weiter hingenommen werden müssen, nur zu gerechtfertigt."

Statt des im Mommsen'schen „Nation"-Artikel folgenden Satzes, dem nicht zu widersprechen ist, mag lieber die inhaltlich gleiche aber noch eingehendere Auslassung des oben citirten Prof. Zangemeister Platz finden*). Nachdem derselbe eine Uebersicht über den Inhalt des Cohausen'schen Werkes gegeben hat, schreibt er: „Nach Vorstehendem ist der Titel zu allgemein gefaßt. Dasselbe ist vielmehr eine Monographie über den Grenzwall von Rheinbrohl bis zum nordöstlichen Taunusende oder höchstens bis Großkrotzenburg, etwa ein Drittel der ganzen Anlage, mit übersichtlicher Berücksichtigung der übrigen Theile und mit Erörterung über die Geschichte und den Zweck des Walles im Allgemeinen. Es beschränkt sich also im Wesentlichen auf den Grenzwall im Königreich Preußen."

Es war nicht ganz vorsichtig von Cohausen, die Einleitung mit den Worten zu schließen: „Die nachfolgende Beschreibung des Pfahlgrabens ist das Ergebniß jener Begehung, in welcher ich ihm schrittzählend, messend und zeichnend gefolgt bin", denn Cohausen hat ihn nicht ganz selbst begangen. Wer sich durch das Werk Seite für Seite durcharbeitet, merkt das natürlich und kommt zu dem Ergebnisse, welches Zangemeister, und schon früher, bald nach dem Erscheinen, ein Recensent in

*) Er gehörte der Heidelberger Commission von 1890 an, und gehört zu den ersten Berühmtheiten der Inschriftenkunde.

der Westd. Zeitschr. (nach Mommsen im 4. Bande 1885 bes. S. 56) hervorgehoben haben; aber das Werk begünstigt durch seine Einrichtung eine Beschränkung der Lectüre auf die Einleitung und die 3 letzten Kapitel, und der Theilweis-Leser scheidet wahrscheinlich von dem Werke mit der Vorstellung, Cohausen habe sämmtliche 720 000 Schritte des Limes mit eignen Beinen, „zählend, messend und zeichnend" zurückgelegt.

Die Arbeit der Beine allein haben, beiläufig bemerkt, vom 28. August bis 1. Oktober 1884 — vielleicht angeregt durch Cohausen's eben erschienenes Werk — 2 Engländer wirklich vollführt, und der eine von ihnen, J. L. C. Mowat hat diesen „walk along the Teufelsmauer and Pfahlgraben" frisch und fröhlich beschrieben, nebst den guten Gasthöfen und den schönen Aussichten.

Um übrigens noch einmal auf das Cohausen'sche Latein zu kommen, so läßt sich dazu noch folgendes sagen: Daß der Limesforscher Gymnasiast gewesen, ist über 60 Jahre her; daß er aber sein Gymnasiallatein vor 25 Jahren noch nicht verschwitzt zu haben geglaubt hat, beweist seine (1867 bei Teubner in Leipzig erschienene) Schrift: „Caesar's Rheinbrücken; philologisch-militärisch und technisch untersucht." Das „philologisch" ist hierbei ganz ernst gemeint, denn das betreffende Kapitel aus dem Gallischen Kriege (das 17. des 4. Buches; eine bekannte „Crux" der Philologen) wird satzweise im Original aufgeführt und sprachlich wie technisch zu deuten versucht. Das Technische gehört nicht hierher; es schadet ja aber auch nichts, wenn beiläufig bemerkt wird, daß seiner Zeit auf preußischen Pionier-Uebungsplätzen die Cohausen'sche Reconstruction der Caesar-Brücke praktisch ausgeführt und Belastungsproben unterworfen worden ist.

Lernen wird ein heutiger Ingenieur (Civil- oder Militär-) nichts von Caesar's „Obersten der technischen Truppen" (praefectus fabrûm); herauszufinden, wie die römischen Pioniere bei einem schwierigen Feldbrückenbau sich geholfen haben, ist — technisch sehr gleichgiltig, weil heut Niemand so zu bauen genöthigt sein wird, aber es ist kriegs- und kulturgeschichtlich, also wissenschaftlich interessant. Und wenn bei solcher „wissenschaftlichen Arbeit", der Ingenieur „in jedem tüchtigen Philologen willkommene Gehilfen" sieht, so ist das keine Anmaßung, die zu belächeln wäre. Wenn vice versa der Philologe die Sache in die Hand nimmt, und den Techniker, der ihm sein Kreuz tragen hilft, einen „willkommnen Gehilfen" nennt, so wird der Techniker das nicht anmaßend, sondern gebührend bescheiden nennen*). So haben zwei

*) Der Verfasser der vorliegenden Darstellung hielt einst — es ist 30 Jahre her — in der „philomathischen Gesellschaft" seiner Provinzgarnison einen Vortrag

Rheinhard (es waren ja wohl Brüder?), der eine Baurath, der andere Gymnasialdirector, brüderlich an der Caesarbrücke reconstruirt. Sie haben freilich das Problem auch noch nicht aus der Welt geschafft, wie das auch Cohausen nicht, Jeden überzeugend, vermocht hat. Das Caesarbrückenkapitel sprachlich beherrschen muß man — so bald man sich mit dem technischen Problem befaßt — jedenfalls, gleichviel ob aus eignem oder fremdem Wissen, und wer nach solcher Beschäftigung mit der Caesarbrücke gleichwohl schlechthin „kein Latein kann", der muß allerdings — vernagelt sein.

Schroffes, unbarmherziges Absprechen reizt zum Widerspruch; auch den unbetheiligten, billig denkenden Dritten. Daß es so arg nicht ist, wie Mommsen es macht, glaubte der Verfasser der vorliegenden Darstellung, und glaubte es nachweisen, oder doch wahrscheinlich machen zu können. Es ist ja auch gerade keine gute Censur im „Latein", die dem Verfasser des Grenzwallwerkes von einem andern Fachmanne zu Theil geworden ist.

Prof. Hübner in Berlin, der verdiente Sammler und Geschichtsschreiber der Limes-Literatur, sagt in Band LXXX der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande in seiner Anzeige und Besprechung der kurz zuvor erschienenen Arbeit Cohausen's: „Daß so vielen Vorzügen auch Mängel zur Seite stehen, ist natürlich. Die philologischen Kenntnisse, welche für die richtige Interpretation der Quellenstellen und die Verwerthung der leicht zugänglichen antiquarischen Informationen nothwendig sind, stehen nicht jedem Offizier zu Gebote: es ist zu bedauern, daß der Verfasser sie sich nicht von den Philologen in seiner nächsten Umgebung zu verschaffen gewußt hat . . ." Aber dergleichen muß ein Nichtphilologe von den Zunftgenossen sich schon gefallen lassen.

Auch daß Zangemeister „genügende Verwerthung der epigraphischen Funde" vermißt, schreibt dieser Gelehrte — wenn er es auch nicht laut äußert — wahrscheinlich dem Umstande zu, daß Cohausen nicht genug Latein kann. „Nicht genug" — nach dem Maßstabe der Philologen vom Fach — zugegeben; aber schlecht hin „kein" . . . . Das ist doch zu schmerzlich für den Verfasser von „Caesar's Rheinbrücke!"

Dem Verfasser des Grenzwallwerkes soll aber, laut Mommsen, die oberflächlichste Kenntniß — nicht nur der lateinischen Sprache, sondern auch der römischen Kriegsalterthümer abgehen.

über Alesia, und der Herr Conrector, der in der dortigen Tertia den Caesar traktirte, war ihm sehr dankbar für das Licht, das ihm in Bezug auf die römische Einschließungsbefestigung aufgesteckt worden war.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Prof. Mommsen dieses vernichtende Urtheil im Jahre 1885 zuerst ausgesprochen, dasselbe aber noch im Jahre 1892, nach der Reichstags-Verhandlung vom 16. Januar, aufrecht erhalten hat.

Stellen wir daneben einige biographische Angaben.

Cohausen ist 1831 Soldat geworden. Er kann damals nicht unter 17 Jahr alt gewesen sein; er zählt also heut mindestens 78 Jahr.

Er ist geborner Rheinländer und lebenslanger Rheinbewohner. Durch gleiche Neigung des Vaters angeregt ist er von Jugend auf Alterthumsforscher gewesen. Allerdings, so weit sein Dienst ihm gestattete; nebenbei, als Amateur. Er ist insbesondere den Römerspuren am Rhein nachgegangen.

Die letzten zwei Seiten seines „Nachtrages zum Grenzwallwerke" enthalten eine Zusammenstellung seiner Schriften und Zeitschriftenartikel archäologischen Charakters. Es sind 62 Nummern!

Schon 1852 — Cohausen gehörte zur Zeit dem von Preußen gestellten Offizierpersonale der Geniedirection der Bundesfestung Mainz als Hauptmann an — erschien von ihm: „Der Palast Carl's des Großen in Ingelheim und die Bauten seiner Nachfolger daselbst."

In demselben Jahre wurde in Mainz ein Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine gegründet (der noch besteht). Cohausen wurde dessen Schriftführer. Auch eine „Limes-Commission" wurde damals ernannt, in die er eintrat. Zwar ist die Commission als solche aus dem Programmentwerfen und Fragestellen nicht herausgekommen; aber Cohausen nebst einem andern Mitgliede haben immerhin damals einen praktischen Anfang mit Ortsbesichtigungen in der Nachbarschaft gemacht. Später stand Cohausen bei der Fortifikation in Koblenz. Von dort aus unternahm er ausgedehnte Excursionen in die angrenzenden Gebiete im Interesse der Limesforschung.

1871 (nach 40jähriger Dienstzeit) hat Cohausen seinen Abschied genommen, und ist als königlicher Konservator des Alterthum-Museum in Wiesbaden angestellt worden, ein Posten den der nunmehr fast Achtzigjährige noch heut versieht. In dieser Stellung betrachtete er es als eine Pflicht, die Erforschung des Pfahlgrabens ernstlich durchzuführen. Der Nassauische Geschichts- und Alterthumsverein, dem er angehörte, stellte ihm Bibliothek und Akten zur Verfügung. Gerade dieser Verein, dessen Anfänge bis 1821 (bezw. 1817) zurückreichen, in Jahre, wo noch kein andrer Verein sich den Limes als Specialforschungsgegenstand gewählt hatte — bot Material, das deshalb jetzt besonders werthvoll war, weil viele betreffende Gegenstände inzwischen durch Zeit

und Ackerbau zerstört waren. Vom preußischen Ministerium — allerdings auf den Regierungsbezirk Wiesbaden beschränkt — erhielt Cohausen pekuniäre Beihilfe. Abgesehen davon, daß Cohausen, wie bereits bemerkt, schon während seiner Dienstzeit wenigstens „Amateur" in archäologischen Dingen gewesen ist, hat er seit 20 Jahren eine amtliche Stellung, in der er — und wenn er es noch so dumm angestellt hätte — es gar nicht hat vermeiden können, ein gewiegter Archäologe von Fach, eine Zierde, eine Autorität des Faches zu werden.

Und wer kann am Rhein Archäologie treiben, ohne auf Römererinnerungen zu stoßen? In „römischen Kriegsalterthümern" bewandert wird man, man mag wollen oder nicht. Cohausen hat aber nicht nur gemußt, er hat gewollt.

Es ist bekannt, daß Napoleon III. auch literarische Ehren angestrebt hat. Noch als Prinz begann er eine umfangreiche Arbeit über Vergangenheit und Zukunft der Artillerie (der werthvollste Band ist von einem Adjutanten des inzwischen zum Kaiser avancirten, einem Artillerie-Oberst verfaßt). Das Napoleon'sche Hauptwerk galt Caesar. Der Kaiser brauchte Mitarbeiter, und er war in der Lage, die in jedem einschlägigen Gebiete Tüchtigsten auswählen und gewinnen zu können. Für das Kapitel „Caesar am Rhein" warb der Kaiser der Franzosen um den preußischen Ingenieur-Offizier. Es war durchaus kein Geheimniß. An den betreffenden Stellen wird „Monsieur de Cohausen" als Gewährsmann angeführt. Dessen einschlägige Studien sind im „Bonner Jahrbuch" (XLIII. 1867, XLVII. 1869; mit 16 Tafeln) veröffentlicht.

Daß Mommsen Cohausen's Werk immerhin gelten läßt, ja dasselbe in der That — in durchaus zu- und anständiger Weise — „verwerthet" hat, ist nachgewiesen. Etwas wärmer als Mommsen spricht sich Zangemeister über Cohausen aus. Dieser Gelehrte vermißt „eine genügende Verwerthung der epigraphischen und sonstigen monumentalen Funde*). Dagegen zeichnet sich das Werk aus durch eine Fülle von werthvollem Originalmaterial, die Beschreibung von selbst untersuchten Resten und viele Beobachtungen, welche sich dem mit praktischem Blicke begabten Forscher ergeben haben; dazu kommt, daß der Verfasser sein Buch in sehr nützlicher Weise mit einer Menge von Plänen und Profilen ausgestattet und andere derartige Anlagen aus antiker wie moderner Zeit zur Vergleichung beigezogen, zum Theil auch durch Abbildungen vor Augen geführt hat. v. Cohausen's Werk hat sich denn auch bereits für die Weiterforschung als sehr nützlich und anregend erwiesen."

*) Es ist schon erwähnt, daß die Epigraphik Z.'s Specialität ist.

Es ist eine Aeußerung von Professor Hübner in Bonn mitgetheilt worden, in welcher dieser zwar nicht entfernt der Form aber doch dem Sinne nach dem Bedauern Mommsen's sich anschließt, daß Cohausen kein so guter Lateiner ist wie sie beide. Die Gerechtigkeit — nicht sowohl gegen Cohausen, der dessen kaum bedürfen wird, sondern gegen Prof. Hübner — verlangt, auch das aus dessen Besprechung wiederzugeben, was Cohausen ehrt.

„Durch Geburt und Erziehung besonders mit dem mittleren Rheinland auf das genaueste bekannt, durch langjährige Berufsthätigkeit mit scharfem Blick für die Erkenntniß des Alters und Zweckes militärischer Anlagen ausgerüstet, ein unermüdlicher Wanderer, voll Verständniß für die Rede des Volkes, und mit freundlichem Eingehen in seine Gespräche die Quellen des Gedächtnisses und mündlicher Ueberlieferung auszunützen bemüht, war er, wie kein Anderer ausgerüstet und berufen, zu bieten, was wir vor Allem verlangten, nämlich eine zuverlässige, technisch genaue Beschreibung der einst und noch jetzt vorhandenen Ueberreste der römischen Befestigungsanlagen im Rheinland. Diese wichtigste Grundlage aller weiteren Untersuchungen hat denn auch in der That sein Werk, wenn auch nicht für den ganzen gewaltigen Umfang der 370 römische Millien oder 542 km langen Limeslinie, so doch für den einen Hauptheil derselben, die Strecke zwischen Main und Rhein, in mustergiltiger Weise geschaffen." Die durchaus anerkennende Besprechung ist noch nicht zu Ende, aber das Mitgetheilte ist das Wichtigste. Professor Hübner weist mehrere zur Zeit bereits erschienene Kritiken nach, die sich ganz im Sinne der seinigen ausgesprochen hätten.

In der Anthropologenversammlung desselben Jahres (1885) in Karlsruhe sagte Ranke: „An die Grenzscheide der Geschichte und der Vorgeschichte unseres Vaterlandes führt uns A. v. Cohausen's großes Prachtwerk ..." folgt die nähere bibliographische Bezeichnung. „In diesem in vielen Beziehungen abschließenden Buche legt uns der hochverdiente Militär-Ingenieur und Alterthumsforscher die Resultate seiner eigenen langjährigen Grabungen und Untersuchungen dar in wahrhaft klassischer Weise, die folgenden Generationen zur Aneiferung und zum Muster dienen werden."

Jetzt steht die Niedersetzung einer Commission und die Ausarbeitung des speciellen Arbeitsplanes bevor. Zu den Betheiligten wird Mommsen nicht gehören; wer wird es? — Als diese Frage niedergeschrieben wurde, gab es noch keine Antwort. Seitdem sind Wochen vergangen; der Ar-

tikel ist im Druck, aber es ist gerade noch Zeit einzuschalten, daß inzwischen Cohausen vom Kultus-Ministerium die Aufforderung erhalten hat, am 7. April als Mitglied der Limes-Commission im Dienstgebäude des Reichsamt des Innern sich einzufinden. Auch hat Professor Zangemeister in Heidelberg aus eigenem Antriebe Cohausen brieflich mitgetheilt, daß dieser sowohl von Mommsen als ihm gewünscht worden wäre.

Nichts Erfreulicheres zur Sache, als wenn wir zu guterletzt die „streitenden Gelehrten" unserer Ueberschrift aus dem Präsens- in das Perfekt-Particip korrigiren dürften.

Der römische Limes gegen das freie Germanien ist Soldatenwerk; gleichem Zwecke dienend wie die Truppenaufstellung längs der Grenze des Reiches. Der Soldat hat das Werk auch errichtet mit Ausschachten und Anschütten von Boden, mit Brechen und Aufpacken von Steinen, mit Streichen und Brennen von Ziegeln, als Erdarbeiter und Bauhandwerker. Keiner von den heutigen kommt dem römischen Soldaten in seiner Vielseitigkeit so nahe wie der Pionier, die Genietruppe. Und deren Offizier, der Feld- und Festungs-Ingenieur ist der geborene Limesforscher. Vorausgesetzt, daß ihm das sonstige Zubehör entweder selbst zu Gebote steht, oder daß ihm in der Person von Philologen, Archäologen „willkommene Gehilfen" zugetheilt sind.

In den Baugewerken Bescheid wissen muß jeder Ingenieuroffizier; Cohausen kennt aber nicht nur heutigen Handwerksbrauch, sondern auch denjenigen früherer Zeiten. Mit großer Sicherheit unterscheidet er römisches Mauerwerk von mittelalterlichem. Seine genaue Bekanntschaft mit der Technik des Steinmetzen z. B. hat ihn befähigt, gewisse „Römerthürme" unter schließlicher allgemeiner Zustimmung als solche aus der Welt zu schaffen und ihnen eine beiläufig tausend Jahre jüngere Geburtsurkunde auszustellen.

Die Inschrift vom Jahre 1861, die den prächtigen Bossenquadernthurm von Hohen-Trüdingen für den „Wartthurm eines römischen Kastells beiläufig aus dem 1. Jahrh. n. Chr." erklärt, ist freilich nicht entfernt worden, aber daß nie ein solcher Thurm in einem römischen Kastell gebaut worden ist, hat Cohausen für jeden Unbefangenen unumstößlich nachgewiesen. Solches hat kein „Schriftgelehrter" geleistet. Es verlangt es von ihm auch Niemand; suum cuique!

So viel über Herkunft und Stand der Limesfehde Cohausen-Mommsen; nun zum Limes selbst. Zu unterscheiden sind: die Bedeutung

der Anlage und die technische Ausführung. Jenes d. h. die historische Grundlage lernen wir am besten von Mommsen, dieses von Cohausen. So versuchen wir eine Versöhnung der streitenden Parteien, indem wir beide ausnutzen. Es soll kein Buch werden, sondern nur ein kurzer Auszug, der orientirt ohne zu ermüden.

Bis an die Elbe sind die Römer zeitweilig vorgedrungen und glaubten ihre Herrschaft bereits begründet zu haben; dann sind sie wieder bis an und über den Rhein zurückgewichen. Kaiser Claudius (41—54 p. C.) gab den Befehl, alle Besatzungen vom rechten Rheinufer zurückzuziehen. Das untere Mainthal aber, 50 km weit bis zu dem heutigen Ort Groß-Krotzenburg (15 km aufwärts von Frankfurt) hielten sie fest, nachdem sie die Chatten verdrängt hatten. Ein zu dieser Völkerschaft gehöriger Stamm, der der Mattiaker, war jedoch auch unter römischer Herrschaft hier ansässig geblieben. Das heutige Wiesbaden, dessen Quellen die Römer zu schätzen wußten, oder richtiger diese Quellen wurden aquae Mattiacae genannt. Wie diese, so waren auch die Wasser von Ems gekannt und geschätzt; desgleichen die Salzquellen von Nauheim.

Taunus, Wetterau, Lahnthal, Neuwieder Becken — diese heutigen Namen geben eine allgemeine Vorstellung von dem Gebiete, dessen genaue Umgrenzung wir erst 40 Jahre nach Kaiser Claudius, unter Domitian (81 bis 96) verfolgen können. Der letztgenannte unternahm (wahrscheinlich 83) einen Zug gegen die stets unruhigen und unbequemen Nachbarn, die Chatten, drängte sie, wie es scheint noch etwas weiter landein und — verwandelte die bis dahin nur moralische und sehr unsichere Grenze in eine materielle, schuf einen Grenzzaun, eine „Grenzbarrikade" (ein von Mommsen gebrauchter Ausdruck).

Frontin, der das Unternehmen gegen die Chatten wahrscheinlich mitgemacht hat, giebt die knappe Notiz: Domitian habe im Gebiete eines germanischen Stammes (er nennt einen Namen, der aber anderweitig nicht bekannt und wahrscheinlich durch Abschreiber korrumpirt ist), Kastelle errichtet und 120 römische Meilen (177 km) Limes ausgeführt.

Hier erscheint das Wort zum ersten Male in diesem Sinne d. h. in der Anwendung auf die Reichsgrenze.

Mommsen leitet limes von limus (schief, quer) ab. Ihm zufolge ist der Ausdruck davon hergenommen, daß die römische Ackertheilung, die alle Naturgrenzen ausschließt, die Quadrate, in welche der im Privatbesitz stehende Boden getheilt wird, durch Zwischenwege von einer bestimmten Breite trennt; diese Zwischenwege sind die limites, und in-

sofern bezeichnet das Wort immer zugleich sowohl die von Menschenhand gezogene Grenze wie die von Menschenhand gebaute Straße*).

Das Wort, vom privaten Besitz auf den des Staates übertragen, bezeichnet nicht jede Reichsgrenze, sondern nur die von Menschenhand abgesteckte und zugleich zum Begehen und Postenstellen für die Grenzvertheidigung eingerichtete. Wie die nasse Naturgrenze eines Flusses nur auf bestimmten Brücken überschritten werden durfte, so sind bei der künstlichen trocknen Grenze, dem Limes, nur bestimmte Uebergänge gestattet.

Wenn man zur Aufrechthaltung der Vorschrift zunächst vielleicht nur fleißiges Abpatrouilliren eingerichtet hat, so wird sich die Unzulänglichkeit dieses Mittels wohl bald herausgestellt haben. Es ist dann eine materielle Sperre, eine Schranke, eine Einfriedigung zwischen den Durchgangspunkten zur Ausführung gekommen.

Der Domitians-Limes geht vom Main aus bei Groß-Krotzenburg fast geradlinig nordwärts. Dann folgt eine stumpfe Spitze, die fast die Lahn bei Gießen erreicht und dann eine kurze Gerade, die wieder ein Stück auf den Main zurückführt. Die bezeichneten Linien umziehen das Thal der Nidda (die zwischen Frankfurt und Mainz bei Höchst in den Main fällt) aber nicht in der Höhe der Wasserscheide, sondern längs der Hänge. Dabei waren zahlreiche Niddazuflüsse zu kreuzen, was weder technisch noch fortifikatorisch günstig war. Man darf den erfahrenen Römern aber schon zutrauen, daß sie ihre guten Gründe gehabt haben werden. Wahrscheinlich örtliche, Rücksicht auf Besitzverhältnisse, Bodenbeschaffenheit und dergleichen. Es ist begreiflich, daß auf den Sohlen der gekreuzten Seitenthäler keine Spur der eigentlichen Limesschranke sich erhalten hat; es wäre aber besonders interessant, zu erkennen wie die schwierige Aufgabe gelöst worden ist, eine Lücke zu schließen, die jede Anschwellung der noch durch keine Kunstbauten im Zaume gehaltenen Wasserläufe zu öffnen und zu erweitern bestrebt gewesen sein wird.

Auf die lange und schmale Ausbuchtung nach dem Feinde zu folgt eine breite aber flache Einbuchtung, deren Sehne die Lahn markirt. Diese Strecke ist günstiger geführt, da sie die linksseitigen Lahnzuflüsse

---

*) Die Erklärung paßt ziemlich gut auf das deutsche Wort Rain. Auch dieses bezeichnet eine von Menschenhand gezogene Grenze zwischen Ackerstücken, die eine gewisse Breite, wenn auch nur Fußsteigbreite hat.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß einzelne Strecken des rätischen Limes von den Anwohnern mit Pfahlrain bezeichnet werden; es könnte eine Verdeutschung sein, die in Zeiten hinauf reicht, wo das lateinische limes aus der Ueberlieferung noch nicht verschwunden war.

höchstens in ihren obersten Spitzen nahe der Wasserscheide zwischen Main und Lahn kreuzt.

Gegen das Ende hin wird noch die Lahn selbst gekreuzt, wo der Limes sich nach Norden wendet. Er endet bei Rheinbrohl, 35 km unterhalb der Lahnmündung.

Der Main bildet an der oben bezeichneten Stelle bei Groß-Krotzenburg ein nahezu rechtwinkliges Knie und läuft 50 km bis Miltenberg, dem Rhein parallell. Hier also war eine natürliche Scheidewand und ein Limes nicht nöthig. Die Mainstrecke als nasse Grenze ersparte aber nicht die militärische Besetzung und Bewachung. Hier wie längs der trocknen Grenze waren kleinere und größere Truppenkörper (Garnisonen, Präsidien) in verschanzten Lagern (Kastellen) erforderlich, aber die materielle Schranke, die auf den trocknen Strecken in Graben und Dammschüttung bestand, war hier entbehrlich; sie vertrat der Fluß.

Vom Main bei Miltenberg südwärts spaltet sich der Limes, doch ist dies nach Mommsen's Meinung kein Nebeneinander, sondern ein Nacheinander. Die ältere Anlage hat nach den Kastellspuren etwas unterhalb Miltenberg, bei Wörth, den Main verlassen. Die trockne Grenze erstreckte sich durch den Odenwald bis Gundelsheim am Neckar. Dieser selbst, aufwärts, bildete fernerhin eine nasse, die zuletzt überging auf den rechtsseitigen Neckarzufluß Rems. An diesem Flüßchen, bei dem heutigen Lorch in Würtemberg, stoßen die beiden Spaltarme des Limes zusammen. Hier endet zugleich der obergermanische, rheinparallele Grenzschutz und schließt sich unter rechtem Winkel der rätische, donauparallele an. Wir haben es zunächst noch mit dem obergermanischen zu thun.

Das Neckargebiet war ehemals von den keltischen Helvetiern eingenommen, denen später die vordringenden Germanen es streitig machten. Es hieß nachmals das helvetische Oedland, aus welcher Bezeichnung sein dermaliger Zustand zu erkennen ist: streitiges Grenzland, von beiden Parteien verwüstet. Die Römer hielten darauf, daß hier am Oberrhein in gleicher Weise wie am Unterrhein die kriegstüchtigen und stets kriegslustigen germanischen Stämme sich nicht ansiedelten. Das Land war schlecht geschützt, aber fruchtbar, und es fanden sich Einwanderer — meist gallische — die nicht viel zu verlieren hatten, und es daraufhin wagten, sich zwischen Rhein und Neckar anzusiedeln. Es scheint, daß hier die Bezeichnung „dekumatische Aecker" (agri decumates) aufgekommen ist, unter der jetzt vielfach der ganze jenseitige Streifen im Rhein-Donau-Winkel verstanden wird. Tacitus hat unter den Alten diese Bezeichnung zuerst und allein. Mommsen läßt es gelten,

daß man vermuthet, diese in der früheren Kaiserzeit als Staatseigenthum oder genauer als kaiserliches Eigenthum geltenden Strecken seien dem zuerst Kommenden gegen Abgabe des Zehnten zur Benutzung gewährt, daß aber „decumas" (eine Umformung von decimus, der Zehnte) „zehntpflichtig" heiße, erklärt er weder für sprachlich erwiesen, noch durch ein anderweitiges Beispiel aus der Kaiserzeit bestätigt.

Die zuerst wohl nur vereinzelte und geduldete Besetzung ist nach Mommsen's Vermuthung unter Vespasian (69 bis 79) zu einer förmlichen geworden. Die Nothwendigkeit des Grenzschutzes ist dann anerkannt, und so — vermuthlich gleichfalls noch unter Domitian begonnen — der westliche Spaltarm des oberrheinischen Limes zur Ausführung gekommen.

Der östliche Spaltarm gilt Mommsen zweifellos als von beträchtlich späterem Datum. Zeugnisse liegen nur vor, daß der ältere Zweig unter Antoninus Pius (138 bis 161), der vorgeschobene spätere unter Marcus Aurelius (161 bis 180) bestanden hat. Daß Trajan im Jahre 100 eine Heerstraße zwischen Rhein und Donau von Mainz über Heidelberg u. s. w. angelegt hat, ist bezeugt; daher glaublich, daß zum Schutze dieser Straße die Limesvorschiebung stattgefunden hat.

Cohausen schreibt: wir wüßten bestimmt, daß Trajan (98 bis 117) „das Dekumatenland in das römische Reich gezogen, d. h. es mit der Fortsetzung des Pfahlgrabens umschlossen habe". Die Worte sind dem Schlußkapitel entnommen (S. 350), und wer nur dieses liest, erfährt nichts von der eben erörterten Spaltung. Dies kommt daher, daß Cohausen eine solche Spaltung nicht statuirt; für ihn ist die „Neckar-Mümling-Linie" nur eine durch Kastelle und Wartthürme (Hain- und Hönhäuser genannt) gesicherte Militärstraße durch den Odenwald, der damals seinen Namen noch vollauf verdiente d. h. wilder Urwald und wahrscheinlich nur von armem, räuberischen Gesindel bewohnt war. Nach Cohausen's Behauptung existiren nur die Trümmer einzelner Etappenbefestigungen; keine fortlaufende Schüttung ist glaublich gemacht; was ein anderer Forscher (Knapp: Römische Denkmäler im Odenwalde) den Römern zugeschrieben habe, hätte sich bei näherer Betrachtung als kurze mittelalterliche Abschnitte, Landwehren und Wildhege ergeben u. s. w.

Wahrscheinlich auf dasselbe Document, eine gefundene Inschrift, gründet Cohausen die Annahme: daß die Mümlinglinie in der Zeit von Antoninus Pius (138 bis 161) angelegt worden sei, während

Mommsen nur hat herauslesen können, daß sie zur Zeit vorhanden gewesen sei; unbestimmt, wie lange schon!

Jedenfalls sind — wenn nicht der oberrheinische Limes, so doch die Meinungen gespalten! Wir wollen der Reichslimescommission überlassen, den Streit zu schlichten*).

Das Auffallendste an der endgiltigen Strecke ist ihr schnurgerader Verlauf von unsern Lorch 85 km lang, durch dichten Wald, über Berg und Thal, die Flüsse Mur, Kocher, Jaxt, Seckach rechtwinklig kreuzend.

Die römischen Pioniere haben sich hier ein ehrendes Denkmal ihrer Geschicklichkeit im Abstecken gestiftet; um so mehr, da sie die Magnetnadel noch nicht besaßen. Cohausen glaubt dem Werke anzusehen, daß die Geradlinigkeit wohl bis an den Main habe reichen sollen; man sei dann aber doch ein wenig nach Osten zu aus der Richtung gekommen.

Der bei Lorch ansetzende transdanubianische oder rätische Limes läuft zunächst der Donau parallel, in 45 km Abstand von derselben. In gleicher Höhe mit Donauwörth und der Lechmündung kreuzt er die obere Altmühl (Ludwig's I. Donau-Rhein-Kanal). Von da ab nähert er sich langsam der Donau, die er, nachdem er die Altmühl nochmals gekreuzt, auf deren linkem Ufer erreicht; nahe oberhalb des durch die von König Ludwig gestiftete Befreiungshalle bekannt gewordenen Kehlheim. Regensburg liegt 40 km stromab.

Weiterhin war die Donau des römischen Reiches Grenze, bis fern im Osten, wo sie ihre westöstliche Richtung verläßt, nochmals eine trockene Strecke, ein Limes, der unter dem Namen Trajanswall bekannt ist, die heutige Dobrudscha abschneidend, den Anschluß an das schwarze Meer vollendete.

Der rätische Limes ist ohne Zweifel zuletzt, aber doch im zeitlichen Anschluß an den rechten Flügel des oberrheinischen ausgeführt worden. Cohausen schreibt ihn Hadrian zu (117 bis 138).

Die germanischen Nachbarn auf dieser Strecke, die Hermunduren, waren die römerfreundlichsten aller Germanen; in der Vindelikerstadt Augusta (Augsburg) fand ein reger Handelsverkehr statt.

Die Gesammtanlage an der römisch-germanischen Grenze zwischen Rhein und Donau bestand nach dem Vorgetragenen aus folgenden Einzeltheilen:

---

*) Es ist nicht zu übersehen, daß Mommsen, wo es ihm nöthig scheint, auch gegen Cohausen vorgeht, und zwar eben so ohne diese „Discrepanz“ hervorzuheben, wie er bei „Concordanzen“ es unterläßt, Cohausen zu nennen. Im Geschichtswerk schloß er mit Recht Polemik aus.

Der Rhein-Limes; und zwar:

Die Domitianstrecke zwischen Rhein und Main .	215,5 km
Der Main von Groß-Krotzenburg bis Miltenberg	46 „
Die oberrheinische Strecke Miltenberg Lorch . . .	107 „
	368,5 km
Der Donau-Limes	174 „
zusammen	542,5 km

Die gewöhnliche Marschleistung des Soldaten angenommen, würde die Begehung der ganzen Strecke einen vollen Monat in Anspruch nehmen. Genau so viel haben die beiden englischen Spaziergänger von 1884 darauf verwendet.

Die Gesammtanlage, die unter der Bezeichnung Limes zu verstehen ist, zerfällt in zwei Hauptbestandtheile: Eine Kette von **Kastellen** oder Standlagern, diesseits im Inlande, und die eigentliche **Einfriedigung** oder materielle Schranke, längs der Grenze selbst*).

Das römische Kastell war in allen Gegenden des weiten Reiches und zu allen Zeiten seiner langen Geschichte ein völlig gleichmäßig gestaltetes Kriegsbauwerk; nur die Größe wechselte je nach der Truppenzahl für die es bestimmt war.

Die römische Felddienstordnung schrieb vor, daß jede (kampfgewärtig) marschirende Truppe an jedem Rastort (selbst über Nacht) sich verschanzte. Nachdem der Lagerplatz, nebst Allarmplatz, gewählt war, wurde derselbe im Viereck mit einem Graben umzogen. Der ausgeschachtete Boden wurde auf der Binnenseite, als Damm (agger) gestaltet, aufgeschüttet. Dessen äußere Kante wurde mit einer Brustwehr, einem stabilen Schilde oder Panzer (lorica) versehen. Im Feldlager und auf Märschen war dieser Zaun eine Holzwand (vallum; zu vallus (Einzelpfahl) in demselben Verhältnisse stehend wie palissade zu palis oder Verpfählung, Pfahlwerk zu Pfahl); in **Standlagern** eine Mauer, die nicht auf der Schüttung, sondern davor auf dem gewachsenen Boden ihren Anfang nahm. Schanzpfähle gehörten zu dem sehr schweren Gepäck des marschirenden Legionars. Je nach Umständen konnte auch ein bloßer Flechtzaun als Deckung dienen; man hatte ja nur Pfeilschuß und Speerwurf zu gewärtigen. Der agger (Graben und Anschüttung) war Annäherungshinderniß und erhöhter Standpunkt; das vallum war die wesentliche Vertheidigungsanstalt, die Schutzwehr. Es ist begreiflich,

*) Ohne Zweifel hat zur Anlage ein ausgedehntes Straßennetz gehört. Von diesem ist bis jetzt nur sehr wenig festgestellt, und in der vorliegenden Darstellung muß ganz davon abgesehen werden, um nicht zu weitläufig zu werden.

daß aus vallum „Wall“ entstanden ist, und daß — seitdem in Folge Auftretens des Pulvergeschützes keine Pfahlwand und auch keine Mauer mehr genügte die lorica vielmehr die neue Gestalt der Erdbrustwehr angenommen hatte — unter „Wall“ Erddamm und Erdbrustwehr verstanden wurden und noch heut von Rechts wegen ausschließlich diese Bedeutung haben.

Es ist die Schuld der Philologen, denen die Bekanntschaft mit der Geschichte der Kriegskunst und insbesondere der Kriegsbaukunst abgeht, daß der bloße agger mit „Wall“ übersetzt wird, statt mit „Damm“ oder „Schütte“*). Cohausen hat sich gefügt und die schlechte Mode mitgemacht, indem er den bloßen agger längs der Grenze mit „Grenzwall“ bezeichnet. Lorica heißt zunächst Brustharnisch. Wenn man einen solchen, statt ihn um den eignen Leib zu schnallen, vor sich in die Erde pflanzt, so ist die Beibehaltung des gleichen Wortes begreiflich; auf einen dicken Erddamm hätten es die Römer sicherlich nicht angewendet. Gleichwohl hat es unter den lateinkundigsten Philologen solche gegeben, die in Caesars höchst werthvoller Schilderung seiner Einschließung von Alesia (Kap. 70 des 7. Buches) „loricam pinnasque“ d. h. „Schirmwand mit Zinnen“ durch „Erdbrustwehr mit Sandsackscharten oder kleinen sandgefüllten Schanzkörben“ wiedergegeben haben. Als ob die Gallier bereits mit Shrapnels geschossen hätten!

Die römischen Kastelle erhielten regelmäßig in jeder ihrer 4 Seiten ein Thor. Sie waren in den wichtigern Lagen mit Thürmen eingefaßt, die aber nur Wachstuben und Thorvertheidigungsanstalten waren, nicht etwa zugleich Flankirungsanlagen, sogenannte Caponièren, denn auf Flankirung als wesentlichen taktischen Factor war das Alterthum noch nicht gekommen, und hatte das auch nicht nöthig gehabt, da bei der Dünne der Brustwehr durch die eingeschnittenen Scharten (pinnas) das Vorfeld und der Graben bis an den Fuß der Schirmwand zu übersehen und mit dem pilum zu vertheidigen war.

Damit solche Frontalvertheidigung ringsum stattfinden konnte, war die Brustwehr in den 4 Ecken gewöhnlich abgerundet (etwa mit 12 Meter Halbmesser).

Das in der muthmaßlichen Angriffsseite gelegene Thor hieß porta praetoria; das in der Rückseite porta decumana. Die beiden standen in dem Verhältnisse, das unsere heutigen Hauswirthe festzustellen pflegen durch Inschriften wie „Aufgang nur für Herrschaften“ und „Zugang zur Hintertreppe“. Nur der Feldherr, der Prätor, der Legat der

*) Dieses gutgebildete deutsche Wort ist bei den ältesten deutschen Kriegsbaumeistern in Gebrauch gewesen, aber leider verschollen.

Legion, und natürlich was zum Stabe gehörte, benutzte die prätorische Pforte. Dieselbe wurde geblendet, d. h. verrammelt, sobald ein Angriff zu gewärtigen war. Das „Thor der Zehnten", so benannt, weil diesem zunächst die zehnte Cohorte der Legion lagerte, war der eigentliche Friedensverkehrsweg; bisweilen bestand er in 2 Einfahrten nebeneinander. Die Hauptthore im militärischen Sinne, daher auch portae principales genannt, waren die Seitenthore; unterschieden — für den nach vorn Blickenden — durch den Beisatz rechts und links (p. p. dextra und p. p. sinistra).

Nur im Nothfalle verhielt der römische Soldat sich passiv-defensiv d. h. ließ den Feind bis an die Schutzwehr, die lorica, vordringen. Thaten die Fernwaffen ihre Wirkung, lockerten sie die Geschlossenheit des Angriffs, dann gaben die Führer, die sich gewöhnlich auf einer Art Kanzel oder Observatorium in den Ecken aufhielten, um besser beobachten zu können und gesehen zu werden — das Zeichen zum Ausfalle. Der geschah dann durch die Principalthore und schwenkte in die Flanken des Feindes. Wer noch sein pilum hatte, schleuderte es; dann wurde zum Schwerte gegriffen. „Magna fit caedes" schließt Caesar kühl bei Schilderung solches Vorganges —: „es fand ein großes Niederhauen statt."

Es giebt noch einen wesentlichen Bestandtheil des römischen Kastells, das „Prätorium", die Kommandantur. Es war dies meist kein einzelnes Gebäude, sondern ein Gehöft; eine herrschaftliche Wohnung wie sie in Pompeji aufgedeckt sind; auch was wir Kapelle nennen können war vorhanden; umfriedet, um das Quartier der Herrschaft gegen das der Soldaten abzuschließen. Nicht nur die Befehlshaber der Garnison, auch vornehme Durchreisende, nicht selten die Kaiser — fanden in den Kastellen standesgemäße Unterkunft mit allem Comfort der üppigen Zeit. Meistens wohl nicht in dem nicht genügend geräumigen Prätorium im Kastell, sondern in besonderen Villen außerhalb. Die Prätorien waren nur Wohnstätten, nicht Vertheidigungsanstalten, gleich den Reduits oder Citadellen der späteren Befestigungskunst, oder wie die sogenannten Bergfriede und Donjon's mittelalterlicher Burgen. Bei dem Kampfgeist des römischen Soldaten waren solche Anstalten überflüssig; es kam nicht so weit, die Entscheidung fiel früher.

In Feldlagern biwakirte der Soldat; in den Standlagern schuf er sich Schutz in Hütten oder Zelten.

Das Soldatenquartier nahm den Raum zu beiden Seiten des Prätorium (latera praetorii) und vorwärts desselben (praetentura) ein. Im hinteren Theile des Castellhofes (retentura) war das Verpflegungs-

amt (quaestorium). Außerhalb gab es nicht selten eine kleine Barackenstadt, in der Händler und Schenkwirthe den Soldaten zu Diensten standen. „Canaba“ (Mehrheit Canabae) war der Name für die Anlage. Es ist wohl kein Zweifel, daß „Kneipe“ von diesem Worte stammt.

Eine nothwendige und für uns besonders werthvolle Beigabe der Kastelle waren die Begräbnißplätze. In ihnen hat sich das Meiste und Beste erhalten, was jetzt unsere Alterthum-Museen ziert.

Die Kastelle lagen 8 bis 14 Kilometer von einander; Hin- und Rückweg zwischen benachbarten sollte sich in einem Tage bewirken lassen.

Man legte die Kastelle an Straßen, die ins Ausland führten. In möglichster Nähe mußte Trinkwasser in reichlichem Maße zu beschaffen sein.

Man bevorzugte die Lage im freien Felde, ringsum zugänglich. Man vermied geradezu, was man später eifrig suchte: Anlehnung an steile Felswände, an Sümpfe und Gewässer. Freilich erschwert ungangbares Gelände den Angriff, aber in gleichem Maße das Ausfallen!

„Wer auf einer schön gelegenen Bergesspitze“, schreibt Cohausen, „weil sie ihm gefällt, eine römische Befestigung sucht, kennt eben die römischen Kastelle nicht, und was dem entgegen behauptet worden von Monc und Krieg und allen, die ihnen nachgetreten sind, sind nur hübsche Phantasien.“

Mone hat 1845 eine Urgeschichte des badischen Landes veröffentlicht. Krieg von Hochfelden's, 1859 erschienene Geschichte der Militär-Architektur nennt Cohausen selbst verdienstvoll und bahnbrechend; aber falsche Vorstellungen läßt er ihm doch nicht durchgehen.

Cohausen sieht in den Befestigungsanlagen auf Bergkuppen, die früher als römische angesprochen worden sind ausschließlich mittelalterliche. „Niemals ist aus einem römischen Kastell eine mittelalterliche Burg gemacht worden.“

Cohausen kann ja Unrecht haben, und die kommenden Reichs-Spatenforscher, die Limes-Schliemanns, belehren uns eines Besseren; aber ein Nachbeter ist Cohausen jedenfalls nicht. Und als Kenner seiner Vorgänger hat er sich dabei ausgewiesen — oberflächlich ist seine Kenntniß römischer Kriegsalterthümer nicht!

Es sind noch nicht alle Kastelle nachgewiesen; insbesondere sind die der rätischen Linie eine offne Frage. Cohausen hat rund deren 50 zusammengebracht. Sie gehören sämmtlich dem überrheinischen Limes an. Das werthvollste Ueberbleibsel unter allen Römerkastellen des Limes ist das von einer späteren, unkritischen Zeit Saalburg benannte.

Die Saalburg gehört jener Strecke an, die im Wesentlichen der Wasserscheide zwischen Main und Lahn nachgeht.

In der Nähe befindet sich eine Redoute und ein zweites, „Preußenschanze“ genanntes Erdwerk — beide wahrscheinlich von 1792, und Zeugnisse von der militärischen Bedeutung des hier vorhandenen Gebirgspasses.

Neben verhältnißmäßig guter Erhaltung hat wohl die Nähe des etwa nur eine gute Stunde entfernten Homburg (vor der Höhe) den Ruf der Saalburg begründet. Mehrere Mitglieder des preußischen Königshauses haben sie zufolge dieser Nachbarschaft kennen gelernt, wiederholt besucht und ihr Interesse durch pekuniäre Unterstützung bethätigt. Die Nachgrabungen (bei denen Cohausen fortgesetzt betheiligt gewesen) haben so viele Funde geliefert, daß es gelohnt hat, in Homburg ein eignes Saalburgmuseum zu stiften.

Dieses Römerkastell ist ein fast geometrisch genaues Rechteck von 221,45 m und 147,18 m; die Ecken mit 12 m Halbmesser abgerundet. Die prätorische und die Zehnterpforte liegen in der Mitte der schmalen Seiten, die Principalthore, innerhalb durch eine breite Querstraße verbunden, so, daß der Retentura genannte hintere Theil des Kastellhofes ein Drittel des Ganzen beträgt. Das Prätorium und alle sonstigen in der vorhergegangenen allgemeinen Beschreibung erwähnten baulichen Anlagen sind nachzuweisen: Bemerkenswerth ist, daß jene Schutzmittel der schwachen Punkte (die ohne Zweifel die Thore bilden), die später und bis auf den heutigen Tag für nöthig erachtet wurden und werden, nämlich Grabenbrücken mit Zugklappen und Brückendeckwerke, hier (wie auch bei allen andern Kastellen, wo es sich beurtheilen läßt) verschmäht worden sind. Der Graben ist vor den Thoren einfach unterbrochen, der gewachsene Boden als Damm stehen gelassen. Die Maßregel ist kennzeichnend für den offensiven Geist, der den römischen Soldaten auch bei seinen Vertheidigungsanstalten leitete.

Der Graben der Saalburg ist nicht einfach, sondern besteht aus zwei so dicht wie möglich neben einander laufenden Spitzgraben; eine Erschwerung des Herankommens. Wer gleichwohl den Graben überschritten hatte, stand nun vor einer Mauer von muthmaßlich 4 m Höhe. Diese Mauer bildete theils die Bekleidung des dahinter angeschütteten Dammes, theils ragte sie frei über die Dammkrone, die zugleich den Wehrgang bildete, empor. In ihr wechselten Zinnenscharten (nur in Brusthöhe deckend) und das was die mittelalterliche Kriegsbaukunst „Wimperge“ nannte (in voller Mannshöhe deckend); wir haben hier wieder was Caeser loricam pinnasque genannt hat.

Bei Gelegenheit der Limesdebatte am 16. Januar empfahl der bayerische Abgeordnete Tröltsch das bei seiner Heimath — Weißenburg am Sand in Mittelfranken — vor einigen Jahren entdeckte Kastell Biricianis, als ein der Saalburg ebenbürtiges.

Von den Kastellen wenden wir uns zum zweiten Converting Haupttheile der Limesanlage, zu jener materiellen Schranke, die, der Grenzlinie nachgehend, dieselbe markirte, aber auch zugleich sperrte und, wenn auch nicht unüberschreitbar, doch schwer passirbar machte.

Nur versprengte Notizen in den auf uns gekommenen Schriftstellern stehen uns zu Gebote; eine einigermaßen zusammenhängende Baugeschichte giebt es nicht; die Conjectur, die Muthmaßung, die Wahrscheinlichkeitsrechnung haben freien Spielraum. Mommsen läßt es dahin gestellt, ob nicht der Limes zunächst ein bloßer Grenzweg gewesen sei, und ein fleißiges Begehen desselben, ein Abpatrouilliren stattgefunden habe. Daß später eine wirklich körperliche Schranke zu jener polizeilichen hinzugekommen ist, lehrt der Augenschein. Vielleicht zuerst — wenigstens streckenweise — in Form des Verhaues. Kaiser Hadrian (117 bis 138) unternahm eine fast siebenjährige Reise durch die Provinzen. Er soll sie großentheils zu Fuß zurückgelegt haben. Er inspicirte aufs Sorgfältigste auch die Germanengrenze und den Grenzschutz. Was sein Biograph Spartian (nach Mommsen vita Hadriani 12) über die Limesanlage berichtet, die der Kaiser da angeordnet habe, wo nicht Flüsse die Barbaren abschieden — läuft auf einen Verhau hinaus, denn obwohl die Vokabeln „mauerartig“ und „Zaun“ oder „Vermachung“ vorkommen, so schildern doch die Worte „auf den Grund hingeworfen und verstrickt“ — den Verhau; ja, aus dem gebrauchten Hauptworte stipes möchte man auf einen sogenannten natürlichen (im Gegensatze zu geschlepptem) Verhau schließen, bei welchem die Bäume an Ort und Stelle verbleiben, mit den im Boden steckenden Stubben noch zusammenhängend*).

Daß in Waldstrecken, wo der Boden zufolge starker Verwurzelung schwierig zu behandeln war, man sich mit dem Aushauen von Schneusen und Herstellung von Verhauen gelegentlich begnügt haben möge, ist auch Cohausens Ansicht. Die endgiltige Form und Norm für den Rhein-Limes war jedenfalls das Grundelement der römischen Feld- und

---

*) Die Stelle ist technisch interessant, und da der Verfasser der vorliegenden Darstellung gleich Cohausen sein wenig jüngeres Gymnasiallatein wohl auch nur mangelhaft conservirt hat, mag sie im Originale hergesetzt werden. Es heißt: Das Absperren gegen die Barbaren sei erfolgt: stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus iactis atque conexis.

Lagerverschanzung: der aggor — Grabenaushebung und Damm-Anschüttung.

Der römische Limes hat heut in den verschiedenen deutschen Gauen die er durchzieht verschiedene Namen. Die bekanntesten sind „Pfahlgraben" und „Teufelsmauer".

Jene Bezeichnung wird auf die rheinische, diese auf die Donau-Linie angewendet. Ersteres mit Recht; Letzteres weniger begründet, denn es sind nur zwei Strecken, zusammen ein Siebentel der rätischen Linie, die das Landvolk der Gegend Teufelsmauer nennt; die andern sechs Siebentel heißen Pfahlranken, Pfahlrain, Pfahlheck; auch einfach der Pfahl oder die Pfähl.

Die Stammsilbe „Pfahl" spielt demnach eine sehr bedeutende Rolle, und man kann es den Gelehrten nicht verdenken, wenn sie — das Nächstliegende in's Auge fassend — sich den Pfahlgraben in seiner ganzen Ausdehnung palissadirt vorstellen*). Cohausen nennt diesen Gedanken einen „militärisch und technisch so monströsen", daß er nur von Leuten erdacht sein könne, denen das Sachverständniß abgegangen sei. Er hat es für überflüssig erachtet, sein Urtheil durch eine kleine Rechnung zu begründen. Aber wer weiß, ob es so überflüssig war! Die Rechnung ist dabei sehr einfach und leicht. Es ist ein taktischer Elementarsatz, daß ein Hinderniß keinen Werth hat, wenn es nicht vertheidigt wird. Man mußte also eine sogenannte „defensible Palissadirung" (loricam pinnasque) herstellen. Der römische Soldat brauchte, um mit freiem Armschwunge das pilum schleudern zu können rund 3 Fuß Frontraum. Aber eingliedrige Besetzung reichte nicht aus; für jeden außer Gefecht Gesetzten mußte ein Ersatzmann zur Stelle sein. Man bedurfte also rund doppelt so viel Mann als die Grenzwehr Meter lang war.

Bei der Feindseligkeit und Kriegslust der Barbaren war jeden Augenblick, an jedem Punkte ein Anfall zu gewärtigen. Natürlich brauchte die Besatzung nicht Tag und Nacht hinter der Palissade zu stehen, aber sie mußte vorgesehen sein, sie mußte — von allen Posten im Landesinnern, von allen Reserven abgesehen, — allein zur Besetzung des Pfahlgrabens (die Mainlinie haben wir abgezogen) 1 000 000 Mann betragen, oder — wenn wir, der Freundschaft der Hermunduren trauend, auch noch den limes raeticus abziehen — doch rund 600 000 Mann!

*) Mommsen, der es offen bekennt, daß die Technik außer seiner Kompetenz läge, sagt vorsichtshalber vom Limesdamme: „mag er palissadirt gewesen sein oder nicht".

Letzteres immer noch mehr als das Zehnfache von der Truppenmacht, die je die Rheingrenze geschützt hat.

Das Militärisch-Monströse der Palissadentheorie wäre hiermit wohl nachgewiesen; das Technisch-Monströse leuchtet ein, wenn man erwägt, daß der Limes eine auf Dauer berechnete Anlage war. An Holz hätte es in dem waldreichen Germanien ja nicht gefehlt, aber dauerhaft wäre die Anlage nicht gewesen, zumal bei dem damals noch viel feuchterm Klima und bei den vielen unregulirten wasserhaltigen Sumpf- und Moorstrecken. Jahr aus Jahr ein wären die Kastellbesatzungen mit Holzfällen, Palissadenschneiden und Zuspitzen, Ausmerzen und Ergänzen beschäftigt gewesen.

In seiner kleinen, polemisch-instruktiven Flugschrift räth Cohausen den Reichs-Limesforschern, sie möchten doch ja nach Palissaden graben, besonders auf der rätischen Linie, wo das Wort „Pfahl" eben so häufig vorkäme — vielleicht gelänge es ihnen . . . . die Palissadenfrage aus der Welt zu schaffen. Ihm ist natürlich nicht bange, daß sie etwas finden könnten.

Die Bezeichnungen des Grenzabschlusses durch „Pfahl" oder Zusammensetzungen mit diesem Worte sind wahrscheinlich so alt wie der limes selbst, denn dieser officielle, schriftlateinische Name ist wohl nie volksthümlich gewesen; jedenfalls ist er nach dem Sturz der Römerherrschaft verschollen.

In einer Schrift aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts heißt es von einer Oertlichkeit, sie werde palas genannt. Das Wort sieht lateinisch aus, ist es aber nicht. Ohne Zweifel hat der gebildete Fremde, was er aus Barbarenmunde vernommen zu veredeln gemeint, indem er ihm die lateinische Endung gab. Noch heut spricht z. B. der Koblenzer kein Pf aus, sondern läßt das in das Neuhochdeutsch eingeschmuggelte, sprachgeschichtlich unbegründete f fallen. In „Pal" erkennt man sofort die Identität mit palis, vallus u. s. w.*).

---

*) Mommsen sagt (Fußnote S. 141): „ob die Gegend „Palas", die Ammian 18, 2, 15 erwähnt, damit zusammenhängt, ist zweifelhaft". Für mehr als eine Vermuthung giebt es Cohausen auch nicht aus.

Für Leser, die Zeit und Geduld haben (andernfalls kann der Rest dieser Fußnote ungelesen bleiben) sei noch hinzugefügt, daß Ammian zwei Wörter — für ihn Fremdwörter — als örtliche Bezeichnung im Decumatenlande giebt: „ . . . cui capellatii vel palas nomen est." In der Verlegenheit, was mit dem in der gesammten römischen Literatur kein zweites Mal vorkommenden „capellatii" anzufangen sei, hat man sich vorgeredet, es könne damit wohl ein Barbarenwort, etwa „Gepfähl" wiederzugeben versucht worden sein. Hübner (Grenzwallstudien von 1885 S. 77) findet einen Anklang an „capellaccio", wie im Italienischen der Mauerstein heiße. Er schließt dann: „so daß das Werk leicht nach dem einen seiner Bestandtheile „die Mauer"

Cohausen versucht es plausibel zu machen, daß der Ursprung der Benennung in den römischen Grenzpfählen zu suchen sei.

Der Pfahlgraben war eine Kulturgrenze. Was innerhalb desselben lag war bereits fruchtbares Acker- und Wiesenland, oder wurde es unter römischer Hoheit. Jenseits herrschte noch der Urwald vor; durch Unterholz und umgebrochene Stämme ungangbar. Die Thalsohlen, wo noch keine Mühlen angelegt waren mit Sammelteichen, Wehren und Schleusen, die den Wasserabfluß regelten, waren mit Gestrüpp bedeckt oder mit Gerölle, oder versumpft. Wer nicht Böses im Schilde führte, nicht schmuggeln oder Vieh- und Menschenraub treiben wollte, hatte übrigens gar keine Veranlassung, sich durch die Wildniß Bahn zu brechen, um zur Grenze zu gelangen.

Es gab zahlreiche Wege, auf denen Handel und Verkehr herüber und hinüber wechseln konnten. Die Hermunduren jenseits der Donaugrenze waren, wie bereits erwähnt, Rom überhaupt freundlich gesinnt; erst spät haben sie sich dem Alamanenbunde angeschlosseen, dem schließlich Rom das Dekumatenland überlassen mußte. Auch die Chatten waren nicht immer auf dem Kriegspfade.

Die meisten, in ehrlichem Gewerbe Reisenden von drüben haben vielleicht nie etwas Anderes vom Limes zu Gesichte bekommen als den Punkt, wo ihre Straße ihn kreuzte. Da trat ihnen das Hoheitszeichen der Weltmacht Rom entgegen in Gestalt des Grenzpfahls. Wie oft mag der Erste eines Trupps, aus dem Waldesdickicht tretend, gerufen haben: „Da ist der Pfahl!"

In Gemäßheit einer alten, weitverbreiteten Sprachgewohnheit ist dann „pars pro toto", ein Theil für die Gesammtheit gesetzt worden.

Viel später, als die Fluthen der Völkerwanderung abgelaufen und verhältnißmäßig feste politische Verhältnisse eingetreten waren, hat die

---

(daher Teufelsmauer) nach dem anderen „die Pfähle" (palas) genannt werden konnte".

Ammian spricht von der Gegend „wo durch Grenzsteine die Gebiete der Alamannen und der Burgundionen geschieden waren". Er kann wohl in der That rätischen oder Mauer- und germanischen, oder Graben-Limes gekannt haben. Nichts desto weniger erscheint Hübners Konjektur gezwungen. Es macht sich dabei wieder seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Pfahl- oder genauer Palissadentheorie geltend; der Punkt, in dem er dem sonst von ihm so hoch verehrten Cohausen hartnäckig Widerstand leistet.

Daß ein Lateinkundiger wie Prof. Hübner in denselben Worten (Vita Hadr. 12) die Schilderung der Palissade erkennt, die ein Lateinoberkundiger wie Prof. Mommsen unbedenklich als Beschreibung des Verhaues auffaßt — darüber erlaubt sich der Laie keine andere Bemerkung, als die, daß die fragliche Stelle (falls es nicht schon geschehen) unter die cruces philologorum einzureihen sein möchte.

große Masse der Bevölkerung das Römerdenkmal in seiner ganzen Ausdehnung erst kennen gelernt.

Die Römer und ihre Grenzpfähle waren verschwunden, aber ihr wunderbares Werk, der Graben, der meilenweit über Berg und Thal lief, war geblieben — wie natürlich, daß aus alter Ueberlieferung und neuer Anschauung „Pfahlgraben" zusammengeflossen ist!

Das konnte nur auf der rheinischen Strecke geschehen, denn nur auf dieser haben die Römer einen Graben ausgehoben. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß binnenwärts von dem ausgeschachteten Boden ein Damm gebildet worden war. Der Graben war so vorwaltend, so kennzeichnend, daß einzelne (seltene) Abweichungen nicht zu beachten sind. Diese bestanden darin, daß wenn die gewünschte Fluchtlinie auf einen steilen Abhang stieß, längs dessen sie fortgeführt werden mußte, man auf die Ausschachtung verzichtete und sich mit einem Anschnitt des Hanges begnügte, eine Terrasse bildete. Es kommen Punkte vor, wo die angeschnittene Berglehne feldwärts d. h. nach der feindlichen Auslandseite ansteigt. Militärisch oder fortifikatorisch ungeschickter kann nichts gedacht werden, und da die Römer in diesem Fache ungeschickt doch wahrlich nicht gewesen sind, so folgt zwingend, daß sie in ihren langen Linien eine Vertheidigungsstellung eben gar nicht haben schaffen wollen.

Auf der rätischen oder Donaustrecke kommt (abgesehen von der „Teufelsmauer", dieser Ausgeburt des Aberglaubens) keine örtliche Bezeichnung vor, die auf „Graben" zu deuten wäre. „Ranken" ist wahrscheinlich ein dialektisches Gleichwort mit „Rain". Da letzteres in das Neu-Hochdeutsch aufgenommen ist, weiß Jeder, daß es einen beras'ten Grenzstreifen zwischen Aeckern bedeutet. Als solcher, und zwar in der Form einer niedrigen, beiderseits sehr flach verlaufenden dammartigen Erhebung hat sich auf lange Strecken der Limes nur erhalten; vielfach — zumal in Hopfen und Weingärten — ist er spurlos verschwunden. Gleichwohl steht unzweifelhaft fest, daß auf der Donaulinie der Limes nicht als agger d. h. Erddamm, sondern als Mauer hergestellt war.

Da, wie herkömmlich, die materielle Kultur der geistigen, insbesondere der Archäologie auch hier das Leid zugefügt hat, in den werthvollsten alten Bauwerken nichts gesehen zu haben, als Steine zum Haus- und Wegebau, die umsonst zu haben waren, so ist wenig von der Mauer übrig, und nirgends so viel, daß sich erkennen ließe, ob die Mauer eine vertheidigungsfähige gewesen ist, oder nur eine Schranke. Wer der Verurtheilung der Palissadirung des Pfahlgrabens zustimmt, wird über die Mauer nicht anders denken. Als passives

Hinderniß war sie ja bedeutender als der agger mit seinen Erdböschungen; die Vertheidigungsfähigkeit hätte gleich unerschwinglichen Aufwand an Truppen bedingt. Und was den unversöhnten Chatten gegenüber unausführbar erschienen war, das sollte die römische Kriegsverwaltung den wohlgesinnten Hermunduren gegenüber für nöthig erachtet haben?

Was kann aber der Grund gewesen sein zu dem auffallenden Systemwechsel vom Erd- zum Mauerbau? Vielleicht hatte Hadrian in Sachen des Kriegsbauwesens einen anderen Geschmack als seine Vorgänger. Das vallum Hadriani in Britannien, zwischen Nordsee und Solwayfirth, 110 km lang, ist eine Mauer gleicher Art wie der rätische Limes! Ein zweiter, nicht hypothetischer sondern positiver Grund liegt in der Bodenbeschaffenheit; der Felsgrund der Juraformation liegt längs der rätischen Linie überall nahe unter Tage. Da war Steinbrechen und Bruchsteinmauerwerk aufführen (meist trocknes, nur stellenweise in Mörtel) bequemer und förderlicher. Je tiefer man eindringt, desto härter wird das Gestein. Man suchte daher lieber im weiten Umkreise die durch Verwitterung gelockerten oberen Schichten zusammen. Daher gab es keinen Graben, sondern nur eine Mauer.

Die Vertheidigung der Grenze ging von den Kastellen aus, die meistens nur einige hundert Schritt, höchstens einen halben Kilometer hinter der Grenze lagen; eine lineare Besetzung der langen Linien ist für undurchfürbar erklärt worden. Aber beobachtet, bewacht mußten die Linien werden. Zu diesem Zwecke waren sie mit Wartthürmen besetzt. Es ist gleichgiltig, daß diese Thürme theils rittlings auf der Linie (was nur bei der Mauer thunlich war) theils dicht hinter ihr standen; nur über ihre Einrichtung und den Dienstbetrieb Näheres zu wissen ist lehrreich.

Die Thürme waren keine Vertheidigungsanlagen. Dazu waren sie zu klein, also auch ihre Besatzung zu klein und — wahrscheinlich diese auch wenig kriegstüchtig. Legionstruppen in diese Wartthürme zu verzetteln schmeckt nicht nach römischer Kriegskunst*).

Aus guten Gründen schließt Cohausen, daß ein Thurm 3 Mann Besatzung gehabt haben werde. Ein Mann war jederzeit im Dienst, der Thurmwächter im engeren Sinne; ein zweiter, der von Wache ge-

*) Darüber wissen wir allerdings gar nichts; wissen namentlich nicht, ob die Kastellbesatzungen etwa täglich die Thurmwachen gestellt haben oder ob diese zu permanentem Dienste aus der Landesbevölkerung genommen worden sind. Sehr wahrscheinlich ist aber eine Organisation halbwegs militärisch gebildeter Grenzer. Man kann wohl auch an unsere Bahnwärter anknüpfen.

kommen war, durfte sich pflegen und ausschlafen; der dritte beging die Strecke gleich den heutigen Bahnwärtern. Oder er hatte Ordonnanzdienst und machte Meldegänge in das Kastell, zu dem der Thurm gehörte. Durchschnittlich mögen 10 Thürme auf ein Kastell gekommen sein.

Es ist wenig von den Thürmen erhalten; selbstredend kein einziger ganz. Wenn sich gleichwohl ein ähnliches Porträt von ihnen entwerfen läßt, so geschieht das nicht nach der Natur, sondern nach der Trajanssäule in Rom.

Die Thürme hatten stets quadratischen Grundriß; Seitenlänge von 4 bis 5 m im Aeußern, 2 bis 3 m im Innern. Sie hatten stets ein massives Untergeschoß; darüber ein Obergeschoß das theils massiv, theils Fachwerksbau gewesen zu sein scheint. Der Aufgang im Innern erfolgte nur mittelst Leitern. Die Wände gingen gerade auf, aber das Obergeschoß umzog eine ausgekragte Holzgallerie. Der Abschluß bestand in einem pyramidalen Dache aus Brettern. Die Spitze desselben enthielt das Rauchloch, das aber mit einem Deckel geschlossen werden konnte. Die 3 auf der Trajanssäule dargestellten „Speculae“ (Mommsen folgert aus einer Inschrift, daß die Wartthürme des Limes „burgi“ genannt worden sind) zeigen die gleiche Anordnung; alle 3 auch eine aus dem Obergeschosse herausgestreckte brennende Fackel. Diese muß etwas Wichtiges gewesen sein. Vielleicht leuchtete sie dem nächtlichen Begeher der Strecke, vielleicht diente sie zu Signalen von Thurm zu Thurm bis zurück in das Kastell. Bei Tage mögen Rauchsignale an die Stelle getreten sein. Endlich zeigen alle 3 Thurmabbildungen einen umlaufenden Brett- oder Palissadenzaun, aber so dicht am Mauerwerk, daß man nicht einsieht, was die Anlage genützt haben kann. Die Trajanssäule liefert jedoch auch noch das Bild eines einstöckigen Hauses mit Satteldach. Auch dieses Gebäude ist eingefriedigt, aber in größerem Umkreise. Nehmen wir hierzu wirkliche Wahrnehmungen im Gelände, so erscheint die Folgerung gerechtfertigt, daß hier und da — je nach Bedarf — einem Thurme ein kleines Gehöft sich angeschlossen haben mag, in dem wahrscheinlich ein verheiratheter Thürmer Weib und Kind und vielleicht etwas Vieh unterbringen durfte. Theilen wir ihm wie einem modernen Bahnwärter noch ein Fleckchen Acker- und Gartenland zu, das er in seinen dienstfreien Stunden und mit Hilfe seiner Familie bebaut .... Ein Idyll am Pfahlgraben!

Es wird nicht immer idyllisch dort zugegangen sein. Der kleine Grenzkrieg gegen Schmuggler und Raubgesellen wird auch in den langen Friedensjahren nicht geruht haben.

Wenn man sich ausmalt, wie es in diesem kleinen Kriege wohl zugegangen sein mag, so kommt man zu der Ansicht, daß der Limesdamm, (vulgo Grenzwall) wenn er auch keine defensible Pallissade trug, oder sonst wie zu Besetzung und Vertheidigung eingerichtet war, gleichwohl fortifikatorischen Charakter gehabt hat: er war ein Hinderniß. Ein Annäherungshinderniß nicht; weil er nicht vertheidigungsfähig war; ein Einbruchshinderniß kaum, wenigstens auf der Rheinstrecke nicht, weil Erdböschungen rüstige Männer nicht abhalten; aber ein Ausbruchs- ein Rückmarschhinderniß war er. Mit leeren Händen kam der Feind, aber mit Beute beladen, Vieh treibend, vielleicht Karren führend (gleichfalls gestohlen), auf die geraubte Weiber und Kinder geworfen waren, die sich loskaufen sollten — so mußte er gehen. Damm und Graben waren jetzt nicht mehr passirbar. Also mußte ein Ausgang forcirt werden. Aber der Ausgang war verrammelt! Denn wenn die Thurmwächter und Streckenwärter ihre Schuldigkeit gethan hatten, so hatten sie dem Eindringen zwar nicht wehren können, aber sie mußten es gemerkt haben. Sie hatten dann schleunigst ihre Alarmirungsfackel ausgesteckt und dann die nächsten Ausgänge gesperrt. Wenn die Einbrecher nach vollbrachter Arbeit heran kamen, um nun auszubrechen, da werden die wenigen Vertheidiger, auf ihrer Thurmgallerie, nachdem sie die Leiter hochgezogen, ziemlich sicher und in der Lage gewesen sein, dem nach dem Ausgange drängenden Feindeshaufen allerlei unangenehme Dinge auf die Köpfe zu werfen; Weiber und Kinder mögen dabei mitgewirkt haben. Gleichwohl mag der Ausbruch manchmal gelungen sein; manchmal aber auch nicht; die Kastellbesatzung wird noch zurecht gekommen sein, um mit den Störenfrieden aufzuräumen.

Die Friedensjahre — abgesehen von gelegentlichen Chatten-Unruhen — währten bis zum Jahre 213. Damals erscheint zuerst der Name Alamannen. Er bezeichnet keine besondere Völkerschaft, sondern einen Bund der Beherztesten und Kriegslustigsten aus verschiedenen Stämmen, und zwar der Kern bestehend in aus dem Osten heranrückenden Schaaren, die dem fast erloschnen Widerstande der dem Rheine zunächst wohnenden Germanen neue Kraft verliehen haben. Selbst die so lange friedfertigsten aller Germanen, die Hermunduren, traten dem Bunde bei.

Von da an hören die Kriege am Rhein nicht auf, und es beginnt die Zeit der Meisterlosigkeit im römischen Staate oder vielmehr in der römischen Kriegsmacht; jene Zeit wo die Legionen in den Provinzen ihre Anführer zu Kaisern erhoben.

Im Jahre 253 marschirten die rheinischen Legionen nach Italien, um ihren Kaiser Valerian gegen den von der Donauarmee erwählten Aurelian durchzusetzen, was begreiflicher Weise einen neuen germanischen Vorstoß zur Folge hatte. Diesmal am Unterrhein und unter Einführung eines zweiten neuen Namens in die Geschichte, der den der Alamannen weit zu übertönen berufen war — den der Franken.

Des Valerian Sohn Gallienus hielt die Barbaren noch einigermaßen im Zaume. Nach seines Vaters Gefangennahme durch die Perser (259) wurde er selbst Kaiser, blieb aber fast auf Italien beschränkt, da in den Provinzen ringsum die Legionen sich selbst ihre Kaiser machten. Gallienus ist der letzte Kaiser, dessen Name auf rechtsrheinischen Denkmälern gefunden wird. Im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts war das rechte Rheinufer für die Römer auf immer verloren. Seit den Tagen Domitians waren noch nicht ganz zwei Jahrhunderte verflossen. So lange hat also der römische Limes in Germanien bestanden. Seitdem ist er Ruine und Denkmal. Jahrhunderte lang vergessen und verachtet und mißhandelt vom Pfluge und von der Hacke des Steinbrechers; vom erwachenden geschichtlichen Sinne wieder entdeckt, besucht und untersucht, besichtigt und beschrieben, aber nicht wirksam geschont und gesichert gegen fernere Mißhandlung.

Der englische Spaziergänger vom September 1884 fragt in seinem „Walk along . .“ „Warum erklären die Deutschen ihn nicht für ein Nationaldenkmal und erhalten die Reste?“

Hoffentlich ist die Reichstagssitzung vom 16. Jan. 1892 der Beginn einer Antwort.

Franz von Lisola,

ein österreichischer Staatsmann des 17. Jahrhunderts.

Von

J. Haller.

Auch die Geschichte hat ihre Stiefkinder! Wenn schon die Forschung sich mit Vorliebe zuerst den Zeiten zuwendet, wo in großen Erregungen und mächtigen Kämpfen die Summe eines langsam vorbereitenden Processes gezogen wird, wenn neben ihnen für den Gelehrten jene andern Jahre oft lange genug zurück stehen müssen, in denen ein solcher Proceß des Werdens und Vergehens sich wohl im scheinbar wirren, fast zufälligen Lauf der Begebenheiten zu vollziehen pflegt, — wer wollte es da dem Laien verargen, daß auch für ihn die Namen solcher „Uebergangszeiten" eben nur Namen bleiben? Und doch ist beispielsweise die Epoche des Westfälischen Friedens für die spätere Gestaltung der abendländischen Welt von größerer Tragweite gewesen, als man wohl gemeinhin annimmt. Dort steht die Wiege des modernen Staates, dort die der Toleranz und Aufklärung; mittelalterlich feudales Ständethum und mittelalterliche Religionskriege finden dort ihr Grab. Und was ist die heutige französische Revanchеidee anderes, als die letzte Consequenz jener Besitzergreifung von Elsaß und Lothringen, die sich unter Mazarin und Louis XIV. vollzog? was die orientalische Frage anderes, als die umstrittene Erbschaft jener großen Türkenkriege, die in unserer Erinnerung untrennbar mit dem Namen des Prinzen Eugen verbunden sind? was endlich das deutsche Reich anderes, als die reife Frucht von dem Baume, den einst der große Kurfürst pflanzte, als er aus lose vereinigten Landen einen Staat schuf? Während aber das Bild der zeitlich so viel entfernteren Reformationsepoche fast an einer Ueberfülle von Gestalten leidet, die in dem Bewußtsein jedes Gebildeten ein bekanntes, längst vertrautes Antlitz tragen, entbehrt die Vorstellung von den Jahren nach dem Westfälischen Frieden dieser lebensvollen Plastik ganz. Die im-

ponirende Figur des französischen Ludwig scheint die Gestalten seiner Zeitgenossen auch im Gedächtniß der späten Nachwelt noch zu erdrücken, und neben ihm verschwindet nicht nur der unscheinbare Habsburger Leopold, — auch ein Wilhelm von Oranien kommt nicht voll zur Geltung, und wirklich zu behaupten vermag sich — abgesehen von dem jüngeren Eugen von Savoyen — eigentlich nur der große Kurfürst von Brandenburg, die andere Erscheinung von geschichtlich providentieller Bedeutung: dort der erste und glänzendste Vertreter des von nun an für ein Jahrhundert herrschenden Typus des Fürsten, der in dem einen Ich des Herrschers zusammengefaßten, fest begründeten Staatsgewalt, — hier der Mann, der durch beispiellos tüchtige und aufopfernde Regierungsthätigkeit ein Staatswesen begründete, das, dem biblischen Senfkorn ähnlich, zu Anfang der kleinsten eines, im Laufe der Zeiten wachsend, vielen andern unter seine Zweige Schutz und Obdach zu gewähren berufen sein sollte.

Bei dieser beklagenswerthen Gestaltenarmuth einer so wichtigen Epoche ist es nun mit um so größerer Genugthuung zu begrüßen, wenn es in neuerer Zeit der archivalischen Forschung gelungen ist, aus dem Staube der Acten das Bild eines Mannes hervorzuziehen, dessen großartige, ja geniale Persönlichkeit kurze Zeit die Blicke aller Zeitgenossen auf sich gezogen hat, dann aber in völlige Vergessenheit gerathen, eben neuerdings erst hat wieder entdeckt werden müssen.

Zu Ende des Jahres 1673 erging von Paris aus an die französischen Truppen in Mastricht eine geheime Weisung, welche besagte, es werde demnächst der kaiserliche Gesandte im Haag, Baron de Lisola, mit französischem Geleitsbrief versehen, die Gegend passiren; man solle ihn abfassen, und wenn er dabei umkäme, wäre es auch kein Unglück, „parce que c'est un homme fort impertinent dans ses discours et qui emploie toute son industrie contre les intérêts de la France avec un acharnement terrible“. Wer war der Mann, der einem Louvois so gefährlich erschien, daß er selbst den offenen Völkerrechtsbruch, den gemeinen Mordanfall nicht scheute, um sich seiner zu entledigen? Sein Name wird in den Acten der Zeit oft genug genannt, man kannte ihn an den Höfen als besten und eifrigsten Diplomaten des Kaiserhauses, in weiteren Kreisen als einen stets schlagfertigen und gewandten Federfechter, in Paris als den unerbittlichsten und gefährlichsten Gegner der französischen Weltherrschaftsgelüste. Sein Name hatte in jenen Tagen eine gewisse Popularität erlangt, auch daß er schon 34 Jahre als Diplomat im Dienste Oesterreichs an verschiedenen Orten thätig gewesen war, wußte man. Wenige aber waren davon unterrichtet, welch bedeut-

same Rolle er schon einmal in den allgemeinen Angelegenheiten gespielt und mit welch entscheidendem Erfolge er einmal auch in die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates eingegriffen hatte*).

François Baron de Lisola, der kaiserliche Diplomat, war, wie so viele hervorragende österreichische Staatsmänner und Militärs jener Zeit, ein Fremder am Wiener Hofe. Es ist eine völlig internationale Gesellschaft, welche die Ferdinande und Leopold umgiebt, und oft genug sind gerade die Ausländer, die Montecuculi, Piccolomini und Bournonville in den höchsten Stellen thätig gewesen. Ein solcher Ausländer war auch Lisola: in der Nähe von Besançon geboren, aus italienischem Kaufmannsgeschlecht, das kürzlich den Adel erworben hatte, war er durch seine Geburt Unterthan Spaniens, früh aber in den Dienst der deutschen Linie des Hauses Oesterreich getreten. In seiner Jugend, in den Wirren des dreißigjährigen Krieges, die auch für seine Heimath gefährlich zu werden drohten, hat er sich als Führer einer popularen Revolution hervorgethan: die Nichtanerkennung eines ihm von der franzosenfeindlichen Partei der Bürger übertragenen Mandats durch die städtische Regierung von Besançon veranlaßte ihn zu einer Reise an den Kaiserhof (1639), die dazu führt, daß der 26jährige Dr. juris in den diplomatischen Dienst Ferdinands III. tritt.

In England war es, wo der junge Burgunder sich seine Sporen verdienen sollte, und er that es in anerkennenswerther Weise. Noch 1639 sehen wir ihn seine Mission nach London antreten, und schon 1640 erhält er wiederum einen Auftrag an dieselbe Adresse: er bleibt seitdem volle 5 Jahre am Hofe von St. James, wo er eine wichtige und folgenreiche Thätigkeit entfaltet, abgesehen von wiederholten amtlichen Reisen, theils nach Brüssel, theils nach Frankreich. Hier hatte er die Aufgabe,

*) Nachdem ein holländischer Forscher, P. L. Müller (Nederlands Eerste Betrekkingen mit Oostenryk 1870), zuerst die Aufmerksamkeit auf den vergessenen Staatsmann gelenkt, erschien 1873 ein Aufsatz von Jul. Großmann (im Archiv für öst. Gesch. Bd. 51), der die wichtige Thätigkeit des Mannes in den Jahren 1672 und 1873 eingehend behandelte. H. Reynald hat dann (Revue historique tome 27. 1885) seine Jugend und die diplomatischen Anfänge aufgehellt, A. F. Pribram 1887 seine Berichte aus den Jahren 1655—60 mit einer ausführlichen Einleitung herausgegeben (Arch. f. öst. Gesch. Bd. 70); wozu 1890 noch Einiges aus den Jahren 1660—64 gekommen ist (Urkunden und Aktenstücke zur Gesch. des Kurf. Friedr. Wilh. von Brandenburg Bd. XIV. 1). Die folgende Schilderung der Thätigkeit des bedeutenden Mannes und seiner Persönlichkeit stützt sich in der Hauptsache auf die oben genannten Actenpublicationen, nebenbei auch auf eigene Studien des Verf. auf dem reichhaltigen Gebiet der Flugschriftenliteratur, in der L. Hervorragendes geleistet hat. Der Verf. wünscht, ohne im Entferntesten auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben, weiteren Kreisen die Bekanntschaft eines Mannes zu vermitteln, dessen großartige Wirksamkeit eben durch die erwähnten neueren Publicationen deutlich hervorgetreten.

die unzufriedenen Großen gegen die Herrschaft Richelieu's zur Empörung zu treiben, was ihm zwar gelang, jedoch ohne daß die Erhebung ihren Hauptzweck, eine dauernde Schwächung Frankreichs, erreicht hätte. In England selbst bestand sein Auftrag darin, die Bemühungen Richelieu's zu bekämpfen: dieser wünschte in dem beginnenden Bürgerkriege zwischen König und Parlament eine Einigung zu vermitteln um die Kräfte Englands im allgemeinen Kampfe gegen Oesterreich-Spanien verwerthen zu können; Lisola dagegen wußte diese Vermittlungsbestrebungen zu vereiteln, indem er den Zwiespalt zu vergrößern, die Leidenschaften zu schüren suchte. Er hat unter den Wirren des Bürgerkrieges auch persönlich zu leiden gehabt: während einer Abwesenheit wurde sein Haus, in dem man einen Zufluchtsort der Papisten argwöhnte, von der aufgeregten Menge geplündert und demolirt. Seit 1645 zurückberufen, hat Lisola zuerst an den Verhandlungen des westfälischen Friedenscongresses Theil genommen, dann den damals wichtigen Posten eines Gesandten in Warschau bekleidet. Nach dem Jahre 1651 verlieren wir ihn aus dem Gesicht: es scheint, daß er in dieser Zeit am deutschen Reichstag thätig gewesen ist, doch fehlen bisher über diese Jahre die nöthigen Aufschlüsse. Erst 1655 erscheint er wieder auf der Bildfläche, diesmal an einer für die allgemeinen Geschicke entscheidenden Stelle, und wie wir sehen werden, auch mit entscheidendem Erfolge thätig.

Der 1. nordische Krieg und die preußische Souveränität (1655—60).

Im westfälischen Frieden hatte sich der Kaiser entschließen müssen, die bis dahin stets festgehaltene Verbindung mit der spanischen Linie seines Hauses aufzugeben, diese in ihrem Kampfe mit Frankreich sich selbst zu überlassen. Das ausdrücklich im Friedensinstrument enthaltene Verbot, Spanien zu unterstützen, ebenso wie das eigene Ruhebedürfniß bewirkten, daß die österreichische Politik in den nächstfolgenden Jahren an den westeuropäischen Verwickelungen nicht eigentlich theilnahm: ihre ganze Aufmerksamkeit schien auf innere Erholung, Sicherung der Kaiserkrone und eines gewissen Maßes von Einfluß in Deutschland gerichtet. Dies änderte sich, als der staunenerregende Siegeszug, mit dem der Schwedenkönig Karl Gustav im Herbst 1655 die gesammte polnische Macht im ersten Anlauf zu Boden warf, die österreichische Regierung wegen der Sicherheit ihrer Erblande in Besorgniß versetzte. Bei der unberechenbaren Tollkühnheit der auf Kriegsbeute angewiesenen Schweden und ihres Königs lag die Befürchtung eines plötzlichen Stoßes in die kaiserlichen Lande nahe genug; schon damals haben sich von ver-

schiedenen Seiten her begehrliche Blicke auf Schlesien gerichtet. In dieser gefahrvollen Lage wurde nun Lisola der schwierige Auftrag, vom Schwedenkönig die Annahme der kaiserlichen Vermittelung zu erlangen. Im Herbst des Jahres 1655 begiebt er sich auf den Schauplatz der Ereignisse und damit beginnt diejenige Periode seiner Thätigkeit, die für die Folgezeit von der größten Bedeutung, für seinen Herrscher vom höchsten Nutzen, für ihn selbst durch das Bewußtsein erfolgreichen Wirkens werthvoll geworden ist; eine Thätigkeit, von der seine zahlreichen, stets interessanten und unterrichtenden, dabei meist trefflich geschriebenen Gesandtschaftsberichte ein klares und anschauliches Bild geben. Rasch hat er sich über die ihn umgebenden Verhältnisse unterrichtet, eine Menge werthvoller Beziehungen angeknüpft. Er durchschaut die Menschen, mit denen er zu thun hat, und charakterisirt sie treffend; er sieht ihre Absichten und Pläne frühzeitig voraus, und weiß sich so sehr in die Lage derer, mit denen er verhandelt, hineinzuversetzen, daß diese ihn mitunter direct um seinen Rath angehen. Daß der Schwede die kaiserliche Vermittlung nicht acceptiren werde, steht ihm bald fest: es erfolgte in der That eine Abweisung in schroffster Form. Aber Lisola ist nie der Mann, sich sklavisch in den Grenzen des ihm ertheilten Auftrags zu bewegen. Er legt seiner Regierung einen auf Grund eigener Anschauung der Dinge gefaßten Plan vor, welcher dahin geht, in Allianz mit Polen zu treten und dieses mit Brandenburg auszusöhnen, um dann mit vereinten Kräften gegen die Schweden vorzugehen. Seine Regierung folgt ihm hierin, und der anfangs beim Schwedenkönig beglaubigte Gesandte erhält nun den Auftrag, zwischen Polen und dem großen Kurfürsten zu unterhandeln. Es ist Lisola's Verdienst, die Lage des letzteren sofort durchschaut zu haben, wie es ebenso sehr sein Verdienst ist, daß die gewünschte Einigung schließlich zur Thatsache wurde. Friedrich Wilhelm hatte, durch die schwedischen Erfolge gezwungen, sich mit Karl Gustav gegen Polen vereinigen, sein Herzogthum Preußen von jenem zu Lehen nehmen müssen; brandenburgische Truppen hatten wesentlich zum Siege von Warschau beigetragen; bei alledem schwebte ihm das Project einer umfassenden Theilung Polens als Ziel der Kämpfe vor. Die ungünstiger werdende Lage des Königs benutzend, hatte er dann im Vertrage von Labiau jenem das Zugeständniß der Souveränität in Preußen abgezwungen, und diese preußische Souveränität war es nun, die hindernd zwischen ihm und Polen, seinem natürlichen Bundesgenossen stand. Die alternde polnische Republik konnte der Entwicklung des aufstrebenden brandenburg-preußischen Staates keine ernste Gefahr mehr bereiten, alles Schlimmste aber hatte dieser von Schweden zu fürchten:

von Schweden, das ihm schon im Westfälischen Frieden den Besitz der werthvollen vorpommerschen Küste entzogen hatte, das mit seinem erstrebten dominium maris baltici die Entfaltung einer selbständigen deutschen Macht in jenen Berichten schon im Keim zu ersticken suchen mußte. Immerhin verdankte Friedrich Wilhelm dieser unnatürlichen schwedischen Allianz die nicht zu verachtende preußische Souveränität, und er war entschlossen, lieber den gänzlichen Ruin seiner Lande zu ertragen, als von neuem in das Lehnsverhältniß zur Krone Polen zurückzukehren; diese aber sträubte sich begreiflicher Weise, die Abtrünnigkeit ihres Vasallen dergestalt noch zu belohnen. So war die Lage: der Kaiser bereits in Allianz mit Polen, die Unterhandlung mit Dänemark und Brandenburg behufs Bildung einer großen Coalition gegen den Schwedenkönig zwar im Gange, doch nirgends eine Entscheidung abzusehen, — da trat ein Ereigniß ein, das die Lage im höchsten Grade kritisch machte, zumal den Verhandlungen mit Brandenburg größere Wichtigkeit verlieh. Am 2. April 1657 starb Kaiser Ferdinand III., ohne daß es ihm gelungen wäre, seinem zweiten Sohne Leopold die Kaiserkrone zu sichern. Von diesem Augenblick an waren die nordischen Angelegenheiten und die Frage der Kaiserwahl untrennbar mit einander verknüpft. Dies der Grund, weshalb nun auch die französische Diplomatie mit allen Mitteln einzugreifen suchte. Es steht nach den neuesten Forschungen fest, daß Mazarin damals in der That daran gedacht hat, Ludwig XIV. die römische Krone zu verschaffen; indeß ist er mit diesem Project nicht eigentlich hervorgetreten. Wohl aber betrieb er die Ausschließung des Hauses Oesterreich mit der größten Energie und war unermüdlich im Ersinnen immer neuer Candidaten, um nur die Wahl Leopolds zu hintertreiben. Da mußte es ihm nun nicht nur auf Gewinnung der brandenburgischen Kurstimme ankommen: auch Schweden konnte im Kampfe gegen Oesterreich die wirksamsten Dienste leisten. Um dies zu können, mußte es aber aus der unliebsamen polnischen Verwicklung befreit werden, und so schickte nun Mazarin sich an, das Werk der Friedensvermittelung mit Nachdruck in die Hand zu nehmen. Umgekehrt kam der kaiserlichen Diplomatie alles darauf an, den Schwedenkönig durch Erweckung mächtiger neuer Gegner derartig zu beschäftigen, daß eine Gefahr für das Wahlgeschäft von ihm nicht zu befürchten war. Die große Frage der Zeit aber, ob es gelingen würde, dem Hause Oesterreich die so lange getragene Krone zu entreißen, die Frage, ob Habsburg oder Bourbon, sie ist nicht entschieden worden in der Versammlung der Kurfürsten zu Frankfurt, — die Würfel fielen in Polen und Preußen, an den Höfen des Königs von Polen und des Kurfürsten

von Brandenburg. Es war ein nicht genug zu preisendes Glück für Oesterreich, daß es damals an dieser entscheidenden Stelle durch einen seiner Aufgabe vollkommen gewachsenen Mann vertreten war, dessen heller Blick, nie versagende Schlagfertigkeit und nie ermüdende Thatkraft allen seinen Gegnern, Franzosen wie Schweden, den Rang abläuft. Mit der ihm eigenen Fähigkeit, sich die Menschen zu gewinnen, hat Lisola bald den schwachen König Johann Casimir und — was mehr werth ist — auch die kluge und ehrgeizige Königin Luise Marie von Gonzaga Nevers völlig für sich eingenommen. Er besitzt ihr Vertrauen in dem Maße, daß sie ihn um Rath fragen, wie dem zudringlichen französischen Gesandten zu antworten sei, daß sie von ihm sich die Note aufsetzen lassen, mit der man denselben in höflicher Form vom Hofe zu entfernen gedenkt; sogar einen Privatbrief, die Antwort auf ein Schreiben der Kurfürstin-Mutter von Brandenburg, muß Lisola gelegentlich für die Königin verfassen. So gelingt es ihm denn auch, nach Abschluß einer engen österreichisch-polnischen Allianz, den König zur Aufgabe seiner lehnsherrlichen Rechte über Preußen willig zu machen, und mit einer geheimen Instruction dieses Inhalts begiebt er sich im Sommer 1657 zu Friedrich Wilhelm, um in polnischem Auftrag die Aussöhnung zu bewerkstelligen, er, der österreichische Gesandte, allein im Besitz der entscheidenden geheimen Vollmacht! Am kurfürstlichen Hof findet er mächtige Widersacher: nicht nur „die Franzosen zischen und fletschen die Zähne öffentlich gegen ihn und sind empört, daß er irgend welches Vertrauen genießt"; auch der bisher leitende Minister des Kurfürsten, Graf Waldeck, ist sein entschiedener Gegner. Aber es fehlt auch nicht an kräftiger Unterstützung. Die Kurfürstin, ihr Vertrauter Otto von Schwerin, die Kurfürstin-Mutter, namentlich aber die Herzogin von Curland, die Lieblingsschwester Friedrich Wilhelms, schließen sich eng an ihn an; über das mannhafte Auftreten der letztgenannten Dame ist er stets voll Lobes, und ihrer bedient er sich auch gelegentlich, um in versteckter Weise, in Form eines anonymen Schreibens, die Entschließungen des Kurfürsten zu beeinflussen. Was aber die Hauptsache ist, er hat auch hier das Vertrauen des Herrschers in solchem Maße gewonnen, daß dieser ihm nicht nur die größte Intimität bei jeder Gelegenheit erweist, sondern ihn einmal sogar ganz direct um seinen Rath ersucht, als ob er nicht kaiserlicher sondern brandenburgischer Minister wäre. Lisola benutzt diese Gelegenheit sich durch verständnißvolles Eingehen auf die Lage des Kurfürsten, bei diesem für alle Zeiten Ansehen und Vertrauen zu erwerben, was ihm in der That vollkommen gelingt. In den Verhandlungen selbst bemüht er sich zwar, mit dem

Zugeständniß der preußischen Souveränität möglichst lange hinter dem Berge zu halten, jedoch ohne Erfolg, weil der Kurfürst bereits den Inhalt der geheimen Instruction vom polnischen Hof aus erfahren hat, sodaß Schwerin eines Tages den Inhalt des betreffenden Actenstücks dem bevollmächtigten Unterhändler zu seinem großen Staunen, wie er selbst gesteht, haarklein aufzählt. So rückt er endlich denn auch mit diesem letzten Punkte heraus, und der Vertrag scheint der Vollendung nahe: da kommt vom König eine neue Weisung. Man hat sich besonnen, man will auf die vom Kurfürsten als conditio sine qua non bezeichnete Souveränität nicht mehr eingehen. Ein Diplomat vom gewöhnlichen Schlage hätte vielleicht mit Bedauern sein Werk vernichten lassen; Lisola ist dazu nicht der Mann. Es kommt ihm ja überhaupt nicht auf das Interesse des wankelmüthigen Polenkönigs, sondern auf das seines eigenen Herrn an; dieses aber fordert den Abschluß des Vertrags, und so bedenkt er sich nicht, die zweite Weisung kurzer Hand zu ignoriren. Er entschuldigt sich beim König, es sei zu spät gewesen, man hätte nicht mehr zurück gekonnt, und unterzeichnet den Vertrag, dessen Ratification er dann später auch noch zu erlangen weiß, trotz aller französischen Gegenbemühungen. Die Thatsache ist nicht zu leugnen: der Vertrag von Wehlau, die preußische Souveränität, die Voraussetzung der späteren Königskrone, sie sind das Werk dieses Burgunders in kaiserlichen Diensten. Ihm gebührt des große Verdienst, die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen Gestaltung der Dinge von Anfang an klar erkannt, ihm das nicht geringere, die Ausführung ungeachtet der größten Schwierigkeiten mit einer bis zur Eigenmächtigkeit gehenden Energie ertrotzt zu haben. Was ihn hierzu bewog war aber nicht persönliche Sympathie für die Sache des Kurfürsten, wiewohl er auch diese, wie es scheint, gewonnen hat: für die Einverleibung des schwedischen Pommern in Brandenburg, hat er ebenso eine Lanze gebrochen, wie für des Kurfürsten Ansprüche auf die vom Kaiser vorenthaltenen schlesischen Herzogthümer, dieselben, welche dereinst Friedrich d. Gr. den Anlaß zur Eroberung von ganz Schlesien liefern sollten. Was ihn stets veranlaßte in dieser Weise für Brandenburg und dessen Wünsche einzutreten, war einzig der Gesichtspunkt des kaiserlichen Interesses. Die brandenburgische Kurstimme bildete das Ziel all seiner Bestrebungen, sie war auch die stillschweigend anerkannte Bedingung für das Zustandekommen des ganzen Vertrages. Friedrich Wilhelm war eben in der Lage, mit seiner Entschließung für oder wider Leopold den Ausschlag zu geben; der pauvre marquis wurde auch von den Franzosen aufs eifrigste umworben, und er regelte seine Schritte einzig nach seinem

eigenen Interesse. Daß Lisola diesen Zusammenhang sofort durchschaute, daß er seiner Regierung den Weg zeigte, durch die preußische Souveränität den Kurfürsten zu gewinnen, das zeugt ebenso sehr von seinem genialen Scharfblick, wie es ihm das Verdienst zueignet, daß die arg gefährdete Kaiserkrone dem Hause Habsburg erhalten blieb. Der Vertrag von Wehlau ist ein epochemachendes Ereigniß in der preußischen Geschichte, wie in der deutschen und österreichischen; sein Urheber aber ist kein anderer als Lisola. Nicht mit Unrecht hat er selbst sich später nachdrücklich und vor aller Welt auf dieses Verdienst berufen.

Die nächstfolgenden Ereignisse — ein Offensivbündniß zwischen Oesterreich, Brandenburg und Polen, die Bekämpfung Schwedens in Pommern und Dänemark — sind denn auch zum guten Theile Lisola's Werk gewesen; und wenn das schließliche Resultat des Friedens von Oliva (1660) doch nur eine Wiederholung des früheren Vertrages bedeutete, wenigstens für die festländischen Dinge, so war es wahrhaftig nicht seine Schuld. Für die völlige Vertreibung der Schweden aus Deutschland ist er stets eingetreten, und ihn trifft deswegen kein Vorwurf, weil er die schlaffe Kleinlichkeit seiner Wiener Vorgesetzten in weitsichtige und kühne Energie umzusetzen nicht im Stande war.

Die Frage liegt nahe, wie denn nun ein so genialer Staatsmann über Brandenburg und namentlich über dessen Kurfürsten gedacht und geurtheilt hat, mit dem er in so nahe Berührung getreten war. Da ist es merkwürdig, eine wie geringe Meinung er gerade über die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms hegt und äußert. Zwar die Nachbarschaft des hochstrebenden Fürsten, wie sie durch die polnischen Theilungsprojecte Karl Gustavs eine Zeit lang zu drohen schien, hält er für Oesterreich entschieden für bedenklich; aber von der wirklichen Bedeutung des großen Kurfürsten scheint er damals doch noch nicht den richtigen Eindruck gewonnen zu haben: er macht sich über dessen Neigung lustig, an der Erinnerung der eigenen Waffenthaten von Warschau sich zu ergötzen, er hält ihn für allzu abhängig von der Hofintrige, für ehrgeizig zwar, aber auch für schwankend und unbeständig, und im Allgemeinen nur für mittelmäßig begabt. Durchaus als der Ueberlegene erscheint ihm dagegen der Schwedenkönig, dem der Kurfürst in persönlicher Zusammenkunft stets nachzugeben genöthigt wäre, zur eigenen Unzufriedenheit, so daß die brandenburgischen Räthe jede derartige Begegnung mit allen Mitteln zu verhüten suchen. Lisola hat dieses ungünstige Urtheil bei einem späteren Aufenthalt am Berliner Hofe (1660—1664), als er Gelegenheit hatte, Friedrich Wilhelm längere Zeit hindurch eingehender zu beobachten, bedeutend berichtigt, indem er seiner Bewunderung für

einen Fürsten Ausdruck gab, der sich mit solchem Eifer den Staatsgeschäften hingebe und mit so unermüdlicher Gründlichkeit auch die Einzelheiten jeder Angelegenheit selbst zu ordnen pflege. Und gerade in dieser gewissenhaften Regententhätigkeit bestand ja in der That die Größe des Mannes, der durch solche Tugenden nicht weniger, als durch seine Fähigkeit zu großen Entschlüssen, der Gründer des preußischen Staats geworden ist. Solche persönliche Pflichterfüllung des Herrschers aber mußte einem österreichischen Staatsmann in um so hellerem Lichte erscheinen, wenn er sie mit der Art verglich, wie am Wiener Hofe gleichzeitig die Geschäfte behandelt wurden, einer Art, die uns die gesammte Politik des Kaisers in den zwölf Jahren vom Frieden von Oliva bis zum zweiten Raubkrieg als ein einziges großes Räthsel erscheinen lassen.

Rheinbund, Devolutionskrig und Tripelallianz.

Wie es auch im Reiche der Geister ein Gesetz der Beharrung giebt, so steht noch lange, nachdem die Friedensschlüsse der vierziger und fünfziger Jahre des 17. Jahrhunderts eine völlige Wendung inaugurirt hatten, die gesammte abendländische Welt unter dem Banne der Furcht vor jenen habsburgisch-katholischen Weltherrschaftstendenzen, mit denen einst Philipp II. und Ferdinand II. ihr Zeitalter in Athem gehalten und den Widerstand Frankreichs und des protestantischen Nordens herausgefordert hatten. Daß es mit diesen Tendenzen für immer vorüber war, seit zu Münster und auf der Bidassoainsel Frankreich seine ersten europäischen Triumphe gefeiert hatte, ja daß dieselbe Gefahr, wie einst von Habsburg, der abendländischen Staatenwelt nun von Frankreich her drohe, das ist nur wenigen Einsichtigen zeitig genug, der großen Masse der Mitlebenden erst erstaunlich spät zum Bewußtsein gekommen.

Zu den ersteren gehörte der große Kurfürst, gehörte vor allen anderen auch Lisola. Wie er die Situation auffaßte, mit wie unermüdlicher Beharrlichkeit er an der Aufklärung seiner Zeitgenossen, an der Verbreitung seiner Ideen gearbeitet hat, davon legt seine ganze amtliche und private Thätigkeit in den folgenden Jahren beredtes Zeugniß ab.

Mazarin hatte die Wahl eines Habsburgers zum Kaiser nicht verhindern können, aber die kurzsichtige Verblendung eines deutschen kleinstaatlichen Gernegroß drückte ihm das Werkzeug in die Hand, mit dem er die gesammte Politik des neuen Reichsoberhauptes lahm zu legen im Stande war. Der Reichskanzler und Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn hielt sich für berufen und befähigt, den Schützer des „so theuer erkauften Friedens“ und der „uralten teutschen Libertät“

zu spielen, die er von Habsburg noch immer für bedroht hielt. Mit seiner zu solchen Zwecken gegründeten „Rheinischen Allianz" (1658) suchte er den unentbehrlichen mächtigen Rückhalt Frankreichs und fand natürlich offene Arme: nicht minder natürlich, daß aus der vielgepriesenen „Friedensbürgschaft" des „Gleichgewichthalters von Europa" — auch diesen Titel hörte der eitle Mann nicht ungern — in Kurzem die nackteste französische Schleppträgerei wurde, aus der weder Kurmainz noch seine Freunde sich so leicht wieder zu befreien vermocht haben. Sind es doch die classischen Jahre der französischen Diplomatie: aus jener Zeit schreibt sich die unvermerkte, aber sichere Gängelung der meisten deutschen Höfe, schreibt sich der bald maßgebende französische Einfluß an vielen von ihnen her, welche die Epoche nationaler Unfreiheit für Deutschland eröffnen. Damals war es, wo der geschickteste jener zahlreichen Agenten, Robert de Gravel, als Gesandter am Reichstag zu Regensburg erschien, ein Mann von großen Fähigkeiten, dessen Charakterbild kein anderer, als Lisola selbst, mit ehrenvollen Zügen aufbewahrt hat. Gravel, sagt er, hat alle Eigenschaften, um ein wichtiges Geschäft zu führen: immer thätig, nie überrascht, versteht er es, den Dingen eine falsche Farbe zu geben, die Wahrheit geschickt zu verschleiern, ihre Lücken mit bewundernswerther Beredsamkeit zu verdecken. Zu diesem wunderbaren Reiz fügt er den andern der Bestechung, und so weiß er stets zu siegen, da es ihm an den nöthigen Mitteln niemals fehlt; so verhindert er die nothwendigsten Beschlüsse und leitet die Verhandlungen nach seinen Absichten. In ähnlicher Weise, mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg, wirkten in Wien Gremonville, in Hannover Gourville, anderswo Chassant, Verjus, Milet u. v. a., — eine Armee von officiellen und freiwilligen Agenten Frankreichs. Subsidien zum Unterhalt der kostspieligen Soldaten, und ehrenvolle Familienverbindungen waren es, mit denen man einen deutschen Fürsten nach dem andern zu ködern suchte, und solchen Lockungen erlagen viele, wenigstens für einige Zeit; so die Kurfürsten von der Pfalz und von Baiern, Herzog Johann Friedrich von Hannover, und mancher andere. Nebenher ging dann noch die Thätigkeit erklärter Renegaten aus deutschem Fürstenstande, an ihrer Spitze des Fürstenbergischen Brüderpaares: Franz Egon, Bischof von Straßburg und leitender Minister in Kurköln, und Wilhelm Egon, nachmals Bischof von Metz, den man in Versailles mit boshaftem Doppelsinn le plus cher ami de la France nannt; — die elendesten Gestalten in dieser an großen Charakteren nicht eben überreichen Zeit, die sich nicht scheuten ihre deutsche Geburt offen zu beklagen, deren Namen für Deutschland mit den traurigsten Erinnerungen

verbunden sind. War es doch Franz Egon, der Ludwig XIV. i. J. 1681 am Portal des Straßburger Münsters mit der Blasphemie begrüßte: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" u. s. w., während des andern Bruders Ansprüche auf die Kölner Kurwürde i. J. 1688 mit als Vorwand für den gräßlichen pfälzischen Krieg dienen mußten. —

Noch aber hatte die stille Thätigkeit dieser Söldlinge und Sendlinge nicht ihre blutigen Früchte getragen, noch waren es erst diplomatische Lorberen, die man pflückte, vollends als nach wenig Jahren König Ludwig selbst die Zügel der Regierung ergriff und zu der Feinheit und Geschicklichkeit der Formen auch den Zauber einer glänzenden Persönlichkeit fügte.

Den französischen Bestrebungen gegenüber schien nun die natürliche Politik des Kaiserhofes klar genug vorgezeichnet. Wollte man in Wien nicht völlig auf die herkömmliche Beeinflussung der deutschen Dinge verzichten, so kam es darauf an, die gefährliche rheinische Allianz zu sprengen oder dem französischen Druck zu entziehen, jedenfalls den Eintritt weiterer Fürsten zu verhindern. Es kam weiter darauf an, dem gefährlichen Gravel einen ebenbürtigen Vertreter am Reichstag entgegenzustellen, der die beständigen Zettelungen jenes mit Erfolg hätte bekämpfen können. Daß um solcher Ziele willen auch ein Zugeständniß an diesen oder jenen Fürsten nicht zu scheuen war, lag auf der Hand; vor allem aber war die Anspannung der ganzen Kraft, Aufbietung aller diplomatischen Mittel erforderlich, um dem mit so großer Virtuosität arbeitenden Gegner das Terrain streitig zu machen. Alle diese Gesichtspunkte hat denn auch Lisola wiederholt und beständig geltend gemacht; aber wie es ihm schon in der zweiten Hälfte des nordischen Krieges nicht gelungen war, seine Regierung zu kräftigen Entschlüssen zu bewegen, so noch viel weniger jetzt. Er wünschte für sich einen der vielen Gesandtschaftsposten am Reichstag, über welche das Haus Oesterreich zu verfügen hatte, und er wäre vielleicht im Stande gewesen, den Franzosen aus dem Felde zu schlagen; aber seine Wünsche wurden nicht berücksichtigt, unter nichtigen Vorwänden, wie er sich bitter beklagt. Fünf Jahre (1660—1664) war er am brandenburgischen Hofe beglaubigt, um die kurfürstliche Unterstützung für den Türkenkrieg zu erlangen und den Eintritt Friedrich Wilhelms in den Rheinbund zu verhindern. Aber wenn er immer wieder für die Befriedigung der alten schlesischen Ansprüche des Kurfürsten als für ein unbedingt nothwendiges Zugeständniß eintrat, so fand er in Wien nur taube Ohren; und so war es kein Wunder, daß der Hauptzweck seiner Sendung mißlang: Friedrich

Wilhelm trat (1664), wenn auch ungern, dem Bunde der französischen Parteigänger bei.

Ueber die eigenthümlichen Verhältnisse am Wiener Hof, welche es bewirkten, daß man sich dort von seinem eigenen Interesse nicht wollte überzeugen lassen, und den fähigsten und verdientesten Beamten in solcher Weise vernachlässigte, darüber spricht Lisola selbst sich gelegentlich mit voller Schärfe aus: die Quintessenz seiner Politik wäre eben stets rücksichtsloseste Bekämpfung Frankreichs gewesen, in der Hofburg aber waltete damals der Einfluß der Franzosenfreunde, der Lobkowitz und Genossen, vor, und der französische Gesandte, der kecke und anmaßende Gremonville, redete in einem Ton, den zu dulden die Ehre des Kaisers kaum zuließ. Bei solchen Verhältnissen war natürlich für den Mann kein Platz, der erst vor kurzem das Gewebe der Intrigen Mazarins so geschickt zerstört und Ludwig XIV. die Kaiserkrone für wenigstens ein Menschenalter entzogen hatte. „Was soll wohl aus mir werden, ruft Lisola selbst in einem Schreiben an einen seiner Freunde aus, wenn man auf die Franzosen hört oder auf diejenigen, durch welche sie ihr Spiel mit uns treiben? Man wird mich wegwerfen müssen, wie einen nutzlosen Leichnam. Denn wenn ihr auf die Zustimmung jener warten wollt, so kann ich euch versichern, daß sie mich sicherlich nirgends gerne sehen, nicht in Polen, nicht im Reich, nicht in Brandenburg; Gott gebe, daß sie mich wenigstens in Muße meinen Garten pflanzen lassen mögen, was ich wahrlich für die größte Wohlthat hielte. . . Wenn man eine Politik des Nachgebens für angezeigt hält, so ist es besser, mich ganz zu entlassen, bis die Zeit kommt — sie scheint nicht mehr fern — wo man ungestraft Leute wird gebrauchen können, die den Franzosen und ihren Söldlingen nicht genehm sind. Dann aber sehet zu, daß man euch nicht dereinst vorschreibe, wen ihr anstellen, wen ihr entlassen sollt, und daß es für das Fortkommen nicht wichtiger werde, den Franzosen zu gefallen, als euch." Die Zeit, die Lisola damals (i. J. 1663) nicht mehr fern glaubte, sie ist in Wirklichkeit noch ein Jahrzehnt hindurch vergeblich erwartet worden. Immer tiefer gerieth die österreichische Regierung in das Kielwasser der französischen Politik, und die naiv leichtfertige Ignoranz der französischen Söldlinge in der Hofburg, geführt von dem witzigen, liederlichen Lobkowitz, schien dauernd über alle vitalen Interessen des Staats, ja selbst über die angebornen und anerzognen Neigungen des Kaisers den Sieg davonzutragen. Immer ungestörter entwickelt sich inzwischen der „französische Dominat" im Reich: wenn der Mainzer die Stadt Erfurt bezwingen will, so sendet Ludwig die nöthigen Truppen (1664); und wenn der Kurfürst von der

Pfalz mit seinen Nachbarn jahrelang in erbittertem Streit wegen des famosen Wildfangrechts lebt, so ist wiederum nur der Schiedsspruch des großen Königs im Stande, der Sache ein Ende zu machen. In Regensburg hat der französische Bevollmächtigte seine Hand in allen inneren Fragen des Reichs, in Wien redet ein anderer fast im Tone des Befehls, und die Unterstützung, die er den ungarischen Empörern angedeihen läßt, ist ein öffentliches Geheimniß für ganz Europa. Ja, ein französischer Publicist, der Pariser Parlamentsrath d'Aubery scheut sich nicht, in einem Tractat „Ueber die rechtmäßigen Ansprüche des Königs auf das Kaiserreich" (1667) offen auszusprechen, ganz Deutschland und die römische Kaiserkrone gebührten von Rechtswegen Ludwig XIV. als dem eigentlichen Erben Karls d. Gr.; und immer weiter verbreiten geschäftige Federn die Anschauung, zur wirksamen Bekämpfung des Türken könne die Christenheit nur unter der Führung des Allerchristlichsten Königs gelangen.

Daß dies keine bloßen Scribentengrillen waren, das machte das gleichzeitige Umsichgreifen Frankreichs jedem Einsichtigen völlig klar. 1667 macht Ludwig den Versuch zur Eroberung der gesammten Spanischen Niederlande, 3 Jahre später vertreibt er in räuberischem Ueberfall den Herzog von Lothringen, und schon damals spricht man in der ganzen Welt von nichts als dem bevorstehenden großen Kriege: ob er sich wohl gegen die Türken, oder gegen das Reich, oder gegen Spanien richten werde, bis man keinen Zweifel mehr darüber hat, daß es diesmal den Vereinigten Niederlanden gelte. Dieser gewaltigen Expansion des Rivalen gegenüber fällt die kaiserliche Politik aus einer Unbegreiflichkeit in die andere. Als i. J. 1667 das drohende Näherrücken des gefährlich großen Nachbarn selbst den kleinlichen Krämerpoliticus Jan de Witt zu einem Haltruf veranlaßt, als später alle Welt mit staunender Furcht dem Angriff auf Holland entgegensieht, da läßt sich Kaiser Leopold durch Wilhelm von Fürstenberg zu einem Neutralitätsvertrag, ja zu einer projectirten Theilung der spanischen Monarchie bewegen (Jan. 1668), ohne zu beachten, daß nach dem bestehenden Recht er allein der Erbe ist, und daß ein solcher Schritt, wenn er bekannt würde, ihn vor allen Mächten in empfindlichster Weise compromittiren muß. Ja, unmittelbar vor Ausbruch des niederländischen Krieges wird dieser Neutralitätsvertrag sogar noch ausdrücklich erneuert (1. Nov. 1671). Doch die Räthselhaftigkeit ist noch nicht erschöpft. Denn während Lobkowitz und der Kaiser solcher Gestalt einen Friedens- und Freundschaftsvertrag nach dem andern schließen, hält man doch für gut, gleichzeitig Lisola in entgegengesetztem Sinne bei Spanien, Holland und England wirken zu

lassen. Welcher Art aber diese Wirksamkeit war, darüber konnte man nach Lisola's ganzer Natur nicht im Zweifel sein. Wenn i. J. 1668 die Tripelallianz zu Stande kam, so ist Lisola dabei im höchsten Grade betheiligt, sei es nun, daß er den ersten Gedanken dieses Unternehmens gehabt, wie man wohl angenommen hat — er hatte unmittelbar vorher eine große Defensivallianz gegen Frankreich zu Stande zu bringen gesucht —, oder daß er durch seine Einwirkung den Beitritt Schwedens wenigstens herbeiführte, was feststeht. Eine großartige Thätigkeit entfaltet der Unermüdliche in diesen Jahren. Bald finden wir ihn in Madrid, bald im Haag, bald wieder in London, um den Widerstand gegen das französische Unternehmen zu beleben, das er allein rechtzeitig vorhergesehen hat. Unerschöpflich ist seine Erfindungskraft an immer neuen Projecten für Defensivallianzen, welche den Status quo sichern sollen, und so eindringlich sind seine Vorstellungen, daß er sogar einen amtlichen Auftrag zur Unterhandlung über den Eintritt in die Allianz dem Kaiser zu entlocken weiß: eifrig bemüht er sich im Haag, wo er damals accreditirt ist, ein Project hiefür zu Stande zu bringen; und als ihm dies gelungen, der Vertrag nur noch der kaiserlichen Genehmigung bedarf, da wird diese versagt, der Gesandte förmlich desavouirt (1669). Bald war denn auch der Zerfall der Allianz selbst kein Zweifel mehr: die schönen Augen der Louise de Kerouel und das blinkende Gold der Louisdors (der „güldenen Louisen", wie man zu sagen pflegte) machen den englischen König abtrünnig (1670), und als im April 1672 auch Schweden aus der holländischen Bundesgenossenschaft in die französische übertritt, ist die Isolirung der Generalstaaten, vielleicht die glänzendste Leistung der französischen Diplomatie, eine vollendete Thatsache. Bei dem nun bevorstehenden Kampfe der damaligen ersten Militärmacht mit der ersten Geldmacht schien es, daß auch der Kaiser den Zuschauer spielen wolle. Es zeigt sich hier, wie so oft, daß die letzten Gründe geschichtlichen Lebens in psychologischen Momenten zu finden sind. Die eigenthümliche Natur Kaiser Leopolds erklärt vieles, was uns sonst als Räthsel erschiene. Bei aller persönlichen Achtbarkeit, ja Liebenswürdigkeit des Charakters, besaß Leopold I. doch nicht eine einzige jener Eigenschaften, welche den Herrscher machen. Gutmüthig bis zur Schwäche, schüchtern und linkisch im Benehmen, besitzt er trotz unverkennbarer guter Geistesgaben nie eine klare Einsicht von den Dingen. Man sagt, er habe bedeutende Menschen gefürchtet, sich lieber an Mittelmäßigkeiten gehalten; seine fleißige Beschäftigung mit Regierungssachen sei mehr der Unterwerfung unter das Herkommen, der Ansicht, es müsse so sein, als der persönlichen Neigung entsprungen. Im allgemeinen

weit eher bereit, die Dinge auf die anständigste Art zu ertragen, als sie durch eigne Kraftanstrengung zu ändern, hat Leopold seiner Regierung ganz den Stempel seines passiven, keiner größeren Initiative fähigen Charakters aufgedrückt. So erklärt es sich denn, daß man in Wien bald darauf ein Bündniß mit Brandenburg und Holland abschließen und doch vor dem Bruche mit Frankreich zurückschrecken konnte. Zu solchen halben Maßregeln, die nothwendig den Schein der Zweideutigkeit erregen mußten, war nur ein Herrscher fähig, der, wie Leopold, Frankreich wohl gelegentlich für den wahren Türken erklärte, und doch zweimal mit ihm die verhängnißvollsten Allianzen einging, notorischen Franzosenfreunden dauernd den meisten Einfluß überließ. Wer erinnert sich nicht, angesichts dieser Thatsachen, jenes Ausdrucks, der in unsern Tagen berechtigtes Aufsehen erregt hat? Man hat in Oesterreich eben schon vor 200 Jahren versucht, sich „durchzuwursteln".

Nicht unmöglich, daß die erwähnte Scheu des Kaisers vor geistig Bedeutenderen mit ein Grund war, weshalb Lisola keinen maßgebenden Einfluß erhielt, zu dem ihn doch alles berechtigte. Mehr noch war es wohl sein enger Anschluß an die Spanier, die durch mancherlei Ungeschick den Zorn des Kaisers erregt hatten. Kurz, was er auch erstrebt in dieser Zeit, es mißlingt stets; nicht der Widerstand der Feinde, sondern Trägheit und übler Wille bei den Freunden sind es, die alle seine Bemühungen vereiteln.

Nur ein einziger glücklicher Schlag ist ihm in all diesen Jahren gelungen: mit der Feder traf er Frankreich in einer Weise, die nur bei der völligen politischen Versumpfung aller übrigen Völker nicht zur entscheidenden Niederlage wurde. In einer glänzend geschriebenen, von juristischem Scharfsinn wie politischem Geist gleichmäßig erfüllten Broschüre, dem Bouclier d'état et de justice, unterzog er das angebliche Devolutionsrecht einer vernichtenden Kritik, indem er zugleich das ganze Streben Frankreichs nach der Vorherrschaft in Europa zum ersten Mal offen an den Pranger stellte. Schon lange hatte man auf französischer Seite sich literarischer Waffen mit gutem Erfolg bedient, — Aubery war weder der erste, noch der einzige seines Schlages gewesen, und das angebliche Recht der Devolution wurde von zahlreichen besoldeten Federn der ganzen Welt verkündet und dargethan. Dagegen erhob sich Lisola nun in seinem „Bouclier d'état". Unter der Maske eines Spaniers redend, erklärt er in der Vorrede, er habe geglaubt seine Pflicht gegen König, Vaterland, Oeffentlichkeit und sich selbst zu vernachlässigen, wenn er nicht das Wenige gebrauchte, was Gott ihm an Kenntniß und Bildung gegeben, um die gegnerischen Verdrehungen von Recht und Wahr-

heit zu vernichten. „Il m'a semblé que je devais cette consolation aux peuples, et cette satisfaction aux états voisins, de leur faire connaître evidemment, que tous les prétextes, dont on veut couvrir les vastes desseins que la France médite, ne sont que de fausses couleurs pour déguiser le véritable ressort, qui fait mouvoir cette machine, et fait passer insensiblement sous le voile de la justice une ambition, qui marche à grands pas à la Monarchie Universelle." Richtet sich schon die Vorrede geradeaus auf das Herz aller französischen Bestrebungen, so begnügt sich auch die ganze von juristischem Scharfsinn und glänzender Diction erfüllte Ausführung nirgends mit Erörterung abstracter Fragen. Zwar die angebliche „Devolution" wird in all ihrer Richtigkeit und Unanwendbarkeit unwiderleglich aufgedeckt, die Hohlheit des Auberyschen Chauvinismus ohne Mühe dargethan. Die Hauptsache aber bleibt immer die politische Seite, und hierin zeigt sich Lisola als wirklicher Staatsmann, der auch in theoretischer Erörterung nie den Boden der Thatsachen, der Wirklichkeit und ihrer Erfordernisse verläßt, fast alle seine Zeitgenossen hierin überragend, die so gern auch in politischen Dingen ihre überflüssige Jurisconsultenweisheit zu Markte zu tragen pflegen, denen über spitzfindigen Disquisitionen der theoretischen Berechtigung, des „Ob" und „Wie", das wahre Verständniß aller Politik so oft ganz abhanden kommt, das nur fragen läßt, was geschehen muß und geschehen kann, nicht was geschehen darf. Von solchem politischen Gesichtspunkt aus zeichnet Lisola die Lage der abendländischen Staatenwelt in jenem Augenblick, sagt er den Völkern und ihren Herrschern, um was es sich handelt gegenüber dem Angriff Frankreichs gegen die spanische Monarchie: „Il s'agit ici de maintenir le droit des gens, et d'empêcher, que l'on n'introduise des maximes dans le monde, qui détruiraient tout le commerce des hommes et rendroient la société humaine aussi dangereuse que celle des lions et des tigres, et d'éloigner des yeux de la chrétienté un exemple scandaleux, qui par ses funestes conséquences exposerait les plus faibles à la discrétion des plus puissants et rendrait la force le seul arbitre de tous les procès. Il s'agit d'arrêter le cours d'un rapide torrent, contre l'impétuosité duquel la paix, les mariages, les serments, le sang, le parentage, l'amitié, les déférences ne sont pas des digues assez fortes. Il s'agit de défendre le commun boulevard contre un vaste dessein, qui n'a pour cause que l'avidité des conquêtes, pour fin que la domination, pour moyen que les armes et l'intrigue, ny pour limites que celles que la fortune lui voudra préscrire. Enfin, il se traite ici de décider le sort de l'Europe, et de prononcer la sentence de sa li-

berté ou de son esclavage!“ Wir, denen die Entwicklung der folgenden Jahrzehnte vor Augen liegt, können nur staunen über den seherhaften Scharfblick, mit dem hier der geniale Staatsmann die kommenden Dinge schon an ihren ersten Vorboten zu erkennen vermag, während die kühne Offenheit, mit der er den Zeitgenossen die Gefahr zu Gemüthe führt, nicht weniger Bewunderung verdient. Der „bouclier d'état“ erschien zwar anonym, aber über die Person des Verfassers war man nicht lange im Zweifel; ja, er hat sich schon bald nachher offen zu seinem Buche bekannt. Daß ihm die Franzosen diesen Schlag nie verzeihen würden, mußte er sich wohl sagen; nicht minder, daß, so lange Lobkowitz in Wien ein Wort zu sagen hatte, dieses nie eine Empfehlung für Lisola sein würde. Von seinem Standpunkt gab es keine Umkehr zu freundlicheren Beziehungen; er konnte nur mit der von ihm verfochtenen Idee siegen, oder für sie kämpfend fallen. Er hat den Kampf nie aufgegeben, er hat ihn stets auch andern gepredigt. Mit gleichen Waffen dem Feinde entgegentreten, das sei die einzige Rettung. „Ils ont un royaume uni en toutes ces parties: unissons nos volontés et nos puissances! Ils agissent par voie de fait: repoussons la force par la force! Ils nous amusent par de vaines espérances de paix: mettons nous en état de les obliger à la souhaiter sérieusement! Enfin, il en veulent à tous: faisons donc de cette affaire une cause commune, et ne mettons pas toute notre ressource en la grace du cyclope, qui ne fut profitable à Ulysse que par un bonheur inespéré.“ Der ungemeine literarische Erfolg des Buches — zahlreich sind seine Auflagen, Angriffe der Franzosen dienten nur zur Steigerung des Eindrucks — wird den Verfasser über die politische Erfolglosigkeit nicht haben trösten können. Immerhin war auch jener etwas werth. Seine Ideen, denen er eine so bestechende Form zu geben gewußt, konnten auf solchem Wege langsam sich verbreiten, in den Massen aller europäischen Völker einen Gährstoff erzielen, der vielleicht im günstigen Moment zur Explosion zu bringen war. Daß das Buch nicht vergessen wurde, dafür bürgte seine geistige und formelle Bedeutung, mit der es alle ähnlichen Erscheinungen der Zeit weit übertrifft. Noch heute kann man sich dem Eindruck dieser flammenden, mit unwiderstehlicher Consequenz vorschreitenden Sätze nicht entziehen: wie anders müssen sie erst auf die Zeitgenossen gewirkt haben, für die alles das Lebensfrage war, was uns als Gegenstand des Studiums fesselt! Die Gedanken, ja sogar die bezeichnenden Wendungen des Bouclier d'état kehren denn auch in der Publicistik der folgenden Jahre überall wieder, er ist die epochemachende Erscheinung, gehört fraglos zu den gekanntesten Schriften der Zeit. —

Was aber die Hauptsache war, es hatte sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, welch eine Waffe im Kampf diese Feder war: Lisola war von nun an ein gefürchteter Schriftsteller, und er ist bald einer der eifrigsten, wenn nicht überhaupt der thätigste. Da es ihm versagt ist, bei seiner Regierung selbst entscheidenden Einfluß auszuüben, so wendet er sich an die öffentliche Meinung, wohl in der Absicht, auf diesem Umwege doch bei jener eine Wirkung zu erzielen. Mit jedem Jahre steigt die Zahl der Pamflete, deren Inhalt und Ausdruck unverkennbar den Stempel dieses originellen und bedeutenden Geistes tragen, in denen er bald durch ruhige, sachliche Beweisführung, bald mit bitterer Ironie und herbem Spott von der Nothwendigkeit gemeinsamen Vorgehens gegen die französische Uebermacht zu überzeugen sucht. Im Schutze der Namenlosigkeit scheut er sich nicht, gelegentlich ein sonst ängstlich gehütetes Amtsgeheimniß preis zu geben. Den verhängnißvollen Theilungsvertrag vom Januar 1668 macht er bekannt, wohl um dadurch eine Rückkehr zu dieser Politik der Verständigung für immer abzuschneiden. Ja, er wagt es sogar, eine von bitterem Tadel erfüllte Kritik des eignen Kaisers zu verlautbaren, in welcher u. a. die Worte vorkommen, Leopold habe sich durch eine verderbliche Gutmüthigkeit die Verachtung von Freund und Feind zugezogen, so daß sein Ansehen auf allen Gebieten Schaden erleide! Alle seine freie Zeit, gesteht er, verwende er auf Abfassung solcher Schriften, und nicht schwer hatten es die Gegner bei der gepfefferten Rücksichtslosigkeit, die ihm gelegentlich eigen ist, diese geheime Schriftstellerei zu denunciren, als verfolgte er darin mehr persönliche Absichten, als die seines Herrn. Schon sind seine Schriften gefürchtete Ereignisse für die französischen Diplomaten; sie melden ihrer Regierung, wenn wieder eine solche „fliegende Scharteke" erschienen ist, an deren Stil man seine Autorschaft zu erkennen glaubt. Daß es an Gegenangriffen nicht fehlte, ist selbstverständlich; vor allem die Fürstenberge lassen sich seine literarische Bekämpfung angelegen sein, sei es daß sie die Fabricate ihrer Werkzeuge in Deutschland verbreiten, oder daß Wilhelm Egon vielleicht selbst zur Feder gegriffen hat, um sich mit demjenigen zu messen, den, wie er sich ausdrückt, „man allenthalben findet, der, nachdem er sich hat zu einem kleinen Könige machen wollen, durch einen Aufstand des Volks in seiner Landschaft endlich dahin gebracht ist, daß er nun anders nicht regieren kann, als durch allerhand Schriften, die Fürsten in der Christenheit zu verwirren und gegen einander aufzuhetzen". Daraus entsteht denn ein fortgesetzter Kleinkrieg, in dem sich die Diplomaten von hüben und drüben mit der Feder bekämpfen, und oft nicht eben in rücksichtsvoller Weise. Die Anfänge

davon liegen um 1670 herum; den Höhepunkt aber erreicht der Streit in den nächsten Jahren, der Epoche des niederländischen Raubkrieges.

Der zweite Raubkrieg und die österreichische Politik.

Schon seit einiger Zeit sah die Welt mit banger Erwartung dem Ausbruch des Unwetters entgegen, das sich am Niederrhein immer dichter und dichter zusammen gezogen hatte. Der Zerfall der mit so großen Hoffnungen geschlossenen Tripelallianz war kein Geheimniß mehr, und den Verführungskünsten Ludwigs XIV. und der Brüder Fürstenberg war es gelungen, die strategisch wie politisch gleich wichtigen Gebiete von Kurköln und Münster völlig zur Verfügung Frankreichs zu stellen. In dieser kritischen Zeit befand sich Lisola wiederum, wie vor 16 Jahren, an der für die gesammte europäische Politik entscheidenden Stelle, im Haag.

Nach einer mehr als dreißigjährigen staatsmännischen Laufbahn, der er eine Kenntniß der gesammten europäischen Politik verdankt, wie sie außer ihm kaum jemand besitzt, steht er jetzt im Mittelpunkt einer beispiellos lebhaften diplomatischen Thätigkeit, an der Stelle, wo alle Fäden der Unterhandlung und Intrigue sich kreuzen; einen guten Theil von diesen hält er selbst in seiner Hand. Er ist derselbe geblieben, der er vor 16 Jahren war, seine Rührigkeit ist vielleicht nur noch gewachsen, die vertiefte Erfahrung läßt all seine Entwürfe noch mehr ins Große gehen. Dazu kommt ein Ansehen in der diplomatischen Welt, das alle Zeitgenossen überragt. Sein Name wird mitunter, noch lange nach seinem Tode, wie eine Art politisches Orakel von Freund und Feind genannt, die Franzosen erweisen ihm sogar die Ehre, ihn als spiritus regens der gesammten holländischen Politik öffentlich zu denunciren, ihm die intellectuelle Urheberschaft für alle wichtigeren Maßnahmen der Generalstaaten zuzuschreiben. Und doch ist seine Lage unvergleichlich schwieriger, als ehedem in Polen; denn jetzt hat er vor allem mit seiner eigenen Regierung zu kämpfen, deren Zügel Kaiser Leopold noch immer in gar zu bequemer Lässigkeit herabhängen läßt, sodaß Lobkowitz, der nach wie vor den größten Einfluß behauptet, Lisolas beste Entwürfe fortwährend zu durchkreuzen, seinem stürmischen Vordrängen einen Hemmschuh nach dem anderen anzulegen vermag. Lisolas unermüdlichen Vorstellungen und der hochfahrenden Rücksichtslosigkeit, mit der Ludwig einen Gesandten von Kaiser und Reich abgefertigt hatte, war es zu danken, wenn Leopold im Juli 1671 seinem Vertreter den Auftrag ertheilte, mit den Generalstaaten über den Abschluß einer Defensivallianz zu verhandeln. Aber während Lisola an der Peripherie in dieser

Richtung vorging, schlug man im Centrum bereits wieder die entgegengesetzte ein. Der Wiener Vertrag vom 1. November 1671 verpflichtete den Kaiser Frankreich gegenüber zur Neutralität bei dem bevorstehenden Angriff auf die Niederlande. Man fand es bequemer und sicherer, die beiden Mächte einander zerfleischen zu lassen — die Widerstandsfähigkeit Hollands ward allgemein sehr hoch geschätzt — und die eventuelle Unterstützung des schwächeren Theils Spanien und den protestantischen Mächten zu überlassen. Bald genug bewiesen die staunenerregenden französischen Erfolge die Irrigkeit der ersten Voraussetzung, und von den protestantischen Fürsten war nur einer zu thatkräftiger Hilfeleistung bereit: der große Kurfürst von Brandenburg. Seinem energischen Drängen gelang es auch, den Kaiser zur Bundesgenossenschaft fortzureißen, und gleichzeitig bewirkte ein starker Trumpf Lisolas, daß ihm nochmals der Auftrag zum Abschluß einer Allianz mit den Generalstaaten ertheilt wurde (Juli 1672). Ein Argument, für das man in der Hofburg stets sehr empfänglich war, hatte auch diesmal durchgeschlagen: die Kaiserkrone kam in Gefahr, wenn Frankreich durch Niederwerfung Hollands Meister des Rheinstroms und damit der 5 Kurfürsten wurde, die dort ihre Gebiete hatten. Zur Erhaltung dieses Kleinods war man auch eine holländische Allianz einzugehen bereit, um so mehr, als die Zahlung reichlicher Subsidien von Seiten der wohlhabenden Geldmacht stets ein verlockendes Ding war. Während nun Lisola's aufopfernder Feuereifer alle Mittel erschöpfte um die vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden, die oft genug widersprechenden Wünsche der beiden Paciscenten zu versöhnen, vollzog sich an den Westgrenzen des Reichs das unwürdige Schauspiel, das der große Kurfürst und der ihm beigeordnete Montecuculi der Welt vorführten, indem sie mit planlosem Hin- und Herziehen die beste Zeit verdarben, ohne nur ein einziges Mal zum Angriff vorzugehen. Hier wie dort war die Ursache der Unentschiedenheit die gleiche: denn während Montecuculi dem Kurfüsten, wie Lobkowitz offen eingestand, nur beigesellt war, um seinen Eifer zu mäßigen, damit er sich nicht à corps perdu in den Feind stürze, so ereignete es sich oft genug, daß auf eine energische Weisung Leopold's an Lisola eine entgegengesetzte von Lobkowitz an den zweiten Vertreter folgte. Es hatten eben in Wien die Bedenklichkeiten, d. h. die Franzosenfreundschaft des um seine Stellung, seine Existenz kämpfenden ersten Ministers, inzwischen wieder über die guten Absichten des Kaisers gesiegt. Als es Lisola nach unglaublich schwierigen Verhandlungen, in denen er fast immer seiner Regierung dieselben Argumente predigte, die er soeben erst den Holländern gegenüber pflichtschuldigst bekämpft

hatte, nach immer neuen Modificationen, Interpretationen, Recessen und Nebenrecessen endlich im December gelungen war, trotz der beständigen Quertreibereien der im französischen Auftrag handelnden schwedischen Diplomaten, einen Vertrag zu Stande zu bringen, der den Interessen beider Theile einigermaßen gerecht wurde — die confessionellen Wünsche Leopolds hatte er dennoch unbedenklich und eigenmächtig aufgeopfert —: da war das ganze Werk ein todter Buchstabe. Die kaiserlichen Minister hatten es durchgesetzt, daß die Verpflichtung mit Frankreich offen zu brechen, in dem Instrument nicht ausdrücklich enthalten war; sie wollten das Unglaubliche vollbringen, zugleich mit Ludwig XIV. in Frieden und guter Freundschaft zu leben und mit dessen Feinden in Allianz zu stehen, von ihnen Subsidien zu empfangen. Die matte Unterstützung, die beständigen Hemmungen, die der große Kurfürst von seinem österreichischen Mitfeldherrn erfuhr, zwangen jenen denn auch in kurzem, der Sache mit entschlossener Wendung den Rücken zu kehren, und damit war die ganze mühsam zu Stande gebrachte holländisch-österreichisch-brandenburgische Allianz werthlos. Lisola, dessen Werk sie fast vollständig war, hat alles versucht, um den Kurfürsten bei der guten Sache festzuhalten; umsonst, denn wie konnte er hier sein Ziel erreichen, da es ihm nicht gelang, bei seiner eigenen Regierung durchzudringen? Mit fast übermenschlicher Anstrengung hatte er sich für das Zustandekommen der Allianz bemüht, war er vom Haag nach Amsterdam, von Amsterdam nach Brüssel und von hier wieder nach dem Haag gereist, hatte er mit geschickt verbreiteten Gerüchten und wiederholten Flugschriften für seine Sache zu wirken gesucht: und als er dem Ziel am nächsten zu sein schien, da war mit einem Schlage alles vereitelt. Der Gedanke, für den er seit sechs Jahren mit selbstlosester Hingabe gewirkt hatte, die Bildung einer europäischen Coalition gegen Frankreich, wurde selbst von denen aufgegeben, bei denen er einen Augenblick durchzudringen geschienen hatte. Die Fortsetzung des Kampfes schien aussichtslos, und so trat denn im Sommer 1673 unter schwedischer Vermittlung in Köln ein allgemeiner Friedenscongreß zusammen, an dem nun auch Lisola die Vertretung des Kaisers übernahm. Da, in diesem Augenblicke, fand er eine unerwartete Unterstützung: Ludwig XIV. selbst, dessen Politik unter Louvois' Einfluß einen immer brutaleren Character annahm, schien es förmlich darauf abgesehen zu haben, den friedliebenden Leopold zu gewaltsamen Entschlüssen zu nöthigen. Je weiter dieser seine Armee zurückzog, um so rücksichtsloser drang Turenne ins Reichsgebiet vor, und die Behandlung, die namentlich der Kurfürst von Trier erdulden mußte, hatte längst das Maß des Erträglichen überschritten. „Frank-

reich giebt uns Maulschellen in unseren eigenen Häusern und verspricht damit aufzuhören, wenn wir uns nicht rächen," so kennzeichnet Lisola in einer seiner hier besonders zahlreichen Flugschriften die derzeitige Lage. Unter solchen Eindrücken begann nun auch beim Kaiser die Saat langsam zu keimen, welche Lisola's beständige Vorstellungen ausgestreut hatten. „Ich bezeuge vor Gott, hatte er schon früher geschrieben, daß wir vor diesem so verachtet waren, daß man uns fast zu den Todten rechnete." Und an anderer Stelle deutete er merklich auf Lobkowitz als den Urheber dieses unwürdigen Zustandes hin: „Etwas Geheimes muß darunter stecken, was uns bei den Verhandlungen mit den fremden Mächten hindert. Ich wage nicht mehr zu sagen in dieser Sache; wenig für den, der es weiß... Unser heutiges Unglück rührt aus längst vorhergesehenen Irrthümern her. Der Kaiser prüfe also, wer der Urheber war, daß i. J. 1667 die spanischen Niederlande im Stich gelassen wurden" u. s. w. Leopold sah jetzt mit Schrecken, wohin ihn die Befolgung der Lobkowitzischen Rathschläge geführt hatte, und fing an, diesem Minister sein Ohr zu entziehen. Während der Kölner Friedenscongreß in nichtigen Vorverhandlungen nur den Zweck zu verfolgen schien, Frankreich Zeit zu weiteren Fortschritten und Gelegenheit zur Bildung eines neuen Rheinbundes zu geben, vollzog sich in Wien die entscheidende Wendung. Lobkowitz verlor alles Ansehen, der Kaiser entschloß sich zur Kriegserklärung, der französische Gesandte ward ausgewiesen. Montecuculi, stets ein Anhänger der Ideen Lisola's, trat wieder an die Spitze der Truppen und benutzte freudig die Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen, welche die unwürdige Rolle des vorigen Feldzugs, die er widerwillig genug gespielt hatte, seinem Kriegsruhm geschlagen. Durch meisterhafte Manöver wußte er den allgefürchteten Turenne ohne Blutvergießen zu schlagen und auf das jenseitige Rheinufer zu drängen. Gleichzeitig lebte in der deutschen Nation, durch die Ereignisse und zahlreiche Schriften geweckt, der Haß gegen den französischen Hochmuth auf, und ein Gefühl der erlittenen Schmach regte sich in weitesten Kreisen. Freudiger Kampfesmuth begann die Tiefen der Nation zu erfassen, und schon schrieb man die Zurückgewinnung des im Westfälischen Frieden an Frankreich Verlorenen auf seine Fahnen. Es war noch einmal ein allgemeiner Aufschwung des deutschen Nationalgefühls, mit dem das Jahr 1674 begann. Gezwungen schlossen sich Köln und Münster, freiwillig die meisten übrigen Reichsfürsten ihrem Oberhaupte an.

In dieser Lage bildete die Fortdauer des Kölner Friedenscongresses eine offene Gefahr für den Fortgang der guten Sache. Dort ruhten die französischen Intriguen keinen Augenblick, lähmten die Action und

ließen beständig den Abfall der Bundesgenossen befürchten. Wilhelm von Fürstenberg, der Bruder des Bischofs von Straßburg und ein vornehmstes Werkzeug Ludwigs XIV., benutzte sein Mandat als kurkölnischer Gesandter zu fortwährenden Zettelungen, die um so gefährlicher waren, als der Mann ein bedeutendes Talent zur diplomatischen Intrigue mit genauer Kenntniß der deutschen Verhältnisse verband. Gleichzeitig diesen Gegner unschädlich zu machen und den hindernden Congreß in die Luft zu sprengen, faßte man in Wien einen kecken Plan. Man rieth dem Kaiser, Fürstenberg ohne Rücksicht auf seinen Character als Congreßmitglied kurzer Hand gefangen nehmen zu lassen, und es bezeichnet die Lage der Dinge, daß der sonst so milde Leopold darauf einging. Am 13. Februar wurde Fürstenberg in der Stadt Köln selbst von kaiserlichen Truppen überfallen und gefangen weggeführt; seine Hinrichtung verhinderte nur der Protest des päpstlichen Nuntius. Das Aufsehen, das dieser Zwischenfall in der ganzen Welt erregte, war natürlich ungeheuer; bis ins Jahr 1676 erschienen Streitschriften von hüben und drüben, der Erfolg aber war, daß sowohl Frankreich wie Schweden seine Gesandten vom Congreß abberief. Der nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges stand nun nichts mehr im Wege.

Den Rest des Jahres 1674 hat Lisola in Wien, in unmittelbarer Nähe des Kaisers verbracht: was er so lange und so oft vergeblich erstrebt hatte, an der entscheidenden Stelle dauernden und directen Einfluß zu üben, das war ihm jetzt zu Theil geworden. Es sollte ihm nicht lange vergönnt bleiben. Auf einer Reise, die er in ungünstiger Jahreszeit von Amsterdam nach Brüssel unternommen hatte, um den Widerstand des spanischen Statthalters gegen Frankreich zu beleben, hatte er den Grund zu einer Krankheit gelegt, deren Folgen er schon am 13. December 1674 in Wien erlegen ist, wenige Wochen nach dem völligen Sturz seines alten Hauptgegners Lobkowitz.

Man hat kein vollständiges Bild von der grandiosen Thätigkeit des genialen Mannes gerade in seinen letzten Jahren, wenn man nur seine Beziehungen zu Wien ins Auge faßt. Daß er nebenher auch als Schriftsteller in der Oeffentlichkeit zu wirken suchte, haben wir schon gesehen, und gerade in dieser entscheidenden Zeit ist die Zahl der publicistischen Leistungen, die ihren Ursprung in seinem Geiste mehr oder weniger deutlich ausgeprägt zeigen, besonders groß. Aber gleichzeitig beschäftigen ihn auch die Angelegenheiten Spaniens, mit dessen Vertreter, Graf Monterey, ihn die engste Ideengemeinschaft verbindet, und der Niederlande; Wilhelm von Oranien und sein Minister Fagel, thun keinen wichtigen Schritt ohne seinen Rath, den sich auch brandenbur-

gische und schwedische Gesandte gelegentlich erbitten. Besonders aber suchte er einzuwirken auf die Politik Englands; vor allem durch diplomatische Mittel, und als diese nicht recht verfangen wollen, da veröffentlicht er eine seiner bedeutendsten Brochüren — den Appel de l'Angleterre. Im Namen des englischen Volkes appellirt er hier von König und Ministerium ans Parlament; in schlagender, fesselnder Folgerichtigkeit weist er, durchaus vom englischen Standpunkt aus argumentirend, nach, wie sehr der derzeitige Krieg dem wahren Interesse des Staates zuwiderlaufe. So konnte es ihm zur persönlichen Genugthuung gereichen, wenn im Februar 1674 Karl II. durch die Stimme des Volkes gezwungen wurde, dem französischen Bündniß zu entsagen und mit den Niederlanden Frieden zu schließen. Wie groß aber das Vertrauen war, das Lisola sich im Haag wie einst am polnischen Hofe zu erwerben gewußt, geht daraus hervor, daß die Generalstaaten ihn gelegentlich mit der Abfassung einer Antwort an die Könige von Frankreich und England betrauen, genau wie einst die polnische Königin gethan hatte. Sogar die militärischen Fragen zieht er in den Kreis seiner Erwägungen; für den Feldzug von 1673 hat er einen bis ins Einzelne ausgearbeiteten Plan vorgelegt, in dem er selbst mit einem auf eigne Kosten auszurüstenden Corps handelnd mitzuwirken gedachte. Der Frieden von Vossem machte diese Entwürfe zu Schanden. Bei der Wichtigkeit, welche für die Kriegführung Oesterreichs die Zahlung der holländischen Subsidien hatte, die in Anbetracht des großen Geldmangels natürlich nur in den durch das politische Unglück stark entwertheten Staatspapieren geleistet werden konnten, hat Lisola diesen Fragen des Curses und des Börsenverkehrs zeitweilig die größte Aufmerksamkeit schenken müssen, ja ihnen sogar ein eigenes Studium gewidmet. Es macht einen komischen Eindruck, wie er dann seiner Regierung auseinandersetzt, daß die Zahlung in nichtvollwerthigen Assignationen keine bloße Prellerei sei, wofür die in Geldsachen nicht so bewanderten kaiserlichen Räthe sie anfangs gehalten hatten. So geschickt hat Lisola sich in diese Dinge einzuarbeiten gewußt, daß er sogar den, wie es scheint, ersten Versuch macht, durch Verbreitung fictiver Siegesnachrichten eine künstliche Hausse herbeizuführen, welcher Versuch denn auch völlig glückt. — Im Großen wie im Kleinen, stets zeigt sich derselbe allumfassende Zug in seinem Wesen.

Lisola ist in seinen letzten Lebensjahren eine europäische Berühmtheit gewesen. Die diplomatische Welt wußte, daß er der bedeutendste der österreichischen Staatsmänner war, daß von allen übrigen nur wenige sich mit ihm messen konnten. Wie hoch man, seit der entscheidenden Wendung der Dinge, seinen persönlichen Einfluß auf den Kaiser

schätzte, davon legt der Rath der Stadt Straßburg Zeugniß ab, indem er sich im Herbst 1673, als es galt, beim Kaiser die Neutralisirung des Stadtgebiets zu erlangen, an Lisola mit der Bitte wendet, „die Macht, die er über den Geist Seiner Kais. Majestät besitze" zu ihren Gunsten zu verwenden. Daß sein Name gleichzeitig dem weitesten Kreise der Gebildeten nicht fremd blieb, dafür sorgte weniger er selbst mit seinen anonymen oder pseudonymen Schriften, als seine französischen Gegner, die ihn mit erbitterten und gehässigen Angriffen verfolgten. Bezeichnend für das Interesse, mit dem er sich der Sache auch anderer Staaten annahm, ist die gegen ihn erhobene Beschuldigung, er sei von den Holländern bestochen, über die er sich mit dem Hinweis auf den Geiz der Generalstaaten und seine eigene Armuth lustig machen kann.

In einer Zeit, wo alle politischen Mächte und Persönlichkeiten wiederholte, oft plötzliche Peripetien durchmachen, wo das Geheimniß glücklicher Staatskunst geradezu in der Leichtigkeit des Parteiwechsels zu bestehen scheint, in solcher Zeit steht François de Lisola mit seiner durch ein langes, an Thaten und Schicksalen reiches Leben unentwegt festgehaltenen einen Grundanschauung ganz vereinzelt da. Seit dem Tage, da er aus der Hand Ferdinands III. den ersten diplomatischen Auftrag erhielt, ist sein ganzes Leben dem Kampf gegen Frankreich gewidmet gewesen, mit einer Unerbitterlichkeit, einem glühenden Haß, die nicht nur unter seinen Zeitgenossen kaum ihresgleichen haben. Nicht die Erfüllung empfangener Aufträge ist es, die ihn zur Bekämpfung Frankreichs treibt; eher umgekehrt. Er erbittet sich diese Aufträge, und wo er sie vom Kaiser nicht erhält, wendet er sich einmal sogar an Spanien um eine Vollmacht, die er denn auch erlangt. Beklagenswerth ist, daß wir über die Motive nicht klar zu sehen vermögen, welche diesen Burgunder zu so aufopfernder Thätigkeit im Dienste landfremder Potentaten bewogen; vielleicht daß ein persönlicher Groll ihn dazu trieb, ähnlich wie später Eugen von Savoyen. Wahrscheinlicher ist wohl, daß es ihm auf die Abwendung der französischen Annexion von seinem Heimathlande ankam, daß schon in jenen städtischen Parteikämpfen seiner Jugend die Wurzel seiner späteren Wirksamkeit liegt. Wie dem auch sei, soviel erhellt auf den ersten Blick, daß er es zu seiner persönlichsten Sache macht, was er sein Lebenlang betreibt. Wir sehen ihn, wie er, anfangs in untergeordneter Stellung, die frondirenden Barone zum Widerstande gegen Richelieus Politik der Concentration anfeuert; wie er dann in welthistorisch wichtigem Augenblick in höchst selbständiger Weise eingreift, um Frankreich oder dessen Candidaten die Kaiserkrone zu entreißen, sie

dem Habsburger zu sichern. Die Zeiten der Verkennung, des Mißerfolgs, sie machen ihn keinen Augenblick irre in seinen Grundsätzen: Victrix causa deis placuit, sed victa Catoni sagt er wohl einmal von sich; nicht zieht er sich mißmuthig oder grollend zurück, da man nicht auf ihn hören will, nein, anders ist des Mannes Art: er thut nicht nur, was ihm befohlen, er thut mehr, er thut auch anderes, als sein Herr gethan wissen will. Und am Ende seiner Tage hat er die Genugthuung die Dinge in die Bahn einlenken zu sehen, in der er sie stets wünschte, und kann sich mit gerechtem Stolze sagen, daß, wenn es so weit gekommen, niemand mehr dazu that, als er selbst. Er thut stets mehr als seine Pflicht und Schuldigkeit, er opfert sein Vermögen, er opfert seine Gesundheit, um selten und spärlich den verdienten Lohn bei seinem Herrn, volle Anerkennung nur bei seinen Feinden zu finden.

Ein Mann von durchdringendem Scharfsinn, rascher und sicherer Beobachtungsgabe, reich an großen Ideen und weiten Gesichtspunkten, unerschöpflich in der Auffindung der Mittel und Wege, von umfassender Bildung; dabei von unbeugsamer Charakterstärke und von einer stürmischen Thatkraft, die auch vor den größten Schwierigkeiten nicht zurückschreckt; und endlich von einem gewinnenden Wesen, das ihm, wo immer er nur einige Zeit verweilt hat, alsbald die Stellung der allgemeinen Vertrauensperson sichert. So tritt er uns in seinen Thaten, in seinen Beziehungen zu Freund und Feind entgegen. Nicht weniger sympathisch ist das Bild des Schriftstellers: gewähren schon seine Depeschen mit ihrem leichtfließenden, wenn auch nicht immer classisch reinen Latein ein ebenso schönes Bild von den Verhältnissen, die sie schildern, wie von der Geistesklarheit, mit der ihr Verfasser die Dinge gleichzeitig bis in die kleinsten Einzelheiten zu durchdringen und im Großen zu überschauen vermag, — so erscheint der Schriftsteller Lisola eigentlich erst im vollen Lichte, wo er der ganzen Welt in geistvollen Abhandlungen die geheimsten Zusammenhänge der Ereignisse aufdeckt, die offenen und versteckten Angriffe der Gegner mit scharfer Polemik oder treffender Satire zurückweist, den Fürsten und Völkern mit ernster Mahnung ihre Pflichten und Aufgaben ins Gedächtniß ruft. Ihm stehen alle Waffen des Federkampfes zu Gebote, von der Keule bis zum Stilet führt er sie alle mit gleicher Meisterschaft. Er weiß ebenso sehr durch juristische Gelehrsamkeit und Feinheit zu imponiren, wie durch logische Klarheit und Folgerichtigkeit zu überzeugen, durch Geist und Witz zu unterhalten. Als es galt die von andern empfohlene Verhaftung Fürstenbergs nun auch zu rechtfertigen, da löst der gewiegte Rechtskenner, der einst die Vorwände des Devolutionsrechts so gründ-

lich vernichtet hat, auch diese schwierige Aufgabe mit solchem Geschick, daß er den Leser noch heute für den zweifellosen Gewaltstreich fast einzunehmen vermag. Wie er mit rhetorischem Schwung zum Kampfe gegen französische Unterdrückung aufzurufen verstand, hörten wir oben. Vollends in seinem Element aber ist er, wo es gilt, das Lügengewebe der Franzosen, ihre gleißnerischen Versicherungen und prahlerischen Beschönigungen mit rücksichtsloser Faust zu zerstören, oder einem der Gegner mit persönlichen Angriffen zu Leibe zu gehen. Wen diese Feder mit ihrem beißenden Spott oder einem derben Kraftwort traf, dessen Name war wohl für lange Zeit öffentlich gebrandmarkt. Der Geschmack seiner Leser wird sich nicht wenig an Kraftstellen erbaut haben, wie etwa die folgende, gegen den französischen Diplomaten und Publicisten Verjus gerichtete: „Dieses Narren Krankheit will sich nicht anders, denn mit Kolbenlausen curiren lassen", oder an einem boshaften Wortspiel, mit dem er die untergeordnete Natur desselben Gegners kennzeichnet: „In einer guten Haushaltung muß nichts vergeblich sein; die Weintrauben, so zu keiner Zeitigung gelangen können, geben dennoch einen guten verjus (d. h. Kochwein) ab; so bedarf auch der französische Hof Kluge und Narren." Trefflich kennzeichnet er das wahre Wesen jener Reichsfürsten, die stets die „deutsche Freiheit" im Munde führten, sich gern als „Säulen und Schildwacht des Reiches" bezeichneten, da sie in Wirklichkeit doch nur französische Söldlinge waren; höhnisch fragt er, ob sie wohl so am besten die Schildwacht zu versehen geglaubt, daß sie den Feind nicht nur einließen, sondern sogar herbeiriefen? Eure Allianzen, ruft er ihnen zu, haben den französischen Kriegshohn herausgelockt. Eure Feder ist oft so spitz gewesen, daß sie einem deutschen Patrioten das Herz hätte durchbohren können; aber dem Franzosen damit zu schaden, war kein Gedanke da. Und was ist euer schöner Freiheitsanstrich anderes, als die reinste Knechtschaft, wie sie kein geborner Franzose ertrüge? Mit französischem Gelde könnt ihr wohl Truppen unterhalten, doch ist euch nicht erlaubt, diese Jagdhunde hinauszuführen, bevor Frankreich ins Horn stößt, noch weniger den gefangenen Hasen für euch zu behalten; ihr begnügt euch mit der Ehre, Frankreich aber behandelt euch wie ein Wachs und formt daraus, was ihm beliebt. Vor andern ist es das nichtswürdige Verrätherpaar, die Brüder von Fürstenberg, denen er bald mit boshaften Stichen, bald mit pathetischen Kraftieben zu Leibe geht und in schonungsloser Weise die Maske vom Gesicht reißt, so daß über ihre wahre Natur schon damals niemand mehr im Zweifel sein konnte. Bald ist es auf den Straßburger abgesehen: „bipedum nequissimus Ego" wird er genannt, „welcher in seiner Prä-

latur kein ander Brevier hat, als eine Flasche, keinen andern Altar, als eine Tafel von seiner Ueppigkeit und unordentlichen Lebens, anstatt der Religion sein Interesse, welches seine regula fidei ist." Dann wieder wird der andere Bruder geschildert, wie er, ein wahrer Proteus, heute als französischer Kriegsoberst, morgen als Geistlicher und Friedensgesandter, heute als Reichsfürst, morgen als Schriftsteller auftritt, der gegen den Keiser hetzt, — alles einzig im Dienste Frankreichs, das sich seiner als Lockvogel bedient, „damit er durch seine gleiche Stimme und Sprache seine Landsleute desto leichter ins Garn bringen möchte. Die Stimme des Jacobs hat er behalten und die Haut des Esaus an sich genommen!" Um die Bildung eines richtigen Urtheils über derartige Vaterlandsverräther, wie um die Erweckung des deutschen Gefühls gegenüber den französischen Mißhandlungen hat dieser Burgunder aus italienischem Geschlecht ein großes Verdienst.

Wenn auch manches von Lisolas schriftstellerischen Leistungen heute nicht mehr lesbar erscheint — möglich, daß vieles wirklich ohne sein Wissen in ungenügender Ausarbeitung gedruckt wurde, wie er sich einmal beschwert —, so gewährt die Lectüre seiner bedeutenden Schriften, wie des Bouclier d'état, des Appel de l'Angleterre und mancher andern immer noch reichen Genuß. Nirgends verleugnet sich der feine Kopf und gewandte Stilist, auch wenn er gelegentlich dem Jahrhundert, dem er angehört, den Zoll der Weitschweifigkeit entrichtet. Auch darin ist er ein Kind seiner Zeit, daß er sich, um zu wirken, fremder Sprachen, des Französischen und Lateinischen, bedienen muß. Doch hat er stets, wo es darauf ankam, für gleichzeitiges Erscheinen von Uebersetzungen, deutschen, holländischen und englischen gesorgt. Im Verkehr mit seiner Regierung gebraucht er das Lateinische, das er fließend und leicht handhabt; an Freunde in Wien schreibt er Italienisch. Französisch zu schreiben hat er wohl erst in späteren Jahren sich gewöhnt; noch 1657 muß er sich eines Uebersetzers bedienen, um dem Kurfürsten von Brandenburg ein anonymes französisches Schreiben zustellen zu können. So theilt er das Schicksal der so oft verkannten politischen Literatur seiner Zeit: hochbedeutend, wie die Gattung ist, gehört sie doch keinem Volke eigentlich an, weil sie international in Sprache und Inhalt ist; Lisola, der als Schriftsteller eine Zierde jeder Nationalliteratur sein könnte, hat aus eben diesem Grunde in keiner einzigen einen Platz. Und doch hat kein geringerer, als Leibniz, in ihm den Vertreter einer seltenen literarischen Blüthezeit gesehen, den Niedergang der Publicistik nach seinem Tode schmerzlich beklagt!

Anziehend sind die Eigenschaften und bewundernswerth, die wir

bisher an dem Manne wahrgenommen haben; aber auch der Schatten fehlt nicht. Zwar daß die Zeitgenossen ihm allzu großen Optimismus vorzuwerfen pflegten, wird für uns nicht schwer ins Gewicht fallen; eine derartig active Natur wäre undenkbar ohne ein gewisses Maß von leichter Erregbarkeit, und die bedächtige Zeit ist ohnehin geneigt, Kühnheit mit Waghalsigkeit und Thatkraft mit Mangel an Ueberlegung zu verwechseln. Lisola ist der vorzüglichste Diplomat seiner Zeit, er ist es aber auch ganz im Stile seiner Zeit. Eingeweiht in die Geheimnisse fremder Cabinete, wie kein zweiter: — den Ausbruch des ungarischen Aufstands sagt er dem Kaiser bis auf den Zeitpunkt genau vorher, und bis in die unmittelbare Umgebung Ludwigs XIV. reichen seine geheimen Verbindungen: — Meister der gewöhnlichen diplomatischen Intrige, ist er auch in der Wahl seiner Mittel keineswegs bedenklich. Die Heuchelei ist ihm „eine Tugend der Fürsten", und vor einem betrügerischen Börsenmanöver schreckt er ebenso wenig zurück, wie vor offenem Bruch des Völkerrechts. Es sind die Fehler der Zeit, die uns hier begegnen, dieselben, die auch gelegentlich das Bild des großen Kurfürsten verunzieren, wenn er einen gefährlichen Gegner in der fremden Hauptstadt kurzer Hand verhaften läßt, um vor der Welt nachher den damit Beauftragten in aller Form zu desavouiren. Diese Mängel vermögen weder hier, noch bei Lisola die Achtung und Bewunderung vor der ganzen Persönlichkeit zu überwiegen.

Den trägen oder leichtsinnigen Politikern der Hofburg hat Lisola Zeit seines Lebens für einen Heißsporn gegolten, dessen Kraft man voll ausnützen, dessen hochfliegenden Entwürfen man aber nicht folgen könne. Es ist schwer auszudenken, was ein solcher Mann, an dem alles Energie, Klarheit und Sicherheit war, hätte leisten können, wäre es ihm vergönnt gewesen, dauernd im Mittelpunkt, in leitender Stellung zu wirken, statt in der Ferne, nach den Weisungen eines auf entgegengesetztem Standpunkt stehenden Mannes wie Lobkowitz, sich in der Ueberwindung eines doppelten Widerstandes aufzureiben, des activen der Feinde und des passiven der eignen Regierung. Denn so eigen ist das Verhältniß dieses Beamten zu der ihm vorgesetzten Behörde: die Minister erwarten stets seinen Rath, seine Depeschen liegen in der Regel den entscheidenden Beschlüssen zu Grunde, wenn man nicht gerathener fand seinen Eifer zu zügeln; er erhält dagegen zwar Weisungen, aber meist solche, um die er selbst nachgesucht, die er empfohlen hat; oft genug handelt er ohne, mitunter sogar gegen einen ausdrücklichen Befehl; um Rath hat er das Ministerium nie gefragt. So befindet er sich seiner Regierung gegenüber nicht, wie andere Botschafter, in der Lage der

Vorhut, die den Aufklärungsdienst versieht: er ist vielmehr der führende Offizier, der im Gefechte oft weit genug den Seinen vorauseilt, — und dem seine Truppe nur zu oft nicht folgt. Daß er die beste Kraft seines Lebens in diesen Verhältnissen hat verzehren müssen, war ein Unglück für ihn, und man versteht, wenn er gelegentlich Ludwig XIV. preist und bewundert, in dessen Dienst solche Männer um so mehr Anerkennung fanden. Ein größeres Unglück für Oesterreich war es, daß in dem Augenblick, wo durch den Sturz des Gegners die Bahn für ihn frei geworden war, ein hartes Geschick seinem Leben ein Ziel setzte. Wenn ein Mensch im Stande war, den schwachen Kaiser bei der Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses festzuhalten, ihm und Deutschland die Enttäuschung des Nymweger Friedens zu ersparen, so war es Lisola.

Die Geschichte hat in ihm einen der glänzendsten Staatsmänner zu feiern, den Oesterreich je besessen, einen der ebenbürtigsten Gegner, die Ludwig XIV. bei seinen Weltherrschaftsgelüsten gefunden; der das zu beginnen die Kraft und den Muth gehabt hat, was erst Wilhelm von Oranien und Eugen von Savoyen mit besserem Erfolge fortsetzen sollten: den Kampf um die Freiheit Europas gegen das französische Joch, um das Gleichgewicht der Nationalstaaten gegen die bourbonische Universalmonarchie. Der Preuße aber darf wohl eine dankbare Erinnerung dem Mann bewahren, der im kritischen Augenblick durch sein energisches Eingreifen in erster Linie dazu beigetragen hat, daß aus den brandenburgischen Kurlanden dereinst ein preußisches Königreich werden konnte.

Die Grenzen der preußischen Militärgerichtsbarkeit.

Von

Staatsanwalt Dr. Damme.

Seit dem Ausgange des Mittelalters und namentlich zu den Zeiten und in Folge des 30jährigen Krieges bildete sich die allgemeine Uebung, daß der Kriegsherr wie dem Befelshaber seiner ganzen Armee, dem Generalfeldmarschall, so auch den Obristen der einzelnen Regimenter eine gerichtsherrliche Gewalt über das „unterhabende Kriegsvolck" verlieh. Hierdurch war für die Soldateska ein besonderer Gerichtsstand geschaffen, welcher, an römische Ueberlieferungen erinnernd, seine Wurzeln ebenso sehr in der Disziplin und der Nothwendigkeit, auf dem Kriegspfade durch fremde Gebiete weit entfernt von den heimischen Gerichtsstätten eine nahe und bereite Rechtspflege zu gewähren, wie in dem allgemein waltenden Genossenschaftsprinzipe haben mochte, schließlich aber doch als ein Standesprivilegium aufgefaßt wurde, kraft dessen die Angehörigen des Heeres von der Zuständigkeit des ordentlichen bürgerlichen Gerichtes in fast allen Rechtsangelegenheiten befreit waren.

Die militärische Gerichtsbarkeit wurde theils von den Regiments- oder Untergerichten mit dem Obristen, theils von dem Generalkriegsgericht oder „Oberkriegsrecht"*) mit dem Generalissimus als Gerichtsherrn wahrgenommen. Neben diesen regelmäßigen Gerichten fungirten außerdem noch Garnisons- und endlich die „Standgerichte". Die letzteren hatten ihren Namen daher, weil sie in Strafsachen gegen die auf frischer That ertappten Personen sofort ohne weitere Förmlichkeiten „stehend" abgehalten wurden; sie dienten als summarische Procedur**).

*) „Recht" = Gericht hat sich noch heute vielfach erhalten. So „Rechtsweg" = Gerichtsweg, „Rechtsanwalt" = Gerichtsanwalt und die heute, weil der Gegensatz „von Amtswegen" fehlt, ganz bedeutungslose Schlußformel beim Erkenntnißtenor: „von Rechtswegen" = „von Gerichtswegen". S. Stölzel, Entwicklung des gelehrten Richterthums Bd. 1 S. 241 Anm. 11.

**) S. Corpus iur. mil. nov. Leipzig 1724, Einleitung Sp. 5.

Die Militärgerichte wurden für jeden einzelnen Fall aus den verschiedenen Chargen zusammengesetzt. Bei den Regimentsgerichten dirigirte ein Auditeur, bei dem Generalkriegsgericht der Generalauditeur den Prozeß.

Die militärische Gerichtsbarkeit galt personell für alle Heeresangehörigen, d. h. nicht bloß für die waffentragende Mannschaft, sondern auch für den ganzen Troß, Marquetender, Weiber, Buben, kurz für alles „was der Armee folget"*). Sachlich umfaßte die Gerichtsbarkeit alle Rechtsangelegenheiten, Straf- und Zivilsachen, streitige und freiwillige. Nur für das Immobiliarwesen wohl allgemein, für Vormundschaften jedenfalls in einigen Staaten, wie in Polen und Sachsen (Patent von 1719) wurde die Zuständigkeit der bürgerlichen Gerichte hergestellt. Für sogenannte „geistliche" Sachen, wie die den Gottesdienst, die Ehe, den Eid betreffenden, wurde vom Landesherrn ein besonderes Kriegskonsistorium eingesetzt, welches nach dem Reglement Königs Friedrich I. von Preußen von 1711 aus dem „Generalauditeur, welcher hierbei dirigiret, dann auch aus ein paar Stabsoffizieren und ein oder zwei gottesfürchtigen, verständigen Feldpredigern vom Generalstab" zusammengesetzt werden sollte**).

Der militärische Gerichtsstand in Bezug auf fast sämmtliche Rechtsangelegenheiten aller zum Heere zählenden Personen erhielt sich auch in Preußen, wenngleich mit Modifikationen namentlich hinsichtlich der Organisation der Gerichte bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein, wie dies aus des vormaligen Generalauditeurs Cavan 1801 zu Berlin erschienenen zweibändigen Werke: „Das Krieges- oder Militär-Recht, wie solches jetzt bei der Königlich Preußischen Armee besteht" zu ersehen. Danach theilten regelmäßig auch die Ehefrauen und Kinder sowie die männlichen und weiblichen Dienstboten der Militärpersonen den Gerichtsstand der letzteren***).

Dieser für die stehenden Söldnerheere geschaffene Zustand erreichte in Preußen im Wesentlichen in Folge der Reorganisation des Heeres nach Scharnhorst's Ideen sein Ende. Eine Kabinets-Order v. 19. Juli 1809 hob den privilegirten Gerichtsstand der Militärpersonen, soweit er

*) Ebenda Sp. 10.

**) Gottesfurcht und Verständigkeit waren damals offenbar nicht bei allen Feldpredigern selbstverständlich; denn sonst würde man nicht im „Kriegsrecht und Artikulsbrief" des Großen Kurfürsten lesen: „Es soll sich kein Priester, wenn er den Gottesdienst halten soll, trunken finden lassen oder auf solchem Fall aus dem Läger relegiret werden" und ferner „welcher Priester sonsten außer der Zeit, da der Gottesdienst geschiehet, einen ärgerlichen Wandel führet und sein Leben nicht nach seiner Lehre anstellet, derselbe soll durchaus in unserem Läger, wenn er vorher davon abzustehen dreimal (sic!) ermahnet und sich nicht bessert, nicht gelitten werden."

***) Das Nähere bei Cavan Bd. 2 S. 140 folgde.

sich auf die bürgerlichen und geistlichen Rechtssachen bezog, völlig auf und beschränkte ihn sachlich auf die Strafprozesse, persönlich auf die im Militärverhältnisse stehenden männlichen Personen. In diesem Umfange ist die militärische Gerichtsbarkeit in Preußen durch die Verfassung Art. 37, und im Deutschen Reiche durch das Militärgesetz vom 2. Mai 1874 § 39 sowie durch das Einführungsgesetz zum Deutschen Gerichtsverfassungsgesetze gewährleistet.

Während nun das materielle Strafrecht für sämmtliche zum Deutschen Reichsheere zählenden Kontingente durch das mit dem 1. Oktober 1872 in Kraft getretene Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich eine einheitliche Regelung erfahren hat, steht eine entsprechende im Reichsmilitärgesetz allerdings vorgesehene Maßregel hinsichtlich der Organisation der Militärgerichte und hinsichtlich des militärgerichtlichen Strafverfahrens noch aus, so daß auf diesen Gebieten zur Zeit noch die partikularrechtlichen Normen der Bundesstaaten in Geltung sind. In dieser Hinsicht haben neben Preußen noch die drei Königreiche Würtemberg, Sachsen und Bayern für ihre Kontingente ihre besonderen Gesetze.

Bekanntlich sind bisher alle Versuche eine einheitliche Militärgerichtsordnung für das ganze Reich vorzubereiten an der Verschiedenartigkeit der Auffassungen über grundsätzliche Punkte in Preußen einerseits und in Bayern andererseits gescheitert. Einen Vorzug besitzt das Bayrische Gesetz von 1869/72 jedenfalls vor dem Preußischen von 1845: den des jüngeren Datums; das Preußische Gesetz wird binnen 36 Monaten auf eine fünfzigjährige, durch fast keine Novelle getrübte Dienstzeit zurückblicken können. Die bayrische Militärstrafgesetzgebung kann daher auch nicht so viele Anachronismen und Abweichungen von dem inzwischen vorgeschrittenen bürgerlichen Strafgerichtsverfahren enthalten, wie die preußische. Soviel über die Gegensätze zwischen den preußischen und bayrischen Unterhändlern sei der Zusammenschmelzung der norddeutschen und süddeutschen Gesetzgebung bezw. der Reform der gesammten militärischen Strafgerichtsordnung bisher durchgesickert ist, scheinen sie wesentlich darin zu beruhen, daß auf bayrischer Seite mehr der juristisch-technische, auf preußischer Seite mehr der militärisch-technische Gesichtspunkt in den Vordergrund der Erörterung gedrängt wird. Die Diagonale des Parallelogramms dieser Kräfte herzustellen, ist die Aufgabe.

Das bayrische Militärstrafverfahren hat das akkusatorische Princip adoptirt; es hat eine militärische Staatsanwaltschaft, eine ausgedehntere Vertheidigung und die Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung. Diese Basis der einheitlichen Gestaltung des militärischen Strafprozesses scheint unvermeidlich. Die Vertheilung der Rollen im Strafprozeß

zwischen einem öffentlichen Kläger und dem von einem Vertheidiger unterstützten Angeklagten stellt vielleicht nicht das Ideal eines Strafprozesses dar; indessen ist zur Zeit eine bessere Formation nicht bekannt. Ist das Recht der Vertheidigung nach bayrischem Gesetze vielleicht zu ausgedehnt, indem nach Art. 92 jeder Beschuldigte sich einen Vertheidiger wählen kann, so ist dieses Recht nach preußischem Recht — §§ 115, 117 — jedenfalls zu beschränkt, da der Beschuldigte bei gemeinen Verbrechen in Friedenszeiten nur, wenn diese mit mehr als dreijähriger Freiheitsstrafe, bei einem militärischen Verbrechen aber nur dann sich vertheidigen lassen kann, wenn solches mit mehr als zehnjähriger Freiheitsstrafe oder mit dem Tode bedroht ist. Die Ausschreitungen, welche in jüngster Zeit gewisse Vertheidiger vor den bürgerlichen Strafgerichten sich haben zu Schulden kommen lassen, dürfen nicht darüber täuschen, daß eine sachgemäße Vertheidigung im allgemeinen Interesse liegt. Die Militärgesetzgebung befindet sich hier sogar in der glücklichen Lage, die Erfahrungen der bürgerlichen Strafrechtspflege zu verwerthen. Sie kann eine personell beschränkte Militäradvokatur schaffen, zu welcher nur im Takte erprobte und mit Verständniß für die besonderen militärischen Verhältnisse begabte Personen zuzulassen wären.

Wenn gegen die allgemeine Einrichtung einer militärischen Staatsanwaltschaft wie sie in Bayern existirt jüngsthin in einem Artikel der Nordd. Allg. Ztg. (1892 Nr. 109) der Gesichtspunkt der dadurch für die Militärstrafrechtspflege erwachsenden höheren Kosten ins Feld geführt worden ist, so darf man zu unserer Regierung das Vertrauen hegen, daß sie den Muth auch zu solcher Mehrforderung finden wird, sobald sie von ihrer Nothwendigkeit überzeugt wird.

Was endlich die Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung angeht, so braucht diese ja nach dem im Reichstage geäußerten sachverständigen Gutachten zum mindesten nicht gescheut zu werden. Diese Forderung entspricht der Höhe moderner Auffassung. Die Oeffentlichkeit der Gerichtsakte ist uralt, urdeutsch und wäre wohl nie zu einer Frage geworden, wenn wir nicht die Phase der Rezeption des römischen Rechts hätten überwinden müssen. Die Verweigerung der Oeffentlichkeit erscheint um so mehr nutzlos, als schon jetzt Kanäle vorhanden sind, durch welche das Ergebniß militärgerichtlicher Untersuchungen doch an die Oeffentlichkeit gelangt. Das bayrische Gesetz enthält in dieser Hinsicht einen zweifellosen Vorzug sogar vor der bürgerlichen Reichsgesetzgebung, indem es nur erwachsenen männlichen Personen den Zutritt zu den Gerichtssälen gestattet. (Art. 137.)

Das sonst schon verjährte Institut des Gerichtsherrn, der das Ge-

richt abhalten läßt und das Urtheil bestätigt, muß auch hier wegfallen, wenn an die Stelle des schriftlichen Verfahrens, das die Möglichkeit einer Nachprüfung aus den Akten gewährt, das mündliche tritt. Damit wird die militärische Autorität der höheren Vorgesetzten allerdings insofern eingeschränkt, als neben diese eine andere Macht tritt, welche jenen auch einmal entgegenhandeln kann. Aber unsere Armee ist so fest gefugt, daß sie diesen Nachlaß wird ertragen können.

Die sogenannte Ständigkeit der bayrischen Gerichte hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der reichsgesetzlich sanktionirten Ständigkeit unserer bürgerlichen Schwurgerichte und dürfte alle Gebrechen dieser theilen. Ob in dieser Hinsicht nicht eine den bewährten Schöffengerichten entsprechende Institution am Platze wäre, sei dahingestellt.

Unzweifelhaft nimmt die bairische Organisation nicht hinreichende Rücksicht auf den Kriegszustand; man sollte meinen, daß die militärtechnischen Erwägungen der preußischen Sachverständigen auch die bairischen Unterhändler hiervon überzeugen werden.

Schlechthin nothwendig ist natürlich, daß die Reform zu einer einheitlichen Organisation für das gesammte deutsche Reichsheer führen muß. Es wäre unerhört, wenn Bayern sich etwa bei dieser Gelegenheit Eigenthümlichkeiten vorbehalten wollte. Zur vollen Einheit des Rechts gehört auch ein einheitlicher höchster Gerichtshof; die bewährte reichsbewußte Gesinnung der bayrischen Regierung wird nicht um der werthlosen Dekoration eines eigenen höchsten Gerichts willen dem nationalen Zusammenschluß an einem so wichtigen Punkt sich widersetzen wollen.

Im folgenden ist es nicht beabsichtigt, der Organisation des Militärstrafprozesses eine weitere Ausführung zu widmen, vielmehr soll hier nur auf einen Punkt hingewiesen werden, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit bislang nicht in dem Maaße auf sich gezogen hat, wie er sie verdient. Ueber der Organisation der Militärgerichte und des militärgerichtlichen Strafverfahrens vergesse man nicht die Grenzen der militärischen Gerichtsbarkeit, welche keineswegs so fest umschrieben sind, wie dies in weiteren Kreisen angenommen wird. Eine solche Umschreibung ist aber um so wichtiger, als diese maßgebend ist für die gesammte bürgerliche Strafjustiz. Denn diese fängt da an, aber auch erst da an, wo die militärische aufhört.

Hier wird in Umrissen nur der preußische Rechtszustand dargestellt werden. Eine Beschränkung auf diesen war angebracht, einerseits weil eine durchgehende Vergleichung mit der Gesetzeslage in Bayern und in Würtemberg zu weit führen würde und andererseits, weil die preußische Gesetzgebung, inhaltlich übrigens identisch mit der sächsischen von 1867,

die umfassendste Geltung hat: denn der preußische Rechtszustand ist nicht nur für alle anderen Bundeskontingente, sondern auch für die Kaiserliche Marine maßgebend*).

Der für diese Darstellung wesentlich in Betracht kommende Rechtsstoff läßt sich durch die Beantwortung von vier Fragen erschöpfen:

1. welche Personen,

2. welche Strafthaten gehören vor die Militärgerichte?

3. unter welchen Umständen kann die an sich gegebene militärische Gerichtsbarkeit zu Gunsten der bürgerlichen cessiren?

4. unter welchen Umständen findet ein Zusammenwirken der militärischen und der bürgerlichen Gerichte statt?

Bei der Beantwortung dieser Fragen nach bestehendem Rechte ist der Ausdruck von Wünschen für die Zukunft nicht zu umgehen.

1. Der militärischen Gerichtsbarkeit sind unterworfen**): sämmtliche zum Soldatenstande gehörigen Personen ohne Rangunterschied; hierher gehören auch die Mitglieder des Sanitätskorps; ferner die meisten Beamten der Militärverwaltung, namentlich die Auditeure, Intendanten, Geistliche, Zahlmeister — aber nicht die Gefangenwärter in den Militärgefangenanstalten; drittens die mit Inaktivitätsgehalt entlassenen sowie die zur Disposition gestellten Offiziere; viertens die Militärlehrer und die Zöglinge der militärischen Bildungsanstalten.

Hierzu treten endlich nach dem Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich und dem Einführungsgesetze zu diesem: die an Bord eines Reichskriegsschiffes angestellten Zivilpersonen, die Landgendarmen und unter gewissen Voraussetzungen die Offiziere à la suite.

Im Kriegsfall unterliegen der militärischen Gerichtsbarkeit auch die bei dem Feldherrn sich befindenden fremdherrlichen Offiziere, deren Gefolge, die sogenannten Kriegskorrespondenten, die freiwilligen Krankenpfleger, die Gefangenen sowie alle Personen, welche aus irgend einem anderen Grunde, sei es auf Grund eines Dienst- oder Vertragsverhältnisses, sei es freiwillig dem Heere folgen***).

Die Angehörigen des Beurlaubtenstandes, die Offiziere und Mannschaften der Landwehr und jetzt auch der Reserve unterstehen nur ausnahmsweise der militärischen Jurisdiktion, und zwar dann, wenn sie gewisser militärischer oder mit diesen zusammentreffender gemeiner Ver-

---

*) Kaiserlicher Bestimmung sind durch Gesetz vom 22. März 1891 die militärstrafgerichtlichen Abweichungen für die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika vorbehalten. Die bezügliche Kaiserl. Verordnung ist ergangen am 3. Juni 1891.

**) Genaueres bei Hecker in Goltdammers Archiv Bd. 31 S. 81.

***) S. § 18 Mil.-Str.-G.-O. und §§ 155, 157, 160, 161, 166 Mil.-Str.-G.-B.

gehen sich schuldig gemacht haben. Hierher gehören insbesondere die „Herausforderungen und Zweikämpfe" der Offiziere des Beurlaubtenstandes. Den Offizieren werden hier übrigens nach einem Erkenntniß des Reichsgerichts*) auch die im Offiziersrange stehenden Mitglieder des Sanitätskorps gleich geachtet. Nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts**) ist aber unter Herausforderung im Sinne dieser Gesetzesbestimmung nur die selbst ausgesprochene unmittelbare Forderung desjenigen zu verstehen, welcher sich schlagen will, nicht aber die Thätigkeit des Kartellträgers. Nach dieser Auffassung besteht nunmehr der monströse Zustand, daß der Landwehr- oder Reserveoffizier, welcher sich duellirt hat von dem Militärgericht, sein Kartellträger aber, mag er auch Landwehr- oder Reserveoffizier sein, unter allen Umständen von dem Zivilgericht abgeurtheilt wird. Da nun erfahrungsmäßig die Militärrichter eine weniger strenge Auffassung über die Strafbarkeit des Zweikampfes haben, so kann es kommen (und es ist gekommen), daß der Duellant bei der Bestrafung weit milder angesehen wird als der Kartellträger. In dieser Hinsicht wird sicher eine Aenderung eintreten müssen; ein innerer Grund, das Delikt des Kartellträgers in solchen Fällen aus dem Rahmen der militärischen Duelldelikte herauszulösen, ist jedenfalls nicht ersichtlich***).

Nun ist es ein alter Satz, daß „kein Kriegsmann des fori privilegiati sich länger erfreuen solle, als er wirklich Soldat sei", wie es denn auch in der „Kriegsgerichtsordnung" Königs Friedrich I. von 1712 heißt: „Was die abgedankten Soldaten und Offiziers betrifft, solche sind post missionem von der Militärjurisdiktion exkludirt." Es ist daher nur eine Rückkehr zum alten, zuerst durch eine Kabinets-Resolution Friedrich Wilhelms II. vom Jahre 1798†) geänderten Rechte gewesen, wenn nach dem Reichsgesetze vom 3. Mai 1890 die verabschiedeten Offiziere jeglicher militärischen Gerichtsbarkeit wiederum entzogen sind.

Eine fernere Konsequenz jenes alten Grundsatzes ist die, daß die Kompetenz der Militärgerichte sich nicht ohne Weiteres danach bestimmt, ob die der Militärperson zur Last gelegte Strafthat innerhalb der militärischen Dienstzeit begangen ist, sondern vielmehr danach, ob die fragliche Person zur Zeit der gegen sie bei der Militärbehörde††)

*) Entscheidungen in Strafsachen Bd. 12 S. 231.

**) Ebenda Bd. 17 S. 244.

***) Gegen die Auffassung des Reichsgerichts s. auch Hücking in Goltdammers Archiv Bd. 37 S. 106.

†) S. Cavan § 3657.

††) S. Entsch. des Reichsger. in Strafsachen Bd. 14 S. 328 und Bd. 20 S. 311.

erstatteten Anzeige, bei Beginn des gegen sie gerichteten Strafprozesses sich im militärischen Dienstverhältnisse befindet. Hiernach fällt die Aburtheilung einer während der Dienstzeit begangenen — gleichviel ob gemeiner oder militärischer — Strafthat eines inzwischen verabschiedeten Offiziers, Gendarmen u. s. w. ausschließlich den bürgerlichen Gerichten zu und zwar haben diese, wenn es sich um militärische Delikte handelt, dabei das Militärstrafgesetzbuch ihrem Erkenntnisse zum Grunde zu legen. Umgekehrt kommt dem Soldaten für Strafthaten, welche er vor dem Eintritt in den Dienststand begangen, der militärische Gerichtsstand nicht in voller Konsequenz des oben mitgetheilten Grundsatzes zu Statten; nach positiver Satzung übernimmt das Militärgericht in diesen Fällen vielmehr nur dann die Verfolgung, wenn es sich um leichtere Delikte handelt, hinsichtlich deren der Soldat keine höhere als eine sechswöchentliche Freiheitsstrafe zu erwarten hat. Steht ihm eine höhere Strafe in Aussicht, so wird er zur Disposition der bürgerlichen Gerichte vorläufig aus dem Militärverbande wieder entlassen. Ob dieser Zustand befriedigend genannt zu werden verdient oder ob es nicht zweckmäßiger wäre, dem Grundsatze, daß der Soldat, solange er das ist, dem Militärgerichte untersteht, in voller Schärfe durchzuführen, soll hier dahingestellt bleiben. Für Bayern (Art. 8) ist letzteres dann Rechtens, wenn die bürgerlichen Behörden vor dem Diensteintritt des Inkulpaten noch keine strafverfolgende Handlung gegen ihn vorgenommen hatten.

Ausnahmsweise können die bürgerlichen Gerichte höherer Instanzen auch über einen aktiven Soldaten urtheilen, nämlich dann, wenn das bürgerliche Strafgericht erster Instanz gegen diesen bereits vor dem Eintritt in den Dienststand ein Urtheil verkündet hatte.

2. Die Militärgerichtsbarkeit umfaßt im Prinzipe alle strafbaren Handlungen der ihr unterstellten Personen. Nur ausnahmsweise, wie hinsichtlich der vorstehend unter 1 geschilderten Verhältnisse der Angehörigen des Beurlaubtenstandes, wird die Zuständigkeit der Militärgerichte von dem Umstande abhängig gemacht, daß das abzuurtheilende Delikt ein rein militärisches ist.

Neuerdings ist aber wieder die Frage aufgeworfen worden, ob es sich nicht empfehle, die Zuständigkeit der Militärgerichte wenigstens in Friedenszeiten lediglich auf die rein militärischen Strafthaten, welche eben nur ein Soldat vermöge seiner Standesqualität begehen kann, wie beispielsweise Fahnenflucht, Widersetzlichkeit gegen Vorgesetzte, Mißbrauch der Waffe u. s. w., im Gegensatz zu den gemeinen Strafthaten, wie Diebstahl, Ehebruch, Beleidigung u. s. w. zu beschränken. Diese Frage ist seit Alters verschieden beantwortet. Der berühmte Kriminalist

Benedikt Carpzow*), welcher die für die Entwicklung der militärischen Gerichtsbarkeit bedeutsamen Zeiten des 30jährigen Krieges miterlebt hat, meint, daß der besondere Gerichtsstand des Soldaten „doch nur von einer solchen Verbrechung so allein militiam concerniret zu verstehen, als wenn ein Kriegsknecht die Wache verschlaffen, von dem Regiment gelauffen oder das Gewehr von sich geworfen hätte, darüber das Regiment, als welches hiervon die beste Wissenschaft allein zu richten und zu straffen. Wenn aber ein Soldat ein gemein delictum, als Ehebruch u. s. w. begangen", so solle es bei den ordentlichen bürgerlichen Gerichten verbleiben. Demgegenüber ist aber ein Blick in die zahlreichen „Kriegsartikel" des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche regelmäßig mit dem Verbot der Gotteslästerung beginnen und des Weiteren die Delikte des Raubes, Diebstahls u. s. w., also sämmtlich gemeine Verbrechen in den Bereich ihrer Strafsanktionen ziehen, hinreichend, um darzuthun, daß die prozessualische Behandlung der gemeinen Delikte der Soldateska in der thatsächlichen Uebung des Kriegsrechts keine andere war, als die der rein militärischen Vergehungen. Erst die Revolution brachte 1790 für das französische Heer die Beschränkung der militärischen Strafgerichtsbarkeit auf rein militärische Verbrechen. Dieser Zustand erhielt sich indessen auch in Frankreich nur zwei Jahre. In Preußen ist die Frage der Beschränkung der militärischen Jurisdiktion im beregten Umfange im Jahre 1809 zur Zeit und bei Gelegenheit der Reorganisation des Heeres eifrigst ventilirt, aber von keinem Geringeren als Scharnhorst selbst mit Entschiedenheit verneint. Unter den späteren Kriminalisten hat sich u. A. Mittermaier**) im Sinne von Carpzow geäußert, jüngere Schriftsteller***) haben sich aber mit Energie und guten Gründen für die Beibehaltung der militärischen Gerichtsbarkeit im bisherigen Umfange ausgesprochen.

Zu Gunsten der vollen Zuständigkeit der Militärgerichte wird angeführt, daß man ja über die Nothwendigkeit der militärischen Gerichtsbarkeit im **Felde** einmal nicht streiten könne und, dies zugegeben, die zukünftigen für den Kriegsfall nothwendigen Militärrichter sich schon im Frieden im Judiziren üben müssen. Diese Erwägung ist aber nicht durchschlagend. Denn wer bürgt dafür, daß gerade die oder daß alle diejenigen, welche im Felde die Militärgerichte zu bilden berufen sind, im Frieden eine Uebung erlangen? oder daß gerade diejenigen, welche

*) Peinlicher Inquisitions- und Achtproceß Tit. I Art. 3.
**) Das deutsche Strafverfahren Bd. I S. 383.
***) Oesterr. Auditeur Dangelmaier in Goltdammers Archiv Bd. 32 S. 448 und Oberlandesgerichtsrath Herbst ebenda Bd. 38 S. 309.

diese Uebung erlangt haben, auch im Felde Gelegenheit finden, diese zu verwerthen?

Des Ferneren wird bemerkt, daß eine weitere Beschränkung der militärischen Gerichtsbarkeit auch eine weitere Verkümmerung des Auditeurberufes und demzufolge die Zuführung schlechteren Beamtenmaterials bewirken müsse. Hierauf ließe sich einfach damit antworten, daß die militärische Jurisdiktion nicht der Auditeure wegen geschaffen ist, daß vielmehr das Institut der letzteren der Entwicklung jener zu folgen hat und die Einrichtung der Auditeure so wenig wie irgend eine andere menschliche Institution eine Versicherung auf die Ewigkeit hat, sondern mit der Zeit umgestaltet, ja auch ganz abgeschafft werden kann. — Ernster schon ist der Hinweis darauf, daß die Uebertragung der Verfolgung der gemeinen Delikte der Soldaten auf die bürgerlichen Behörden in die militärische Ausbildung des einzelnen Mannes sowohl für diesen wie für den militärischen Verband störend eingreifen würde. Entscheidend für die Beibehaltung der militärischen Jurisdiktion in ihrem bisherigen Umfange dürfte aber die folgende Erwägung sein.

Die Scheidung der möglicherweise von einem Angehörigen des Soldatenstandes begehbaren Delikte in militärische und gemeine scheint zwar sehr einfach und klar zu sein; alle Versuche aber, für diese Unterscheidung eine die Kasuistik erschöpfende juristische Formel zu finden, sind bisher gescheitert. Positivrechtlich hat diese Frage bei uns nur dadurch entschieden werden können, daß das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872 im § 1 alle in ihm mit Strafe bedrohten Handlungen für militärische Verbrechen oder Vergehen erklärt. Daß dies keine Lösung sondern eine Anerkennung der angedeuteten Schwierigkeit bedeutet, liegt auf der Hand. Zweifel in den einzelnen Fällen sind trotzdem auch bei dem heutigen Rechtszustande, wo es auf diese Unterscheidung doch nur ausnahmsweise ankommt, nicht ausgeschlossen; sie würden sich aber ins Unabsehbare vervielfältigen, wenn von der Beantwortung dieser Frage in jedem einzelnen Falle die Feststellung der Kompetenz abhängig wäre. Und wie dann, wenn der bürgerliche Richter in dem Delikte des Soldaten ein militärisches, der Militärrichter aber in ihm ein gemeines erblickt? Welche Verzögerungen würden nicht durch einen solchen negativen Kompetenzkonflikt entstehen müssen und wer sollte den letzteren entscheiden? — Unüberwindlich sind freilich die hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten noch nicht; wenn man auf die Schlagfertigkeit der Justiz zu verzichten geneigt ist, kann all dies noch hingehen. Aber nun weiter: gesetzt, der bürgerliche Richter und der Militärrichter haben jeder ihr Maß an

Delikten zugewiesen erhalten. Wenn nun der Soldat uno actu, wie dies sehr oft der Fall ist, ein militärisches und ein gemeines Delikt verübt, z. B. unter Mißbrauch seiner soldatischen Waffen widerrechtlich in ein Haus eindringt und nach Verlust seiner Waffe — sie mag beim Eindringen zerbrochen sein — im Hause die Bewohner mit dem höchst bürgerlichen Instrumente eines Besenstiels mißhandelt, Erpressungen, Sachbeschädigungen, Beleidigungen begeht, wie dann? Soll dann der Militärrichter zunächst sein militärisches Delikt aburtheilen und soll die Untersuchung hinsichtlich der gemeinen Delikte bis zu dieser Aburtheilung ruhen oder sollen beide kompetenten Gerichte mit ihren Untersuchungen ineinandergreifen? In der Praxis müßten derartige Komplikationen, wenn sie, wie dann zu erwarten, zum täglichen Brode der Gerichte gehörten, alsbald zu der Wiederaufhebung einer unleidlichen Rechtsübung führen und deshalb scheint es besser zu sein, eine solche überhaupt nicht einzuführen.

Das Prinzip, alle strafbaren Handlungen der Militärpersonen vor die Militärgerichte zu verweisen, erleidet gegenwärtig (übrigens fast ebenso auch in Bayern Art. 1) insofern noch eine Ausnahme, als Kontraventionen gegen Finanz- und Polizeigesetze sowie gegen Jagd- und Fischereiverordnungen dann, wenn sie nur mit Geldstrafe oder Einziehung bedroht sind, den bürgerlichen Gerichten zur Aburtheilung überlassen sind. Auch dies ist altes Recht*) und es dürfte in keines Interesse liegen, diesen Zustand zu beseitigen. Die winzigen Uebertretungen gegen Zoll-, Steuer- oder Postgesetze, gegen örtliche Polizeiverordnungen über Straßenreinigung u. ähnl. werden prompter und ohne Schaden für das militärische Ansehen von den Zivilbehörden erledigt werden. Eine Aenderung wird nur die Gesetzessprache erfahren müssen; denn der Begriff der „Finanz- und Polizeigesetze“ ist nicht so leicht zu umschreiben. Rechnet das Gesetz betreffend das unerlaubte Spielen in einer in Preußen nicht zugelassenen Lotterie sicher zu den Finanzgesetzen? Und welche Gesetze sind Polizeigesetze? Hier bieten sich jetzt bereits schwierige Kompetenzfragen.

3. In einigen wenigen Fällen ist es den an sich zuständigen Militärgerichten überlassen, die Untersuchung und Entscheidung an die Zivilgerichte abzugeben: einmal dann, wenn eine nicht dem Offizierstande angehörende Militärperson, welche auf bestimmte Zeit beurlaubt oder einstweilig im Zivistande oder Kommunaldienste beschäftigt ist, lediglich eines Amtsdeliktes in diesem Dienste beschuldigt wird, sowie ferner dann, wenn eine dem Beurlaubtenstande angehörende Person

*) Cavan a. a. O. § 3390.

während der zu dienstlichen Zwecken erfolgten Einberufung ein nicht militärisches Delikt begangen hat.

Die Fortsetzung der Untersuchung gegen eine aus dem Dienststande entlassene Militärperson kann den Zivilgerichten dann überlassen werden, wenn die Untersuchung ein nicht militärisches Delikt betrifft und der Delinquent sich nicht in Haft befindet.

Es ist ersichtlich, daß in diesen Fällen gegenwärtig bereits der oben unter 2 angedeutete negative Kompetenzkonflikt sich ergeben kann, welcher bei dem Mangel einer positiven Bestimmung darüber, wer ihn zu entscheiden hat, möglicherweise zu dem vom Gesetzgeber jedenfalls perhorreszirten Resultate führt, daß der Delinquent straflos bleibt.

4. Wenn bei der Begehung ein'und derselben Strafthat mehrere Personen betheiligt waren, von denen nur ein Theil der militärischen, der andere aber der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unterstand, so pflegte man sich, hergebrachter Maaßen*), um eine gleichzeitige Prozedur gegen sämmtliche Betheiligte zu ermöglichen, mit der Einsetzung einer aus Richtern beider Art zusammengesetzten Untersuchungskommission, dem sogenannten judicium mixtum zu helfen. Die preußische Militärstrafgerichtsordnung (§ 52) bestimmt darüber folgendes: „Wenn zwischen Militär- und Zivilpersonen Beleidigungen oder Thätlichkeiten wechselseitig vorfallen oder, wenn ein Verbrechen von Militär- und Zivilpersonen gemeinschaftlich verübt wird, so muß die Untersuchung von einem aus Militär- und Zivilgerichtspersonen zusammengesetzten Gericht geführt werden. — Der höchste kommandirte Offizier hat in diesem gemeinschaftlichen Untersuchungsgericht den Vorrang.“ — Die Tragweite dieser noch heute nicht aufgehobenen Bestimmung kann man nur dann völlig würdigen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß diese aus einer Zeit (1845) stammt, in welcher noch, wie das militärgerichtliche Verfahren, so auch das zivilgerichtliche Verfahren von den Prinzipien der Schriftlichkeit und Nicht-Oeffentlichkeit beherrscht wurde. Damals faßte der Militär- wie der Zivilrichter gleichmäßig den Begriff der „Untersuchung“ als den gesammten Prozeßgang bis zur Fällung des Erkenntnisses auf Grund des zusammengeschriebenen Aktenmaterials auf. Zivil- und Militärrichter arbeiteten damals also innerhalb des nämlichen Rahmens und konnten sich daher wohl zu einer gemeinschaftlichen Führung der Untersuchung verstehen. Inzwischen ist nun aber auf diesem Gebiet für den bürgerlichen Richter der Boden ein völlig anderer geworden. Die seit dem 1. Oktober 1879 für diesen geltende

*) S. Cavan a. a. O. § 3568.

Reichsstrafproceßordnung legt das Hauptgewicht nicht mehr in das schriftliche Aktenmaterial, sondern in die mündliche regelmäßig mit dem Angeklagten zu führende Hauptverhandlung. Sie kennt zwar auch den Begriff der „Untersuchung", aber in dem Sinne, daß darunter nicht bloß der schriftliche Vorprozeß, sondern zugleich mit die mündlichen Hauptverhandlung verstanden wird. Bei einer wörtlichen Anwendung der oben citirten Bestimmung über die Bildung gemeinschaftlicher Untersuchungskommissionen müßten somit auch die militärischen Mitglieder der letzteren zur Hauptverhandlung hinzugezogen und in dieser dem „höchsten kommandirten Offizier" der Vorrang gelassen werden. Es würde eine Reihe von weiteren Ungeheuerlichkeiten folgen, deren Aufzählung hier übrig ist. Die Unsinnigkeit eines solchen Verfahrens leuchtet ohnedies ein. Wie es aber mit der wörtlichen Befolgung jener Vorschrift nichts ist, so ist es auch nichts mit dem Versuche sie wenigstens „sinngemäß" zur Anwendung zu bringen. Die Reichsstrafprozeßordnung hat allerdings ein Institut, welches man allenfalls als Analogie zu der weiland schriftlichen „Untersuchung" sich denken kann: die gerichtliche Voruntersuchung. Aber schon der äußere Rahmen dieser deckt sich nicht mit dem jener. Denn der bürgerliche Untersuchungsrichter darf seine Voruntersuchung nicht weiter ausdehnen, als erforderlich ist, um dem Gericht eine Entscheidung darüber zu ermöglichen, ob das Hauptverfahren zu eröffnen oder der Angeschuldigte außer Verfolgung zu setzen sei, während die Militärrichter die Untersuchung so weit ausdehnen müssen, daß nur noch das Erkenntniß gefällt zu werden braucht. Sonach ist eine sinngemäße Befolgung der Vorschrift betreffend die gemischten Untersuchungskommissionen jetzt auch nur dann möglich, wenn entweder der bürgerliche Untersuchungsrichter die Voruntersuchung weiter ausdehnt, als er sie führen darf oder die Militärrichter die Untersuchung nicht bis zu dem Punkte führen, bis zu welchem sie dieselbe führen müssen. Daß dies nicht angängig ist, ist wiederum klar. Nur unter ganz besonders günstigen Umständen wäre der Fall denkbar, daß die Rahmen der militärgerichtlichen Untersuchung und der zivilgerichtlichen Voruntersuchung sich decken. Dann erweist sich aber in anderer Art, wie es auch trotzdem für die beiderseitigen Kommissionsmitglieder unmöglich ist, gemeinschaftlich zu prozediren. Die Inkongruenzen des militärischen und des civilen Gerichtsverfahrens zeigen sich sofort beim Zeugenbeweis. Die Militärrichter müssen regelmäßig die vernommenen Zeugen und zwar nach ihrer Vernehmung beeidigen, der bürgerliche Untersuchungsrichter soll regelmäßig die Zeugen uneidlich vernehmen, wenn er sie aber vereidigt, so soll er ihnen regelmäßig den Eid vor der Ver-

nehmung abnehmen. Aus dieser hier genügenden Gegenüberstellung ergiebt sich bereits, daß gegenwärtig eine Cooperation der Militärrichter mit dem Untersuchungsrichter im judicium mixtum ausgeschlossen ist.

Diesen Zustand der Dinge in ein helles Licht gerückt zu haben, ist das Verdienst eines Aufsatzes des Landgerichtspräsidenten Hücking in Goltdammer's Archiv (Bd. 37 S. 97—117). Bei verschiedenen Landgerichten, so zu Cöln, Elberfeld, Kiel, haben sich die Untersuchungsrichter auch bereits geweigert, zu gemischten Kommissionen zusammenzutreten und die betreffenden Strafkammern haben sich in prozessualisch nicht weiter anfechtbaren Beschlüssen der Auffassung der Untersuchungsrichter angeschlossen, so daß in bedeutenden Garnisonstädten schon jetzt die beregte Vorschrift der Militärstrafgerichtsordnung zum todten Buchstaben geworden ist. Es ist dies ein seltenes Beispiel, wie ein noch in Kraft befindliches Gesetz einfach nicht mehr funktioniren kann.

Völlig wider den Geist jener Vorschrift würde aber gehandelt werden, wollte man an Stelle des Untersuchungsrichters in diesen Fällen den vom Staatsanwalt zu ersuchenden Amtsrichter setzen. Denn das Wesen jener Vorschrift besteht nicht darin, daß irgend ein Zivilrichter an den einzelnen Untersuchungshandlungen theilnimmt, sondern daß derselbe zugleich mit den Prozeß dirigirt. Hierzu fehlt dem Amtsrichter jede Handhabe, da er in dieser Hinsicht nicht selbständig, vielmehr von den Anträgen der Staatsanwaltschaft abhängig ist.

Das Unbestreitbare eben ist, daß gemischte Kommissionen nur dann einen Sinn haben, wenn die strafprozessualischen Gesetze für sämmtliche Mitglieder die nämlichen sind. Man wird auf sie verzichten müssen, solange der militärische Strafprozeß nicht dem vorgeschrittenen zivilen Strafprozeß nachgefolgt oder der letztere zurückgerückt oder wenigstens für diesen Zweck anders gestaltet ist. Ob hieraus eine Mahnung zur Beschleunigung der Reform zu entnehmen, sei dahingestellt. Man kommt auch ohne gemischte Kommissionen aus und kann, wenn ein praktisches Bedürfniß für einheitliche Instruktion der Strafprozesse in solchen Fällen unabweislich sein sollte, gesetzgeberisch so helfen, daß man entweder dem Militärgericht oder dem ordentlichen Gericht die gesammte Prozeßführung überläßt.

Aus dem Angeführten wird so viel hervorgehen, daß des für eine Neuregelung der militärischen Gerichtsbarkeit zuständigen Gesetzgebers auch abgesehen von der Gestaltung des Verfahrens eine Anzahl interessanter und nicht immer leichter Aufgaben harren, deren Lösung um so dringender nöthig werden wird, je mehr sich die Einsicht in die gegenwärtige Sachlage vertieft.

Politische Correspondenz.

Das Volksschulgesetz und der Ministerwechsel.

Die öffentliche Meinung triumphirt, sie fühlt sich wie von einem Alpdruck befreit, seit der Volksschulgesetzentwurf von ihr genommen ist. Man muß ihr diese Empfindung lassen, denn es ist ja ihr wohlerworbenes Recht, kurzsichtig zu sein, und nur die Kurzsichtigkeit kann in diesem Augenblick wirklich aus vollem Herzen triumphiren.

Der Volksschulgesetzentwurf ist gefallen, und es ist gut, daß er gefallen ist. Aber daß er an dieser Stelle, in diesem Augenblick und in dieser Art gefallen ist, das ist nicht gut.

Um zu zeigen, wie das gemeint ist, wollen wir ausmalen, wie die Dinge hätten laufen müssen, wenn sich alles wirklich zum Besten entwickelt hätte.

Der Volksschulgesetzentwurf konnte im Landtage nur noch zweierlei Schicksal erfahren: entweder er wurde wirklich in klerikaler Form angenommen oder er wurde abgelehnt. Die dritte Möglichkeit einer wesentlich milderen Form, die auch die Mittelparteien sich einigermaßen hätten gefallen lassen können, lag schon, wenn sie auch materiell möglich gewesen wäre, doch taktisch nicht mehr vor. Die Stimmung im Lande war so gereizt, daß die Mittelparteien Selbstmord begangen hätten, wenn sie sich auf irgend einen Compromiß eingelassen hätten. Sie mußten bis zum Aeußersten widerstreben, und deshalb gab es keine andere Möglichkeit mehr, als die völlige Ablehnung oder eine Annahme ohne wesentliche Abschwächung. Nachdem wir nun wissen, ein wie starker Widerwille innerhalb des Ministeriums selbst und an höchster Stelle gegen eine derartige legislatorische Arbeit vorhanden war, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß im Landtag das Gesetz nicht zu Stande gebracht worden wäre. Die widerstrebenden Ansichten und namentlich die widerstrebenden Interessen innerhalb der conservativen Partei würden, sobald die Regierung nicht mit ganzer Kraft und Aufbietung aller Geschicklichkeit für die Durchführung eintrat, das Gesetz ganz von selbst zu Fall gebracht haben.

Wäre nun das Gesetz auf diese Weise im Landtag gefallen, so wären daraus folgende Vortheile und Nachtheile entstanden.

Die Regierung hätte der mächtigen Partei des Centrums ihren guten Willen nach aller Möglichkeit gezeigt und sie sich dadurch verpflichtet. Dadurch hätte sie eine gutwillige Majorität im Reichstag behalten, die jetzt zerstört ist.

Das Mißlingen des Versuches, klerikale Gesetze zu machen in einem so günstig zusammengesetzten Hause, wie das jetzige Abgeordnetenhaus, hätte auch dem Centrum gezeigt, daß es für seine Forderungen in Preußen eine unüberschreitbare Grenze giebt, während es jetzt die Illusion weiter nähren wird, daß doch nur subjectiver, persönlicher Wille, der sich einmal ändern kann, die Arbeit gestört habe.

Weiter wäre die Autorität der Regierung nicht so schwer geschädigt worden. Nach dem constitutionellen System, im Unterschied vom parlamentarischen, ist die Ablehnung einer Gesetzesvorlage in der Volksvertretung ein Vorgang, der naturgemäß von Zeit zu Zeit eintritt, ohne die Regierung zu erschüttern. Selbst dem Fürsten Bismarck ist das immer von Neuem geschehen. Wäre es anders, so wäre ja die Regierung abhängig von den Parlamentsbeschlüssen, was weder nach unserer Verfassung, noch nach den Empfindungen der öffentlichen Meinung der Fall sein soll. Hätte der Landtag das Gesetz endlich selber abgelehnt, so hätte sogar der Graf Zedlitz im Amt bleiben können, was nicht möglich war, nachdem ihn der Monarch desavouirt hatte.

Der Rücktritt des Grafen Zedlitz wird von vielen unserer Gesinnungsgenossen nicht als ein Nachtheil angesehen. Wir thun es. Häufiger Ministerwechsel ist an und für sich und unter allen Umständen schädlich. Jede Autorität ist schon von vornherein halb gebrochen, die nicht die Wahrscheinlichkeit der Dauer für sich hat, und es kann für Preußen und Deutschland nichts schädlicheres geben, als wenn die Thaten und Erklärungen unserer Minister nur noch mit dem Vorbehalt aufgenommen werden sollten „so lange, wie es währt". Wenn irgendwo, so muß man sich an dieser Stelle für die Stärkung des Autoritätsprinzips erklären. Auch um der Person des Grafen Zedlitz willen thut es uns leid. Es ist noch keineswegs erwiesen, daß er so „schwarz" war, wie ihn die öffentliche Meinung zu sehen liebt. Im Gegentheil, er hat eine Reihe so bestimmter und vortrefflicher Aeußerungen über die Erhaltung der Staatshoheit gethan, daß wir ihn gern noch etwas länger praktisch am Werke gesehen hätten. Deutschland ist nicht reich an Leuten, die den Zug der politischen Persönlichkeit an sich tragen. Graf Zedlitz hatte diesen Zug, und wir hoffen deshalb dringend, daß er nicht definitiv den Staatsdienst verlassen habe.

Endlich ist noch ein wesentlicher Nachtheil die schwere Wunde, welche die conservative Partei als solche durch den plötzlichen Abbruch empfangen hat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die bisherigen Commissionsverhandlungen den Schein auf sie geworfen haben, sie sei ein bloßes Anhängsel des Centrums; ebenso wenig aber, daß dieser Schein in der zweiten Lesung sich zum großen Theil verzogen haben würde. Man hat offenbar die Taktik verfolgt, zunächst mit dem Centrum zusammenzugehen, um von dieser Position aus in der zweiten Lesung den Mittelparteien Anerbietungen zu machen. Dadurch, daß nun das zweite Stadium gänzlich weggefallen ist, ist die conservative Partei vor der öffentlichen Meinung in ein ganz falsches Licht gerathen.

Die Taktik mag falsch gewesen sein; die Mittelparteien würden sich ganz gewiß auf keinerlei Anerbietungen von jener Position aus eingelassen haben; immerhin bleibt es ein großer Schade, daß einer Partei, die doch stets ein sehr wesentliches Moment in einer gesunden Entwickelung der Dinge bei uns bleiben muß, die volle Klarlegung ihres eigenen Charakters unmöglich gemacht worden ist.

Allen diesen Nachtheilen, die die jüngste Krisis im Gefolge gehabt hat, kann man nur den einen Vortheil gegenüberstellen, daß die öffentliche Meinung sich nicht in den Gedanken hineingelebt hat, unsere Regierung sei eine schlechthin bildungsfeindliche, reaktionär-klerikale. Praktisch wird das wenig ausmachen. Die Wendung zur Opposition in den breiten Schichten des Mittelstandes ist einmal da und wird bei den nächsten Wahlen auf jeden Fall massiv hervortreten. Dadurch, daß statt der Regierung die konservative Partei in den Ruf gekommen ist, in ihrer Gesammtheit „Kreuzzeitung“ und nichts als „Kreuzzeitung“ zu sein, werden für die nächsten Wahlen schlimmere Verhältnisse geschaffen, als wenn die Regierung selbst, was doch immer nur vorübergehend hätte sein können, in jenen Verdacht gerathen wäre.

Wiederholen wir es noch einmal: nicht, daß der Schulgesetzentwurf gefallen ist, sondern daß er an dieser Stelle, in diesem Augenblick und in dieser Art gefallen ist, das ist vom Uebel und dagegen wendet sich unsere Kritik. Daß er überhaupt nicht zu Stande gekommen ist, das ist uns an sich lieber, als wenn es selbst zu einem leidlichen Compromiß mit den Mittelparteien gekommen wäre. Der Entwurf war keineswegs so schlecht; nur einige wenige Bestimmungen waren wirklich unannehmbar. Ueber andere ließ sich reden, und die Konservativen waren zu Verbesserungen bereit. Mit einzelnen Verbesserungen hätte der Entwurf schon einen ganz anderen Charakter bekommen. Denn die Mitherrschaft der Kirche in der Schule, deren Constituirung ihm eignete, und die ihn als Ganzes unannehmbar erscheinen ließ, beruhte auf einer Reihe von Einzelbestimmungen, die erst in ihrem Zusammenwirken diesen Effekt hatten, während die meisten einzelnen an sich wohl erträglich waren und in diesem oder jenem anderen deutschen Staat ohne Beschwerde bestehen. Wenn man nun einige von diesen Bestimmungen geändert hätte (das Examen; die Stellung des Geistlichen in der Schulaufsicht; der gewählte Hausvätervorstand; die völlige Unterbindung der Simultanschulen), so hätten auch die anderen einen großen Theil ihrer gefährlichen Wirksamkeit verloren. Dadurch aber, daß nun der Entwurf ganz gefallen ist, ist es möglich, ihn das nächste Mal noch besser, sicherer und einheitlicher zu konstruiren.

Man wird schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit sagen können, wie der nächste Entwurf aussehen wird. Man wird ihn nicht so aufbauen können, daß man die Zedlitzsche Arbeit zu Grunde legt und an einigen Einzelbestimmungen etwas corrigirt. Damit würden nur beide Seiten, die Klerikalen wie die Liberalen unzufrieden gemacht werden. Man muß ein ganz neues Princip suchen. Dies Princip wird lauten: grundsätzliche Confessionalität der Volks-

schule, Simultanschule nur als Nothbehelf; Regierung dieser confessionellen Schule durch den Staat und seine Organe unter völliger Ausschließung der Geistlichkeit. Dafür völlige Freiheit für die katholische Kirche, den Religionsunterricht an sich zu nehmen (für die evangelische hat es keinen Werth) und Freigebung der Privatschulen. Die beiden letzten Sätze machen jeden Vorwurf der Gewissensbedrückung unmöglich; die ersten wahren die volle Staatshoheit.

Die sachlichen Gründe, welche die Freigebung der Privatschule möglich, nützlich und nöthig machen, haben wir bereits in den beiden vorigen Correspondenzen ausführlich dargelegt. Hier möge noch der taktische Grund hinzugefügt werden. Für die Privatschule treten außer den Klerikalen und einem großen Theil der Konservativen auch ein Theil der Freisinnigen ein. Die große Mehrzahl der Mittelparteien widerstrebt allerdings diesem Punkt und widerstrebt ihm sogar mit besonderer Leidenschaftlichkeit. Aber auch aus diesen Kreisen und aus der Schule selbst haben sich doch wenigstens hier und da einige Stimmen für die Unterrichtsfreiheit erhoben. Ich nenne Prof. Pfleiderer, Prof. Jürgen Bona Meyer in Bonn in seiner höchst instructiven Broschüre „Gegen den Entwurf eines Volksschulgesetzes" (Bonn, Friedrich Cohen), Fräulein Helene Lange, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnenvereins*) und eine offenbar von sehr hervorragender Seite ausgehende Zuschrift an die Zeitung „Post" (5. März). Bei dieser Gruppirung der Ansichten wäre es unmöglich, einen so allgemeinen Sturm der öffentlichen Meinung, sei es von dieser, sei es von jener Seite gegen eine Vorlage zu erregen, wie diesmal. Ein anderer Modus, die gegeneinander strebenden Prinzipien praktisch zu vereinigen, ist bisher überhaupt von keiner Seite auch nur vorgeschlagen worden und scheint auch nicht denkbar. Die reine und ausschließliche Staatsschule, namentlich die confessionelle, ruft die Beschwerde des Gewissenszwanges hervor. Betheiligung der Kirche am Schulregiment, die vor Gewissenszwang sichert, giebt der Schule zwei Herren und zerreißt die staatliche Schulhoheit. Es bleibt also nur: Regierung der Schule allein durch den Staat, aber im Sinne der Confessionen und für den Fall, daß der Staat an irgend einer Stelle diesen Zweck verfehlen sollte, die Möglichkeit der Trennung. Das ist der gegebene Ausweg, wenn man nicht

*) Fräulein Lange hat sich sehr entschieden in diesem Sinne ausgesprochen in einem Vortrag vor einer großen Lehrerinnen-Versammlung (Gedr. in der „Lehrerin in Schule und Haus", Theodor Hofmann in Gera). In diesem Vortrag ist auch unsere Berufung auf Alexander von Oettingen in der Frage der religiösen Erziehung der Dissidentenkinder gegen den Willen der Eltern wiedergegeben. Ein Zeitungs-Referat hat das so dargestellt, als ob Oettingen sich direct gegen Bestimmungen wie die des Zedlitz'schen Entwurfes ausgesprochen habe.

Hiergegen hat Herr v. Oettingen bei uns Protest eingelegt. Sein Ausspruch wenn auch von uns richtig wiedergegeben, lasse die Schlußfolgerung, die jene Zeitung ihm unterlege, nicht zu und er für seine Person sei entschieden für die Zedlitz'schen Vorschläge und sehe darin keinen Gewissenszwang. Da das Mißverständniß, wenn auch ohne unsere Schuld von uns seinen Ausgang genommen, so wollen wir dem verehrten Herrn Mitarbeiter die Genugthuung nicht versagen, seine abweichende Ansicht hier ausdrücklich zu constatiren.

für unsere Generation überhaupt auf eine Lösung verzichten, und der diskretionären Gewalt der unter wechselnden Parteieinflüssen stehenden wechselnden Cultusminister dauernd ein so wichtiges Element des öffentlichen Lebens überlassen will.

Um dem widerwärtigen Zustand, der sich aus einer solchen Lösung ergiebt, ein Ende zu machen, hat Gneist in einer soeben erschienenen Broschüre „Die staatsrechtlichen Fragen des preußischen Volksschulgesetzes" (Julius Springer) den Vorschlag gemacht, den Cultusminister an die Zustimmung des von Parteieinflüssen unabhängigen Staatsrathes zu binden. Schwerlich aber würde sich das Zentrum mit dieser Lösung einverstanden erklären, wenn nicht wenigstens die Freiheit des Privatunterrichtes hinzukommt.

Daß die Privatschulen unter strenger staatlicher Aufsicht stehen müssen und in keinem Punkt, auch nicht in der Pflege der vaterländischen Gesinnung, hinter den gesetzlichen Zielen der Volksschule zurückbleiben dürfen, ist selbstverständlich.

Als ein besonders bedenkliches Ergebniß der Krisis, die das Volksschulgesetz heraufgeführt, erscheint weiten Kreisen die Trennung des preußischen Ministerpräsidiums vom Reichskanzleramt. Die überlieferte Vorstellung ist, daß die Union dieser beiden Aemter ein Grundstein der deutschen Reichsverfassung sei. In den ersten Jahren des neuen Deutschen Reichs, als die Konservativen der jungen Schöpfung noch vielfach mißtrauisch gegenüberstanden, sagte Herr v. Kleist-Retzow einmal mit geistreicher Zuspitzung: er wolle dem deutschen Kaiser nicht rathen, sich in einen Streit mit dem König von Preußen einzulassen. Das ist ein unzweifelhaft richtiger Gedanke, der ins Staatsrechtliche übersetzt, lautet, daß die preußische und deutsche Politik nothwendig ineinanderfallen müssen. Am sichersten garantirt erscheint diese Forderung, wenn die beiden führenden Aemter in einer Person vereinigt sind. Aber wenn diese Garantie auch wegfällt, so ist darum die Sache selbst noch keineswegs verloren. Der Satz, „preußische und deutsche Politik müssen schlechthin eins sein", wiegt nicht schwerer, als der schon länger bekannte, „daß die Politik jedes Staats in sich eine einheitliche sein müsse". Diese Einheit wird am sichersten garantirt, wenn ein leitender Staatsmann an der Spitze aller Geschäfte steht. Sie kann aber ebensowohl, wie die Erfahrung lehrt, erreicht werden, durch ein Kollegium von Ministern, die sich von Fall zu Fall einigen. So lange wir einen Staatsmann, wie den Fürsten Bismarck, an der Spitze des Reiches hatten, war die Kollegialverfassung allmälig zu einer bloßen Form verflüchtigt, und je weniger von der Form, die mit dem Wesen des Regiments im Widerspruch stand, übrig blieb, desto besser war es, desto mehr überflüssige Friktionen wurden erspart. Heute, wo ein so unwiderstehliches Uebergewicht einer einzelnen Persönlichkeit nicht existirt, ist es ganz natürlich, daß eine diesen Verhältnissen besser entsprechende Form in Gestalt stärkerer Herausarbeitung des Kollegialprinzips gesucht wird. Dies und nichts anderes bedeutet die Trennung der beiden großen Aemter. Wenn der Reichskanzler Graf Caprivi dadurch momentan eine Einbuße an sei-

ner Autorität erleidet, so darf man doch hoffen, daß dieser Verlust wieder eingeholt werden wird, dadurch, daß seine jetzige Stellung viel weniger Angriffsfläche bietet, als die bisherige. Das ist nach verschiedenen Seiten sehr wichtig und darf sogar als ein großer Vortheil der neuen Einrichtung angesehen werden. Es war für die Festigkeit der Reichspolitik schädlich, daß die speziell preußischen Angelegenheiten vermöge der Rückwirkungen durch den Ministerpräsidenten auf den Reichskanzler stets ganz Deutschland und durch die Union des Auswärtigen Amtes mit jenen beiden anderen auch die auswärtige Politik afficirten. Das ist nunmehr beseitigt und innerhalb seines eingeschränkteren Wirkungskreises wird es dem Herrn Reichskanzler hoffentlich noch vergönnt sein, reiche Frucht zu ernten von dem Baum der wahrhaft erstaunlichen und bewundernswerthen Thatsache, daß trotz des heftigsten Conflicts auf dem Felde des Schulgesetzes ihm doch von allen Seiten das persönliche Vertrauen, das er sich in seiner bisherigen Amtsführung erworben, gewahrt worden ist.

Als eine bezeichnende Erscheinung darf es noch angemerkt werden, daß die Schaffung eines eignen Ministerpräsidiums ganz besonders scharf kritisirt worden ist in eben den Kreisen, die ihrer Zeit den Fürsten Bismarck nicht hart genug tadeln konnten, weil er die ganze Reichsverfassung auf seine Person zugeschnitten habe. Schon damals habe ich in diesen Jahrbüchern gelegentlich auf den Vorwurf erwidert, die Sache sei in gewissem Sinne richtig, aber keineswegs tadelnswerth. Wenn wir einmal einen andern Reichskanzler hätten, würden wir eben andere Einrichtungen treffen: für jede Regierung diejenige Form, die zu ihrem inneren Charakter am besten paßt. Die Einrichtungen müssen sich ebensowohl den Personen anpassen, wie die Personen den Einrichtungen. Die am wenigsten dürfen jetzt über die Veränderung schelten, die damals über zu große Machtconcentrirung gescholten haben.

Wirklich bedenklich erscheint ein anderer Punkt in dem neuen Arrangement. Das ist der Ministerpräsident ohne Portefeuille. Wenn es sich so getroffen hätte, daß der neue Ministerpräsident gleich ein erledigtes Ministerium mit übernommen hätte, so würde schlechterdings garnichts dagegen zu sagen sein. Aber eine nicht bloß repräsentative, sondern eine wirklich staatsmännische Persönlichkeit wie den Grafen Eulenburg in einer Stellung ohne eigne Verwaltung und ohne jedes eigentliche Befehls- oder Kontrollrecht gegenüber den andern Ministern, das ist ein schwerlich haltbarer Zustand und wir dürften hier noch unangenehmen Frictionen entgegenzusehen haben.

Die öffentliche Meinung sieht wohl die Stellung des neuen Cultusministers als eine ganz besonders schwierige an. Was grade die Frage des Volksschulgesetzes betrifft, so will uns seine Position keineswegs so sehr ungünstig erscheinen. Die persönlichen politisch-kirchlichen Ansichten des Herrn Dr. Bosse werden von denen des Grafen Zedlitz garnicht so sehr weit entfernt sein und deshalb haben ihn auch Conservative wie Centrum persönlich nicht unfreundlich aufgenommen: in der legislatorischen Frage aber hat er eine viel klarere

Situation übernommen als sein Vorgänger. Der Goßler'sche Weg wie der Zedlitz'sche haben sich jetzt als ungangbar erwiesen. Da muß es viel leichter sein, endlich den richtigen zu finden und wenn es zur Zeit überhaupt keine Lösung giebt und der Minister die Sache hinzieht, so wird man auch das verständlich finden und ihm Beifall zollen.

Die wahrhaft böse Erbschaft, die Herr Dr. Bosse hat antreten müssen, liegt an einer anderen Stelle. Es ist das höhere Schulwesen, die unglückselige, nach Form und Inhalt, Verfahren und Ergebniß gleich traurige, die historische Stellung der preußischen Unterrichtsverwaltung auf alle Zeiten compromittirende Gymnasialreform. Aus diesem Elend herauszukommen, bedürfen wir eines ganzen Mannes, eines Mannes nicht nur von höchster Bildung und klarer Einsicht, sondern auch von Entschlußkraft und unerschrockenem Charakter. Möge Preußen und Deutschland in Herrn Dr. Bosse ein solcher Mann beschieden worden sein. D.

Home Rule und die neue Local Government Bill für Irland.

Man hat Irland vielfach als das Polen Englands bezeichnet. Wie jeder Vergleich hinkt auch dieser, aber er hinkt zu Ungunsten Englands. Abgesehen davon, daß die Stellung der ehemals polnischen Landestheile in den drei Staaten, zu denen sie gehören, eine durchaus verschiedene ist, bildet für keinen derselben, nicht einmal für Rußland, der polnische Besitz eine solche Schwierigkeit wie Irland für England. Alle Gegensätze, welche die moderne Staats- und Gesellschaftsordnung kennt, gleichzeitig und in schärfster Pointirung machen die irische Frage aus. Die nationalen Gegensätze von Germanenthum und Keltenthum, die kirchlichen von Protestantismus und Romanismus, die sozialen von Grundherren und Pächtern sind im wesentlichen für Irland identisch. Dadurch wird aber die Kluft eine so unendlich breite und tiefe, daß ihre Ueberbrückung fast als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint.

Durch Eroberungen der Plantagenets und der Tudors als eine Kolonie mit dem englischen Gemeinwesen verbunden, wurde Irland seit dieser Zeit durch den Gegensatz der beiden Rassen in seiner Entwickelung gehemmt. Der englische Ansiedler an der Ostküste stand den eingeborenen Kelten kaum anders gegenüber als später den Rothhäuten Nordamerikas. Der Sachse führte, gestützt auf sein Mutterland, einen unausgesetzten Vernichtungskampf gegen das Keltenthum. Der Gegensatz verschärfte sich noch, da die Kelten schon aus Feindschaft zu ihren Beherrschern am alten Glauben festhielten. Die Erhebung der Insel gegen Cromwell und später für Jacob II. gegen Wilhelm III. führte dann zu gewaltigen sozialen Umwälzungen. Wie Israel mit den Kanaanitern, so fühlte sich der große Protektor berufen mit den Iren zu verfahren. Die Besiedelung von Ulster, des nordöstlichen Viertels der grünen Insel, mit englischen und schottischen Protestanten, welche bis heute den stärksten Halt der englischen Herrschaft bilden, ist Cromwells Werk. Aber auch anderweitig wurden die Besitzun-

gen der einheimischen Aristokratie unter englische Herren vertheilt, die in England wohnten und ihr Land durch irische Pächter bewirthschaften ließen. Während die einheimische Aristokratie das Land verließ oder sozial unterging, wurden die besitzenden Klassen englisch, jedoch zum Theil ohne festen Fuß in dem Lande zu fassen.

Nun war allerdings bis zum Anfange dieses Jahrhunderts Irland kein integrirender Bestandtheil des englischen Gemeinwesens. Es führte nicht nur den Namen eines besonderen Königreiches, sondern es besaß auch sein eigenes Parlament zu Dublin und war im englischen Parlamente nicht vertreten. Gleichwohl entsprach dieser Zustand keineswegs dem, was gegenwärtig die Anhänger von Home Rule verlangen. Irland war nicht wie Schottland bis zur Union unter der Königin Anna ein unabhängiger und England gleichberechtigter Staat, sondern eine englische Kolonie. Es war daher ebenso wohl der Autorität des englischen Parlaments unterworfen wie noch heute jede Kolonie. Der Lordlieutenant und das Parlament zu Dublin hatten nur die Bedeutung eines Gouverneurs und einer Koloniallegislatur, indem ersterer nach den Anweisungen des englischen Kabinetts handeln mußte, letztere Gesetze geben durfte, soweit dies das englische Parlament zuließ. Aber auch in anderer Beziehung glich das Dubliner Parlament einer Koloniallegislatur, es war nur die Vertretung der englischen Kolonisten. Die Kelten waren als Katholiken politisch rechtlos. Dafür mußten sie aber Steuern zahlen zur Unterhaltung der Staatskirche, die in zahllosen Parochien gar keine Mitglieder hatte, und außerdem privatim noch für die Kosten des katholischen Kultus aufkommen.

Die Union Irlands mit Großbritannien (1801) bedeutete unter diesen Umständen für ersteres einen erheblichen politischen Fortschritt. Irgend welche Unabhängigkeitsgelüste von Bedeutung konnte unter der politisch berechtigten Bevölkerung Irlands schon wegen ihrer numerischen Schwäche gegenüber den feindlichen irischen Elementen nicht auftauchen. Gegen die Autorität des Parlaments zu Westminster war also keine Auflehnung möglich. Durch die Union und durch die Preisgabe des besonderen Dubliner Parlaments gewann aber die protestantische Bevölkerung auch positiven Antheil an den Parlamentsbeschlüssen und an der Kabinetsbildung. Aus Bewohnern einer abhängigen Kolonie wurden sie politisch vollberechtigte Staatsangehörige. Für die katholisch-keltische Bevölkerung wurde damit freilich gar nichts geändert. Sie blieb politisch rechtlos wie bisher und war auch weiterhin mit doppelten kirchlichen Lasten überbürdet.

Die Stellung der einheimischen Bevölkerung änderte sich erst durch die Katholikenemancipation (1829). Jetzt erst erlangte auch sie Theilnahme an Parlamentswahlrechte. Die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Irland (1871) endlich befreite die Millionen irischer Katholiken von der Verpflichtung, für einige hunderttausend Anglikaner die finanziellen Lasten der anglikanischen Kirchenverfassung auf der ganzen Insel zu tragen.

Die rechtliche Stellung Irlands zu England ist demnach im wesentlichen

die folgende. Verfassungsrechtlich bildet Irland einen integrirenden Bestandtheil des Reiches. Im Oberhause haben jedoch die irischen Pairs nicht sämmtlich Aufnahme gefunden, sondern nur 28 aus der irischen Pairie auf Lebenszeit gewählte Mitglieder. Für das Unterhaus ist dagegen die Vertretung für England und Irland eine proportional gleiche. Insbesondere sind die drei Reformbills, welche das Wahlrecht nach unten hin ausdehnten, in Irland ausschließlich der katholisch-irischen Bevölkerung zu Gute gekommen. Auch auf den meisten Gebieten der Verwaltung besteht grundsätzliche Uebereinstimmung zwischen Irland und England. Nur das Gebiet der Rechtspflege mit den besonderen obersten Gerichtshöfen zu Dublin und das der inneren Verwaltung sind vielfach abweichend gestaltet. Mit Rücksicht auf diese provinziellen Besonderheiten steht neben dem Lordlieutenant von Irland, der gegenwärtig fast nur noch Repräsentationspflichten zu erfüllen hat, ein besonderer, dem Staatssekretär des Innern untergeordneter Obersekretär für Irland als Provinzialminister.

Durch diese äußere, staatsrechtliche Amalgamirung ist aber der innere Gegensatz zwischen Irland und dem Hauptlande keineswegs beseitigt. Eine Sprachenfrage existirt allerdings kaum mehr, sie ist zu Gunsten der englischen entschieden. Nur etwas über 100 000 Bewohner der Insel sind allein noch der keltischen, weitere 700 000 beider Sprachen, alle übrigen nur der englischen Sprache mächtig. Wenn auch künftig ein besonderes irisches Parlament in Dublin tagen sollte, die Herrschaft der germanischen Sprache auf der Insel könnte nicht wieder rückgängig gemacht werden. Die Uebereinstimmung der Sprache verbürgt jedoch noch keineswegs die Verwischung der nationalen Verschiedenheiten umsoweniger, als dieselben durch kirchliche und soziale verschärft werden. Es kommt ein weiteres Moment hinzu. Die geographische Lage fördert ganz von selbst besondere lokale Interessen ohne Rücksicht auf Abstammung und Religion zu Tage. Der geltende Rechtszustand gewährt denselben keinen Raum zur Bethätigung, da es in der englischen Verwaltung keine besondere provinzielle Formation zwischen Centralverwaltung und Grafschaft giebt. So erscheint es verständlich, daß selbst weite Kreise der englisch-protestantischen Bevölkerung der Insel Anhänger der irischen Absonderungsbestrebungen sind, ja daß der moderne Führer und Organisator der irischen Homerulepartei, Parnell, Protestant und englischer Abstammung war.

Für die englischen Parteien, in deren wechselseitigem Schaukelspiel die neuere politische Geschichte Englands sich abspielt, wurde die irische Frage erst dringend, seit eine stetig wachsende irische Partei zu den beiden historischen Parteien des Parlaments hinzutrat und bei dem annähernd gleichen Stärkeverhältnisse der beiden Parteien vielfach die Zunge in der Wagschale des Parlamentarismus wurde.

Es ist nicht ohne Interesse, hier den Unterschied der parlamentarischen Politik in England von der in einem streng monarchischen Staatswesen zu verfolgen. Für eine objektive, den Bedürfnissen der Gesammtheit wie der einzelnen Theile gleichmäßig Rechnung tragende Politik war der Weg zur Lösung der

irischen Frage klar vorgezeichnet. Nachdem durch die Katholikenemancipation und durch die Entstaatlichung der Hochkirche in Irland den gerechtfertigten kirchlichen Ansprüchen Rechnung getragen war, hätte durch eine einschneidende Agrarreform, welche das Grundeigenthum von den großen Grundherren auf die Pächter übertrug, der soziale Gegensatz beseitigt, und der Homerulepartei ihre soziale Bedeutung entzogen werden müssen. Dann hätte man daran denken können, unter Aufrechterhaltung der verfassungsrechtlichen Verbindung Irlands mit England Provinziallandtage und besondere Provinzialverwaltungen, jedoch getrennt für Ulster und das übrige Irland zu schaffen. Damit wäre der Homerulepartei ihr Boden entzogen worden.

Die englische Parteipolitik verfuhr gerade umgekehrt. An die Agrarfrage rührte man möglichst wenig. Denn ihre radikale Lösung hätte vor allem die Interessen der in beiden Parteien immer noch vorherrschenden Gentry geschädigt. Zur Abstellung der schreiendsten Unbilligkeiten begnügte man sich mit einigen Verbesserungen des Pachtrechts zu Gunsten der Pächter. Für die Parteipolitik handelte es sich in erster Linie darum, die parlamentarische Unterstützung der irischen Partei zu gewinnen, und dies war nur möglich, wenn man auf ihre Homerulepolitik, auf die verfassungsrechtliche Sonderung Irlands vom Reiche, einging. Die liberale Partei unter Gladstone war es, die sich, um mit Hilfe der Iren sich am Ruder zu erhalten, im Frühjahre 1886 wenigstens in ihrer Majorität zur Zahlung dieses Preises entschloß.

Die Gladstone'sche Homerulevorlage war kein bloßes Verwaltungsgesetz, sie wollte Irland eine verfassungsrechtliche Selbstständigkeit verleihen, aber gleichwohl die Realunion Irlands mit England festhalten. Wie in einem Bundesstaate wurde unterschieden zwischen Reichs- und Landeskompetenz. Zu der ersteren sollte gehören und damit der irischen Landeskompetenz entzogen sein die verfassungsrechtliche Stellung des Königthums, die internationalen Beziehungen, Heer und Flotte, Staatsbürgerrecht, Handel und Verkehrswesen, Münze, Urheberrechte, Religionsfreiheit und kirchliche Angelegenheiten, Zölle und Accise und das Homerulegesetz selbst. Ueber die der Reichskompetenz vorbehaltenen Angelegenheiten sollte ausschließlich das englische Parlament entscheiden, aus dessen beiden Häusern die irischen Mitglieder ausschieden. Allein eine Abänderung des Homerulegesetzes konnte das englische Parlament nur vornehmen entweder in Uebereinstimmung mit der irischen Legislatur oder unter Zuziehung irischer Mitglieder. Für die Staatsschuld, Heer und Flotte, dem gemeinsamen Civildienst und die irische Gendarmerie hatte Irland jährlich eine bestimmte Summe an die Reichskasse zu zahlen. Alle nicht vorbehaltenen Angelegenheiten gehörten zur Kompetenz der irischen Legislatur. Für diese waren zwei Stände in Aussicht genommen, die jedoch in der Regel gemeinsam beriethen und abstimmten. Der erste Stand setzte sich zusammen aus 75 gewählten Mitgliedern und den 28 irischen Wahlpeers des englischen Oberhauses. An die Stelle der letzteren sollten jedoch nach ihrem Tode oder nach dreißig Jahren ebenfalls gewählte Mitglieder treten. Der zweite Stand umfaßte

204 Mitglieder, wählbar nach denselben Grundsätzen wie die Mitglieder des englischen Unterhauses. Als Legislaturperiode war eine fünfjährige in Aussicht genommen. Die Königin, vertreten durch einen Lordlieutenant, sollte die Exekutivgewalt ausüben und ihren Vertreter von Zeit zu Zeit mit Instruktionen versehen. Die oberste Gerichtsbarkeit des englischen Oberhauses über Irland war ausdrücklich vorbehalten.

Das Glastone'sche Homeruleprojekt läßt eine Beurtheilung von einem verschiedenen Standpunkte zu. Auf der einen Seite liegt in der Schaffung einer eigenen irischen Legislatur eine Preisgabe der mühsam gewonnenen Reichseinheit der britischen Inseln. In dieser Beziehung sind noch bedenklicher als das Projekt selbst seine Rückwirkungen auf centrifugale Tendenzen in anderen Reichstheilen und die der irischen Partei gegebene Möglichkeit, das gewährte Homerule zum Ausgangspunkte einer Agitation für bloße Personalunion zwischen England und Irland zu machen. Auf der anderen Seite wird aber doch nach der Homerulevorlage von 1886 eine verantwortliche Regierung für Irland und eine Betheiligung Irlands an der Reichsregierung gar nicht geschaffen. Der Lordlieutenant für Irland und sein Council sind der irischen Legislatur nicht verantwortlich, sondern sie handeln nach Instruktionen, die sie von der Königin, d. h. vom englischen Kabinette erhalten. Letzteres wird aber bestellt nach der jeweiligen Majorität im Unterhause, in dem Irland nicht mehr vertreten sein soll. Ebenso beschließt das englische Parlament abgesehen von dem Falle einer Aenderung des Homerulegesetzes ohne Mitwirkung irischer Mitglieder über die gemeinsamen Reichsangelegenheiten. Endlich bleibt auch die oberste Gerichtsbarkeit des englischen Oberhauses, aus dem gleichfalls die irischen Peers ausgeschieden werden, über Irland gewahrt. Durch alle diese Einrichtungen würde Irland in die Stellung eines Unterthanenlandes des Reiches, einer bloßen Kolonie zurückversetzt werden.

Für Anhänger wie für Gegner der Gladstone'schen Vorlage war jedoch die erstere Art der Beurtheilung vorzugsweise bestimmend. Die irische Partei nahm den Entwurf als eine Abschlagszahlung an, die Gegner sahen in ihm nur die Zerstückelung des Reichsverbandes. Da zu den letzteren ein Theil der liberalen Partei selbst gehörte, der sich aus dieser Veranlassung als sogenannte unionistische Gruppe von dem Gros loslöste, so konnte die Homerulevorlage nicht die Majorität gewinnen. Sie bleibt aber auch jetzt nicht ohne Bedeutung, da die liberale Partei bisher an ihr festgehalten hat, und es sehr leicht möglich erscheint, daß sich nach den Parlamentswahlen des nächsten Jahres eine liberal-irische Majorität herausstellt.

Inzwischen hat sich das gegenwärtige konservative Kabinett bewogen gefühlt, im Februar d. J. eine Local Government Bill für Irland einzubringen. Diese Vorlage zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine Lösung der irischen Frage, soweit dieselbe auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung liegt, gar nicht versucht, sondern es versteht, mit einer gewissen Virtuosität am Ziele gerade vorbeizuschießen. Als berechtigter Kern der separatistischen Bestrebungen Ir-

lands, denen sich selbst die angelsächsische Bevölkerung der Insel nicht hat entziehen können, wurde oben die Nothwendigkeit provinzieller Formationen in der Verwaltung zwischen Ministerium und Grafschaft etwa nach Art der preußischen Provinzen bezeichnet. Hiervon enthält die Vorlage nichts und deßhalb ist sie für die Befriedigung des Homerulebedürfnisses bedeutungslos. Sie beschränkt sich vielmehr lediglich auf eine Reform der Grafschaftsverfassung.

Es ist bereits bei einer früheren Gelegenheit*) erörtert worden, wie durch die Local Governement Act von 1888 für England und Wales neben die alten Organe der Friedensbewahrung, die einzelnen Friedensrichter und die Quartalsitzungen, in jeder Grafschaft ein gewählter Grafschaftsrath gesetzt, und diesem die gesammte Kommunalverwaltung der Grafschaft übertragen wurde. Auf Irland war dieses Gesetz nicht ohne weiteres zu übertragen, da die bestehende Lokalverwaltung namentlich hinsichtlich der Stellung des Friedensrichteramtes und der Grand Jury vielfach von der englischen abwich, auch neben den Grafschaften noch die denselben eingefügten Baronien als Verwaltungsbezirke in Betracht kamen. Wohl aber war das Grundprinzip der neuen englischen Grafschaftsverfassung, die Uebertragung der Kommunalverwaltung auf gewählte kommunale Organe, auch auf Irland anwendbar. Nur mußte man dabei die Verschiedenheit der derzeit vorhandenen Verwaltungszustände berücksichtigen. Dies ist im wesentlichen das Ziel der neuen Local Government Bill für Irland. Sie verhält sich also zu dem gleichnamigen Gesetze für England und Wales etwa wie die verschiedenen preußischen Kreisordnungen unter einander.

Der Inhalt der Vorlage läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß innerhalb jeder Grafschaft und innerhalb jeder Baronie gewählte Councils auf Grund des für das Parlament maßgebenden Wahlrechts bestellt, und auf diese Councils und ihre Organe alle Angelegenheiten der Kommunalverwaltung der betreffenden Bezirke übergehen sollen. Daß hierin eine Verbesserung der bisherigen Verwaltungszustände liegt, daß damit insbesondere die Entscheidung über die kommunalen Angelegenheiten der Grafschaften und Baronien auf Organe der kommunalen Selbstverwaltung übergeht, ist nicht zu leugnen. Aber der für die einheimische Bevölkerung unbefriedigende Zustand der bestehenden Lokalverwaltung war doch nur eine Folge der irischen Frage, aber keineswegs mit dieser identisch. Deßhalb bringt die neue Local Government Bill keinen Schritt weiter. Man kann weder mit einer Masse abhängiger Pächter noch mit den in England lebenden Grundherren eine lebensfähige Selbstverwaltung herstellen. Man kann ebenso wenig die Pflege besonderer provinzieller Interessen in die Hand von Kreisvertretungen legen. Es liegt ein anerkennenswerther Versuch für die Verbesserung der irischen Lokalverwaltung vor — nicht mehr und nicht weniger —, die Lösung des irischen Problems ist nicht im entferntesten versucht.

Conrad Bornhak.

---

*) Vgl. den Aufsatz „Die neueren Verwaltungsreformen in England" in Bd. 63, S. 84 ff.

Russische Finanzen.

Das vorige Heft brachte in seiner „Politischen Correspondenz" einen ausführlichen Bericht über den „Kampf mit dem Hunger in Rußland". Auf Grund der hier gegebenen Daten lassen sich sehr bemerkenswerthe Folgerungen für die gesammte wirthschaftliche Lage des russischen Reiches ziehen.

Die nothleidende Bevölkerung wird auf 22 Millionen Köpfe angegeben — wohl nach russischen „amtlichen" Quellen. Thatsächlich ist die Zahl bedeutend größer.

Jene Angabe ist ungefähr zutreffend für denjenigen Theil der Bevölkerung, der überhaupt garnicht im Stande ist, etwas zu seiner eigenen Ernährung beizutragen.

Die gesammte Einwohnerschaft des Nothstandsgebietes — Tobolsk als zu Sibirien gehörig hier ausgeschlossen — beträgt über 35 Millionen.

Wenn auch der geringere Theil derselben für eine gewisse Zeit über etwas eigene Existenzmittel verfügt hat, so kann doch nicht davon die Rede sein, aus dem ganzen Gebiet auch nur den geringsten Ertrag an direkten Steuern zu ziehen, denn alle jene Gouvernements haben Stundung verlangt. Das will um so mehr sagen, als es sich zum großen Theil gerade um die von Natur reichsten und bestbevölkerten Theile des Reiches handelt, um so mehr, als in ihnen die ländliche Bevölkerung noch stärker überwiegt, als das ohnehin in Rußland der Fall ist. Die Städte dieses Gebietes stehen viel ausgeprägter und entschiedener unter dem Einfluß der Verhältnisse auf dem flachen Lande, als im Westen und sind in Allem so entschieden auf die Bauernbevölkerung angewiesen wie nur möglich, da sich sehr wenig Capital in ihnen befindet.

Nach den letzten russischen Angaben schließt das Budget pro 1891 in den ordentlichen Einnahmen und Ausgaben ohne Deficit ab, dagegen sind in Anlaß des Nothstandes 76 Millionen Rbl. extra verausgabt und der Steuerausfall beträgt gegen 30 Millionen von den direkten Personalabgaben der bäuerlichen Bevölkerung — die unvorhergesehene Belastung des Etats mithin über 100 Mill. bis zum Schluß des Jahres 1891. Die Summen für den Nothstand seien den vorhandenen Baarbeständen entnommen worden, sagt Herr Wyschnegradsky — das Gesammtbudget weise daher einen Fehlbetrag von 76 Millionen auf.

Wie die russische Finanzverwaltung sich ihre Rechnung auch zurechtlegen mag — die Thatsache der ungeheuren finanziellen Opfer bleibt bestehen, und die „Baarbestände" sind keine Ersparnisse, sondern Anleihen.

Die Belastung der russischen Finanzen setzt sich aus zwei Factoren zusammen: der Mindereinnahmen und Mehrausgaben. Für die Einnahmen kommen zunächst die direkten Personalsteuern in Betracht. Diese werden in Rußland nicht von allen, sondern nur von den steuerpflichtigen Ständen — Bauern und Bürgern — aufgebracht. Nach dem am 29. December 1890 vom Kaiser unterschriebenen Voranschlag pro 1891 betragen sie 139 Millionen — wenn in den neuesten Petersburger Nachrichten der Betrag auf nicht ganz 134 Millionen angegeben ist, so erklärt sich das am ehesten daraus, daß die Rückstände früherer

Jahre fallen gelassen sind. Der weitaus größte Theil jener Abgaben entfällt auf den Bauernstand — er hat von den 139 Millionen 116—118 zu leisten, nämlich die Hälfte vom noch bestehenden Rest der Kopfsteuer, der insgesammt 43 Millionen beträgt und die sogen. Loskaufzahlungen — Rückerstattung der von der Regierung bei Aufhebung der Leibeigenschaft an die Gutsbesitzer ausgezahlten Entschädigung — im Betrage von 96 Millionen. Von dieser Summe sind also im Jahre 1891 ca. 30 Millionen nicht eingekommen — in Rücksicht auf die oben erwähnte Differenz vielleicht noch mehr.

Unter die bäuerlichen Zahlungen gehören aber auch noch die Abgaben der Kronsbauern im Betrage von 11 Millionen, die im Etat unter dem Titel „Ertrag von Staatsgütern" stehen, dem Wesen nach aber auch Personalsteuer einer bestimmten Bauernklasse sind und lange nicht mit der vollen Summe bei einem solchen Nothstande einkommen können.

Bei der Berechnung des muthmaßlichen Ausfalls an Personalsteuern kann noch ein anderer Modus zu Grunde gelegt werden. Sie werden keineswegs von den 96 Millionen Einwohnern des europäischen Rußland gleichmäßig aufgebracht, sondern es kommen gar nicht oder nur in geringem Maße in Betracht: Finnland, die Ostseeprovinzen, Polen, ein Theil von Bessarabien, das Gebiet der Kosakenheere und die nomadischen Völker, so weit sie speciell in diesem Fall nicht im Nothstandsgebiet hausen — zusammen ca. 16 Millionen Menschen. Es bleiben also nur 80 Millionen zum Aufbringen der bäuerlichen Steuern nach und von diesen sitzen diesmal über 35 im Nothstandsgebiet. In Anbetracht der Gesammtlage muß also der Ausfall im voraus auf fast die Hälfte des ordentlichen Ertrages geschätzt werden, mithin — da jener ca. 130 Millionen beträgt — auf 60 Millionen. Jene von der Regierung zugestandene Zahl ist 30 Millionen, bezieht sich aber nur auf ein halbes Jahr. Die andere Hälfte des Mindererertrages fällt in das Finanzjahr 1892, so daß sich für das runde Wirthschaftsjahr das Minus wiederum auf 60 Millionen stellt. Es darf hierbei aber nicht übersehen werden, daß im zweiten Halbjahr des Nothstandes sich naturgemäß noch ungünstigere Bedingungen geltend machen müssen — in erster Linie wird sich auch die Steuerkraft der kleinbürgerlichen Bevölkerung sehr geschwächt zeigen und an Eintreibung der Rückstände aus früheren Jahren kann vollends nicht gedacht werden.

Indem wir der größeren Bequemlichkeit wegen der Berechnung das Wirthschaftsjahr von einer Ernte zur andern zu Grunde legen, ergiebt sich also der Ausfall an directen Personalsteuern auf 60—70 Millionen Rbl. Diese Summe dürfte ziemlich gesichert sein.

Die directen Realsteuern betragen: Handelspatente 34, 5 pCt. Kapitalrentensteuer 12, Grundzins, städtische Abgaben rc. ca. 18 Millionen — zusammen 64. Der Bauernstand wird von diesen Posten direct fast gar nicht betroffen, doch muß sich im Ertrage der Handelssteuer eine Minderung bemerkbar machen, je vollständiger der Absatz an die bäuerliche Bevölkerung im Nothstandsgebiet reducirt wird und bis zum Herbst dürfte der Ausfall recht spürbar werden. Der

Reinertrag der Staatsdomainen spielt in Rußland keine große Rolle, kann aber den obwaltenden Umständen nach nur sinken. Mithin ist 70 Millionen wohl die Minimalzahl für den Minderertrag der directen Steuern bis zum Herbst 1892.

Der Schwerpunkt des russischen Finanzsystems beruht aber auf den indirecten Verbrauchssteuern, der „Accise". Diese bringt 322 Millionen ein, von denen für den Bauern in erster Linie in Betracht kommen die Branntweinsteuer mit 260 und die Tabaksteuer mit 28, zusammen 288 Millionen.

Wenn auch der Branntwein gewiß das Letzte ist, dem der russische Bauer bei einem Nothstande entsagt und ein großer Theil der staatlichen Unterstützung sofort auf diesem Wege verflüssigt wird, so bedingt doch zweierlei eine starke Abnahme des Steuerertrages aus dieser Quelle. Erstens die einfache Zahlungsunfähigkeit des Schnapsconsumenten, zweitens die durch den Mißwachs bedingte Einschränkung der Production. Roggen und Kartoffeln, die Rohmaterialien zur Erzeugung des Branntweins, sind in den von Mißwachs heimgesuchten Gebieten nicht einmal zur Speise, geschweige denn für die Brennereien vorhanden, folglich müssen diese dort ihren Betriebsgang einstellen. Da die Branntweinaccise im Voraus für die lagernden Vorräthe entrichtet wird, so mag im vergangenen Jahre der Voranschlag noch eingegangen sein, sobald diese aber verbraucht sind — was recht rasch geht — und keine neuen Lagerbestände gebrannt werden, hört die Einnahme auf. Da auf diese Weise ein Drittel der Brennereien stillstehen muß, wird man den Ausfall an Accise in Anbetracht der anderwärts gesteigerten Thätigkeit auf ein gutes Sechstel anzuschlagen haben — von 260 Millionen macht das ca. 43 im Jahr und bis zum Herbst 25—30 Millionen. Dazu noch etliche Millionen an Tabaksteuer, von der übrigens ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Bauern betroffen wird.

Die Zolleinnahmen betragen 110 Millionen — wieviel davon diesmal wegfällt, ist natürlich nicht zu schätzen. Jedenfalls passirt Nichts von landwirthschaftlichen Bedürfnissen für das Nothstandsgebiet den Zoll und jedenfalls werden sich die Großkaufleute von Moskau und Nischnij-Nowgorod viel schwächer mit Waaren versehen. Zur Messe von Nischnij-Nowgorod, nach Irbit und nach Moskau begeben sich im Sommer und Herbst tausende und abertausende von Kaufleuten und Händlern, die gesammte Handelswelt gerade der jetzt betroffenen Gebiete versorgt sich auf ein Jahr mit Waaren. Um diese Zeit pflegen in normalen Zeiten die Umsätze hier ganz enorme zu sein — davon wird diesmal wenig zu spüren sein und daher müssen die kaufmännischen Verluste geradezu ungemessen werden. Die sichere Voraussicht dessen wird jedenfalls den Bezug ausländischer Waaren und mithin den Zollertrag auf allen Grenzen sehr einschränken. Es kann sich um 10, es kann sich ebensogut um 20 und mehr Millionen handeln. Besonders der Verlauf der Messe von Nischnij-Nowgorod ist für Rußland eine Frage ersten Ranges — was unter diesen Umständen aus ihr werden wird, ist garnicht abzusehen, wo gerade ihr Hauptwirkungsgebiet total gelähmt ist.

Und nun vollends das Kapitel der Eisenbahnen. Die Regierung erzielt

sonst aus dem Betriebe der ihr gehörigen Linien eine Einnahme von 55 Millionen. Sehr wesentlich wird auf diesen der Ausfall nicht werden, weil sie meist in Theilen des Reiches liegen, die hier nicht in erster Linie in Betracht kommen, aber der Staat hat die Garantie der Zinszahlungen für eine große Zahl privater Bahnen übernommen und hat außerdem bedeutende Summen jährlich von verschiedenen Gesellschaften als Rückerstattung von Vorschüssen und aus anderen Verbindlichkeiten zu beanspruchen, die als Einnahmen im ordentlichen Budget figuriren. Es ist eigentlich unverständlich, daß sich hier die Verluste nicht schon im Laufe des vorigen Jahres bemerkbar gemacht haben sollen — jedenfalls müssen sie alsbald eintreten und in sehr empfindlicher Stärke. Zu schätzen sind sie auch nicht, werden aber auch bis zum Herbst beträchtlich in die Millionen gehen.

Eine wirklich annähernde Berechnung ist wie gesagt nur bei den direkten Steuern möglich. Die außerdem genannten Einnahmequellen sind diejenigen, welche jedenfalls stark durch den Nothstand beeinflußt werden müssen — außerdem dürfte es aber kaum einen Posten des Budgets geben, der von einer Calamität in diesem Maßstabe auf die Dauer unberührt bleiben könnte. Der gesammte Ausfall in den direkten Einnahmen kann von Herbst 1891 bis dahin 1892 nicht wohl unter 115—120 Millionen betragen, aber die Wahrscheinlichkeit ist so ziemlich dieselbe, daß es 130 oder 140 sind — ca. ein Siebentel des gesammten Budgets.

Hierzu kommen die baaren Aufwendungen zur Bekämpfung des Nothstandes. Sie waren in der vorigen Correspondenz auf ca. 73 Millionen bis Mitte Januar des Jahres angegeben. Die letzten Nachrichten aus Petersburg haben die Richtigkeit dieser Zahl bestätigt. — Die Ausgaben während des Jahres 1891 betragen 76 Millionen.

Von der bis Mitte Juli erforderlichen Getreidemenge werden 58 Millionen Pud als noch zu beschaffen angegeben. Mitte Juli kann aber von keiner Ernte die Rede sein, die Ziffer der gänzlich zu Unterhaltenden wächst mit jedem Tage und ist thatsächlich höher, als angegeben wird, daher sind 80—90 Millionen Pud nothwendig. Die ganze Menge — Winter- und Sommerkorn — wird zu einem Preise von durchschnittlich 1 Rbl. pro Pud — allermindestens — angekauft werden müssen, schwerlich wird Alles dafür zu haben sein. Dazu gesellen sich die ganz immensen Transportkosten. Zusammen macht das über 100 Millionen aus. Der nothdürftigste Ersatz an Vieh und Pferden für die Feldbestellung bis zum Herbst mag einstweilen ganz außer Berechnung bleiben. In Summa resultirt eine baare Ausgabe von 180 Millionen als Minimalzahl. Das macht zusammen mit der Mindereinnahme über 300 Millionen Rubel aus, bei einem ordentlichen Budget von ca. 900 und einem Gesammtetat von 960 Millionen.

Diese 300 Millionen bezeichnen die unterste Grenze dessen, womit Rußland während des ersten Nothstandsjahres unmittelbar belastet wird, ohne Rücksicht auf die weiteren Folgen.

Ist es nun etwa zu erwarten, daß es bei dieser immerhin schon enormen Schädigung der Finanzen sein Bewenden haben wird? Keineswegs. Es ist vielmehr mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß der diesjährigen Mißernte noch eine folgen wird. Die Bestellung der Felder mit Wintersaat ist im Herbst des vorigen Jahres vielfach unterblieben, weil es nicht gelungen war, das Saatgetreide rechtzeitig an Ort und Stelle zu schaffen. Wo die Aussaat erfolgte, ist sie vielfach im höchsten Grade mangehaft geschehen und schlecht durch den Winter gekommen, da in weiten Strichen diesmal heftiger Frost ohne eine schützende Schneedecke eingetreten war. Die vorigjährige Mißernte ist nur zum Theil durch die Ungunst der Witterung so schrecklich geworden — sie war ebenso durch den Ruin des Bodens und die immer mehr herunterkommende Wirthschaft des russischen Bauern bedingt und diese Factoren werden dieselben bleiben. Selbst die regenarmen Sommer, die jetzt im Osten und Südosten Rußlands immer häufiger werden, sind Folgen der unsinnigen Entwaldung des Landes, durch welche die natürliche Regulirung der Niederschläge aufhört. Einsichtige Leute warnten in Rußland selbst schon längere Zeit davor, das Steppenklima drohe über die weiten Getreideebenen des Ostens und Südostens hereinzubrechen, das am Rande des waldigen Fruchtgebietes schon seit Jahrtausenden lauert. Wie durch die Entwaldung das Land allmälig zur Steppe wird, zeigt Südrußland, zu Herodot's Zeiten noch an den Mündungen der Ströme ein Waldland.

Nach dem Aussterben der Wälder zieht sich das Wasser tief in den Boden hinein zurück, von dort kann es zwar überall durch Brunnen hervorgeholt werden, gewährt aber zum Feldbau kaum mehr die Möglichkeit — höchstens bei deutschem Fleiß.

Unter diesen Umständen ist nicht zu erwarten, daß die spärliche Winteraussaat im Stande sein wird, von der nächsten Ernte ab der Noth wirksam zu Hülfe zu kommen.

Was etwa an Beständen für die Sommersaat vorhanden war, die nun bald erfolgen muß, ist jedenfalls bei der bitteren Noth verzehrt. Folglich steht die Regierung vor der Aufgabe, dem gesammten Gebiet für diesen Frühling die Sommer- und für den Herbst wahrscheinlich wiederum die Wintersaat zu schaffen. Daß ersteres kaum gelingen wird, geht schon daraus hervor, daß vor kurzem erst die Beförderung der Sommersaat auf den Südwestbahnen in das Nothstandsgebiet — allerdings mit Vorzug vor allem anderen Gut angeordnet ist. Das ist aber ganz entschieden schon zu spät. Sachverständige werden es wissen, was die Beförderung von 40—50 Millionen Centner Getreide bedeutet und nun dazu mit dem besonders im Süden total verfahrenen Eisenbahnpark und auf den eingeleisigen, nachlässig verwalteten Linien. Damit hätte man zu Weihnachten beginnen sollen.

Geht es *sehr* schnell, so kommt das Getreide an die Ausschiffungsstationen, wenn die Saatzeit da ist. Dann sind aber die hunderte von Kilometern Landwege dort ganz unpassirbar und man kann erst anfangen, das Getreide in die

Dörfer und Güter zu verführen, wenn es schon viel zu spät ist. Selbst die Ernte an Sommergetreide wird also voraussichtlich ganz minimal ausfallen.

Für das nächste Wirthschaftsjahr ist es wahrscheinlich, daß noch größere Summen zu beschaffen sind. Woher sollen die kommen? Wie gedenkt die Regierung überhaupt bei dem kolossalen Ausfall und Mehraufwand ihren Verpflichtungen nachzukommen?

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß gerade beim Ausbruch des Nothstandes sehr bedeutende Baarsummen aus Anleihen vorhanden waren, die allerdings zu ganz anderen Zwecken abgeschlossen waren. Die Regierung befand sich also in der günstigen Lage, sofort mit hinreichenden Baarmitteln eingreifen zu können. Und trotzdem ist das Ergebniß ein in so hohem Grade ungünstiges.

Wie wird die Riesenaufgabe diesen Leuten erst über den Kopf wachsen, wenn die Baarbestände verbraucht sind, die Einkünfte ausbleiben, keine neuen Quellen sich erschließen und die Bevölkerung hungert?

Daß die Franzosen sich in diese Situation hineinwerfen, ist trotz alles Revanchefiebers kaum wahrscheinlich und im übrigen Europa bekommt Rußland ganz bestimmt Nichts.

Niemand könnte es wagen, auch nur das Geringste herzugeben, wo die Aussicht auf ein gutes Ende so verzweifelt gering ist. Es bleibt zunächst für Rußland als letztes Mittel noch die innere Anleihe. Bei der ökonomischen Gesammtlage ist eine freiwillige Zeichnung in nennenswerthem Betrage so ziemlich ausgeschlossen, daher muß die Regierung entweder zur Zwangsanleihe oder zur einfachen Emission von Creditbillets schreiten. Wohin das führt, braucht wohl nicht erst an die Wand gemalt zu werden. Es könnten recht unvorhergesehene Ereignisse eintreten — zu denen freilich die Einstellung der Zinszahlungen für Papiere in ausländischen Händen nicht gehören würde.

Nachschrift. Die russische Regierung verbreitet offiziös eine Uebersicht, wonach der thatsächliche Einnahmeausfall pro 1891 nur 11,6 Millionen Rubel betragen habe, weil eine Reihe von indirekten Einnahmequellen besonders reichlich flossen und das Manco an anderen Stellen gedeckt hätten. Das mag bis auf einen gewissen Grad richtig sein, da die Regierung ja die großen Massen ihrer namentlich im Auslande aufgespeicherten Geldvorräthe ausgeschüttet und dadurch eine künstliche Belebung der Volkswirthschaft in den vom Nothstand nicht betroffenen Provinzen momentan bewirkt hat. Naturgemäß ist das aber eine vorübergehende Erscheinung und die hier ausgeschütteten Gelder fehlen nachher an anderer Stelle. Uebrigens machen die offiziösen Zahlen einen sehr wenig vertrauenerweckenden Eindruck, was man schon daraus abnehmen mag, daß mit einem sehr durchsichtigen Euphemismus die Ergebnisse der letzten Anleiheoperationen (219¾ Millionen Rubel) als „Kassenüberschüsse der Vorjahre“ bezeichnet worden sind. Das scheinbar günstigere Resultat sieht ganz darnach aus, als ob es blos durch geschickte Gruppirung der Zahlen — um nichts Anderes anzunehmen — erzielt worden sei. ß.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff). Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. 2 Bände. Berlin, B. Behr. 1891.

Dies Buch gehört in die Reihe kulturhistorisch interessanter Curiositäten, die in den letzten Jahren in Deutschland aufgetaucht sind, und deren Erfolg die tiefe Unzufriedenheit, welche durch die gebildeten Schichten des Volkes geht, in merkwürdiger Weise an den Tag gelegt hat. Freilich Herrn von Klinggräff's Aufzeichnungen sind schon zwei bis drei Jahrzehnte alt; aber daß der Herausgeber sie gerade jetzt an's Licht treten läßt, und wie er sie kommentirt, ist — wenn man von ihm als alten „Großdeutschen" und langjährigen zähen Vertreter des „Welfenthums" im Reichstage es auch ungefähr so erwarten muß — doch bemerkenswerth. Bei der Lektüre fühlt man sich bald an Lagarde, bald an Langbehn erinnert. Auf letzteren bezieht sich auch Herr von Langwerth häufig, und so groß auch der Unterschied zwischen dem ultrakonservativen Edelmann und dem in die Zukunft schauenden Verfasser des Rembrandtbuches ist, so waltet doch auch eine unleugbare Verwandtschaft. Beide glauben das spezifisch Deutsche entdeckt zu haben, und finden die bestehende Kulturform gänzlich undeutsch. Man möchte sagen, beide setzen das Deutsche in ein bestimmtes Verhältniß zum G r u n d b e s i t z, wenn auch Klinggräff mehr an den Landbauer, Langbehn mehr an den Städtebewohner denkt. Auch Max Bewer könnte man hier anreihen, wenn man den beiden andern damit nicht zu nahe träte. — Es leuchtet aber ohne Weiteres ein, daß hiemit ganz willkürlicher Weise eine bestimmte historisch bedingte Kulturform für die eigenthümlich, ja sogar allein deutsche erklärt wird. Die Idealbilder, die sich in der „Mappe des Verstorbenen" vorgefunden haben, sind geistreiche Zeichnungen eines mit aller Kraft einem bestimmten Ziele nachstrebenden Lebenskünstlers; aber zu behaupten, daß dieses aristokratisch-kastenartige Leben auf gothisch ausgeschmückten Landsitzen, diese Rückführung des Menschen zu innerer Abhängigkeit von seiner Scholle ein speziell germanisches Ideal darstelle, ist in jeder Hinsicht so aus der Luft gegriffen wie die Meinung vom deutschen Ursprung des gothischen Baustyls. Die gute Hälfte aller Deutschen sieht eben ihr Ziel in der immer entschiedeneren

Loslösung von den Abhängigkeiten, unter die sie der „Verstorbene“ zurückführen wollte, und die Unzufriedenheit mit bestehenden Formen wird nicht durch den Rückschritt in's Mittelalter geheilt werden. —

Gleichfalls ein unabhängiger und unzufriedener Geist, aber von sehr anderer Art, waltet in den gesammelten Aufsätzen

Apostata von Maximilian Harden. (Berlin, G. Stilke, 1892.)

Es liegt uns fern, die in mancher Richtung sehr radikalen Anschauungen des de omnibus rebus et quibusdam aliis sich verbreitenden Feuilletonisten zu vertheidigen oder gar uns anzueignen. Trotzdem aber müssen wir dem Büchlein auch neben seiner außergewöhnlich lebhaften und pointirten Schreibart ein bedeutendes sachliches Verdienst zuerkennen. Wir finden dasselbe in der Schärfe, mit der Harden bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Zustände der Presse, besonders der Tagespresse kritisirt. Es ist eine Thatsache, die kein einigermaßen Wissender leugnet, daß unsere Presse mit geringen Ausnahmen kein Bild der wirklichen politischen, sozialen, literarischen und anderen kulturellen Zustände mehr giebt. Unwesentliches drängt sich hervor und wird breit beschrieben; das Wesentliche übergangen; die Bedeutung der Ereignisse wird mit konventionellen Phrasen charakterisirt, die wirkliche Bedeutung verschleiert. Für den künftigen Historiker wird unsere Presse eine sehr irreführende Geschichtsquelle abgeben. Es wäre gewiß falsch, bei den einzelnen Leitern oder Mitarbeitern direkte Motive vorauszusetzen, die sie zu bewußter Verdeckung der Wahrheit führen; es handelt sich um eine chronisch gewordene, krankhafte Erschlaffung. Aber wenn die Meisten diese als unabänderliches Verhängniß hinnehmen, so ist Harden nicht dazu gewillt. Mit unerbittlichem Hohn verfolgt er die Scheinbilder, welche die höfische oder parlamentarische, die parteimäßige oder cliquenhafte Berichterstattung von den Ereignissen entwirft, und zerstört das Phrasengewebe, welches die Tages- und Wochenblätter zum großen Theile ausfüllt. Erreichen freilich wird er in dieser Arbeit nur dann etwas, wenn er nicht nur Lesende, sondern auch viele Schreibende so zu packen und mit sich zu reißen weiß wie den Schreiber dieser Zeilen.

Unter der uns vorliegenden poetischen Literatur verdient anerkennende Erwähnung das fünfaktige Trauerspiel

Francisca von Rimini von Martin Greif.
(Deutsche Verlagsanstalt 1892.)

Es ist ein recht geschickt angelegtes handlungsreiches Bühnenstück, das seinen Erfolg gewiß nicht verfehlen wird. Unverständlich ist uns, warum der Dichter den Schluß in zwei verschiedenen Fassungen dem Leser geboten hat. Die Aufführung kann eine Aenderung des ursprünglichen Abschlusses wünschenswerth machen; aber wie auf der Bühne, so soll auch im Lesedrama immer nur **eine** Form zur Zeit vorgeführt werden.

Eine gewisse Enttäuschung haben uns die Gesammelten Aufsätze Dramaturgische Bausteine von Fedor Wehl bereitet. (Herausgegeben von Eugen Kilian.) Oldenburg und Leipzig (Schulze'sche Hofbuchhandlung).

Wenn ein langjähriger Bühnenleiter uns in seinen schriftlich hinterlassenen Aeußerungen vorgeführt wird, so erwarten wir doch etwas lebendigeres und originelleres zu finden als man uns hier bietet. Es ist ja selbstverständlich eine genaue Kenntniß und ein gewisses Verständniß der besprochenen klassischen Dramen wahrzunehmen; aber zu wirklich neuen und tiefdringenden Beobachtungen an ihnen und ihren Charakteren hat die lange Beschäftigung den Autor doch nicht geführt. Dagegen sind Winke über die wirkungsvollste Darstellungsart, über charakteristische „Nüancen" zahlreich vorhanden, so daß das Büchlein für den Bühnenkünstler werthvoller sein wird als für den Literaturforscher.

Da wir kürzlich schon in Anlaß einer anspruchslosen Broschüre die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den trefflichen Lyriker Heinrich Leuthold gelenkt, so wollen wir nicht zu erwähnen unterlassen, daß er jetzt eine ausführlichere und maßgebendere Lebensbeschreibung und Würdigung gefunden hat, die sich betitelt: Ein Dichterporträt. Von A. W. Ernst. (Hamburg, C. Kloß 1891.)

Die Darstellung bietet lebhaftes psychologisches Interesse; auch sind eine Anzahl ungedruckter Gedichte eingefügt; wie einige aus dem Rhapsodieencyklus „Hannibal" und das mit Recht als „klassisch" bezeichnete Festgedicht aus Tyrol „Auf eine Goethefeier in Klausen". Dies mehr geschmiedete als gesungene Gedicht beginnt:

„Hier, wo noch um die Bergtitanen
Das Volkslied rauscht, frei wie der Wind,
Wo noch am Grenzstein der Germanen
Des Volkes große Sängerahnen
Gewürdigt und gefeiert sind . . . ."

Ein Stich nach Lenbach's Meistergemälde des Dichters ist dem Buch vorgesetzt. O. H.

Kriegsgeschichtliches.

Erzherzog Johann von Oesterreich im Feldzuge von 1809. Mit Benutzung der von ihm hinterlassenen Acten und Aufzeichnungen, amtlichen und privaten Correspondenzen dargestellt von Hans von Zwiedinek-Südenhorst. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria. 1892.

Durch Max Lehmann's Scharnhorst ist wie an so vielen Stellen auch für die Auffassung des Krieges von 1809 eine neue Grundlage geschaffen worden. Man hatte sich bereits ziemlich darein gefunden, in Erwägung daß Rußland in diesem Jahre mit Napoleon verbündet war und auch activ am Kriege gegen Oesterreich theilnahm, die glorreiche Erhebung dieses Staates für ein von

vorn herein hoffnungsloses Unternehmen zu erklären und deshalb auch die Neutralität Preußens verständlich oder sogar gerechtfertigt zu finden. Lehmann hat nun aufgezeigt, daß die Thätigkeit der Russen gegen Oesterreich wirklich nicht sehr zu fürchten war, daß also von dieser Seite aus die Hoffnungen der deutschen Patrioten keineswegs als Illusionen zu erscheinen brauchen. Da erhebt sich also die Frage, weshalb denn nun doch die Erhebung mißlungen, weshalb Oesterreich abermals, nachdem es bei Aspern schon einen schönen Erfolg errungen, den Franzosen erlegen ist. War es das erdrückende materielle Uebergewicht des französischen Kaiserreichs mit seinen Vasallen? War es die überlegene Heerführung Napoleons? War es der unglückselige Zufall, der den Erzherzog Johann zur Schlacht bei Wagram um einige wenige Stunden zu spät kommen ließ? Das Letzte ist die populäre Tradition, die in einer amtlichen Beschuldigung des Erzherzogs ihren Ursprung genommen hat. Ob die Anklage begründet ist, läßt auch das Zwiedinek'sche Buch mit allem seinem schönen neuen Material nicht entscheiden. Der Erzherzog ist erst 18 Stunden nach Empfang des Befehls von Preßburg aufgebrochen, aber seine Truppen waren jenseits der Donau im Begriff gegen den Feind vorzugehen und mußten erst über den Strom zurückgeschafft werden. Ob das schneller hätte geschehen können, ist sehr schwer zu sagen. Der Hauptfehler liegt auf jeden Fall nicht bei Johann, sondern beim Oberbefehlshaber, dem Erzherzog Karl, der ihn nicht früher zu sich berief, und sehr fraglich ist, ob jene 12—13 000 Mann selbst bei rechtzeitigem Erscheinen das Schicksal des Tages von Wagram hätten wenden können.

Daß Erzherzog Karl den Krieg schlecht geführt hat und den Ruhm eines großen Feldherrn, der ihm immer noch einigermaßen gezollt wird, nicht verdient, kann keinem Zweifel unterliegen. Aber die Hauptfrage ist auch damit noch nicht entschieden. Einem Napoleon gegenüber bedurfte man nicht nur einer genialen Führung, sondern auch der genügenden materiellen Kräfte. Ohne diese hätte auch ein Gneisenau nichts ausrichten können. Hier fehlt es nun noch an jeder ausreichenden Untersuchung. Die einfach-nüchterne Stärkeberechnung ist der Anfang jeder strategischen Kritik. Alle bisherigen Untersuchungen lassen uns hier, sowohl was die allgemeine Stärke, als was die Stärke auf dem Schlachtfelde von Wagram betrifft, in Stich und geben so unklare und widerspruchsvolle Zahlen, daß darauf ein sicheres Urtheil nicht zu bauen ist.

Auch das Zwiedinek'sche Buch geht an dieser Stelle nicht über seine Vorgänger hinaus. Es setzt bei Wagram die Stärke der Franzosen auf 180 000 Mann mit 584 Geschützen gegen 128 000 Oesterreicher mit 410 Geschützen. Mit einer solchen Minderzahl ist es kaum für einen Napoleon möglich zu siegen. Sind diese Zahlen nun richtig? Nach denselben Grundsätzen berechnet? Hatten die Oesterreicher nicht mehr? Oder hatten sie nur nicht mehr zur Stelle? Wie viel hatten beide Parteien noch in zweiter Linie? Hiervon vor Allem muß die Beurtheilung des Krieges und damit auch die Beurtheilung des Zögerns Friedrich Wilhelms III. abhängen.

Zwiedinek hat sich auf seine specielle Aufgabe, den Erzherzog Johann,

beschränkt und innerhalb dieses Rahmens, namentlich durch Mittheilung vieler Briefe von Mitgliedern der kaiserlichen Familie einen höchst interessanten Beitrag zur Geschichte des Krieges in sehr ansprechender Form geliefert.

Moltkes Militärische Werke I. Militärische Correspondenz. Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Berlin 1892. E. S. Mittler und Sohn.

Der Feldmarschall Moltke war als Strateg ein Schüler Napoleons. Im Unterschied von Friedrich dem Großen, der nie daran denken konnte, den gegnerischen Staat wirklich niederzuwerfen und kaum je auch nur in Worten eine ernsthafte Bedrohung Wiens im Auge gefaßt hat, sind Napoleon und Moltke stets darauf ausgegangen, den Gegner völlig niederzuschlagen, und zu diesem Zweck zunächst die feindliche Streitkraft, das Heer, zu vernichten. Diese Eigenthümlichkeit der modernen Strategie scharf zu bezeichnen, habe ich vorgeschlagen, sie einpolig zu nennen, die friedericianische, die auch manövrirt, ohne auf das Gefecht auszugehen, doppelpolig. Einpolig — kein physikalischer Begriff, sondern eine bloße Sprachbildung um des complementären Ausdrucks willen — soll bedeuten eine Kraft oder eine Handlungsweise, die in sich selbst kein Princip der Ermäßigung trägt, sondern unaufhaltsam vorwärts dringt wie der Pfeil, der einmal abgeschossen, auf sein Ziel fortfliegt oder das Feuer, das einmal entzündet, nicht eher erlischt, als bis es alles Brennbare in seinem Bereiche verzehrt hat. Der schönste Beweis, mit welch bewußter Klarheit Moltke dies Princip ergriffen hatte, findet sich in seinen Denkschriften zum dänischen Kriege von 1864, die ihrem Hauptinhalt nach schon früher aus dem Generalstabswerke bekannt, jetzt von der historischen Abtheilung in extenso publicirt worden sind. Wunderbarer Weise hat man grade bei diesem Kriege gefragt, wie er in die beiden Grundformen der einpoligen und doppelpoligen Strategie einzuordnen sei. Man möchte sagen, es ist keine Denkschrift, kaum ein Brief in diesem Bande, der nicht die Antwort darauf gäbe. Immer von neuem wiederholt der Chef des preußischen Generalstabs: „Das eigentliche Operationsobject ist das dänische Heer", „Nicht ein erster Sieg, sondern die rastloseste Ausnutzung desselben, eine Verfolgung, welche dies Heer vernichtet, bevor es seine gesicherten Einschiffungspunkte erreicht, ist das anzustrebende Ziel." Prinz Friedrich Karl stimmt dem zu mit den Worten „Vollkommen zutreffend ist hervorgehoben, daß hier ausnahmsweise nur die feindliche Armee das Kriegsobject sein wird" (S. 16). Das „ausnahmsweise" heißt, daß die sonst gegebene Verfolgung eines Sieges bis in die feindliche Hauptstadt hier undurchführbar ist, also nicht bloß der Sieg, sondern auch die Ausbeutung des Sieges hier ausnahmsweise auf das feindliche Heer beschränkt ist. In diesem Sinne entwarf Moltke den Plan, die Dänen nicht aus dem Dannewerk zu vertreiben, sondern sie hier zu vernichten; später Blumenthal den zweiten Plan, ihnen in den Düppeler Schanzen durch einen Uebergang nach Alsen (vor der Erstürmung) dasselbe Schicksal zu bereiten.

Beide Mal mißlang es. Trotzdem mußten die Dänen endlich Frieden schließen, weil der Uebergang nach Alsen sie gelehrt hatte, daß sie auch auf Fünen und vielleicht selbst in Seeland bedroht seien und die Hoffnung auf fremde Hülfe sich nicht erfüllte. Der Krieg war also deutscherseits der Absicht nach ein einpoliger, auf Niederwerfung angelegter, der nur einen theilweisen Erfolg erzielte, bei dem natürlichen Uebergewicht der beiden Großmächte aber schon mit diesem theilweisen Erfolg den Zweck erreiche.

In der Correspondenz mit dem Admiral Prinzen Adalbert über die etwaige Mitwirkung der Flotte beim Uebergang nach den dänischen Inseln nennt Moltke sich einmal in maritimen Angelegenheiten einen Laien. Diesen Ausdruck hat der Referent im „Militärwochenblatt" zu folgendem köstlichen Ausfall benutzt: Hier sähe man die Denkweise des großen Mannes, während heutzutage „sogar Professoren über militärische Dinge" ꝛc. — — — Ich bin so frei, diese Spitze auf mich zu beziehen. Diese Annahme setzt zwar voraus, daß der Mitarbeiter des „Militärwochenblatts" „militärisches" und „historisches" Urtheil verwechselt habe, aber das „Militärwochenblatt" hat in letzter Zeit an wissenschaftlichem Urtheil so viel geleistet, daß man ihm eine solche Verwechselung zutrauen darf*). Wenn der Autor nur mit seiner Spitze etwas mehr herausgegangen wäre, daß man ihn fragen könnte, wo er denn die Grenze zieht zwischen den Gebieten, die dem Militär und dem Gelehrten zufallen, ob er mir auch meine kriegsgeschichtlichen Untersuchungen über Platää und Cannä, über den ersten Kreuzzug und Karl den Kühnen verargt? Ob das „militärische" Urtheil bei Friedrich oder bei Napoleon oder erst bei Moltke anfängt? Ich bitte den unbekannten Schützen wirklich, sich darüber einmal auszusprechen. Vorläufig aber gedenke ich für den Ueberfall eine kleine Rache zu nehmen, und zwar soll sie darin bestehen, daß ich einem weiteren Publikum zugänglich mache, wie man in militärischen Kreisen selbst denkt über eine gewisse Art militärwissenschaftlicher Kritik. Hauptmann Hoenig schreibt in der Deutschen Heereszeitung (vom 16. März): „Nun laboriren wir aber bedenklich an einem selbst gezüchteten und gehätschelten „System", die Dinge nur so und nur so weit zu sehen, daß darunter nicht irgend ein Prestige einer Person leide, und man hat sich in dieser „Methode" so verrannt, daß man ein geschichtliches Urtheil kaum noch vertragen kann. Soll das patriotisch sein, so ist das ein schlechter Patriotismus. Soll damit die Tradition gehütet werden, so schließe man einfach alle Lehrsäle, verbiete die Forschung, verbrenne die Archive, untersage Denken und Meinung. Wir fürchten aber, der Weg würde zum Unheil führen. Man schreibt heute keine Geschichte mehr, um zu lernen und zu belehren, um die Dinge in ihrer Wahrheit zu erfassen und zu veranschaulichen, sondern um diese und jene Person zu glorifiziren, und sich eine stattliche Reihe von Helden des Gedankens und der That zu kon-

*) Ich will übrigens nicht unterlassen zu bemerken, daß diese meine „Spitze" sich nicht gegen den Redacteur des Militär-Wochenblattes richtet. Dieser, General von Estorff, Verfasser einer vorzüglichen Studie über die Schlacht bei Gravelotte, ist mir wohlbekannt als ein Mann von unzweifelhafter wissenschaftlicher Competenz.

struiren, von denen eine ganze Zahl nichts heldenhaftes in beiden Richtungen an sich hatte. Kommt dann Jemand, dem die Sache über die Person geht und der im Grunde genommen, weil er nur die Dinge erforscht, erst recht der Person zu ihrem historischen Rechte verhilft, so ist er bereits dem Schwerte der „Scharfrichter“ verfallen. Denn diese haben das Monopol des Gedankens, des Urtheils, des Könnens; sie prätendiren in ihrer Kaste unfehlbar zu sein, nicht allein in der Geschichte, nein auch in ihrem Wirkungsbereiche und sogar im Urtheil über Dinge, welche erst werden. Sie haben ihre eigenen wissenschaftlichen Grundsätze, genau so wie ihre eigene Moral. Sie wollen wahrscheinlich auch gar nicht Geschichtsschreiber sein, sondern Wächter „ihrer“ Ordnung; Drillmeister der öffentlichen Meinung. Sie haben die Funktion der Forschung mit der der Polizei vertauscht: Alles ist Polizei. Ein geschichtliches Urtheil ist in ihren Augen Aufreizung gegen den Gehorsam des Soldaten. Mit Verlaub: Es giebt Kretins, aber nicht jeder läßt sich die Zumuthung gefallen, für einen Kretin gehalten zu werden. Die Geschichtsschreibung soll a priori die Personen gar nicht kennen, sondern zuerst die Dinge betrachten! Wenn auf diese Weise gewissermaßen Ursache und Wirkung festgestellt wurde, soll man die Personen auf die Bühne führen und angeben, wo sie ein Minus- oder Pluszeichen erhalten. Heute liegt die Sache vollständig umgekehrt: Weil die X, Y, Z nun einmal so und so in der Ruhmeshalle stehen, darum muß die Forschung vor dieser Grenze einfach Halt machen. Wir haben also nur noch rein „persönliche Geschichtsschreibung“. Wer so handelt, wird in den Kreis der „Auserwählten“ aufgenommen, wer aber dem wahren historischen Prinzip huldigt, der schädigt die Disziplin, der ist kein Patriot, der beschmutzt sein eigenes Nest, der parodirt, der wirkt schädlich. Und da giebt es nur wenige Männer, welche gegen diesen „Kantschuh der Geschichte“ ankämpfen! Wohin sind wir gerathen? Wie, nur Achtung vor seiner eigenen Meinung fordern und sie einer anderen nicht gewähren; durch die Macht eines in seinen einzelnen Gliedern anonymen Ringes auf den Einzelnen loshacken, das soll ein historisches Prinzip sein können? Schon die Brutalität der Gewalt und Masse gegenüber dem Einzelnen erzeugt naturgemäß in jedem Menschen, in Jedem, dem materiell der Einzelne als der Schwächere dem „Ringe“ gegenüber erscheint, eine Reaktion. Es ist einfach der Fluch der Coterie, an dem wir leiden, und ihrer Erbhalterin, der konventionellen Lüge! Wir schreiben und reden von dem Werth des Individuums und lassen kein Individuum mehr aufkommen. Nicht das allein, selbst die Form soll noch schablonisirt und parfümirt werden. Ein kräftiges, mannhaftes Wort ist ein Verbrechen, ja eine Aufreizung. Idiosynkrasie scheint heute nun mal das Attribut jedes Stelleninhabers zu sein. Alles soll nivellirt werden, Charaktere und Gedanken, Arbeit und Formen, und wo die Gewalt der Menge nicht hinreicht, da hilft man durch Gesetze ad hoc nach. Nein, in dieser Welt wäre nicht mehr zu leben, wenn dagegen sich keine kräftige Reaktion erhöbe; dieser Despotismus ist der schlimmste von allen, ein Jeder ist auf seinem Amtssitzchen, und sei es noch so bescheiden, ein um so größerer Despot und ein

Jeder dieser will allein das Rechte, Richtige und Gute. Was andere Männer thun, ist unrichtig, schlecht und gefährlich. Durch die Masse den Einzelnen bezwingen, das ist der traurige Refrain der Zeit: von der Politik scheint die Wissenschaft von diesem feigen und unmoralischen Satze angesteckt zu sein. Erst sucht man Handlanger, dann giebt man eine Parole aus, dann kommandirt man los und die ganze anonyme Meute stürzt auf ihr „Opfer".

Der Krieg von 1806 und 1807. Bearbeitet von Oskar v. Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Zweiter Band. Prenzlau und Lübeck. Berlin 1892. E. S. Mittler und Sohn.

Ich habe bereits auf den ersten Band dieses vortrefflichen Werkes aufmerksam gemacht. Der zweite schließt sich ihm würdig an. Oberstlieutenant Jähns spricht in seiner Geschichte der Kriegswissenschaften (Band III 1878) von „modernen, chauvinistischen und byzantinistischen Leistungen" der Militärlitteratur. In diese Kategorie gehört das Lettow'sche Buch nicht, sondern ist an keiner Stelle der Pflicht des Geschichtsschreibers, die Wahrheit zu sagen, wie der Autor es selber (S. 65) einfach und bestimmt ausspricht, ungetreu geworden.

Allenthalben tritt in dem Buch neben der Verschiedenheit in den persönlichen Fähigkeiten auf französischer oder deutscher Seite die prinzipielle Verschiedenheit der älteren und neueren Epoche des Kriegswesens hervor. Lettow hätte diese Verschiedenheit vielleicht hier und da noch mehr zur Milderung seines so sehr strengen Urtheils heranziehen sollen. Ein preußischer General, der im Jahre 1806 bei Leipzig eine völlig unwirksame Flankenstellung zur Deckung Dresdens einnimmt, erscheint weniger schuldig, (wie es an dieser Stelle auch Lettow sehr schön hervorhebt) wenn man überlegt, daß das im Siebenjährigen Kriege ein ganz richtiges Verfahren gewesen wäre, und daß eben die ganze Armee noch die des Siebenjährigen Krieges war, und in den Ideen des Siebenjährigen Krieges lebte.

Ganz besonders deutlich erkennt man aus dem Lettow'schen Buch die verwüstende Wirkung der Napoleonischen Kriegführung mit ihrem Requisitionssystem auf die Disciplin. Ich schiene Requisition und Plünderung zu verwechseln, hielt mir Colmar v. d. Goltz entgegen, als ich zum ersten Mal auf diese Erscheinung als ein wesentliches Moment für die Verschiedenheit der napoleonischen und friedericianischen Strategie hinwies. Mit dem Lettow'schen Buch dürften auch über diese Frage die Akten geschlossen sein.

Die Gefechte bei Trautenau am 27. und 28. Juni 1866. Nebst einem Anhang über Moderne Sagenbildung. Von Dr. phil. Richard Schmitt, Privat-Dozent der Geschichte an der Universität Greifswald. Gotha 1892. F. A. Perthes.

Die werthvolle exakt-methodische Spezialuntersuchung zur Geschichte des Krieges von 1866 erhält ein besonderes allgemeines Interesse durch den Anhang

über die moderne Sagenbildung. Der Verfasser berichtet sehr interessant, wie er zu der Arbeit gekommen sei. Er bemerkte bei einer Wanderung durch Trautenau, daß die Erzählungen der Einwohner so garnicht mit seiner Kenntniß, nicht blos von dem Verlauf des Gefechts, sondern auch von den anwesenden Truppen und Persönlichkeiten übereinstimmten. Indem er nun den einzelnen Fragen nachging, ist er zu Beobachtungen gekommen, die jeder Historiker, der, möge er auch im Mittelalter oder im Alterthum kriegsgeschichtliche Dinge beurtheilen, sich zu eigen machen sollte. Die naive Gläubigkeit, mit der auf diesem Gebiet noch immer alles, was einmal geschrieben worden ist, trotz korrektester Prüfung nach der historischen Methode der Seminarien Waitzischer Schule nacherzählt wird, würde dann wohl endlich schwinden. Ich will die Einzelheiten des Schmitt'schen Buches, z. B. wie die Sage alle die verschiedensten Thaten des Krieges auf einige wenige Namen und Personen konzentrirt, nicht aufzählen. Man lese selber. Delbrück.

Archäologie.

Die Sarkophage von Sidon.

Und wo des Lebens Marktschiff fährt,
Kommt aus der Tief' ein Klingen;
Sie achten es nicht Hörens werth,
Sie fahren nach andern Dingen.

Kommt solch' Klingen auch von den Steinen, die man aus dem Schooß der Erde gräbt, wo gilt dann der Spruch mehr als in türkischen Landen! Selbst die alte Kultur der höheren Klassen hat dort ihre Wurzeln nicht im hellenischen Wesen, dessen Trümmer der Boden deckt, so daß auch der gebildete Türke jener Sprache aus der Tiefe schwer mit Verständniß lauschen mag. Jetzt ist aber auch dort ein Mann erstanden, der auf das Klingen zu hören weiß, und ihm verdanken wir es, wenn ein besonders voller Ton weiter geleitet zu uns Allen dringt. Er wird nicht so bald verhallen!

Die Sarkophage von Saïda, dem alten Sidon, werden ein Gemeingut aller Gebildeten werden und verdienen es, daß auch hier auf sie hingewiesen wird. Es nicht länger zu unterlassen mahnt ein kundig und geschmackvoll geschriebener Aufsatz von Theodor Reinach in der Februarnummer der Gazette des beaux-arts. Ihm ist die erste Abbildung beigegeben, welche von einem der Sarkophage im Druck erscheint, und er kündigt den Beginn der Herausgabe eines großen Werkes über die Funde von Saïda als unmittelbar bevorstehend an.

Zweiundzwanzig Sarkophage sind meist im Jahre 1887 in der Nekropolis der Phönizierstadt gefunden, ans Licht geschafft, nach Konstantinopel gebracht und in einem eignen für sie errichteten Neubau im Museum des Tschinili-Kiosk in Stambul aufgestellt. Es ist Alles das Werk Hamdi-Bey's, des Direktors

des ottomanischen Museums, das damit aus dem Rahmen eines Provinzialmuseums glänzend heraustritt.

Hamdi-Bey ist aus den höheren Verwaltungskreisen des ottomanischen Reiches hervorgegangen, durch langjährige Studien seiner Jugendzeit in Paris zum Künstler und Kenner herangebildet, und hat auf solcher Grundlage den vielfach schwierigen Versuch mit Einsicht und Energie zum Gelingen geführt auch die Türkei, wie sie durch ihre geographische Lage dazu berufen ist, zur Theilnahme an archäologischen Bestrebungen zu bewegen. Die Entdeckungen von Saïda sind ihm als bisher bester Lohn dafür beschieden gewesen.

Entsprechend der Lage und den Handelsbeziehungen ihres Fundorts zerfallen die gefundenen Sarkophage in zwei Klassen, ägyptischer und griechischer Form.

Als ein Vorläufer derer ägyptischer Form ging schon vor Jahren der Sarkophag des Eschmunazar aus derselben Nekropole hervor, der durch die Liberalität des Herzogs von Luynes ein hervorragender Schmuck des Louvre und dort mit seiner Inschrift ein Anziehungspunkt für gelehrte Studien geworden ist. Unter den neuen Stücken befindet sich auch der Sarkophag des Tabnit, des Vaters des Eschmunazar.

Aber für unsre Beachtung hier steht die andre Klasse der Sarkophage, die von griechischer Form, im Vordergrunde, und aus ihr treten ganz besonders zwei und unter den Zweien unseres Erachtens der Eine in die vorderste Reihe. Diese zwei sind der, wie auch Reinach betont, ohne Grund als Sarkophag Alexanders des Großen bezeichnete und der Sarkophag mit den trauernden Frauen.

Den berühmten Namen zog der eine Sarkophag sich zu, weil auf den Schlacht- und Jagddarstellungen seiner Reliefs mehre Male eine der dargestellten Persönlichkeiten die Züge des großen Eroberers zu tragen scheint, aus dessen Zeit etwa das ganze Werk in der That stammen wird. Die glänzende Entfaltung hellenistischer Reliefkunst erscheint an diesem Sarkophage obendrein noch mit einer nach dem Urtheile aller Augenzeugen wunderbaren Erhaltung des Farbenschmucks und wird so dem heutigen Gefallen besonders entgegenkommen.

Von stillerem Reize ist der Sarkophag mit den trauernden Frauen.

Wie Särge und Reliquienschreine des Mittelalters in die frei behandelten Formen einer Kirchenarchitektur gekleidet sind, so ist hier der Marmorsarg im Anklange an eine Tempelarchitektur gestaltet. Unter dem Giebeldeckel umgiebt in Relief eine Halle ionischer Säulen seine vier Seiten, zwischen den Säulen ist eine niedrige Brüstung hingeführt und in jedem Interkolumnium, vor der Brüstung gehend, stehend, an sie gelehnt oder auf ihr sitzend, füllt eine einzelne weibliche Figur in voller Gewandung den Raum, sechs auf jeder Langseite, drei auf jeder Schmalseite, alle dasselbe Thema stiller Trauer, immer in leichter Variation, durchführend. Es ist eine Vervielfältigung dessen, was wir bisher aus den Einzelfiguren attischer Grabreliefs des vierten Jahrhunderts vor Chr. kennen und als feinsinnige Durchbildung des Ausdrucks einer allgemein mensch-

lich ansprechenden Stimmung würdigen gelernt haben. An dem Sarkophage von Sidon wird die Wirkung wie zu der eines Chores gesteigert. Wir stehen nicht an in diesem Sarkophage die Krone alles dessen zu sehen, was uns bisher von edlem Grabesschmucke, dem ein so ungemein großer Theil alles Kunstschaffens im griechischen Alterthum galt, erhalten ist.

Reinach hat kein Wort zu viel gesagt, wenn er behauptet, daß außer etwa dem Hermes des Praxiteles — und selbst der spricht vielleicht nicht so zum Herzen — keine der auch noch so glänzenden und gepriesenen neuesten Entdeckungen griechischer Kunstwerke dem Sarkophage von Sidon mit den trauernden Frauen an Bedeutung für die künftige Erziehung zur Kunst gleich komme. Wenn das Goethe erlebt hätte, hörte ich einen Freund beim ersten Anblicke einer Abbildung dieses Sarkophages sagen. C.

Philosophie.

Psychologie der Suggestion von Dr. phil. Hans Schmidkunz mit ärztlich-psychologischen Ergänzungen von Dr. phil. et med. Franz Carl Gerster. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1892. 425 S.

Endlich einmal ein ernsthafter Versuch, das vielumstrittene Gebiet des Hypnotismus, das sich bisher nur immer in den Händen von Aerzten und Liebhabern befunden hat, auch für die Psychologie fruchtbar zu machen. Daß bei dem gegenwärtigen Stande der letzteren, die sich mit Stolz das Prädikat der „Exaktheit" beilegt, aber, in merkwürdiger Enge des Gesichtskreises befangen, über ein bloßes Messen von Empfindungen u. s. w. noch kaum hinausgekommen ist, die psychologische Untersuchung den Thatsachen der Suggestion noch ziemlich ohnmächtig gegenübersteht, daß sie sich in den meisten Fällen vorläufig noch mit einem rein formalen Klassifiziren begnügen und die wirkliche Ergründung durch bloße Analogien ersetzen muß, wird von dem Verf. selbst eingestanden und kann ihm daher schwerlich zum Vorwurfe angerechnet werden. Uebrigens beschränkt derselbe sich durchaus nicht rein auf das psychologische Gebiet, sondern sucht in anerkennenswerther Weise die hier gewonnenen Resultate zugleich auch auf die übrigen Disziplinen der Philosophie, die Logik, Aesthetik, Ethik u. s. w., sowie ganz besonders auch auf die Heilkunde, Rechtspflege, Kunst, Kultur und Religion anzuwenden. Ziemlich unklar und schwankend ist hierbei leider seine Stellung zur Metaphysik, von welcher doch schließlich allein eine abschließende Lösung auch des Problems der Suggestion zu erwarten ist. So rügt er auf S. 162 das „forcirte Erklären", die „Zurückführungssucht" auf letzte Thatsachen als einen „entschiedenen Fehler" der gegenwärtigen Philosophie und meint, sie solle nicht davor scheuen, gewisse Dinge als letzte Thatsachen hinzunehmen; gesteht aber auf S. 210 doch selbst ein, daß es in der That **wirklich** letzte Thatsachen giebt, „daß neben den einzelnen Seelenphänomenen noch ein Anderes wirkt, nämlich ein X, an dessen Bestimmung sich die sonstige Psychologie oder Metaphysik üben mag, vielleicht mit dem Ergebniß, **daß auch**

dieser Hintergrund der Phänomene in Phänomene aufgelöst werden mag" (?). Im Gegensatze zu dieser letzten Aeußerung versteigt er sich dann selbst auf S. 253 zu der kühnen, durch nichts bewiesenen Behauptung, der Hypnotismus spräche für die Unsterblichkeit der Seele und entpuppt sich damit als einen Anhänger du Prels, welcher diese Ansicht besonders in seiner „Philosophie der Mystik" (1885) verfochten hat, womit es sich dann freilich wieder schwer zusammenreimt, wenn er im Gegensatze zu du Prel an einer anderen Stelle ganz richtig die Hypnose und den Somnambulismus nicht als einen höheren Zustand, als denjenigen des wachen Lebens, sondern als einen „Entwickelungssprung nach rückwärts" auffaßt (223). Man sieht, unsere empirische, metaphysikfeindliche Zeit hat so sehr zugleich ihre metaphysische Befähigung eingebüßt, daß sie dieses Gebiet am liebsten ganz umgeht und selbst da, wo der Gegenstand es nahe legt, über ein unsicheres Schwanken zwischen dem Positivismus der englischen Philosophie und einer verstiegenen Mystik nicht hinauszukommen vermag. In dieser Hinsicht muß man schon zufrieden sein, wenn sie über das Gebiet des Okkultismus nicht einfach voreilig den Stab bricht, sondern so bescheiden ist, wie Schmidkunz, einzugestehen, daß sie von diesen Dingen nichts verstehe (148).

Im übrigen enthält das Werk von Schmidkunz eine Reihe vortrefflicher Ausführungen. Dahin gehört vor allem die Beschreibung des thatsächlichen Umfangs der Suggestion im ersten Theil, sowie einzelne Darlegungen im dritten erklärenden Theile. Interessant ist, daß der Verf. überall der besonders in Laienkreisen weit verbreiteten Furcht vor der gesundheitlichen Schädlichkeit der Hypnose, sowie dem bequemen medizinischen Vorurtheil entgegentritt, als sei dieselbe einfach unter den Begriff der Hysterie zu subsummiren, oder als sei sie gar eine „experimentell hervorgerufene Geistesstörung", wenngleich seine Auffassung der hypnotischen Erscheinungen als rein normaler (106 f.), sowie seine Ansicht, „daß die Hypnotisirbarkeit im geraden Verhältniß zur Normalität, zur Gesundheit des seelischen Lebens steht" (153), doch wohl manchen Zweifeln ausgesetzt sein dürfte. Daß dem Hypnotismus noch eine große Zukunft, insbesondere auch in therapeutischer Hinsicht bevorsteht, daran ist wohl kein Zweifel, und man kann in dieser Hinsicht dem von Schmidkunz angeführten Satze Gersters nur beistimmen, wenn dieser sagt: „Wenn sich deutsche Kliniker heute noch über das, was sie Hypnotismus nennen, absprechend äußern, so beweisen sie damit nur, zu welcher Oberflächlichkeit und Einseitigkeit die materialistische Bildung unserer Zeit Naturen führt, die sich damit begnügen, im Kleinen groß zu sein, und daher dem Großen klein gegenüberstehen. Die überwiegende Mehrzahl der deutschen Aerzte verurtheilt zwar gleichfalls im Hypnotismus etwas ihr Unbekanntes, aber man muß ihr zu Gute halten, daß sie, der psychologischen (wie überhaupt naturphilosophischen) Vorbildung nahezu entbehrend, nicht in der Lage ist, ein Gebiet von so großer Schwierigkeit, wie das des Suggestionismus, kühn zu betreten" (298 f.).

Dr. Arthur Drews.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Aschrott. Die Behandlung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend und Vorschläge zur Reform. Von P. F. Aschrott. Berlin, O. Liebmann.

v. Adlersfeld. Das goldene Buch, chronol. Verzeichn. d. regier. Häupter etc. etc. Von Eufemia v. Adlersfeld. Breslau, S. Schottländer.

Asemissen. Die Bedeutung des Grundbesitzes für das Wohl der arbeitenden unteren Klassen. Von Asemissen. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

v. Below. Der Ursprung der deutschen Staatsverfassung. Von G. v. Below. Düsseldorf, L. Voß u. Co.

Beruna. Darf die Frau denken? Von A. Beruna. Minden, W. Köhler.

Dahn. Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen von Felix Dahn. Nebst Anhang: Betrachtungen über den Entwurf eines Volksschulgesetzes in Preußen. Breslau, S. Schottländer.

Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst 1. Reihe 4./6. Heft. Deutsche Schriften für nationales Leben 1. Reihe 5./6. Heft. Kiel, Lipsius u. Tischer. Ladenpreis 1 Mk. pro Heft, 5 Mk. pro Reihe von 6 Heften.

Die heilige Schrift des alten Testaments herausgeg. v. E. Kautzsch. I. Halbband. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Die Privatschule nach dem Entwurf des Volksschulgesetzes. Ein Mahnwort eines Konservativen. Berlin, H. Reuther.

Evangelisch sociale Zeitfragen. II. Reihe 3., 4. u. 5. Heft. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Grandke. Die Rieselfelder von Berlin und die Spüljauche unter besonderer Berücksichtigung ihrer chemischen Beschaffenheit. Von H. Grandke. Berlin, B. Grundmann.

Juling. Taschenbuch der höheren Schulen Deutschlands. Von Dr. Juling. Leipzig, Selbstverlag. 1 Mk. 50 Pf.

Hipler. Der Ruin des Volksgewissens. Von W. Hipler. Leipzig, Carl Jacobsen. — Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser. Von W. Hipler. Leipzig, Carl Jacobsen.

Kühn. Briefe aus Elsaß-Lothringen. Von E. Kühn. Leipzig, Georg Lang. 2 Mk.

Lubbock. Die Freuden des Lebens. 3. Aufl. Von J. Lubbock. Berlin, Fr. Pfeilstücker.

Neumann. Aphoristische Streifzüge in verschiedene Rechtsgebiete. Von Dr. S. Neumann. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

Proelß. Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte. Von S. Proelß. Stuttgart, J. G. Cotta Nchf.

Schambeck. Maria Theresia, Historisches Schauspiel in 3 Akten. Von Johann Schambeck. München 1890. H. Grimm, Neuburg a. D.

v. Schmidt. Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. Von J. v. Schmidt. Kassel, Max Brunnemann.

Strecker. Franz von Meinders. Ein brandenburgisch-preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert. Von A. Strecker. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Schulze. Nicht versetzt. — Das alte Klagelied. Beleuchtung der Ueberbürdungsfrage von neuen Gesichtspunkten aus. Von F. W. Schulze. Wurzen, A. Thiele.

v. Sybel. Wie die Griechen ihre Kunst erwarben. Akad. Kais.-Geburtstags-Rede. Von L. v. Sybel. Marburg, N. G. Elwert.

Ule. Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche. Von Dr. O. Ule. Braunschweig, O. Salle.

Ulrich. Personentarifreform und Zonentarif. Von F. Ulrich. Berlin, Julius Springer.

Walcker. Die Frage der Zolleinigung mit Oesterreich-Ungarn. Von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Roßbergsche Buchhandlung. 1 Mk.

Davout in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813—14 von einem Freunde historischer Wahrheit. Dtsche Ausg. Mülheim (Ruhr), M. Röder.

Demmin. Die Kriegswaffen in ihren geschichtlichen Entwickelungen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von A. Demmin. Gera, Fr. Eug. Köhler.

Dukmeyer. Russisches Leben. Novellen und Skizzen. Von Fr. Dukmeyer. Berlin, E. Rentzel.

— Tod dem Verräther! Drama in 5 Acten. Von Fr. Dukmeyer. Berlin, E. Rentzel.

Faulmann. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache nach eigenen neuen Forschungen. Lief. 1. Von K. Faulmann. Halle a./S., E. Karras Verlag. 1 Mk. 20 Pf.

Harnack. Die klassische Aesthetik der Deutschen. Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schillers, Göthe's und ihrer Freunde. Von O. Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Huber. Gesch. d. europ. Staaten. Hersg. v. Heeren, Ukert u. Giesebrecht. LIII. 2. Geschichte Oesterreichs v. A. Huber. Bd. IV. Gotha, F. A. Perthes.

Moltkes Militärische Korrespondenz. Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin, 1892. Mittler. Hofbuchhandlung.

Oechelhaeuser. Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. Von W. Oechelhaeuser. Berlin, Julius Springer. 2 Mk.

Redlich. Tagebuch des Leutnants Anton Vossen vornehmlich über den Krieg in Rußland 1812. Bearbeitet von O. Redlich. Düsseldorf, E. Lintz.

Rümelin. Aus der Paulskirche. Berichte an den Schwäb. Merkur aus den Jahren 1848 und 1849. Hersg. u. eingeleitet von H. R. Schaefer. Von G. Rümelin. Stuttgart, G. J. Göschen.

Schmidt. Der philolog. Universitätslehrer seine Tadler und seine Ziele. Von L. Schmidt. Marburg, N. G. Elwert.

Schulte. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—1697. Herausgegeben v. d. Badischen Historischen Commission bearbeitet von Aloys Schulte. I. Bd. Darstellung, II. Bd. Quellen. Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zoroaster

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Therese Höpfner.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Auch in des Propheten Zimmer fielen die Strahlen des Mondes auf den Marmorboden; aber eine ebräische Bronzelampe mit sieben Flammen verbreitete ein wärmeres, sanft gedämpftes Licht rings umher, hell genug, um die Schriftrolle zu beleuchten, welche offen auf des Greises Knien lag. Seine Stirn war gerunzelt und die Falten auf seinem Gesicht tief beschattet durch das von oben herabfallende Licht, wie er so dasaß auf viele Kissen gestützt und gehüllt in seinen dick mit Pelz gefütterten Purpurmantel, den er bis über seinen schneeweißen Bart zusammengezogen hatte; denn die Jahre seines Lebens waren beinahe vollendet, und die Wärme seines Körpers war schon im Entfliehen.

Zoroaster hob den schweren gewirkten Vorhang, der die niedrige viereckige Thür bedeckte und trat hinein und neigte sich vor dem Lehrer seiner Jugend und dem Freunde seines Mannesalters. Der Prophet sah ihn scharf an und ein Lächeln flog über seine ernsten Züge, während sein Auge auf dem jungen Krieger in seiner prächtigen Rüstung weilte; Zoroaster hielt den Helm in der Hand, und sein blondes Haar umwallte ihn bis zu den Schultern wie ein Heiligenschein und verwob sich mit dem seidenweichen Bart auf seinem Brustschilde. Seine dunkelblauen Augen begegneten furchtlos denen seines Meisters.

„Gegrüßet seiest Du! lebe immerdar, Erwählter des Herrn!“ sprach er zum Gruße. „Ich bringe gar wichtige und bedeutungsvolle Kunde. Wenn es Dir also gefällt, will ich sprechen, wenn nicht so werde ich zu anderer Zeit wiederkehren.“

„Setze Dich nieder zu meiner Rechten, Zoroaster, und sage mir alles, was Du zu sagen hast. Bist Du nicht mein geliebter Sohn, den mir der Herr zum Trost gegeben hat in meinem Alter?“

„Ich bin Dein Knecht und der Knecht Deines Hauses, mein Vater“, erwiederte Zoroaster und setzte sich auf einen geschnitzten Stuhl in geringer Entfernung von dem Propheten.

„Sprich, mein Sohn, was bringst Du für Kunde?“

„Es ist ein Bote gekommen, eilends von Susa, Botschaft bringt er und Briefe. Die sieben Fürsten haben Smerdis in seinem Hause erschlagen und haben Darius, den Sohn Gushtap's, zum König erwählt.“

„Gelobet sei der Herr, der einen Gerechten erkoren hat!“ rief der Prophet andächtig. „So möge denn Gutes kommen aus Bösem, und Heil aus Blutvergießen.“

„So sei es, mein Meister“, versetzte Zoroaster. „Es stehet auch geschrieben, daß Darius — möge er ewig leben! — sich festsetzen wird auf dem Thron der Meder und Perser. Es sind Briefe gekommen durch die Hand desselben Boten, gesiegelt mit dem Petschaft des großen Königs, darin wird mir geheißen, das Geschlecht Jehojakims, der einst König war von Juda, unverzüglich nach Susa zu bringen, auf daß der König ihnen Ehre erweise, wie es sich gebührt; allein was für Ehre er ihnen erweisen will, das weiß ich nicht.“

„Was sagest Du da?“ fragte Daniel und erhob sich von seiner liegenden Stellung und heftete seine dunkeln Augen auf Zoroaster. „Will der König mir die Kinder meines Alters hinwegnehmen? Bist Du nicht wie mein Sohn? Und ist nicht Nehuschta wie meine Tochter? Was die Uebrigen angeht, so mögen sie meinetwegen ziehen. Aber Nehuschta ist mein Augapfel! Sie ist wie eine schöne Blume in der Einöde meines Alters erblühet! Was ist dies, das der König mir thun will? Wohin will er sie von mir wegführen?“

„Mein Herr erschrecke nicht!“ sagte Zoroaster eindringlich, denn ihn ergriff die plötzliche Betrübniß des Propheten. „Mein Herr betrübe sich nicht! Es ist nur um ein Kleines, nur für wenige Wochen, und dann werden die Deinen wieder bei Dir sein und ich mit ihnen.“

„Ueber ein Kleines, wenige Wochen! Was ist Dir eine Spanne Zeit, mein Kind, oder eine Woche, daß Du Dich darum bekümmern solltest. Aber ich bin alt und wohlbetaget. Es kann geschehen, wenn

Du jetzt meine Tochter Nehuschta von mir nimmst, daß ich ihr Antlitz nimmermehr wieder sehe und auch Deines nicht, ehe ich dahingehe und nie wiederkehre. Siehe, Du bist jung, aber ich bin jetzt bald hundert Jahre alt."

„Dennoch, wenn es der Wille des Großen Königs ist, muß ich dies vollbringen", antwortete der junge Mann. „Aber ich schwöre bei Deinem Haupte und bei meinem, daß der jungen Fürstin kein Leides geschehen soll; und wenn ihr ein Uebel zustoßen sollte, so thue der Herr mir dies und das. Siehe, ich habe geschworen, und nun sei mein Herr nicht länger betrübt."

Aber der Prophet neigte sein Haupt und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er war alt und kinderlos; Zoroaster und Nehuschta waren ihm wie eigne Kinder und er liebte sie von ganzer Seele. Ueberdies kannte er den persischen Hof, und er wußte wohl, wenn sie erst einmal von dem Wirbel und Strudel seiner Umtriebe und seines ruhelosen Lebens erfaßt wären, würden sie nicht nach Ecbatana zurückkehren, oder wenn sie wiederkämen, würden sie sich verändert haben und ihm nicht mehr dieselben sein. Bitterlich war er betrübt und bekümmert bei dem Gedanken an eine solche Trennung, und in der heiligen Einfalt seiner Größe schämte er sich nicht, Thränen um sie zu weinen. Selbst Zoroaster, in dem Stolze seiner herrlichen Jugend, ward vom Schmerz ergriffen bei dem Gedanken, den Weisen zu verlassen, der ihm dreißig Jahr lang ein Vater gewesen war. Er war noch nie von Daniel getrennt gewesen, ausgenommen einige Monate während der Kriege des Kambyses; im Alter von sechsundzwanzig Jahren war er zu dem hohen Amte des Hauptmanns der Festung Ecbatana ernannt worden, und seit der Zeit hatte er im innigsten Verkehr mit seinem Meister, dem Propheten, gelebt.

Zoroaster war durch die Macht der Verhältnisse ein Krieger geworden, und er trug sein prächtiges Gewaffen mit unvergleichlichem Anstande, zwei Dinge aber gab es, die ihm über seinen kriegerischen Beruf gingen und diesen an Wichtigkeit in seinen Augen weit übertrafen.

Seit seiner frühesten Jugend war er der Schüler Daniels gewesen und dieser hatte ihm seine eigne Liebe zu der verborgenen Weisheit eingeflößt, welcher der Prophet in so hohem Maße seine außerordentlichen Erfolge im Dienste der assyrischen und persischen Herrscher verdankte. Durch das Erlernen der Kunst folgerecht zu denken und durch die tiefgehenden mathematischen Kenntnisse der chaldäischen Sternkundigen war der dichterische Geist des Knaben entwickelt und gestärkt worden, so daß

er die höchsten Dinge leicht begriff und von Anfang an eine Fähigkeit und Klarheit zeigte, welche seinen Meister entzückte. Durch ein Leben strengster Enthaltsamheit, zu unmittelbarer Anschauung und Erkenntniß, zum Verständniß der Naturgesetze, die den Sinnen allein nicht faßlich sind, und zu der Verschmelzung der Seele und der höhern Geisteskräfte mit dem Einen allumfassenden göttlichen Wesen zu gelangen: das war der Endzweck des Ziels, welches David seinem willigen Schüler vorsteckte. Schon von Natur war der edle Jüngling sinnlichem Genusse abhold, er verachtete ihn und sehnte sich beständig danach ein Ideal zu verwirklichen, in dem erhabene Erkenntniß überirdischer Dinge einen hohen Heldenmuth in irdischen Dingen zum Vollbringen großer Thaten leiten sollte.

Jahr für Jahr wuchs der junge Perser in der glänzenden Umgebung des Hofes auf, vor allen andern seines Alters ausgezeichnet durch Muth und unerschrockne Aufrichtigkeit, durch wunderbare Schönheit und tiefes Verständniß aller Dinge, großer wie kleiner, die in das Bereich seiner Thätigkeit kamen; am merkwürdigsten an ihm war vielleicht die Thatsache, daß er sich nichts aus dem Umgang mit Frauen machte und, so viel man wußte, nie ein Weib geliebt hatte. Er war ein Günstling des Cyrus gewesen, und selbst des in schnöde Laster versunkenen Kambyses, der von Schmeichlern, Kupplern und Magiern umgeben war, erkannte von dem Augenblick an, als er seinen Bruder, den wahren Smerdis, beargwöhnte nach dem Throne zu streben, die außerordentlichen Verdienste und Gaben des jungen Edeln an, und beförderte ihn zu seiner hohen Stellung in Ecbatana zu derselben Zeit, da er Daniel gestattete, sich den hohen Thurm in der alten Festung zu erbauen. Der sittenlose König mochte begreifen, daß die Anwesenheit solcher Männer, wie Daniel und Zoroaster für ein entlegenes Gebiet, wo Gerechtigkeit und Mäßigung einen wohlthuenden Einfluß auf die Bevölkerung ausüben konnten, von größerm Vortheil sein würde, als in seiner unmittelbaren Umgebung, wo die Reinheit und Mäßigkeit ihrer Lebensweise in zu starkem Gegensatze zu dem unwürdigen Schauspiel stehen mußten, welches seine Laster dem Hofe gaben.

Hier in der großartigen Stille eines königlichen Palastes hatte der Prophet sich gänzlich der Betrachtung jener Dinge hingegeben, welche sein Leben lang seine Muße in Anspruch genommen, und deren Kenntniß ihn so unmittelbar auf seiner merkwürdigen Laufbahn gefördert hatte; und in den vielen Freistunden, welche sein Amt dem Zoroaster vergönnte, suchte Daniel den Geist des Krieger-Philosophen zu seiner höchsten Entwicklung und Vervollkommnung zu bringen. Der Prophet lebte ganz

und gar in seinem Thurm, außer wenn er sich in seltenen Fällen in den Garten tragen ließ, daher wußte er wenig von dem, was im Palaste vorging und wunderte sich manchmal darüber, daß sein Schüler zerstreut war, und daß seine Worte mitunter ein lebhafteres Interesse für seine Zukunft und die möglichen Wendungen in seiner kriegerischen Laufbahn verriethen, als das vordem der Fall gewesen war.

Denn ein neues Element war in Zoroasters Gedankenwelt eingetreten. Jahre lang hatte er das liebliche Kind Nehuschta aufwachsen sehen. Als ein Jüngling von zwanzig Sommern hatte er sie auf seinen Knieen geschaukelt; später hatte er sie unterrichtet und mit ihr gespielt und aus dem kleinen Kinde ein schlankes Mädchen werden sehen, hochmüthig und königlich in ihrem Wesen, ihre Gespielen beherrschend, wie eine kleine Löwin eine Heerde zahmerer Geschöpfe beherrschen könnte; und endlich hatte das sechzehnte Jahr ihr die Blüthe frühzeitiger südlicher Jungfräulichkeit gebracht, und als Zoroaster an einem Sommertage mit ihr unter den Rosen des Gartens scherzte, hatte er gefühlt, wie ihm das Herz hoch und höher schlug, und wie seine Wange heiß und kalt wurde bei dem Ton ihrer Stimme und der Berührung ihrer weichen Hand.

Er, der so viel Menschenkenntniß besaß, so lange am Hofe gelebt und die menschliche Natur in all ihren Phasen gründlich beobachtet hatte, da wo sie allzeit zügellose Gewalt hatte, er wußte, was er fühlte; und es war ihm als hätte er einen scharfen Stich erhalten, der ihm durch Leib, Herz und Seele ging und seinen Stolz zerschnitte. Tagelang wanderte er unter den Pinien und Rhododendren allein umher und jammerte um den mächtigen philosophischen Bau, den er selbst errichtet hatte, und den nie eines Weibes Fuß betreten sollte, und den eines Weibes Hand, eines Weibes Blick in einem Tage zertrümmert hatte. Sein ganzes Leben schien ihm vernichtet und zerstört, denn er war geworden wie andre Männer und mußte Liebe leiden und sein Herz verzehren, um eines Mädchens holdes Wort. Gern hätte er jede fernere Begegnung mit der jungen Fürstin vermieden, aber als er eines Abends allein auf der Gartenterrasse stand und über die Veränderung in seinem Wesen trauerte, trat sie zu ihm; da sahen sie einander in die Augen und sahen ein neues Licht darin, und von dem Tage an liebten sie sich heftig, wie nur die reinen Kinder göttlichen Geschlechtes lieben konnten. Aber keines von beiden wagte es, dem Propheten etwas davon zu sagen, noch auch die Andern im Palaste wissen zu lassen, daß sie sich dort auf der mondhellen Terrasse unter den Myrthenbüschen Treue gelobt hätten. Sie fürchteten unwillkürlich, die Kunde von ihrer Liebe könnte einen Sturm des Unwillens

in Daniels Brust erregen, bei dem Gedanken, daß sein erkorener Philosoph die Pfade mystischer Weisheit verlassen und durch die Ehe auf gleiche Stufe mit andern Sterblichen herabsinken könnte; und Zoroaster ahnte, wie schmerzlich dem ächten Israeliten der Gedanke sein würde, daß eine Tochter und Fürstin Judahs einen Mann ehelichen sollte, der wie edel, treu und weise er auch sein mochte, doch immer ein Fremdling und ein Ungläubiger blieb. Denn obwohl Zoroaster sich mit Herz und Seele dem Studium von Daniel's Weisheit hingab, welche dieser von den Chaldäern erlernt, so hatte er sich dennoch die Selbständigkeit des Denkens bewahrt. Er war kein Israelit, noch hegte er den Wunsch jemals einer zu werden, aber er war weder ein Götzenanbeter noch ein Magier, noch ein Anhänger des Gomata, des halbindischen Brahminen, welcher es versucht hatte, sich für Smerdis, Sohn des Cyrus, auszugeben.

Einer dieser beiden Gründe hätte hingereicht, der Verbindung ein ernstliches Hinderniß entgegenzustellen; beide zusammen schienen unüberwindlich. Während der Unordnung und Verwirrung unter der siebenmonatlichen Regierung des falschen Königs Smerdis wäre es Wahnsinn gewesen, eine Ehe zu schließen und sich auf die Gunst des elenden unächten Herrschers in Hinsicht auf Stellung und Vermögen zu verlassen; auch hätte sich Nehuschta nicht vermählen und die Würde einer Fürstin von Judah beibehalten können ohne die Zustimmung Daniels, der ihr Vormund war und dessen Einfluß in Medien alles und selbst bei Hofe viel galt. Zoroaster war deshalb gezwungen, seine Leidenschaft zu verbergen, so gut er konnte und die Erfüllungen seines heißesten Wunsches von der Zukunft zu erwarten. Unterdessen traf er mit der Fürstin täglich in Gegenwart anderer zusammen und seine Stellung als Oberster der Festung gab ihm auch Gelegenheit, Nehuschta oft in der Einsamkeit der Gärten zu sehen, welche ausschließlich für sie und die Mitglieder ihres Hauses bestimmt waren.

Jetzt aber da der Augenblick gekommen schien, wo eine Veränderung im Geschick der Liebenden eintreten sollte, fühlten sie sich befangen. Bis auf einige kurze Fragen und Antworten hatten sie nicht weiter mit einander über die Reise gesprochen, denn Nehuschta war so überrascht und entzückt bei dem Gedanken, die Herrlichkeiten des Hofes von Susa wiederzusehen, dessen sie sich aus ihrer Kindheit so gut erinnerte, daß sie sich scheute, Zoroaster zu zeigen, wie gern sie Ecbatana verließe, welches ohne ihn ihr nicht viel besser als ein Gefängniß erschienen wäre. Er seinerseits glaubte in der Gunst des Darius die baldige Beseitigung aller Hindernisse und Verzögerungen zu sehen, war aber zu

zart und rücksichtsvoll, um Nehuschta plötzlich die Aussicht auf eine nahe Verbindung vorzustellen, die ihm so lebhaft vorschwebte. Darum aber war sein Herz nicht minder bewegt, als er den Schmerz des alten Propheten über die Trennung von seiner Pflegetochter sah; und zum ersten Male in seinem Leben fühlte er sich schuldig, als er daran dachte, daß Daniel sich um seine Abreise fast ebenso sehr betrübte wie um Nehuschtas. Er machte eine Erfahrung, wie sie bei Leuten von kalter und gleichmäßiger Gemüthsart häufig vorkommt, wenn sie mit lebhaftern und liebevollern Naturen in nahe Berührung gebracht werden, er wurde überwältigt von der Erkenntniß, daß sein alter Meister ihm mehr Liebe und Theilnahme schenkte, als er ihm zurückzugeben im Stande war, und daß er folglich undankbar wäre; und das geheime Bewußtsein, daß er entschlossen war, die Fürstin auch gegen den Willen des Propheten und mit Hülfe des Königs zu heirathen, vermehrte noch seinen Seelenschmerz.

Das Schweigen dauerte einige Minuten; dann erhob der Greis plötzlich das Haupt, lehnte sich in die Kissen zurück und sah seinen Gefährten ins Gesicht.

„Und Du fühlst keinen Schmerz, kein Bedauern?“ fragte er traurig.

„Nein, mein Herr thut mir unrecht“, sagte Zoroaster und zog in seiner Verlegenheit die Brauen zusammen. „Ich wäre ja undankbar, wenn es mir nicht leid thäte, Dich auch nur für einen Tag zu verlassen. Aber mein Herr sei gutes Muthes; diese Trennung wird nicht lange währen und ehe die Heerden vom Zagros heimkehren, um für den Winter Schutz zu suchen, werden wir wieder bei Dir sein.“

„Schwöre mir also, daß Du vor dem Winter zurückkehren willst“, sagte der Prophet halb unwillig.

„Ich kann nicht schwören“, entgegnete Zoroaster. „Siehe ich bin in des großen Königs Hand. Ich kann nicht schwören.“

„Sage lieber Du stehest in der Hand des Herrn und darum kannst Du nicht schwören. Denn wahrlich, ich sage Dir, Du wirst nicht zurückkehren und ich werde Dein Angesicht nicht wiedersehen. Der Winter kommt und die Vögel der Luft fliegen nach Süden, und ich bleibe allein im Lande voll Schnee und Frost, und der Frühling kehrt wieder und ich bin noch immer allein, und meine Stunde ist nahe herbeigekommen; denn Du kommst nicht wieder und meine Tochter Nehuschta nicht, und auch keiner meines Geschlechts. Und siehe, ich werde einsam in die Grube fahren!“

Das gelbe Licht der Hängelampe schien dem Greise in die Augen und in ihnen glühte ein düstres Feuer. Sein Gesicht war gefurcht

und abgezehrt, und alle Falten und Runzeln, welche die Kämpfe seiner hundert Jahre in seinem Antlitz gezogen hatten, traten düster und rauh und furchtbar in ihrer Kraft hervor. Zoroaster schauderte, als er ihn ansah, und ob er wohl sprechen wollte, verschloß ehrfurchtsvolle Scheu ihm den Mund.

„Ziehe hin mein Sohn“, rief der Prophet mit tiefer Stimme, und während er sprach, richtete er langsam den Oberkörper in die Höhe, bis er steif und aufrecht dasaß, und streckte seine alten abgemagerten Hände nach dem jungen Krieger aus. „Ziehe hin und thue, was Deines Amtes ist, denn Du bist in der Hand des Herrn, und manches, was Du thust, wird gut sein, und manches vom Uebel. Denn Du bist abgewichen von dem krystallhellen Pfade, der zu den Sternen führt, und Du bist herabgefallen von der Leiter, auf welcher die Engel empor und zur Erde herniedersteigen, und Du trachtest nach des Weibes Liebe, die keinen Bestand hat. Und für eine Weile wirst Du irre gehen und viel leiden müssen; und nach einer Weile wirst Du auf den rechten Weg zurückkehren, und wiederum nach einer Weile wirst Du in Deinen eignen Gedanken zu Grunde gehen, denn Du hast nicht die Finsterniß vom Licht, noch das Gute vom Bösen unterschieden. Durch ein Weib wirst Du irre gehen, und von einem Weibe wirst Du wieder umkehren, aber Du sollst nicht umkommen. Denn es ist Gutes in Dir, und das soll bestehen, und auch Dein Name, von Geschlecht zu Geschlecht, und ob auch das Böse, das in Dir ist, Dich zu Grunde richten wird, so soll doch am Ende Deine Seele leben!“

Zoroaster barg sein Gesicht in den Händen, überwältigt durch die Majestät des mächtigen Propheten und das Furchtbare seiner Worte.

„Stehe auf und ziehe dahin, denn die Hand des Herrn ist über Dir und Niemand kann hindern, was Du thust. Du sollst die Sonne anschauen und Dich ihrer freuen, und wiederum sollst Du aufschauen, und das Licht des Tages wird Dunkelheit sein. Du sollst Dich rühmen Deiner Kraft und Deiner Stärke im Kampf, daß Keiner Dir gleich sei, und dann sollst Du Deinen Ruhm von Dir werfen und sagen: „Auch dies ist eitel!“ Der König hat seine Lust an Dir, und Du wirst vor der Königin stehen in goldner Rüstung und köstlichen Gewändern; und das Ende ist nahe, denn auf Dir ruhet die Hand des Herrn. Wenn der Herr durch Dich große Dinge thun will, was gehet es mich an? Ziehe schnell aus und raste nicht am Wege, daß das Weib Dich nicht versuche und Du umkommest. Ich aber, siehe, ich fahre auch dahin, doch nicht mit Dir, sondern Dir voran. Siehe, daß Du mir folgest, — denn ich fahre dahin. Wahrlich ich schaue schon jetzt das Licht in der

Finsterniß dieser Welt, und die Herrlichkeit der himmlischen Heerschaaren ist über mir, laut frohlockend in der Majestät des Lichtes."

Zoroaster blickte empor, sank zu Boden auf seine Knie zu Daniels Füßen, voll Staunen und Bewunderung, und sein schwerer Helm rollte klirrend über den Marmorboden. Der Prophet stand aufrecht, wie eine Rieseneiche und streckte seine welken Hände gen Himmel; die Fluth seines schneeweißen Haares und Bartes umwallte ihn bis zum Gürtel. Sein Gesicht leuchtete wunderbar wie von innerm Licht erhellt, und seine dunkeln emporgehobenen Augen schienen den Glanz des offnen Himmels in sich einzusaugen. Seine Stimme erklang wieder mit der Kraft der Jugend, und seine ganze Gestalt war wie mit der Herrlichkeit einer andern Welt überkleidet. Wiederum hub er an und sprach:

„Siehe, die Stimme der Ewigkeit spricht aus mir, und der Herr mein Gott hat mich aufgenommen. Meine Tage gehen zu Ende. Ich werde aufgenommen und werde nicht mehr niedergeworfen werden. Die Erde schwindet und die Herrlichkeit des Herrn ist erschienen, welche währet in alle Ewigkeit."

„Der Herr kommt! Er kommt bald! In Seiner rechten Hand ist die Zeit und die Tage und die Nächte sind unter seinen Füßen. Die Schaaren der Cherubim sind um Ihn und schrecklich sind die Heerschaaren der Seraphim. Die Sterne des Himmels erzittern, und die Stimme ihres Seufzens ist wie die Stimme der äußersten Furcht. Das Gewölbe des Sternenhimmels ist zerschmettert wie ein zerbrochener Bogen, und der Vorhang des Himmels ist in Stücke zerrissen, wie ein Schleier im Sturm. Die Sonne und der Mond schreien laut, und das Meer brüllet fürchterlich vor dem Herrn."

„Die Völker sind dahin, wie die Asche eines Feuers, das erloschen ist; und die Fürsten der Erde sind nicht mehr. Er hat die Erde in einem Mörser zerstoßen und den Staub über den Himmel zerstreuet. Die Sterne in ihrer Herrlichkeit hat Er in Stücke zermalmt, und die Grundvesten der Zeit in feinen Staub. Es ist nichts von ihnen übrig geblieben und ihre Stimmen sind verhallt. Es schweben trübe Gestalten in den Schrecknissen des leeren Raumes."

„Aber im Norden gehet ein herrlicher Glanz auf voll Klarheit und der Odem des Herrn bläst allem lebendiges Leben ein. Der Aufgang aus der Höhe ist erschienen, und es werden wieder Stunden und Jahreszeiten sein, und die Majestät Gottes ist geoffenbart in sichtbarer Gestalt. Aus dem Staub der Erde ist die Erde neu geschaffen und aus den Strahlen Seiner Herrlichkeit macht er neue Gestirne."

„Lobet den Herrn mit lauter Stimme, alles was Odem hat, lobe

den Herrn! Jauchzet Ihm und singet dem Herrn ein neues Lied. Lobet den Herrn, denn in Ihm ist das Leben, und in Ihm leben und weben alle Dinge! Lobet Ihn und preiset Ihn, der aufgefahren ist auf den Flügeln der Morgenröthe; mit dessen Odem die Sterne athmen, von dessen Glanz das Firmament leuchtet! Lobet Ihn, der die Räder der Himmelskreise rollen lässet in ihrem Lauf, der die Blüthen erwachen lässet im Frühling, und die kleinen Blumen des Feldes süßen Duft verbreiten! Lobet Ihn Winter und Sommer, lobet Ihn Frost und Hitze! Lobet Ihn, alle leuchtende Sterne des Himmels! Lobet Ihn, alle Völker auf Erden! Lob und Preis und Ehre sei Ihm, dem Höchsten, Jehovah, der da sitzet auf Seinem Throne von Ewigkeit zu Ewigkeit. — —"

Des Propheten Stimme erklang mit mächtiger Gewalt und majestätischer Klarheit, als er die letzten Worte sprach. Mit emporgehobenen Armen stand er noch einen Augenblick unbeweglich da, sein Gesicht strahlte in überirdischem Glanz. So stand er da einen Augenblick, und dann sank er zurück, starr und steif, ausgestreckt auf die Kissen am Boden — todt!

Zoroaster sprang auf voll Schreck und Entsetzen, und stand da und schaute den Leib seines Meisters und Freundes an, wie er steif und starr im gelben Lichte der Hängelampe dalag. Dann sprang er plötzlich herzu und kniete nieder neben dem edlen bleichen Haupte, das so erhaben aussah im Tode. Er ergriff die eine Hand und rieb sie und lauschte auf das Klopfen des Herzens, das nicht mehr schlug, und forschte nach dem letzten Athemzuge des schwindenden Lebens. Allein umsonst! und dort im Thurmgemach sank der junge Krieger auf sein Angesicht nieder und weinte allein neben dem großen Todten.

Viertes Kapitel.

Also starb Daniel; und sieben Tage lang saßen die Weiber am Boden und klagten um ihn, während die Männer seinen Leib salbten und bereiteten zum Begräbniß. Sie wickelten ihn in feine Leinwand und salbten ihn mit köstlichem Balsam und Spezereien aus dem Vorrathshause des Palastes. Rings um den Leichnam verbrannten sie Weihrauch und Myrrhen und Ambra, und das Harz des indischen Benzoe und der persischen Tanne und große Kerzen von reinem Wachs; denn all die sieben Tage lang hielten die Leidtragenden aus der Stadt eine große Klage und hörten nicht auf, das Lob des Propheten zu singen, und laut zu jammern bei Tage wie bei Nacht, daß der beste und würdigste und größte der Menschen gestorben sei.

So wachten sie und klagten und sangen seine großen Thaten. Und in dem untern Zimmer des Thurms saßen die Weiber am Boden, Nehuschta in ihrer Mitte, und klagten laut, fasteten und trauerten in Sack und Asche. Nehuschtas Gesicht ward blaß und mager und ihre Lippen wurden bleich in dieser Zeit und sie ließ ihr reiches Haar ungeordnet herabhängen. Viele der Männer schoren ihr Haupt und gingen barfuß, und die Festung und die Paläste waren voll vom Schall des Jammers und der Klage. Auch die Ebräer, welche dort waren, klagten um ihr Oberhaupt, und die beiden Leviten saßen neben dem Todten und lasen lange Kapitel aus der Heiligen Schrift. Die Meder betrauerten ihren großen und gerechten Oberherrn, unter dem Namen Beltaschazzar, welchen Nebukadnezar zuerst dem Daniel gegeben, und aus der ganzen Stadt erscholl laut die Stimme des Weinens und der Trauer, wie der gewaltige Jammer eines Volkes, bis zu den Ohren Derer, die da wohnten in der Festung und im Palast.

Am achten Tage begruben sie ihn, mit Pracht und Herrlichkeit, in einer Gruft im Garten, welche sie während der Klagewoche gebaut hatten. Die beiden Leviten und ein junger Ebräer und Zoroaster selbst in Sacktuch gehüllt und mit bloßen Füßen, legten den Leichnam des Propheten auf eine Bahre und trugen ihn auf ihren Schultern die breite Treppe des Thurms hinab und hinaus in den Garten nach seinem Grabe. Die Klageweiber gingen voran, viele hundert Weiber aus Medien mit aufgelöstem Haar, sie zerrissen ihre Gewänder von Sacktuch und streuten Asche auf den Weg und auf ihre Häupter, bis sie an das Grab kamen; dann umstanden sie es, während die vier Männer ihren Herrn und Meister in den großen schwarzen Marmorsarg legten unter den Pinien und Rhododendren. Und die Pfeifer folgten nach und machten ein schrilles und schreckliches Getön, das klang als ob überirdische Wesen miteinstimmten in die allgemeine Klage. Und zu beiden Seiten der Bahre gingen die Frauen aus dem Geschlechte des Propheten; aber Nehuschta ging neben Zoroaster, und während sich der Leichenzug durch die Myrthengänge der weiten Gärten bewegte, warfen ihre dunkeln müden Augen von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf ihren starken schönen Geliebten. Sein Gesicht war bleich wie der Tod, er schaute ernst vor sich her, und sein wirres Haar und sein goldblonder Bart flatterten wild über das grobe Sacktuch seines langen Gewandes. Aber sein Schritt schwankte nicht, obschon er barfuß über den harten Kies ging, und von dem Augenblick an, da sie den Leichnam aus dem Thurmzimmer hinabtrugen bis zu dem, da sie ihn ins Grab legten, veränderte sich sein Antlitz nicht, auch blickte

er weder zur Rechten noch zur Linken. Und als sie nun endlich ihren geliebten Meister an Linnenbinden in seine letzte Ruhestatt hinabgesenkt hatten, und die Weiber mit Gefäßen voll köstlicher Narde und Weihrauch und duftenden Salben hinzutraten, da schaute Zoroaster lang und innig auf das verhüllte Haupt und Thränen strömten über seine Wangen und fielen auf seinen Bart und auf den Marmorsarg; bis er sich endlich schweigend umwandte und hinwegschritt durch die Menge, welche sich vor ihm theilte, — bleich wie der Tod, keines Andern Gruß erwidernd und sich nicht einmal nach Nehuschta umsehend, die an seiner Seite gestanden hatte. Er ging fort und verbarg sich während des übrigen Theils des Tages.

Aber am Abend, nach Sonnenuntergang, kam er und stand auf der Terrasse im Dunkel, denn es war kein Mondschein. Er trug wieder seine Waffen und seinen Purpurmantel, denn er mußte seinen Rundgang durch die Festung machen. Das Licht der Sterne schimmerte matt auf seinen blanken Helm und machte die Züge seines marmorblassen Gesichtes und seinen Bart im Dunkeln sichtbar. Er lehnte mit dem Rücken an die Pfosten des Gebäudes und sah nach den Myrthenbüschen im Garten, denn er wußte, Nehuschta würde zur gewohnten Zusammenkunft kommen. Er wartete lange, endlich aber hörte er einen Schritt auf dem Kiespfade und das Rauschen der Myrthen und bald konnte er beim matten Sternenschein erkennen, wie ihr weißes Gewand unter dem dunkeln Mantel hervorschimmerte und sich rasch auf ihn zu bewegte. Er sprang ihr entgegen und wollte sie umfassen, aber sie wehrte ihn ab und sah ihn nicht an, während sie langsam nach vorn auf die Terrasse ging. Selbst im Halbdunkel des Sternenscheins konnte Zoroaster wahrnehmen, daß etwas sie beleidigt hatte, und es war ihm, als legte sich eine kalte Last auf seine Brust und erkältete den liebenden Gruß, der ihm auf die Lippen trat.

Zoroaster ging ihr nach und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie duldete es, ohne sich zu regen.

„Meine Geliebte“, sagte er endlich, während er vergeblich versuchte, in ihr abgewendetes Gesicht zu sehen, „hast Du heut Abend kein Wort für mich“? Noch immer antwortete sie nichts. „Hast Du über Deiner Betrübniß unsere Liebe vergessen“? murmelte er ihr leise ins Ohr. Sie fuhr etwas zurück von ihm und sah ihn an. Selbst im Dunkel konnte er sehen, wie ihre Augen blitzten, als sie erwiderte:

„Hatte nicht Dein eigener Kummer Dich heute so vollkommen überwältigt, daß Du mich nicht einmal ansehen wolltest“? fragte sie. „Gönntest Du mir einen Blick in der ganzen langen Stunde, da

wir so dicht beisammen waren? Du hattest mich im Uebermaße Deines Schmerzes vergessen"! rief sie empört. „Und jetzt, da der erste Strom Deiner Thränen zu einem kleinen Bächlein geworden ist, hast Du Zeit, an mich zu denken! Ich danke meinem Herrn für die Beachtung, welche er seiner Magd schenkt; aber ich bedarf deren nicht. Nun, weshalb bist Du hier?"

Zoroaster richtete sich zu seiner vollen Höhe auf und faltete langsam die Arme über der Brust; er sah Nehuschta an und sprach ruhig, obschon der dumpfe Klang eines großen und plötzlichen Wehs in seiner Stimme durchtönte. Die Männer kannte er gut genug, aber wenig wußte er von den Frauen.

„Es giebt eine Zeit für die Trauer und eine Zeit für die Freude", sagte er. „Eine Zeit für Thränen und eine Zeit für Liebesblicke. Was ich that, das that ich, weil es sich nicht ziemt für einen Mann, wenn er tiefen Kummer trägt um einen Todten und wenn er seine Trauer zu zeigen wünscht, indem er dem Ehre erweist, der ihm wie ein Vater gewesen, zu gleicher Zeit andere Gedanken in seiner Seele zu hegen, selbst nicht jene Gedanken, die ihm am theuersten und seinem Herzen am nächsten sind. Darum sah ich Dich nicht an, als wir unseren Meister begruben, und obwohl ich Dich liebe und stets mit meinem Herzen anschaue, so waren doch meine Augen heute von Dir abgewendet und ich sah Dich nicht. Weshalb zürnest Du mir?"

„Ich zürne Dir nicht", sagte Nehuschta, „doch mich dünket, Du liebst mich wenig, weil Du Dich so leicht von mir abwendest." Sie schlug die Augen nieder und ihr Gesicht war verborgen in tiefem Schatten. Da schlang Zoroaster den Arm um ihren Hals und zog sie an sich, und obschon sie zuerst widerstrebte, lag doch in einem Augenblick ihr Haupt an seiner Brust. Dann wollte sie sich losmachen.

„Nein, laß mich gehen, denn Du liebst mich nicht"! flüsterte sie. Aber er hielt sie fest.

„Nein, Du sollst nicht gehen, denn ich liebe Dich"! antwortete er zärtlich.

„Ich soll nicht"? rief sie und wendete sich heftig um in seinem Arm. Dann wurde ihre Stimme leise und erbebte sanft. „Sage, ich will nicht", murmelte sie und ihre Arme umschlangen ihn und drückten ihn leidenschaftlich an sich. O mein Geliebter! Warum scheinst Du je so kalt? so kalt — wenn ich Dich so liebe?"

„Ich bin nicht kalt", sagte er liebevoll, „und ich liebe Dich mehr, als Worte es sagen können. Haben wir nicht gesagt, daß Du Deine Weise hast und ich die meine? Wer kann sagen, wessen Ton der süßere

ist, wenn beide sich in schöner Harmonie vereinen? Nur zweifle nicht, denn der Zweifel ist wie der Tropfen, welcher vom Dach herabfällt auf den Marmor und durch stetes Fallen Furchen in den Stein höhlt, den das Meer nicht mürbe machen könnte."

„Ich will nicht mehr zweifeln", sagte Nehuschta rasch; „nur könntest Du mich nicht manchmal ein wenig auf meine Weise lieb haben? Es ist so süß — auf meine Weise zu lieben!"

„Gewiß, ich will es versuchen, denn es ist sehr süß", antwortete Zoroaster und neigte sich und küßte ihre Lippen. Weither vom Thurm erschallte der schwermüthige Ruf einer Eule traurig durch den Garten, und ein feuchter, kalter Wind erhob sich plötzlich von Osten. Nehuschta schauerte und zog den Mantel fester um sich.

„Wir wollen auf der Terrasse auf- und abgehen", sagte sie. „Es ist heut Abend kalt, — ist dieses nicht unser letzter Abend hier?"

„Ja, morgen müssen wir fort auf die Reise. Es ist der letzte Abend."

Nehuschta schmiegte sich inniger an ihren Geliebten, während sie miteinander auf der Terrasse umherwandelten, und jeder schlang einen Arm um den anderen. So wandelten sie schweigend einige Minuten: wohl beide eingedenk, wie oft sie auf dieser Terrasse zusammengetroffen, seit ihre Lippen sich zum ersten Male liebend begegnet waren, im weißen Mondlicht des Monats Tammuz, vor mehr als einem Jahr. Endlich sprach Nehuschta:

„Kennst Du diesen neuen König?" fragte sie. „Ich sah ihn im vorigen Jahr nur wenige Augenblicke. Er ist jung, aber nicht schön."

„Ein junger Fürst mit dem Haupte eines alten Mannes auf den Schultern," versetzte Zoroaster. „Er ist ein Jahr jünger als ich — aber ich möchte nicht seine Schlachten schlagen, und wenn ich es gethan, würde ich nicht Atossa zum Weibe genommen haben."

„Atossa?" wiederholte Nehuschta.

„Ja; der König hat sich bereits mit ihr vermählt. Sie war das Weib des Kambyses, und auch des falschen Smerdis, des Magiers, den Darius erschlagen hat."

„Ist sie schön? Habe ich sie nicht gesehen?" fragte Nehuschta rasch.

„Du mußt sie am Hofe von Susa gesehen haben, ehe wir nach Ecbatana kamen. Sie war damals eben mit Kambyses vermählt worden, allein er bekümmerte sich wenig um sie, denn er war immer übernommen mit Weintrinken und Schmausereien. Du aber warst

damals noch ein Kind und hieltest Dich meistens bei den Weibern Deines Haushaltes auf; so magst Du sie vielleicht nicht gesehen haben."

„Sag' mir, hatte sie nicht blaue Augen und blondes Haar? Hatte sie nicht ein kaltes, grausames Antlitz?"

„Ja, es mag sein, daß sie hart aussah. Ich entsinne mich, daß sie blaue Augen hatte. Sie war sehr unglücklich; deshalb stand sie den Magiern bei. Kein Wunder, daß sie ihn verrieth!"

„Sie that Dir damals leid, nicht wahr?" fragte Nehuschta.

„Ja, — sie verdiente Mitleid."

„Jetzt wird sie Rache nehmen! Einer Frau mit solchem Gesicht ist die Rache süß."

„Dann wird sie kein Mitleid mehr verdienen", sagte Zoroaster mit flüchtigem Lächeln.

„Ich hasse sie"! sagte die Fürstin zwischen den Zähnen.

„Sie hassen? Wie kannst Du eine Frau hassen, die Du kaum gesehen hast? Und sie hat Dir ja nichts zu Leide gethan."

„Ich weiß bestimmt, daß ich sie hassen werde," antwortete Nehuschta. „Sie ist durchaus nicht schön, — nur kalt und weiß und grausam. Wie konnte der Große König so thöricht sein, sie zu heirathen?"

„Möge er leben immerdar! Er heirathet, wen er Lust hat. Aber ich bitte Dich, fange Du nicht damit an, die Königin allzu sehr zu hassen."

„Warum nicht? Was habe ich von der Königin zu hoffen?" fragte die Fürstin. „Bin ich nicht königlichen Geschlechtes, gerade so gut wie sie?"

„Das ist wahr", erwiderte Zoroaster, „aber Vorsicht ziemt Fürstinnen so gut wie anderen Leuten".

„Wenn Du bei mir bist, würde ich mich selbst nicht vor dem Großen König fürchten," sagte Nehuschta stolz. „Aber Dir zu Gefallen will ich vorsichtig sein. Dennoch bin ich gewiß, ich werde sie hassen."

„Wie es Dir beliebt", sagte er, „wir werden bald sehen, was es für ein Ende nehmen wird, denn morgen müssen wir unsere Reise antreten."

„Sie wird drei Wochen dauern, nicht wahr?" fragte Nehuschta.

„Ja, es sind mindestens einhundert und fünfzig Farsangs. Es würde Dich ermüden, mehr als sieben bis acht an einem Tage zu reisen; ja, das schon ist viel für Jeden."

„Wir werden immer beisammen sein, nicht wahr?" fragte die Fürstin.

„Ich werde neben Deiner Sänfte reiten, meine Geliebte!“ sagte Zoroaster. „Aber es wird für Dich sehr langweilig sein, und oft wirst Du müde sein. Das Land ist in manchen Gegenden wild, und wir müssen uns auf das verlassen, was wir zu unserer Bequemlichkeit mitnehmen können. Schone also die Maulthiere nicht, sondern nimm alles mit, was Du brauchst.“

„Vielleicht kommen wir auch gar nicht zurück“; sagte sie nachdenklich.

Ihr Gefährte schwieg. „Meinst Du, daß wir je zurückkommen werden?“ fragte sie bald wieder.

„Ich habe von unserer Rückkehr geträumt!“ versetzte Zoroaster, „aber ich fürchte, es wird so kommen, wie Du sagst.“

„Warum sagst Du, Du fürchtest es? Ist es nicht besser am Hofe zu leben, als hier in dieser entlegenen Festung, so abgeschieden von der Welt, daß wir eben so gut unter den Scythen sein könnten? O, ich sehne mich nach dem Palast in Susa! Er wird mir jetzt gewiß noch zehnmal schöner vorkommen als damals, als ich noch ein Kind war.“

Zoroaster seufzte. In seinem Herzen wußte er wohl, daß sie nicht nach Medien zurückkehren würden, und doch hatte er gehofft, die Fürstin zu heirathen und zum Statthalter der Provinz ernannt zu werden und seine junge Frau heimzuführen in dieses schöne Land, um ein langes Leben in ruhigem Glück zuzubringen. Aber er wußte, es sollte nicht sein; und obschon er sich bemühte, den Eindruck abzuschütteln, fühlte er doch in seinem Innern, daß die Worte des sterbenden Propheten sein Geschick wahrhaft verkündet hatten. Nur hoffte er, es gäbe noch eine Rettung, und die Leidenschaft in seinem Herzen verwarf den Gedanken, daß er durch seine Liebe zu Nehuschta irregeleitet und vom rechten Pfade abgelenkt worden.

Der kalte Wind wehte beständig aus Osten und stöhnte traurig in den Bäumen, kalte Feuchtigkeit mit sich bringend. Der Sommer war noch nicht recht da, und die Nachwehen des Winters machten sich noch von Zeit zu Zeit fühlbar. Die Liebenden trennten sich; sie nahmen Abschied von dem vielgeliebten Platz; — Zoroaster mit schweren Ahnungen kommenden Unheils, Nehuschta mit großer Sehnsucht nach dem nächsten Tage, mit dem brennenden Wunsch, auf dem Wege nach Susa zu sein.

Etwas in ihrer Art zu sprechen, hatte Zoroaster wehe gethan. Ihr Interesse am Hofe und dem Großen König, der sonderbare launenhafte Haß, der in ihrer Brust gegen Atossa aufzukeimen schien, ihr augenscheinlicher Wunsch an dem glänzenden Leben der Hauptstadt theilzu-

nehmen — in der That, ihre ganze Art und Weise beunruhigte ihn. Es schien ihm so unerklärlich, daß sie ihm wegen seines Benehmens beim Begräbnisse des Propheten zürnen sollte, daß er beinahe dachte, sie hätte nur einen geringen Vorwand gesucht, um ihn zu ärgern. Er empfand jene Art von Zweifel, der nie so plötzlich kommt und nie so scharf verwundet, als wenn man sich seiner selbst und seiner Stellung gerade am sichersten fühlt.

Er ging in seine Gemächer im Palast mit einer Last von Kummer und bösen Ahnungen zurück, die ihm etwas Neues war, ganz verschieden von der aufrichtigen Betrübniß, welche er um den Tod seines Meisters und Freundes empfunden hatte und noch fühlte. Jenes Unglück hatte ihn nicht in seinem Verhältniß zu Nehuschta berührt. Aber jetzt war er enttäuscht. Sie hatte gethan, als ob sie beleidigt wäre, und doch sagte ihm seine Vernunft, daß er recht und natürlich gehandelt hätte. Hätte er, der Träger der Leiche des Propheten, der Oberste der ganzen Festung, der Mann, auf welchen vor allen andern aller Augen gerichtet waren, in einer solchen Stunde mit der Fürstin an seiner Seite Liebesblicke wechseln oder ihr zärtliche Worte zuflüstern können? Es war undenkbar; sie hatte kein Recht, so etwas zu erwarten.

Nun aber dachte er daran, daß mit dem nächsten Morgen eine Art von neuem Leben beginnen sollte. Beinahe einen Monat lang sollte er den ganzen Tag neben ihrer Sänfte reiten und Mittags und Abends mit ihr zu Tische sitzen; er sollte über sie wachen und für sie sorgen, und sehen, daß ihre geringsten Bedürfnisse sofort befriedigt würden; tausend kleine Vorkommnisse würden ihm Gelegenheit geben, die liebevolle Vertraulichkeit wiederherzustellen, welche so unerwartet erschüttert zu sein schien. Also tröstete er sich mit Hoffnungen auf die Zukunft und versuchte, die Gegenwart zu übersehen; darüber schlief er ein, müde von der Anstrengung und Trauer des Tages.

Aber Nehuschta lag die ganze Nacht hindurch auf ihren seidenen Kissen und beobachtete die kleine flackernde Lampe und die seltsamen Schatten, welche sie auf das reiche gemalte Schnitzwerk der Decke warf. Sie schlief wenig, aber wachend träumte sie vom Gold und Glanz von Susa, von der Pracht des jungen Königs und von der glänzenden Schönheit der Atossa mit den harten kalten Zügen, die sie schon jetzt haßte oder zu hassen sich vornahm. Der König interessirte sie am meisten. Sie versuchte, sich seine Züge und sein Wesen ins Gedächtniß zu rufen, so wie er ausgesehen hatte, als er vor einem Jahre eine Nacht in der Festung zubrachte. Sie erinnerte sich eines Mannes mit dunkler Stirn, in der Vollkraft der Jugend, mit dichten Augenbrauen

und einer Adlernase; sein jugendlicher Bart umgab seine kräftigen Gesichtszüge wie mit einem schwarzen viereckigen Rahmen; sein Antlitz würde plump erschienen sein, wenn nicht seine leuchtenden Augen jeden so furchtlos angeschaut hätten. In der Erinnerung erschien er ihr als ein kleiner untersetzter Mann, kräftig gebaut wie ein Bluthund, rasch und entschieden in seiner Rede, als ob er erwarte, verstanden zu werden, noch ehe er seine Gedanken ausgesprochen hatte; wie es ihr dünkte, ein Mann von unbeugsamer, heftiger Gemüthsart, unerschütterlich, und tapfer bei der Ausführung seiner Absichten — in seinem Aeußern ein starker Gegensatz zu ihrem hochgewachsenen schlanken Geliebten. Zoroasters makellose Schönheit war ein beständiges Entzücken für ihre Augen; seine sanfte tiefe Stimme erklang berauschend und leidenschaftlich, wenn er mit ihr sprach, kalt und absichtlich herrisch, wenn er mit andern redete. Er bewegte sich mit vollkommner Sicherheit und Entschiedenheit; seine ganze Erscheinung zeugte von hoher Ueberlegenheit und makellosem Adel der Seele, er erschien und handelte wie ein Gott, wie ein Wesen aus einer andern Welt, das keinen irdischen Leidenschaften, noch den Versuchungen gewöhnlicher Sterblicher unterworfen ist. Sie freute sich seiner Vollkommenheit und des geheimen Bewußtseins, daß er nur für sie einfach ein Mann und ganz von der Liebe zu ihr beherrscht sei. Als sie an ihn dachte, fühlte sie sich stolz und glücklich, daß solch ein Mann ihr Geliebter sei und machte sich Vorwürfe, an diesem Abend an seiner Liebe gezweifelt zu haben. Im Grunde hatte sie ja aber nur darüber geklagt, daß er sie vernachlässigt hätte, — und das hatte er wirklich gethan, setzte sie hinzu. Sie grübelte in ihrem Herzen darüber, ob andre an seiner Stelle wohl dasselbe gethan haben würden oder ob diese Fähigkeit, ihre Gegenwart kalt zu übersehen, während er mit ernsten Dingen beschäftigt war, ihren Grund nicht wirklich in einer unbesiegbaren Härte seines Wesens hätte.

Aber als sie so dalag, und ihr dunkles Haar über die gelbseidenen Kopfkissen hinwallte, schweiften ihre Gedanken von ihrem Geliebten fort zu dem neuen Leben, das ihr bevorstand, und rasch stieg ein Bild davon in ihrer Phantasie empor. Sie nahm sogar den neben ihr liegenden silbernen Spiegel zur Hand und beschaute sich beim trüben Schein der kleinen Lampe und sagte sich, daß sie schön sei, und daß viele in Susa ihr huldigen würden. Sie freute sich, daß Atossa blond wäre — das würde einen bessern Gegensatz zu ihrer dunkeln südlichen Schönheit bilden.

Gegen Morgen schlief sie ein und träumte von der erhabenen Gestalt des Propheten, so wie sie ihn auf seinem Todtenbette ausgestreckt

im obern Thurmzimmer gesehen hatte; ihr war es, als rührte sich der Todte und öffnete seine glasigen Augen und zeigte auf sie mit seinen Knochenfingern, und spräche zornige Worte voller Vorwürfe. Da erwachte sie in ihrer Angst mit einem Aufschrei, und die Morgendämmerung schien hell und grau durch die offne Thür des Ganges am Ende ihres Zimmers, wo zwei ihrer Mägde auf der Schwelle schliefen, ihre weißen Mäntel über den Kopf gezogen zum Schutz gegen die Kälte.

Dann erschallten die Posaunen in lauten langgedehnten rythmischen Tönen durch die Morgenluft, und Nehuschta hörte das Trampeln der Thiere, welche draußen auf dem Hofe zur Reise bereit gemacht wurden, und die Rufe der Treiber und der Knechte. Schnell erhob sie sich von ihrem Bette — eine schlanke weißgekleidete Gestalt im Morgenlicht —, schob die schweren Vorhänge zur Seite und schaute durch das Gitterfenster. Da vergaß sie ihren bösen Traum, denn ihr Herz schlug hoch auf bei dem Gedanken, daß sie nun nicht länger in Ecbatana eingeschlossen sein sollte, und daß sie binnen eines Monats in Susa, im Palaste sein würde, wohin ihr Herz sich sehnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Markuskirche in Venedig.

Studien

von

Dr. **Carl Neumann** (Mannheim).

La basilica di San Marco, herausgegeben und verlegt von Ferd. Ongania. Venedig 1878—1888 *).

Wer einmal Alexander Manzoni's berühmten Roman gelesen hat und mit herzlichem Antheil den Schicksalen des Heldenpaares gefolgt ist, wird sich der Flucht Renzo's aus Mailand erinnern, da er den Häschern entronnen nach langer nächtlicher Wanderung die Adda erreicht, in einem Nachen das andere Ufer gewinnt und das Gefühl glücklicher Errettung und des Dankes zusammendrängt in den Schrei: viva San Marco!

Die Adda aus dem Comersee durch die Ebene zum Po hin strömend, bildete im siebzehnten Jahrhundert, lange nachher und längst vorher, die Grenze der Republik Venedig auf dem italischen Festland. Hier ruhte schützend und drohend, eifersüchtig gegen jeden fremden Eingriff, die Tatze des Löwen des Evangelisten Markus, des Löwen, der auf dem Marktplatz der untergebenen Städte hoch auf einer Säule stand,

---

*) Ein Werk von so monumentaler Anlage, daß es mit seinen vielen Mappen und Foliobänden eine Bibliothek für sich bildet, schon in der Art seines Auftretens an die großen Traditionen altvenetianischer Typographie anknüpfend. Die Energie, mit der der Verleger seinen Plan durchgeführt hat, ist aller Anerkennung werth, nachdem der frühere, so viel bescheidenere Versuch der Geschwister Kreutz stecken geblieben war. Jedenfalls beruht in der Fülle bildlichen Materials, die weit über die Grenzen hinausgreift, der Hauptwerth dieses luxuriösen Prachtwerks. Gegen den artistischen Theil steht der literarische an Bedeutung vielfach zurück. Der Text ist zur Zeit noch nicht vollständig im Druck erschienen. Die Originalaufnahmen, welche für das Werk gemacht wurden, sind inzwischen von der italienischen Regierung angekauft worden und werden zugänglich bleiben.

den die Flaggen so vieler Schiffe durch alle Meere trugen, dem man noch heut auf den Mauern und Thoren so mancher festen Plätze Griechenlands und der Levante begegnet, die Flügel emporgesträubt und in den Klauen das offene Buch mit der Inschrift: Friede mit Dir, Markus, dem Bringer meines Evangeliums! Pax tibi, Marce, Evangelista meus!

I.
Der historische Hintergrund.

In dem nämlichen Jahrhundert, welches das Gestirn des fränkischen Kaiserthums Karls des Großen im Westen gegenüber dem alten oströmischen Cäsarenthum aufgehen sah, welches darnach durch die Unversöhnlichkeit karolingischer und byzantinischer Ansprüche Italien dem Schwert des Islam öffnete, sind die Gebeine des Evangelisten Markus durch Kaufleute der Lagunen aus Alexandrien in Aegypten nach Venedig gebracht worden. Von dem Dogen, unter dessen Regierung dieses Ereigniß stattfand, ist uns ein merkwürdiges Aktenstück, sein Testament erhalten geblieben. Er bedenkt darin mit großer Sorge und feierlich Besitzgrenzen und Rechte verbriefend, die Stiftungen seiner Familie, das Frauenkloster des h. Zacharias und das Mönchskloster des fränkischen Heiligen Hilarius und kommt erst am Schluß seiner langen letzten Willensäußerung auf den Leib des h. Markus zu sprechen. Seiner Gattin trägt der Doge auf, über den Gebeinen des Evangelisten, auf dem Grund und Boden des Zachariasklosters, eine Kirche zu bauen. Diese Kirche ist dann unter dem Bruder und Nachfolger im Dukat (Johannes Partecipatius) vollendet und eingeweiht worden. Wenn es zweifellos ist, daß sie ihre spätere Bedeutung dem Patronat des Dogen und ihrer völligen Unabhängigkeit und Freiheit gegenüber der lokalen Hierarchie verdankte, so ist doch nirgends deutlich überliefert, bei welchem Anlaß die Geistlichkeit der Markuskirche zu Hofkaplänen des Dogen erhoben wurde, und Form wie Fassung jener Testamentsverfügung rathen, den Gründungsakt der Kirche in politischer Beziehung nicht zu überschätzen*).

*) Angesichts der Beachtung, die Gfrörers Phantastereien über die politische Bedeutung der Markustranslation noch immer in Italien finden, ist Vorsicht vonnöthen. Auch Selvatico findet hier einen „atto politico della nuova Venezia." Das Testament ist gedruckt bei Gloria, cod. dipl. Padovano I, 12 ff. a. 829. In dem Urkundenband (documenti etc.) des Onganiaschen Prachtwerkes steht nur der Schluß dieses wichtigen Dokuments, soweit es sich auf die Markuskirche bezieht. Anstatt einer Kritik dieses Bandes soll hier nur soviel gesagt werden, daß er von den Grundsätzen, die wir seit langem für Urkunden- und Re-

Von dieser ältesten Markuskirche finden wir durch fast anderthalb Jahrhunderte nirgends mehr Erwähnung. Von grellem Feuerschein beleuchtet begegnet sie uns erst im letzten Drittel des zehnten Jahrhunderts wieder. Die Leidenschaften und Parteikämpfe, die das an der Grenze germanischer und byzantinischer Sphäre gelegene Gemeinwesen durchwühlten, forderten wieder einmal ein Opfer. Im Jahr 976 brach ein Aufstand aus gegen den Dogen. Man belagerte ihn in seiner festen Burg und scheute nicht davor zurück, die Häuser diesseits des Kanals, der als Graben die Burg schützte, in Brand zu stecken und die Flammen durch Pech genährt hinüberzulenken. Als seine Burg in Flammen stand, flüchtete der Doge in die anstoßende Markuskirche; aber die Vorhalle war bereits von seinen Feinden besetzt. Vergebens, daß er für sich, seinen kleinen Sohn, seine Begleiter um Gnade flehte: sie wurden alle umgebracht. Der Brand der Burg, der Markuskirche, noch vieler anderer Gotteshäuser und Gebäude beleuchtete diese Mordscene. In der Cathedralkirche des h. Petrus (San Pietro di castello) fand die Neuwahl eines Dogen statt; sie fiel auf Peter Urseolus. Es war ein Mann von bald fünfzig Jahren, stark berührt von der religiösen Erregung seiner Zeit; er sorgte dafür, Burg und Markuskirche aus eigenen Mitteln wiederherstellen zu lassen; für den Altar der Kirche bestellte er eine kostbare Tafel in Constantinopel. Aber sein frommes Thun war nicht im Stand, die Gegner, die Anhänger des gestürzten Regiments zu entwaffnen. Ein Sohn des Gemordeten war Patriarch von Grado; er schürte am deutschen Kaiserhof; es kam selbst zu einem Attentat auf das Leben des Dogen. Indem erschien ein fremder Geistlicher in Venedig, ein Mann, der in dem Kreis des großen Romuald von Ravenna, des späteren Stifters des Camaldulenserordens, nicht unbekannt war, Abt eines Pyrenäenklosters San Miguel de Cusan. Als er den Dogen kennen lernte und seine Gemüthsstimmung durchschaute, sagte er ihm: willst du vollkommen werden, so laß die Welt und deine Würde und diene Gott in einem Kloster. Ob nun eine bestimmte Verabredung stattfand, ob erst der Rath Romualds eingeholt wurde — genug, der

---

gestenwerke ausgebildet haben, nicht das Elementarste gelernt hat. — Bei Gloria I, 6 ff. a. 819 ist bereits ein nostre capellae primicerius genannt; doch steht in keinem verläßlichen alten Zeugniß, daß diese ältere Kapelle mit S. Theodor verbunden gewesen sei, wie man so oft liest. Das Hilariuskloster, am Rand des Festlandes am linken Mündungsarm der Brenta gelegen, ist zu Ezzelins Zeiten zerstört worden. Eine ältere Monographie von Temanza 1761 in 4°. Vor mehreren Jahren sind Ausgrabungen an Ort und Stelle veranlaßt worden, die den Grundplan der alten Basilika freigelegt haben. Cattaneo, l'archittetura in Italia dal VI fino al mille. Venedig, Ongania 1889 S. 235 ff.

Fürst faßte den Entschluß, seiner hohen Stellung zu entsagen. Als der fränkische Abt nach einiger Zeit zurückkehrte, entfloh der Doge heimlich mit ihm und wenigen Getreuen. Unweit des Hilariusklosters bestiegen sie die Pferde, entfernten ihre Bärte, um nicht erkannt zu werden, und ritten gen Mailand davon. Peter Urseolus ist dann in dem Kloster jenes Abtes als Mönch gestorben. — Dieß ist nun die Zeit jener großen heiligen Büßer, eines Romuald, Nilus und Adelbert; dieß der Hintergrund — Gewaltthat, Blut, Qualm und Feuer, auf dem sich ernst der erneuerte Bau der Markuskirche abhebt*).

Es war diese Kirche des neunten und zehnten Jahrhunderts, welche unser Kaiser Otto III. bei seiner heimlichen Reise nach der strengen Askese der in Ravenna verbrachten Fastenzeit des Jahres 1101 besuchte; „das Orakel des h. Markus", sagt die Chronik, in der die Geschichte dieser Reise wie ein seltsames Romankapitel zu lesen ist. Das alte Zachariaskloster, in dem der Kaiser wohnte, der Ostthurm der Dogenburg, in dem er sich mit Peter Urseolus, dem zweiten dieses Namens, besprach, sind längst verschwunden. Aber auch die Markuskirche erfuhr im elften Jahrhundert eine derartige Umgestaltung, daß man aus diesem Jahrhundert ihre heutige bauliche Erscheinung datiren muß. Wenn schon der nächste Anlaß dieses weitgreifenden Umbaus nicht bekannt ist, so lassen sich doch aus den allgemeinen Umständen der Epoche die Antriebe hinreichend erkennen.

Dem wachsenden Unabhängigkeitsgefühl des venetianischen Gemeinwesens entsprach die gesteigerte Devotion gegen die eigenen Schutz-

---

*) Die Republik Venedig erhielt Anfangs des 18. Jahrhunderts von der französischen Regierung einige Reliquien des Dogen Urseolus geschenkt. Im Zusammenhang damit ist durch Papst Clemens XII. 1731 seine Heiligsprechung erfolgt. Flam. Corner, ecclesiae venetae decas 13. de Basilica ducali S. Marci p. 87. Wohl der einzige Doge, der im Geruch der Heiligkeit verstorben ist. Mabillons acta SS. ord. S. Benedicti, die saec. V, 847 ff. eine historisch werthlose vita des Dogen bringen, lassen es offen, ob er sanctus oder nur beatus sei. — Die obige Darstellung ist lediglich auf die Chronik des Johannes Diakonus (MG. SS. VII, jetzt auch bei Monticolo, cronache Venez. antichissime. 1890) gegründet. Die Erzählung bei Peter Damiani in der vita S. Romualdi c. 5. (MG. SS. IV, 848 und vollständiger inserirt bei Dandolo, Muratori XII, 214 ff.) halte ich für gänzlich zurechtgestutzt und verschoben. Dem auf die Antithese angelegten Geist des Damiani erscheint die Weltflucht des Dogen als Sühne für seine frühere, höchst persönliche Theilnahme an der Gewaltthat gegen seinen Vorgänger. Daß hier kein besseres Wissen, sondern nichts als eine wirkungsvolle und erbauliche Combination des Damiani vorliegt, geht nicht nur aus dem Schweigen der Chronik des Johannes Diakonus hervor, sondern auch aus dem direkten Widerspruch in der Charakterisirung des Johannes Gradenicus, eines der Begleiter des Urseolus auf der Flucht. Indeß ihn Damiani zu einem alten Mitverschworenen des Dogen macht, sagt jene ältere zuverlässige Chronik, er sei ein vir sanctissimus gewesen und habe nach jenem Aufstand den Ermordeten ein frommes Begräbniß verschafft.

patrone. In der Mitte des elften Jahrhunderts geschah ein großer Schritt zur Selbstständigkeit Venedigs, die Anerkennung seines Patriarchats. Seit in den Zeiten des Langobardensturms der Patriarch von Aquileja nach dem geschützter gelegenen Grado geflüchtet war (es ist zehn Kilometer südlich in der Lagune), hatten sich dort zwei rivalisirende geistliche Gewalten erhoben, die durch die Jahrhunderte nicht zum Frieden zu bringen waren. Jetzt wurde Venetien und Istrien durch den Spruch einer römischen Synode dem Patriarchen von Neu-Aquileja (Grado) unterstellt, und die fremde Ingerenz ausgeschlossen*). Am Sitze dieses Patriarchates bestand nun schon längst der festgewurzelte Glaube, daß Niemand anders sein Stifter sei als der h. Markus selbst; der Marmorsessel des Evangelisten, das Geschenk eines griechischen Kaisers, stand auf dem Altar der Kathedrale von Grado**). Venedig, das durch den Besitz der körperlichen Reliquien des Heiligen so viel dringenderen Anlaß hatte zur Verehrung, gedachte nicht, hierin zurückzubleiben. Im elften Jahrhundert pries Peter Damiani, in Wort und Schrift der Vorkämpfer des erregteren religiösen Lebens, Venedig glücklich wegen seiner geistlichen Schätze: von allen Theilen der Welt, sagt er, strömen dir Reichthümer und Kostbarkeiten zu; das aber ist dein höchster Ruhm, daß du die himmlische Perle besitzest, den Leib des h. Markus***). Lange ehe aus dem eroberten Konstantinopel zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Masse von Reliquien in das Abendland gewandert ist, haben sich die Kirchen Venedigs mit den irdischen Ueberresten der alten heiligen Bekenner und Märtyrer gefüllt. Mitte des elften Jahrhunderts kam ein Arm des Apostels Bartholomäus aus Benevent in die Lagunenstadt. Als bald nach dem ersten Kreuzzug die Gebeine des h. Nikolaus, dieses wundermächtigen christlichen Poseidon aus Myra, der alten Metropole des kleinasiatischen Lykien mit Gewalt entführt und in dem Kloster des Heiligen am Hafeneingang des Lido niedergelegt waren, fand ein Zeitgenosse das Glück der Stadt wie auf zwei Säulen gegründet, den Markuslöwen zu Land und den sturmbezwingenden Nikolaus zur See†). Bald darnach sind die Reste des

*) 1053 unter Leo IX. Jaffé, regg. pontiff. 4295. Dieses venetianische Patriarchiat blieb in Grado, bis es unter Nikolaus V. im fünfzehnten Jahrhundert nach Venedig verlegt wurde.

**) Joh. diac. „ubi hactenus veneratur pariter cum cathedra in qua b. martir sederat Hermagoras". Ein Beweis der Bewegung, die das Aufstreben dieses Patriarchats hervorrief, ist die merkwürdige Polemik zwischen Dominikus von Grado und Peter von Antiochien, bei Cotelier, monumenta ecclesiae gr. im zweiten Band.

***) Bei Flam. Corner a. a. O. S. 17.

†) De translatione ss. magni Nicolai etc. de civitate Mirrea bei Flam. Corner, ecclesiae ven. decas 12. monast. S. Nic. de litore p. 16, woselbst im Sinne

h. Donatus von der Insel Kephallenia und des h. Isidor von der Insel Chios als werthvolle Beutestücke nach Haus gebracht worden. Dieselben Venetianer, die sich so oft von Päpsten und Concilen haben sagen lassen müssen, daß sie die Interessen der Christenheit geringachteten, gegen die das Ehren kränkende Wort geprägt worden ist: prima Veneziani e poi cristiani, erst Venedig und dann die Religion*), sind in der peinlichen Befolgung des Gesetzeswerks und in der Verehrung der Heiligen nie zurückgeblieben; sie nahmen Theil an der Superstition der Seefahrer, in deren Ausdruck durch alle Jahrhunderte nur die Namen gewechselt haben, da das Dasein auf dem Meer in jedem Augenblick fühlbar an der Gunst höherer Gewalten hängt. Seltsam wie auch in den religiösen Beziehungen der Kaufmannsgeist der Venetianer zum Vorschein kommt! Die Republik hatte mit ihren heiligen Patronen eine Art von Contokorrent und bezahlte pünktlich mit jährlichen Gedenkfesten jedes Verdienst, das sich die Fürbitter um die Stadt erworben. So wurde dem h. Isidor, an dessen Namenstag die Verschwörung des Marin Falier entdeckt wurde, große Ehre erwiesen; noch Goethe wohnte der Dankprocession des Dogen zur Kirche der h. Justina bei, an deren Tag die große Türkenschlacht von Lepanto gewonnen worden war. In einem Beschluß des großen Raths aus dem vierzehnten Jahrhundert findet man das alttestamentliche Geständniß: so wie der h. Markus uns beständig bei Gott Schutz und Fürsprache angedeihen läßt, so sind wir verpflichtet, ihm zu helfen und sein Haus in Ehren zu halten**). Indem nach der Mitte des elften Jahrhunderts ein Doge von Venedig — es war Domeniko Contarini, derselbe, der das Nikolauskloster auf dem Lido gegründet hat, zu einer Veränderung und Vergrößerung der Markuskirche schritt, befand er sich im Strom der beherrschenden Neigungen seiner Zeit. Von der höchsten Stelle der Kirche wurde der Glaube an die wirksame Kraft heiliger Gebeine gefördert, und Gregor VII. schrieb, als in Salerno die lange verborgenen Reliquien des Evangelisten Matthäus wiedergefunden wurden, nun erst dürfe man recht auf den Schutz der Heiligen bauen, da ihre Leiber durch göttliche Gnade fast zum Leben wieder erweckt werden, und an ihrem Anblick Hoffnung und Glaube stärken, daß sie

---

der Zeit entschuldigt wird, daß der eine Heilige gestohlen und der andere geraubt war. Dieser Translationsbericht ist neuerdings im V. Band des Pariser recueil der Geschichtschreiber der Kreuzzüge wieder gedruckt worden. — Die Bewohner von Bari haben immer und mit Glück behauptet, daß sie schon vor den Venetianern die Reliquien des h. Nikolaus erworben hätten.

*) Der Satz soll aus den Zeiten des Streites mit der Curie zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts stammen. So wenigstens giebt Giusti in den proverbi toscani an.

**) Docum. 101.

ihre Wohlthaten noch reichlicher den Menschen zufließen lassen (beneficia renovari uberiusque redundare credendum est)*). Solchermaßen ein Denkmal der mächtig ausgreifenden geistlichen Tendenzen im Abendland, erhielt doch die Markuskirche eine dermaßen abweichende und seltene Form, wie sie nur aus den Besonderheiten der Weltstellung Venedigs zu begreifen ist.

Ein griechischer Historiker des zwölften Jahrhunderts beschreibt Venedig so: es liegt im äußersten Winkel des jonischen Meerbusens, es ist ganz von Wasser umgeben, und der Strand ist ein Sumpf. Manchmal kann man mit dem Schiff landen; tritt aber das Meer zurück, so kann kein Schiff und kein Mensch hineingelangen**). Diese Unverwundbarkeit, die sich dauernder bewährte als der Wall des Gebirgs Amalfi oder Genua schützte, gestattete Venedig, seine Macht zu sammeln und auszubreiten. Ganz im Beginn des elften Jahrhunderts konnte der Doge seinem Titel „von Venedig" beifügen „und von Dalmatien". Eine Macht, die 75 Jahre später schon so fest geworden war, daß die dalmatinischen Städte wie die geistlichen Herrn, den Erzbischof von Spalato an der Spitze, damals als die Normannen ihren konkurrirenden Einfluß in das adriatische Meer auszudehnen trachteten, sich verpflichten mußten, jede Verbindung mit den Normannen oder anderen Fremden als Hochverrath zu ahnden. Diese Grundlage der Macht, welche die Adria bereits als mare nostrum in Anspruch nahm, bestimmte das Verhältniß der Venetianer zum griechischen Kaiserreich im Osten. In der gefährlichsten Zeit, da das alte Reich in scheinbar unaufhaltsamem Verfall eine Beute ehrgeiziger Generale und fremder Eroberer zu werden drohte, besaß man in Venedig genug Besonnenheit, Geschäftsgeist und Kühnheit, der Versuchung aus dem Weg zu gehen, bei der griechischen Partei zu bleiben und die alte Fahne hochzuhalten. In der höchsten Bedrängniß des Reiches stellten sie ihre ganze militärische Macht zur See in seinen Dienst und ließen sich dafür mit einem Privileg bezahlen, welches ihrem Handel mit einem Schlag alle großen Häfen des Reichs öffnete. Diesen Staatsvertrag und das Jahr, in dem er geschlossen wurde, 1082, kann man als den Beginn venetianischer Größe bezeichnen. Wenn zu einer Politik großen Stils die Einsicht in die Nothwendigkeiten des Augenblicks sich mit jener ruhigen Sicherheit verbinden muß, die nie den wahren Maßstab für die Größen- und Wichtigkeitsverhältnisse der Dinge verliert, so ist die venetianische Politik in diesem und dem folgenden Jahrhundert der größten Bewunde-

*) A. 1080. Jaffé, regg. pontiff. 5180.
**) Cinnamus ed. Bonn. p. 280 ff.

rung würdig. Die Macht des Dogen wird durch einen Beirath beschränkt, der seinen Entschließungen ein gewisses Schwergewicht anheftet; wenn der venetianische Staat noch weit davon entfernt ist, mit der Geräuschlosigkeit und Treffsicherheit zu arbeiten, die das Staunen des sechszehnten Jahrhunderts erregten und die von Ranke so klassisch geschildert worden ist, wenn in den Schicksalen der obersten Gewalt noch Abdankungen, Ermordungen, Volksbewegungen eine gewisse Rolle spielen, so ist doch die klare andauernde Richtung einer eingeschlagenen Politik nicht zu verkennen. In dem großen Gegensatz, der sich im elften Jahrhundert zwischen dem griechischen und dem päpstlich-normannischen System herausbildete, und in dem die Kreuzzüge eine so wesentliche Entscheidung gegen die Griechen gegeben haben, sind die Venetianer auf griechischer Seite gestanden, sie haben unsere deutschen Kaiser Heinrich den Vierten und Fünften in ihren Mauern begrüßt und sind mit Gregor VII. in einem kühlen Verhältniß geblieben; auch im folgenden Jahrhundert haben sie das päpstliche Interdikt nicht gescheut, da ihre Interessen sie mit der griechischen Sache verknüpften. Wie dies aber das Zeitalter jener großen kolonialen Bewegung war, die sich in den Kreuzzügen organisirte, so verstand es die Gewandtheit ihrer Politik, jeden Moment der Mißhelligkeit mit der griechischen Regierung auszunutzen, um auch an den Früchten dieser Unternehmungen Theil zu haben. Und in der That hat im zwölften Jahrhundert kein Thronwechsel in Konstantinopel stattgefunden, ohne daß die neue Regierung versucht hätte, von der Einhaltung und Bestätigung des alten venetianischen Vertrags loszukommen. Einmal haben die Venetianer, indem sie alle Waffen des Kriegs und der Seeräuberei gegen das griechische Reich entfesselten, die Erneuerung des Vertrags erzwungen; später kamen ihnen innere Schwierigkeiten des Reiches zu Hülfe, die sie nicht ohne Wucherersinn ausgebeutet haben. Auf der Grundlage dieser Vorrechte sind dort im Osten die großen Vermögen erworben worden; kapitalkräftige geistliche Genossenschaften wie das Kloster von S. Giorgio maggiore, die Bauverwaltung von S. Marco übernehmen, wohl als Ersatz für geleistete Vorschüsse, die Verwaltung der Hoheitsrechte in den venetianischen Kolonien und schieben sich zwischen den Staat und den Einzelnen; schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts wird das Patriarchat von Grado auf Einkünfte aus dem Venetianerquartier in Konstantinopel fundirt. Gegenüber der durch Steuern und Finanzzölle beschwerten Geschäftsthätigkeit der Eingeborenen kamen, von allen Auflagen befreit, diese Fremden leicht empor; sie siedelten sich in großen Mengen an und bekamen das auswärtige Geschäft in ihre Hände. Da ihre Marine den

Besitzstand des griechischen Reiches garantirte, gewannen sie durch die Doppelmacht der Waffen und des Handels eine Stellung und Bedeutung, die weit hinausgriff über die Macht jener fränkischen und gothischen Volksführer an den Kaiserhöfen des vierten und fünften Jahrhunderts. Als das zwölfte Jahrhundert zu Ende ging und die Eroberung von Konstantinopel das neue Jahrhundert eröffnete, hatten die Venetianer im griechischen Osten bereits eine Gewalt in Händen, die das große Ereigniß mehr anerkennen und formuliren als erweitern konnte. Der phantastische Schimmer, der die Einnahme Konstantinopels umkleidet, täuscht darüber, daß sie nur das sichere Ergebniß langer Vorarbeit venetianischen Einflusses gewesen ist*).

Ein Denkmal dieser energischen Politik und des engen Anschlusses an Byzanz ist der Um- und Neubau der Markuskirche. Er begann in der Mitte des elften Jahrhunderts unter Domeniko Contarini, und im Oktober 1094 erfolgte die Neueinweihung unter Vital Falier. Zwischen diese beiden Regierungen fällt der Dukat des Domeniko Selvo, der den Staatsvertrag von 1082 geschlossen hat. Die spätere Geschichtsschreibung hat eine legendarische Persönlichkeit aus ihm gemacht, und immer ist die Erzählung von seiner griechischen Gemahlin wiederholt worden, welche Gott für ihren unerhörten Luxus (sie salbte sich und bediente sich beim Essen — horribile dictu für die Askese des elften Jahrhunderts — einer Gabel) mit einer gräßlichen Krankheit bestrafte. Der Gegensatz der religiösen Zeitstimmung zu der alten, im Kern heidnischen Kultur von Byzanz, und etwas Gereiztheit gegen Venedig, das dieser Kultur Aufnahme und einen Anfang von Nachahmung schenkte, kommen hier zu einem historisch wahren Ausdruck. Venedig trat in dieser Zeitenwende auf die Seite der altkonservativen Mächte. Indeß eine lebhafte Baulust im Abendland neue Formen schuf, in Oberitalien wie an unseren mittelrheinischen Domen ein System der Steinüberwölbung für die Bedachung sich herausbildete, welches nicht nur ein neues Stützenprincip sondern auch neue Wanddekorationsgedanken aus sich erzeugte, war es der Ehrgeiz Venedigs, einen Widerschein von der alten Kaiserstadt am Bosporus zu besitzen. Es wollte eine Kirche haben, nicht wie in Italien, sondern nach der großen byzantinischen Tradition, und es baute seine Markuskirche mit fünf Kuppeln nach dem Muster der

*) Die Auffassung, wie sie hier vorgetragen ist, beruht auf den Ergebnissen der Urkunden im ersten Band der Sammlung von Tafel und Thomas. Man muß sich hüten, eine wesentliche Begünstigung der Venetianer bereits in den Beziehungen früherer Zeiten zu suchen. Die Interpretation der Urkunde von 992, wie sie Kohlschütter in seiner Schrift über Peter II. Urseolus giebt, halte ich für unrichtig.

Zwölfapostelkirche in Konstantinopel. Es war die Grabeskirche der Kaiser seit Constantin dem Großen bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts. Doch will es nicht scheinen, als habe man San Marco die gleiche Bestimmung geben wollen. Nur vereinzelt sind Dogen in dieser ihrer Hofkirche begraben worden*). — Als der Bau im Rohen sich der Vollendung näherte, wurde im Juni 1094 der Leib des h. Markus von seiner alten Stätte erhoben und blieb durch einige Monate auf dem Hochaltar ausgestellt. Es wird berichtet, er sei vollständig unversehrt gewesen und so tadellos in seinen kirchlichen Gewändern, als hätte er gleich aufstehen und die Messe lesen können. Darnach wurde er in der neuen Gruft beigesetzt, in der er ungestört geblieben ist bis zu den napoleonischen Zeiten**).

---

*) Domeniko Contarini ist in seiner Stiftung S. Niccolò di lido begraben. Sein Denkmal, das man über dem Eingang dieser Kirche sieht, ist 1640, am sechsten Säculartag der Gründung von den Mönchen errichtet worden. Aus dem Ende des 11. Jahrhunderts ist ein Dogengrab in San Marco; darnach das einer Dogaressa. Spuren anderer Gräber sind bei den Restaurationsarbeiten gefunden worden, aber ohne die geringsten persönlichen Anhaltspunkte. Text von Cattaneo S. 194 und Saccardo, restauri S. 48. Nachweisbar sind viele Dogen des 12. Jahrhunderts anderwärts begraben worden, in San Zaccaria, San Giorgio maggiore, in der jetzt zerstörten S^ta^ Croce. Ebenso im 13. Jahrh. Drei Dogen des 14. Jahrh. sind wieder in San Marco beerdigt, und Andreas Dandolo († 1354) ist der letzte. Dann wurde SS. Giovanni e Paolo Grabeskirche, aber nicht ohne Ausnahmen.

**) Ich muß hier eine lange Anmerkung machen, deren Hauptinhalt der ist, daß ich die berühmte Geschichte der wunderbaren Findung des Markusleibes a. 1094 für eine grundlose Legende späterer Zeiten halte. Die älteste Quelle, welche das Wunder in der dann üblich gewordenen Weise berichtet — der Ort der Beisetzung der Reliquien sei verschollen gewesen, bis auf viele Gebete und Bußübungen hin der Heilige plötzlich seinen Arm aus einem Pfeiler herausgestreckt habe, in welchem nun das Mauerwerk geöffnet und der gesuchte Schatz gefunden wurde — diese älteste Quelle (MG. SS. XIV, 70) ist über ein Jahrhundert später als das behauptete Ereigniß. Immer schon ist es eine gewisse Verlegenheit gewesen, anzunehmen, der Leib des Heiligen sei während des Umbaus in einem Pfeiler aufbewahrt worden, der zweifellos dem Neubau angehört, und die zurechtrückende Behauptung von Mothes (Baukunst des Mittelalters in Italien S. 795) ist ganz willkürlich. Von diesen Seltsamkeiten weiß aber das älteste Zeugniß, welches unbeachtet geblieben ist, nichts. In der translatio S. Nicolai (Fl. Corner a. a. O. S. 32) heißt es: regnante Vitale Faledro Veneticorum duce egregio consumata est Venetie ecclesia Evangeliste Marci a Dominico Contareno Duce nobilissimo fundata consimili constructione artificiosa illi ecclesiae quae in honorem duodecim apostolorum Constantinopolis est constructa, quando etiam sanctissimum corpus Evangeliste de loco ubi in priori Ecclesia collocatum fuerat sublevatum est et ad videndum in medio positum, dum ecclesia nova consecraretur; qui totus integer et paratus qui messam cantaret cunctis evidenter fere quinque mensibus manifestus apparuit. Diese Stelle, welche kein Wort von einer wunderbaren inventio enthält, kehrt wörtlich wieder in einer Chronik des sechszehnten Jahrhunderts (docum. append. 816), welche sich auf die verlorene Chronik des Bartholomäus von Verona, Abtes des Nikolausklosters vom Lido, beruft. Diese letztere Chronik des 15. Jahrhunderts und die alte Translationsgeschichte haben zweifellos eine gemeinsame Vorlage gehabt in der verlorenen Chronik des zweiten Abtes des Lidoklosters, Zeno.

Ein Backsteinbau, auffallend durch die Kuppelanlage, aber noch weit entfernt von dem Luxus seiner späteren Ausstattung, so ist die Markuskirche zu denken, in der Friedrich Barbarossa seinen Frieden machte mit Papst Alexander III. Es ist eine der großen, stark von der Legende überwucherten Erinnerungen venetianischer Geschichte im Mittelalter, wie der Papst in feierlichem Zuge zwischen Kaiser und Dogen nach San Marco zog und hier das Tedeum abhielt. Kostbare Geschenke legte der Kaiser auf den Altar nieder. Ein Vierteljahrhundert später kam der vierte Kreuzzug, der die Eroberung von Konstantinopel im Schoß trug. Wir lassen für einen Augenblick einen Augenzeugen reden: „Es war an einem Sonntag; alles kam in der Markuskirche zusammen, die Einheimischen alle, und die fremden Herren und Pilger. Ehe die Messe begann, stieg der Doge von Venedig, Heinrich Dandolo, auf die Kanzel und sprach zu allem Volk und fragte, ob ihr Wille sei, daß auch er das Kreuz nehme; denn er sei ein alter Mann und schwach. Aber obwohl sie großes Mitleid mit ihm hatten, und manche Thräne floß bei seinem Anblick — denn durch eine Wunde hatte er das Augenlicht verloren —, so riefen doch

---

(Fl. Corner, a. a. O. S. 4.) Dieser Zeno war Augenzeuge der Weihe der Markuskirche. Der ächten Ueberlieferung, welche nur von der Elevation weiß, entgegen bildete sich später die Legende der inventio, nach der Analogie der Findung der Leiber der Apostel Andreas, Lukas und Timotheus beim Umbau der Apostelkirche in Constantinopel unter Justinian, wovon Prokop berichtet, oder nach der Findung der Reliquien des Evangelisten Matthäus in Salerno, die damals neueren Datums war. Im 13. Jahrhundert hatte diese Legende so vollständige Geltung, daß man sie in einem Mosaik der Westwand des südlichen Querschiffes ausführlich darstellte. Dandolo im 14. Jahrh. sagt, der Ort der Beisetzung werde von Staatswegen geheim gehalten, und da dieser Grundsatz wegen der Gefahr des Reliquienraubs wohl von Altersher bestand, so ist in diesem Geheimniß wohl der Ursprung der Legende mitzusuchen. Damals, im 14. Jahrh., wußten nur der Doge, der oberste Geistliche der Markuskirche und die Prokuratoren den Platz, wo die Gebeine ruhten. Murat. SS. XII, 252. An dem fraglichen Pfeiler der Kirche sieht man jetzt eine ewige Lampe, um den Ort des Wunders zu bezeichnen, und in den alten Rechnungen kommt die Ausgabe für das wohlriechende Wasser vor, mit dem die Kirche am Gedenktage des Wunders (25. Juni) besprengt wurde zur Erinnerung an den Wohlgeruch, der seinerzeit den Reliquien entströmt war. Als bei der neuerlichen Restauration der Pfeiler seiner Marmorbekleidung entledigt wurde, konnte das Mauerwerk untersucht werden, und man fand es unversehrt und genau wie an allen übrigen Pfeilern „senza il più lieve indizio di rottura o di rifacimento, so daß auch Cattaneo (Text S. 157) vermuthete, dieß sei mindestens nicht der richtige Ort, an dem der Leib verborgen gewesen sei. — 1811 wurde die Grabstätte des Heiligen in der Crypta geöffnet. Man fand bei den Gebeinen eine Bleitafel, welche durchaus nichts anderes als das Datum der Weihe der Kirche enthielt. Die Gebeine ruhen seitdem im Hochaltar der Oberkirche. — Uebrigens darf an dieser Stelle, da es zur Vollständigkeit der Geschichte dieser Reliquien gehört, daran erinnert werden, daß die Mönche unserer Reichenau im Bodensee seit dem neunten Jahrhundert im Besitz der auf die übliche Weise aus Venedig entführten kostbaren Ueberreste zu sein behauptet haben. In diesen Streit wollen wir uns nicht mischen.

Alle: Ja! Da stieg er herab und ging zum Altar. Unter vielen Thränen kniete er nieder und ließ sich das Kreuz anheften, an den Hut, damit es Alle sähen*)." Von der Unternehmung, die so begann, sind das Viergespann der Broncepferde und ein Theil der Goldtafel des Hochaltars Beutestücke**). Erstlinge jener großen Sammlung von Kostbarkeiten, die in den nun folgenden Jahrhunderten der Markuskirche jenes einzigartige, orientalisch-phantastische Feenkleid zusammengewoben haben. Es ist der Abglanz venetianischer Herrschaft in den griechischen Gewässern, und er ist geblieben, auch nachdem die Erde in so vielen Zeitläufen anders vertheilt worden ist. — In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts stand die Macht Venedigs im Bereich der Romania, wie der Boden des alten oströmischen Reiches noch immer hieß, auf ihrem Höhepunkt. Durch anderthalb Jahrhunderte führte der Doge den Titel: Herr über drei Achtel des ganzen Römerreiches, und thatsächlich übte er auch nach der Theilung der großen Erbschaft neben dem lateinischen Kaiserthum eine Art Mitherrschaft aus. Die Wasserscheu der französischen und italienischen Feudalherrn, die den großen Abenteurerzug mitgemacht und ausgebeutet hatten, verschaffte Venedig die Inseln, und von venetianischen Familien sind dort im Archipel Baronieen, Markesate und Herzogthümer gegründet worden, welche so wesentlich den aristokratischen Charakter des späteren Venedigs bestimmt haben. Die kühnsten Aussichten schienen sich zu eröffnen, als in dem Streit mit Genua, der sich um den Besitz des Sabasklosters in Akkon entzündete, die Möglichkeit auftauchte, auch an der syrischen Küste die Konkurrenz niederzuschlagen und die Vorherrschaft zu gewinnen. Im Triumph wurden die genuesischen Befestigungen in Akkon niedergerissen und die zwei Pfeiler nach Venedig gebracht, die heut noch vor der Südfassade von San Marco an der Piazzetta stehen. Unmittelbar darnach aber erfolgte der Umschlag des Glücks. Es gelang den Genuesen, durch eine Verbindung mit jenen Resten griechischer Macht, die sich nach der Eroberung von Konstantinopel in Kleinasien festgesetzt hatten, das byzantinische Kaiserthum wieder aufzurichten; we-

*) Villehardouin, la conq. de Cple. XIV.

**) Ueber die pala d'oro hat zuletzt der frühere Präfekt der Markusbibliothek Velludo gehandelt in dem Text zum tesoro di San Marco von Pasini, auch im Sonderdruck, Venedig 1887. Die ältesten Theile der pala aus dem 10. Jahrhundert waren ein antependium des Altars, welches Ordelaf Falier hat auf den Altar versetzen und vergrößern lassen. Nach der Annahme von Velludo, der ein neues Zeugniß des 15. Jahrhunderts beizieht, soll der obere Theil der pala aus dem Pantokratorkloster von Konstantinopel stammen, und an Stelle des Dogenbildes soll sich also das des Kaisers Joh. Komnenus neben seiner Gattin Irene befunden haben, der Stifter jenes Klosters. S. 48ff. Diese neue Ansicht verdient jedenfalls Beachtung und erneute Prüfung.

nige Jahrzehnte später trat nach der Fluth, die das Abendland in die Kreuzzüge getrieben, die tiefste Ebbe ein, und die letzten Besitzungen der syrischen Küste fielen an den Islam zurück — große und nicht zu unterschätzende Schläge für die Macht Venedigs. Seine Herrschaft in Konstantinopel wie im heiligen Land ging verloren am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, nicht so zur See. In dem Bereich des heutigen Griechenlands und der Inseln drängte sie sich zusammen, und hier ist Venedig auch im vierzehnten Jahrhundert die unbestritten erste Macht geblieben. Kaum, daß sich der allgemeine Charakter der Verhältnisse seit dem vierten Kreuzzug durch mehr als zwei Jahrhunderte sehr verändert hätte. Auch das hergestellte griechische Kaiserthum blieb ein Spielball westlicher Einflüsse, und all diese Bereiche waren völlig hineingezogen in die abendländische Politik. Hier kreuzten sich die Interessen der Anjous und Aragons, der Erben des hohenstaufisch-französischen Gegensatzes, der Griechen und der verjagten lateinischen Prätendenten mit der Nebenbuhlerschaft der Handelsmächte. Dieser Tummelplatz einer bunten Anarchie war begrenzt von einem engen Horizont nächstliegender Interessen, gefaßt darauf, daß der Freund von heute der Feind von morgen sei, ein Schauspiel, jeden Augenblick wechselnd, voll Aufregung, Kampf und Schwanken von Erfolg und Niederlage, getragen von einer Spannkraft und Unverwüstetheit der menschlichen Natur, die uns sonst nur in fernen Heldenzeitaltern begegnen. Noch einmal unter dem strahlenden Glanz der südlichen Sonne, auf diesem Boden homerischer Heldenthaten erblühte hier ein Seeräuber-, Ritter- und Spekulantenthum:

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen (Faust).

Hier war es, wo die Kriegsgesellschaft der katalonischen Kompagnie, müde, den Herren zu wechseln und überall zur Last geworden, sich auf Hellas warf, Athen und Theben zu spanischen Städten machte und eine Herrschaft gründete, deren Sitz ihren Namen unsterblich gemacht hat. Die Venetianer inmitten dieser Umgebung reich und mächtig gewordener Emporkömmlinge besaßen keinen Legitimistenstolz; sie wußten sich auch mit den neuen Häusern und Firmen zu schlagen und zu vertragen, und oft sind ihre italienischen Kämpfe nur das Echo jener fernen Abenteuer gewesen. Dieses koloniale Dasein in der Levante war es nun, welches seine künstlerische Weihe und Verklärung fand in dem Farben- und Stilgemenge der Markuskirche. Als sie im fünfzehnten Jahrhundert vollendet war, stand sie bereits in einer veränderten Zeit. Das

Vordringen der Türken nöthigte Venedig, sich mehr auf das italienische Festland zu stützen. Immermehr mußten aus den Einkünften des italienischen Besitzes die Kosten für die Garnisonen und Befestigungen der östlichen Meere gedeckt werden. Wenn der Handel mit den Ungläubigen, der immer schon geblüht hatte, auch bei den Türken seinen Fortgang fand, so verschob sich unverkennbar das politische und kulturelle Schwergewicht Venedigs am Ausgang des Mittelalters nach Westen. Fortan hatte sich das Erbtheil levantinischer Erfahrungen, die Gewandtheit und Grazie der venetianischen Politik auf dem glatten Boden Italiens zu bewähren.

II.
Architektur der Markuskirche.

Wenn die Steine der Markuskirche und alle Stücke ihres unendlichen Inventars reden könnten, ihre Herkunft und Geschichte erzählen, so würde uns die überraschende Belehrung werden, daß nicht durch den Geist des Betrachters die Beziehung zu historischen Geschehnissen hineingetragen wird, sondern daß der Bau aus den unmittelbaren Reliquien und Spolien des Schauplatzes venetianischer Thaten zusammengeschichtet worden ist. Dieser Marmor würde von dem Kult der alten Götter unter griechischem Himmel, diese Säulen und Kapitelle von dem Untergang blühender Städte im Sturm der Völkerwanderung erzählen können; jene Porphyrreliefs sind in Konstantinopel gearbeitet, dieser Altarstein aus Tyrus gebracht worden, und Christi Füße sollen darauf geruht haben. Wie die Alten nach großen Siegen Weihgeschenke in die Tempel stifteten, haben die Venetianer von ihrer Beute einen Theil dem h. Markus zu Füßen gelegt und aus seiner Kirche ihre Ruhmeshalle machen wollen. Diese Kirche verwandelt sich vor den Blicken in ein Museum, welches uns den ganzen Horizont alter venetianischer Macht eröffnet. Wie in der vordersten Kuppel, wenn man hereintritt, im Mosaik die Ausgießung des h. Geistes auf die Apostel gebildet ist, und in paarweiser Vertretung darunter alle Nationen dargestellt sind, denen das Evangelium gepredigt wird vom Euphrat zum Nil und zu unseren nördlichen Zonen, so werden Anklänge an alle Stilarten und alle Zeiten dem prüfenden Auge begegnen. — Nicht aber von den Stilen in der Markuskirche, sondern von ihrem Stil soll hier gesprochen werden. Denn wie aus den tausendfachen Bruchstücken und Beiträgen ein einheitliches Ganzes, ein Kunstwerk geschaffen wurde voll von persönlichem Ausdruck und Leben, hierin scheint uns die geistig

höhere Bedeutung des Baues zu liegen als in seinem archäologischen Interesse.

Als die älteste Markuskirche gebaut wurde, hatte sich längst in Italien der Einfluß des kuppelüberwölbten Centralbaues als vorübergehend erwiesen. San Vitale in Ravenna ist als das Echo justinianischer Baugedanken stehen geblieben, voll starker und zugleich üppiger Gesammtwirkung in der kunstvollen Polyphonie der Bogenschwingungen seines Inneren. Ringsum aber verharrte man bei dem Basilikenstil, diesem ersten und mächtigen Ausdruck des christlich gewordenen Römerstaats. Eine der imponirendsten Raumgestaltungen der Welt. An der langen Flucht der Säulen durch den lebhaften Rythmus der sie verbindenden Bögen erregt, drängt das Auge vorbei in die Ferne, wo in mächtiger Begrenzung der Triumphbogen sich aufthut, um in der schöngewölbten Nische der Rückwand den Blick sich fassen und beruhigen zu lassen. Die lichte Pracht des Marmors, der Goldglanz, das durchfluthende starke Licht geben diesen Räumen eine festliche Majestät: es sind die Thronsäle einer Kirche, die den Jupiter Optimus Maximus gestürzt hat. Als eine Säulenbasilika ist denn auch die Markuskirche des neunten Jahrhunderts zu denken, und ihre Herstellung nach dem Brand des zehnten hat an ihren drei Schiffen und Absiden und an ihrem Balkendach gewiß wenig geändert*). Daher war bei dem Bau des Contarini der nächste praktische Gesichtspunkt, die Holztheile aus der Kirche zu entfernen und ihr Feuersicherheit zu gewähren. Es verband sich damit der Ehrgeiz, die Apostelkirche in Konstantinopel nachzuahmen, wenn schon mit den bescheideneren Mitteln des damaligen Venedig zu rechnen war. Diese Kirche, welche später von den Türken nie-

---

*) Hinsichtlich der oft citirten Stelle des chron. ven. (MG. SS. XIV, 47), worin von Narses und der ältesten Markuskirche gehandelt wird, ist gewiß das Beste, ihre ganze Küsterweisheit unbeachtet zu lassen. Die Phantastereien, die Galli darüber zum Besten gegeben hat und die unbegreiflicher Weise in der raccolta di facsimili des Prachtwerks abgedruckt worden sind, hat Simonsfeld im archivio veneto von 1888 zurückgewiesen. — Die Betrachtung der Architektur von San Marco soll nicht begonnen werden, ohne Raphael Cattaneo's zu gedenken, des frühverstorbenen Künstlers, der nicht einmal das dreißigste Lebensjahr erreichen sollte. Seine Untersuchungen über die Markuskirche, wie sie im Text des Ongania'schen Werkes niedergelegt sind sowie die Vorstudien dazu in seinem Buch l'architettura fino al mille verrathen ein so ungewöhnlich scharfes Auge, ein Formengedächtniß, welches auch das Weitauseinanderliegende stets gegenwärtig hielt und zu schlagenden Kombinationen verband, daß es gewiß nur eines ruhigen Ausreifens bedurft hätte, um die ungestüme Phantasie durch besonnene und methodische Kritik zu zügeln. Die Hast und die apodiktische Form des Urtheils, die jede Sache sogleich für „chiara e indubitabile“ hält, treten allerorten hervor. Es wäre sehr Unrecht, darüber die sehr ernsthafte Arbeit des Verblichenen und seine leidenschaftliche Neigung für die Studien zu verkennen.

dergerissen wurde, um der Moschee Muhammed des Eroberers Raum zu geben, war erbaut in Form eines Kreuzes mit verlängertem Westarm; über der Vierung hatte sie eine Kuppel sowie über jedem Kreuzarm*). Dieß sind also die fünf Kuppeln und die Kreuzform, mit denen die Markuskirche neugestaltet wurde**). Die Umfassungsmauern der drei Absiden und des Langhauses (von der Durchbrechung des Querschiffs abgesehen) konnte man stehen lassen; und auch die später wieder verwendeten Dekorationsstücke des Inneren, die Säulen, Kapitelle, Friese und Thürstürze, vor allem die Schranken des Bema, lassen schließen, daß man sie sorgfältig aufbewahrt hat, um die Kosten neuen Marmormaterials und seiner Bearbeitung möglichst zu ersparen. Vollständig neu dagegen mußte für die stärkere Belastung eines Steindaches der Stützenapparat errichtet werden, und es ist zu beachten, wie unabhängig von dem Vorbild in Konstantinopel man hierin verfuhr. Eine Anlehnung an die Sofienkirche war durch den Grundplan ausgeschlossen; aber auch, was die Anordnung der Apostelkirche mit der Sofienkirche theilt, die Verbindung der Pfeiler in der Längsrichtung durch eine säulengetragene Mauer***), nahm man nicht herüber. Das Stützensystem der Kuppeln wird ganz isolirt; die obere zusammenhängende Mauerfläche des Mittelschiffs ist verschwunden, und offene, kühngeschwungene Gurtbögen, in Tonnengewölben sich fortsetzend, verbinden die Pfeiler und legen sich über die Seitenschiffe. Da man offenbar die alten Umfassungsmauern der Kirche nicht verstärken wollte†), concentrirte man das neue

---

*) Ein Rekonstruktionsversuch bei Hübsch, die altchristlichen Kirchen, Tafel 32, wozu Holtzinger, altchristliche Architektur S. 111 ff.

**) Daß dieser Bauperiode auch die Vorhalle angehört, welche den westlichen Kreuzarm auf drei Seiten umgiebt, ist seit Selvatico angenommen worden. Ich will hieran die Vermuthung schließen, daß die Inschrift von 1071, die früher in der Vorhalle sich befand, und die man immer auf die Kirche bezogen hat, vielmehr das Datum der Errichtung des Atriums enthält

Anno milleno transacto bisque trigeno
desuper undecimo fuit facta primo (sc. porticus).

Monumenti artistici e storici delle provincie venete. 1859 S. 17. So daß das Wort primo den Neubau dieses Theils im Gegensatz zum Umbau der Kirche bezeichnete.

***) Procop, de aedif. ed. Bonn. III, 187 ff.

†) Man muß sich hierbei gegenwärtig halten, eine wie komplicirte Sache auf den Laguneninseln die Fundirungsarbeiten sind. Es war besser, das Gewicht der Last anders zu vertheilen, anstatt es zu sehr auf die Mauern und event. Strebepfeiler abzuschieben. Die Soutterainverhältnisse der Kirche sind noch nicht aufgeklärt. Cattaneo schloß aus gewissen Oeffnungen eines unterirdischen Raumes, daß eine Krypta schon in der Kirche des neunten Jahrhunderts und zwar unter der jetzigen Vierung bestanden habe. Indessen ist seine litterarische Quelle nicht beweiskräftig, und der Ortsbefund hat sich durch die Aufräumungsarbeiten Saccardos inzwischen so verändert, daß Cattaneo's Angaben überholt

Stützensystem an den Ecken der Quadrate, über welchen die Kuppelkreise konstruirt sind. Jeweils in der Verlängerung der Quadratseiten sind, der Breite der Seitenschiffe entsprechend, Rechtecke ausgebildet, von einem System von Pfeilern eingeschlossen, die in zwei Geschossen durch Bogen und flache Gewölbe verbunden werden. Wo man dem freistehenden Pfeiler gegenüber an der Wandfläche eine Verstärkung durch einen Wandpfeiler erwartete, ist statt dessen die Wand durch ein vorgesetztes Säulenpaar verstärkt, welches den vom Pfeiler herübergelegten Bogen auffängt*). Diese verbindenden Bögen und Gewölbe sind es vor allem, welche jedem Pfeilersystem den Charakter einer Einheit geben. Es ist an den Ecken der Quadrate jeweils eine einzige Pfeilermasse, über deren Tragpflicht das Auge gern mittels der Durchbrechungen sich täuschen läßt, welche dem Druck des Kuppelgewölbes widersteht. Es ist etwas übertrieben, bezeichnet aber scharf das Verhältniß zwischen Mauern und Pfeilern, wenn man gesagt hat: die Mauern dienen hier nur zum Abschluß; zu tragen haben sie gar nichts**). — Auf dieser großartigen Concentration der konstruktiv nothwendigen Bauglieder beruht in erster Linie die einfache Klarheit des inneren Aufrisses, welche so sehr mitspricht bei der würdevoll ruhigen Wirkung der Kirche. —

Sucht man von der Dekoration des Inneren zu abstrahiren, was keine leichte Sache ist, und für sich allein die Wirkung der architektonischen Anlage abzumessen und auszuscheiden, so ist zunächst von jedem Vergleich mit der Sofienkirche abzusehen. Ein geschlossener Innenraum wie dieser von so bezaubernd wohllautender Leichtigkeit existirt wohl nicht zum zweiten Mal auf der Welt. Das Auge, welches die Kuppel-

---

sind. Saccardo (restauri p. 54) faßt das Resultat seiner Nachforschungen dahin zusammen, daß, was Cattaneo für eine älteste Crypta hielt, einen Bestandtheil alter Soutterrains bilde, die sich vermuthlich zum Zweck, das eindringende Wasser zu sammeln, unter einem großen Theil der Kirche hingezogen haben müssen. Thatsächlich besaß man noch im 17. Jahrhundert volle Kenntniß dieser unterirdischen Räume. In der Beschreibung der Kirche von Stringa las ich: il tempio è sostenuto interiormente du spessi e fermi volti che lo fanno come in aria stare; diese Gewölbe unter dem Boden ruhten auf zahlreichen Säulen; sie hätten den Zweck, der Kirche ein höheres Niveau zu geben und sie „più sicura e libera delle acque di queste lagune“ zu erhalten. Hierbei werden auch Brunnen erwähnt, von denen einer jetzt wieder entdeckt worden ist. Damit ist die Vermuthung Saccardo's vollständig bestätigt.

*) Dasselbe kehrt in der Vorhalle durchaus wieder. Sämmtliche Gurtbögen, die notabene leicht spitzbogig sind, ruhen an der Wand der Kirche auf Säulenpaaren, auf der anderen Seite auf Wandpfeilern. Eine Unregelmäßigkeit, welche dem Auge einen ebenso angenehmen Wechsel gewährt als sie dem Gefühl der Architekten störend zu sein pflegt.

**) Viollet-le-Duc: les murs ne sont en réalité que des fermetures, mais ne portent rien. Pour mieux dire, il n'y a pas de murs. Citirt von Zorzi, osservazioni intorno ai restauri della basilica di San Marco. Venedig 1877.

pfeiler mit ihrer konkaven Abschrägung so vollständig in die Schwingung und den Rythmus der Exedren hineingezogen sieht, wird über die struktive Nothwendigkeit dieser Pfeiler hinweggetäuscht und glaubt, die Kuppeln wie durch überirdische Kräfte in der Höhe schwebend erhalten zu sehen*). Eine einheitliche Wirkung solcher Art war bei einer kreuzförmigen Anlage von vorn herein unmöglich, ja, was in der Apostelkirche noch eine gewisse Geschlossenheit des Mittelschiffs erzeugte, die hohen, gallerien- und fensterdurchbrochenen Wände, die zwischen Mittel- und Seitenschiff emporsteigend die ganze Lichtung der Gurtbögen ausfüllten, ward für San Marco nicht nachgeahmt. Hier ist die Lichtung der großen Bögen völlig offen; von jenen Wänden ist nichts geblieben als die unterste Reihe von Säulen, welche die Pfeilerzwischenräume verbindend eine schmale Gallerie tragen und im Langhaus vier, im Querhaus drei Interkolumnien bilden. Die Folge davon ist, daß das, was im Grund das Gefühl (man könnte gleich sagen: das Wohlgefühl) von „Raum" erzeugt, überall fühlbarer Abschluß, Begrenzung hier entbehrt wird (immer nur von dem abstrakten Standpunkt der rein baulichen Anlage aus betrachtet), und daß durch die allerorts sich aufbreitenden portalartigen Bogenöffnungen ein Ineinanderwirken und -strömen stattfindet, und von der Nähe zur Ferne ahnungsreiche Perspektiven sich öffnen. Eine Raumgestaltung, welche für die spätere Dekoration und ihre unbeschreiblichen Lichteffekte das vollkommenste Theater dargeboten hat; ein labyrinthisch bewegtes Gefüge sich durch einander schiebender Räume, welches in der streng betonten Isolirung der Pfeiler ein Gegengewicht der Ruhe erhalten mußte. Und überhaupt ist dafür von Anfang an gesorgt, die räumliche Unklarheit nicht Herr werden zu lassen; die Hauptaxe der Kirche ist hinreichend hervorgehoben, indem die Säulenreihe in der Flucht der Pfeiler dem Langhaus die alte basilikale längsgerichtete Grundstimmung erhält, und diese Wirkung wird unterstützt durch die Aufeinanderfolge der drei Kuppeln, welche ein Dominiren der Vierungskuppel weniger aufkommen läßt. Das Querhaus ist in seinen Maßen so angelegt, daß es den Hauptzug des Langhauses nicht zu sehr aufhalten kann: indem seine Säulen entgegen dem System des Langhauses vor die Flucht der Pfeiler vorgerückt sind, wird dementsprechend im Obergeschoß der Durchmesser von Gurtbögen und Kuppeln verengert,

*) Diese Vollkommenheit ist nicht ohne ihre Kehrseite. Die Nebenräume, verschnitten und verkrüppelt wie sie sind, wurden einfach dem großen Mittelraum geopfert und haben für das Auge gar nicht mitzusprechen. Die Künstler, welche einer großen Wirkung zu Liebe diesen Muth hatten, sind jedenfalls bewundernswerther als die späteren Architekten der großen Moscheen, denen so deutlich anzusehen ist, wie sie die Sofienkirche korrigiren wollten.

so daß augenfällig genug die Unterordnung des Querhauses betont erscheint.

So wie nun das Innere der Kirche durch den Umbau des elften Jahrhunderts in seinen Grundzügen disponirt war, entsprach ihm die damalige Außenansicht in höherem Maß, als dies in der heutigen Gestaltung der Fall ist. Im Jahr 1861, als bei Reparaturen der Nordfassade die Marmorbekleidung abgenommen wurde, traten zu großer Ueberraschung Spuren einer alten, tieferliegenden selbstständigen Backsteinfassade zu Tage, und wenn nun auch allein auf der Nordseite eine vollständige Anschauung der älteren Außenansicht gewonnen werden konnte, die Rekonstruktion der alten West- und Südansicht dagegen meist nur auf Vermuthung beruht, so läßt sich immerhin eine genügende Vorstellung von der Fassade der Basilika des elften Jahrhunderts gewinnen. — Es ist das Hauptmotiv des Inneren, welches die Fassade beherrscht. Die im Halbkreis geöffneten Gurtbögen und die Tonnengewölbe, worin sie sich über den Seitenschiffen und der Empore der Eingangsseite fortsetzen, treten nach außen in einem Rundgiebelkontur zu Tag. Den runden Abschlüssen des Obergeschosses bildete man das Untergeschoß d. h. die Fassade der Vorhalle entsprechend, und der Eindruck dieses einfachen Motivs einer Folge von Rundgiebeln hat auch dann noch in Venedig nachgewirkt, als in San Marco selbst der alte Kontur der Fassade gothisirt worden war; die dekorative Verwendung rundgiebeliger Abschlüsse ist lange eine Liebhaberei venetianischer Architektur geblieben. (Man denke an die scuola di S. Marco, S. Zaccaria.) Große Pfeilerarkaden gliederten die untere Hälfte der Fassade; die starken Pfeiler waren durch eingetiefte Nischen belebt; die Wände, welche zurückliegend die Lichtung der Blendarkaden (wo es nicht die Portalseite war) füllten, durch eine kleine Rundbogendekoration auf schlanken Säulchen und Konsolen geschmückt, was augenscheinlich einen lombardisch-romanischen Charakter verräth. — Die Scheitel der großen Arkadenbögen standen um die ganze Kirche auf einer Höhe mit einander; denn es darf angenommen werden, daß noch nicht wie jetzt dem Hauptportal zu Liebe die mittlere Arkade verbreitert und erhöht war*). Ueber diese Scheitel lief die Horizontale der Terrasse,

---

*) Diese wichtige Beobachtung, an deren Richtigkeit ich nicht zweifle, ist Cattaneo zu verdanken. Er beruft sich, Text S. 167, auf das Vorhandensein beiderseitiger Nischen unter der jetzigen Dekoration der Pfeiler des Haupteingangs, deren Anlage nur eine Normalweite der Archivolte zulasse. Diese Thatsache ist bei der Abbildung der alten Westfassade (racc. dei facsimili tav. IX u. 41 und in großem Format und farbig im 2. portafoglio) nicht berücksichtigt worden, so daß diese Tafel, abgesehen von ihrem überhaupt hypothetischen Cha-

welche auf den Ueberwölbungen des Atriums sich ausbreitete*), von der Balustrade begrenzt, wie noch heute zu sehen ist, und rückwärts stiegen auf dieser Terrasse die Oberwände der Kirche empor. Es ist wahrscheinlich, daß von Anfang an das Obergeschoß der Hauptfassade nicht auf die den drei Schiffen entsprechenden drei Rundgiebel beschränkt gewesen ist, sondern daß die jetzt vorhandenen Seitenräume zur Rechten und Linken (worin sich zur Zeit Werkstätten für das Mosaik u. dergl. befinden), bereits aus dem elften Jahrhundert stammen, so daß sich der Rythmus der fünf Bögen im Unter- und Obergeschoß wiederholte. Die Lünetten des Obergeschosses gingen später (außen an der Westseite des südlichen Querhauses und an der Mittellünette der Eingangsseite) ihres Charakters als Lichtöffnungen der Kirche verlustig und wurden verblendet; ihre ursprüngliche Eintheilung mit Säulenstellungen, kleinen verbindenden Bögen und Fenstern ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln.

So bot die alte Kirche eine Front von unverhältnißmäßiger Breite und geringer Höhenentwicklung, zumal die flachen Kuppeln, noch nicht mit dem späteren, hochaufragenden Dach gekrönt, das Gebäude eher drückten als hoben. Dafür kam dem Aufriß zu gute, daß das Platzniveau damals noch einen Meter tiefer lag als heute. Im Uebrigen war es ein Rohbau röthlicher Backsteinflächen, dessen Rückseite heute noch unverändert ist, an der die Mittelabside in einem neunseitigen Polygon vorspringt. An Reiz der Farbe und Dekoration steht dieser Theil zurück hinter der Chorseite des benachbarten Domes von Murano. Immerhin darf wiederholt werden, daß diese alte Fassade etwas besaß, was die späteren Umänderungen abgeschwächt, wenn nicht getilgt haben: die Außenseite entsprach in Formen und Verhältnissen dem Inneren, und es war vermieden, daß eine kleinlich wirkende Außenseite (wie die häufige Anklage lautet), indem sie die Größe des Inneren nicht errathen lasse, ihm schade.

---

rakter — denn die Westfassade ist nie ganz ihres Marmorbelags entkleidet worden — eine nachweisbare Unrichtigkeit enthält. Abbildungen der Nordfassade enthielt zuerst im Stich die Publikation von Selvatico, gli antichi propetti della basilica Marciana a Ven. 1879. Die Holzschnitte bei Boito, architettura dell' Italia nel medio evo S. 312f. sind für die nicht freigelegten Theile rekonstruirt.

*) Cattaneo war der Meinung, daß dieser Horizontalabschluß später sei und hielt den einfachen Kontur der fünf Bögen ohne Zwickelfüllungen für das Ursprüngliche. Text S. 168f. Er wurde hierzu durch den romanischen Charakter der Balustrade bestimmt, da er unerachtet der romanischen Ornamente der alten Nordfassade eine Voreingenommenheit besaß gegen die Aechtheit romanischer Bestandtheile an diesem byzantinischen Bau des elften Jahrhunderts.

III.

Dekoration der Markuskirche.

Legenden vom Dogen Selvo und Joachim von Fiore. — Antheil des elften Jahrhunderts. — Epoche der Inkrustation des Inneren. — Inkrustationsstil. — Umbau der Fassade. — Mosaik von S. Alipio. — Die Capitelle. — Gothik.

Die Markuskirche ist am achten Oktober 1094 geweiht und dem Gottesdienst übergeben worden. Ob an diesem Zeitpunkt die Kirche nur eben fertig gestellt war oder ob sie als vollendet galt, ist eine Frage. Von dem Aeußeren wenigstens wird man die Antwort geben können, daß wohl Niemand am Ende des elften Jahrhunderts daran dachte, dieser Theil möchte ein Dekorationsproblem für die folgenden Jahrhunderte werden können. Die Fassaden waren stilistisch vollendet. Und vielleicht war man auch, als der Plan für das Innere entworfen wurde, weit entfernt, die Möglichkeit einer späteren Marmorinkrustation und Mosaicirung ins Auge zu fassen. Noch heute sind an den Pfeilern der Mittelkuppel im oberen Geschoß nach der Seite des Querschiffes zu Mauernischen sichtbar, über die jetzt das Mosaik hinläuft, deren Anlage aber eine dekorative Absicht verräth, welche noch nicht mit dem Schmuck des in ununterbrochener Fläche sich dehnenden Mosaiks rechnete. Weiteres aber nach dieser Richtung zu vermuthen ist nicht möglich; denn das Mauerwerk ist nie grundsätzlich daraufhin geprüft worden. Hört man die venetianische Tradition, so ist längst vor der Weihe mit der Ausschmückung begonnen worden; sie hat die Neigung, alles möglichst weit zurückzudatiren. Danach sei das Mosaik von dem Dogen Domeniko Selvo angelegt; ja es giebt eine Nachricht, die behauptet, der Marmorschmuck der Kirche sei schon Mitte des zwölften Jahrhunderts fertig gewesen*). Es kann kein Zweifel bestehen, daß dies reine Erfindungen sind. Von dem Dogen Selvo ist glaubwürdig nur soviel überliefert, daß bei seiner Wahl die Kirche noch im Bau war, und daß er sich darnach dieses Baues lebhaft angenommen habe**). Da aber die Einweihung, die gewiß frühestmöglich stattfand, erst unter seinem Nachfolger geschah, soll man glauben, Selvo habe mit der Mosaicirung beginnen lassen, als noch am Rohbau gearbeitet werden mußte? Die Legende hatte weniger Bedenken; ihr genügten die bekannten Züge der

*) Docum. 818.

**) Dandolo (Murat. SS. XII, 247): S. Marci ecclesia nondum completa.., ad quam perficiendam crebro operam dedit.

Griechenfreundlichkeit und der Prunksucht dieses Dogen, um auch die Ehre der Urheberschaft jener kostbaren Ausschmückung auf ihn zu häufen*). Indem wir also diese Behauptung als unhistorisch ablehnen, stellen wir uns die Markuskirche des elften Jahrhunderts soweit schmucklos vor, als ihr nicht die Erbschaft der älteren Kirche an skulpirten Stücken zu gute kam. Diese sind wieder verwendet, bearbeitet, wo es nicht anders zu machen war, durch neue Stücke ergänzt worden, und in einer Art hatte man ein sehr reiches, überflüssig gewordenes Marmormaterial zur Verfügung. Die Veränderung des gottesdienstlichen Ritus und die nachfolgende der baulichen Eintheilung brachte es mit sich, daß ein wesentlicher Theil des älteren Kirchenbaues bei den Umbauten jener Zeit verschwand, das Bema. Dieser von der Mittelabside in das Langhaus sich erstreckende oblonge Raum, der den Sängern und

*) Die Legenden der Markuskirche sind noch nicht ernstlich untersucht worden. Molmenti hat zu dem Ongania'schen Werk einen Textabschnitt: leggende e ricordi storici beigesteuert, der sich nicht über die Absicht einer causerie erhebt und werthlos ist. Auf der Meinung, daß dem Dogen Selvo und dem elften Jahrhundert die Mosaiken verdankt werden, scheint eine andere Legende zu beruhen, welche ob ihrer Seltsamkeit wohl Beachtung verdient. Es ist die vielverbreitete Erzählung, Joachim von Fiore habe den Plan der Mosaiken der Markuskirche entworfen und seine Prophetengabe dabei bethätigt. Aeußere Anhaltspunkte im Leben Joachims sind nicht dafür bekannt; er soll in Verona einmal gewesen sein. Doch Niemand spricht von einem Aufenthalt in Venedig. Wie und wann ist also diese Geschichte entstanden? Wenn einmal die Ueberlieferung bestand, Selvo sei der Urheber der Mosaiken, so mußte auffallen, daß im südlichen Querhaus die Bilder der Heiligen Franz und Dominikus zu sehen waren, die doch viel später gelebt hatten. Der mittelalterliche Gedankengang fand es möglich, daß diese Bilder gemacht seien, ehe der Gegenstand lebte, und erfand ein prophetisches Wunder. Denn war nicht auch sonst das Erscheinen dieser großen Heiligen vorherverkündet worden wie das Jesu Christi selbst? An Niemanden lag dabei näher zu denken als an Joachim von Fiore, in dessen ächten und untergeschobenen Schriften diese Prophezeihungen eine große Rolle spielten. War also der erste Schritt gemacht, daß man die Abbildung der beiden Heiligen für ein Wunder hielt, so folgte daraus der zweite, daß man Joachim mit diesem Mosaik in Verbindung brachte und weiter mit allen Mosaiken der Markuskirche. Das Jahrhundert zwischen Selvo und Joachim zu ignoriren, konnte der Legende nicht schwer fallen. Der gelehrte Papebroch hat in seinen disquisitiones historicae zum Leben Joachims (acta SS. Mai VII p. 141f.) die Sache untersucht und gegen die Legende insbesondere angeführt, daß die älteren Biographen der hh. Franz und Dominikus nichts von dieser Prophezeihung wüßten. Erst der h. Antonin erwähne sie. Schlägt man aber die Foliobände der Chronik des Antoninus auf, so findet man (tit. 23 cap. I § 1) zwar eine Stelle der Schriften des Abtes Joachim und jenes Venetianer Mosaik unter den Vorzeichen der Geburt des Dominikus hinter einander erwähnt, aber noch nicht in der Combination des Joachim mit dem Mosaik, welche das Wesentliche unserer Legende ist. Sonach kann Antonin doch nicht der Vater dieser Legende sein. Antonin war Prior des Markusklosters in Florenz, ehe er Erzbischof wurde, und so giebt vielleicht der gemeinsame Heilige einen Fingerzeig für Beziehungen mit Venedig. Denn dort ist jedenfalls der Ursprung der Erzählung zu suchen. Temanza (antica pianta di Ven. p. 29) sagt: qualche antica cronaca „che mi è passata sotto gli occhi“ enthalte jene Legende. —

der niederen Geistlichkeit als Aufenthalt diente und die beiden Kanzeln enthielt, war von einer Brustwehr umfriedigt, welche meist reich mit Marmorplatten und Säulen geziert war. Im Dom von Murano z. B. oder im römischen S. Maria di Trastovere und wie häufig sonst hat man jetzt diese Platten wiederentdeckt im Boden, die glatte Seite nach oben und die dekorirte nach unten; sie waren als Pflasterplatten neuverwendet worden. Hatte nun für den Bau der Markuskirche schon der Doge des neunten Jahrhunderts seiner Wittwe im Testament anbefohlen, die Trümmer benachbarter Lagunenstädte (Equilium und Torcello sind genannt) dafür zu benutzen, so erbte die Kirche des elften Jahrhunderts mit den Baureliquien aus den Zeiten der Völkerwanderung auch die originalen Skulpturen des neunten, und so wird keines dieser frühen Jahrhunderte sein, welches nicht durch Proben seiner bildnerischen Kunst in der Markuskirche vertreten wäre. Zu den ältesten mögen die zwei Fragmente römischer Grabinschriften gehören, welche sich an Stufen der im linken Portalpfeiler emporführenden Treppe eingesetzt finden, und die von der Dunkelheit des Orts begünstigt erst vor kürzerer Zeit entdeckt worden sind*). Die größte Erbschaft bestand nun aber in den überflüssig gewordenen Schranken des alten Bema. Sie haben in die neue Kirche Aufnahme gefunden als Brüstungsplatten auf den Gallerien, zwischen den Säulen des großen Westfensters, und hier und dort, innen und außen. Einer sehr auffallenden Verschiedenheit in der Anpassung so vieler Stücke verschiedener Herkunft ist hier zu gedenken. Betrachtet man beispielsweise die Anordnung der Kapitelle im Langhaus, wo beiderseits ein korinthisches mitten inne steht zwischen zwei figurirten, oder die regelmäßige lineare Ornamentirung der Kapitelle unter den Gewölbbögen im oberen Geschoß des Querhauses und Chors, so tritt uns darin nicht nur eine ansehnliche technische Geschicklichkeit, sondern vor allem Aufsicht, wohlüberlegende Leitung und Planmäßigkeit entgegen. Völlig dagegen werden diese Eigenschaften vermißt an den Geländern und Brustwehren der Gallerien, wo die alten Platten ohne Rücksicht auf ihr Ornament dermaßen zersägt, auf den Kopf gestellt, schief geschnitten, kurzum mit jeder Barbarei behandelt sind, daß man den Eindruck erhält, es sei hier einfach den Baugesellen überlassen worden, mit dem alten Material zu schalten und zu flicken und zu richten, wie es eben von der Hand gehe. Natürlich drängt sich hier, indem man diese Arbeit mit späterem Flickwerk an Thürstürzen, Simsen, Friesen vergleicht, zuerst der Gedanke

*) 1880 archivio ven. 20, 112. Sehr eingehend sind die älteren Bestandtheile der Kirche sortirt worden von Cattaneo, architettura S. 242 ff. und Text S. 120 ff. 185.

auf, daß diese Gallerieeinfassung eben auch späteren Datums sei. Vielleicht ist aber ein anderes das Wahrscheinlichere. An den Gittern zweier Grabnischen in der Vorhalle der Markuskirche, einem Konglomerat alter Werkstücke, welches der Wende des elften und zwölften Jahrhunderts angehört, hat man den Maßstab für die Leistungsfähigkeit einheimischer venetianischer Kunst. Noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts findet man in San Marco wie an der Fassade von SS. Giovanni e Paolo altchristliche Sarkophage zur Beisetzung von Dogen verwendet. Selbst für die höchste Person im Staat konnte die venetianische Skulptur so spät noch nichts Besseres hergeben. Verbindet man damit die nothwendige Annahme, daß ein griechischer Architekt und griechische Werkmeister den Bau der Markuskirche geleitet haben — einen Fingerzeig dafür giebt die Thatsache, daß auch in den späteren Jahrhunderten der Leiter der Bauhütte noch immer den griechischen Titel eines „Proto" führte —, so scheinen jene so auffällig barbarischen Dekorationsleistungen auf venetianische Hände zurückgeführt werden zu müssen*). Sei es nun, daß die Baukasse an einem gewissen Zeitpunkt erschöpft war oder daß eine dringende äußere Veranlassung nöthigte, die Instandsetzung des Gotteshauses zum Gebrauch möglichst zu beschleunigen.

Die Markuskirche ist länger als man gewöhnlich von der venetianischen Ueberlieferung beeinflußt, annimmt, in diesem Zustand geblieben.

---

*) Selvatico ging seinerzeit so weit, die Gallerien sammt den Säulenstellungen für spätere Zuthat zu halten (Selv. e Chirtani, arti del disegno in Italia. parte 2ª S. 118). Nun überrascht uns Cattaneo mit der kühnen Hypothese, die Seitenschiffe seien im 11. Jahrhundert mit einer Balkendecke überdacht gewesen, die erst im folgenden Jahrhundert entfernt worden sei. Bei dieser Gelegenheit sei gegen die Seitenschiffe zu die Säulchenbalustrade der Gallerien gemacht und an der Wand gegenüber, um den durch die Herausnahme der Balken entstellten Mauerstreifen zu decken, der Bogenfries aus rosso eingefügt worden. Wonach die jetzigen Emporengallerieen die Reste alter Emporen seien, welche die ganze Breite der Seitenschiffe überdeckt hätten. Text S. 161 f. Hiergegen ist zweierlei zu sagen. Erstens, daß es seltsam wäre, wenn man in einer Bauperiode, welche die alten Holztheile aus der Kirche entfernte, um sie mit Steinkuppeln zu decken, die Seitenschiffe nicht auch mit Stein überwölbt hätte. Zweitens wären überhaupt überdeckte Seitenschiffe zu dunkel geworden, da seit der Erbauung der Vorhalle die direkte Lichtzuführung durch Wandfenster verhindert war. Ich bezweifle nicht, daß der Grund der Anlage dieser schmalen Gallerieen die Absicht ungehemmter Lichtzirkulation war. Genau so wie die Gallerieen über den Kapellen S. Pietro und S. Clemente (rechts und links vom Chor) brückenartig umgeführt wurden, und an dem sogenannten (seit Jahren durch die Gerüste der Mosaicisten verdeckten) pozzo über dem Atrium zwischen dem äußeren und inneren Hauptportal, um einen viereckigen Lichtschacht offen zu lassen. — Eine Erklärung des auffälligen Unterschiedes, daß die Balustraden nach dem Mittelschiff zu als ein System kleiner Pfeiler mit dichtanschließender massiver Brüstungsmauer gebildet sind, nach den Seitenschiffen hin aber als offene Säulenstellung, wäre einfach darin zu finden, daß man die auf den Emporen befindlichen Frauen besser vor den Blicken aus dem Hauptschiff der Kirche decken wollte.

Der Plan, sie in byzantinischem Stil mit Marmor und Mosaik im Inneren auszustatten, ist, ich glaube, nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert gefaßt worden. Ich habe dafür eine Reihe von Zeugnissen gefunden, und das erste ist von keinem Geringeren als von Albertus Magnus. In einer naturwissenschaftlichen Schrift, wo er auf die eigenthümliche Zeichnung im natürlichen Gestein zu sprechen kommt, erzählt er: „ich sah als junger Mann in Venedig, wie man Marmorplatten sägte, um die Wände der Kirche zu schmücken. Da geschah es, als man eine so geschnittene Platte mit anderen ebensolchen zusammensetzte, daß ein Bild zum Vorschein kam, der Kopf eines Königs mit der Krone und langem Bart.“ Eine Angabe, welche das zweite oder dritte Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts ergeben würde; sie kann nur auf das Innere der Kirche bezogen werden. Sah also Albert die Inkrustationsarbeit bei seinem Aufenthalt in Venedig im Gang, so liegt es nahe, anzunehmen, daß der umfassende Plan dieser Ausschmückung unter dem Eindruck des Erfolges des vierten Kreuzzuges gefaßt ist, im Hochgefühl über die Eroberung von Konstantinopel*). Sehr gut vereinigen sich damit zwei weitere Zeugnisse, welche beweisen, daß San Marko in Venedig im dreizehnten Jahrhundert recht eigentlich als die Hochschule der Mosaikkunst in Italien angesehen wurde. Als Papst Honorius III. die Absis der Paulsbasilika vor Rom mit Mosaik schmücken ließ, bedurfte er für dieses Werk eines Künstlers aus Venedig; bald darauf mußte er den Dogen bitten, zwei weitere Mosaicisten zu schicken. Dieses Schreiben ist vor kurzem an den Tag gekommen und vom 23. Januar 1218 datirt**). Ferner erzählt Vasari einen ähnlichen Vorgang im Leben des

*) Die Stelle bei Albertus M. (liber II mineralium tract. III cap. 1, in der neuen Pariser Ausgabe seiner Werke ed. Borgnet V, 48) lautet: dico igitur quod me essente Venetiis cum essem juvenis, incidebantur marmora per serras ad parietes templi ornandos: contigit autem in uno marmore jam inciso, tabulis incisis sibi applicatis, apparere depictum caput pulcherrimum regis cum corona et longa barba. Den juvenis vom 21. zum 40. Lebensjahr angenommen, käme man auf die Jahre 1214—33. Die Paduaner Tradition sagt, Albert sei 1228 Professor im dortigen Dominikanerkloster gewesen, so daß man geneigt sein könnte, mit diesem Jahr seinen Besuch in Venedig in Verbindung zu setzen. Doch herrscht über diese Paduaner Sache ein Streit zwischen Gloria und Denifle, in den wir hier nicht eintreten mögen, da der Aufenthalt in Venedig vollständig gesichert ist. — Daß die Angabe Alberts nur auf das Innere der Kirche paßt, hat den Grund, daß eine Zusammensetzung von Tafeln, welche so phantastische Kombinationen ergiebt, nur das Inkrustationssystem des Inneren aufweist, worauf wir im VI. Abschnitt zu sprechen kommen werden. — Die genannte Stelle ist, soviel ich sehe, unbeachtet geblieben von Seiten der neueren Forschung; ich verdanke sie einem Werk des vorigen Jahrhunderts, Flam. Corner, chiese venete decas 13 p. 126.

**) de Rossi, musaici cristiani delle chiese di Roma fasc. 19, 20. Das Schriftstück, in der römischen cronichetta mensuale (Armellini) von 1883 S. 191 f.

Andreas Tafi. Dieser sei für die Ausschmückung der Taufkapelle in Florenz in Verlegenheit gewesen, sei nach Venedig gegangen, dove alcuni pittori greci lavoravano in S. Marco di musaico und habe von dort einen Mosaicisten mitgebracht (zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts)*). Ich bestreite nicht, daß einzelne Stellen der Kirche, wie die Wände hinter den Altären**) oder über den Portalen schon im zwölften Jahrhundert prächtigeren Schmuck erhalten haben mögen. Etwas anderes aber ist die weitgreifende Absicht, die Kuppelgewölbe und großen Wandflächen zu mosaiciren und mit Marmor zu bekleiden. Auch würde insbesondere für das Mosaik die stilkritische Untersuchung nicht leicht ein früheres Datum ergeben, obwohl sie bei der konservativen Ausnahmestellung Venedigs zwischen der italienischen und byzantinischen Kunstentwicklung nicht immer einen festen Boden bietet. Umfängliche Theile des alten Mosaiks sind überdies verschwunden, wie man an der Fassade (durch die Kontrole einer Abbildung des fünfzehnten Jahrhunderts) nachweisen kann, was aber nicht minder für das Innere feststeht, wo es bis ins achtzehnte Jahrhundert Uebung war, daß jede Herstellung von Mosaik zugleich eine stilistische „Verbesserung" enthielt***).

Gleichmäßiger in Stil und Erhaltung als das Mosaik ist die Marmorbekleidung. Ihre weiten Steinflächen sind weniger von der Zeit berührt worden als das mühsame Gefüge der Tausende von Glas- und Steinkörperchen des Mosaiks. Es muß hervorgehoben werden, daß die Inkrustation des Inneren der Markuskirche sehr verschieden ist von der älteren byzantinischen Weise (von der älteren: denn ich gestehe, daß ich noch keine Vorstellung habe von der Inkrustationsmanier der Komnenenzeit). In der Sofienkirche sind die großen Marmortafeln jede für sich von einem plastischen Rahmen eingefaßt, und die gesammte Fläche ist anhaltend horizontal und vertikal von diesen Leisten- und Rahmenzügen durchschnitten, so daß sie aussieht wie ein Album zur Ausstellung kostbarer Marmortafeln. Eine stoffprunkende, pretiöse Art der Inkrustation, welche von Byzanz in die arabische Kunstweise eingedrungen ist. Hier ist von der Kibla der Tulunmoschee in Kairo an durch alle folgenden Jahrhunderte diese Gewohnheit festgehalten, die

zum ersten Mal gedruckt, bietet außer der von de Rossi angeführten Stelle nichts Bemerkenswerthes.

*) Vasari I, 281 (Le Monnier). Der übliche Zweifel an der Wahrheit dieser Erzählung bei Cavalcaselle u. Crowe I, 297 (Ausgabe von 1875).

**) In der Kapelle San Clemente ist eine verstümmelte Inschrift mit dem Datum 1100 wohl auf die Inkrustation zu beziehen; monumenti artistici e storici S. 19 ff.

***) Doc. 387 von 1613: devono esser rinovate sebben in miglior forma ridotte da quello che anticamente si facevano.

Fläche durch eingefügte schmale Marmorleisten oder breitere ornamentirte Rahmen zu gliedern. Wenn schon Wiederklänge dieses Stils auch in Venedig, ja an der Markuskirche selbst*), zu finden sind, so beruht doch die Inkrustation dieser Kirche in der Hauptsache auf einer anderen Absicht. Die Mauerfläche wird in ihrer Gesammtausdehnung einheitlich dekorirt; die Platten sind dicht aneinander gefügt und zu ununterbrochener Fläche vereinigt; es herrscht ein Farbenton vor, und beim Farbwechsel wird auf einen Ton gestimmt; die Gesammtfläche wird von einem in der Regel röthlichen Rahmenstreifen (der aber nicht aus der Ebene heraustritt) zusammengehalten. Innerhalb der Flächen hat sich dann jene wunderbare Kunst entfaltet, die Platten nach ihren Aderzügen und Musterungen derart zusammenzuordnen, daß eine Folge von Mustern in geometrischer Aehnlichkeit sich entwickelt. Es giebt Ausnahmen von dieser in San Marco maßgebenden Stilweise. Weder die Kapelle S. Isidoro, noch die Schranken des Presbyteriums, noch die Treppenwange am Aufgang zur Doppelkanzel zeigen jene regelmäßige, feingestimmte Inkrustation. Die Wände der Kapelle haben einen Wechsel von weiß und roth, und so auch die anderen genannten Theile ein Gefallen am Gegensatz von hell und dunkel und an der Buntheit von grün und roth: dies ist nachweisbar Inkrustation des vierzehnten Jahrhunderts**). Jeder wird finden, daß die ältere Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts, die Albertus Magnus ausführen sah, die feinere und edlere ist.

Man pflegt in Schriften über die Markuskirche, auch in den neuesten, zu lesen, daß die Ausschmückung der Kirche des elften Jahrhunderts den zwei bis drei folgenden Jahrhunderten verdankt werde, wobei eine gewisse Voreingenommenheit besteht, schon dem zwölften Jahrhundert einen bedeutenden Antheil zuzudenken. Wenn wir geneigt sind, die Arbeiten für das Innere ins dreizehnte Jahrhundert zu setzen, so ist dabei unsere Meinung, daß in all dieser Zeit die Fassade unberührt geblieben sei. Erst der Reichthum des Inneren und der Beifall, den dieses Werk finden mochte, haben wohl den Gedanken nahegelegt, auch die Außenseite des Inneren würdig zu machen. Hierbei genügte nicht eine einfache Anwendung der Grundsätze für die Ausstattung des Inneren

*) An der Westwand des nördlichen Querschiffs. Diese breiten weißen Marmorbander erinnern augenfällig an die Inschriftstreifen, welche von den Moscheenthüren aus horizontal sich über die Thürlaibung und die Wand fortziehen. — So sind auch in der Nische des Hauptportals im Atrium Rahmungen im Doppelzahnschnitt zu sehen.

**) Die capella S. Isidoro ist Mitte des 14. Jahrhunderts, gleich dem Baptisterium von Andreas Dandolo. Die chiusura des Presbyteriums von 1394.

auf das Aeußere; vielmehr ist der Ausschmückung ein vielfach bedeutender **Umbau** vorangegangen. Es ist nur ein einziges schriftliches Dokument bekannt für diese Dinge, anscheinend geringfügig, da es sich nur auf einen einzelnen Theil der Fassadenarbeiten bezieht; und in der That ist man Anfangs geneigt, von der blendenden Vielfältigkeit der Fassade verwirrt, indem man über ihre Entstehung nachdenkt, der Zufälligkeit großen Raum zu geben und an keinen rechten Zusammenhang ihrer Theile zu glauben. Indessen, wenn man die Hauptzüge nicht aus dem Auge verliert und die Gestalt der Fassade des elften Jahrhunderts sich gegenwärtig hält, erscheinen die späteren Veränderungen allmählich immer absichts- und zusammenhangsvoller, als so bewußte und deutliche Korrekturen, daß man dazu geführt wird, an den Plan eines Künstlers als ihre Grundlage zu glauben. Jenes Dokument ist von 1309. Es ist der Auftrag des Senats an den Flottenkommandanten Gabriel Dandolo, Marmor von der Insel Mykonos und anderen griechischen Inseln zu holen, da die Markuskirche schöne Marmorsorten jeder Art sehr nöthig habe. Er solle solche Stücke auf den Grundstücken dort und insbesondere in ihren Grenzmauern suchen, und außerdem kleine Säulen, weiße und geäderte und grüne und von Porphyr und wie er sie immer finde*). — Der Bestellung dieses Dekrets entspricht das Material der Fassade. Niemand wird darum glauben, es sei aller Marmor aus Griechenland gekommen; auch jetzt noch mag vieles aus den versumpften Lagunenstädten der Nachbarschaft, besonders aus Torcello, geholt worden sein. Waren nun aber diese Arbeiten zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts im Zug, so mußten, wenn wir an der Planmäßigkeit des Umbaus festhalten, andere vorangegangen sein, und so würden wir annehmen, daß in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Erneuerung der Fassade beschlossen wurde**).

*) Grenzmauern sind immer ergiebig gewesen, wie unsere Pergamenischen Funde wieder erwiesen haben. Das Dekret ist gedruckt doc. 99 und faksimilirt raccolta di facs. tav. XX. Ich hoffe, die Uebersetzung richtig gegeben zu haben; an der Stelle de istis marmoribus, qui essent in astis vel clapis astarum ist wohl asta als Ackermaß vom Grundstück selbst zu verstehen. — Heyd, Gesch. des Levantehandels (französ. Ausgabe) I., 276 und 497 giebt an, die alten Marmorbrüche von Chios und Paros seien im ausgehenden Mittelalter in Betrieb gewesen. — Const. Sathas sagt mir, im 15. Jahrhundert mache ein venetianischer Offizier in einem Bericht auf die Marmortrümmer des Mykonos benachbarten Delos aufmerksam: vi sono alcune vestigia di bianco marmo del tempio e dell' anfiteatro, e gran numero di colonne e di statue. In seinen monum. hist. hellen. VII, 268.

**) Die Mosaiken der Portalwölbungen, welche den Umbau bereits voraussetzen, sind bei Martin da Canale (arch. storico ital. VIII, 290) als vorhanden erwähnt, wenn diese Stelle in der That von bildlichen Darstellungen zu verstehen ist. Man müßte daraus schließen (wie mir Simonsfeld gütigst mit-

Eine der ersten und wichtigsten Veränderungen war jedenfalls die Erweiterung und in Folge derselben die Erhöhung der großen Archivolte des Hauptportals. Die gleiche Scheitelhöhe der alten Arkadenbögen wurde dem Accent der Mitte zu lieb unterbrochen, ein Eingriff, der als nachträgliche Korrektur für immer kenntlich geblieben ist an der auffallenden und rücksichtslosen Durchschneidung des Säulengeländers der Terrasse. Damit war zunächst ein größerer Zusammenklang in der Konturlinie des Untergeschosses mit der des Obergeschosses erreicht, wo immer der Rundgiebel des Mittelschiffs über die Seitenschiffe dominirt hatte. Daß nun aber mit dieser Akkomodation die Erhöhung der ehemals niederen Kuppeldächer zusammengedacht sei, kann man als sicher annehmen: der starke Akkord der zwei über einandergestellten erhöhten Archivolten und des Kuppeldachs dahinter ist aus der Absicht hervorgegangen, die zerstreute Wirkung in der äußeren Erscheinung des Baues um eine starke Mittelaxe zu sammeln. Damals ist wohl auch die Ausgleichung der zuvor ungleich vorspringenden Pfeiler der Nordfassade zu einer Flucht erfolgt, und der stumpfe Winkel zwischen Nord- und Westfassade entstanden. Die Axen der Bögen an den Seitenfassaden haben eine nachweisbare Verrückung erfahren, und so darf man schließen, daß auch an der Hauptfassade, wo es nicht durchaus kontrolirt worden ist, die Axenverschiebung der seitlichen Archivolten,

theilt), daß die Mosaiken schon 1267 da waren. Dieses Datum als fest vorausgesetzt, wäre ein wichtiger Anhaltspunkt nach verschiedenen Seiten gegeben. In einer vortrefflichen Abhandlung: Die Genesismosaiken von San Marko in Venedig (Helsingfors 89), welche die nahe Verwandtschaft der Atriumsmosaiken mit den Miniaturen der griechischen Cottonbibel des brittischen Museums (V. Jahrh.) erwiesen hat, ist von Tikkanen die stilistische Identität des alten Fassadenmosaiks mit der späteren Hälfte der Mosaiken der Vorhalle behauptet worden, so daß sie der gleichen Zeit und der gleichen Mosaicistenschule zuzuweisen wären. Wenn Tikkanen ferner in der ersten Hälfte der Vorhalle sehr gut die Aehnlichkeit des Ornaments mit dem der Absis der römischen Paulsbasilika beobachtet hat (zumal, ohne das genannte Dokument von 1218 zu kennen), so möchte ich doch dem Schluß ausweichen, als wäre nun auch jenes Vorhallenmosaik von San Marko in die Jahre um 1218 zu versetzen. Das fragliche Ornament in S. Paul hat zu viel Aehnlichkeit mit römischen Arbeiten vom Schluß des dreizehnten Jahrhunderts, als daß man es nicht für eine Restauration eben dieser Zeit halten sollte. Dagegen läßt die streng symmetrische Anordnung der Figuren in der Paulstribuna gern an die Herkunft aus einer Schule glauben, deren architektonische Disciplin in der Dekoration der Kuppeln des Langhauses und an den Wänden der Seitenschiffe von San Marko in gleicher Weise zu Tag tritt. Sehr im Gegensatz dazu erscheint die Raumvertheilung in der Vorhalle geradezu als ein schwacher Punkt, zumal in der ersten Kuppel, wo drei koncentrische Bilderkreise gehäuft sind und in einer Lünette darunter das Opfer Kains und Abels eine gähnende Leere zeigt. Erst in der Fortsetzung der Arbeiten ist man darin geschickter geworden; so möchte man wenigstens von diesem Gesichtspunkt aus die Vorhallenmosaiken zeitlich mehr an die Arbeiten in der Kachrie Dschamissi in Konstantinopel heranrücken.

welche einen geistreichen, ja raffinirten Rythmus erzeugt hat, sowie die Zufügung der äußersten kleinen, säulengestützten Bögen diesem Umbau der alten Fassade verdankt wird. Wir beschränken uns, hier die Thatsächlichkeiten festzustellen, und wollen in einem späteren Abschnitt die ästhetischen Motive berühren, welche ein von Vielen ungeahntes Feingefühl (wohl griechischen*) Ursprungs) verrathen.

Als man begann, die umgebaute Fassade zu dekoriren, war man sich wohl bewußt, daß das Innere der Kirche an einem wesentlichen Stück davon beeinflußt werde. Es ist nicht zu sagen, ob es Absicht war oder ob man es nur hinnahm: jedenfalls gerieth es zum Vortheil des Inneren, daß die Lünetten des oberen Geschosses verblendet wurden der Inkrustation zu liebe, welche wenig unterbrochene Flächen verlangt. Die Lichtzuführung war seitdem der Hauptsache nach auf die Mittellünette und das Oberlicht der Kuppeln beschränkt. — Stand nun Inkrustation und Mosaicirung als Dekorationsprinzip auch für die Fassade fest, so mögen doch für das Untergeschoß noch Schwierigkeiten aufgetaucht sein. Jene Instruktion an den Flottenkommandanten vom Jahr 1309 konstatirt zwar eine Hemmung der Arbeit durch den Mangel an geeignetem Marmor; aber sie läßt den Plan der Dekoration in der Weise ahnen, wie er darnach ausgeführt wurde, mit einer doppelten Stellung kostbarer Säulen. Gleichwohl sind Zweifel möglich, ob diese Anordnung dem ursprünglichen Plan entsprach oder eine Abweichung davon verräth.

Es ist nämlich ein Mosaikbild erhalten über der äußersten Thüre links an der Hauptfassade (der sogenannten porta di S. Alipio), welches die Uebertragung der Markusreliquien in die Kirche darstellt und den vollständigen Aufriß der Fassade enthält in der Gestalt, wie sie vor dem fünfzehnten Jahrhundert d. i. vor der gothischen Retouche aussah. Diese Abbildung ist in den übereinstimmenden Theilen so treu, daß die Verschiedenheiten nicht minder bemerkt zu werden verdienen. Sie beziehen sich auf das Untergeschoß und sind folgende. Eine einzige große Säulenordnung ist der Fassade vorgesetzt, so daß jeder Wandpfeiler mit einem Säulenpaar bekleidet ist**). Dazwischen viereckig umrahmte Por-

*) Doch ist zu sagen, daß bis jetzt kein urkundliches Zeugniß über die Nationalität der Künstler an den Tag gekommen ist, denen die Dekoration des XIII. Jahrh. verdankt wird. Das Dokument von 1218 sagt nichts darüber, und nach dieser Seite ist allerdings auf eine Behauptung des Vasari wenig Verlaß. Die Nachforschungen von Cecchetti (archivio ven. 1887) haben nur für das Jahr 1153 einen griechischen Mosaicisten erwiesen. Nichtsdestoweniger bleibt der Eindruck, daß man sich in der Markuskirche des XIII. Jahrh. noch mehr in byzantinischer Kunstsphäre befindet als in der des XI.

**) Mothes, in seiner Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs, hält die große Säulenstellung für ein Mißverständniß des Mosaicisten, worüber man seine Erklärung nachlesen mag. Ich halte es nicht für richtig, die

tale, und die Lünetten der Archivolten darüber mit einem muschel- und fächerartigen spätrömischen Ornament gefüllt, welches an die heut noch vorhandenen, nicht sehr glücklich wirkenden Muscheln am Gesims im Atrium der Kirche (an den Ueberwölbungen rechts und links vom Mitteleingang) erinnert. Die Abweichungen sind interessant; durch die starkwirkenden Vertikallinien spricht sich mehr monumentale Absicht aus als am Fassadenbau thatsächlich zur Geltung kam. Und so ist wenigstens mit der Möglichkeit zu rechnen, daß hier ein älterer Fassadenplan erhalten ist. Wie an mittelalterlichen Kirchen das Baumodell abgebildet ist, welches der Stifter in der Hand trägt*), so wäre in diesem Mosaik der alte Fassadenaufriß zu erblicken, den Venedig als Votivgabe seinem heiligen Schutzpatron darzubringen gedachte. An sich wäre der Gedanke jener großen Säulenstellung nicht ausschweifend gewesen; in Konstantinopel waren wohl Säulen dieser Art vorhanden (es hätten vierzehn sein müssen für die Hauptfassade, etwa von der Pracht wie die, welche später in die Moschee Suleimans kamen), und sind nicht auch die zwei Säulen der Piazzetta übers Meer gebracht worden? Aber genug, wie man über diese Möglichkeit denken mag: das Untergeschoß der Fassade, wie es wurde, verzichtete auf monumentale Absicht und verlegte seinen Ehrgeiz darauf, den größten Luxus der Ausschmückung geschmackvoll und wirksam zu entfalten. — Die Vertiefung der Portalnischen gab der Fassade mehr Relief; sie sind mit Halbkuppeln eingewölbt worden, welche Mosaik erhielten und den absidalen Abschluß der Kirche anklingen lassen. Hierauf ging man daran, die Kostbarkeiten, die man mit der Liebe eines Sammlers aufgehäuft hatte, über die Kirche zu vertheilen. Die kleinen Säulen reihte man in einer doppelten Stellung über die Fas-

Schwierigkeit auf solche Weise beseitigen zu wollen. Schwerer wiegt der Einwand Tikkanens (a. a. O. S. 72 u. 96), Säulen dieser Art und muschelgeschmückte Absiden kämen auch in den Mosaiken des Atriums vor und seien eine Eigenheit dieser Mosaikschule. Diese Beobachtung ist richtig. Weniger die Berufung auf die Analogie einer Miniatur (facs. XI, 46 und Farbtafel AA_2), da hier gerade jene charakteristische Aehnlichkeit und Treue fehlt. Seien aber auch die großen Säulen eine Liebhaberei der Mosaicisten gewesen, so können sie ebensogut der Geschmack der zeitgenössischen Architekten gewesen sein, wie das Muschelornament, welches heute noch leibhaftig in der Vorhalle zu sehen ist. Die Bilder der Cottonbibel haben ja keine architektonischen Hintergründe. Uebrigens ist es nicht genau, die großen Säulen am Fassadenaufriß des Alipiomosaiks als „in der Mitte durch einen Würfel getheilt“ zu bezeichnen. Es ist vielmehr ein metallenes Band, das um den Schaft der Säule gelegt ist, ursprünglich vielleicht nicht lediglich als Ornament, sondern zu bestimmtem Zweck. Eine Miniatur des vatikanischen Menologiums (cod. vat. gr. 1613. S. 408) bringt mich auf die Vermuthung, daß an solchen Ringen die Portalvorhänge beim Oeffnen und Emporraffen befestigt wurden.

*) Aus den zahllosen Beispielen sei nur an das Modell auf zwei gekuppelten Kapitellen des Kreuzganges von Monreale erinnert, welches so groß ist, daß ein Engel dem König helfen muß, es zu tragen.

fade, ähnlich wie z. B. in der Moschee von Cordova zwei kleine Säulen aufeinandergesetzt sind in Ermangelung einer großen monolithen, doch mit dem Unterschied, daß an der Markuskirche der Gedanke des Dienstes, der Funktion der Säule zurückgedrängt wird von der Absicht der Schaustellung ihres Materials. Besonders kostbare Stücke sind in das Innere der Kirche, z. B. an die Kanzeln gekommen oder in die Vorhalle, wo sie vor dem Wetter behütet waren und jedem Eintretenden noch mehr in die Augen fallen mußten. Dies war der herrschende Gesichtspunkt: was man hatte, wie Edelsteine möglichst vortheilhaft zu fassen und ins richtige Licht zu stellen. Mancher, der, die klassische Grammatik im Kopf, vor diese Dinge tritt, erstaunt über das Gedränge der Säulen, daß man gewagt, Säulen und Kapitelle von verschiedenem Durchmesser zusammenzustellen, daß die Ausladung der Kapitelle viel zu stark sei, und wirklich darf man an das geistvolle Leben eines klassischen Kapitells nicht denken, wenn man in einem wahrhaften tutti frutti aus einem Kranz von Akanthusblättern Weinranken mit Trauben und Pinienzapfen hervorwachsen sieht, die mit Löwenköpfen gekrönt sind, und was solcher Kapitelle mehr sind, aus deren Zierfläche jede Empfindung der Nothwendigkeit eines Ausgleichs zwischen Säule und Gebälk verschwunden ist. Man bemerkt leicht, daß der Sammeleifer der Venetianer allem Außergewöhnlichen den Vorzug gab: Kapitelle mit wie vom Wind bewegten Blättern, Korbkapitelle mit Thieren, Trichterkapitelle und wie nur immer Stücke durch ein unregelmäßiges, besonders bewegtes Profil auffallen konnten, sind hier vereinigt worden. Wenn man die Fassade zu einem Ausstellungsplatz für kostbare Marmorsäulen benutzte, warum sollte sie nicht zugleich ein Museum seltener Kapitelle werden? Der Zug zum Pretiösen war nun einmal da, und so fehlte auch nicht der philologische Feingeschmack für ἅπαξ λεγόμενα. Die interessantesten von diesen Kapitellen sind von Bauten einer Kunstepoche entnommen, die bei den veränderten struktiven Bedürfnissen doch die antike Vorliebe für die Säule sich bewahrten, und also sich genöthigt fanden, das Gelenkglied, welches das Kapitell ist, in einer Weise umzubilden, welche, man möchte sagen, seine alte seelisch-körperliche Einheit zerstörte. Da nun der Bau des Kapitells sich vergröbern und massiver werden mußte, wurde seine Oberfläche der Spielplatz einer dekorativen Phantasie*). Indem die Markuskirche solchen Prachtstücken der Justi-

*) So klar die struktiven Ursachen der Kapitellumbildung sind, so sehr bedürfen die einzelnen Stadien dieser Entwicklung noch der Aufhellung. — In den Mittheilungen des athenischen Instituts 1889, die Akropolis in altbyzantinischer Zeit, hat Strzygowski begonnen, Kriterien für die Datirung dieser Kapitelle festzustellen. Die Fortsetzung dieser Studien steht in seinen byzantinischen Denk-

nianeischen Blüthezeit von Konstantinopel und Ravenna Aufnahme gewährte, gerieth sie in die Strömung jenes künstlichen Philologenspiels der alexandrinischen und spätrömischen Epoche, welches Mosaikpoesieen aus Citaten des Alterthums schuf. Man soll nicht zu gering denken von der Kennerschaft, die in diesem Theil des Markusbaues sich ausspricht, noch von der unendlichen Geduld, die es erforderte, all diese Marmorfragmente zu sichten, auszuwählen, zu sägen und annähernd in ihren Maßen auszugleichen*).

Wie nun diese Fassade am Ende des vierzehnten Jahrhunderts sich darstellte, etwas beladen mit ihrem Schmuck und protzig, durch die unverhältnißmäßige Breiteentfaltung immer noch plump, war es für ihre orientalisch schwere Majestät wünschbar, sie mit etwas mehr Leben, Leichtigkeit, Grazie zu erfrischen. Dieses Zaubermittel besaß die Gothik. Die Umwandlung der Fassade trat in ihr letztes Stadium. Dem Massivgelagerten begegnen geschickt die zwischen die obersten Rundgiebel eingefügten Tabernakel. Die Gothik war gewöhnt, mit ihnen die an der Fassade hinaufklimmenden Strebepfeiler zu krönen: hier, wo diese Pfeiler mit ihrem hochanstrebenden Drang fehlen, erregen die Tabernakel die Illusion, als wäre das, was sie zu krönen pflegen, vorhanden. In gleichem Sinn wirkt der gothische, keck aufstrebende Ziergiebel, der die alten Rundbögen des Obergeschosses neu einfaßte. Neben dem Erfolg, der Fassade mehr Höhenrichtung zu geben, war hierbei wohl die Hauptabsicht, durch einige Erhöhung der Front die Ueberdachung der Kirchenschiffe zu verstecken. Hand in Hand mit diesen Korrekturen, sind an den Eingangsportalen die Lünetten in gothischem Sinn umgebildet, und die Ornamente des neuen Stils in blendender Pracht und gesteigert durch die Traditionen des farbigen Mosaiks über die Fassade ausgestreut worden. Dies wurde die Ansicht der Kirche, wie sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Processionsbild von Gentil Bellini wiedergiebt**). Der Bau konnte als vollendet gelten.

Wenn man an S. Petronio in Bologna denkt, an die (bis vor Kurzem) kahle Domfassade von Florenz und S. Lorenzo daselbst, an

---

malern zu erwarten. — Bekannt ist das Wort Burckhardts, man könne an den Kapitellen der Markuskirche eine baugeschichtliche Repetition vornehmen.

*) Aus den Berichten Saccardo's über die Erneuerung der Inkrustation, seinen Klagen über den langsamen Fortgang der Arbeit und Bitten um Gewährung maschineller Hülfe kann man sich eine Vorstellung machen, wie viel Arbeit menschlicher Hände es kostete, die Marmorplatten richtig zu sägen. Derart war die Arbeit, welcher Albertus Magnus zusah.

**) In der Akademie zu Venedig. Das Bild giebt die Ansicht der alten Mosaiken, die darnach im 2. portafoglio des Ongania'schen Werkes wiedergegeben sind. Uebrigens Crowe und Cavalcaselle, ital. Malerei (deutsche Ausg.) V, 128.

Araceli in Rom und ungezählte andere Kirchen, deren Aeußeres im Rohbau stehen blieb, so hatten die Venezianer für den h. Markus doch eine große Sache erreicht. An dieser Kirche war immer weitergebaut worden, immer in gleichem Sinn, vierhundert Jahre lang, von den Zeiten Gregors des Siebenten und des ersten Kreuzzuges bis auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken und die Erfindung der Buchdruckerkunst. Sie wurde fertig, indessen die alte Peterskirche in Rom, ein Bau ehrwürdiger als die Mauern Roms, niedergerissen wurde, und so viele unserer stolzen gothischen Dome mit halbfertigen Thürmen stehen blieben. Ein Bau, der so langsam geworden und gewachsen ist, hat ein geheimnißvolles Leben und eine Individualität, welche nicht auf den ersten Eindruck zu fassen und zu begreifen ist. Unsere Bauten von heute erleichtern das schnelle Urtheil. Durch budgetmäßig festgestellte Raten in ihrem regelmäßigen Fortgang gesichert, bis in alle Winkel das Einzelne ihrer Ausstattung in Skulptur und Malerei festgestellt und vergeben, bekommen sie etwas Abstraktes, Leichtübersichtliches, welches auf der büreaukratischen Oede ihrer Entstehungsweise beruht. Nicht so jene alten Werke. Man muß vor ihnen langsam sein im Urtheilen.

Wenn man von dem Aeußeren der Markuskirche gesagt hat, sein Hauptreiz sei der historisch-phantastische, so wollen wir späterhin zusehen, ob nicht die rein künstlerischen Werthe dabei unterschätzt worden sind.

IV.
Die Markuskirche in den drei letzten Jahrhunderten der Republik.

Finanzen der Kirche. — Die Renässance. — Mosaikproceß von 1563. — Barockstil in der Markuskirche. — Das achtzehnte Jahrhundert. — Goethe in Venedig.

Die erste Gründung der Kirche war aus den privaten Aufwendungen des Dogen geschehen, und auch von der Herstellung durch den Dogen Urseolus im zehnten Jahrhundert wird man das Gleiche vermuthen dürfen. Dagegen heißt es von dem Bau des elften Jahrhunderts, er sei aus öffentlichen Mitteln geschehen. Weder eine alte noch eine urkundliche Bestätigung dafür liegt vor; thatsächlich ist aber seit dem zwölften Jahrhundert das Amt der Prokuratie von S. Marco nachweisbar, und wie dieses Amt später eines der ausgezeichnetsten und höchsten in der Republik wurde — es sind dann Prokuratorenlisten erdichtet worden, die bis in das Gründungsjahrhundert zurückreichen —, so ist

sein Ursprung sicherlich ein Akt der öffentlichen Gewalt. Es ward errichtet für die Vermögensverwaltung der Kirche, und auch die Bauhütte hing davon ab. Kein Zweifel, daß dieses Vermögen vor allem aus den Besitzungen und Einkünften im griechischen Reich und in den Kreuzfahrerstaaten bestand; als die unteritalischen Handelsplätze einer nach dem anderen von der normannischen Macht umklammert wurden, setzte die griechische Regierung fest, daß alle Amalfitaner, welche im Umfang des Reiches Geschäfte hätten, dem h. Markus Steuer zahlen mußten. Aus dem Transport- und Auswanderungsgeschäft nach dem heiligen Land, an welchem venetianisches Kapital lebhaft betheiligt war, zog auch die Kasse von S. Marco Gewinn*), und große Einnahmen aus dem Kolonialbesitz setzt es jedenfalls voraus, daß man im dreizehnten Jahrhundert den Plan einer so verschwenderischen Ausstattung der Kirche fassen konnte. Hierzu muß man die Darbringungen der Gläubigen in Rechnung ziehen, die bei dem kostbaren Reliquienschatz und den Indulgenzen der Kirche gewiß nicht niedrig anzunehmen sind**). Mit dem vierzehnten Jahrhundert sieht man den Staat den Finanzen der Kirche nachhelfen: der große Rath gewährt Credite für die Markuskasse, die sich anscheinend nur schwer von den Verlusten in Folge der Erschütterungen im Orient erholen konnte. In dieser Zeit erhält der procurator operis b. Marci einen Collegen und 1365 wurden von der Kirche S. Basso für Amtswohnung und Geschäftsräume Häuser an der Nordseite des Platzes angekauft, an deren Stelle Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die (später sogenannten alten) Prokuratieen errichtet wurden***). Am Ende des Mittelalters findet man die Regierung bemüht, die Einverleibung reicher venezianischer Abteien in den Besitz der Markuskirche von der Curie zu erwirken; immer noch bedurfte die Baukasse bedeutender Einkünfte, nicht nur um außergewöhnlichen Schäden bei Brand oder Erd-

*) Sehr merkwürdig ist eine Urkunde bei Tafel und Thomas I, 216 ff. von 1196, eine Geldsubskription auf einer venetianischen Flotte. Hierbei erscheint die opera b. Marci an erster Stelle, vgl. auch doc. 82 von 1175.

**) Burckhardt, Gesch. der Renässance in Italien im ersten Paragraphen hat auf solche Einnahmequellen besonders hingewiesen und sie für Venedig mit dem Beispiel von Mad. dei miracoli und San Giovanni Crisostomo belegt. In diesen Zusammenhang gehört doc. 97 (wiederholt unter Nr. 828!). Am Himmelfahrtsfest 1268 wird in einer Dominikanerpredigt ein altes Wunder aufgetischt, an dem seiner Zeit — 30 Jahre zurück — ganz Venedig blind vorübergegangen sei. Der Prediger behauptete, bei einem Brand in der Kirche seien einige Reliquien wunderbar erhalten geblieben, sogar der Zettel an einem Fläschchen mit der Aufschrift: Blut Christi. Es wurde eine geistliche Conferenz berufen zur Feststellung dieses Wunders, und eine Gesandtschaft von Mönchen aus den beiden Bettelorden mit einem Schreiben des Dogen an den Papst geschickt. Jedenfalls wünschte man eine besondere Indulgenz zu haben.

***) Vorher, wenigstens im XIII. Jahrhundert, befand sich die Prokuratie auf der Thurmseite des Platzes. Martin da Canale, archivio stor. ital. VIII, 420 ff.

beben (ein solches ereignete sich 1511 in Venedig) zu begegnen, sondern vor allem, um die Kirche in allen ihren Theilen in gutem Stand zu erhalten*).

Es wäre wunderbar und ein seltenes Glück gewesen, wenn die Jahrhunderte seit dem fünfzehnten sich mit dieser Aufgabe begnügt hätten. Konnte man das aber erwarten, zumal von einem so selbstbewußten und unternehmungslustigen Jahrhundert wie das sechszehnte? Die Markuskirche erreichte ihre Vollendung in einem Zeitpunkt, wo die Stilweisen, die an ihr zum Ausdruck gekommen waren, von einer heftigen Bewegung des allgemeinen Lebens schroff zur Seite gedrängt wurden. Außer dem System der Kuppeln, worin sie ein Problem der neuen Zeit berührte, ja vorbildlich wirkte**), war so vieles an ihr, und zumal die Fassade, was der Renäissance monströs erscheinen mußte. Palladio, in eben diesem Jahrhundert, schrak nicht zurück vor dem Gedanken, den alten Dogenpalast zu zerstören. So viel Ueberhebung war in diesen Menschen. Doch ließ es die öffentliche Meinung nicht dazu kommen. Auch eine so viel geringere Sache, der Plan, die zwei Pfeiler von Akkon durch ein verbindendes Gebälk zu einer Aedikula umzugestalten und daraus ein neues Dekorationsstück zu schaffen, wurde durch den allgemeinen Tadel verhindert, der diese alten Spolien nicht angerührt wissen wollte***). Es war wohl ein Glück, daß die ins Auge fallenden Plätze für plastische Ausschmückung in der Markuskirche, so besonders die Chorschranken bereits ausgefüllt waren, so daß die Werke eines Leopardi und Sansovino zwar die Zahl der Kunstschätze dieser Kirche vermehren, aber ihrem Gesammtbild keinen wesentlichen Zug hinzuthun konnten. Damals sind die Flaggenmasthalter errichtet worden, über denen die Fahne der Republik inmitten der Banner der beiden Königreiche von Cypern und Kandien wehte, und Sansovino bildete an der Loggietta Zeus und Afrodite zum Zeichen, daß die Eilande, die jene Götter geboren, jetzt dem Markuslöwen gehorchten. Aber die Markuskirche erfuhr keinen Eingriff, und ihre Sonderstellung blieb für alle folgenden Zeiten auch darin offenbar, daß die ersten Architekten der

*) Die ältesten Gutachten über die Beständigkeit des Baues im Urkundenband sind von 1470. Sehr zu beklagen ist, daß in diesem Band für die Geschichte der Vermögensverhältnisse der Kirche nicht entfernt die Vollständigkeit auch nur des anderwärts gedruckten Materials erstrebt ist, geschweige denn, daß das Archiv der Prokuratoren nach dieser Seite ausgebeutet wäre. Die wissenschaftliche Instruktion dieses Urkundenbuchs steht tief unter seiner typographischen Ausstattung.

**) Burckhardt in der Gesch. der Renäss. nennt diesen Kuppelbau das wichtigste Vermächtniß des Byzantinismus an die Renäissance, welches über Venedig kommt.

***) 1530 doc. 176.

Stadt, ein Sansovino, Longhena, Tiralli es als eine ihrer Künstlerstellung zukommende Ehre ansahen, „Proto" von San Marco zu sein. — Dennoch gab es eine Stelle, wo das klassische Jahrhundert der venetianischen Malerei seinen Stempel auf die Markuskirche drückte. Seit alten Zeiten hatte der Grundsatz bestanden, daß jeder in der Kirche angestellte Meister des Mosaiks verpflichtet sei, sich Schüler zu erziehen, die seine Nachfolger werden könnten, und so möchte man denken, es sei eine wunderbare Kontinuität des Stils aus dieser Festsetzung erwachsen. War aber in früheren Epochen die Malerei in Abhängigkeit vom Mosaikenstil gerathen, so erfolgte hier das Umgekehrte, und nicht genug, daß man die Häupter der Maler, Tizian und Tintoretto, damit betraute, die Cartons für die Mosaiken zu entwerfen, ein Verhältniß, welches dann immer so geblieben ist, man ging soweit, Oelbilder auf Leinwand in diese Kirche der steinernen Pracht aufzunehmen*). Ein seltsamer Moment in der Geschichte der Markuskirche! Nur an einzelnen, wenig bedeutenden Theilen sind aus dem Mittelalter Namen von Künstlern erhalten geblieben, die ihre Kräfte diesem Bau gewidmet haben. Jetzt hielt das „Künstlerthum" der Renässance seinen Einzug, und alsbald entstand ein Konflikt, man möchte sagen, zwischen dem Geist des ehrwürdigen Baues und der Virtuosität der neuen Zeit. Wir gedenken hier der berühmten Episode des Mosaikprocesses vom Jahr 1563.

An die Prokuratoren waren schon eine Weile Klagen gelangt über die Unsolidität der Mosaikarbeit in der Kirche. Sie hoben in Folge dessen, da in den Verträgen eine Bestimmung war, wonach jedes Mosaikfeld, welches über das Bedungene hinaus fertig gestellt werde, besonders honorirt wurde, diese Vergünstigung auf in dem Glauben, damit den Anreiz zur Geschwindarbeit zu entfernen. Weil man aber auf der Prokuratie der Meinung war, und nicht ohne Ursache, daß jenen Anklagen ein gut Theil Neid der schlechter bezahlten Mosaicisten gegen die Angeseheneren und höher Bezahlten, der Handwerker gegen die „Künstler" zu Grund liege, so ließ man bei dem Widerruf jener Lohnbestimmung eine Ausnahme bestehen zu Gunsten der Brüder Zuccato. Diese Zuccato gehörten zu dem Kreis, der sich eine Zeit lang um Peter Aretin be-

*) Ein Tizian verbrannte 1579 am Hochaltar während eines zu Ehren der Anwesenheit fremder Fürstlichkeiten veranstalteten Kirchenfestes, doc. 887 ff. Ein Tintoretto doc. 883 genannt. Malerei auf Holz war längst vorhanden, auf der Rückseite der Altartafel und an den Orgelflügeln. Schön sagt Zendrini im vorigen Jahrhundert: le pitture sopra della tela sono affatto da proscriversi in questo tempio, dove tutto deve gareggiare con l'eternità.

wegte, und in dem künstlerische Feinfühligkeit mit moralischer Indifferenz so ziemlich gleichen Schritt hielt. Der Vater war Maler gewesen; der junge Tizian hatte bei ihm gelernt und dann mit den Söhnen eine nahe Freund- und Gevatterschaft bewahrt. So daß die Prokuratoren mannigfache Gründe hatten, auf die Zuccato Rücksicht zu nehmen. Indessen hörten die Anklagen nicht auf, und da sie sich jetzt ausdrücklich gegen die Zuccato richteten, so strich die Prokuratie auch ihnen die Vergünstigung aus dem Kontrakt*); ja sie konnte nicht umhin, eine technische Untersuchung der Beschaffenheit ihrer Arbeit einzuleiten; denn es war nicht mehr und nicht weniger über sie ausgesagt worden, als daß sie Betrug geübt und einige Stücke, statt sie in Mosaik auszuführen, mit dem Pinsel gemalt hätten. Die Sache nahm eine kriminelle Wendung, und die Untersuchung mußte mit aller Peinlichkeit geführt werden. Eine ganze Anzahl von Fragen der Mosaiktechnik waren hierbei zu erörtern. Alte Uebung war es, daß die Figuren nicht nur im Umriß auf den Kalkgrund gezeichnet, sondern al fresco gemalt wurden, damit beim Einsetzen der Pasten die Fugen, in denen der Grund emporquoll, bereits die richtige Tönung besaßen. Ja, um dem Uebel, daß eine Farbfläche durch die Kalkfugen nicht wie brüchig erscheine, noch besser zu begegnen, pflegte man nachträglich das Mosaik mit Aquarellfarbe zu übergehen und dann abzuwaschen; wo die Farbe in den Fugen auf den Kalk traf, hatte sie sich verbunden; von den Glas- und Steinkörperchen verschwand sie wieder**). War dies immer Uebung gewesen, so konnte es der Cinquecentostil noch weniger entbehren, da bei der geringeren Härte des Umrisses und der lebhafteren Bewegung der Figuren dringend auf klare Tongebung zu sehen war. Es scheint aber, daß Zuccato hierin ein übriges gethan, und die Farbe nicht heruntergewaschen***), das Mosaik also lasirt hatte. Immerhin war dies eine Sache der Technik, wobei sich über ein Mehr oder Weniger streiten ließ; dagegen erfuhren die Anklagen nur zu sehr ihre Rechtfertigung, als in der That

---

*) Der Widerruf wurde wiederholt „nemine excepto“. Die Akten docum. von 254 an. Der Proceß 275—302.

**) Per tingere la calcina et etiam per dargli un certochè di vaghezza doc. 282; ich muß dahingestellt sein lassen, ob nicht dieses Mittel erst dann angewendet wurde, als das Geheimniß, den Kalkgrund in größerer Ausdehnung bis zur Fertigstellung des Mosaiks frisch zu erhalten, verloren gegangen war.

***) Ich schließe dies aus der Aussage des Pistoia: il musaico che resta di sopra la calcina non si vede nelle antique che sij sta aggiustado da penello, doc. 287. Auch Paul Veronese tadelt die Uebermalung; sie störe die Zeichnung. Gegen diese Beiden richtet sich offenbar die ironische Bemerkung Tizians, er verstehe nichts vom Technischen und müsse das Urtheil darüber „a questi zoveni dipentori“ überlassen. Auf gut venezianisch!

das Mosaik abgewaschen wurde und dabei ein Stück Kalkgrund mit daraufgemalten Wolken und Thürmen verschwand, so daß der blanke Goldgrund zu Tage trat. Die Prokuratie wollte nichts übereilen. Die ersten Künstler der Stadt wurden zum Augenschein eingeladen; das Protokoll zeigt sie vor dem strittigen Mosaik auf der Empore über dem Eingang der Kirche versammelt, Tizian, Tintoretto, Veronese, Schiavone. Tizian, der Aelteste, giebt sich die erdenklichste Mühe, den Freunden zu helfen; er hat unter der Hand mit den anderen gesprochen und ihnen zugeredet; aber es nützt nichts, daß er die vorzügliche Gesammtwirkung des Mosaiks hervorhebt, daß Tintoretto vorsichtig sekundirt: es kommen nachträglich noch mehr belastende Manipulationen der Angeklagten ans Licht; es konnte kein Zweifel sein an dem Betrug. — Die Haltung der Prokuratie, die Untersuchung und der Urtheilsspruch ist merkwürdig und bezeichnend für den Geist der venezianischen Verwaltung. Sie wollte sich rücksichtslos Klarheit verschaffen über das Vergehen, aber sie wollte darnach die Künstlerschaft nicht reizen und urtheilte mild*). Von einer Strafe sah man ab und verlangte nur die civilrechtliche Entschädigung; der Künstler sollte die schlecht befundenen Theile zerstören und auf seine Kosten erneuern; auch wurde ihm der Gehalt so lange gesperrt. Nach wenigen Jahren ist er wieder in allen Gnaden; sogar der Gehalt wurde ihm erhöht. — Der Fall blieb nicht vereinzelt; er hat sich mit der zunehmenden Unsolidität in technischen Dingen in den folgenden Zeiten wiederholt**); doch ist durch die Personen, die hier auftraten, der Proceß von 1563 einzig geblieben.

Im letzten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts entging die Markuskirche großen Gefahren. Am 10. Mai 1574, da der Doge am Jahres-

*) Doc. 299: quando che le Signorie volessero far procieder come se conveniria a simile e cosi importante caso, li detti Zuccati venirianno a esser castigati di quella pena che saria condegna alli errori et inganni commessi; pur niente di manco volendo Suo Signorie proveder alla indennità et all' honor di essa chiesa, mitius agendo et più tosto peccando in misericordia u. s. w. Aehnlich in dem Verfahren gegen Al. Leopardi und gegen Sansovino, als 1545 die Decke des oberen Saales der Bibliothek einstürzte. Die Sache der Zuffato ist nach den Akten sehr viel klarer, als manche moderne Darstellungen erkennen lassen. Die Einzelheiten sind sehr unterhaltend, zumal die Denunciation der Ankläger als Falschmünzer und Lutheraner!

**) 1665 fraude di pittura, doc. 487. Zanetti (1771), pittura ven. 576 Anm. sagt, es seien noch vario cose dipinte zu sehen. Bei den neuerlichen Restaurationsarbeiten konnte man feststellen, daß genau wie an den römischen Mosaiken statt der Glas- oder Steinkörperchen an zahllosen Stellen Gipsstückchen in die Lücken gestopft waren, welche dann übermalt wurden. Die Farbe verschwand mit der Zeit, und auf der Mosaikfläche erschienen überall kleine weiße Punkte. Saccardo, i restauri 14 und 34. Anklage wegen Pinselarbeit mußte leider noch im vorletzten Dezennium erhoben werden.

tag seiner Thronbesteigung ein Essen gab, brach in der Küche des Palastes Feuer aus, welches eine böse Richtung nahm und die berühmten alten Wandmalereien im Saal des großen Rathes zerstörte. Die Kirche hatte nicht viel mehr als den Schrecken. Doch war sie kurz vorher ähnlich bedroht worden, und die Crypta wurde zugemauert; denn in den äußeren Verwicklungen des Staats war Anlaß zum Verdacht, es möchte von ruchloser Hand in den unterirdischen Räumen Sprengstoff angehäuft werden, um Doge und Senat, wenn sie zu feierlicher Gelegenheit im Chor der Markuskirche versammelt wären, unter den Trümmern zu begraben*). Aber die Kirche trat unversehrt in das siebzehnte Jahrhundert.

Es gab ein altes Ceremoniell für den Osterbesuch des Dogen in seiner Kirche; er kam am Sonntag früh in feierlichem Zug mit der ganzen Regierung und den Gesandten der fremden Mächte und ließ mit dem ehernen Ring an die geschlossene Hauptthüre klopfen und die Frage hineinrufen: wo ist Jesus der Gekreuzigte? Wenn dann die Antwort kam: Er ist nicht hier, den ihr suchet; Christ ist auferstanden, so wurden die Pforten dem Zuge geöffnet, der oberste Geistliche stieg hinab in die Gruft, kam wieder herauf und küßte — nach dreimaliger Wiederholung des Surrexit Christus — den Dogen. Ein Brauch, den die griechische Kirche noch heute bewahrt hat. Dies hörte auf in dem Venedig des siebzehnten Jahrhunderts. „Heutzutage, heißt es in dem alten Ritual**), wäre es undenkbar, solches sich gegen die Majestät zu erlauben." Es war das Jahrhundert der Perrücke und des überspannten Ehrgefühls. Die Markuskirche, einst das Forum und die Scene historischer Geschehnisse, wurde jetzt ein Festsaal für Pomp und Schaustellung, und nie war die Aufgabe des Ceremonienmeisters der Kirche, der mit silberbeschlagenem Stock seines Amtes waltete, schwieriger gewesen. Alles wurde rauschender, überladen und lärmend. Das Uebermaß des Schießens auf dem Platz und dem Wasser rief wiederholte Verbote hervor, weil die Detonationen das Mosaik schädigten***). — Nach den klassischen Meistern des sechszehnten Jahrhunderts, den Vertretern der strengen Kirchenmusik, dem Willaert

*) 1569 doc. 881. Ebenso 1606 doc. 366, aus der Zeit des Streites mit Papst Paul V. Neben solchen Möglichkeiten erscheint der Gedanke des spanischen Attentats vom Jahr 1618 nicht mehr vereinzelt.

**) Pasini, im Text S. 66.

***) Doc. 470 (1648) gegen das Abfeuern von Mörsern in piazza. 571 (1697). Die Schiffe in der Nähe sollen nur bei ihrer Ankunft schießen. — Aelter sind die Verordnungen zum Schutz gegen Feuersgefahr; zumal bei der Himmelfahrtsmesse wird den Buden ein gewisser Abstand von der Kirche vorgeschrieben, schon 1481, docum. 851 ff. 374.

und den beiden Gabrieli schwang jetzt Claudio Monteverde den Taktstock als Kapellmeister, der als kühner Neuerer durch reichere Harmonik und instrumentale Kühnheiten allenthalben von sich reden machte. Und so war denn auch kein anderer als Balthasar Longhena Proto der Markuskirche; von 1630—81 liest man seinen Namen in den Quittungen und Gutachten über ihren baulichen Stand. Unter diesem Verwalter, der den wohlklingenden, ja in der Harmonie venetianischer Veduten kaum entbehrlichen Kuppelkontur von Madonna della Salute geschaffen, bekam der heilige Markus die Teufeleien der Barockdekoration zu spüren. Allenthalben an den Wänden prangten Wappenschilde von schwülstigen und umfangreichen Emblemen umgeben, Fahnen hingen herab, allegorische Figuren, Modelle von Schiffen voll Silber und Vergoldung drängten vorlaut ihr unruhiges Profil in die ehemals so zurückhaltend gestimmten Wandflächen des Tempels. Es war wohl altes Herkommen, daß der Doge zum Zeichen des Patronats seinen Wappenschild in der Kirche aufhing; gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts zählte man fünfundzwanzig solcher Schilde, die zum Gedächtniß geblieben waren. Man liest, wenn ein Doge verstorben war und nach SS. Giovanni und Paolo überführt wurde, so habe der Zug Halt gemacht vor der Markuskirche: hier an der Hauptthür wurde der todte Leib neunmal erhoben; der Schild aber, mit dem die Bahre überdeckt war, wurde hineingetragen und aufgehängt. Im siebzehnten Jahrhundert wuchs nicht nur die Anzahl, sondern vor allem der Umfang dieses Schmucks entsprechend der zunehmenden Prunksucht des miles gloriosus. Noch einmal warfen die Heldenthaten des Franz Morosini einen blutigrothen Schein vom griechischen Boden auf die Serenissima dominante. Es war eine der größten Ceremonien, die San Marco erlebte, diese Kirche, die den Besuch so vieler Fürsten und Könige empfangen, die den Verzicht der Catharina Cornaro auf die Krone Cyperns gehört, als im Auftrag des Papstes Morosini, der Türkensieger, am Hochaltar mit dem geweihten Hut und Degen bekleidet wurde. Aber man war genöthigt, dem Prunk Halt zu gebieten. Ein Beschluß des großen Raths von 1688 verfügte ein Normalmaß für jene Gedächtnißembleme, „damit sie nicht die Schönheit des ehrwürdigen Ortes stören, die Sicherheit des Baues gefährden oder gar durch Herabstürzen die Kirchenbesucher verwunden möchten“. Von da ab wurde strenge Aufsicht geübt, ja dreißig Jahre später wurde durchgesetzt, daß alle diese Wappen und Zuthaten gänzlich aus der Kirche zu entfernen seien*). Deutlich kündigte sich

*) Docum. 550. 630—37.

in dieser Säuberung an, daß mit dem achtzehnten Jahrhundert eine neue Strömung sich Bahn geschafft hatte. Nicht nur daß die Wände der Kirche von den eingeschlagenen Haken, die der Befestigung jener großen „macchine“ dienten, sehr gelitten hatten: überhaupt hinterließ das siebzehnte Jahrhundert den Bau in der Gefahr des Verfalls; seit Sansovino ihn durch eine eiserne Verankerung neugefestigt hatte, war so gut wie nichts geschehen. Jetzt aber mit der Frage der dringenden Herstellung tritt der Name Zendrinis hervor, des später so berühmt gewordenen Erbauers der murazzi zwischen Malamocco und Chioggia. Seine Gutachten, die 1721 beginnen, sind voll Bewunderung der sicheren Grundanlage des alten Baues. Zugleich ergriff man mit Nachdruck die Aufgabe, das Mosaik in Stand zu setzen, und hier stieß man auf einen Punkt, der deutlich wie manches andere den Niedergang der Republik ahnen ließ. — Immer war eifersüchtig über den ausschließlichen Besitz der Glasindustrie von Murano gewacht worden, welche den Rohstoff für die Mosaiken lieferte; noch im sechszehnten Jahrhundert war ihre Beaufsichtigung der Kompetenz des damals mächtigsten Faktors der Staatsgewalt, des Rathes der Zehn, vorbehalten*). Hatte es sich aber im siebzehnten Jahrhundert vereinzelt ausgewiesen, daß entgegen alter Vorschrift und Ueberlieferung, wonach jeder Mosaicist der Markuskirche sich Schüler zu erziehen habe, in ganz Venedig keiner aufzutreiben war, so wurde mit dem achtzehnten dieser Uebelstand andauernd. Kunst und Künstler dieses Zweiges hatten sich nach Rom gezogen, wo für die Ausschmückung der Peterskirche und zumal seit Urban VIII. durch die große Aufgabe, die Altarbilder in Mosaik nachzubilden (da man diese selbst in die Pinakothek zu bringen wünschte) ein blühendes Atelier entstanden war**). So waren es denn römische professori di mosaico, die im achtzehnten Jahrhundert an San Marco gearbeitet haben, und in den Verträgen mit diesen an die Malereien der Bologneser Akademie gewöhnten Künstlern begegnet zuerst die Unterscheidung der alten Markusmosaiken als eines „stile gotico“***). Aus den Akten, die von diesen umfänglichen Restaurations-

*) Ranke, sämmtl. Werke B. 42 zur venet. Geschichte S. 51. Sehr merkwürdig docum. 185—95, wo ein Glasarbeiter sich erbietet, die Glaspasten für die Markuskirche auf fünf Jahre umsonst zu liefern, wenn die Zehn seinen Sohn, der wegen einer Blutthat flüchtig geworden war, vom Bann lossprächen. Die Zehn gehen auf diesen Handel ein.

**) Gerspach, la mosaïque, 185 ff.

***) Docum. 688. — 1634 wird zum ersten Mal nach Rom geschrieben (439 f.). Dann 1701 (574). 1715 beginnen die Unterhandlungen mit Leop. dal Pozzo, dem Bedeutendsten. 1746—51 Correspondenzen mit den Agenten der Re-

arbeiten übrig geblieben sind, ist ein Ton herauszuhören, der sie von der mehr geschäftlichen Fassung der älteren unterscheidet. Daß die Markuskirche ein Monument sei, einzig in seiner Art, von unvergleichlich feiner Stimmung, von unantastbarer Ehrwürdigkeit, war nie so ausdrücklich bemerkt worden. Als die Republik eben jetzt von König Ludwig XV. einige Gebeine des heilig gesprochenen Peter Urseolus zum Geschenk erhielt, hätte man gern einen neuen Altar in der Kirche errichtet, um den irdischen Resten dieses Dogen den gebührenden Ehrenplatz zu schaffen. Zahllose Vorschläge wurden gemacht und viel Papier verschrieben in Rede und Gegenrede; aber man fand schließlich nicht mehr den Muth, irgend einen Platz zu ändern, etwas von seiner Stelle zu rücken und so die „ottima venerabile armonia“ zu stören. Die Gebeine des Heiligen wurden bei ihrer Ankunft höchst feierlich empfangen und mit der vollendeten Etikette, die jedes öffentliche Auftreten dieses alten venetianischen Regiments kennzeichnete; aber sie mußten dann in das Magazin der Schatzkammer wandern*). Den glänzenden Schein alter Herrlichkeit verstand die Stadt wunderbar zu bewahren. Es war kein Ende der Feste und Processionen und Regatten und Ceremonien. Doch fingen die Kleider an, die Leute zu machen; die hohen Beamten in den herkömmlichen Farben und Posen gleichen allmählich Schauspielern in erborgtem Staat; man darf sich vor ihren Bildern nicht mehr der grandiosen Tintorettoporträts des Dogenpalastes erinnern, in denen die Erbweisheit venetianischer Aristokratie so unerhört eindrucksvoll verkörpert ist. Venedig war eine Fremdenstadt geworden, unerschöpflich an Sehenswürdigkeiten, an Gelegenheiten für die menus plaisirs und Abenteuer der eleganten Welt, die hier ständige Maskenfreiheit genoß. Man fand nicht anstößig, ein Seil vom Dogenpalast über die Piazzetta zur Bibliothek zu spannen, damit Seiltänzer ihre Künste zur Schau stellen könnten; der Kapellmeister der Markuskirche mochte neben seinen geistlichen Messen die komische Oper für den Karneval schreiben, und man drängte sich wie in einen Concertsaal in die Kirche, um die berühmtesten Geigenvirtuosen des Jahrhunderts, einen Vivaldi und Tartini im Orchester von San Marco zu hören. In dem Karnevalstreiben der Lagunenkönigin kam die alte Kirche nun wieder zur höchsten Geltung als ein glänzendes Requisit und ein Phantasiekostüm kühnsten Wurfes. Der Geschmack an Kunststücken und Seltenheiten, an Chinoiserieen und Theater-

publik in Florenz, Neapel und Messina und mit dem Gesandten in Rom. (686—716.)

*) Docum. 653 ff.

dekorationen fand sich hier befriedigt wie das malerische Auge der Kenner.

Mit der Mitte des Jahrhunderts trat ein Umschwung ein in der Strömung des öffentlichen Geistes; man erwachte wie aus einem Rausch, ernüchtert. Die Urtheile über die Markuskirche werden bedingter, kühler. Als Cornaro sein Werk über die Kirchen von Venedig schrieb (1749), schloß er sich bei San Marco der Ansicht eines Vitruvkommentators aus der Renässancezeit an, die Kostbarkeit sei zu rühmen, aber nicht die Kunst. Temanza fand die Fassade bei aller Pracht grottesk*). Die allmähliche Geschmackswandlung war längst durch einen doktrinären Radikalismus verschärft, als Goethe nach Venedig kam, auf der Suche nach der Form in die Stadt der Farbe. Er hatte die Iphigenie in der Tasche, um sie in Verse umzudichten; er bewunderte Palladio und konnte sich nicht satt sehen am Hof der carità; sogar einen Vitruv wollte er sich kaufen. Es war nicht anders möglich als daß seinen Augen der Dogenpalast „höchst sonderbar" vorkam und daß die Markuskirche seinen Spott erregte: „Die Bauart, so urtheilte er in Briefen, ist jeden Unsinns werth, der jemals drinnen gelehrt oder getrieben worden sein mag; ich pflege mir die Fassade zum Scherz als einen kolossalen Taschenkrebs zu denken. Wenigstens getrau ich mir irgend ein ungeheures Schaalthier nach diesen Maßen zu bilden." Es waren Stimmungen des Zeitmoments, nicht Meinungen der reifen und ruhigen Erwägung**). Aber furchtbarer Ernst folgte auf dem Fuße. Die venetianischen Epigramme sind respektlos gegen den Markuslöwen, „den neuen geflügelten Kater"; aber die Revolution kam und riß ihn herunter von den Portalen und Säulen und pflanzte den Freiheitsbaum auf an der Piazzetta. Es war wie eine capitis deminutio der alten Republik Venedig, als die neue französische das stolze Viergespann der ehernen Pferde von der Fassade der Markuskirche herabnahm und als Trophäe nach Paris schleppte; das venetianische Gebiet ward bei dem nächsten Friedensgeschäft an Oesterreich verhandelt. Die Stadt erlebte noch eine Reihe ruhiger Jahre — so ruhig, daß 1799 hier das Conklave am besten glaubte sich versammeln zu können, um den neuen Papst zu wählen; dann aber, 1805, als Venedig mit dem napoleonischen Königreich Italien vereinigt wurde, begann eine Aera gewaltsamer Neuerungen. Inmitten der Säkularisationen, Zerstörungen, Neuschöpfungen wurde San Marco wenig berührt, ja sie wurde, da der Patronat

*) Flam. Corner, a. a. O. decas 13, p. 122. Temanza, antica pianta, 27.

**) Diese Briefstellen (29. Sep. 1786) sind in der italienischen Reise unterdrückt.

des Dogen aufgehört hatte, zur Patriarchatskirche erhoben, die sie seitdem geblieben ist. Mit dem Wiener Congreß und seinen Beschlüssen wurde Venedig dem vergnüglichen Stillleben einer österreichischen Garnisonsstadt zurückgegeben; die vier Pferde kamen aus Paris zurück auf ihren alten Platz, und überhaupt ließ sich die österreichische Verwaltung die Bewahrung der ehrwürdigen Baudenkmäler angelegen sein in dem Geist der romantischen Neigungen, der über Europa sich ausgebreitet hatte. Es ist eine von Kaiser Franz Josef bewilligte Summe (21000 fl. jährlich), die Ende der fünfziger Jahre festgesetzt und später vom italienischen Staatshaushalt übernommen, heute noch die Deckung bildet für die Restaurationsarbeiten an der Kirche.

(Schluß folgt.)

Die gewerblichen Gilden des Mittelalters.

Einer unserer bedeutendsten Culturhistoriker hat das Mittelalter als die Zeit der genossenschaftlichen Bildungen bezeichnet und in dieser Beziehung in schroffen Gegensatz zu unserer Zeit, der Zeit des ausgebildeten Individualismus gestellt.

Obwohl eine solche Gegenüberstellung vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als Gustav Freytag sie aussprach, vollkommen berechtigt war, so erscheint sie augenblicklich doch weniger packend, da wir unzweifelhaft schon wieder einem Zeitalter genossenschaftlicher Bildungen zusteuern oder vielmehr schon mitten darin stehen.

Aber gerade aus diesem Grunde möchte es von Interesse sein, eine der wichtigsten genossenschaftlichen Bildungen des Mittelalters, welche noch bis vor einem Menschenalter das ganze Gewerbsleben in ihren Banden gefesselt hielt, die Zunftbewegung, in ihren Grundlagen und ihrer Entwicklung etwas näher zu betrachten und zu würdigen.

Schon die Namen dieser Genossenschaften sind charakteristisch. Am wenigsten noch der am weitesten verbeitete Name „Zunft". Er ist ursprünglich süddeutsch und erst durch Gelehrte in jüngster Zeit für die Gesammtheit derartiger Handwerkervereine in Gebrauch gekommen. Seine ursprüngliche Bedeutung ist Zusammenkunft und Uebereinkunft. Er bezeichnet also ebenso wie der jetzt so beliebte Namen „Innung" nur die Genossenschaft im Allgemeinen, soweit sie auf freiwilligem Zusammenschluß beruht.

Auf besondere Eigenschaften der Handwerkergilden aber weisen die in norddeutschen Gebieten gebräuchlichsten Namen: „Amt" und „Gilde". Das Wort Gilde ist ebenso urdeutsch, wie die damit belegten Vereinigungen urdeutsch sind. Da es von „gelten" abgeleitet, ursprünglich die Vergeltung, die Buße, das Opfer bedeutet, so kann man zweifelhaft sein, ob es deshalb zur Bezeichnung der Vereinigungen gebraucht wurde, weil bei ihren Zusammenkünften Opfer gebracht wurden oder weil jede

Verletzung ihrer Satzungen vergolten werden, d. h. mit einer Buße gesühnt werden mußte. Die ältesten, „Gilden" genannten, Genossenschaften lernen wir kennen in Zeiten, in welchen in Norddeutschland das Christenthum seinen Einzug hielt; sie waren noch auf dem Boden des Heidenthums erwachsen; es sind die sogenannten ländlichen Schutzgilden, deren letzte Trümmer sich in entlegenen Gegenden noch zu unserer Zeit nachweisen lassen.

Diese Gilden hatten im Gegensatze zu allen staatlich autorisirten Verbänden den Zweck, dem Genossen in den Nothfällen, in welchen ihn die damals noch unentwickelten Organisationen von Staat und Kirche im Stiche ließen, Rath und Hülfe zu gewähren. Bei Feuersgefahr und Kindesnoth, bei Todesfällen, beim Bau oder der Erneuerung des Hauses waren die Gildengenossen, im engeren Sinne als Nachbarn bezeichnet, verpflichtet unentgeltlich dem vom Unglücke betroffenen beizuspringen. War dies der erste und ernste Zweck der Gilde, so fehlte ihr doch auch die freundliche und gesellige Seite nicht: jährliche Vereinigungen mit Zechgelagen führten die Genossen zusammen, brachten sie persönlich einander nahe. Diese Verbände, welche schon in den Zeiten nachweisbar sind, als in unseren Gegenden nur Bauern wohnten und man noch nicht an Städte dachte, waren die Vorbilder der späteren Handerwerkergenossenschaften. Ich sage mit Absicht Vorbilder, denn an eine unmittelbare Entwicklung des städtischen Verbandes aus dem ländlichen ist nicht zu denken, nur die Form wurde übernommen, der neue Zweck gab neuen Inhalt.

Wie der Namen: „Gilde" also die Form der Vereinigung charakterisirt, so ist der zweite Namen: Amt bezeichnend für die Auffassung von dem Zwecke der Verbände.

Das ebenfalls urdeutsche Wort Amt, alt ambacht, bedeutet ursprünglich den Dienst lateinisch: ministerium. In Norddeutschland bezeichnet es ebenso die Vereinigung der Genossen selbst, wie das Recht, welches die Zugehörigkeit zu derselben gewährt und die Pflicht, welche dieselbe auferlegt. Es ist daher wohl berechtigt, daß man unter dem Ausdrucke dasselbe begreift, was wir im allgemeinen jetzt unter dem Worte „Amt" verstehen. Der mittelalterliche Handwerker sah eben in seiner Thätigkeit nicht eine freie, auf rein persönlichen Erwerb gerichtete Arbeit, sondern er übte sie aus wie ein Beamter d. h. unter Verantwortlichkeit gegen das Gemeinwesen, welchem er angehörte, ja im Interesse, im Auftrage desselben.

Diese Anschauungen legen es nahe, hierin eine Parallele zu den modernen socialistischen Bestrebungen zu sehen, welche darauf hinaus-

gehen, den Staat zum einzigen Arbeitgeber und dem entsprechend alle Gewerbetreibenden zu Beamten des Staates zu machen. Aber die Aehnlichkeit reicht nicht weit, der Unterschied ist ein sehr großer. Nicht nur darin liegt er, daß der Staat, in welchem und für welchen der mittelalterliche Arbeiter wirkte ein bei weitem beschränkterer war, als der Staat, welchen die Socialisten als Arbeitgeber sich denken; den Hauptunterschied macht die Thatsache, daß der mittelalterliche Handwerker mit eigenem Rohmaterial und eigenem Werkzeuge, in eigener Werkstatt, um es kurz zu sagen, auf eigenes Risiko und mit eigenem Kapitale arbeitete, während die Socialisten gerade den Arbeiter von jedem persönlichen Risiko entlasten und ihm das allgemeine Kapital des Staates dienstbar machen wollen. So ermöglichte und förderte die mittelalterliche Einrichtung die Weiterbildung des Gewerbes, indem sie jedem Arbeiter die Sorge für seine Erhaltung aufbürdete und ihn so zu dem Bestreben spornte, seine Lage zu verbessern, während die von den Socialisten angestrebte Organisation gerade diesen Stachel zur Thätigkeit beseitigen würde. Im Gegensatze aber zu unseren heutigen Zuständen war der Egoismus, welcher den Handwerker vorwärtstrieb, gezügelt durch das Bewußtsein, daß er für gute Arbeit der Stadt, welche ihm das Recht zum Gewerbebetriebe gab, verantwortlich war. So konnte eine Concurrenz, wie sie leider die heute geltende Gewerbefreiheit mit all' ihren schlimmen Folgen hervorgerufen hat, nicht aufkommen.

Andererseits bedingte aber die mittelalterliche Gildeverfassung ein Monopol, welches wie alle Monopole auf die Dauer schädlich wirken mußte.

Mit diesen Darlegungen ist schon die stärkste und zugleich schwächste Seite des im Gildewesen concentrirten mittelalterlichen Gewerbelebens berührt.

Um diese Einrichtungen aber vollkommen verstehen und würdigen zu können, muß man sich ihre Entstehung klar zu machen versuchen.

Das Gildewesen hängt auf das Engste mit der Entwicklung, ja mit dem Aufkommen des Gewerbes und des Kleinhandels überhaupt zusammen. Es ist das eine zwar sehr bekannte und oft betonte, aber in ihren Einzelheiten bisher nur wenig verfolgte Thatsache und es lohnt sich daher, darauf etwas näher einzugehen.

In den ersten Jahrhunderten nach der Unterwerfung Deutschlands durch Karl den Großen bestand dort selbständiger Gewerbebetrieb überhaupt nicht, Kleinhandel aber nur in sehr beschränktem Umfange, denn es gab noch keine Städte und die ganze Bevölkerung ernährte sich aus-

schließlich vom Ackerbau. Der Bauer aber fertigte sich seine Kleidung, seine Geräthschaften, ja seine Wohnung selbst; das dazu nothwendige Rohmaterial lieferte ihm sein eigener Betrieb; reichten die ihm selbst zu Gebote stehenden Arbeitskräfte nicht aus, wie z. B. beim Hausbau, so halfen seine Gildegenossen, wie oben gesagt, seine Nachbarn. Nur Eisen- und Thonwaaren mußten um so mehr fachmännisch hergestellt werden, als für sie auch nicht überall das Rohmaterial unmittelbar vorhanden war. Aber auch der Töpfer und der Schmidt, zweifellos die ersten Handwerker, waren in der Frühzeit Bauern, so gut, wie ihre Nachbarn, denn das Bedürfniß an Eisengeräthen und Töpferwaaren war zu gering, um den Mann allein zu nähren; ihr Gewerbe übten sie nur im Nebenbetriebe. Einzelhandel aber trieben nur die fliegenden Händler mit ihren aus dem Süden und Westen eingeführten feineren Geräthen und Gefäßen, den Schmucksachen und Luxusgeweben. Eine erheblichere Ausdehnung dagegen hatte nur der Großhandel, indem er im Wesentlichen dem Austausche der Rohproduckte diente, welche in den einzelnen Ländern über den eigenen Bedarf hinaus erzeugt wurden.

Es würde hier zu weit führen, die Umstände im Einzelnen zu verfolgen, welche es veranlaßten, daß sich einerseits allmälig ein Handwerkerstand herausbildete, welcher sein Gewerbe im Hauptbetrieb, den Ackerbau im Nebenbetriebe ausübte, und daß andererseits der großen Masse der ackerbautreibenden Bevölkerung die selbstgefertigte Kleidung und Ausrüstung immer weniger genügte und so das Bedürfniß nach besser und feiner gearbeiteter Waare entstand; ich beschränke mich darauf, die Thatsache festzustellen, daß in dem wirthschaftlich weiter vorgeschrittenen Süden und Westen Deutschlands im 11. und 12. Jahrhunderte, in den langsamer fortschreitenden Gegenden Norddeutschlands aber im 12. und 13. Jahrhunderte in den unterdessen entstehenden Städten sich allmälig ein Gewerbebetrieb in *der* Weise ausbildete, daß je ein einzelner Handwerker bestimmte Kleidungs- und Ausrüstungsstücke für Andere gegen Bezahlung anfertigte. Wenn nun auch der Abnehmer der Waare in der frühesten Zeit noch *ausschließlich* und auch später noch *häufig* das Rohmaterial lieferte, so fingen doch die Handwerker zeitig an, selbst Rohmaterial zu erwerben und nicht mehr bloß auf *Bestellung*, sondern auch auf *Vorrath* zu arbeiten. Durch diesen Schritt wurde aus dem reinen Handwerker ein Kaufmann, da er die auf Vorrath gearbeitete Waare zum feilen Verkauf bringen mußte. Es entwickelte sich dadurch beim Handwerker das Bedürfniß nach einer Verkaufsstelle „nach einem Laden“ wie wir es nennen würden. Die Einrichtung einer solchen Verkaufsstelle war aber im Mittelalter nicht so einfach, wie heute

zu Tage, denn in jenen entlegenen Zeiten bot der Staat weder eine solche Verkehrsfreiheit noch eine solche Verkehrssicherheit, wie wir sie als selbstverständlich vorauszusetzen uns gewöhnt haben. Im Mittelalter war nur den Orten Verkehrsfreiheit gewährt, in denen man die Verkehrssicherheit verbürgen konnte: es waren die Städte mit ihrer Marktgerechtigkeit. Aber diese Marktgerechtigkeit besaßen nicht die Städte in ihrem ganzen Umfange mit allen ihren Straßen und Plätzen sondern in jeder Stadt nur wieder beschränkte, scharf abgegrenzte Bezirke, auf welchen die staatlichen Organe die Aufsicht führten: die eigentlichen Märkte.

Unter diesen Verhältnissen also ist es selbstverständlich, daß die Gewerbetreibenden sich in den Städten, welche ihnen die Möglichkeit boten, die Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes zum Verkaufe zu bringen, zusammenschaarten. Aber die Hauptsache für sie war nicht das Wohnen am Marktorte, sondern der Besitz einer Verkaufsstelle an oder auf dem Marktplatze. Es ist nun klar, daß es bei zunehmender Handwerkerbevölkerung nicht für Alle möglich war, sich am Markte selbst ein Haus zu erwerben, um darin einen Laden für ihre Waare einzurichten. Man mußte sich daher anderweitig zu helfen versuchen. In frühesten Zeiten haben die Handwerker nachweisbar auf Tischen oder in leicht aufzuschlagenden, leicht abzubrechenden Buden, wie wir sie noch heute auf unseren Jahrmärkten sehen, ihre Waaren feil geboten. Doch waren das nur Nothbehelfe, welche bei reger entwickeltem Verkehr um so weniger vorhalten konnten, als weder Waare noch Käufer und Verkäufer bei solchen primitiven Einrichtungen Schutz gegen Wind und Wetter sowie gegen Diebeshände fanden. Aber nicht nur Käufer und Verkäufer hatten ein Interesse daran, daß diese Verhältnisse sich konsolidirten, auch die Obrigkeit, welche den Markt beschützte und in Folge dessen das Standgeld davon einzog, mußte es gerne sehen, wenn durch Verbesserung der Einrichtung dem Markte eine gewisse Stätigkeit gewährleistet wurde.

So kamen denn die städtischen oder landesherrlichen Aufsichtsbehörden den Bestrebungen der Handwerker, sich feste Stände auf den Märkten einzurichten, in welchen sie die Waare in verschlossenen Kisten, Laden, bewahren und auch über Nacht ruhig stehen lassen konnten, bereitwilligst entgegen. Aber zur Durchführung dieser Maßregeln reichten die Kapitalkräfte des einzelnen Handwerkes wohl selten aus, zumal es nicht nur galt, die Buden zu bauen, sondern auch der Obrigkeit von dem nun ständig in Besitz genommenen Platze auch eine ständige Rente zu gewährleisten.

Die Handwerker, welche dasselbe oder ein ähnliches Gewerbe betrieben, thaten sich daher zusammen, traten als Genossenschaften mit der staatlichen Obrigkeit, welche den Markt besaß, in Verbindung, pachteten von derselben einen Theil des Marktplatzes und richteten auf diesem nach Bedarf und Vermögen entweder ein Kaufhaus oder eine Reihe fester Buden her. Ein besonders lehrreiches und charakteristisches Beispiel für diesen Vorgang bietet Osnabrück, wo es zuerst und zwar im 13. Jahrhunderte schon die Fleischer und Bäcker waren, welche sich Verkaufshallen einrichteten. In anderen Städten, in welchen der mit Markgerechtigkeit begabte Platz wohl von vorne herein größer bemessen war, wurden aus den Verkaufsbuden Häuser. Daß die ursprünglichen Verhältnisse aber ebenso geartet waren, beweist die uns so fremd anmuthende Thatsache, daß die Genossen desselben Handwerks straßenweise zusammenwohnten, zur Genüge. Daher die vielen von Handwerken hergeleiteten Straßennamen in unseren alten Städten. Die anderen Gilden hatten in Osnabrück im 14. Jahrhunderte feste Buden auf dem jetzt freien Platze des Marktes selbst, und zwar die einzelnen Gewerbe gassenweise nebeneinander, was sich eben nur so erklären läßt, daß je eine Gilde einen bestimmten Theil des Marktes von der Stadt in Pacht nahm und darauf als Gesammtheit für die einzelnen Genossen feste Stände einrichtete. Daß diese Annahme richtig ist, beweist auch die Thatsache, daß nicht die einzelnen Gewerbetreibenden, sondern jede Gilde als Gesammtheit den Pachtzins bezahlte.

Durch ein derartiges Vorgehen begab sich die städtische Obrigkeit ihres Verfügungsrechtes über einen großen Theil des Marktplatzes, aber sie ging noch weiter, indem sie auch das Aufsichtsrecht über den Marktverkehr den Gilden abtrat oder vielmehr deren Beamte damit betraute. Und dieses Aufsichtsrecht wurde im Mittelalter in noch weit ausgedehnterem Maaße geübt, als heutzutage. Während die moderne Beaufsichtigung des Handelsverkehrs sich in den meisten Fällen auf die Negative beschränkt, indem sie nur dafür Sorge trägt, daß keine gesundheitschädliche Waare zum Verkaufe gebracht wird und daß kein Betrug vorkommt, dagegen dem Käufer die Prüfung der ihm angebotenen Waare auf die Güte des Rohmaterials und der Arbeit selbst überläßt, hielt sich die Obrigkeit im Mittelalter verpflichtet, die Güte der auf ihrem Markte verkauften Waare dem Käufer absolut zu gewährleisten. Es liegt nun auf der Hand, daß die obrigkeitlichen Personen nur in den seltensten Fällen selbst befähigt waren, die Erzeugnisse des Gewerbebetriebes selbständig sachverständig zu prüfen. Sie übertrugen daher die Prüfung entweder den Gildemeistern, den Vorstehern der einzelnen Handwerkergenossen-

schaften oder ernannten dazu besondere Vertrauenspersonen unter den Handwerksmeistern, den „Schauherrn" wie sie in Süddeutschland vielfach heißen. In Osnabrück z. B. walteten dieses Amts bei den Bäckern und Fleischhauern die sogenannten Brodtschauer und Fleischschauer.

Aber die Beaufsichtigung des Marktverkehrs, die Prüfung der zum Verkaufe ausgelegten Waare bot in den Augen mittelalterlicher Behörden noch nicht genügende Gewähr; die Gewerbethätigkeit des einzelnen in seiner Werkstatt wurde beaufsichtigt, man setzte bestimmte Zeiten für Erlernung des Handwerks fest und führte die Meisterprüfung mit dem Meisterstücke ein. Entsprechen diese letzten Bestimmungen dem jetzt von den Innungen angestrebten Befähigungsnachweise, so ergiebt sich doch aus dem vorhergehenden deutlich, daß das Mittelalter in seiner Beaufsichtigung gewerblicher Arbeit weiter ging und consequenter auftrat, als selbst diejenigen unserer Zeitgenossen, deren Forderungen als die höchsten erscheinen. Zu jener Zeit verlangte man vom Handwerker nicht nur den Nachweis, daß er probehaltige Waare liefern könne, sondern auch daß er nur solche wirklich liefere. Der in diesen Bestimmungen und ihrer Durchführung unzweifelhaft liegende Zwang und die dadurch bedingte Freiheitsbeschränkung des Einzelnen, wurde jedoch im Mittelalter viel weniger empfunden, als heutzutage ähnliche Bestimmungen und zwar deßhalb, weil die Beaufsichtigung durch die Genossen selbst ausgeübt wurde. Daß sie ganz außerordentlich segensreich auf die wirthschaftliche Entwickelung im Ganzen wirkten, daß sie Solidität der Arbeit gewährleisteten und dadurch solide Geschäftsführung des Einzelnen nicht nur ermöglichten, sondern sogar erzwangen, braucht nicht besonders betont zu werden. Dagegen möchte noch einmal darauf besonders zurückzuweisen sein, daß alle diese Anordnungen und Bestimmungen, welche uns Modernen wesentlich als lästige Beschränkungen der persönlichen Freiheit erscheinen, nur dann richtig verstanden und nur dann richtig gewürdigt werden können, wenn man sie von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, daß sie ursprünglich erlassen waren, um die Solidität des Kleinhandelsverkehrs aufrecht erhalten und gewährleisten zu können.

Aber auch auf diese an sich so vorzüglichen, nicht durch den Willen eines Gesetzgebers eingeführten, sondern aus den Verhältnissen heraus erwachsenen Einrichtungen finden die Goetheschen Worte:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
„Wie eine ew'ge Krankheit fort;
„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat, Plage",

vollauf ihre Anwendung.

Die ganze Organisation war so genau auf ein bestimmtes Stadium der wirthschaftlichen Entwickelung zugeschnitten, daß sie beim Fortschreiten dieser Entwickelung allmählich statt segensreich, schädlich, statt fördernd, hemmend wirken mußte.

Solange sie genügte, um die Nachprüfung aller zum Verkaufe gebrachten Erzeugnisse des Gewerbebetriebs vorzunehmen und so die Käufer vor Schädigung zu bewahren, war sie eine Wohlthat. Dies war aber nur solange möglich, als der Gewerbetrieb je der Stadt, in welcher die betreffenden Gilden ihren Sitz hatten, den Markt dieser Stadt auch vollkommen beherrschte und genügend versorgte, sodaß Einführung auswärtiger Waare weder stattfand noch wünschenswerth erschien, mit einem Worte nur so lange, als jede Stadt mit dem sie umgebenden und auf sie angewiesenen Landbezirke ein in sich abgeschlossenes Handels- und Produktionsgebiet bildete. Es war das ja allerdings ein Zustand, welcher im Mittelalter Jahrhunderte lang dauerte, aber allmählig, zuerst durch die Jahrmärkte angeregt und vermittelt, entwickelte sich ein Verkehr von einer Stadt zur anderen. Für diese von auswärts eingeführte Waare reichte die einheimische Controlle nicht aus, eine Gewährleistung für ihre Nachprüfung in der Stadt, in welcher sie verfertigt worden war, war nicht immer zu erlangen, obwohl man sie in den Zeiten, als dieser Verkehr lebhafter wurde, sehr anstrebte.

Es wirkte daher die ganze Gildeneinrichtung stark hemmend auf eine Erweiterung des Handelsverkehrs. Die Besitzer des Gildenrechtes, die zünftigen Handwerker waren rechtlich in dem Besitze eines Monopols auf Verfertigung und Verkauf ihrer Erzeugnisse und versuchten naturgemäß mit allen Mitteln die Vortheile, welche dieses Monopol bot, auszunutzen. Nur sehr langsam ließen sie sich zu Zugeständnissen bringen, indem sie theils selbst sich dazu verstanden auswärts gefertigte Waaren zum Verkauf zu bringen, theils den sogenannten Krämern den Verkauf solcher zuzugestehen. Weitergehende Concessionen in dieser Hinsicht erzwang aber erst die fabrikmäßige Herstellung einzelner Waarengattungen in den letzten Jahrhunderten.

Diesen in früheren Darstellungen weniger geltend gemachten schädlichen Folgen der Gildeeinrichtung für den Handelsverkehr, traten die die nicht minder nachträglichen Wirkungen auf die Weiterentwicklung des Gewerbes selbst zur Seite. Sie sind zu sehr bekannt, als daß darauf näher eingegangen zu werden brauchte. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß auch sie in engster Wechselwirkung mit der Einengung des Handelsverkehr durch die Gilden standen.

So lange die Städte in aufsteigender Entwicklung waren, traten

dieselben nicht hervor; bereitwillig nahmen die Gilden von auswärts zuziehende Kräfte in sich auf, auch wenn das ihnen zu Gebote stehende Betriebskapital kein bedeutendes war. Als aber die Entwicklung der Städte dadurch zum Stehen kam, daß die Hervorbringung handwerksmäßiger Erzeugnisse die Bedürfnisse der Stadt selbst und der umwohnenden Landbevölkerung deckte, ja überstieg, fingen die Besitzer des Gilderechtes an, ihren Anverwandten die Folge in ihr Recht, das sie als einen Theil ihres Familienvermögens ansahen, durch besondere Satzungen vorzubehalten und andererseits für Außenstehende den Eintritt durch hohe Anforderungen an Eintrittsgeld und besondere Leistungen bei der Aufnahme zu erschweren. Der hierdurch deutlich hervortretende Stillstand mußte aber den Rückschritt zum Gefolge haben, um so mehr, als die so in sich abgeschlossenen Gilden die Möglichkeit und das Recht der Preisfestsetzung besaßen und für die meisten Erzeugnisse ihres Gewerbes auch in ausgiebigster Weise handhabten. Diese willkürlich festgesetzten Preise vermochten sie aber faktisch nur so lange aufrecht zu erhalten, bis ihnen in der fabrikmäßigen und daher billigeren Herstellung der meisten Waaren eine sie nach und nach aus dem Felde schlagende Concurrenz entstand.

Dieser Kampf, welcher jetzt fast auf allen Gebieten mit dem Siege der Fabrikwaare geendet hat, hat den Gilden faktisch den Todesstoß gegeben, und ihre rechtliche Aufhebung war daher durchaus nothwendig.

Ob es zur Zeit der Aufhebung dieser veralteten, aber früher im höchsten Maaße segensreichen, mit der ganzen Entwicklung des Gewerbe- und Kleinhandelsbetriebs aufs engste verwachsenen Einrichtung möglich war, sie durch eine entsprechende Institution zu ersetzen, möchte sehr zweifelhaft erscheinen. Auch drängt sich die Frage auf, ob sich gegenwärtig das gegenseitige Verhältniß von handwerksmäßigem und fabrikmäßigem Gewerbebetrieb genügend geklärt hat, um ähnliche Institutionen, wie die alten Handwerksgilden auf geänderter Grundlage zu errichten.

Diese Frage soll jedoch hier nicht weiter verfolgt werden, da der Zweck dieser Zeilen nur ist, daß viel geschmähte Institut der Handwerkergenossenschaften als ein wichtiges Glied in der wirthschaftlichen Entwicklung unseres Vaterlandes nachzuweisen und seine so außerordentlich segensreiche Einwirkung klar zu legen.

Osnabrück. Dr. F. Philippi.

Lili und Dorothea.

Von

Albert Bielschowsky.

Als ich vor einigen Jahren in diesen Blättern (Preuß. Jahrb. 60, 335 ff.) den Gedanken ausführte, daß das Schicksal der 1794 vor den Franzosen in bäuerlicher Verkleidung fliehenden Lili Goethe zur Schöpfung von Hermann und Dorothea angeregt habe und daß Dorothea im Wesentlichen nichts anderes, als die in Bauernkleider gesteckte Lili*) sei, fanden meine Ausführungen ebenso freudige Zustimmung wie lebhaften Widerspruch. Die Gegner hakten ihren Widerspruch vornehmlich an drei Punkten ein. Zum Ersten verlangten sie noch einen strikteren Nachweis, daß Goethe zu der Zeit, in die wir die Keime von Hermann und Dorothea verlegen müssen (etwa Ende 1794 bis Mitte 1796), von der Flucht Lilis Kenntniß gehabt, zum Zweiten wollten sie — trotz aller Plaidoyers von dem Banne des vielverbreiteten Zerrbildes von der „kleinen Kokette" noch nicht erlöst — nicht einräumen, daß Lili das Vorbild zur Dorothea habe abgeben können, und zum Dritten behaupteten sie, daß Goethe in den Jahren 1795/96 von Lili innerlich viel zu weit entfernt gewesen sei, um ihr Schicksal zum Motiv und sie selbst zur Heldin einer großen Dichtung zu machen. Diesen Einwänden gegenüber liefert mir das neueste Goethe-Jahrbuch mehrere kleine, aber wirksame Waffen, auf die hinzuweisen mir hier gestattet sein möge. Ich will einiges Weitere anreihen, das mir bei der Charakteristik Lilis (Westermanns Monatshefte 62, 593 ff.) und bei dem Entwurf der „Urbilder zu Hermann und Dorothea" (Pr. Jahrb. a. a. O.) im Augenblicke nicht gegenwärtig war.

Zum Ersten. Hat Goethe in den Jahren 1795/96 von der im Juli 1794 ausgeführten Flucht Lilis bereits Kunde gehabt? Ich ver-

---

*) Goethe sagt über die Figuren in Jery und Bätely: „Edle Gestalten sind in die Bauernkleider gesteckt." Brief an Phil. Christ. Kayser vom 20. Januar 1780.

mochte seiner Zeit dafür nur einen Wahrscheinlichkeitsbeweis anzutreten. Lili hatte in ihrem deutschen Zufluchtsort, in Erlangen, intimeren Verkehr mit der Gräfin Henriette von Egloffstein gepflegt, dieser von ihren einstigen, innigen Beziehungen zu Goethe erzählt und sie gleichzeitig gebeten, bei schicklicher Gelegenheit dem Dichter von der Fortdauer ihrer tiefen Verehrung für ihn Kenntniß zu geben. Nun hatten wir einen von Goethe im Jahre 1801 an Lili gerichteten Brief, in dem er hervorhebt, daß ihm Frau von Egloffstein schon „vor einigen Jahren" von Lilis Schicksal und ihren ihm bewahrten Sympathien Mittheilung gemacht habe. Was war natürlicher, als anzunehmen, daß die Gräfin, die in engster Verbindung mit Weimar stand und 1795 selber nach Weimar übersiedelte, die empfangenen und so interessanten Neuigkeiten nicht mehrere Jahre lang in ihrem Busen verschlossen, sondern sobald als möglich dem Dichter übermittelt habe? Zudem machte ich geltend — und Suphan thut es heute (Goethe-Jahrb. S. 38) mit noch viel größerem Nachdruck, indem er das Gegentheil als „nicht denkbar" bezeichnet —, daß Goethe auch von andern Stellen, z. B. von Frankfurt aus durch seine Mutter Nachrichten über Lilis Flucht, die über Frankfurt ging, werde erhalten haben. Aber alle Wahrscheinlichkeitsgründe — und wenn sie noch so sinnfällig sind — wiegen nicht die Beweiskraft einer einzigen Thatsache auf. Diese Thatsache bietet uns jetzt das Goethe-Jahrbuch in einem Briefe der Züricher Freundin Goethes, Bäbe Schultheß. Sie schreibt ihm unter dem 27. October 1795 von einer Zusammenkunft mit der aus dem Exil zurückkehrenden Frau, und zwar in einer Weise, daß sie die Veranlassung zu Lilis Erlanger Aufenthalt als Goethe bekannt voraussetzt.

Mit diesem Briefe ist jeder Zweifel behoben, daß Goethe im Jahre 1795 von der Flucht Lilis vor den „überrheinischen Nachbarn" wohl unterrichtet gewesen ist.

Zum Zweiten. Konnte der Dichter seine Dorothea nach Lilis Bilde schaffen? Meine Hoffnung, nach der Fülle von Belegen, die ich und Andere zusammengetragen haben, um Lilis edles Bild von entstellenden Uebermalungen zu reinigen, durch einige neue Zeugnisse die in der Phantasie der Gegner festhaftenden Uebermalungen endgültig zu zerstören, ist allerdings nur gering, aber nicht ganz geschwunden. Ich möchte dabei die Bemerkung einschieben, daß es für den künstlerischen Zusammenhang zwischen Lili und Dorothea weniger darauf ankommt, wie dem Dichter die Jugendbraut, sondern die durch mannigfache Prüfungen gereifte Frau erschien und erscheinen mußte. Er sah sie damals nicht mit eigenen Augen, sondern mit den Augen seines Freundeskreises. Aus

ihrem Spiegel empfing er das Bild der Elise von Türckheim zurück. Und welche Grundlinien zeigte dies Bild? Henriette v. Egloffstein nennt sie „die Treffliche“, „eine der edelsten Frauen“, sie rühmt „die erhabene Würde ihres Wesens“ und bekennt, sie habe sie unwillkürlich „an Iphigenie, jenes Ideal edelster Weiblichkeit“ erinnert. Ich habe in den „Urbildern“ Bedenken getragen, diese letzte Aeußerung zur Charakteristik Lilis zu verwerthen. Sie schien mir ein Ausfluß der etwas überschwenglich angelegten Frau zu sein. Nun aber lesen wir von der Hand der ernsten, maßvollen Schweizerin in dem oben berührten Briefe: „Es war mir so wohl neben Ihr, als wenn ich in Deiner Iphigenie lese.“ Und an einer anderen Stelle bemerkt sie dem Weimarischen Freunde: „Sie ist durch Leiden und Schicksale körperlich sehr mitgenommen — aber desto erhöhter Ihr Muth — desto fester die Kraft Ihrer Seele.“ Wie bezeichnend sind diese Charakterzüge für Dorothea! — Den Bekundungen der Frauen mag ein Urtheil Gottfried Schweighäuser's angefügt sein, das fast derselben Zeit entstammt. Eine langathmige, gereimte Charakteristik „das weibliche Leben“, Elise v. Türckheim und Maria v. Montbrison gewidmet*), eröffnet er mit den Versen:

„Laßt, Beste! euch das Ideal
Von einem edeln Weibe schildern,
Zu dessen still erhabnen Bildern
Ich euch die schönsten Züge stahl.“

Und schließt er:

„So ging an ihres Gatten Hand
Sie auch des Schicksals Donnerschlägen
Mit stillem Heldenmuth entgegen.“

So tönt der Chor in gleichen Stimmen. Daß er aber bei Goethe das entsprechende Echo weckte, auch das bestätigt das diesmalige Goethe-Jahrbuch. Es theilt einen bisher unbekannten Brief des Dichters an Lili vom 14. Dezember 1807 mit, in dem es heißt: „Leben Sie wohl nach so vielen äußeren Leiden und Prüfungen, ... bei denen ich oft Ursache habe an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken.“ Suphan erinnert in seinem schönen Kommentare hierzu, daß Goethe antike Seelengröße bezeichnen wolle, wenn er das von Winckelmann geprägte und von neuem geschaffene Wort „Großheit“ anwende.

Durch diese Zeugnisse wird nicht bloß die sittliche Ebenbürtigkeit Lilis mit Dorothea von neuem erhärtet, sondern es entsteht die weiter-

*) Taschenkalender für Damen auf das Jahr 1799. Herausgeg. v. Huber, Lafontaine u. a. S. 65—77. — Eine Abschrift des Gedichtes verdanke ich der Güte Carl Redlichs in Hamburg.

gehende Frage, ob es nicht mehr als ein Zufall ist, daß Lilis Erscheinung sowohl der Gräfin Egloffstein als Bäbe Schultheß die Erinnerung an Iphigenie wachrief. Ludwig Spach, der treffliche elsässische Gelehrte, der vielleicht selbst noch Lili gekannt hat, sprach schon vor vielen Jahren die Vermuthung aus, daß Züge von Lili in der Iphigenie steckten (Oeuvres choisies V, 458), und Suphan scheint mir stark zur gleichen Ansicht zu neigen (Goethe-Jahrb. 13, 38 oben). Iphigenie wäre dann eine Mischung von Frau von Stein und Lili, wie es nach des Dichters eigenem Geständniß die Giovanna im „Falken" sein sollte (Brief an Frau v. Stein vom 8. August 1776). Und wahrlich, Giovanna wäre, soweit wir die Fabel des „Falken" zu erkennen vermögen, weder Iphigenien noch Dorotheen sehr unähnlich geworden.

Nun zum Dritten. Lili soll für Goethe in den Jahren, wo er Hermann und Dorothea konzipirte, ein so verblaßter Schatten gewesen sein, daß weder ihre Schicksale noch ihre Person ihn dichterisch anzuregen vermocht hätten. Vom Standpunkt der Gegner der hinfälligste Einwand. Denn wenn die Phantasie des Dichters durch die angeblich einzige und alleinige Quelle, die trockene Salzburger Emigrantengeschichte*), zu einer so lebenswarmen Dichtung wie Hermann und Dorothea und der so lebensvollen Figur ihrer Heldin befruchtet werden konnte, wie viel mehr mußte diese Kraft den Schicksalen Lilis beiwohnen! So fern sie auch nach der Meinung der Gegner seinem Herzen damals stehen mochte, sie blieb als die Braut der Jugend, denke ich, immerhin eine Persönlichkeit, deren Lebenswendungen ihn tiefer packen konnten, als die des Salzburgischen Mädchens. Aber der Einwand geht von vornhein von falschen Voraussetzungen aus. Lili konnte für Goethes Lebensgang eine Reliquie der Vergangenheit sein, und doch für seine Dichtung ein fortwirkendes Agens bleiben. Das Schiller'sche Wort: „Was im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen" hat für Goethes größere Dichtungen eine hohe Wahrheit. Jedem Goethekenner

*) Riemer, der dreißig Jahr mit Goethe zusammengelebt hat, will von dieser Quelle überhaupt nichts wissen. Er schreibt (Mittheilungen II, 589): „Da die Motive im Menschen stecken und nicht in der Geschichte, obschon sie darin zum Vorschein kommen, so kann ein Dichter wohl ein Motiv brauchen, das auch wohl sonst in Geschichte oder Fabel vorkommt, ohne daß er es grade daher genommen habe." Es ist, als ob R. von dem wahren Sachverhalt etwas gewußt und deshalb in seinem Aerger die Salzburger Emigrantenhistorie als Quelle ganz verworfen hat. Ich glaubte in den „Urbildern" das Verhältniß zwischen Gelesenem und Erlebtem so ausdrücken zu können: „Die Salzburger Emigrantenhistorie bot dem Dichter nichts als den epischen Faden, an dem er seine poetischen Motive aufreihen konnte, nachdem sie der dramatischen Fassung widerstrebt hatten." (Nach einer Notiz K. A. Böttigers, den Goethe an den einzelnen Stadien, die Hermann und Dorothea durchlief, Antheil nehmen ließ, hätte G. das „Sujet" zuerst als Drama versucht.)

werden die Beispiele an der Hand sein. Ich will bei Lili stehen bleiben. Derselbe Goethe, der am 9. Juli 1776 der Frau von Stein drastisch schildert, wie kalt ihn die Verlobung Lilis mit einem Fremden gelassen habe, schreibt ihr vier Wochen später, daß die Giovanna viel von Lili haben und daß es ihm vielleicht einige Augenblicke wohl machen werde, „seine verklungenen Leiden als Drama zu verkehren".

Es ist aber nicht einmal thatsächlich richtig, daß Lili in den neunziger Jahren für Goethe eine abgethane Persönlichkeit war. Wohl ist es wahr, daß der Vulkan, den die Leidenschaft zu Charlotte v. Stein in ihm aufregte, alle früheren Leidenschaften mit einer dicken Schicht von Asche und Lava überdeckte, unter der die meisten erstickten. Aber ebenso wahr ist, daß manche als schwache Funken fortglimmten und sich, sobald der Vulkan erloschen war und die Decke verwitterte und verwehte, bei günstigem Winde wieder zu hellerem Feuer entfachten. Das Verhältniß zu Frau von Stein brach 1789 jäh ab, das zu Christiane Vulpius wuchs sehr langsam aus physischen Wurzeln zu geistiger Höhe empor: daß in diesen Jahren in dem Augenblick, wo Lili als Unglückliche und Heimathlose dem Dichter räumlich und seelisch wieder nahe trat, die Schläge seines Herzens für die „früh Geliebte" lebhafter wurden, kann man als eine psychologische Nothwendigkeit ansprechen. Ja seine Gefühle mußten eine um so erhöhtere Wärme annehmen, als Lili ihn durch nahestehende Personen von der Fortdauer ihrer verehrungsvollen Zuneigung unterrichten ließ. Zur Gräfin Egloffstein äußerte sie, daß sie den Dichter als den Schöpfer ihrer moralischen Existenz betrachte, daß sie ihm ihre geistige Ausbildung verdanke und daß sie bis zum letzten Hauch ihres Lebens in religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen werde. Und wenn man diesem Bericht wegen der Schreiberin und seiner späten Niederschrift*) mißtrauen mochte, so hat man dazu keine Veranlassung gegenüber den Worten, die wir jetzt durch Bäbe Schultheß erfahren. Sie theilt sie so mit, als wenn sie von ihr unmittelbar nach der Unterredung niedergeschrieben wären. Die Züricher Freundin schreibt: „Sie sagte: ich laß Ihn grüßen, und freue mich beym Andenken an Ihn das reine Bild, das Er durch Sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen."

Diese rührende Anhänglichkeit, diese wahrhafte Großherzigkeit, dieses feinste Verständniß, mit dem sie über ihn urtheilte, mußten das Gemüth

*) Er stammt aus dem Jahre 1830. Der erste Bericht, durch Goethes Brief an Lili vom 30. März 1801 hinlänglich bezeugt, muß ein mündlicher gewesen oder verloren gegangen sein.

des Dichters aufs tiefste bewegen und ihn doppelt drängen und treiben, die „unschuldige Schuld“, mit der er sich durch seine Trennung von Lili beladen hatte, wenigstens dichterisch zu sühnen und damit sich selber von ihrer Last innerlich zu befreien.

Wenn in dem ersten Briefe (vom 30. März 1801), den Goethe nach der indirekten Wiederannäherung an die holde Jugendgeliebte richtete, seine Gefühle nur gedämpft erklingen, so findet das seine genügende Erklärung, in dem voraufgegangenen Schreiben Lilis, das ebenfalls in gehaltenem Tone sich bewegte. Der Dichter hatte kein Recht, die Grenzen, die Frau von Türckheim für ihren Verkehr vorzeichnete, zu überspringen. Als aber in einem zweiten Briefe (27. Sept. 1807) die edle Frau aus ihrer Zurückhaltung weiter herausgeht und mit den warmen Worten schließt: „Lassen Sie des Gedankens mich froh werden, daß Ihr belehrender Umgang ebenso glücklich auf meine Kinder wirken wird, als die in meinem Herzen so unauslöschbar tief eingegrabene Erinnerung an Ihre Freundschaft“; da gönnt auch der Dichter den Wallungen seines Herzens freieren Ausdruck und in fühlbarer Ergriffenheit schreibt er: „— — — Zum Schlusse erlauben Sie mir zu sagen, daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle.“ Darauf folgen die schon oben berührten Worte von der Standhaftigkeit und ausdauernden Großheit Lilis. Unterzeichnet ist der Brief: „Ihr ewig verbundener Goethe“ und gesiegelt mit einem Amor, der mit Löwenhaut und Keule bewehrt ist! — Auch späterhin wurde Goethe immer besonders warm, wenn er von Lili sprach oder mit ihr sich beschäftigte. Die Schilderung seiner Liebe zu ihr in Dichtung und Wahrheit verjüngte nach Riemer (Mittheilungen über Goethe II, 726) den 82 jährigen Greis, und die „Tiefe und Zartheit seines Gefühls für sie“ hatte, wie er sowohl zu Soret als zu Varnhagen äußerte, bestimmenden Einfluß auf den Stil jenes Abschnittes; und doch erklärt Riemer (II, 598), daß die Schilderung an die jugendliche Fülle und Gluth, womit er ihm das Verhältniß in weit früherer Zeit dargestellt, nicht heranreiche. Im Jahre 1830 forderte Goethe die Gräfin Egloffstein (damalige Frau von Beaulieu-Marconnay) auf, schriftlich niederzulegen, was sie 1794 von Lili gehört, und als er den Bericht empfangen, schreibt er an sie zurück: „Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Mehr wüßt ich nicht zu sagen.“ . . . .

All das Aufgeführte, hoffe ich, wird die Ueberzeugung verstärken, daß Lilis Person und Schicksale von Hermann und Dorothea nicht

zu trennen sind. Es wird dann auch leichter verständlich werden, warum grade Hermann und Dorothea für Goethe etwas so Unverwelkliches hatte, und warum er 1825 bekannte, es sei fast das einzige seiner größeren Gedichte, das ihm noch Freude mache und das er nie ohne innigen Antheil lesen könne (Eckermann Gespr. I, 135). Eine mehr als auffallende Aeußerung, wenn das Idyll rein aus der Retorte der Salzburger Emigrantengeschichte aufgestiegen wäre.

Denjenigen aber, die fortgesetzt den Zusammenhang zwischen der Dichtung und Lili leugnen, fällt es zu, es begreiflich zu machen, wie Goethe, während er eine vor den Franzosen auf das rechte Rheinufer fliehende deutsche Frau zur Heldin eines Epos machte, von seiner schaffenden Phantasie das Bild und die Erlebnisse der flüchtigen Lili hätte fern halten und doch wiederum selbst in kleinen Einzelheiten wie der doppelten Verlobung und dem Rencontre mit den feindlichen Soldaten zufällig ganz nahe an dasjenige hätte rücken können, was ihm die Wirklichkeit in Lilis Lebenswege darbot.

Hussitisches Kriegswesen.

Von

Max von Wulf.

80,000 oder 130,000 oder gar 200,000 Deutsche zogen nach den drastischen Berichten der Chronisten*) aus, um die hussitischen Ketzer zu unterdrücken und Deutschland von ihren unerträglichen verheerenden Einfällen zu befreien. Aber als das hussitische Heer sich näherte und seinen Schlachtgesang ertönen ließ, ja als es noch, wie es heißt, fast eine ganze Meile entfernt war, da stürzte das gewaltige deutsche Heer in wilder Flucht davon und eilte in hellen Haufen über den Böhmerwald zurück. Das geschah an den Tagen von Mies und Taus 1427 und 1431.

Worin bestand die schreckenerregende Ueberlegenheit des Feindes? Sollte es allein die unbesiegliche hussitische Wagenburg gewesen sein oder beruhte ihre Kriegstüchtigkeit auf einer allgemeineren Grundlage?

Eine mehr naive und phantasievolle als kritische Geschichtsschreibung brauchte das sichtbare Zeichen. Sie schuf sich das Schreckgespenst, eine hussitische Wagenburg**) nach ihrem Bedürfniß. Ein „vielarmiges Ungeheuer", mit Ketten verbundene Wagenreihen, in der Form verschiedener Buchstaben, umzingeln den willenlosen Feind und von den Wagen herab beginnt ein blutiges Schlachten mit Spieß und Schwert, mit eisenbeschlagenen Flegeln und zahlreichem Geschütz. Kein deutscher oder böhmischer zeitgenössischer Berichterstatter kann als Zeuge für diese Vorstellung angeführt werden. Ihr erster Gewährsmann ist der bekannte

*) Bei Mies 200,000 vgl. H. Corner, Corp. hist. med. aevii II pag. 1278, 80,000 bei Bartošek, Dobner. Mon. Bohem. hist. I pag. 154. Bei Taus 200,000 vgl. Höfler, Geschichtsschreiber d. hus. Bewegung. I pag. 92, 130,000 ebenda pag. 60, 130,000 vgl. die alten böhmischen Annalen „Staři letopisowe ceske" ed. Palacky. SS. rer. Bohem. III pag. 83, 100,000 cf. Joh. Rothe, Thüringische Geschichtsquellen III ed. v. Liliencron pag. 673.

**) Vgl. meine Dissertation „die hussitische Wagenburg", Berlin 1889, wo über die technische Seite des hussitischen Kriegswesens ausführlich gehandelt wird, und wo sich alle genaueren Nachweise finden.

Humanist Aeneas Sylvius Piccolomini, später Papst Pius II., in einigen Schriften, die er zwar ein Menschenalter später verfaßte, deren Glaubwürdigkeit aber dadurch nicht beeinträchtigt würde*). Denn Aeneas Sylvius war Zeitgenosse, beim Concil zu Basel als Schreiber beschäftigt und stand hochgestellten Persönlichkeiten nahe, von denen er sichere Nachricht bringen konnte. Wer sich aus zuverlässigeren Berichten ein richtiges Bild wieder hergestellt hat, wird bald erkennen, daß Aeneas Sylvius die Marschordnung der Wagenzeilen und die defensive Aufstellung nicht unterschieden und in einer fahrlässigen, mehr der Phantasie folgenden Schreibweise zu dem Bilde einer beweglichen angreifenden Wagenburg zusammengeschmolzen hat. Stand er nicht im Bann der ausschließlich aggressiven Reitertaktik des späteren Mittelalters? Sollte dem gelehrten Humanisten der Fehler so schwer angerechnet werden, daß er zwischen der Beweglichkeit von Reitermassen und Wagenmassen nicht richtig zu unterscheiden wußte, wenn ihm sachkundigere Männer der jüngsten Vergangenheit vertrauensvoll gefolgt sind? Den Einfall, die bewegliche Wagenburg in Form von Buchstaben zu ordnen, bald eines E bald eines O und anderer, hat sich erst im 17. Jahrhundert der böhmische Jesuit Balbinus erlaubt**). Schließlich wurde Palacky in seiner Geschichte Böhmens verleitet, die mit Ketten verbundenen Wagen, wie es allerdings in der Vertheidigungsstellung geschah, auch angreifen zu lassen***).

Die hussitische Taktik mit ihrer defensiven Verwendung der Wagenburg war gewiß den Angriffen des Gegners überlegen. Aber sie war nur möglich unter einer allgemeineren Voraussetzung.

Der Lehnsverband bedeutete ursprünglich ein fast stehendes Heer. Durch die wachsende Selbstständigkeit der Vasallen haben die mittelalterlichen Heere diesen Charakter verloren. Die ungeordneten Massen der Aufgebote fügten sich keiner einheitlichen Kriegführung. Dies war der Zustand der Reichsheere. Dagegen hatte es der hussitische Gegner vermocht, sich in der kurzen Zeit seines nationalen Aufschwunges eine andere Heeresverfassung zu schaffen. Dieser Entwickelung soll zunächst gefolgt werden.

Der Märtyrertod des Johannes Hus hatte alle religiösen und nationalen Gefühle entflammt. Zuerst ergriff es die unteren und mittleren

*) Historia Bohemica. Helmstädt 1697, cap. 47. Commentarii ad Alphonsum regem. Helmstädt 1700. Buch 4, 44.

**) Epitome rerum Bohemicarum. Prag. 1617, pag. 456 und in den „Materialien zur alten und neuen Statistik Böhmens" Heft XII. Prag und Leipzig 1794 pag. 8 ff.

***) Geschichte Böhmens III, 2 pag. 368.

Schichten des Volkes. Hier war der Boden für den religiösen Fanatismus und seine Ausartungen, hier schlummerten die socialen und nationalen Gegensätze gegen den dem Deutschthum zuneigenden Hochadel und die Fremdherrschaft, hier lagen die Elemente der radikalen Partei, der Taboriten. Bald rottete man sich zu Versammlungen und gemeinsamen Gottesdienst zusammen, bald mochte man sich nicht mehr trennen. Die Masse der Gläubigen wurde eine „Gemeinde". Eine wenigstens anfangs, wie es scheint, communistische Verfassung*), die Anrede von „Bruder" und „Schwester" waren die äußeren Zeichen vollkommener Eintracht. Priester waren ihre ersten Leiter. Doch bald bedurften sie weltlicher Führung. Der niedere national gesinnte Adel, der Ritterstand, hatte sich ihnen angeschlossen. Unter ihnen ragen als Führer Nicolaus von Hus und Johann Ziska von Trocnow hervor. Prag war von Anbeginn husitisch gesinnt. Viele Städte folgten dem Beispiel der Hauptstadt. Selbst Glieder des Hochadels entzogen sich nicht der nationalen Bewegung.

Seit dem Regierungsantritt Königs Sigmund und dem Verbot der Versammlungen ereignen sich die ersten kriegerischen Zusammenstöße (1419). Ritter und Reisige fallen die zu den Versammlungen ziehenden Schaaren an. Jetzt wird Tabor gegründet (Tabor-Lager), eine befestigte Niederlassung im südlichen Böhmen (1420). Zwar verlassen die Taboriten alsbald den Ort und eilen auf Bitten der Prager unter Ziska's Befehl, der Hauptstadt gegen den drohenden Angriff des Königs beizustehen. Doch das Bedürfniß fester Wohnsitze kann nicht rein friedlicher Natur gewesen sein. Ziska hat die kriegerischen Zeitläufe richtig beurtheilen und die Nothwendigkeit erkennen müssen, sich von der der Kriegführung hinderlichen Masse der „Gemeinde" zu befreien. Wenn gleichzeitig berichtet wird, daß Ziska die Rüstung gefangener Reiter denen unter seinen Leuten, „die ihm geeignet erschienen", anzog und sie im Reiten abrichtete**), anderen, die ihm aus Pilsen zuzogen, den Gebrauch der Wagenburg anzeigte***), so wird die Nachricht eines sächsischen Geschichtsschreibers der Husitenkriege des 16. Jahrhunderts, Zacharias Theobald, noch zutreffend sein, daß, „da die Thaboriten sich versamleten, klaubet Zischka unter inen den Kern der ritterlichen Knechte aus†)."

---

*) F. von Bezold „Zur Geschichte des Husitenthums" pag. 44.

**) Stař. letop. pag. 35.

***) Monumenta Bohemiae ed. Dobner. IV, pag. 136.

†) Hußitenkrieg. Wittenberg. Edition 1624, pag. 157.

Aus allen diesen Momenten möchte ich auf planvoll geleitete erste Ansätze, ein Heer von der Gemeinde abzutrennen, schon in dieser Zeit schließen.

Der Angriff des Königs wird in kürzester Frist durch die verbündeten Prager und Taboriten abgeschlagen. Die Schlacht beim Wyshegrad, die die Prager allein ausfechten, gewinnt ihnen die Hegemonie des Landes. Im Bunde mit der Hauptstadt sind die Taboriten aufgekommen.

Von Anbeginn an bestand, wie in Prag, so in der Taboritengemeinde ein Gegensatz der gemäßigten und der radikalen Elemente, dessen Bedeutung in der Folgezeit immer mehr hervortreten mußte. In Prag mußte die radikale, den Taboriten geneigte Partei schließlich der gemäßigten, reactionären weichen. Unter den Taboriten ist Zizka der Vertreter einer mehr gemäßigten Richtung gegenüber den jede staatliche und kirchliche Ordnung im alten Sinne verneinenden Grundsätzen der Radikalen. 1422 kommt es zum offenen Bruch zwischen Zizka und der „Gemeinde*)."

Die große Masse der Taboriten muß die Niederlassung nie verlassen haben oder bald nach der Abwehr des Angriffs auf Prag zurückgekehrt sein. Hier in Tabor erfolgte noch unter dem Obwalten der gemäßigten Partei die Wahl eines Bischofs. Hierher mußte Zizka von seinen Kriegszügen einmal zurückkehren, um religiösen Ausartungen Einhalt zu thun. Von wirthschaftlichen Funktionen der Priester, Steuereintreibungen wird berichtet. Die Prager und Zizka durchziehen unterdessen das Land, erobern gemeinsam und getrennt Städte und Burgen und unterwerfen sie dem Husitenthum. Es ist offenbar, daß Zizka ein von der „Gemeinde" abgesondertes Heer führte. Der Bruch des Feldherrn mit der Taboritengemeinde hat zur Folge, daß das Heer sich spaltet. Neben Zizka und seinem Heer erscheint ein zweites Taboritenheer unter den Führern Boleslaw von Schwamberg und Johann Hwêzda von Wicemelitz. Ein Chronist bemerkt zum Jahre 1434, daß jetzt die Waisen, wie sich das Heer Zizka's nach seinem Tode nannte, gleich den Taboriten 12 Jahre „im Felde" kämpfen**). Spätere Hauptleute der getrennten Heere bezeichnen Zizka und Hwêzda nebengeordnet als ihre Vorgänger***). Unter dem Oberbefehl des alten Feldherrn vereinigen sich noch die getrennten Heere gegen die immer reaktionärer gewordene Haupt-

*) Palacky, Geschichte Böhmens. III, 2 pag. 294. W. Tomek, „Johann Zizka" übersetzt von Prochaska, pag. 162.

**) Bartosek pag. 88.

***) Archiv cesky ed. Palacky. VI, pag. 420.

stadt und die ihr verbündeten Barone. Die blutige Schlacht bei Maleschau gewinnt den siegreichen Heeren der radikalen Partei die Oberherrschaft über das Land. Bald darauf ist Zizka gestorben (1424).

Es mußten die Parteiverhältnisse dargelegt werden, um zu verstehen, wie erst durch die endgültige Differenzirung innerhalb dieser den Zeitgenossen das Bewußtsein einer Thatsache kam, die sich schon lange vorbereitet. Ein Chronist berichtet*): „nach dem Tode Zizka kehrte sein „Feldheer“ aus Mähren zurück, welches die Waisen genannt wurde.“ Die pleonastische Bezeichnung: „Feldheer“, die von jetzt ab stehend wird, erscheint hier zum ersten Male; kein Chronist, keine Urkunde gebraucht sie vorher. Ein Heer war, wie ich vermuthete, schon frühe geschaffen worden. Der Bruch des Feldherrn mit der Gemeinde hatte das Heer gespalten. Sein Anhang im Heere war Zizka gefolgt. Zuletzt hatten sich der Rest des Heeres und die Gemeinde genöthigt gesehen, seinen Oberbefehl im Kriege noch einmal anzuerkennen. Mit Zizka's Tode fällt dieses Band. Sein Heer nennt sich „Waisen“, „wie wenn ihnen ein Vater gestorben**)“. Sie leben im Felde vom Kriege für den Krieg, sie sind ein „Feldheer“ und bedeuten bis zu einem gewissen Grade ein stehendes Heer. Das Heer Zizka's hatte seinen Anhang in den Städten des nordöstlichen Böhmens, doch ohne engere Zugehörigkeit zu einer darunter. Der Name der Waisen verschwindet daher, als diese Feldheere aufgelöst wurden (1434). Ihre Priester und ihr Städteanhang vereinigen sich mit der taboritischen Partei.

Das taboritische Heer blieb stets im Zusammenhang mit seiner Gemeinde. Es ist gleichfalls seinem Wesen nach ein stehendes, von der Gemeinde abgetrenntes Heer, ein „Feldheer“. Daher wird diese Bezeichnung bald auf beide Heere angewandt, schließlich vorzugsweise für das taboritische Heer zum Unterschiede von der Gemeinde gebraucht. Die Waisen waren ein „Feldheer“ im eigentlichen ursprünglichen Sinne und brauchten nicht unterschieden zu werden.

In diesen beiden „Feldheeren“ liegt der Schwerpunkt für die folgenden Ereignisse. Sie unterwerfen sich das Land, sie unternehmen die zahlreichen schreckenerregenden Einfälle nach Schlesien, Brandenburg, Meißen, Thüringen, Franken, Ungarn, bis an die Ostsee gegen den Hochmeister. Die romantischen Vorstellungen husitischen Kriegswesens gelten wesentlich für diese „Feldheere“. An die Entstehung der Waisen,

---

*) Höfler a. a. O. I. Chron. veteris collegiati Pragensis pag. 87: „et cum Zizkonis exercitu campestri, qui dicti Sirotkones“. Sirotkones = sirotci = Waisen.

**) Stař. letop. pag. 64.

des Feldheeres, knüpfen die Chronisten die Schilderung ihres Lagerlebens. Nach dem Vorgange des Aeneas Sylvias erzählt Theobald*): „sie blieben stäts in dem Läger, giengen in keine Stadt, es drang sie dann höchste Noht, etwas zu kauffen. Ihre Wägen hatten sie vor eine Mawer umb sich herumb, dazwischen sie bei dem Fewer allezeit gesessen.“ Ein Zeitgenosse berichtet**): „so lagen jene Schaaren in den jetzt folgenden Jahren, jede mit ihren Hauptleuten, nämlich Taboriten und Waisen, im Felde und zogen mit ihren Wagen, Büchsen und Maschinen bald hierher, bald dorthin.“ In böhmischen und lateinischen Urkunden führen die Feldheere eigenes Siegel***) und stolzen Titel. So urkunden die Hauptleute beider Heere einmal gemeinsam, als „Hauptleute, übrige Beamte, Herren, Ritter und Aelteste des Heeres der Waisen und Taboriten, die beständig im Felde für die Ausbreitung der Freiheit der göttlichen Wahrheit streiten****)“. Aehnliche Ausdrücke wiederholen sich häufig†). In den Chroniken werden sie die Heere genannt, „welche immer im Felde verbleiben“, „Feldheere“ und schließlich „Heere“ schlechtweg††).

In böhmischen Urkunden wird das Taboritenheer als „Feldgemeinde“ (obec polni) von der hausgesessenen Gemeinde (obec domaci) unterschieden†††).

Daß beide Gemeinden in ihrer Beschäftigung, wie Palacky annahm§), abwechselten und sich ablösten, wird nirgends berichtet. Ausdrücklich bemerkt der Gesandte des Baseler Concils in Böhmen (1433) von den Taboriten „die Sekte sei eine zweifache der „„Feldleute““, die

---

*) Aeneas Sylvius, Hist. bohem. cap. 47. Z. Theobald a. a. O. pag. 230.

**) Höfler a. a. O. I. Chron. vet. colleg. Prag. pag. 87: „sic illae cohortes deinceps sequentibus annis singuli cum suis capitaneis, puta Thaboritae et Syrotkones, semper campos tenuerunt, cum curribus, bombardis et instrumentis hincinde equitando“.

***) Grünhagen, SS. rer. Siles. VI Nr. 161. Archiv cesky III pag. 284. VI pag. 427. Archiv für östr. Gesch. Bd. 60. Wien 1880, pag. 533.

****) Grünhagen a. a. O. Nr. 161: „capitanei ceterique officiales et seniores exercitus Orphanorum et Thaboriensium continue in campis ob ampliacionem libertatis veritatum divinarum decertantes“.

†) Palacky, Urkundliche Beiträge zur Gesch. d. Hussitenkriege I Nr. 509: „capitanei ceterique seniores exercituum Taborum atque Orphanorum lege pro divina in campo jacentes, pro eaque decertantes. II Nr. 712: „capitaneus — seniores belli exercituum Taboritarum in campis pro nomine dei laborantes“ und viele andere.

††) Höfler a. a. O. pag. 59: „exercitus Thaboritarum in campis perseverantium“. Dobner a. a. O. I pag. 181: „capitaneus sectae Orphanorum continue in campis perseverantium“ und andere.

†††) Archiv cesky III pag. 284. 397, VI pag. 425. 430.

§) a. a. O. III, 2 pag. 297.

immer im Heere sich befinden, und der Städtebewohner, die in Städten leben*)". Der Wechsel widerspräche jedem praktischen Sinne.

Die erste ungetheilte taboritische Gemeinde wählte 4 weltliche Vorsteher (Zprawce). Es ist vermuthet worden nach dem Beispiel der Zünfte**). Diese Einrichtung erhält sich zum äußeren Scheine der Eintracht bis über Zizka's Tod, aber verschwindet bald darauf. Jedes Heer, Taboriten und Waisen, wird von einem eigenen Hauptmann (capitaneus, hejtman) und den Aeltesten geführt. Die Verfassung beruht auf dem natürlichen Ansehen des Alters und der Erfahrung. Die häufig wechselnden Hauptleute der Heere scheinen ausnahmslos dem Ritterstande angehört zu haben. Es bildet sich eine Gruppe von Männern ritterlicher Geburt, die „Aeltesten", die die militairischen Posten, als Hauptleute der Feldheere oder der Aufgebote oder eroberter Städte und Burgen, besetzen. Sie vertheilen die Beute und halten die Disciplin aufrecht.

Zizka hat thatsächlich einen Oberbefehl inne gehabt. Nach seinem Tode gewinnt unter den Taboriten der Priester Prokop eine ähnliche Macht. In den Urkunden wird stets sein Name nach denen der Hauptleute besonders genannt. Ein Bericht bezeichnet ihn als „Oberpriester der Taboriten" und „Leiter der Taboriten in geistlichen Angelegenheiten***)". Der Priester behauptet im Heere und in der Gemeinde einen entscheidenden Einfluß. Er legt sich einen Titel bei, „Director des Feldheeres†)", böhmisch: „Vorsteher der im Felde dienenden Gemeinde" (zprawce)††), wie sich Zizka nannte. Selbst König Sigmund giebt ihm in einem Schreiben den Titel eines „Gubernator" der Taboritengemeinde†††). Die Waisen fügten sich bei gemeinsamen Unternehmungen seinem Oberbefehl.

Neben den „Feldheeren" stellte das böhmische Land noch bei besonderen Gelegenheiten Aufgebote in's Feld. Prag bewahrte immer seine Selbstständigkeit. Die Altstadt hatte ihr gesondertes Aufgebot; die Neustadt hat sich zuweilen den Waisen angeschlossen. Die Städte, welche den Anhang der Waisen bildeten, vereinigten ihre Aufgebote unter einem gemeinsamen Hauptmann. Die Hauptleute der beiden Feld-

---

*) Monumenta concil. general. sec. XV. II, Wien 1873. Johann von Segovia pag. 432: „et hanc esse duplicem campestrium, qui semper in exercitibus et villensium, qui semper in oppidis

**) Tomek a. a. O. pag. 33.

***) Mon. Concil. gen. sec. XV. I. Johann von Ragusa pag. 181. 262. 268.

†) Dobner a. a. O. I pag. 161.

††) Archiv cesky III pag. 397.

†††) Joh. von Ragusa a. a. O. pag. 226. 227. 239.

heere rufen 1428 die Waisenstädte nach Schlesien, „auf zu sein zu der Mühe des Feldstreites*)". Desgleichen stellen die Städte des taboritischen Anhanges und der Ort Tabor ein aufgebotenes Heer. Im Gegensatz zum Feldheer, welches dann der „große Tabor" heißt, wird das kleinere Aufgebot, der Niederlassung der „alte Tabor" genannt**). Die Bezeichnung „Hausgemeinde" gilt auch für das Aufgebot***). Der Name „alter Tabor" überträgt sich oft auf das ganze taboritische Aufgebot.

Es sind also fünf getrennte Heereskörper, in welche die ganze hussitische Streitmacht zerfällt; zwei stehende und drei aufgebotene Heere. Die hussitische Gesammtmacht kann, wenn man auch die Vorliebe der Ueberlieferung, Zahlen zu übertreiben, gering anschlägt, auf höchstens 25 000 Mann, die Zahl der einzelnen Heere, zumal der beiden Feldheere, auf durchschnittlich 5000 Mann geschätzt werden†). Die Aufgebote betheiligen sich nur ausnahmsweise an den Unternehmungen außerhalb des Landes; sie unterstützen dagegen die Feldheere ihrer Partei dabei, Böhmen zu unterwerfen, feindlich gesinnte Burgen und Städte zu erobern. Thatsächlich hat die hussitische Gesammtmacht nie vereinigt eine Schlacht ausgefochten. Die größte Zahl, drei Heere kämpften bei Aussig (1426). Den Kern der hussitischen Macht bilden die beiden Feldheere.

Diese geordnete Heeresverfassung, entstanden unter dem Drange des gefährdeten Gemeinwohles, ist die Voraussetzung für eine einheitliche und kraftvolle Kriegführung; sie ist weiter die Voraussetzung für die künstliche und schwerfällige Taktik.

Es liegt nahe, von der Ausbildung stehender Heereskörper auf die des taktischen Körpers††) zu schließen und damit würde die Behauptung bestätigt, in der hussitischen „die Anfänge der modernen Kriegskunst" erblicken zu können†††). Diesen Schritt haben die Hussiten noch nicht gethan. Gegen das Dasein eines taktischen Körpers spricht einfach und

---

*) Palacky, Urk. Beiträge I Nr. 512. II Nachtrag 2 Nr. 26.

**) Palacky, Urk. Beitr. I Nr. 400. II Nr. 642. 643. 720. 739. 917. SS. rer. Lusaticarum I pag. 58. Grünhagen a. a. O. Nr. 157. 181. Johann v. Ragusa pag. 144. 145. Dobner a. a. O. I pag. 188. Stař. letop. pag. 87. Mansi, Conciliorum Collectio. Venedig 1788. XXIX pag. 65. „Kronika o Janu Žižkovi" ed. Goll. Prag 1878, pag. 52. von Bezold, König Sigmund und die Reichskriege gegen die Husiten. III pag. 175. Palacky, Geschichte Böhmens III, 3 pag. 155 Anm.

***) Archiv cesky III pag. 284.

†) Vgl. „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 1892.

††) Delbrück, Perser- und Burgunderkriege pag. 16—25, 94 ff.

†††) Palacky, Gesch. Böhmens III, 2 pag. 61. 368.

deutlich die Verwendung der Wagenburg. Es fehlte den husitischen, wie dem Kriegswesen jener Zeit überhaupt, die durch Zucht und Uebung gewonnene Einheit des Haufens, der taktische Körper, welcher den Haufen über die Bedeutung einer Summe von Einzelkämpfern erhebt und ihm in der Schlacht den Charakter eines der bloßen Vielheit überlegenen Individuums verleiht. Ein Ersatz dafür, ein Nothbehelf, war dem husitischen Fußvolk die Wagenburg, eine äußerliche Einheit, welche ihm in der Vertheidigung doch das Uebergewicht über die angreifenden Reiterschaaren verschaffte.

Nicht die Wagenburg, nur die Art, wie sie verwandt wurde, ist den Husiten eigenthümlich. Sie ist zu allen Zeiten gebraucht worden. Vom Jahre 1413 findet sich sogar eine böhmische Kriegsordnung des Feldherrn Hajek von Hodjetin für König Wenzel, deren Angaben über die Ausrüstung und Marschordnung der Wagen und die Aufstellung der Wagenburg mit dem, was von der husitischen bekannt ist, übereinstimmen*). Die taktische Verwendung ist aus der Kriegsordnung nicht ganz ersichtlich; es ist wahrscheinlich, daß die Wagenburg den Stützpunkt für die Reiterkämpfe damals, Schutz den Flüchtenden und Lagernden bieten sollte. Der Wechsel der Verhältnisse, der Ursprung des Krieges, legte die Kraft der husitischen Heere in das Fußvolk. Damit gewann die Wagenburg eine veränderte Bedeutung.

Die günstigen Erfahrungen der ersten herumziehenden Schaaren, welche sich hinter ihren Karren gegen die Reiterangriffe vertheidigten, haben gewiß den Anlaß gegeben, die Wagenburg, wie sie schon früher vorhanden, in einer neuen Weise zu verwenden. Ich glaube, annehmen zu können, daß es Zizka's Verdienst war. Er wird bei allen ersten Gefechten, wo die Wagenburg zur Vertheidigungsstellung benutzt wird, genannt.

Es scheinen große Leiterwagen gewesen zu sein, Viergespanne. An den Leitern an den Seiten oben befestigte herabfallende Bretter schützten die Insassen. Ein zwischen den Rädern unter dem Wagen befestigtes Brett deckte diese Oeffnung. Die Bemannung betrug ungefähr 10 Mann. Dem wird die Größe des Wagens entsprochen haben. Das Verhältniß der Wagenzahl zu der der Mannschaften kann durchschnittlich auf 1 : 20 geschätzt werden. Aexte, Beile und Hacken führte jeder Wagen, um im Bedarfsfalle die Wege zu ebnen.

Beim Marsche müssen zwei Momente unterschieden werden. Für längere Märsche werden die Wagen, die sich in Zeilen ordneten, ohne

*) Časopis wlast. museum w cechach (Zeitschrift des böhm. Museums) 1828. I pag. 29 ff.

strengere Ordnung je nach der Bodenbeschaffenheit gezogen sein; dagegen ordneten sie sich bei Gefahr eines Angriffs zu einem geschlossenen Aufmarsch. „Als sie bemerkten, daß der Feind in der Nähe" heißt es, „bereiteten sie die Pferde und die Wagen und verfolgten ihren Weg*)." Sie marschirten in geordneten Schlachtreihen und mit vorbereiteten Wagen**)." „Sie zogen mit Wagen, mit Büchsen, mit Fußvolk und Reiterei in geordneten Schlachtreihen***)." „unde do die Behemen gewar wurden (der Feinde) do schigkten sie sich mit erem here und wagenfart unde czogen — entgegen****)." „do sie sich nu wol konden besehen, do schigkten sie sich mit iren wagen und volke†)." „Sie ordneten sich mit der Absicht, im Felde zu schlagen und zogen in dieser Ordnung 5 Tage", was sicherlich von den alten böhmischen Annalisten übertrieben ist. „Sie ordneten die Wagen und zogen in dieser Ordnung den ganzen Tag gegen den Feind††)."

Dieser Aufmarsch vollzog sich normalerweise in vier nebeneinander fahrenden Wagenzeilen. Die Wagen der äußeren heißen die Randwagen (Krajini). Sie bilden bei der Aufstellung eine äußere Umwallung. Die der Innenzeilen heißen Platzwagen (plačni)†††) und umgeben einen in der Mitte frei gelassenen Platz. Es wird auch von nur zwei Zeilen berichtet.

Der Aufmarsch, der sich nur sehr mühselig vorwärts bewegen konnte, bereitete die Aufstellung vor, welche erfolgte, sobald ein Zusammenstoß mit dem Feinde unvermeidlich schien. „Sie umgeben sich mit Wagen, stellen alles Fußvolk, mit Schlegeln und Waffen versehen, zwischen den Wagen auf und machen die vielen Büchsen auf den Wagen zum Abfeuern bereit§)." „Er machte eine Befestigung aus seinen Wagen, die er im Umkreise aufstellte, mit Ketten untereinander befestigt, zusammengefügt durch eine wunderbare und seltene Bauart, so daß sie nicht gelöst werden konnten und innerhalb dieser Wagenbefestigung, in der Volkssprache „Wagenburg" genannt, standen ihre Bogenschützen und Lanzenmänner und konnten das Heer der Gegner verletzen, ohne selbst

*) Höfler a. a. O. I. Laurenzius von Brezova pag. 363: „sed cum sensissent inimicos fuere in propinquo, equis et curribus preparatis iter arripiunt".

**) Ebenda pag. 369: „aciebus ordinatis et curribus dispositis — festinant".

***) Dobner a. a. O. I pag. 151: „cum curribus cum pixidibus, cum peditibus et equestribus aciebus ordinatis processerant.

****) SS. rer. Silesiacarum XII, 1883 ed. Wachter, Martin von Bolkenhayn pag. 10.

†) SS. rer. Lusat. I. Joh. v. Guben pag. 63.

††) Stař. letop. pag. 78. 79. 82.

†††) Stař. letop. pag. 59.

§) Höfler a. a. O. pag. 253: „curribus cingentes omnesque pedestres — intra currus cum suis tritulis et armis disponuntur, pixidibus pluribus in curribus ad percutiendum preparatis".

verwundet werden zu können*)." „Aber sie hatten ein gewonheit, das sie die wagen zusamen stissen und daraus eine Purg machten, dorynnen lagen sie**)." „Und waren also listigk, daß sie machten ein wagenburgk von yren eigen wagin — do zogen sie Ketten durch zweifache wagin und luden yre Buchsen und bostalden yre were trefflich***)." „Zizka zog sich mit seinen Wagen auf einen Hügel und schloß sich dort ein — die Wagen stellte er Rad auf Rad und ordnete die Haufen****)."

Die Wagenzeilen hielten an dem Ort, wohin sie der Befehl des Feldherrn geführt hatte. Regelmäßig wurde eine Anhöhe oder ein Abhang gewählt. Die offenen Seiten werden mit Wagen geschlossen, die Pferde abgespannt, die Wagen aneinander gestoßen „Rad auf Rad" und mit Ketten oder Stricken zusammengebunden. Die Bretter an den Seiten der Wagen werden angehängt. Zwei Thore, ein Vorder- und ein Hinterthor freigelassen†). Oft wird ringsherum ein Graben ausgehoben und das Erdreich gegen die Wagen aufgeworfen.

Es muß billig bezweifelt werden, daß alle Mal diese umständlichen Vorkehrungen noch getroffen werden konnten. Der Gebrauch der Wagenburg setzt sowohl Zucht und Ordnung als Uebung und Geschicklichkeit voraus. Vor- und nachhusitische Kriegsordnungen sprechen von „Zeilführern", „Zeilmeistern", die vorne und hinten an den Zeilen ihre Wagen haben sollen. Es muß auch für die Husiten gelten.

Es ist für eine anschauliche Vorstellung ebenso wichtig wie einleuchtend, zu bemerken daß die Wagenburg eine bestimmte Größe nicht überschreiten und nicht je nach der Zahl der Mannschaften erweitert werden konnte. Bei gemeinsamen Unternehmungen marschiren und lagern die verschiedenen Heere, wie sie oben angeführt, getrennt. Aussig wurde 1426 von drei Haufen belagert††). Es war das Heer der Prager und die beiden „Feldheere". 1428 lagern die Husiten in drei Lagern vor Glatz†††). Am Auszug 1430 nach Deutschland nehmen Alle Theil. Bei Leipzig trennten sie sich in fünf Abtheilungen, „so daß jede mit ihren

---

*) Hermann Corner a. a. O. pag. 1268: „munitionem fecerat de curribus multis in circuitum ductis, longis catenis colligatis et compactis mirabili et inconsueta structura, ne dissolvi valerent et infra hanc munitionem currilem dictum vulgariter Wagenburg sagittarii et lancearii eorum stabant, et hi exercitum adversariorum laedere poterant, illaesi ipsi permanentes".

**) Mencken, SS. rer. German. I. Eberhard Windeck pag. 1208. 1221.

***) Joh. Rothe a. a. O. pag. 558.

****) Stař. letop. pag. 58. 59, ebenso Johann von Segovia, Mon. conc. gen. s. XV II pag. 674: „cum illi nimis fortificati starent, reclusi inter murum curruum suorum, prout est moris eorum guerrandi".

†) Stař. letop. pag. 58.

††) Höfler a. a. O. II pag. 446. Schreiber, Urk. Buch der Stadt Freiburg II pag. 363.

†††) Grünhagen a. a. O. Nr. 176.

Wagen ziehe, eine Meile bald näher bald weiter von einander entfernt"*). Das Stift Bamberg stellte damals Führern von fünf Heeren eine Schuldurkunde aus. Man sah sie darauf in Franken lagern „mit iren heren und wagenburgen"**). Auf vier Wegen kehren sie heim***). Bald darauf unternehmen zwei Heere, die beiden Feldheere, — „sie sind getheilt in zwei Züge, genannt „Wojska" (Heere)" — einen Zug nach Ungarn†). Fünf Heere, nach Abzug der Prager vier, lagern 1430/34 vor Pilsen. Ihrem Beispiel folgt die Bestimmung des Nürnberger Reichstages 1431, welcher das ganze Kreuzheer in sieben Theile theilte, daß jeder „ein here und eine wagenburg habe und einen strit bestelle". „Item zu gedenken" heißt es in einem Vorschlage der Fürsten in jenen Tagen, „wie man die here theile und wellich wege sie sollent ziehen, das sie uf einen Tag ginsit des Waldes sint an den enden"††).

Die Bewaffnung des husitischen Fußvolks unterscheidet sich in keiner Weise von der ihrer Zeit. Sie führen Spieß und Schwert, Aexte und Streitkolben, Schleuder und Armbrust und benutzten die Setztartsche (Pawese), ein großes Schild, das mit einer Spitze auf den Boden gestellt wurde. Der eisenbeschlagene Dreschflegel mag ihnen eigenthümlich gewesen sein, ein Rest der ersten mangelhaften Bewaffnung. In ihren einfachen Bauernkitteln kämpfend hatten sie vor dem schwergerüsteten Gegner die Leichtigkeit und Beweglichkeit voraus. Eine Reiterei hatte sich Zizka geschaffen; doch stand sie immer an Zahl und Bedeutung dem Fußvolk nach.

Die Mannschaften waren auf die Wagen vertheilt und größere Haufen, zum Ausfall bereit, an den Thoren aufgestellt. Die Reiterei hielt auf dem Platz in der Mitte.

Den husitischen Geschützen ist häufig eine hervorragende Mitwirkung für ihre taktischen Erfolge zugeschrieben worden. Gewiß mit Recht; doch sollte die eigentliche Ursache nicht verkannt werden. Denn technische Fortschritte lassen sich nicht nachweisen und auch an Zahl der Geschütze scheinen die Husiten kaum überlegen. Handbüchsen werden erwähnt. Bei Belagerungen werden Steinbüchsen verwandt. Sechs an der Zahl werden namentlich genannt. Das eigentliche husitische schwere Geschütz ist die Haufnitze. Sie wurde auf eigenem Wagen geführt, auf dem sie befestigt war und in die Wagenverschanzungen eingestellt wurde†††).

---

*) Stař. letop. pag. 79.
**) Palacky, Urkundl. Beiträge II Nr. 642. 646. 649.
***) Dobner a. a. O. I. Bartošek von Drahonic pag. 163.
†) Ebenda pag. 164: „divisi sunt in duo agmina dicta Wogska".
††) Deutsche Reichstagsakten IX ed. Kerler Nr. 402. 410.
†††) G. Köhler, Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegsführung in der Ritterzeit III, 1 pag. 303 ff.

Die Ueberlegenheit der hussitischen Geschütze lag nicht an diesen selbst, sondern an den allgemeinen taktischen Vortheilen der Wagenburg.

Man vergegenwärtige sich den mangelhaften Zustand der Geschütze damals, die geringe Weite und Sicherheit des Schusses, die Schwerfälligkeit im Laden, Zielen und Abfeuern und verbinde diese Vorstellung mit angreifenden Bewegungen eines Heeres, zumal einer Reiterei. Ich bezweifle, daß die Geschütze mehr als eine ganz untergeordnete Bedeutung haben konnten. Hingegen standen die Husiten in wohl gerichteter Vertheidigungsstellung; sie erwarteten den Angriff und hatten den Vortheil, sich vorbereiten zu können. Es heißt ausdrücklich: „sie hatten mehrere Büchsen auf den Wagen zum Abfeuern vorbereitet". „Sie richteten Wagen und Büchsen*)". „Und luden yre buchsen und bestalden yre were trefflich"**). Näherte sich der Angreifer auf Schußweite, so wurden sämmtliche schon bereit gehaltenen Geschütze auf ein Mal abgefeuert. Es heißt: „sie donnerten gleichzeitig los"***). „Und land etewo dik 30 oder 40 buchsen zumal ussgan"****). „Zizka erwartete sie mit seinen Geschützen — und streckte sie nach Belieben nieder"†). „Sie (die Feinde) wurden mit großem Schaden durch die Büchsen zurückgeworfen"††). „Sie schossen große Wege und Durchgänge in den Feinden"†††). Diese Massenwirkung der Geschütze war unbekannt, wirkte erschreckend und verwirrend und rief die Täuschung von großen Mengen hervor, die sich in manchen Berichten erhielt. „Wenn sie gar viel böchsen yn irer waynfart hatten, dy lissen sie ausgeen, dovon daz lant so zere irschrogken und fluchtig wurden, beide Reisige und Trabanten §)."

So wichtig diese Erfahrung für das Geschützwesen sein mußte, ungleich wichtiger ist es, daß die Wagenburg das Fußvolk gegenüber der Reiterei zur Geltung brachte. Sie bot, wie bemerkt, die äußere Einheit, den Ersatz des taktischen Körpers, der dem Fußvolk die geschlossene Abwehr eines Reiterangriffs ermöglichte. Der Ritter in seiner Rüstung schwerfällig schon zu Roß, konnte den Wagenschanzen Nichts anhaben; er mußte absteigen, den Abhang hinauf die Wagenburg zu stürmen suchen, wo ihn die gleichzeitig abfeuernden Geschütze empfingen.

---

*) Höfler a. a. O. I. Laur. von Brez. pag. 518: „pixidibus pluribus incurribus ad percutiendum preparatis"; pag. 526: „curribus et pixidibus adaptis".

**) Johann Rothe a. a. O. pag. 558.

***) Herm. Corner a. a. O. pag. 1249: „simul intonantes".

****) Deutsche Reichstagsakten IX Nr. 93. 94.

†) Stař. letop. pag. 56.

††) Höfler a. a. O. I. Laur. von Brez. pag. 526: „cum magno damno per pixides sunt repulsi".

†††) Stař. letop. a. a. O. pag. 68.

§) Mart. von Bolkenhayn a. a. O. pag. 6.

Der Gebrauch der Wagenburg bedingt eine durchaus defensive Taktik und nur in der Vertheidigung gewährte sie den Ersatz des taktischen Körpers. Darin besteht ihre Schwäche. Wie im Einzelkämpfer sind im taktischen Körper die beiden Gegensätze, zwischen denen sich jeder Kampf bewegt, Angriff und Vertheidigung, lebendig verbunden, ohne daß durch den Wechsel die Einheit eingebüßt werden darf. Die Geschlossenheit, deren der Haufe Fußvolk in der Vertheidigung bedurfte, geht bei der Wagenburg beim Angriff verloren. Diese weist auf ein Bedürfniß hin, das sie nur sehr einseitig zu befriedigen vermochte.

Der typische Verlauf eines husitischen Sieges ergiebt sich aus den genannten Vortheilen, ihre Niederlagen aus der Schwerfälligkeit und Einseitigkeit ihrer Taktik.

Fußvolk und Reiterei erwarten im Schutze der an einem Abhange lagernden Wagenburg den Angriff des Feindes. Den nahenden Gegner, sei es, daß die Reiter absaßen oder noch zu Roß zu nahen vermochten, mit dem wenigen Fußvolk, das sie führten, empfingen die Geschosse der zum Abfeuern bereit gehaltenen Geschütze, Haufnitzen, Handbüchsen und die Pfeile der Armbrustschützen. Der Anblick der Schanzen, die erste Wirkung der Geschosse genügte oft, besonders nach den Berichten der ersten Jahre, um von weiteren Angriffen abzustehen. Richtete sich der feindliche Angriff gegen die wohlvertheidigten und verschanzten Wagenreihen und schien die Kraft der Anstürmenden zu sinken, so erfolgte ein heftiger Ausfall des Fußvolks aus dem Vorderthor. In der Regel entscheidet er den Sieg. Die Reiterei eilte, aus dem Hinterthor heraussprengend, herbei, das Fußvolk beim Siege zu unterstützen und die Flüchtenden zu verfolgen.

Die Schwäche dieser Taktik liegt in der Abhängigkeit von der Wagenburg. Außerhalb der schützenden Wagen vermochten die Husiten kaum dem Angriff des berittenen Feindes Stand zu halten. Es kam durchaus darauf an, den Zeitpunkt für den Ausfall richtig zu beurtheilen. Wenn der Gegner noch Kraft zu erneutem Angriff bewahrt hatte, so war der Ausfall verfrüht und die Niederlage oft unvermeidlich. Durch verstellte Flucht, wie es heißt, hervorgelockt, aus einem Hinterhalt überfallen, sind die Husiten häufig in freiem Felde unterlegen. Die letzte Schlacht, in welcher die „Feldheere" vernichtet wurden, nahm keinen anderen Verlauf.

Es war ein puritanischer Geist der Strenge und Zucht, auf dem die sittliche Kraft und die kriegerische Tüchtigkeit der Husiten beruhte. Das beredteste Zeugniß dafür ist Zizka's Kriegsordnung von 1423*).

*) Neuere Abhandlungen d. K. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. I. Wien und Prag 1791 pag. 171 ff.

Hier wird der allgemeine Grundsatz vorangestellt, daß Gehorsam und Ordnung allenthalben befolgt werden sollen, denn der Ungehorsam und die Ausschweifung hätten oft Verlust von „Brüdern" und Eigenthum zur Folge gehabt. Dann schließen sich einzelne Bestimmungen an. Niemand soll vorausreiten oder gehen, um sich früher Unterkunft zu besorgen. Jeder hat zu lagern, wo es von den Hauptleuten, die die Aeltesten erwählen, bestimmt wird. Bei schwerer Strafe darf Niemand ohne Erlaubniß Feuer im Lager anmachen. Vor dem Aufbruch zum Weitermarsch oder irgend einem Unternehmen soll vor dem Leibe des Herrn die Andacht verrichtet werden. Für den Marsch folgt eine strenge Ordnung der Haufen unter ihren Fahnen. Unachtsamkeit der Vorposten und Hauptleute, im Felde oder in den von den Aeltesten anvertrauten Orten sollen an Leib und Gut bestraft werden. Alle Beute wird auf einen Platz, der vom Hauptmann bestimmt, zusammengetragen und von den Aeltesten, die aus den Herren, Rittern, Städten und Bauern erwählt, den Armen und Reichen nach Billigkeit und Gerechtigkeit ausgetheilt werden. Wer sich widerrechtlich Beute aneignet, soll an Leib und Gut, wer Andere verletzt oder tödtet, „nach dem Gesetze Gottes" bestraft werden. Lärm und Streit sind verboten. Schwere Strafe wird dem gedroht, „der sich vom Streite Gottes und seinen Brüdern hinwegstiehlt". Der Fahnenflüchtige wird angesichts des Heeres hingerichtet. Niemand darf sich überhaupt ohne Wissen und Willen der Hauptleute entfernen. Würfelspiel, Diebstahl, Raub sollen mit den strengsten Strafen verfolgt werden. Menschen, „die sich besaufen, die der Unzucht überwiesen sind, schlechte Weiber" und offenbare Sünderinnen, sollen vertrieben und bestraft werden.

Späteren Jahren galt die Zeit Zizka's als unerreichbares Ideal*). Die „Feldheere" lebten für den Krieg vom Kriege. Mit den kriegerischen Erfolgen schwand die Selbstbeherrschung; die Sucht nach Beute überwog. Die stolze Aufgabe, für die Freiheit und Ausbreitung ihrer religiösen Wahrheiten zu kämpfen, wurde zum Schein und diente zum Vorwande für Raubzüge in die Nachbarlande; das erschöpfte Heimathland selbst blieb von Vergewaltigungen der Feldheere nicht verschont. Die Manneszucht sank. Die Hauptleute wechseln häufig und die Niederlagen mehren sich in den letzten Jahren. Die Verpflegung der Leute scheint mangelhaft geworden zu sein**); der Gehorsam schwindet und schließlich bricht offene Meuterei gegen Prokop, den Oberbefehlshaber, aus***).

---

*) Monum. concil. s. XV, I pag. 529.
**) Grünhagen a. a. O. Nr. 187.
***) Dobner a. a. O. I. Bartoš. von Drahonic pag. 181.

Der Widerwille des Landvolkes gegen die Feldheere wächst und die Bauern, die zum Eintritt gezwungen werden, laufen in der Nacht davon. Fremdländisches, hergelaufenes Gesindel mischt sich in die Heere*). Es mag hier übertrieben worden sein; thatsächlich hielten die Waisen auf dem Concil zu Basel deutschen Gottesdienst**). Auf dem Landtage zu Prag 1432 wird dem Unwillen des Landes über dieses Treiben Ausdruck gegeben***). Sieben Artikel, die Reformvorschläge enthalten, werden aufgestellt. Die Hauptleute sollen Schutz den armen Leuten gewähren, Raub und Verwüstung verhindern. Die Aeltesten und Unterhauptleute sollen besser für Unterkunft und Verpflegung der Brüder sorgen. Ein regelrechtes Fouragesystem, wenn man in Freundesland, soll statt haben. Städte und Herren des Gebietes, in welchem das Heer lagere, sollen den Unterhalt herbeischaffen und Plündern darüber hinaus streng geahndet werden. Keine Bestimmung, die auf gegenseitigen Abmachungen (der Feldheere) beruht, soll die Freiheit der Städte und Landbewohner beschränken. Jeder Kreis soll sich selbst einen Hauptmann wählen; dazu einen Rath von Kreiseingesessenen, welche gemeinsam nur die Befugniß des Aufgebots haben sollen, zu dem sich die Leute häufiger und freiwilliger stellen würden, ohne daß dadurch den Armen Schaden angethan würde, oder irgend welcher kriegerischen Gemeinschaft. Bei der Belagerung einer Burg soll die Beute, die auf Fouragirungs- und Plünderungszügen gemacht, gemeinsam vertheilt werden. Die eroberte Burg soll nach gemeinsamem Uebereinkommen Jemanden anvertraut werden. Wenn sie zerstört wird, soll die Beute je nach dem Verdienst eines jeden vertheilt werden.

Die nur leicht verdeckte Spitze dieser Bestimmungen richtet sich gegen die Uebermacht und Willkür der Feldheere im Besondern gegen die Taboriten. Aus Vertheidigern des Landes waren die Feldheere ihm eine Last, ja eine Gefahr geworden. Ihre Aufgabe war erfüllt, der letzte große Angriff abgeschlagen, die Friedensverhandlung eingeleitet. Einer Aufforderung auseinanderzugehen, leisteten sie nicht Folge†). Mißwachs und Hungersnoth steigerten das allgemeine Elend. Es war endlich eine rettende That der reaktionären Partei, der Prager und der Barone, als sie bei Lipan (1434) die Feldheere vernichteten.

Die husitische Wagenburg war das Problem der deutschen Kriegskunst des 15. Jahrhunderts. Es braucht kaum näher ausgeführt zu

*) Palacky, Urk. Beitr. I Nr. 459. 532. II Nr. 757. Mon. concil. s. XV, III Johann von Segovia pag. 432.

**) Mon. concil. s. XV. Johann von Ragusa pag. 259.

***) Mon. concil. s. XV, I. Johann von Ragusa pag. 184 ff.

†) Palacky, Gesch. Böhmens III, 3 pag. 156.

werden, daß ihre Lebensfähigkeit sehr gering war, ihr thatsächlicher Gebrauch immer seltener wurde und ihre taktische Bedeutung ganz episodenhaft bleibt. Wichtiger, wenn möglich, wäre es, festzustellen, ob neben der theoretischen Ueberlieferung der Wagenburgordnungen eine lebendige der kriegerischen Erfahrungen stattgefunden und sich ein Zusammenhang des kommenden Söldnerwesens mit den Feldheeren aufdecken ließe. 1436 schickte König Sigmund einen Taboriten-Hauptmann und seine Leute die Donau hinab nach Belgrad*). Für die gleichzeitigen Reichstagsverhandlungen ist das Vorbild der hussitischen Heeresverfassung nicht ohne Einfluß gewesen und den bedeutendsten Geist Deutschlands jener Tage, Nicolaus von Cusa, mag es angeregt haben, in seinen Reformvorschlägen für das Reich ein stehendes Heer zu fordern**).

Die vorliegende Aufgabe findet ihren natürlichen Abschluß in der Schlacht bei Lipan. Die „Feldheere" waren vernichtet und aufgelöst, der Krieg beendet. Der Erfolg der hussitischen Waffen, so war festgestellt worden, hatte seine allgemeine Grundlage in einer ausgebildeten Heeresorganisation, in der Leitung kriegserfahrener Führer und in der Zucht ihren Glauben vertheidigender Kämpfer. In den „Feldheeren", die sich ausschließlich dem Kriegshandwerke widmeten, findet diese Verfassung ihren stärksten Ausdruck. Sie ermöglichte den Gebrauch eines künstlichen und schwerfälligen taktischen Hülfsmittels, der Wagenburg. Der Krieg entwickelte sich aus dem Gegensatz einer Volksbewegung gegen bestehende Autoritäten. Der hussitische Bauer und Bürger kämpft gegen die Ritterheere des Königs. Es ist im Wesentlichen ein Kampf des Fußvolks gegen die Reiterei. Das hussitische Fußvolk hatte noch nicht vermocht den innerlich geschlossenen, taktischen Körper auszubilden, wie es sich aus einer fortgeschrittenen Heeresorganisation später ergeben sollte. Es findet einen Ersatz in der Wagenburg. Sie ist den Husiten, was den Schweizern ihre Berge sind in den ersten Kämpfen gegen die Ritter. Die Wagenburg bietet in der Vertheidigung eine äußere Einheit, ermöglicht die geschlossene Abwehr eines Reiterangriffs. Außerhalb der verschanzten Wagen ging dieser Vortheil verloren. Die Wagenburg verhält sich also durchaus defensiv. Die Erzählung aggressiver Bewegungen gehört in den Bereich der Fabel.

*) Palacky, Urk. Beitr. II Nr. 985.
**) O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen II pag. 391.

Die Bergwerkindustrie im Donezbecken.

Die dürre unabsehbare Ebene, durch welche der Donez seine trüben Wasser dem Don zuführt, birgt in ihrem Schooße eines der größten und reichsten Kohlenlager der Welt. Als Peter der Große durch diese Steppen mit seinem Heere nach dem Asowschen Meere zog, wurden ihm der Sage nach eines Abends im Lager die ersten Proben von einem zu Tage tretenden Kohlenflöze gezeigt. Der Zar ließ sich erklären, was mit dem Mineral anzufangen sei, meinte aber schließlich, zur Zeit sei dasselbe nicht nöthig, den Enkeln aber werde es gut zu statten kommen. In der That kümmerte sich beinahe ein Jahrhundert lang Niemand um diese unterirdischen Brennstoffe. Erst gegen Ende der Regierung Katharinas II. wendete man ihnen nothgedrungen einige Aufmerksamkeit zu. Man lag damals im Kriege mit den Türken. Die Flotte und die Festungen brauchten Geschütze und sonstige eiserne Geräthe. Bis dahin waren dieselben in Fabriken zu Lipez und Cherson hergestellt worden, wo man das Eisenerz mit Holzkohlen ausschmolz. Aber die Wälder waren nun erschöpft und aus Mangel an Brennholz die Fabriken geschlossen. Man sah sich daher genöthigt, das Eisen aus den sibirischen Fabriken zu beziehen, was natürlich sehr theuer kam und enorm viel Zeit beanspruchte. Da erinnerte sich der Generalfeldzeugmeister Subow des Umstands, daß im Donezgebiete bei Bachmut und Slawianoserb Steinkohlen und Eisenerze dicht bei einander vorkamen und entschloß sich dort Eisenwerke anzulegen. Der sachverständige Geheimrath Gaskoyne erhielt Auftrag die Eisen- und Kohlenlager näher zu untersuchen. Auf seinen und eines andern Bergwerkskundigen, Awramow, Bericht hin wies die Kaiserin im November 1795 eine Summe von 650 000 Rubeln zur Anlage und 90 000 Rubel jährlich zum Unterhalt der zu bauenden Werke an. 1796 begann Gaskoyne mit dem Bau der Fabrik bei Lugansk. 1799 war die Anlage fertig. Aber das mit Steinkohlen dort erzeugte Roheisen war dermaßen schlecht, daß man in den Werken bald nur noch Eisen verarbeitete, das aus Sibirien herbei-

geschafft wurde. Erst 1826 machte man sich wieder an die Ausbeutung der Eisenerze des Donezgebiets. Da man aber bei dieser Gelegenheit Bleierze entdeckte, wandte man diesen alle Aufmerksamkeit zu und verlor dabei umsonst lange Jahre. 1832 begann man wieder Eisen zu verhütten und zwar unter Leitung eines schlesischen Ingenieurs. Aber der Erfolg war gering. 1847 gab man die Sache wieder auf und versuchte bei Kertsch Eisen zu gewinnen. Auch die im Jahre 1852 in den Lugansker Werken nochmals aufgenommenen Versuche blieben erfolglos. Diese Fabrik ist auch nie mehr zur Blüthe gelangt.

Es war einem Engländer John Hughes vorbehalten, das Donezbecken wahrhaft zu erschließen. Der in Wales geborne Mann beschäftigte sich in England besonders mit der Herstellung von Schiffspanzern und führte mehrere Aufträge der russischen Regierung aus. Anfang der 70er Jahre kam diese auf die Idee den Mann zu gewinnen, um eine Fabrik für Schiffspanzer in Rußland anzulegen. Hughes ging darauf ein und siedelte sich nicht allzu weit vom Schwarzenmeerhafen Mariopul an einer Stelle, die jetzt nach ihm Jusowo heißt, an. Eisen und Kohlen waren hier reichlich vorhanden, aber alle geübten Arbeitskräfte fehlten und ungezählte Schwierigkeiten aller Art waren zu überwinden. Von der Herstellung von Schiffspanzern war natürlich zunächst keine Rede mehr, dafür walzte er Schienen für die russischen Bahnen. Aber auch damit wurde wenig Erfolg erzielt, solange Rußland Kohlen und Eisen zu mäßigen Zöllen vom Auslande einließ. Herr Hughes setzte daher seine Gönner, an deren Spitze Großfürst Konstantin stand, in Bewegung, um zunächst sich die fremde Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Nachdem das gelungen war, rentirte das Werk und blühte mehr und mehr auf. 1889, als Hughes starb, lieferte es jährlich schon etwa 6 Millionen Pud Schienen. Die Fabrik wird jetzt von den 4 Söhnen des Verstorbenen geleitet. Die Kohlengruben und Eisenwerke von Jusowo sind die bedeutendsten im Donezbecken geblieben, obwohl der Erfolg ihres Schöpfers eine zahlreiche Konkurrenz ins Leben gerufen hat. Die größte der neueren Unternehmungen ist die société industrielle et minière in Ruttschenkow und Kurachowk. Ihr Schöpfer war ein Ingenieur Auerbach, welcher 1872 die ersten Schächte auf theils gekauftem theils gepachtetem Terrain anlegte. Vier Jahre später übergab er die Leitung dem französischen Ingenieur Villard, welcher aber keine glückliche Hand zeigte. Erst seit 1877, wo ein Herr Awdakow die Geschäfte übernahm, datirt der Aufschwung der Gesellschaft, welche jetzt gegen 25 Millionen Pud Kohlen jährlich fördert. Neueren Datums sind die ebenfalls bedeutenden Kohlengruben von Karpow, Altschewski, Rykowski, der Erben

Ilowaiskis und der Genossenschaft Alexejew. Sie alle sind durch ausländische Ingenieure oder unter dem Einflusse der Erfolge der Fremden angelegt worden. Im ganzen sind zur Zeit im Donezbecken 114 Gruben im Betriebe. Aber nur 20 derselben fördern über eine Million Pud im Jahre, gehören also größeren Unternehmern. Der Rest ist in den Händen von Bauern oder kleinen Geschäftsleuten. Die gesammte Ausfuhr von Kohlen aus dem Donezgebiete belief sich 1889 auf 114½ Millionen Pud, 1890 auf 118 Millionen.

Das Vorherrschen des Kleinbetriebs ist eine der Eigenarten dieses Kohlenbeckens. Der Grund ist in den Besitzverhältnissen zu suchen. Es gehört nämlich wie überall in Rußland ein großer Theil der Steppe dörflichen Gemeinden. Manche derselben haben ihr Land an große Unternehmer verpachtet. Andere aber ziehen es vor, auf eigene Faust die Kohlen zu gewinnen. Sie bildeten Artelle, gruben einen Schacht und begannen mit möglichst billigen und einfachen Werkzeugen und ohne Maschinen die Kohlen aus der Erde zu holen. Meist sind diese Artelle schon nach kurzer Zeit gescheitert. Dann kaufte ein Bauer den anderen ihren Rechtsanspruch für ein paar Rubel Pacht ab und nahm seiner Seits den Betrieb in die Hand. Ist der Bauer wohlhabend genug seine Arbeiter regelmäßig zu bezahlen oder hat er bestimmten lohnenden Absatz für seine Kohlen, so zahlt sich das Unternehmen recht gut. Aber gewöhnlich reichen seine Mittel nicht aus. Er muß Geld aufnehmen, gewöhnlich von einem der zahlreich im Gebiete vertheilten Juden und geräth damit in volle Abhängigkeit von diesem. Nur die Mühe pflegt dann auf seinen Antheil zu fallen, den Gewinn schluckt der Gläubiger. Um dieser Nothlage zu entgehen, verpachten viele Bauern von vornherein ihre zusammengekauften Kohlenrechte an einen Juden, welcher selbst den Betrieb des Bergwerks übernimmt. Endlich kommt auch der Fall vor, daß der Bauer die Kohlenförderung einem Unternehmer übergiebt, den Verkauf der Kohlen aber selbst besorgt. — In allen diesen Fällen ist der Bergwerksbetrieb von der primitivsten Art. Der Besucher findet hier regelmäßig nur einen brunnenartigen Schacht, der selten über 10 Klafter Tiefe erreicht. Ueber ihm ist ein einfaches Holzgestell, ein paar Schritte abseits steht eine von einem Pferde gedrehte Winde. Mittels dieser wird immer gleichzeitig ein gefüllter Eimer aus dem Schachte gezogen und ein leerer hinuntergelassen. Man kann sich leicht vorstellen, wie unter solchen Umständen es mit der innern Einrichtung der Grube bestellt ist. Von einer kunstgerechten Anlage oder Verzimmerung der Stollen ist gar keine Rede, ebensowenig von Fortschaffung des Wassers. Ingenieure oder sonstige Bergbehörden be-

treten diese Bergwerke nie, da ihr Besuch nicht ganz ungefährlich ist. Die Bauern machen daher, was sie wollen. Der Schmutz und die schlechte Luft in diesen Gruben sind unbeschreiblich. Dynamit wird nie angewendet, man bricht alle Kohle mit der Keilhaue und schafft sie dann, wie es geht zu, dem Eimer, welcher sie nach oben führt. Das Tau, welches die Eimer trägt, ist oft an verschiedenen Stellen geknotet und geflickt und sieht sehr bedenklich aus. Trotz dessen vertrauen sich die Arbeiter täglich seiner Tragkraft an. Unten im Schachte stehen die Bergleute oft bis zu den Knöcheln im Wasser und dabei müssen sie zwölf Stunden aushalten, ehe sie abgelöst werden. Ein junger Bergakademiker, der das Leben in den Bauernschächten aus eigener Anschauung kennen lernen wollte, ist einmal in ein solches Bergwerk als Arbeiter eingetreten. Wie er erzählt, hat er es trotz starker Konstitution und besten Willens nur 6 Tage ausgehalten. Der unerträgliche Dunst der Oellampen, die Feuchtigkeit erregten ihm schon am zweiten Tage arges Uebelbefinden. Dazu kam die entsetzlich schwere Arbeit mit der Keilhaue. Am dritten Tage konnte er der Schläfrigkeit nicht mehr Herr werden, die Keilhaue entfiel seinen Händen und mitten in der Arbeit schlummerte er auf den Kohlenstücken, bis ihn ein Kamerad weckte. Ohne regelmäßigen Branntweingenuß, wie ihn die Bergleute dort allgemein gewöhnt sind, ist auf die Dauer diese Beschäftigung nicht zu ertragen. — Schon heut kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Existenz dieser bäuerlichen Bergwerksunternehmungen weder ein Segen für die Unternehmer noch für die Arbeiter ist. Die letzteren sind hier schlechter daran als irgend wo anders. Ihr Leben ist in steter Gefahr. Die bäuerlichen Grubenbesitzer kennen weder Sicherheitslampen noch Luftschächte noch irgend welche andern Vorkehrungen für die Sicherheit des Lebens, ganz zu schweigen von der Bequemlichkeit der Arbeiter. Und auch sie selbst kommen bei der mächtigen Konkurrenz der großen Gruben auf keinen grünen Zweig. Meist sind sie wie erwähnt in den Händen von Wucherern und fristen ihr Dasein mühselig von einem Tage zum andern. Selbst wer noch so viel Sympathie mit den kleinen Unternehmern hat und dem Bauern den möglichst großen Vortheil von den unterirdischen Schätzen seines Landes zuwenden möchte, kann sich, falls er größerer Kohlenmengen bedarf, nicht an die wenig leistungsfähigen kleinen Schächte direkt wenden, sondern muß sich mit Händlern oder großen Unternehmern in Verbindung setzen. Da hilft kein Klagen. Es ist hier wie im Verkehrswesen. So wenig wie der Frachtfuhrmann neben der Eisenbahn bestehen kann, so wenig kann die Kohlenkleinindustrie sich noch lange in ihrem jetzigen Zustande erhalten!

Indessen auch die großen Grubenunternehmungen im Donezbecken befinden sich keineswegs im Allgemeinen in dem Fortschritte und dem Gedeihen, wie man es wohl erwarten könnte. Es ist wiederholt in den letzten Wintern vorgekommen, daß ganz Südrußland unter argem Mangel an Kohlen gelitten hat und viele Fabriken genöthigt waren, ausländisches Brennmaterial trotz des hohen Zolles zu kaufen. Kam auch ein Theil der Schuld hieran auf das Konto der Leistungsunfähigkeit und der Unordnung der Eisenbahnen, so waren doch auch die Grubenbesitzer nicht schuldlos an diesem einem Westeuropäer schier unbegreiflichen Zustande. Alle Besucher des Donezgebietes sind darüber einig, daß die meisten der russischen Bergwerke viel zu wünschen übrig lassen und nur die fremden Unternehmungen in Blüthe stehen. Der Nationalrusse ist der geriebenste Hausirer und Kleinhändler. Aber er eignet sich meist sehr schlecht zum großen Fabrikanten. Bei kleinem Profit durch Güte der Waaren und Größe des Umsatzes ein bedeutendes Geschäft zu machen, wie es in civilisirten Ländern geschieht, ist nicht sein Fall. Wenn der reiche Russe sich auf ein Unternehmen einläßt, so muß es ihm jährlich 40—50 Prozent Gewinn abwerfen, sonst legt er sein Geld lieber in Papieren an. Aus dieser nationalen Eigenthümlichkeit sind die Verhältnisse im Donezbecken zu erklären. Die Zahl der Klagen der dort thätigen russischen Grubenbesitzer ist schier endlos. Die einen klagen über den Zolltarif, die andern über die Eisenbahnfrachten und Mangel an Bahnen und Wasserwegen, die dritten über den Mangel an Absatz, wieder andere über die Konkurrenz von Naphta und Holz, über Mangel an Arbeitskräften, über die zu strengen Arbeiterschutzvorschriften. Das schönste dabei ist, daß, wie die Folge zeigen wird, die meisten dieser Beschwerden auch nicht einen Schein von Berechtigung besitzen, daß vielmehr die entgegengesetzten Klagen seitens der anderen Interessenten weit eher gegründet wären! Der hohe Zoll, welcher in Rußland zu Gunsten der Kohlen- und Eisenproduktion auf die Einfuhr von Kohlen und Roheisen gelegt worden ist, trifft die gesammte Bevölkerung am schwarzen Meere und seinen Zuflüssen sehr schwer. Früher standen dort jederzeit beliebige Mengen englischer Kohle sehr billig zur Verfügung, jetzt ist man genöthigt, sich den Preisen der Donezgruben widerstandslos zu unterwerfen. Und trotzdem dieselben so nahe liegen, und so billig zu produziren vermöchten wie wenige andere Kohlendistrikte, werden hier stets die Preise so hoch gehalten wie nur irgend möglich. In diesem einen Punkte sind die verschiedenen Schachtbesitzer stets eines Sinnes. Dabei schreien sie auch noch immer nach höherem Schutze. Es findet keine Versammlung der Grubeninteressenten in Charkow statt, ohne daß

die Regierung um Erhöhung der Zolltarife angegangen wird, damit die Donezleute den ganzen russischen Markt in ihre Hände bekommen können.

Weniger einig sind die Kohlenleute in der Frage der Eisenbahnfrachten. Da wünscht jeder Schacht Differenzialtarife ausschließlich zu seinen Gunsten. Die im Norden gelegenen Gruben finden nicht Klagen genug darüber, daß ihre südlichen Konkurrenten es näher zum Meer haben und schreien über jede Maßregel zur Beförderung des Kohlenabsatzes nach den Schwarzenmeerhäfen. Umgekehrt sind die südlichen Gruben untröstlich, wenn den nördlichen irgend welche Vortheile eingeräumt werden. Jeder beneidet den andern. Man verläßt sich eben in Allem viel weniger auf eigene Intelligenz und Unternehmungsgeist als auf Privilegien und Zuwendungen seitens der Regierung. Selbst Bahnen zu bauen oder die Küstenschifffahrt im Schwarzen Meere, die einstweilen ganz daniederliegt, in die Hand zu nehmen, fällt keinem im Traume ein. Da die Regierung aber natürlich nicht Alles zu besorgen im Stande ist, so bleibt eben Alles beim Alten. Kein Wunder mithin, wenn das Eisenbahnwesen im Donezbecken so gut wie Alles zu wünschen übrig läßt. Viele Schächte liegen noch außer aller Verbindung mit den Bahnen und müssen die Kohlen erst zu Wagen nach den entfernten Stationen schaffen. Dazu kommen ungenügende Mengen von Wagen und Zügen, häufige Unfälle, schlechte bestechliche Verwaltung und alles das Schlechte, was dem Eisenbahnwesen in ganz Rußland nachzusagen ist. Es gehört zu den entsetzlichsten Plagen in diesen Gegenden reisen zu müssen. Auf den meisten Strecken verkehren nur 1 oder 2 Züge, auf jeder Station finden halb- und ganzstündige Aufenthalte statt, die Anschlüsse sind so schlecht wie denkbar, die Geschwindigkeit der Fahrt beläuft sich auf etwa 11 Kilometer in der Stunde. Zu Wagen kommt man viel rascher vorwärts, aber der unermeßliche Staub der Straßen im Sommer und die unverschämten Forderungen der Fuhrwerkbesitzer verleiden besonders Fremden diese Art des Reisens. So lange nicht das ganze Gebiet mit einem gut verwalteten, viel verzweigten Netze von Schienenwegen durchzogen ist, kann die Kohlenindustrie nicht zur gehörigen Entfaltung kommen. Vor der Hand liegt sie noch ganz in den Windeln. Von 1880—1890 haben die sämmtlichen Donezschächte im Ganzen 830 Millionen Pud gefördert, während in England alljährlich mehr als 2 Milliarden Pud Kohlen produzirt werden! — Es ist selbstverständlich, daß bei solcher Lage der Dinge der Absatz nicht blühen kann. Vor der Hand sind die wichtigsten Abnehmer die Eisenbahnen, dann folgt der Verbrauch zu Heizzwecken in Städten und Dörfern, in dritter Linie kommen die Zuckerfabriken. Ganz unbedeutend ist noch

der Absatz an Eisenwerke, Gasfabriken und sonstige Unternehmungen. Die Hauptabsatzplätze sind Charkow, Mariopul, Slawiansk und Moskau. Wie unzureichend diese Produktion noch ist beweist der Umstand, daß England noch 1889 nach dem Schwarzen Meere 55 Millionen Pud Kohlen transportirt hat. Davon sind 15 Millionen in russischen Häfen geblieben, 10 nach der Donau und 30 Millionen nach Konstantinopel gegangen. Solange die Donezkohlenindustrie nicht einmal im Stande ist diese ihr in ihrem eigentlichen Absatzgebiete gemachte Konkurrenz zu überwinden, beweist sie ihre Unzulänglichkeit. Die russischen Kohlenbarone verlangen auch hierzu wie gewöhnlich Staatshülfe. Die Regierung soll ihnen die nöthige Dampferflotte stellen und dazu eine Exportprämie von 4—5 Kopeken pro Pud zahlen. Am liebsten sähen sie, wenn zu gleicher Zeit die Verwendung der Naphtarückstände und des Holzes zu Heizzwecken verboten würde. Mit dem Holze wird allerdings in Rußland vielfach Mißbrauch getrieben. Die häufige Feuerung der Lokomotiven mit Holz, selbst auf Bahnen, wo Kohlen bequem und billig zu haben sind, ist zweifellos so wenig wirthschaftlich wie möglich. Anders aber steht es mit den Bakuer Naphtarückständen. Dieser Heizstoff ist so billig, bequem und sauber, daß er schon einen großen Theil der innerrussischen Fabriken erobert hat und durch Kohlen kaum noch verdrängt werden kann. Mit dieser Konkurrenz muß daher die Donezindustrie ein für allemal rechnen. Es bleibt ihr daneben auch gerade Platz genug übrig.

Etwas berechtigter sind die Klagen über die Hafenverhältnisse im Schwarzen Meere. Das Donezbecken ist vor der Hand hauptsächlich auf Mariopul angewiesen. Die Regierung hat hier mit großen Kosten einen Hafen angelegt und mit allen technischen Fortschritten der Neuzeit ausgerüstet, aber leider das Wesentlichste dabei vergessen. Man hat bei der Anlage Cardiff und ähnliche englische Plätze zum Vorbilde genommen; Molen, Elevatoren, künstliche Krahne und dergleichen geschaffen, aber leider nicht für die nöthige Tiefe gesorgt. Die Schiffe können nur bis zu einem Tiefgang von 16 Fuß im Hafen laden, größere Lasten müssen sie auf der Rhede einnehmen. Dies und die Höhe der verschiedenen Gebühren läßt den Hafen nicht in Aufnahme kommen. Die Russen behaupten, daß die ganze kostspielige Anlage lediglich der zunächst dem Hafen arbeitenden französischen Gesellschaft zu gute komme.

Am allerwenigsten gerechtfertigt sind die Beschwerden der Donezgrubenbesitzer über die Arbeiterverhältnisse. Gerade in dieser Frage haben sie am meisten gesündigt und die Uebel, unter denen sie leiden, im Wesentlichen verschuldet. Wie vorurtheilsfreie Russen selbst klagen, will der russische Kapitalist im Allgemeinen aus dem Arbeiter bei so

wenig als möglich Lohn so viel als möglich Arbeit herausschlagen, ohne sich um sein Schicksal weiter zu kümmern. Den Arbeiter gesund, stark und zufrieden zu erhalten, wie es anderweitig geschieht, betrachtet der russische Unternehmer nicht als seine Aufgabe. Nirgends aber steht es damit so schlimm wie in der Grubenindustrie. Der Bergmann gilt dem Grubenbesitzer und sich selbst als eine verlorene Existenz. Er hat mit Gott und der Welt abgeschlossen. Sein Leben dreht sich nur um harte Arbeit, Schlaf und gröbste Ausschweifungen. Täglich dauert seine Schicht zwölf Stunden. Ein Stück Schwarzbrod mit Salz bildet dabei seine einzige Nahrung. Wenn er aus der Feuchtigkeit und dem Kohlenstaube wieder ans Tageslicht kommt, stopft er sich mit Nahrung voll, dann schläft er, bis die nächste Schicht ihn ruft. Und auch diese Ruhe bringt ihm wenig Erquickung, denn er muß sie in den denkbar schlechtesten Räumen genießen. Auf weitaus der Mehrzahl der Schächte bilden nämlich nur Erdhütten die Wohnung der Arbeiter. Sie sind feucht, schmutzig und ohne jede Ventilation. In dem einzigen Raume muß die ganze Familie sich mit den etwa vorhandenen Hausthieren aufhalten. Als gemeinsame Bettstelle dient eine Erhöhung aus festgestampfter Erde. Es wimmelt in den Hütten von Kindern. Aber Dyssenterie und Diphtheritis raffen sie von Zeit zu Zeit wie die Fliegen weg. Die Erwachsenen leiden in den ungesunden Löchern an Malaria, Lungenkrankheiten, Geschwüren u. dergl. Im Sommer ist es in den Erdhütten so heiß und voll Ungeziefer, daß die Leute alle im Freien schlafen. Auch gekocht wird in der warmen Jahreszeit an einem Feuer vor der Hütte. Zu alle dem kommt noch das schlechte Trinkwasser. Quellen giebt es nicht. So trinkt man das Wasser aus den Schächten und Brunnen. Dieses ist so stark mit schädlichen Salzen versetzt, daß es bei längerem Genuß den Körper ruinirt. Die Lebensmittel beziehen die Arbeiter fast überall aus Magazinen, welche die Grubenbesitzer halten. Ein Theil des Lohnes wird einfach in Waaren gezahlt. Das Fabrikgesetz, welches das Trucksystem verbietet, besitzt für das Donezbecken noch keine Geltung. Andere Läden dulden die Bergwerkunternehmer nicht auf ihrem Terrain. Gäbe es auch welche, so könnte der Bergmann doch nichts dort kaufen, da er fast nie baares Geld in den Händen hat. Bei den großen gut geleiteten Gesellschaften sind die Magazine allerdings in gutem Stande und die Waaren preiswerth. Bei den kleinen Gruben aber ist alles schlecht und theuer, so daß der kärgliche Lohn des Arbeiters auch dadurch noch verkürzt wird. — Regelmäßige Ehen sind selten. Im allgemeinen lebt der Bergmann mit einer der auf den Schächten häufigen ledigen Frauenspersonen, welche

dort Madames genannt werden. Um Religion oder sonstige geistige Dinge kümmert sich Niemand. Schulen gehören zu den seltenen Ausnahmen. Im Sommer läßt sich das Leben noch ertragen, da die Leute sich auf der sonnigen Steppe tummeln können. Dann ziehen wohl auch ganze Familien für einige Wochen vom Schachte fort aufs Feld und helfen bei den Erndtearbeiten. Aber im Winter ist es schrecklich. Da wüthen Elend, Krankheit und Tod. Oft werden 40 Prozent der Kinder weggerafft.

Alles in Allem genommen ist das Dasein der Bergleute hier so jämmerlich, daß man begreifen kann, wenn sie den Sonntag vertrinken und zwar in einer Weise vertrinken, wie es nur in Rußland vorkommt. Um die kleinen Schächte wimmelt es von Schnapskneipen, da haben es die Leute nicht weit. Auf den großen Schächten ist ihnen das Trinken theilweise mehr erschwert. Die französische Gesellschaft z. B. hat alle Kneipen auf ihrem ausgedehnten Besitze unterdrückt, weniger vielleicht aus Humanität denn um dem Ausbleiben der Arbeiter an Montagen und nach Feiertagen zu steuern. Aber da hat ein reicher adliger Gutsbesitzer an der Grenze ihres Eigenthums eine Kneipe errichtet. Am Sonnabend Abend nach der Lohnzahlung fahren die Bergleute hierher, kaufen Schnaps und vertrinken singend und johlend dort die Nacht. Der Sonntag wird in gleicher Weise verbracht. Wenn die Leute heimkehren, ist der Lohn bis auf den letzten Heller weg. Am Montag fährt kaum die Hälfte in den Schacht ein. Die Grubenbesitzer sehen ein Mittel gegen die Trunksucht in der Ablohnung mit Waaren. In Wahrheit hilft das aber auch nichts. Der Bergmann versetzt nämlich in diesem Falle einfach die Waaren zu einem Spottpreis und vertrinkt diesen. Der Kneipenwirth hat dann doppelten Vortheil. Nur eine durchgreifende Besserung der Lebenshaltung, Verbot des Schnapshandels und strenge Beaufsichtigung der Leute vermag in diesem Falle zu helfen. — Auch das System der Bezahlung der Arbeiter ist in vielen Schächten sehr nachtheilig für dieselben. Die französische Gesellschaft und einige andere große Unternehmer machen allerdings eine Ausnahme. Sie haben die Arbeiter nach europäischem Muster in kleine Gruppen getheilt, deren jede die Kohlen bricht, sortirt, zur Förderungsstelle schafft und dafür im Ganzen bezahlt wird. Die Mitglieder der Gruppe theilen dann unter sich den Lohn. Aber vielfach wird die Kohlenförderung an Unterunternehmer verpachtet. Diese stellen dann die Arbeiter an und pressen sie bis aufs Blut aus. Kein besserer Bergmann will unter ihnen arbeiten. Man kann sich vorstellen, wie es bei solcher Sachlage mit der Verpflegung erkrankter Arbeiter aussieht. Nur bei wenigen Schächten giebt es eigne Aerzte und Krankenhäuser, so dringend beide

nöthig sind. Ist doch die Zahl der Erkrankungen ungeheuer. Bei der französischen Gesellschaft, auf deren Terrain eine Arbeiterbevölkerung von etwa 8000 Köpfen lebt, waren 6000 Erkrankungen in 1 Jahre zu verzeichnen!

Nicht zum wenigsten trägt zu der hohen Zahl der Krankheitsfälle die übliche mangelhafte Vorsorge für die Sicherheit des Lebens der Leute bei. So unglaublich es klingt, die Sicherheitslampe ist bis heute nur bei den großen Bergwerksunternehmungen allgemein eingeführt. Bei den kleinen und besonders in den Schächten, welche zum Gebiete der donischen Kosacken gehören, hilft man sich auf eine andere höchst gefährliche Weise gegen die explosiblen Gase. Man befestigt an den gasabsondernden Kohlenflötzen Röhren, sammelt darin das Gas und brennt es wie Leuchtgas. Sobald aber irgendwo anders sich auch Gas bildet, ist eine Explosion unvermeidlich. Es erfolgen deren denn auch alle Augenblicke. Aber nur wenn sehr zahlreiche Menschenleben verloren gehen, kommt etwas davon in die Presse. Die bei solchen Gelegenheiten Verunglückten sind, falls sie mit dem Leben davonkommen, ganz auf die Gnade des Bergwerkbesitzers angewiesen. Eine Klage vor Gericht wäre nutzlos. Der Unternehmer zahlt dem Krüppel monatlich 1 Rubel und weist ihn im Uebrigen aufs Betteln an. Statt der Sicherheitslampen werden gewöhnlich einfache Hanföllampen verwendet. Früher lieferten die Gruben den Brennstoff. Aber da die Bergleute das Oel oft zu ihrem Brode verzehrten, hat man die Einrichtung getroffen, daß jeder Arbeiter selbst sein Oel kauft. Natürlich suchen diese sich die Sache durch Zusatz von Kerosin und anderen Mineralölen zu verbilligen. Aber die Lampen verpesten infolge dessen noch mehr die Luft und erhöhen die Explosionsgefahr. — Es giebt jetzt eine allgemeine Unterstützungskasse für kranke und arbeitsunfähige Bergleute. Aber mit derselben hat es eine eigene Bewandtniß. Die Arbeiter und Unternehmer sollen den Bestimmungen gemäß monatlich den gleichen Beitrag zur Kasse leisten. Die Beitragshöhe beträgt etwa 300 Rubel für jede Million Pud geförderter Kohle. Da 1890 die Förderung sich auf 194 Millionen belief, hätten Arbeiter wie Arbeitgeber je 52 200 Rubel abzuführen gehabt. Bei der Förderung von 252 Millionen im Jahre 1891 wären 151 200 R. für die Kasse fällig gewesen. In Wahrheit aber gehen diese Gelder entweder nie ein, oder sie werden nicht bestimmungsgemäß verwendet. Nach den dürftigen, in den Berichten des Bergwerksunternehmerverbandes zerstreuten statistischen Notizen sind 1889 und 1890 im Ganzen nur 4282 Rubel an verunglückte und sonst arbeitsunfähige Arbeiter vertheilt worden. Von den vorhandenen 25 000 Bergleuten haben 88 eine Unterstützung erhalten! Die ganze Einrichtung ist also so gut wie

werthlos und nur ein weiterer Beleg dafür, wie gesetzliche Bestimmungen u. dergl. in Rußland ausgeführt werden.

Wenn es auf einzelnen Gruben besser aussieht, so ist das lediglich das Verdienst einiger aufgeklärterer und humaner Unternehmer. Sie sehen ein, daß gutgenährte und intelligente Arbeiter unverhältnißmäßig mehr leisten als die halbthierischen, der Trunksucht ergebenen Leute, welche jetzt vorherrschen. Sie erblicken in Besserung des Looses der Bergleute auch das beste Mittel, um sie ans Werk zu fesseln und dem ewigen Wechsel der Arbeitskräfte zu entgehen. Gerade dieser Wechsel ist jetzt dort noch allgemein und sehr lästig. Die Bergleute rekrutiren sich im Donezgebiete nämlich nur selten aus der eingeborenen Bevölkerung. Meist sind es Leute aus den nördlichen Provinzen, welche Arbeit suchen. Sie ziehen solange im Grubendistrikte umher, bis sie einen Schacht finden, wo ihnen das Leben etwas erträglicher scheint. Seit 1889 haben daher die großen Gesellschaften besonders die französische begonnen, die Arbeiterverhältnisse auf eigene Faust zu bessern. Man baut jetzt ordentliche Arbeitshäuser unter erheblichem Kostenaufwand an Stelle der Erdhütten, errichtet Krankenlazarethe, sorgt für Kirchen, Schulen, Aerzte und bemüht sich die Arbeiter durch Gründung von Vereinen und Förderung ihrer geistigen Interessen vom Trunke abzuhalten. Auf den größeren Schächten fügt man sich auch willig den Bemühungen der Bergbehörde, den Aufenthalt in den Bergwerken menschenwürdiger zu machen und das Leben der Bergleute sichrer zu stellen. Aber das Alles kostet viel Geld und die kleineren Unternehmer vermögen nicht solche Aufwendungen zu machen. Wollte man ohne weiteres die sonst für die Industrie geltenden Fabrikgesetze und Vorschriften nach dem Muster Westeuropas im Donezbecken durchführen, so würden drei Viertel der Bergwerke den Betrieb einstellen müssen. So hart das für die Betroffenen wäre, verlangen doch viele Sachverständige eine solche Maßregel im Interesse der Bergarbeiter wie des ganzen Landes. Gegenüber den fanatischen Vertheidigern des bäuerlichen Schachtbetriebs, wozu der Ingenieur Dobroljubow gehört, welcher öfters in den Blättern seine Ansichten verficht, sehen aufgeklärte Nationalökonomen die Aera der kleinen Betriebe auf diesem Gebiete für beendigt an und erwarten einen Fortschritt nur von großen Werken. Sie verlangen, daß die kleinen Unternehmer sich zu Gesellschaften zusammenschließen, wenn sie fortbestehen wollen. Die bessern Arbeiter theilen diese Anschauung. Denn soweit als möglich gehen sie nach den großen Bergwerken, wo sie eine menschliche Behandlung finden, und bleiben dort.

Außer Kohlen und Eisen birgt das Donezbecken noch andere Mine-

ralschätze, die aber in der Hauptsache bisher immer wenig Verwerthung gefunden haben. Es giebt Salzlager, Quecksilber-, Blei-, Silberminen und Massen von Porzellanerde. Ausgebeutet werden zur Zeit aber nur die beiden ersteren. Die Quecksilberlager hat der Ingenieur Auerbach entdeckt. Sie befinden sich in der Nähe der Station Nikitowka und liefern jährlich etwa 20000 Pud Metall. Der Schacht ist nur 30 Klafter tief. Das Erz ist in Quarzadern gelagert und wird mit Dynamit abgesprengt. Die Bergleute haben hier eine verhältnißmäßig leichte und ungefährliche Arbeit. Um so gefährlicher ist das Verarbeiten der Erze zur Gewinnung des reinen Quecksilbers. Alle Welt zeigt Spuren der Wirkung dieses Giftes, denn die Vorsichtsmaßregeln sind nicht sehr groß und werden auch nicht beachtet, da die gehörige Aufsicht fehlt. Wenn die Sterblichkeit auf dem Werk trotz dessen nicht auffällig groß ist, liegt es daran, daß es die erkrankten Arbeiter meist verlassen und anderweitig sterben. Das Unternehmen wirft 70 Prozent Reingewinn ab. 16000 Pud des Fabrikats gehen nach Hamburg, wo sie reißenden Absatz finden. — Am besten ist die Lage der Arbeiter in den Salzbergwerken. Die Salzlager erstrecken sich von dem Orte Bachmut bis zur Station Dikonowsk. Die Unternehmer sind fast alle Ausländer, besonders Holländer und Franzosen. Eines der bedeutendsten Werke ist das Brjanzewskische bei Dikonowsk. Das Salz soll ausgezeichnet sein, ist aber vor der Hand noch zu theuer und wird am Versandt durch zu hohe Eisenbahntarife gehindert. Der Schacht ist wie bei allen Salzbergwerken freundlich und trocken und wird nicht selten von Vergnügungsreisenden besucht. Es fehlt nicht an elektrischer Beleuchtung, großen Hallen, Bildsäulen und dergleichen aus Salzstein. An Festtagen finden Bälle und Bankette in den unterirdischen Hallen statt. Kurz hier unten in der dürren kleinrussischen Steppe finden wir bereits alle die Veranstaltungen, welche die Bergwerke von Wieliczka, Berchtesgaden u. s. w. den Touristen sehenswerth gemacht haben. Man hofft in Rußland, daß diese reichen Salzlager in den nächsten Jahren gleich wie die anderen Mineralschätze eine energischere Ausbeutung finden werden. Ob diese Erwartung sich freilich bei dem stetig wachsenden Haß gegen alle fremden Unternehmer und der Korruption und Indolenz der Russen erfüllen wird, kann erst die Zukunft lehren. Wir fürchten, daß bei der Fortdauer des gegenwärtigen Wirthschaftssystems im Zarenreiche das Donezbecken mit seinen Schätzen noch lange Zeit hindurch in seinem unentwickelten Zustande bleiben und der russischen Volkswirthschaft nur geringen Nutzen bringen wird.

Politische Correspondenz.

Aus Oesterreich.

Wien, Ostern 1892.

Der böhmische Ausgleich ist bis auf weiteres abgethan. Der feudale Großgrundbesitz, der die Entscheidung über denselben in der Hand hatte und immer in der Hand haben wird, hat sich dem von seinen alten Freunden, den Alttschechen, gestellten Vertagungsantrag angeschlossen und damit jede weitere Verhandlung über die einzelnen Ausgleichsvorlagen abgeschnitten. Der Grund für diese Haltung, die jedenfalls nicht den Charakter politischer Ehrlichkeit an sich trägt, weil gerade die Vertreter des Großgrundbesitzes mit den ausreichendsten Vollmachten versehen waren, als sie die Wiener Punktationen unterzeichneten, ist dennoch nicht schwer zu finden. Als man vor mehr als zwei Jahren daran gegangen war, dem mit großer Bestimmtheit ausgesprochenen Wunsche der Krone nach einer Beendigung des nationalen Streites in Böhmen entgegengekommen, da standen neben den feudalen zahlreiche tschechische Abgeordnete konservativer Richtung und es konnte dem Adel nicht als ein Bündniß mit den Liberalen ausgelegt werden, wenn er sich herbeiließ, den Bedingungen beizustimmen, unter welchen die Deutschen den Frieden mit den Tschechen schließen wollten. Heute giebt es unter den letzteren keine konservative Partei mehr, denn die alttschechischen Mitglieder des böhmischen Landtages haben den Zusammenhang mit ihren Wählern verloren, sie werden, wenn Neuwahlen stattfinden, ihre Mandate zum größten Theile verlieren und den Jungtschechen Platz machen, die sich gegenwärtig noch des Besitzes einer machtvollen Popularität erfreuen. Es wäre ein Irrthum, wenn man annehmen wollte, daß die Kraft des Jungtschechenthums ausschließlich nur auf der nationalen Gesinnung des tschechischen Volkes beruhe und daß der Kampf um das böhmische Staatsrecht, welcher von dieser Seite neuerdings mit theatralischem Pathos angekündigt wurde, nichts Anderes als die Bethätigung idealer Bestrebungen bedeute. Die große Masse der Tschechen erwartet von der Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes wichtige materielle Vortheile, ihr ist es nicht so sehr um die Verwendung der Krone des heiligen Wenzel bei einem rituellen Akte am Hradschin als darum zu thun, daß Böhmen ein abgeschlossenes Verwaltungsgebiet bilde, welches für die gemeinsamen Staatsangelegenheiten einen von

seinem guten Willen abhängigen Beitrag leisten, im Uebrigen aber die Einkünfte des Landes für sich allein verwenden könne. Daß dann der Nutzen, der sich dabei für das Königreich ergeben müßte, hauptsächlich den Tschechen zu Gute kommen würde, dafür glauben diese schon sorgen zu können. Wenn mehr Geld im Lande bleibt, so ergiebt sich für jeden Einzelnen die Möglichkeit, eines Bruchtheiles davon theilhaftig zu werden; es ist daher von unfehlbarer Wirkung, wenn in Wählerversammlungen davon gesprochen wird, daß alles Geld, das die Tschechen verdienen, nach Wien geführt werde, um die Deutschen damit zu bereichern, daß die Verfassungspartei keine andere Absicht verfolge, als die Tschechen auszusaugen, daß dies aber sofort anders werden müsse, wenn einmal das tschechische Staatsrecht wieder in Kraft sei. Derartige Argumentationen werden immer ein dankbares Publikum finden und es war ein durchaus praktischer Schritt der Jungtschechen, dieselben für ihre Zwecke auszubeuten, als die „Alten" den Standpunkt der Declaration verlassen hatten, in den Reichsrath eingetreten und in feste Beziehungen zur Regierung und zu jenen Konservativen getreten waren, welche es mit ihren Interessen nicht vereinbar finden für einen schrankenlosen Föderalismus einzutreten. Denn es ist klar, daß gerade die finanzielle Seite des Föderalismus, welche von den Tschechen hervorgekehrt wird, während Polen, Slovenen, Dalmatiner und Deutschklerikale der Erörterung derselben sorgsam aus dem Wege gehen, die größten Gefahren für die Gesammtstaatsverwaltung mit sich bringt. Im modernen Großstaate, dem in absehbarer Zeit noch keine neue und anders organisirte Staatsform Konkurrenz machen wird, geht es nicht an, daß die einzelnen Theile mit quantitativ verschiedenen Mitteln verwaltet werden und daß in Folge dessen auch ganz ungleichartige Zustände im öffentlichen Leben sich bemerkbar machen, noch weniger aber könnte es ertragen werden, daß die Centralregierung sich von Jahr zu Jahr wieder von den einzelnen Landtagen die Summen erbetteln müßte, deren sie zu ihren Zwecken bedarf, wie es in der guten ständischen Zeit der Fall war. Für solche Experimente kann kein Herrscher Sympathie haben und bei dem besten Willen, die einzelnen Völker zu befriedigen und mit ihrer Stellung in der Monarchie zu versöhnen, wird sich die Krone doch niemals freiwillig dazu verstehen, sich die Macht wieder entwinden zu lassen, welche sie nach langem Ringen mit dem Feudalismus vor allem durch die Vereinigung aller Königreiche und Länder in ein gemeinsames Verwaltungsgebiet erlangt hat.

Das wissen auch die böhmischen Feudalen ganz gut und wenn ein Fürst Schwarzenberg sich dennoch für einen „Staatsrechtler" erklärt, so nimmt er dabei nur die Eigenschaft eines Amateurs für sich in Anspruch, der seine Liebhaberei nur so lange betreibt, als sie ihn nicht in Konflikt mit ernsten Verpflichtungen bringt. Die böhmischen Fürsten und Grafen von Habsburgs Gnaden werden keinen zweiten Fenstersturz insceniren, auch die frondirende Haltung, welche die ungarischen Magnaten in den fünfziger und sechziger Jahren eingenommen haben, wird von den Mitgliedern des Prager Adels-Casinos nicht nachgeahmt werden können. Wenn sich die Sonne des Hofes von demselben

abwenden würde, dürfte die Beleuchtung für die verwöhnten Herren und Damen doch etwas zu matt ausfallen. Aber man kann nicht plötzlich liberal werden und mit den reichen Fabrikanten, die im deutschen Casino ihre Brillanten zur Schau tragen, in parteifreundlichen Verkehr treten; man fürchtet sich vor der Hetze der jungtschechischen Agitatoren, die ihren Einfluß schon auf die Bauern auszudehnen beginnen, deren Unterwürfigkeit gegen den adeligen Gutsherrn bisher in Böhmen noch am wenigsten erschüttert ist. Wenn der alte Adel mit den Industriellen gemeinsame Sache machen und sich in einen Gegensatz zu dem durchweg nationalen Klerus setzen würde, könnte er die patriarchalische Stellung, die er noch besitzt und die ihm von den Börsen- und Fabriks-Baronen unterscheidet, vielleicht in Gefahr bringen. Diese Erwägung hat die Mehrzahl der Abgeordneten des Großgrundbesitzes in ihrem jüngsten Auftreten bestimmt.

Die Deutschen in Böhmen haben für den Ausgleich zwar gekämpft, aber es war wenig Elan in diesem Kampfe, weil er schon vor dem Beginne des Landtages aussichtslos geworden war. Merkwürdiger Weise entfiel auch jede gereizte Aeußerung, von einem gerechten Zornausbruch war nichts zu spüren. Am schlechtesten kam wohl die Regierung dabei weg, denn sie hat von keiner der streitenden Parteien auch nur ein Wort der Anerkennung dagegen sowohl von deutscher als von tschechischer Seite harte Vorwürfe zu vernehmen. Zum Bruche will es aber Herr v. Plener vorläufig nicht kommen lassen, er scheint abwarten zu wollen, wie sich Graf Taaffe aus der nicht ganz bequemen Situation, in die er gerathen ist, heraushelfen wird. So lange aber die Reichsrathsmajorität ihre Schuldigkeit thut, wird der Ministerpräsident sich mit neuen Versöhnungsversuchen kaum übereilen. Wenn es nur zu keinen unliebsamen Ausschreitungen in Böhmen kommt, kann man sich ja die Spannung, die unter den Parteien herrscht, gefallen lassen. Die Deutschen besorgen in ihrem Widerstande gegen die staatsrechtlichen Bestrebungen der Tschechen ohnehin unentgeltlich die Geschäfte der Regierung und der Dynastie. So lange sie in diesem löblichen Bemühen fortfahren, sind sie nicht gefährlich. Ganz anders würde sich die Situation gestalten, wenn der Handel zwischen den beiden Nationen einmal ohne die Regierung geschlossen würde, wenn die Deutschen sich gegen nationale Konzessionen herbeilassen würden, den Centralismus aufzugeben und statt des kaiserlich österreichischen den königlich böhmischen Standpunkt einzunehmen. Dann würde das Interesse der Regierung an dem Ausgleichswerke vielleicht etwas lebhafter werden müssen. Zu einem solchen Schritt fehlt es aber den Liberalen, die in Böhmen unter den Deutschen die Alleinherrschaft besitzen, an der nöthigen Rücksichtslosigkeit — und sagen wir es offen — an Unabhängigkeit, denn zu Unabhängigkeit gehört Macht und die Macht fehlt. Deshalb ist auch nicht so bald an eine Aenderung der gegenwärtigen Zustände, an eine Klärung der Lage zu denken. Keine Partei findet den Muth zu entscheidenden Schritten, selbst die Klerikalen müssen sich mit geringfügigen Freundschaftsbeweisen, mit warmen Händedrücken des Unterrichtsministers

und kleinen Opfern, die ihnen ab und zu geschlachtet werden, begnügen. Sie knirschen in die Zähne und stöhnen im Schmerze der Verlassenheit, aber sie wagen es nicht, auch nur eine einzige Budgetpost von Bedeutung zu verweigern. Warum sollen nur die Liberalen die Störenfriede spielen und die Regierung zwingen, das Füllhorn ihrer Gnade wieder ganz der Rechten zuzuwenden? Warum soll man es nicht einmal mit einer Geduldprobe versuchen? Vielleicht lassen sich die tschechischen Radikalen doch zu einigen Unvorsichtigkeiten verleiten, durch welche die Regierung gezwungen wird, mit Ernst und Strenge gegen sie zu verfahren. Dann müßten die Enden des zerrissenen Ausgleichsfadens doch wieder zusammengeknüpft werden und man könnte das Versöhnungslied da capo singen. — *

Politische Lage nach der Volksschulkrisis. Steuerreformpläne.

Im Kriege schließen die beiden Parteien zuweilen einen Waffenstillstand, nicht in der Absicht, zum Frieden zu gelangen, sondern weil jeder hofft, daß die Zeit der Ruhe ihm günstiger sein werde und ihm mehr Kräfte zuführen, als dem andern. Noch heute streiten sich die Gelehrten zuweilen, für wen der Waffenstillstand im Frühjahr 1813 eigentlich vortheilhafter gewesen sei, für die Verbündeten oder für die Franzosen. Aehnlich ist heute die Situation unserer Parteien. Zuerst nach dem Fall des Grafen Zedlitz und der Zurückziehung des Volksschulgesetzes jubelten die Liberalen, jetzt hört man zuweilen sagen, der eigentliche Sieger sei Herr von Hammerstein, denn an dem Volksschulgesetz habe er soviel nicht verloren, dafür aber die unbestrittene Herrschaft für sich oder wenigstens für seine Richtung in seiner Partei erlangt.

Die Frage ist nun, wem dieser Zustand auf die Dauer Nutzen bringen wird: den Liberalen, indem die Conservativen ihren Anhang im Lande verlieren oder den Reactionären, indem sie die conservative Partei in ihrer bisherigen Stärke unter der neuen Fahne zusammenhalten.

Wenn wir in die nächste Wahlcampagne hineingehen, ohne daß die Frage der Volksschule gelöst ist, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ein großer Theil der Mittelparteien geneigt sein wird, die jüngste Constellation des Landtages auf die Wahlen zu übertragen d. h. mit den Freisinnigen zusammenzugehen gegen die Conservativen. Man bilde sich nicht ein, daß bis übers Jahr der Kampf um die Volksschule wieder beruhigt und halb und halb in Vergessenheit gebracht werden könne. Nicht nur die Natur des Gegenstandes, sondern auch das Interesse der beiden extremen Parteien sorgt dafür, daß die Wunde offen bleibt. Die Parteien sind ja immer froh einen Schlachtruf zu haben, unter dem sie die Geister sammeln können. Der nächste Wahlkampf (Herbst 1893) wird also wesentlich um die Volksschule ausgefochten werden. Sollten die Conservativen auch nur annähernd in der jetzigen Stärke und mit dieser Parole in das Abgeordnetenhaus zurückkehren, so hat die „Reaktion“ einen

ungeheuren Sieg erfochten. Selbst wenn die Conservativen 30 Stimmen, etwa ¼ ihrer Stärke verlieren, so haben sie doch noch mit den Polen und dem Centrum zusammen die Hälfte der Abgeordneten und das würde für Herrn von Hammerstein gegen den bisherigen Zustand einen Triumph bedeuten. Erst wenn die reaktionär-conservative Partei eine sehr große Niederlage erleidet und wenigstens auf die Hälfte der jetzigen conservativen Fraktion reducirt wird, dann kann die andere Partei von einem Siege sprechen.

Die Chancen für einen Sieg oder wenigstens für einen relativen Erfolg der „Kreuz-Zeitung" sind also nicht von vornherein schlecht. Man nimmt im Allgemeinen an, daß die konservative Partei bei den Wahlen wesentliche Erfolge nur im Bündniß mit der Regierung erlangen könne, und zwar wird das meistens in der Form eines Vorwurfs ausgesprochen. Die Sache ist richtig, involvirt aber keineswegs einen Vorwurf. Es ist die Kehrseite des Anspruchs der Konservativen, vermöge ihrer Grundsätze der Regierung ganz besonders nahe zu stehen, eine ganz besonders zuverlässige und tüchtige Stütze für die Erhaltung ihrer Autorität abzugeben. Hätten wir parlamentarisches Regiment, wo die Parteien ideell als gleichwerthig anerkannt werden und sich in der Regierung von Zeit zu Zeit ablösen, so wäre es allerdings das äußerste testimonium paupertatis für eine Partei, bei der Wahl nur Erfolge erringen zu können, wenn ihr die Regierungsmaschinerie in die Hand gegeben wird. So ist es aber bei uns nicht. Wir haben Parteien, die der Regierung mehr oder weniger dauernd nahe stehen. Es ist das Wesen der Konservativen, gouvernementalistisch zu sein, es ist ein unnatürlicher Zustand, wenn sie das nicht sind; wohlgemerkt, das heißt nicht, daß die Begriffe konservativ und gouvernemental sich decken, sondern nur, daß sie sehr nahe und zwar nicht bloß äußerlich, sondern organisch mit einander verbunden sind. In einzelnen, auch wichtigen Punkten, vorübergehend kann auch die konservative Partei in der Opposition sein; eine dauernde, prinzipielle Opposition, wie sie die Deutschfreisinnigen oder das Centrum lange Zeit durchgeführt haben, kann eine konservative Partei bei uns nicht machen, ohne ihren Charakter wesentlich zu verändern. Denn zu ihrem Charakter gehört das Bekenntniß zu einer starken monarchischen Regierung; mit einer dauernden und prinzipiellen Opposition ist das nicht verträglich. Nichts ist daher gefährlicher für eine konservative Partei in Preußen, als wenn sie aufhört, von allen Parteien die am meisten gouvernementale zu sein.

Danach würde es scheinen, als ob wir den Schluß machen müßten, daß die neue „reaktionäre Partei in der Opposition" nothwendig bei den Wahlen Schiffbruch leiden müsse. Sie würde es auch thun, wenn die Regierung mit Entschlossenheit gegen sie vorginge. Aber dazu wird die Regierung doch schwerlich Neigung haben. Es bleiben immer die hochverdienten alten Elemente der Konservativen, um die es sich handelt, und wenn wir auf die Personen des Ministeriums blicken, namentlich auf den neuen Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg, so wird ein offner Kampf erst recht unwahrscheinlich. Wohlwollende Neutralität aber, gehandhabt von dem vorwiegend konservativ gesinnten Be-

amtenthum, mit konservativen persönlichen Beziehungen, unter dem ganzen Gewicht der Tradition, würde für die „Reaktionäre" immer noch vortheilhaft genug sein.

Sie suchen aber auch schon nach einem Ersatz für die etwa fehlende Unterstützung. Das konservative Programm soll reformirt werden. Mit andern Worten, man wünscht diesem Programm ein populares Element einzufügen. Bisher stellt dieses populare Element das Monarchische dar; die Berufung darauf, daß diese Partei die vorwiegend königliche sei, macht in den breiten Schichten des Volkes ihre eigentliche Kraft. Wenn das zurücktritt, muß etwas anderes gesucht werden, denn weder das agrarische Interesse, das vorwiegend den Großgrundbesitz angeht, noch das kirchliche Bestreben vermag die Partei wirklich populär zu machen. Es ist der Antisemitismus, der das Manko ersetzen soll. Die Rechnung ist nicht schlecht; zwar nicht der laute Volksversammlungsantisemitismus, aber ein gewisser stiller Antisemitismus ist heutzutage eine wirkliche Macht. Der Zustand möchte etwa dieser sein. Von gesetzgeberischen Maßregeln gegen die Juden wollen nur sehr Wenige etwas wissen, aber sehr Viele sind der Meinung, daß der jüdische Geist in unserm öffentlichen Leben einen sehr positiven und schädlichen Einfluß ausübe, und deshalb unausgesetzt bekämpft und zurückgedrückt werden müsse. Eine antisemitische Bewegung, selbst eine antisemitische Partei und etwas antisemitischer Skandal ist ihnen garnicht unangenehm, sondern erwünscht. Den einzelnen Juden, der sich dem deutschen Wesen völlig angeschlossen hat, ist man gern bereit, zu vertreten und zu schützen, und die Gleichberechtigung unterliegt gar keinem Zweifel. Aber die Antisemiten, die unausgesetzt lärmend darüber wachen, daß nicht das Judenthum als solches mit seinen bekannten nationalen Untugenden zu einem Element des deutschen Lebens werde, sind darum doch populär. Eine Partei also, die einen gewissen, nicht gar zu brutalen Antisemitismus in ihr Programm aufnimmt, darf wohl darauf rechnen sich in weiten Kreisen Sympathie zu erwerben. Der Fehler liegt nur darin, daß das Programm nicht praktisch zu formuliren und deshalb auch das rechte Maaß nicht zu setzen ist. Sobald die konservative Partei offiziell antisemitisch wird, so wird sich auch bei ihr sofort der wilde Antisemitismus mit allen seinen sozialdemokratischen, hetzenden, aufrührerischen Schlagworten aufthun. Demagogie bekommt die Oberhand und von den gesitteten und gebildeten Elementen der Partei werden ebensoviele und noch mehr herausgetrieben, als auf der andern Seite durch das Vergnügen an der lustigen Judenjagd gewonnen werden.

Soll unter diesen Umständen die Regierung ruhig zusehen, wie sich die neue reaktionäre Partei entwickelt? Sollen wir als Mittelpartei wünschen, daß es geschehe in der Hoffnung, daß sie sich dadurch ruinirt? Oder ist es gerathener, nach der alten Methode des Fürsten Bismarck, die „Kreuz-Zeitung" mit Aufbietung aller Kraft niederzuschlagen, um die Führung der Konservativen wieder an gemäßigte Politiker zu bringen?

Beide Wege scheinen uns möglich. Als Mittelpartei dürfen wir mit völli-

ger Kühle erwägen, ob es uns zur Zeit gerathener erscheint, mit der Rechten oder der Linken ein „Kartell" zu schließen. Noch vor zwei Jahren bekreuzten sich manche unserer Gesinnungsgenossen, wenn von einem Bündniß mit den Deutschfreisinnigen die Rede war. Das ist jetzt schon sehr anders geworden. Der Fanatismus und die Gehässigkeit der „Kreuz-Zeitung" gegen die Mittelparteien auf der einen Seite, die zunehmende Mäßigung der Freisinnigen auf der anderen, das positive Zusammenwirken beim Volksschulgesetz haben die Stimmung sehr verändert. Bei leidlichen Zugeständnissen in der Militär- und Kolonialfrage würde sich sehr wohl auch mit ihnen einmal ein Stück zusammengehen lassen. In seiner Rede auf dem Parteitage in Nürnberg hat Herr v. Stauffenberg schon unter allgemeiner Zustimmung erklärt, daß die Partei bereit sei, für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit Opfer zu bringen und mit anderen Parteien zusammenzugehen. Das sind Dinge, die sich hören lassen.

Aber trotz allem müssen wir gestehen, daß ein solcher Positionswechsel immerhin sehr schwer ist, und nur wenn keine andere Möglichkeit mehr bleibt, unternommen werden darf. An dem Bündniß mit der „Kreuz-Zeitung" als solcher liegt uns natürlich nichts.

Zwar ist sie keineswegs mehr die „Kreuz-Zeitung" der fünfziger Jahre; sie ist national geworden, und der Fluch der Undeutschheit ist von ihr genommen. Neulich ist der Pferdefuß wieder einmal zum Vorschein gekommen, als sie die Aussöhnung des Fürsten Bismarck mit dem Liberalismus 1866 nach dem Siege als einen Fehler hinstellte. Man mag ihr zugestehen, daß es damals möglich gewesen wäre, in Preußen eine konservative Majorität in der Volksvertretung zu schaffen. Aber das haben die damaligen Konservativen schon gewußt und Herr v. Gerlach hat es oft genug ausgesprochen, daß man auf diesem Wege nicht Deutschland gewinnen könne. Der Zusammenschluß von 1870 wäre unmöglich geworden, wenn nicht die Versöhnung von 1866 vorherging. Herr v. Gerlach war konsequent und undeutsch genug, deshalb die ganze deutsche Politik des Fürsten Bismarck zu verwerfen. Indem die „Kreuz-Zeitung" heute die entscheidende Wendung tadelt, enthüllt sie, wie jung und undurchgebildet auch bei ihr noch die deutsche Gesinnung ist. Immerhin, sie ist da, und wird namentlich nach außen mit Geschick und Entschlossenheit vertreten. Aber wenn wir uns auch hierin mit ihr eins fühlen, die inneren Gründe sind es nicht, die uns den offenen Kampf nicht räthlich erscheinen lassen. Alle Parteiverbindungen beruhen im Parlament und im Lande auf soviel persönlichen und sozialen Zusammenhängen, daß es immer eine sehr schmerzliche Operation ist, einen Riß durch das Bestehende zu machen. Die Wahlkomités in den Kreisen bekämpfen sich doch auch immer einigermaßen persönlich und man geht nicht so leicht hinüber und herüber. Dazu kreuzt sich der wirthschaftliche Gegensatz mit dem ideellen und in Militär- und Kolonialfragen bleiben die Konservativen erheblich opferwilliger als die Freisinnigen. Etwa bei Landtagswahlen mit den Einen, bei Reichstagswahlen mit den Anderen zu gehen, ist aus den eben angeführten Gründen practisch nicht durchführbar. Endlich würden viele ehrenwerthe Con-

servative in die größte Verlegenheit und innere Bedrängniß kommen, und um sich nicht von alten Freunden zu scheiden, sich ganz aus dem politischen Leben zurückziehen. Wenn es also irgend möglich ist, müßte man suchen, die Partei wieder in das alte Fahrwasser zurückzuleiten, die neue „Reaktion" nicht zur Blüthe kommen zu lassen. Aehnliche Krisen haben sie ja schon sehr häufig durchgemacht; im Jahre 1886 war es Herr von Rauchhaupt, der so hart mit der „Kreuz-Zeitung" und Herrn von Hammerstein aneinandergerieth, daß im „Schultheß'schen Geschichtskalender" berichtet wird, man erwarte allgemein eine Spaltung in der Fraction.

Unumgänglich für die Zuziehung des Risses würde sein, daß das Volksschulgesetz nicht auf die nächste Legislaturperiode verschoben, sondern noch in dieser, in der nächsten Wintersession zum Abschluß gebracht und damit aus dem Wahlkampf herausgenommen wird. Den Meisten wird das unmöglich erscheinen, uns erscheint es nicht einmal so sehr schwer. Es ist die Quadratur des Zirkels, schreit man, gleichzeitig die Mittelparteien und das Centrum in der Schulfrage befriedigen zu wollen. Wir antworten, es ist garnicht die Quadratur des Zirkels, es ist nur nöthig, die allerblödesten politischen Vorurtheile aufzugeben. Wo sie stecken, haben wir bereits in den drei letzten Correspondenzen auseinandergesetzt und können nur bitten, das nachzulesen. Wer die Lösung einmal in ultramontaner Färbung kennen lernen will, kann sie in der „Kölnischen Volkszeitung" finden, welche schrieb:

„Die Aussicht, daß demnächst wieder einmal ein liberaler Kultusminister seine Simultanschul-Periode beginne, oder — wer möchte heute noch die Möglichkeit leugnen? — statt der katholischen und protestantischen Lehren die „Religion der Moral" nach Virchow lehren lasse, oder auch die Religionslehre nach Richter ganz aus der Schule hinausweisen werde, kann nicht immer als Damoklesschwert über unserem Schulwesen schweben. Alle gläubigen Schichten unseres Volkes, vor allem die Katholiken, haben das dringendste Interesse, daß sie nach dieser Seite hin endlich einmal vor dem Ansturm des glaubenslosen und glaubensfeindlichen Liberalismus Ruhe bekommen. Je länger unser staatliches Schulwesen auf dem Boden der Minister-Alleinherrschaft fortbesteht, umsomehr bildet dasselbe sich aus als ein unumschränktes staatliches Schulmonopol und als eine ausschließlich staatliche Herrschaft in der Schule mit Ausschluß aller elterlichen, gemeindlichen und kirchlichen Einflüsse. Beides, Staatsschulmonopol und alleinige Herrschaft des Staates in der Volksschule, sind Dinge, die wir grundsätzlich niemals zugestanden haben und niemals zugeben können. Sie widersprechen in der schroffsten Weise der Verantwortlichkeit der Eltern und ihren Rechten auf die Kinder. Sie werden aber vollends unerträglich, wenn der Staat sein Monopol und seine Alleinherrschaft benutzt, um die Kinder in einem Geiste zu erziehen, welcher vom religiösen Standpunkt der Eltern aus verwerflich ist. Wir werden auch niemals eine staatliche Organisation des Schulwesens zugeben, welche dem grundsätzlichen staatlichen Schulmonopol thatsächlich gleichsteht, wenn nicht wenigstens die Ertheilung des Religions-

unterrichts im Sinne unserer Kirche gesichert und außerdem für Nothfälle das Ventil der Privatschule uns unbeschränkt offen steht."

Wenn Parteiorgane schreiben „wenigstens das müssen wir fordern", so sind sie bekanntlich sehr froh, dieses „Wenigste" zu erlangen. Auf Grund dieses „Wenigsten" ist also der Friede zu erreichen und die „Quadratur des Zirkels" gefunden. Wir, die wir uns stets und offen zu dem Satze bekannt haben und bekennen „die schwarze Internationale ist viel gefährlicher als die rothe", wir gestehen zu, daß jene Forderungen unserer katholischen Mitbürger (was sie nun einmal trotz der „schwarzen Internationale" sind und bleiben) billig sind und daß der Staat sie ihnen gewähren darf und muß.

Kann man sich schlechterdings zu einem wirklichen Schulgesetz nicht entschließen, so ist es wenigstens nöthig, schon in der nächsten Session ein Dotationsgesetz zur Verabschiedung zu bringen, wodurch den Wählern die Bürgschaft gegeben wird, daß die eigentliche Schulfrage vorläufig nicht wieder vor die Legislative kommt. Solches Dotationsgesetz erscheint uns aber schwieriger als ein Schulgesetz selbst, da man den Confessionen, wenn die Schulen allenthalben von den jetzigen oft confessionellen Societäten an die Gemeinden übergehen, wenn namentlich die Schulvermögen und Stiftungen an die Gemeinden zur Verwaltung übertragen werden, Garantien bieten muß für ihre confessionellen Interessen.

In der Hand der Regierung liegt es, zu bestimmen, welchen Weg die Parteientwickelung nehmen soll. Wird die Volksschulfrage in der nächsten Session nicht gelöst, so bleibt auf allen Seiten der Argwohn, so bleibt die Spaltung unter den Konservativen, so vollzieht sich die Concentration der Gegensätze rechts und links in der Richtung auf die Extremen. Ein so großes Unglück wäre das noch nicht; wir wissen, wohin wir uns dann zu halten haben. Besser aber erscheint uns noch immer der andre Weg, und wenn wir die letzte Debatte im Abgeordnetenhause recht verstehen, so geht auch der Wunsch des Herrn v. Rauchhaupt, der wieder die Führung der Konservativen ergriffen hat, dahin, seine Partei wieder den Mittelparteien anzunähern. Da der See raste und sein Opfer haben wollte, so ist Herr v. Helldorff über Bord geworfen worden. Herr v. Helldorff soll einmal die Schuld haben an der Krisis, obgleich es unzweifelhaft fest steht, daß schon vor seinen Gesprächen mit dem Kaiser dieser entschlossen gewesen ist, der Zedlitzschen Taktik seine Zustimmung zu versagen. Darauf kommt es aber im Parteileben nicht an; man will seine Genugthuung haben für die erlittene Niederlage und Herr v. Rauchhaupt ist klug genug gewesen, sich diesem Ansturm, den nun einmal halb zufällig Herr von Helldorff auf sich gezogen, nicht zu widersetzen. Damit hat er seinerseits seine Stellung an der Spitze der Fraktion behauptet und die neubefestigte Autorität sofort benutzt, im Abgeordnetenhause die allermildesten und versöhnlichsten Erklärungen abzugeben. Das wird ihm aber alles nichts helfen, wenn es nicht gelingt, für die Volksschulfrage eine positive Lösung zu finden und so den konkreten Streitpunkt zwischen den alten Kartellparteien aus der Welt zu schaffen.

Herr Miquel hat seine Ideen über die Fortsetzung der Steuerreform veröffentlichen lassen, und man könnte auf den Gedanken kommen, daß die Wintersession des Landtages von diesem großen Werke so sehr in Anspruch genommen wird, daß die öffentliche Meinung darüber vielleicht die Volksschulfrage vergißt und man unbekümmert um sie auch ohne Lösung in den Wahlkampf hineingehen könne. Es wäre ein großer Irrthum, darauf zu rechnen. Das Wesen der Parteien ist der Streit, und sie werden sich dieses Streitobjekt nicht entreißen lassen, so viel sie an der Steuerreform auch zu beißen haben werden. Der Grundgedanke der Miquel'schen Steuerreform, die gesammten Realsteuern den Kommunen zu überweisen und den Staat durch eine Vermögenssteuer zu entschädigen, ist ziemlich allenthalben mit Beifall aufgenommen worden. Die „Preußischen Jahrbücher" haben diese Idee seit Jahren verfochten. Nur an einer Stelle möchten wir heute eine abweichende Ansicht vertreten, die sich aber deckt mit Plänen, die der Herr Finanzminister früher selber verfolgt hat. Eine Vermögenssteuer, die auf jährlicher Einschätzung beruht, steht der Einkommensteuer zu nahe und birgt mehrfach die Gefahr ungerechter Abwälzung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Hypothekengläubiger die Steuer auf die Zinsen aufschlägt, und damit nicht er, sondern der verschuldete Landwirth in Wirklichkeit der belastete wird. Noch größer ist diese Gefahr bei den Staatspapieren. Ausländische Papiere werden sich doch vielfältig der Steuer entziehen. Bei den inländischen werden die bestehenden Schuldverschreibungen allerdings von der Steuer betroffen, bei den zukünftigen ist es aber sehr wohl möglich, daß die Kapitalbesitzer nunmehr einen so viel höheren Zinsfuß verlangen, resp. einen so viel geringeren Uebernahmekurs bewilligen. Der Gewinn des Staates durch die Steuer wäre also ein ganz fiktiver. Diese Mißbildung kann allein, aber auch vollständig ausgeschlossen werden, wenn der Vermögenssteuer die Form der Erbschaftssteuer gegeben wird. In England und Frankreich hat sich diese Steuer vorzüglich bewährt und ergiebt sehr große Beträge. (In Frankreich ungefähr 120 Millionen, in England 128 Millionen Mark jährlich.) Für uns würde sie noch die erwünschte Nebenwirkung einer Kontrolle der Deklaration für die Einkommensteuer haben, welche in einer Vermögenssteuer, ebenfalls auf Grund von Deklarationen, nicht liegt. Mit einem sehr geringen Procentsatz würde man ohne jede Schwierigkeit auf diesem Wege die nöthigen 30—40 Millionen jährlich zusammenbringen. D.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Henrik Ibsen's Frauen-Gestalten. Psychologische Bilder nach seinen sechs Familiendramen. Von Lou Andreas-Salomé. Berlin. H. Bloch. 1892.

Die heutige literarhistorische Wissenschaft geht darauf aus, die momentanen Einflüsse zu bestimmen, welche auf den Dichter eingewirkt haben: sie sucht die Entstehung des Werkes gleichsam auf natürlichem Wege zu erklären, unter Ausschluß eines unbegreiflichen, mystischen Prozesses. Die wissenschaftlichen Vortheile einer solchen nüchternen Betrachtungsweise liegen offen zu Tage, ebenso aber auch ihre Gefahren, — die Hauptgefahr, daß schließlich nur die Theile in der Hand bleiben, das geistige Band zwischen ihnen aber fehlt, d. h. nicht anerkannt wird. Gerade entgegengesetzt ist das Verfahren des Kunstenthusiasten. Für ihn ist das Werk des Künstlers, des Dichters ein vollkommenes, „schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungenes" Geschenk des Genius, das er anstaunt und verehrt, ohne in ihm die Kennzeichen seines menschlichen Ursprungs wahrzunehmen, ohne die Unebenheiten und Risse zu sehen, die keinem menschlichen Werk erspart bleiben. Die „Frauen-Gestalten" sind durchaus ein Werk der zweiten Art, dadurch sind Vorzüge und Schwächen bedingt. Kein noch so geschickter Sachwalter könnte mit mehr Eifer und Erfolg die Consequenz der Charakterzeichnung und der psychologischen Entwicklung vertheidigen, könnte über die klaffendsten Spalten des vorliegenden Materials sicherer und leichter die verbindenden Brücken schlagen und auch die seltsamsten, kaum denkbaren Seelenzustände wie die der Rebekka West als etwas ganz Natürliches, Selbstverständliches schildern. Die Verfasserin folgt dabei dem Grundsatz, niemals das Vorhandensein einer Schwierigkeit zuzugeben, kaum anzudeuten wagt sie dieselben, und so erreicht sie, daß der Leser überzeugt und befriedigt folgt, so lange er nicht der skeptischen Frage Raum giebt, inwieweit denn Alles, was hier aus der Dichtung herausgelesen wird, wirklich in ihr ausgedrückt sei. Es sind sechs Dramen, welche uns vorgeführt werden: Nora, die Gespenster, die Wildente, Rosmersholm, die Frau vom Meere, Hedda Gabler. Mit nicht geringerer Liebe als die ersten Stücke sind auch die beiden letzten, die ja nur geringe

Wirkung geübt haben und von denen das zweite keinen hohen Werth beanspruchen kann, hier behandelt. Entschiedene Anerkennung verdient es, wie die Verfasserin sich in die verschlungenen Irrgänge von Ibsen's Denkweise eingearbeitet hat; ja man darf sagen, sie geht sogar in der Konsequenz über Ibsen hinaus. Das Wahrheitsideal der „Gespenster" hat sie mit solcher Ueberzeugung erfaßt, daß alles Entsetzliche des Schlusses sie nicht hindert, Frau Alving um des gewonnenen neuen Lebens willen glücklich zu preisen, und daß sie in der strahlenden Sonne, in die der unselige Oswald starrt, nicht ein Symbol der tragischen Ironie des Schicksals, sondern das Unterpfand dieses neu aufgehenden Glückes erkennt. — Vermögen wir ihr bis zu diesen äußersten Punkten nicht zu folgen, so sind wir doch überzeugt, daß das Buch im Ganzen dem Verständnisse Ibsen's wesentliche Dienste leisten kann, und daß es sehr wünschenswerth wäre, auch die so reiche und so fein in sich kontrastirte Frauenwelt in den „Stützen der Gesellschaft" ebenso erläutert und charakterisirt zu sehen.

Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Ein Versuch von Emil Breuning. Bremen. W. Heinsius Nachfolger. 1892.

Eine abschließende Biographie Keller's wird erst möglich sein, wenn sein Nachlaß der Oeffentlichkeit erschlossen ist. Der Verfasser ist sich dessen wohl bewußt; aber da die Erfüllung dieses Wunsches in weite Ferne gerückt schien, als er seine Arbeit begann, glaubte er nicht zögern zu sollen. Jetzt wo durch die Entscheidung des gegen Keller's Testament geführten Prozesses die Frage im günstigen Sinne gelöst ist, wird das zweihundert Seiten starke anspruchslose Buch vielleicht bald überholt werden. Aber immer wird man anerkennen müssen, daß hier mit Sorgfalt, Umsicht und verständigem Urtheil die Werke des Züricher Dichters charakterisirt worden sind. Weniger scharf und lebendig tritt die Persönlichkeit hervor; aber freilich ist das Material, welches vorliegt, auch noch gering. Sehr hübsch behandelt jedoch Breuning die Grenzgebiete, auf denen das Persönliche des Dichters in seine Werke hinübergreift, und die gerade für die Erkenntniß Keller's so wichtig sind. Von unbedingter Schwärmerei für den Dichter ist der Biograph weit entfernt; insbesondere läßt er auch Conrad Ferdinand Meyer neben ihm sein Recht widerfahren; wenn aber diese beiden schlechthin als die bedeutendsten deutschen Dichter der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart bezeichnet werden, so dürfte sich dagegen mancher Widerspruch erheben. Wozu überhaupt solche Abmessungen? — Unter der Literatur findet sich der gedankenreiche Aufsatz von Franz Servaes, der in dieser Zeitschrift erschienen, nicht erwähnt, aus dem sich manche interessante Gesichtspunkte der Beurtheilung hätten gewinnen lassen.

O. H.

Historisches.

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege von Friedrich Meinecke. J. G. Cotta. Stuttgart 1891.

Die Tradition ist, daß die Verzweiflung über die Enttäuschung der nationalen Hoffnungen durch den Wiener Congreß und die Stiftung des elenden „deutschen Bundes" eine ursprünglich ideale Stimmung in Radikalismus verkehrt habe und daß aus dieser Stimmung, aber doch nur als That von Einzelnen ohne stärkere Hinterhand die beiden Attentate auf Kotzebue und Ibell im Jahre 1819 entsprungen seien, an die die „Demagogenverfolgungen" anschlossen. Daß die beiden Attentate aber nicht so ganz Thaten Einzelner waren, sondern ein Kreis von zum mindesten moralisch Mitschuldigen hinter ihnen stand, ist von Treitschke bereits nachgewiesen worden. Dieser Beweis wird jetzt vervollständigt durch die vorliegende, sorgfältige, von feinem historischem Urtheil zeugende Untersuchung Meineckes, die gleichzeitig nachweist, daß auch die Wurzeln des Radikalismus weiter hinaufreichen, als bis zu der Reaction gegen den Wiener Congreß. Von Anfang an waren mit den enthusiastisch-nationalen Bestrebungen Ideen des modernen französischen Oppositionsliberalismus verbunden. Kurze Zeit wogten im Jahre 1814, als die Rheinbundstaaten von Frankreich losgerissen waren, hier die verschiedenen Tendenzen durcheinander: Teutonismus, Einigung Deutschlands unter Preußen, Abschüttelung des Tyrannenjochs der fürstlichen Despoten: dann schieden sich die Geister, und Männer, die unter Anregung Arndt's eben noch „deutsche Gesellschaften" gegründet hatten, fanden, daß sie ihre Ideale in der französischen Revolution zu suchen hätten. Mit diesen Leuten haben Follen, das Haupt der „Unbedingten" und Löning und indirect Sand, die beiden Attentäter, in Beziehung gestanden. Schon Ende 1815 spielt in einem Briefe Snell's die Vorstellung, daß nur Gewalt Rettung bringen könne. Damit wird die ungeheure Dummheit und Brutalität der Demagogenverfolger, welche Arndt wegen Verschwörung in Untersuchung nahmen und Gneisenau und Boyen bespionirten, nicht entschuldigt, aber das muß man zugestehen, daß das Unternehmen, die Thaten Sand's und Löning's nicht bloß an ihrer Person zu bestrafen, sondern weiter hinauf bis zu ihrem moralischen Ursprung zu verfolgen, gerechtfertigt war. D.

Die Geschichte der preußischen Handelspolitik aktenmäßig dargestellt von Alfred Zimmermann. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Das im Erscheinen begriffene Werk Zimmermanns bringt über das Ende Friedrich List's einige neue Mittheilungen, die uns interessant genug erscheinen, um sie mit einer vorläufigen Anzeige des Buches schon jetzt unsern Lesern zu

übermitteln. List's letzter Versuch zu einer Stellung und zu einer großen Einwirkung zu gelangen, war das Unternehmen, England mit dem deutschen Zollverein auszusöhnen. Die Denkschrift, die er zu diesem Zweck ausarbeitete, reichte er auch dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., ein. Man nahm bisher an, daß sie ihm nichts als eine höfliche Empfangsanzeige eingebracht und daß die Verzweiflung über das Mißlingen dieses Anlaufes ihn in den Tod getrieben habe. Es ist in Wirklichkeit noch tragischer gewesen. Allerdings wurde seine Reise nach England im preußischen Beamtenthum mit großem Mißtrauen angesehen. Der geniale Agitator war zahlreichen preußischen Diplomaten eine sehr unsympathische Persönlichkeit, der Gesandte in München, Graf Dönhoff hielt ihn stets für einen käuflichen Abenteurer und konnte ihm seine guten Beziehungen zum König von Bayern und Minister Abel nicht vergeben. Herr von Rochow, der preußische Gesandte in Stuttgart, machte mehr als einmal den Versuch, List die Spalten der Augsburger Allgemeinen durch Vorstellungen bei Cotta zu verschließen. Die einen behaupteten, er sei von England, die andern, er sei von Bayern, die meisten, er sei von Oesterreich bezahlt, um den Zollverein zu sprengen! Im Berliner auswärtigen Ministerium war List im höchsten Maße unbeliebt. Es war daher kein Wunder, wenn von hier aus der Gesandte in London, Herr von Bunsen sofort einen langen Erlaß zugestellt erhielt, worin alle die Verdachtsmomente gegen List zusammengestellt waren. Die Weisung war daran geknüpft, den Agitator mit großer Vorsicht zu behandeln.

Doch der preußische Gesandte gewann im persönlichen Verkehr ein ganz anderes Urtheil über den Mann. Er setze daher alle Kräfte ein, ihn zu unterstützen und die heimischen Staatsmänner von ihrem ungerechten Vorurtheil zu bekehren. Er berichtete am 19. September 1846 nach Berlin: „Ich halte ihn nach wie vor für einen zwar leidenschaftlichen und trotz eines sehr genialen praktischen Blickes und schätzbarer Erfahrung und Kenntnisse leicht ins Phantastische ausschweifenden Mann, aber dabei weder für einen feilen Menschen noch für einen Feind und Verräther des deutschen Zollvereins, sondern für einen ehrlichen und keineswegs listigen Deutschen oder Schwaben. Er hat nie daran gedacht, dem von der ultramontanen Partei in München und gewissen österreichischen Staatsmännern und Diplomaten zur Sprengung jenes großen Vereins fast offenkundig gemachten Bunde beizutreten.“ — Prinz Albert habe List's Schrift zweimal gelesen. Palmerston und Clarendon hätten List mit großer Achtung und Artigkeit behandelt. Natürlich könnten sie sein Protektionssystem nicht billigen. „Es ist aber gar nicht unwichtig, daß englische Staatsmänner der größten Entdeckung des Jahrhunderts, nämlich der des Bestehens einer deutschen Nationalität und eines auf sie gegründeten Völkerbundes im Herzen von Europa allmählich etwas näher gebracht werden.“ —

Durch diese Berichte ist es Bunsen gelungen, Friedrich Wilhelm IV. für den eigenartigen Mann zu interessiren. Der König lud ihn ein zu einem Besuch in Berlin — aber das tückische Geschick hat verhindert, daß dieser Sonnen-

strahl in sein Leben fiel. Auch ohne sich übermäßigem Optimismus hinzugeben, kann man annehmen, daß dieser Besuch in List's Geschick einen wesentlichen Umschwung hervorzubringen geeignet gewesen wäre. Vielleicht wäre er endlich in die Lage gekommen, sein Talent und seine Kraft an der richtigen Stelle zu bethätigen. Aber leider, die Einladung des Königs ist ihm nie zu Gesicht gekommen. Er war nach dem Scheitern seiner auf die englische Reise gesetzten Hoffnungen bei der Ankunft des königlichen Briefs bereits von London tiefverstimmt abgereist und hatte gebrochen an Leib und Seele jene letzte Wanderfahrt angetreten, bei der er den Tod suchte und fand. Weder die Familie noch die Freunde des unglücklichen Mannes scheinen je erfahren zu haben, wie nahe ihm die Aussicht auf bessere Tage damals gewesen ist. =

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Beiträge zur Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. H. v. Helmholz dargebracht. Hamburg, L. Voß.

Bening. Das deutsche Reichswahlgesetz u. s. Umgestaltung. Von Dr. H. Bening. Leipzig, Hahn'sche Buchh.

Blum. Wer lügt? Ein sociales Fragezeichen. Von E. Blum. Zürich, Verlagsmagazin.

Butler. Educational Review. Von Butler. New-York. Henry Holt & Co. April 1892.

Eschenbach. Zur Börsenreform. Von A. Eschenbach. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Fastenrath. Die Pyrenäen. Trilogie. Nach dem Catalanischen des Viktor Balaguer im Versmaß des Originals verdeutscht. Von Johannes Fastenrath. Leipzig, C. Reißner.

Gneist. Die staatsrechtlichen Folgen des preußischen Volksschulgesetzes. Von R. v. Gneist. Berlin, Julius Springer.

Jahrbuch f. Gesetzgeb., Verwaltung u. Volkswirthschaft herausgeg. v. Schmoller. XVI. 2. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Kaerger. Tangaland und die Kolonisation Deutsch-Ost-Africas. Thatsachen und Vorschläge. Von Dr. K. Kaerger. Berlin, Herm. Walther.

Lehr. Politische Oeconomie in gedrängter Fassung. 2. Aufl. Von Dr. Jul. Lehr. München, J. Lindauer.

Mayer. Die christliche Moral in ihrem Verhältniß zum (staatlichen) Recht. Von Dr. E. W. Mayer. Berlin, A. W. Hayn.

Ompteda. Ein hannoversch-englischer Officier vor hundert Jahren. Christian F. W. Freiherr von Ompteda. Von Ludwig Freiherr von Ompteda. Leipzig, S. Hirzel.

Peters. Gefechtsweise und Expeditionsführung in Africa. Von Dr. Carl Peters. Berlin, Herm. Walther.

Priebatsch. Die Hohenzollern und die Städte der Mark im 15. Jahrhundert. Von Felix Priebatsch. Berlin, Weidmann.

Reimann. Abhandlungen zur Geschichte Friedrichs des Großen. Von E. Reimann. Gotha, Fr. A. Perthes.

Sax. Gedichte. Von E. H. Sax. Meran, Ellmenreich.

— Im Volkston. Allerhand Verse und G'stanzln. Von E. H. Sax. Meran, Ellmenreich.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.

Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zoroaster

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Therese Höpfner.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Die Sonne war dem Untergange nahe, und schon wandelte ihr Licht sich zu goldnem Glanz auf der weiten Ebene von Susa, als der Zug der Reisenden den letzten Halt machte. Einige Stadien weiter erhoben sich die beiden Hügel oberhalb der Königsstadt wie zwei Tische auf dem Flachlande, der niedrigere von den Marmorsäulen, den Thürmen und Thürmchen und den glänzenden Architraven des Palastes überragt, und vorn zur Rechten die größere Anhöhe von der dunkeln, mächtigen Festung mit trotzigen Mauern und Zinnen gekrönt. Der Halteplatz war die Stelle, wo der Weg von Ninive, den sie ungefähr auf halbem Wege von Ecbatana eingeschlagen hatten, sich nahe bei der Brücke mit dem breiten Wege von Babylon vereinigte. Eine Zeit lang waren sie dem ruhigen Laufe des Coaspes gefolgt und darüber hinwegblickend hatten sie gesehen, wie die Festung näher zu rücken und über den Fluß vorzuspringen schien, während der Palasthügel in den Hintergrund zurücktrat. Die Stadt selbst war natürlich ihren Blicken gänzlich durch die steilen Berge entzogen, welche so unzugänglich aussahen, als ob sie aus festem Mauerwerk erbaut wären.

In der Ebene war alles grün. Stadium auf Stadium und Farsang auf Farsang erstreckten sich die gepflügten Furchen gen Westen

und Süden, das grüne Korn stand schon hoch und die Feigenbäume entfalteten ihre breiten grünen Blätter. Auf der ausgedehnten Ebene wurden hie und da die Strahlen der sinkenden Sonne von den weißgetünchten Mauern eines Landhauses zurückgeworfen, und in weiterer Ferne streiften sie die Backsteingebäude eines entlegnen Dorfes. Auf der großen Wiese unterhalb des thurmgekrönten Hügels jenseit des Flusses trieben halbnackte sonnengebräunte Knaben die Kühe mit kleinem Buckel zum Melken und verscheuchten auf ihrem Gange die Heerden weißer Pferde, welche auf derselben Wiese grasten, indem sie in die Hände klatschten und auf die kleinen schwarzen Fohlen losschrien, welche neben ihren weißen Müttern umher hüpften und tollten. Hier und dort angelte ein breitschultriger bärtiger Fischer im Flusse oder warf ein braunes Netz in das stille Wasser und zog es langsam zurück ans Ufer, die Augen eifrig auf die Stricke geheftet.

Der Zug hielt auf einem Rasenplatz neben der staubigen Landstraße; die berittenen Wachen, sechzig kräftige Reiter aus der medischen Ebene, zogen sich zurück, um den Reisenden Platz zu machen, sprangen ab und machten sich daran, ihre Pferde anzubinden und zu tränken; ihre ehernen Rüstungen und ihre roth und blauen Mäntel erglänzten in prächtigen Farbenmassen in der Abendsonne, während ihre wilden weißen Rosse, unermüdet durch den Tagesritt, sich schnaubend bäumten und schüttelten und vor Lust endlich einigermaßen frei zu sein einander zum Spaß in Schweif und Mähne bissen.

Zoroaster selbst warf den Zügel seines Rosses einem der Soldaten zu und eilte rasch vorwärts, sein Purpurmantel war etwas bestaubt und sein helles Gesicht etwas gebräunt durch die Reise von drei Wochen. Von einer prächtigen Sänfte, rings von goldnem Gitter umschlossen und mit drei weißleinenen Zeltdächern übereinander zum Schutz gegen die Sonne überspannt, wurden behutsam die Maulthiere losgespannt, welche sie bis hieher getragen hatten. Große äthiopische Sklaven hoben die Sänfte auf und trugen sie auf den grünsten Rasenfleck an dem sanft dahingleitenden Flusse; Zoroaster selbst schob das Gitter zurück und breitete davor einen prächtigen Teppich aus. Nehuschta nahm seine dargebotene Hand und stieg leicht heraus; dann stand sie neben ihm im rothen Abendschein. Sie war verschleiert, und ihr Purpurmantel wallte in langen Falten bis auf ihre Füße herab, regungslos stand sie da, den Rücken der Stadt zugekehrt, und schaute in die untergehende Sonne.

„Warum machen wir hier Halt?“ fragte sie plötzlich. „Der große König — möge er ewig leben — soll nicht in der Stadt sein“, ver-

setzte Zoroaster, „und es würde uns nicht geziemen, den Palast vor ihm zu betreten.“ Er sprach laut auf Medisch, damit die Sklaven ihn verstünden, dann setzte er auf Ebräisch leiser hinzu: „Es würde kaum weise, noch auch sicher sein, in Susa einzuziehen, während der König abwesend ist. Wer weiß, was sich in diesen Tagen ereignet haben mag? Babylon hat sich empört. Das Reich ist durchaus nicht in Ruhe und Ordnung. Ganz Persien mag im Begriff sein, sich zu empören.“

„Eine recht passende Zeit für unsre Reise. Für mich und meine Frauen mit ein Paar Dutzend Reitern als Wache daherzuziehen! Warum hast Du mich hierher gebracht? Wie lange werden wir wohl am Wege lagern müssen und abwarten, bis es dem Volke beliebt, uns einzulassen, oder bis es diesem neuen König paßt zurückzukehren?“

Nehuschta wendete sich beim Sprechen scharf gegen ihren Begleiter und in ihrer Stimme erklang ein Ton von Aerger und Enttäuschung. Durch die geraden Schlitzen in ihrem Schleier starrte sie Zoroaster kalten Blickes an, und ehe er ihr antworten konnte, wandte sie ihm den Rücken und ging einige Schritte weiter, indem sie über die fruchtbaren Wiesen fort die sinkende Sonne anschaute. Der Krieger stand still, und eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht. Dann wurde er blaß, was aber auch für Worte auf seine Lippen treten mochten, — er sprach sie nicht aus, sondern beschäftigte sich damit, das Aufschlagen der Frauenzelte zu beaufsichtigen. Die übrigen Sänften wurden herzugetragen und mit ihren Insassen niedergesetzt, der lange Zug der Kameele kam heran, von denen einige Gepäck und Vorräthe, andre Sklavinnen trugen; die Thiere knieten auf dem Rasen nieder, um abgepackt zu werden, und reckten unterdessen gierig ihre langen Hälse in der Richtung nach dem Flusse; die Zeltaufschläger gingen ans Werk, und endlich kamen noch zwanzig Reiter, welche den Nachtrab gebildet hatten, im Galopp herzu und stießen zu ihren Gefährten, die bereits abgestiegen waren. Mit raschen geübten Händen that jeder sein Theil und in wenigen Minuten war ein persisches Zeltlager mit all seinem ungeheuern Zubehör aufgeschlagen und für das Nachtlager hergerichtet. Gegen den gewöhnlichen Gebrauch hatte Zoroaster den Zeltaufschlägern und anderen Sklaven nicht gestattet weiter zu ziehen, während er und die seiner Obhut Anempfohlenen ihre Mittagsrast hielten, denn er befürchtete während der Abwesenheit des Königs einen Aufstand in der Nähe der Stadt, und wünschte der Sicherheit halber sein ganzes Gefolge zusammen zu behalten, selbst auf die Gefahr hin, daß Nehuschta's Bequemlichkeit darunter litte.

Sie stand noch immer allein zur Seite und wendete sich hochmüthig

von ihren Dienerinnen ab, ohne ihnen eine Antwort zu geben, als sie sie begrüßten und ihr Kissen und erfrischende Getränke anboten. Sie zog ihren Mantel enger um sich und ihren Schleier fester über das Gesicht. Sie war müde, enttäuscht, beinahe böse. Tagelang hatte sie von ihrem Empfang im Palaste am königlichen Hofe geträumt, von der Wonne des Ausruhens nach der langen Reise, von all den tausend Zerstreuungen und Vergnügungen, welche sie bei ihrer Rückkehr zu den Stätten ihrer Kindheit finden würde. Es war für sie keine geringe Enttäuschung zu noch einem Nachtlager im Zelt verurtheilt zu werden, und ihr erstes Gefühl war, Zoroaster darob zu tadeln.

Trotz ihrer Liebe zu ihm, empörte sich ihr heftiges und herrschsüchtiges Wesen oft gegen seine Ruhe und seine entschiedene geistige Ueberlegenheit; und wenn sie dann inne wurde, daß sie ihre eigne Würde durch solche Ausbrüche von Heftigkeit beeinträchtigte, war sie erst recht böse auf sich, auf ihn und auf alle andern. Aber Zoroaster blieb unbeweglich wie Marmor, nur manchmal röthete sich seine Stirn und erbleichte dann rasch wieder; wenn er überhaupt sprach, hatten seine Worte einen eisigen Ton. Früher oder später legte sich Nehuschta's Zorn und dann fand sie in ihm immer denselben: hingebend, sanft und liebevoll; dann schlug ihr Herz ihm wieder entgegen und ihr ganzes Wesen war bis zum Ueberfließen voll von Liebe zu ihm.

Jetzt fühlte sie sich enttäuscht und wollte mit Niemandem sprechen. Sie ging noch weiter von dem Troß der Zeltaufschläger und Sklaven fort, ihre Dienerinnen folgten ihr in ehrerbietiger Entfernung und flüsterten unter einander; wieder stand sie still und schaute gen Westen.

Als die Sonne fast den Horizont berührte, trafen ihre schrägen Strahlen auf eine aufwirbelnde Staubwolke; klein und fern wie der Rauch eines Feuers aber in raschem Wirbel stieg sie in der Ebene von Babylon empor. Nehuschta's Auge ruhte auf dem fernen Punkt, und sie erhob die eine Hand, um sich die Augen zu beschatten. Sie erinnerte sich daran, wie oft sie als Kind diesen selben Weg von oben vom Palaste her beobachtet und aus einem kleinen Fleck eine Staubwolke hatte entstehen sehen, wenn ein Trupp Reiter heranritt. Sie konnte sich nicht darüber täuschen, was es war. Eine Reiterschaar nahte, — vielleicht der König selbst. Unwillkürlich sah sie sich nach Zoroaster um und fuhr zusammen, als sie ihn mit übereinandergeschlagenen Armen, die Blicke auf den Horizont geheftet in geringer Entfernung von ihr stehen sah. Sie ging ihm in plötzlicher Aufregung entgegen.

„Was ist es?“ fragte sie leise.

„Es ist der Große König — möge er ewig leben!“ versetzte Zoroaster. „Kein andrer würde so rasch auf der königlichen Heerstraße einherreiten.“

Einen Augenblick standen sie neben einander und beobachteten die Staubwolken, und als sie so dastanden, kam Nehuschta's Hand verstohlen aus ihrem Mantel hervor und berührte leise mit zitternden Fingern des Kriegers Arm, als suche sie schüchtern etwas, um das sie nicht bitten wollte. Zoroaster wandte das Haupt um und sah, daß ihre Augen thränenfeucht waren; er verstand sie, aber er wollte nicht ihre Hand fassen, denn es standen viele Sklaven in der Nähe und außerdem Nehuschta's Verwandte, und er wollte nicht, daß sie es sähen, aber er schaute sie zärtlich an, und plötzlich verloren seine Augen den traurigen Ausdruck und leuchteten wieder auf.

„Meine Geliebte!“ sagte er leise.

„Ich hatte unrecht, Zoroaster! vergieb mir“; murmelte sie. Sie ließ sich von ihm in ihr Zelt führen, welches bereits aufgeschlagen war; er ließ sie dort, und sie saß an der Thür und beobachtete seine Bewegungen, während er seine Leute zusammenrief und in geschlossener Reihe am Wege aufstellte, damit sie bereit wären, den König zu begrüßen.

Immer näher kam die Wolke; die rothe Abendgluth verwandelte sich in violett, und die Sonne verschwand; und immer näher kam die wirbelnde Staubwolke und erhob sich rechts und links vom Wege in weiten runden Massen und hing über den Häuptern wie der Rauch eines großen daherbrausenden Feuers. Dann erhob sich darunten ein Getöse wie ferner Donner, steigend und sinkend in der stillen Luft, aber immer lauter werdend; und ein dunkler Glanz von blankem Erz nebst einem tiefern Purpur als der purpurne Sonnenuntergang gewann allmälig Gestalt, durch das dumpfe Getöse erscholl dann und wann und immer häufiger das Klirren von Rüstungen und Waffen, bis endlich die ganze stampfende, jagende, klirrende Schaar galoppirender Reiter in donnerndem Ansturm aus der Wolke herauskam, während der Boden unter ihrer Wucht erbebte, und die Luft von der furchtbaren Erschütterung stampfender Hufe und dem Getöse klirrenden Erzes erbebte.

Einige Schritte vor den geschlossenen Reihen ritt ein Mann allein — eine gedrungene Gestalt in einen Mantel von dunklerem und prächtigerem Purpur gekleidet als die gewöhnlichen Großen des Reiches trugen, wie ein Fels saß er auf seinem hohen weißen Roß. Als er herankam, reckten Zoroaster und seine achtzig Mann die Hände in die Höhe.

„Heil, König der Könige! Heil Dir und ewiges Leben!“ riefen sie und warfen sich wie ein Mann mit dem Gesicht zu Boden auf das Gras am Wege.

Darius zog plötzlich den Zügel an, und brachte sein Pferd vom vollen Galopp sofort zum Stehen. Die einherstürmenden Reiter hinter ihm, hielten die rechte Hand in die Höhe als ein Zeichen für die nachfolgenden, und mit betäubend lautem Prall, wie wenn das Meer sich plötzlich gegen eine Felswand bricht, hielten diese unvergleichlichen persischen Reiter in geschlossener Masse innerhalb eines Raumes von wenigen Metern; ihre Pferde schüttelten sich wild, bäumten sich hoch auf und rissen am Gebiß, vermochten aber nichts gegen die starken Hände, welche sie zurückhielten. Hier ritt die Blüthe des persischen Adels, — ihre Purpurmäntel flackerten in wilder Bewegung, ihre Erzrüstung erschien schwarz im dunkelnden Zwielicht, ihre bärtigen Gesichter düster und breit unter ihren vergoldeten Helmen.

„Ich bin Darius, der König der Könige, den ihr anruft!" rief der König, dessen Roß jetzt wie ein Marmorbild unbeweglich mitten im Wege stand. „Erhebt Euch, sprecht und fürchtet nichts, wenn Ihr nicht Lügen redet."

Zoroaster stand auf, verneigte sich tief, nahm einige Staubkörnchen vom Wege, berührte seinen Mund mit der Hand und streute den Staub auf seine Stirn.

„Heil Dir, und ewiges Leben! Ich bin Dein Knecht Zoroaster, welcher Hauptmann über die Festung und Schatzkammer von Ecbatana war. Deinem Worte gemäß habe ich die Sippe des Jehojakim, König von Juda, hergebracht — deren Oberste Nehuschta ist, die Fürstin. Ich hörte, daß Du nicht in Susa wärest, und habe hier Deine Ankunft abgewartet. Auch habe ich Boten an Dich gesendet, um Dir kund zu thun, daß Daniel, genannt Belteshazzar, der Satrap von Medien war seit der Zeit des Kambyses, gestorben ist. Ich habe ihn geziemend bestattet in einem neuen Grabe im Palastgarten zu Ecbatana."

Darius, der in Gedanken und Handlungen immer rasch seiner ersten Eingebung folgte, sprang vom Pferde, als Zoroaster ausgesprochen hatte, ging auf ihn zu, faßte ihn bei beiden Händen und küßte ihn auf beide Wangen.

„Was Du gethan hast, das ist wohl gethan. Ich kenne Dich von Alters her. Auramazda ist mit Dir. Er ist auch mit mir. Durch seine Gnade habe ich die Empörer zu Babylon erschlagen. Sie redeten Lügen, und darum erschlug ich sie. Zeige mir Nehuschta, die Tochter der Könige von Juda."

„Ich bin Dein Knecht. Die Königstochter ist zur Hand"; antwortete Zoroaster, doch als er so sprach, erbleichte er bis in die Lippen.

Unterdessen war es dunkel geworden, und der Mond, welcher vor

kurzem voll gewesen, war noch nicht hinter dem Festungshügel aufgegangen. Die Sklaven brachten Fackeln aus einer Mischung von Wachs und Fichtenharz, und ihre schwarzen Gestalten schienen seltsam in dem grellen rothen Licht, als sie nach Nehuschta's Zeltthür eilten, um dem König zu leuchten.

Darius schritt rasch vorwärts; seine vergoldete Rüstung klirrte beim Gehen, das helle flackernde Licht beleuchtete seine kühnen dunkeln Züge. Unter dem gestreiften Vorhang, der auseinander gezogen war, um einen Eingang zum Zelt zu bilden, stand Nehuschta. Sie hatte ihren Schleier abgeworfen, und ihre Weiber hatten ihr rasch die linnene Tiara aufgesetzt, in deren weißen Falten ein einziger Edelstein wie ein Stern funkelte. Ihr dickes schwarzes Haar wallte in reicher Fülle über ihre Schultern, und ihr zurückgeschlagener Mantel zeigte die edlen Formen ihrer in eine weiße Tunica mit enganschließendem Gürtel gekleidete Gestalt. Beim Herannahen des Königs kniete sie hin und warf sich vor ihm nieder, indem sie den Boden mit der Stirn berührte und abwartete bis er spräche.

Er stand eine ganze Minute lang still und aus seinen Augen sprühte Feuer, während er ihre dahingesunkene Gestalt anschaute, aus lauterm Stolz, daß ein so königliches Weib zu seinen Füßen knieen müsse, — mehr aber noch vor Staunen über ihre wunderbare Schönheit. Dann neigte er sich, ergriff ihre Hand und hob sie auf. Sie sprang empor und schaute ihn mit glühenden Wangen und funkelnden Augen an, und als sie so dastand, war sie fast eben so groß wie er.

„Ich möchte nicht, daß eine Fürstin Deines Geschlechtes vor mir kniee", sagte er, und in seiner Stimme lag eine eigenthümliche Weichheit. „Willst Du mich hier ausruhen lassen, ehe ich hinaufziehe nach Susa? Ich bin müde vom Reiten und durstig von dem langen Wege."

„Heil, König der Welt! Ich bin Deine Magd. Ruhe aus und erfrische Dich hier"; erwiderte Nehuschta und zog sich ins Zelt zurück. Der König winkte Zoroaster ihm zu folgen und trat hinein.

Darius saß auf dem geschnitzten Klappstuhl, der mitten im Zelt an der Hauptstange stand und leerte begierig den großen goldnen Becher voll Schiraswein, welchen Zoroaster ihm einschenkte. Dann nahm er den Helm ab, und sein dickes grobes Haar fiel in einer Masse dunkler Locken auf seinen Hals wie die Mähne eines schwarzen Löwen. Er holte tief Athem wie erleichtert und im Genuß wohlverdienter Ruhe und lehnte sich in seinem Stuhle zurück, während seine Augen auf Nehuschta's Antlitz ruhten, wie sie mit gesenkten Blicken vor ihm stand. Zoroaster blieb an der einen Seite stehen und hielt den frischgefüllten

Becher in der Hand, falls des Königs Durst nicht durch den einen Trunk gestillt sein sollte.

„Du bist schön, o Tochter von Jerusalem“, sagte der König. „Ich erinnere mich Deiner Schönheit, denn ich sah Dich in Ecbatana. Ich habe Dich und Deine Verwandten holen lassen, auf daß ich Dir Ehre erweise, und ich will mein Wort halten. Ich will Dich zum Weibe nehmen.“

Darius sprach ruhig, in seinem gewöhnlichen Ton unbedingter Entschiedenheit. Aber wenn die gesammte Wuth von tausend Gewittern plötzlich mitten im Zelte losgebrochen wäre, so hätte die Wirkung auf seine Hörer nicht schrecklicher sein können.

Nehuschta's Antlitz erglühte plötzlich, und einen Augenblick zitterte sie an allen Gliedern; dann fiel sie auf die Knie zu des Königs Füßen, und die ganze Fülle ihres prächtigen Haares wallte lose um sie her. Darius saß still, als ob er die Wirkung seiner Worte beobachte. Er hätte lange so dasitzen können, aber in einem Augenblick sprang Zoroaster zwischen den König und das knieende Weib; und der goldne Becher, welchen er gehalten hatte, rollte über den dicken Teppich am Boden hin, während der köstliche rothe Wein in langsamem Strom nach den Thürvorhängen hinfloß. Sein Gesicht war aschgrau und seine Augen wie bläuliche feurige Kohlen, seine blonden Locken und sein langer goldiger Bart fingen den Fackelschein auf und schimmerten um ihn wie eine Glorie, während er in seiner ganzen Höhe aufgerichtet dastand und dem König entgegentrat. Darius zuckte nicht und rührte sich nicht; unerschrocken begegnete sein Auge Zoroasters Blicken. Zoroaster sprach zuerst im leisen Ton unterdrückter Wuth, „Nehuschta, die Königstochter, ist meine verlobte Braut. Und wenn Du der König der Gestirne wärest, wie Du der König der Erde bist: Du sollst sie nicht zum Weibe haben.“

Darius lächelte, nicht verächtlich, sondern mit einem ehrlichen lustigen Lächeln, als er die zornerfüllte Gestalt des Nordländers vor sich ansah. „Ich bin der König der Könige“, versetzte er. „Ich will diese Königstochter von Juda morgen ehelichen, Dich aber will ich auf dem höchsten Thurm von Susa kreuzigen lassen, denn Du lügst, wenn Du sagst, ich soll sie nicht zum Weibe haben.“

„Thor! Versuche nicht Deinen Gott! Drohe ihm nicht, der stärker ist denn Du, auf daß er Dich nicht mit seiner Hand erschlage hier, wo Du sitzest.“ Zoroasters Stimme klang leise und deutlich wie die Todtenglocke des unerbittlichen Schicksals und seine Hand griff nach des Königs Kehle.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Darius in gleichgültiger Stellung sorglos lächelnd dagesessen, ohne indessen seinen Gegner aus den Augen zu lassen. Tapfer wie der Tapferste verschmähte er es, sich zu rühren, ehe er angegriffen wurde, und würde den Gedanken, seine Wachen zu rufen, empört zurückgewiesen haben. Aber als Zoroaster die Hand nach ihm ausstreckte, war er bereit. Wie ein Tiger sprang er dem starken Manne an die Gurgel und suchte ihn niederzureißen, indem er sich bestrebte, ihn fest am Halsstück seines Brustharnisches zu packen, aber Zoroaster schob seine Hand rasch unter die seines Gegners, sein Aermel fiel zurück und sein langer weißer Arm schlang sich wie eine stählerne Fessel um den Hals des Königs, während seine andere Hand ihn am Gürtel packte, so hielten sie einander wie Ringer, einen Arm über und einen unter der Schulter und rangen mit aller Kraft.

Der König war klein, aber in seinen untersetzten breiten Schultern und sehnigen Armen lauerte die Stärke des Stiers und die Behendigkeit des Tigers. Zoroaster war im Vortheil, denn sein Arm war um den Hals des Darius geschlungen, aber während man hätte bis zwanzig zählen können, wich keiner um ein Haarbreit und die blauen Adern traten wie Schnüre an des großen Mannes Armen hervor. Die feurige Kraft des südlichen Fürsten war der stattlichen Stärke des blonden Nordländers gewachsen, dessen Gesicht bleich ward wie der Tod, während des Königs Stirn von der furchtbaren Anstrengung blauroth wurde. Beide athmeten mühsam durch die zusammengebissenen Zähne, aber keiner sprach ein Wort.

Beim ersten Anzeichen des beginnenden Kampfes war Nehuschta emporgesprungen, allein sie schrie weder auf, noch rief sie die Wache. Sie hielt sich mit einer Hand am Pfosten des Zeltes und zog mit der andern ihren Mantel fest über die Brust zusammen, so stand sie da und schaute wie gebannt das furchtbare Ringen auf Tod und Leben, die unbeschreibliche und ungeheure Kraft an, welche die beiden Männer schweigend vor ihr entfalteten. Plötzlich rührten sie sich und geriethen ins Schwanken. Darius hatte versucht, mit einem Fuß Zoroaster zu Falle zu bringen, aber auf dem vom Wein benetzten Teppich war er ausgeglitten und beinahe zu Boden gedrückt worden; mit äußerster Anstrengung kam er wieder auf die Füße. Aber die heftige Anspannung hatte seine Kraft geschwächt. Es schien Nehuschta, als ob ein Lächeln auf Zoroasters bleichem Gesicht spiele und einen Augenblick begegneten seine blitzenden dunkelblauen Augen den ihren, und dann kam der Anfang vom Ende! Langsam, ganz allmälig zwang Zoroaster den König vor sich nieder, drückte ihn mit unwiderstehlicher Kraft nach rückwärts

zusammen, bis es schien, als müßten Knochen, Sehnen und Muskeln im verzweifelten Widerstande zerbrochen und zerrissen werden. Als dann endlich sein Haupt beinahe den Boden berührte, stöhnte Darius und seine Glieder erschlafften. Sofort warf Zoroaster ihn rücklings zu Boden und kniete mit der ganzen Wucht seines Körpers auf seiner Brust, — die goldnen Panzerschuppen knackten unter der Last und er hielt die Hände des Königs zu beiden Seiten fest auf den Boden gedrückt. Darius kämpfte noch zwei Mal verzweifelt dagegen an und lag dann ganz stille. Zoroaster schaute mit funkelnden Augen auf ihn herab.

„Du, der Du mich in Susa wolltest kreuzigen lassen", zischte er durch die Zähne; „ich will Dich hier tödten, wie Du den Smerdis getödtet hast. Hast Du noch etwas zu sagen? Sprich schnell, denn Deine Stunde ist gekommen."

Selbst in dieser höchsten Qual, besiegt und dem Tode nahe, war Darius tapfer, wie muthige Männer es bis zum letzten Augenblick zu sein pflegen. Er hätte jetzt freilich um Hilfe rufen mögen, aber er hatte keinen Athem mehr. Doch furchtlos sah er seinem schrecklichen Besieger in die Augen. Seine Stimme war ein heiseres Flüstern. — „Ich fürchte den Tod nicht! schlag zu, wenn Du willst — Du — hast — gesiegt."

Nehuschta war herzugetreten. Jetzt, da der Kampf vorüber war, zitterte sie und sah ängstlich nach den schweren Vorhängen am Eingange des Zeltes. „Sage ihm", flüsterte sie Zoroaster zu, „daß Du ihn verschonen willst, wenn er weder Dir noch mir etwas zu Leide thun will."

„Ihn verschonen?" wiederholte Zoroaster verächtlich. „Er ist schon beinahe todt. Weshalb sollte ich ihn verschonen?"

„Um meinetwillen, Geliebter"; antwortete Nehuschta, mit leidenschaftlich flehender Geberde. „Er ist der König. Er redet die Wahrheit, wenn er sagt, er wird Dir kein Leid thun, so traue ihm!"

„Wenn ich Dich nicht erschlage, so schwöre, daß Du weder mir noch Nehuschta etwas zu Leide thun wirst", sagte Zoroaster, indem er ein Knie von der Brust seines Gegners erhob.

„Beim Namen des Auramazda", stöhnte Darius, „ich will weder Dir noch ihr etwas zu Leide thun."

„Gut, sagte Zoroaster, ich will Dich ziehen lassen. Und wenn Du sie zum Weibe nehmen willst, frage sie selbst, ob sie Dich haben will", setzte er hinzu. Er erhob sich und half dem König auf. Darius schüttelte sich und athmete einige Minuten tief auf. Er befühlte seine Glieder, wie einer, der vom Pferde gefallen ist, dann setzte er sich auf einen Stuhl und brach in lautes Lachen aus.

Darius war schon vor den Ereignissen der beiden letzten Monate

in Persien und Medien wohlbekannt, und sein Ruf der Treue gegen sein gegebenes Wort war so groß, daß alle um ihn her ihm trauten. Auch Zoroaster hatte ihn schon gekannt und erinnerte sich seiner Leutseligkeit und seiner Lust am Scherz, so daß er selbst, als er über den König einen solchen Vortheil errungen hatte, daß er ihn mit einem etwas verstärkten Druck seines Körpers leicht hätte tödten können, doch keinen Augenblick zögerte, dem Versprechen, er solle sicher sein, zu trauen. Weil er aber daran dachte, was bei dem verzweifelten Ringen auf dem Spiel gestanden hatte, konnte er nicht in das Lachen des Königs einstimmen. Er stand still zur Seite und sah Nehuschta an, welche sich in heftiger Erregung an die Zeltstange stützte; sie rang ihre Hände unter den langen Aermeln und ihre Augen gingen vom König zu Zoroaster und wieder zurück zum Könige in augenscheinlicher Angst und Furcht.

„Du hast einen mächtigen Arm, Zoroaster“, rief Darius, als er genug gelacht hatte, „und Du hast dem Großen König von Persien, Medien, Babylon und Aegypten mit Deinem Griff beinahe ein Ende gemacht.“

„Möge der König seinem Knechte verzeihen“, erwiderte Zoroaster, „wenn sein Knie schwer und seine Hand stark war. Wäre der König nicht auf dem vergossenen Wein ausgeglitten, so wäre sein Knecht zu Boden geworfen worden.“

„Und Du wärest bei Tagesanbruch gekreuzigt worden“, setzte Darius lachend hinzu: „Es ist gut für Dich, daß ich Darius bin und nicht Kambyses, sonst würdest Du nicht hier vor mir stehen, während meine Wachen müßig am Wege schwatzen. Gieb mir einen Becher Wein, da Du mein Leben verschont hast!“ Wiederum lachte der König, so daß er sich die Seiten halten mußte. Zoroaster füllte eilends einen frischen Becher und reichte ihn knieend dem Herrscher. Darius hielt inne, ehe er den Becher nahm und sah dem knieenden Krieger in das stolze blasse Antlitz. Dann sprach er und seine Stimme nahm einen minder lustigen Ton an, während er die Hand auf Zoroasters Schulter legte.

„Ich habe Dich lieb, Fürst“, sagte er, „weil Du stärker bist als ich, und eben so tapfer und barmherziger. Deshalb sollst Du immer zu meiner Rechten stehen, und ich will mein Leben Deiner Hand anvertrauen. Als ein Unterpfand hänge ich Dir meine eigene goldene Halskette um und trinke Dir diesen Becher zu, und wer ein Haar auf Deinem Haupte krümmt, der soll eines qualvollen Todes sterben.“

Der König trank, und Zoroaster, hingerissen von wahrer Bewunderung der Seelengröße, die eine so arge Beleidigung so leicht vergeben konnte, neigte sich und umfaßte des Königs Knie als ein Zeichen der

Anhänglichkeit und als eine Besiegelung der Freundschaft, welche nie gebrochen werden sollte, bis der Tod die beiden Männer trennte.

Dann standen sie auf, und auf Zoroasters Befehl wurde die Sänfte der Fürstin gebracht; sie gingen hinauf zum Palast und überließen es dem Gefolge mit den Zeltgeräthen nachzukommen. Nehuschta wurde zwischen den Sänften ihrer Frauen und ihrer Sklaven zu Fuß getragen, Zoroaster aber bestieg sein Roß und ritt schweigend zur Rechten des Großen Königs.

Sechstes Kapitel.

Durch die schimmernden Säulenhallen des morgenländischen Balkons schien hell die frühe Morgensonne und die Schatten der weißen Marmorsimse und Kapitäle und vorspringenden Friese schimmerten bläulich im Abglanz des wolkenlosen Himmels. Dann und wann schossen Schwalben unter dem überhangenden Dache hervor und flogen auf der bedeckten Terrasse hin und her; raschen Fluges eilten sie dann wieder in das spielende Sonnenlicht mit scharfem plötzlichem Schwunge, wie wenn ein schneidiges Schwert die Luft durchfährt. Tief unten lag noch der leichte Morgennebel über der Stadt, von wo fernher das Geschrei der Wasserträger und Fruchtverkäufer aus den erwachenden Straßen heraufschallte, oder auch der Zuruf der Weiber auf den Dächern und dann und wann das Wiehern eines Pferdes fernher von der Weide, während die behenden Schwalben in raschem weitgezogenen Bogen, mit silberhellem unaufhörlichem Zwitschern über dem allen kreisten.

Zoroaster ging allein auf dem Balkon auf und ab. Er war vollständig bewaffnet mit dem Helm auf dem Haupt, das Wappenschild des geflügelten Rades hatte dem von Darius selbstgewählten Feldzeichen Platz gemacht. — Das Bild des Königs in halber Figur mit langen geraden Flügeln zu beiden Seiten, in feinem Golde und von köstlicher Arbeit. Der lange Purpurmantel hing ihm bis auf die Fersen herab und die Kette des Königs trug er um den Hals. Wie er so einherschritt, spiegelte sich das vergoldete Leder seiner Schuhe in dem polirten Marmorboden, und er trat vorsichtig auf, denn die glatte Oberfläche war schlüpfrig wie eine Spiegelfläche. An einem Ende der Terrasse führte eine Treppe zu dem untern Geschosse des Palastes und am andern Ende wurde eine hohe viereckige Thür durch einen schweren Vorhang von prächtigem Gold- und Purpurstoff verdeckt, der in dicken Falten auf den spiegelblanken Boden herabfiel. So oft Zoroaster an dieses Ende kam, stand er still, als ob er erwartete, daß Jemand her-

austreten sollte. Aber wie es gewöhnlich geschieht, wenn man auf etwas wartet, daß der Gegenstand oder die betreffende Person doch zuletzt überraschend erscheint, so traf es sich, gerade als er von der Treppe nach dem Vorhange zurückkehrte, daß er sah, wie Jemand ihm schon auf halbem Wege auf dem Balkon entgegenkam; doch war es nicht die Person, nach welcher er ausgeschaut hatte.

Einen Augenblick stand er geblendet, aber sein Gedächtniß kam ihm sofort zu Hülfe, und er erkannte das Antlitz und die Gestalt einer Frau, welche er schon früher gekannt und oft gesehen hatte. Sie war nicht groß, aber so vollkommen ebenmäßig gebaut, daß man sie sich unmöglich größer wünschen konnte. Ihre enge Tunica vom hellsten Blau am Halse mit Goldstickerei eingefaßt verrieth das unvergleichliche Ebenmaß ihrer Gestalt, den unbeschreiblichen Reiz eines völlig entwickelten Weibes in der höchsten Blüthe der Schönheit. Von den Knieen bis zu den Füßen herab zeigte ihr Untergewand die purpurnen und weißen Streifen, welche keiner außer dem König tragen durfte, und welche selbst bei der Königin eine unbefugte Anmaßung des königlichen Abzeichens waren. Aber Zoroaster sah ihr Kleid nicht an, noch ihren königlichen Purpurmantel, noch die wunderbar weißen Hände, welche eine Schriftrolle hielten. Seine Augen ruhten auf ihrem Antlitz, und er stand auf der Stelle still.

Er kannte diese regelmäßigen, vollkommenen Züge, die weder groß noch mächtig, aber von so seltener Bildung und so tadelloser Art waren, wie man sie seitdem nicht wieder gesehen hat, noch sehen wird. Die vollkommen schön geschwungenen Linien des frischen Mundes, das vorspringende weiße Kinn mit der Vertiefung in der Mitte, die tiefliegenden blauen Augen und die geraden feingezeichneten Augenbrauen, die breite glatte Stirn und das winzige Ohr halb verborgen unter der Pracht des sonnengoldenen Haares, die milchweiße von zartester Rosenfarbe angehauchte Haut, welche sich nie veränderte, weder in Hitze noch Kälte, in Zorn oder Freude röther wurde, — er kannte das alles: die Züge des königlichen Cyrus, weich und weiblich in der Form, aber unveränderlich ruhig und tadellos kalt erschienen wieder in seiner großen Tochter Atossa, dem Königskinde, dem Weibe von Königen, der Mutter von Königen.

Die schweren Vorhänge waren hinter ihr zusammen gefallen, und sie trat allein heraus. Sie hatte Zoroaster erblickt, ehe er sie bemerkt hatte, und ging weiter ohne Ueberraschung zu verrathen, die Hacken ihrer kleinen goldnen Schuhe klapperten auf dem glatten Boden. Zoroaster stand einen Augenblick still, dann nahm er seinen Helm zum Gruße ab, trat oben an eine Seite der Treppe und wartete ehrerbietig

auf das Vorüberschreiten der Königin. Während sie abwechselnd durch den von den Säulen geworfenen Schatten und das grelle Sonnenlicht dazwischen einherschritt, erschien ihre herannahende Gestalt bei jedem Schritt in neuer Beleuchtung. Sie that, als wolle sie geradeaus weitergehen, als sie aber die Schwelle vor der Treppe überschritt, stand sie plötzlich still, wandte sich um und sah Zoroaster an.

„Du bist Zoroaster“, sagte sie mit weicher, melodischer Stimme, die wie das Rauschen eines klaren Stroms durch grüne Wiesen erklang.

„Ich bin Zoroaster, Dein Knecht“, erwiderte er und neigte sein Haupt. Er sprach sehr kalt.

„Ich erinnere mich Deiner sehr wohl“, sagte die Königin, auf der obersten Stufe der Treppe verweilend. „Du hast Dich wenig verändert, nur dünkt mich, siehst Du jetzt stärker und mehr wie ein Krieger aus.“

Zoroaster stand da mit dem blanken Helm in den Händen, aber er erwiederte nichts; ihm kam es wenig auf das Lob der Königin an. Sie aber schien eben so sehr bestrebt, ihm zu gefallen, als ihm wenig daran gelegen war, denn sie drehte wieder um und ging auf die Terrasse zurück.

„Komm hierher in den Sonnenschein, — die Morgenluft ist kalt“, sagte sie, „ich möchte mit Dir reden“.

Ein geschnitzter Stuhl stand in der Ecke des Balkons. Zoroaster rückte ihn in den Sonnenschein und Atossa setzte sich, ihm dankend zulächelnd, während er an die Brüstung gelehnt stand, — eine prachtvolle Erscheinung; das Sonnenlicht spiegelte sich in seiner vergoldeten Rüstung und in der goldnen Halskette und spielte auf seinem langen blonden Bart und in den Falten seines Purpurmantels.

„Sage mir doch, Du bist gestern Abend angekommen?“ fragte sie und breitete ihre zierlichen Hände im Sonnenschein aus, als ob sie sie wärmen wollte. Sie scheute die Sonne nicht, denn sie war ihrem Schicksal günstig und schien ihre zarte Haut nicht zu verbrennen wie die geringerer Frauen.

„Dein Knecht ist gestern Abend angekommen,“ versetzte der Fürst.

„Und Du hast Nehuschta und die andern Ebräer mitgebracht?“ fragte die Königin weiter.

„So ist es.“

„Erzähle mir etwas von dieser Nehuschta!“ sagte Atossa. Sie hatte einen vertraulichern Ton angeschlagen, aber Zoroaster erwog seine Worte bedächtig und redete zu ihr nie anders als in der förmlichen Weise eines Unterthanen gegen seinen Herrscher.

„Die Königin kennt sie. Sie war vor einigen Jahren als Kind hier“, versetzte er. Er ließ Atossa alles abfragen, was sie wissen wollte.

„Ist das schon lange her?" fragte sie mit einem leisen Seufzer. „Ist sie blond?"

„Nein, sie ist dunkel, nach Art der Ebräer."

„Und auch der Perser," unterbrach sie ihn.

„Sie ist sehr schön," fuhr Zoroaster fort, „und sehr groß". Atossa blickte lächelnd auf. Bei all ihrer Schönheit war sie selbst nicht groß.

„Dir gefallen große Frauen."

„Ja"; antwortete Zoroaster, — sich wohl bewußt dessen, was er sagte. Er wollte der Königin nicht schmeicheln; und überdies kannte er sie zu gut, um es zu thun, falls er ihr gefallen wollte. Sie gehörte zu den Frauen, welche nicht gewohnt sind, an ihrer Ueberlegenheit über andre ihres Geschlechts zu zweifeln.

„Also gefällt Dir die ebräische Königstochter?" sagte sie und wartete auf eine Antwort; aber ihr Gefährte war so kalt und ruhig wie sie. Als er sich geradezu beargwöhnt sah, änderte er seine Tactik und schmeichelte Atossa, um ihren Fragen ein Ende zu machen.

„Größe ist an und für sich keine Schönheit," antwortete er mit verbindlichem Lächeln. „Es giebt eine Art von Schönheit, zu welcher keine Größe etwas hinzuthun könnte, — eine Vollkommenheit, die nicht erhöht zu werden braucht um von allen anerkannt zu werden."

Die Königin schien die Schmeichelei nicht zu beachten, sie hatte aber die beabsichtigte Wirkung, denn Atossa änderte ihren Ton etwas und sprach mit mehr Ernst.

„Wo ist sie? Ich will sie besuchen"; sagte sie.

„Sie hat vergangene Nacht in den obern Gemächern im fürstlichen Theile des Palastes geruht. Dein Knecht wird sie herbescheiden, wenn es Dein Wunsch ist."

„Um ein Weilchen", versetzte die Königin, „es ist noch früh, und sie muß müde sein von der Reise."

Es entstand eine Pause. Zoroaster blickte herab auf die neben ihm sitzende schöne Königin und fragte sich, ob sie sich wohl verändert hätte und als er sie anschaute, fing er an, ihre Schönheit mit Nehuschta's zu vergleichen; unwillkürlich haftete sein Blick aufmerksamer auf ihr, so daß Atossa plötzlich aufschaute und bemerkte, wie seine Augen auf ihrem Antlitz ruhten.

„Es ist lange her, seit wir uns nicht gesehen, Zoroaster", sagte sie schnell. „Erzähle mir von Deinem Leben in jener abgelegenen Festung. Dir ist's geglückt im Waffenberuf — Du trägst die königliche Kette." Sie streckte die Hand aus und berührte die Glieder der Kette, als ob sie sie befühlen wollte. „Sie ist wirklich sehr ähnlich der Kette,

welche Darius trug, als er vor kurzem nach Babylon zog." Sie schwieg einen Augenblick, als wollte sie sich auf etwas besinnen und fuhr dann fort: „Ja, nun fällt es mir ein! Als er zurückkam, hatte er keine Kette um. Es ist folglich die seinige, — weshalb hat er sie Dir geschenkt?" Ihre Stimme hatte einen Anflug von Unsicherheit bei dieser Frage, — sie klang halb befehlend, als erheische sie eine Antwort, halb überredend, als ob sie nicht sicher wäre, die Antwort zu erhalten. Zoroaster erinnerte sich dieses Tons ihrer süßen Stimme und lächelte in seinen Bart.

„In der That", versetzte er, „der Große König, welcher ewig lebe, hängte mir gestern Abend mit eigenen Händen diese Kette um, als wir am Wege hielten, wie ich vermuthe, als einen Lohn für gewisse Verdienste, welche sein Knecht Zoroaster nach seiner Ansicht besitzt."

„Verdienste? was für Verdienste?"

„Die Königin kann doch nicht von mir erwarten, daß ich mein eigenes Lob singe. Ich aber bin bereit für den Großen König zu sterben. Das weiß er. Möge er ewig leben!"

„Vielleicht war eines Deiner Verdienste die glückliche Erfüllung des höchst schwierigen Auftrags, welchen Du kürzlich vollbracht hast", sagte Atossa mit einem Anflug von Spott.

„Ein Auftrag?" wiederholte Zoroaster.

„Ja, hast Du nicht eine Handvoll ebräischer Weiber den ganzen Weg von Ecbatana nach Susa trotz zahlloser Gefahren und Schwierigkeiten gesund und heil hergebracht, und so gut für sie gesorgt, daß sie nicht einmal müde sind, auch unterwegs weder Hunger noch Durst gelitten, noch die kleinste Büchse mit Wohlgerüchen oder die winzigste ihrer goldenen Haarnadeln verloren haben? Sicherlich hast Du es verdient, eine goldene Kette um den Hals gehängt zu bekommen und des Königs Freund genannt zu werden!"

„Die Belohnung war ohne Zweifel größer als mein Verdienst. Ich hatte keine Heldenthat zu vollbringen; und doch kann man in diesen Tagen Medien unter einem König verlassen und unter einem andern ankommen. Du, Königin, weißt am besten, was für schnelle Umwälzungen im Reiche vorkommen können", versetzte Zoroaster, indem er sie beim Sprechen ruhig ansah, und sie, die das Weib des Kambyses und das Weib des ermordeten Gomata Smerdis gewesen, und jetzt die Gemahlin des Darius war, sah zu Boden und schwieg, während sie in ihren schönen Händen die versiegelte Schriftrolle hin und herdrehte.

Die Sonne war während ihres Gespräches höher gestiegen, und ihre Strahlen durchglühten die klare Luft. Der Nebel war über der Stadt emporgestiegen und alle Straßen und Plätze waren von lärmenden

Käufern und Verkäufern belebt, deren lautes Sprechen und Streiten in beständigem Gesumme zu dem Palast auf dem Hügel empordrang, wie das Summen eines Bienenschwarms. Die Königin stand auf.

„Es ist hier zu warm", sagte sie und ging wieder nach der Treppe. Zoroaster folgte ihr ehrerbietig, noch immer den Helm in der Hand haltend. Atossa sprach nicht, bis sie an der Schwelle war. Als sich Zoroaster da tief vor ihr verneigte, stand sie still und sah ihn mit ihren klaren dunkelblauen Augen an.

„Du bist in vier Jahren sehr förmlich geworden", sagte sie leise. Du pflegtest offenherziger und weniger wie ein Höfling zu sein. Ich habe mich nicht verändert, — wir müssen Freunde sein, wie ehemals."

Zoroaster zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete.

„Ich bin des Großen Königs Mann", sagte er. „Folglich bin ich auch ein Knecht der Königin."

Atossa zog ihre feinen Augenbrauen ein wenig in die Höhe und ein Schatten von Verstimmung überflog zum ersten Male ihr holdes Antlitz und gab ihm einen Ausdruck von Strenge.

„Ich bin die Königin," sagte sie kalt. „Der König kann noch andre Weiber nehmen, aber ich bin die Königin. Gieb acht, daß Du in der That mein Knecht seist." Als sie dann ihren Mantel um sich zog und einen Fuß auf die Treppe setzte, berührte sie seine Schulter sanft mit den Fingerspitzen und setzte plötzlich lächelnd hinzu: „Und ich will Deine Freundin sein." So verschwand sie auf der Treppe und ließ Zoroaster allein.

Langsam schritt er wieder die Terrasse auf und ab, in tiefes Nachsinnen über seine Lage versunken. Allerdings hatte er nicht geringen Grund zu Besorgnissen; es war offenbar, daß die Königin seine Liebe zu Nehuschta argwöhnte, und er war mehr als zur Hälfte überzeugt, daß Gründe vorlägen, weshalb sie eine solche Neigung mißbilligen würde. In frühren Zeiten, ehe sie mit Kambyses vermählt, und später ehe Zoroaster nach Medien gesandt worden war, hatte Atossa eine so entschiedene Vorliebe für ihn bezeigt, daß ein mehr mit der Welt vertrauter Mann errathen haben würde, daß sie ihn liebte. Er hatte keinen solchen Argwohn geschöpft, aber bei seiner klaren Characterkenntniß hatte er wohl begriffen, daß hinter den schönen Zügen und der freimüthigen Freundlichkeit der jungen Fürstin ein scharfer Verstand, unbeugsamer Ehrgeiz und kalte Selbstsucht ohne Gleichen lauerten; er hatte ihr mißtraut, war aber auf ihre Launen eingegangen und war ihr in der That ein guter Freund gewesen; ohne im mindesten zu wünschen dafür ihre Freundschaft für sich anzunehmen. Er war damals nur ein

junger Hauptmann über fünfhundert, wenn auch der Liebling bei Hofe gewesen; aber sein starker Arm ward eben so gefürchtet, wie die schneidende Schärfe seiner Antworten, wenn er befragt wurde, und so war kein Wort von dem Hofgeklätsch über Atossas Vorliebe für ihn ihm zu Ohren gekommen. Ueberdies war es so offenbar, daß er für sie nichts mehr empfand als unbefangene Freundlichkeit, daß ihre Enttäuschung sein Herz nicht rühren zu können, eine Quelle beständiger Befriedigung für ihre Feinde war. In jenen Tagen hatte unbeschränkte Zügellosigkeit am Hofe geherrscht, und die Thatsache, daß die Tochter des Cyrus den schönsten von der königlichen Wache liebte und von ihm geliebt würde, hätte an sich nicht übergroßes Aufsehen erregt. Aber die offenbare Unschuld Zoroasters an der ganzen Sache, und die meisterhafte Art, mit der Atossa ihren Aerger verbarg, wenn sie überhaupt welchen empfand, ließen die Sache völlig in Vergessenheit gerathen, so bald Zoroaster Susa verließ und seitdem waren große Ereignisse zu rasch auf einander gefolgt, um den Höflingen Zeit zu lassen, über alte Klatschgeschichten zu schwatzen. Die Abgeschiedenheit, in welcher Gomata in den sieben Monaten lebte, während er den Glauben im Volke aufrecht erhielt, daß er nicht Gomata Smerdis, sondern Smerdis, der Bruder des Kambyses wäre, hatte den Hof aufgelöst; der starke mannhafte Character des Darius hatte der Zügellosigkeit der Großen so plötzlich Einhalt gethan, wie ein Rossebändiger ein ungezähmtes Füllen bewältigt, indem er ihm eine Schlinge um den Hals wirft. Der König gestattete, daß der alte Gebrauch, vier Weiber heirathen zu dürfen, beibehalten bleibe, und er selbst gab bald durch die That ein Beispiel dafür; aber er hatte beschlossen, daß das ganze verrottete Gebäude des Hoflebens mit einem Schlage zertrümmert werden sollte, und mit seiner üblichen kühnen Nichtachtung der Folgen und seiner eisernen Entschlossenheit, seine Ansichten durchzusetzen, hatte er keinen Widerspruch gegen seinen Willen geduldet. Er hatte Atossa geheirathet, — erstens weil sie das schönste Weib in Persien war; zweitens weil er ihren hervorragenden Verstand und ihre Befähigung für Geschäftssachen erkannte, und glaubte er würde sie nach Belieben brauchen können. Atossa selbst hatte sich keinen Augenblick besonnen, in die Ehe zu willigen, — sie hatte ihre früheren Gatten beherrscht, und gedachte Darius in gleicher Weise zu ihrem eignen Vortheil und trotz all ihrer Nebenbuhlerinnen zu beherrschen. Bis jetzt hatte der König keine zweite Frau genommen, obschon er die damals erst fünfzehnjährige Jungfrau Artystone, die jüngste Tochter des Cyrus, also Atossas eigne Schwester, mit steigender Bewunderung betrachtete.

Alles dieses wußte Zoroaster und aus seiner eben stattgefundenen Begegnung mit der Königin erkannte er auch, daß sie die Freundschaft mit ihm aufrecht zu erhalten wünschte. Aber nach dem heftigen Auftritt am vergangenen Abend hatte er beschlossen, mit treuester Ergebenheit des Königs Mann zu sein, und er fürchtete Atossas Pläne könnten über kurz oder lang diejenigen ihres Gatten kreuzen. Deshalb nahm er die ihm angebotene Freundschaft kühl auf und behandelte die Königin mit förmlichster Höflichkeit. Andrerseits sah er wohl ein, daß wenn sie sein Betragen gegen sie übelnähme und seiner Liebe zu Nehuschta sicher wäre, es in ihrer Macht läge, Schwierigkeiten und Verwicklungen herbeizuführen, welche er zu fürchten Grund hätte. Sie würde jedenfalls des Königs Bewunderung für Nehuschta entdecken. Darius war ein der Verstellung fast ganz unfähiger Mann, bei dem denken und sofort handeln eins war. Gewöhnlich handelte er recht, denn seine Regungen waren edel und königlich, und sein Herz so redlich und offen wie das Licht des Tages. Er sagte, was er dachte und erfüllte sein Wort auf der Stelle. Er haßte die Lüge wie Gift; die einzige Unwahrheit, deren er sich je schuldig gemacht, war von ihm gesprochen worden, als er, um zu des falschen Smerdis Wohnung Zutritt zu erlangen, den Wachen erklärte, er brächte wichtige Kunde von seinem Vater. Er hatte diese Unwahrheit durch eine ausführliche und logische Vertheidigungsrede seinen Gefährten, den sechs Fürsten, gegenüber gerechtfertigt und auseinandergesetzt, daß er nur gelogen habe, um Persien zu retten; und als das Loos, die Königswürde anzunehmen, auf ihn fiel, erfüllte er aufs völligste jegliches Versprechen, welches er gegeben hatte, das Land von Tyrannen, religiösem Despotismus und dem, was er mit einem Worte „Lügen“ nannte, zu befreien. Die Tödtung des Gomata Smerdis wurde als ein Act öffentlicher Gerechtigkeit angesehen und von allen verständigen Leuten gebilligt, sobald bekannt war, durch welche Ränke jener Betrüger sich des Reiches bemächtigt hatte.

Was Atossa betraf, so hatte Darius Abstand davon genommen, sie über die sieben Monate ihrer Ehe mit dem Usurpator auszufragen. Sie hatte recht gut wissen müssen, wer der Mann war; Darius aber verstand ihren Charakter genügend, um zu wissen, daß sie jedweden heirathen würde, der auf der höchsten Stelle stand, und daß ihr Rath und ihr Muth einem Herrscher von unschätzbarem Werth sein würde. Sie selbst erwähnte ihre Vergangenheit nie gegen den König; denn sie wußte einerseits, daß er Lügen haßte, andrerseits daß die einfache Wahrheit ihr nicht zur Ehre gereichen könnte. Das hatte er ihr von Anfang an zu verstehen gegeben, indem er ihr sagte, daß er sie nähme um dessent-

willen, was sie wäre, und nicht was sie gewesen wäre. Inbezug auf die Vergangenheit war ihre Seele ruhig, und inbetreff der Zukunft versprach sie sich vollen Antheil an dem Erfolg ihres Gatten, wenn er sich glücklich behauptete, und andren Falls unbeschränkte Freiheit in der Wahl seines Nachfolgers.

Aber all diese Erwägungen machten für Zoroaster die Aussicht auf seine eigne Zukunft nicht heller. Er sah sich schon in eine äußerst schwierige Stellung zwischen Nehuschta und den König gebracht. Andrerseits fürchtete er über kurz oder lang wegen Atossas Benehmen gegen ihn beim König in Ungnade zu fallen oder durch die hohe Gunst, welche Darius ihm zu theil werden ließ, sich Atossas Ungnade zuzuziehen. Er kannte die Königin als eine ehrgeizige Frau, die der verwegensten Entwürfe fähig war und zu deren Ausführung die höchste Geschicklichkeit besaß.

Er sehnte sich, Nehuschta zu sehen und sofort mit ihr zu sprechen, ihr vieles zu sagen und sie vor mancherlei Möglichkeiten zu warnen; vor allen Dingen wünschte er, den Auftritt des vergangenen Abends und den seltsamen plötzlichen Einfall des Königs, sie zum Weibe zu nehmen mit ihr zu besprechen.

Aber er konnte seinen Posten nicht verlassen. Sein Befehl lautete, den König am Morgen auf der östlichen Terrasse zu erwarten; dort mußte er bleiben, bis es Darius belieben würde herauszukommen; und er wußte, daß Nehuschta sich nicht in diesen Theil des Palastes herabwagen würde. Er wunderte sich, daß der König nicht käme und wurde ungeduldig über die Verzögerung, als er wahrnahm, wie die Sonne immer höher stieg und die Schatten auf der Terrasse zunahmen. Des Wartens müde, setzte er sich endlich auf den Stuhl, wo Atossa geruht hatte, und kreuzte die Hände über dem Schwertgriff, indem er sich mit der Philosophie des geschulten Kriegers in seine Lage ergab.

Als er so allein dasaß, versank er in Träumerei. Während er auf den hellen Himmel hinausblickte, vergaß er sein Leben und seine Liebe und alle gegenwärtigen Dinge; und sein Geist erging sich in den Gedanken, welche seinem hohen Verstande am natürlichsten und entsprechendsten waren. Seine Aufmerksamkeit richtete sich auf die Betrachtung eines größern Bereiches von Geistern, — der dunkle Schleier ward ein wenig gelüftet und eine Weile schaute er klar in das Licht eines größern Weltalls.

(Fortsetzung folgt.)

Die Markuskirche in Venedig.

Studien

von

Dr. Carl Neumann (Mannheim).

La basilica di San Marco, herausgegeben und verlegt von Ferd. Ongania. Venedig 1878—1888.

(Schluß.)

V.

Einige Bemerkungen über venetianischen Stil.

Restauration der Markuskirche. — Interiörcharakter der Bauten. — Baukontur. — Farbe. — Die Baustile. — Venetianische Phantasie.

Das neunzehnte Jahrhundert, zu künstlerischem Thun unfähig, hat sich an der Gewöhnung historischer Betrachtungsweise zu sehr erschlafft, um den Weg zum Dogma eines sicheren Geschmacks zurückzufinden. In seinem Kunsturtheil von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwankend, von Lernstoff überschüttet, hat es diese Fülle nur eben rubriciren und ordnen können und findet sich verlegen vor einem Werk, dessen Stil es ist, sich unter keinen Stil begreifen zu lassen. Wer, seine romanische, gothische oder Renässancegrammatik im Kopf, vor die Markuskirche tritt, findet nichts als Verstöße und Abweichungen in der fremden und hochgesteigerten Individualität dieses Baues. Ein gut Theil der Fragen und Diskussionen, die seine Wiederherstellung in den letzten Jahrzehnten aufwarf, entspann sich daran und ward darum so heftig, daß keine anderswo gewonnene Erfahrung auf diesen Fall passen und ausreichen wollte. Seine Eigenart, die tausend Feinheiten und Kunstgriffe, die einzeln unbegriffen nur in ihrer Wirkung und Zusammenstimmung offenbar waren, sind langsam entdeckt und unter jahrelangen Beobachtungen,

Debatten und Aufregungen in ihrer künstlerischen Absicht nachgewiesen worden. Hierbei ist dann, wie nicht zu verwundern, je mehr sich die Ueberzeugung von dem unschätzbaren archäologischen Werth aller Einzeltheile und ihrer Unantastbarkeit ausbildete und verbreitete, die Würdigung des Ganzen und seine ästhetische Durchdringung in den Hintergrund gerückt. Gerade die begeisterten Verehrer des Baues haben neuerdings die Phrase nachgesprochen, daß der architektonische Werth gering sei, und daß man San Marco als ein baugeschichtliches Museum betrachten müsse*). Wäre dieß wahr, so möchte die Wissenschaft mehr Interesse finden an der Markuskirche als die Kunst, und es wäre überflüssig, hier viel mehr zu suchen als eine gute Gelegenheit, seltene Marmorarten, merkwürdige Capitelle zu studiren und die Entwicklung des Mosaiks durch so viele Jahrhunderte zu verfolgen.

Je weiter man sich von Venedig entfernt, je ausschließlicher sich die Beschäftigung mit dieser Kirche auf die Erinnerung und die dürftige Hülfe von Nachbildungen stützen muß, desto schwieriger wird es, sie zu begreifen. Mehr als bei einem anderen Kunstwerk ist hier Genuß und Verständniß an den Ort gebunden.

Wer aus Rom und Florenz, die große Monumentalwirkung dortiger Architekturen noch in den Gliedern spürend, nach Venedig kommt, kann nicht sogleich seiner so verschiedenen Baukunst gerecht werden**). Das

---

*) Schroff formulirt von Zorzi: il pregio archittetonico è l'ultima cosa, e prima invece la importanza storica ed archeologica; allerdings in einer polemischen Schrift, osservazioni intorno ai ristauri interni ed est. della Bas. di S. M. Venedig 77 S. 65. Für die Geschichte der Restauration im übrigen Boito, architettura del medio evo in Italia 1880 p. 299—325: sui marmi di S. M., Nuova Antologia, serie II B. 50. P. Saccardo, i restauri della Bas. di S. M. nell' ultimo decennio. Venedig 1890. Sakkardos gewissenhafter Leitung hat die Regierungskommission seit 1878 die Arbeiten anvertraut, nachdem vor dem allgemeinen Unwillen das frühere System, die Sache en bloc an einen Unternehmer zu vergeben, hatte weichen müssen. Die Skandale des alten Betriebs, deren größter der war, daß man den kostbaren alten Marmor der Bekleidung als Bauschutt nach England verkaufte und ihn durch gemeinen italienischen Marmor ersetzte, finden eine gewisse Analogie in der Thatsache, daß bereits im vorigen Jahrhundert Marmordiebstahl an der Kirche vorkam, wofür auch damals kein besserer Ersatz war als Carrara- und Genuamarmor (docum. 763). Die jetzige Verwaltung hat aus den Trümmerstätten von Aquileja und Concordia sowie aus der Marmorata in Rom alten Marmor beschafft, wodurch große Flächen statt der billigen wieder die kostbare alte Bekleidung erhalten haben. Als ein Zeugniß der Verunstaltung ist einstweilen und wohl noch auf länger die Südfassade stehen geblieben. Sogar ein Anlauf der stilpuristischen Doktrin ist hier mit der Wegräumung des Altars hinter der cap. Zen vorgekommen. Boito nennt dieses Stück la più monotona, la più insipida, la più infame cosa, che si possa vedere, und Ruskin schrieb, jeder Maler, der die Piazzetta malen wolle, würde sich damit sein Bild verderben.

**) Selbst Burckhardt — auch du Brutus! — fand: „wo wäre die moderne Bau-

Anpassungsvermögen unseres Geistes hält nicht Schritt mit der Schnelligkeit, die heute den Raum überwindet. Zu sehr bildet Venedig eine Welt für sich. Mehr als eine andere der enggebauten mittelalterlichen Städte trägt es den Stempel der Abgeschlossenheit und Einheit, den insularen Charakter; das Wasser war allezeit der scharfgeschnittene Grenzgraben. Es trat um so zweifelloser hervor, je mehr sich die Stadt politisch zu ihrer Höhe hob. „Wenn es immer, sagt Ranke, ein auswärtiges Florenz gab, und das innere, der eigentliche Staat, sich in einem fortwährenden Kampf gegen dasselbe befand, so wurden in Venedig die miteinander kämpfenden Parteien in Ruhe gehalten." Man kann heut noch die Empfindung davon haben, wenn man von den rustikagepanzerten, thurmbewehrten Florentiner Palästen und ihren burgartigen Höfen nach Venedig kommt. Wie das Wasser von einem Ende bis zum anderen, kreuz und quer durch die Stadt läuft, so ist wenig Unterschied zwischen einem Innen und Außen. Die engen Gassen sind wie Corridore einer großen gemeinsamen Wohnung; wie häufig windet sich der Weg mit Durchgängen durch ein Gedräng von Häusern und Höfen. Die kleinen Canäle, ohne all den Lärm, den eine fortwährend sich stoßende Menschenmenge erzeugt, verstärken in ihrer Stille die Täuschung, als befände man sich auf privatem, abgesperrtem Eigenthum. Die Plätze mit den allen gemeinsamen Cisternen haben den Charakter von Interiörs; es ist nicht, als ob die Kirchen oder Gebäude, die hier stehen, der Oeffentlichkeit angehörten; Alles ist eng und wie für eine Familie. So gebricht es am Anlaß zu monumentalen Außenwirkungen. Man hat gut einen Aufriß wie den von S. Zaccaria tadeln; aber es ist die Frage, ob eine weniger kleinliche Fassade an dieser Stelle besser wirken, ob sie den Raum genügend finden könnte, große Formen zu entfalten. Wie wenig ist doch der Versuch Palladios und seiner Schule, mit aller Gewalt durch große Disposition Monumentalwirkungen zu erzielen, in den Außenbauten Venedigs gelungen; man fühlt sich erleichtert, nach den gespreizten Tempelfassaden Palladianischer Bauten, wenn man Sardi in der Fassade der Skalzi wieder zu der Eintheilung in zwei Geschosse zurückgreifen sieht. Vollständig entspricht nun dem vorherrschenden Ausdruck freundlicher, auf Nahwirkung berechneter Intimität, der die Plätze der Stadt zu Binnenräumen, zu Sälen einer freudigen Geselligkeit gestaltet mit dem venetianischem Himmel darüber — das

kunst geblieben, wenn sie dauernd dem venetianischen Kunstschreiner- und Juweliergeist in die Hände gefallen wäre!" Jedes Musterbuch, und sei es das beste, schafft nur Nachahmungen. Individuell zu sein, könnte man sehr wohl von Venedig lernen, wenn sich dieß überhaupt lernen ließe.

Wesen der Dekoration. Diese Wände wollen nicht in großen Verhältnissen gegliedert sein, sondern möblirt und geschmückt; der Spieltrieb einer reichen Phantasie will sich auf ihnen entfalten. Kann man sich eine so suveräne Verachtung von Axenlinien und logischer Ordnung denken und zugleich etwas so Echtvenezianisches wie die Ostseite im Hof des Dogenpalastes? Es ist Dekoration im Stil eines Bilderliebhabers. Statt die Theile zum Ganzen zu sammeln, das Bestreben, jedem Stück Aufmerksamkeit zu verschaffen. Ueberall Rahmenumschließung. Die Fenster, einzeln oder in Gruppen, werden durch Einfassungen, ornamentale Bordüren und Maßwerk, wie Beete in einem Garten, isolirt; auf den Flächen entfaltet sich die Zierlust in unerschöpflichen Kombinationen, sie greift hinüber auf Pilaster und Säulen und bedeckt sie mit Gewinden und Zierrath. Würde nun aber die Mauerfläche nichts anderes sein als ein Gerüst zur Auslage und Schaustellung all dieses angehefteten Schmucks; sie würde Ordnung vermissen lassen. Pilasterstellungen, Vorspringen und Zurücktreten der Bautheile, zeichnerische Komposition: dieß ist nicht der Geist venetianischer Dekoration. Ihre Dynamik ist eine malerische und beruht auf der Gegenwirkung von Licht und Schatten.

Sieht man einen Kanal entlang, die Biegung der Wasserlinie, die Folge von Brücken, die in ungleicher Höhe und Form sich darüberwölben, die unregelmäßig vorspringenden Balkone, die an den Fassaden aufsteigenden Kamine, die kleinen mit Grün übersponnenen Terrassen: dieser ganze Wirrwarr wildgewachsener Linien wird beruhigt und ausgeglichen durch die Grade der Licht- und Tonvertheilung. Accente dieser ätherischen Art und nicht die Berechnung körperlicher Gewichtsvertheilung geben den venetianischen Bauten ihre eigenthümliche Kadenz. Diese geöffneten Fassaden haben unten die überwölbte Halle mit ihren schwarzen Schatten, darüber die helle Mauerfläche mit der eingeschnittenen Loggia, diesem vitalen Glied ihres Lebens und Athems. Eine Nische, die wie der Resonanzboden wirkt, durch den die lichten Töne erst ihren Vollklang gewinnen. In einer Abwandlung dieses Grundmotivs bewegt sich die venetianische Bauart, und nur wo sie auf diesen Ton eingeht, wie in der wunderbaren Reliefwirkung der Sansovinischen Bibliothek, hat z. B. die Renässance vermocht, sich in Venedig zu lokalisiren*). In dieser flimmernden Luft, wo ein freigestellter Körper seinen Umriß nicht mit scharfem Schnitt einzeichnet, sondern ihn zitternd verschwimmen läßt in die umgebende Atmosphäre, haben die Baukörper sich ihre besonderen

*) Von den anderen Sansovinopalästen, der heutigen Präfektur und Nationalbank kann man das nicht rühmen. Es giebt nichts langweiligeres als diese doktrinäre Renässance in Venedig.

Sinnesorgane, Uebergangsglieder, ihren eigenthümlich schwingenden Kontur erfunden. Es giebt hier keine scharfe Kante, wie das Kranzgesims des Strozzipalastes in Florenz, die mit trotziger Fraktur den oberen Horizontalabschluß des Baues bezeichnet, noch pflegen die Wände in scharfem Winkel zusammenzustoßen. Alles ist weich und ausgeglichen. An Ca'doro, am Dogenpalast findet man die Vertikalkanten des Baues mit gedrehten Stäben passepoilirt; nichts ist gewöhnlicher als Pilaster mit solchen gewundenen Schnüren einzufassen, um die Steifigkeit des Konturs geschmeidig zu machen. Mehr aber als in diesen vertikalen Begrenzungen wurde es eines der eigenartigsten Probleme venetianischen Geschmacks, das Massive des Baues nach oben richtig aufzulösen. Der mittelalterliche Zinnenkranz mit seinen spitzenartigen Durchbrechungen, die Rundgiebel, denen die Lombardi durch volutenartige Rollen am Ansatz und am Scheitel elastische Federkraft verliehen, die Balustraden mit Statuen, alle diese mannigfachen Akroterialbildungen wurden Gelegenheiten, das Leben eines Baues bis in die Extremitäten mit Empfindung zu füllen.

Der auflösende Tonwechsel vom Licht zum Schatten, der lockere Kontur läßt das haltgebietende Selbstgefühl großer Architekturen nicht aufkommen. Die venetianischen Bauten zeigen eine freundliche Geselligkeit mit dem sie umgebenden Element von Wasser und Luft; eine leichte Bewegtheit scheint auf sie übergegangen. Inmitten einer Atmosphäre von unbeschreiblicher Erregbarkeit und Reflexempfindlichkeit sind sie bemüht, Takt zu halten und im Ton zu bleiben. Nirgends in der Welt ist man gereizter und empfindlicher gegen Mißklänge als in Venedig. Auf Bildern des fünfzehnten Jahrhunderts sieht man die Häuser in gewissen gelben und rothen Ziegeltönen gehalten, die das Licht in wunderbarer Weise erwärmt. Auf Zusammenwirkungen dieser Art, auf die volle Funktion des Naturorchesters ist der venetianische Bau angelegt und gedichtet. Die Fassadenmalerei des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts schuf ein Farbenkonzert, von dem man sich jetzt, wo alles dieß verblichen und verklungen ist, kaum mehr eine Vorstellung machen kann*). Es ist doch nicht bloß Protzenthum gewesen und barbarische Freude am Glitzern und Flimmern, wenn im alten Venedig die Lust am Vergolden von Bautheilen sich so steigerte, daß gesetzliche Verbote dagegen auftreten mußten. Diese farbigen Flächen kostbaren Marmors, der metallische Goldglanz geben in dem weichen Licht der Lagune gewisse Noten wie in einem mehrstimmigen Gesang die höchsten

*) Im Vorbeigehen sei auf die Untersuchung von Boni verwiesen über die polychrome Dekoration von Ca'doro, im archivio ven. 1887, 2, 115 ff.

Töne des Soprans. In rauschendem Fluß niederstürzend, zerstäubend und wieder emporsteigend, ist der Glanz venezianischen Daseins unerschöpflich. Der vergoldete Helm des Markusthurms, der nach den Worten einer Beschreibung des fünfzehnten Jahrhunderts den zur See ankommenden wie ein Stern entgegenstrahlte (fulgor tamquam sydus quoddam salutiferum bei Sabellicus), rief dieß verheißend in die Runde; er war das Wahrzeichen der Stadt, der Edelstein auf dem Scepter der Lagunenkönigin.

Das leichtbewegte Temperament venetianischer Architekturen, in seiner Farben- und Lichtfreudigkeit, entfaltet sich auf einem körperlichen Substrat von Leichtigkeit und Formengrazie. Den Baustilen, die von Beginn des Mittelalters an einander abgelöst haben, zeigte Venedig immer ein in gleicher Weise bedingtes Entgegenkommen. Es wäre verkehrt zu sagen, der venetianische Stil habe eine verschieden starke Wahlverwandtschaft gegenüber diesen Stilen bewiesen, und etwa mehr Vorliebe und Verständniß gehabt für die Gothik als für etwas Anderes. Die venetianische Gothik ist genau so unächt (so unverstanden, würden die Stilpuristen sagen), wie die Assunta Tizians unhimmlisch ist: mit anderen Worten, es liegen hier Verschiebungen vor in Ausdruck und Haltung, die um so ächter venezianisch sind. Es ist wahr, auch in Venedig sind Beispiele genug von fremden Moden zu finden, und insbesondere der Fanatismus der Hochrenässance in seiner Verständnißlosigkeit für lokale Besonderheit und seiner Intoleranz hat manchen Mißton hinterlassen; aber sie können nicht täuschen über das eigenthümliche Ingenium, über das Stilklima dieses Ortes. Kein bestimmter Stil, aber eine bestimmte Stilreife ist es, was Venedig braucht; nur in einem gegebenen Zeitpunkt der Entwicklung können ihm Stile kongenial werden. Auf dem langen Weg, den ein Stil durchläuft in dem Bemühen, konstruktive Nothwendigkeiten allmählich und immermehr zum Schein und zur Illusion der Freiheit zu erheben, sind es nicht die Anfänge, die spröde Ungelenkigkeit eines unfertigen Charakters, die hierher passen wollen. Auch nicht die Höhe, jener wundervolle Augenblick des Gleichgewichts, wenn die technischen Hemmungen überwunden sind, und die Grundtriebe und -kräfte frei und rein zur Aussprache gelangen. Dann aber, mit einer leisen Verrückung, beginnt der Geist sich souverän zu fühlen; hinter dem Spiel der Dekoration verschwindet das logische Gerüste; die Phantasie, überwuchernd, steigert sich in Reizen, Versüßungen, Effekten; — dann ist der Zeitpunkt erreicht, wo ein Stil sich „venetianisiren" kann. Man pflegt bei dem Ausdruck Barockstil an ein

bestimmtes Jahrhundert zu denken; aber die Antike wie die Gothik haben ihre Barockepoche erreicht, diese geistreiche, blendende Stilblüthe, wo das Befangene, das Provinciale sich ausgewachsen hat zu einer weltmännischen Gewandtheit und Leichtigkeit. Venedig, indem es die Barockblüthe aller Stile aufnimmt, giebt ihrer Vielsprachigkeit die höhere Einheit seiner vornehmen Eleganz und die bestimmte Würze und das Kolorit seines Geschmackes. In seiner Vorliebe für das Zusammengesetzte und Raffinirte bewahrt es gewisse Liebhabereien, merkwürdige, aber sichere Aeußerungen einer feinen und empfindlichen Organisation des Individuums, ein Hängen an einzelnen Motiven, die sich von Stil zu Stil durch alle Zeiten vererben*). Wer möchte nun dagegen sprechen, daß Ca'doro schöner ist als Palazzo Tiepolo (Papadopoli, obwohl man diesen Bau, zumal fern von Venedig, wenn man ihn in der Nachbildung vor sich hat, sehr bewundert) und daß Longhenas Palazzo Pesaro den Grimani von Sanmichele weit hinter sich läßt? Das Klassische, Insichvollendete hat etwas Zeit- und Raumloses: Venedig, mit seiner starken lokalen Bedingtheit, wie es kein Ort ist für den Purismus der Stile, so ist es auch keiner für den der Künste. Es liebt eine Häufung und Zusammenstimmung von Kunstmitteln und Künsten aller Art; nicht anders als das Wagnerische Ideal der „Gesammtkunst". Keine Stadt ist reicher an theatralischen Effekten; nirgends wiederholt sich so stark die Täuschung und der Eindruck, daß in einem freien malerischen Geschmack Kulissen um eine Scene gestellt seien, gleich dankbar für den Zauber des Sonnenlichts wie für die Romantik des Mondenscheins. Wie eine Wandeldekoration gleitet der Canal grande vorüber. Es giebt in diesem Sinn kein vollkommeneres Gebäude in Venedig als den Dogenpalast. Wie man auch über seine Entstehung denken mag, die zwei offenen Hallen der unteren Hälfte und darüber — des gesunden Menschenverstandes in Sachen der Statik spottend — eine geschlossene Mauerfläche, mit Marmormosaik bekleidet, ist dieß doch der höchste Ausdruck venetianischer Improvisation. Als ein Wellenschloß, ein schillerndes Gewand um den Oberkörper geschlungen, offenbart es eine Bauphantasie, die ihre Gedanken aus dem Himmel des Dichtergeistes wie mit dem Zauberstab Aladins auf die Erde zu versetzen und zu verwirklichen mächtig ist. Architekturen wie diese scheinen neben den gewöhnlichen eine ganz andere Art Realität zu besitzen; indem man davorsteht, glaubt man sich auf

*) Die Vorliebe für das Kapitell als Zierstück; nie hat es die venetianische Gothik abgesprengt. Das Motiv der zweikämpfenden Thiere, so häufig an den in die Mauer eingefügten Rundscheiben, sieht man noch im vollen cinquecento an einer Fensterleibung im Treppenhaus der scuola di S. Rocco.

Momente durch eine Fata Morgana bezaubert. In dieser venetianischen Welt, wo der Widerschein des Wellenspiels hinaufzittert an den Wänden der Paläste, und die hellen Schatten sich so seidenweich schmiegsam auf das Wasser legen, scheinen selbst die Gebäude in der feuchten Luft von einem Tremulo ergriffen. Klänge es nicht paradox, man würde sagen, diese venetianische Baukunst sei dem transitorischen Charakter angenähert. So ganz lebt und athmet sie im Genuß und Anhauch des ätherischen und flüssigen Elements. In unerschöpflich wechselndem Ausdruck gewinnt sie etwas von dem Geist der Wasser, von der berückenden Anziehungskraft lächelnder Sirenen.

Manchmal überkommt es einen, als sei etwas Gedankenloses in dieser venetianischen Kunst. Und man muß nur hin und wieder einen Tag in Padua sein, um dieß bei der Rückkehr nach Venedig lebhaft zu empfinden. Giotto, Donatello, Mantegna! es weht eine andere Luft, es klingt ein so viel schärferer Ton aus ihren Paduaner Werken als aus dem Lautenspiel Giorgiones und seiner Genossen. Die Gesammtkraft Venedigs ist wie ein starker Strom, der dem Krystallisationsproceß des Individuums keine Ruhe gönnt; der Staat war groß und in bewundernswerthem Gleichgewicht, weil die Kräfte der Einzelnen ohne Rest in ihm aufgingen, weil nicht das Individuum das letzte Wort behalten durfte. So glänzt auch die venetianische Kunst durch die socialen Tugenden des Wohllauts und des Geschmacks. Goethe meint:

> Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
> Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

Venedig verstand die Freiheit nicht ohne Fesseln; es brachte keinen Michelangelo hervor. Aber Michelangelo überlebte die Freiheit seiner Vaterstadt und schuf im Herrendienst seine großen Monumente.

VI.

Die Fassade der Markuskirche.

Der Markusplatz. — Rythmus der Fassade. — Säulen und Inkrustation. — Contur. — Gesammtstimmung.

Das Aeußere der Markuskirche war nie anders gedacht denn als ein Schrein für die Gebeine des Heiligen; schon die Kirche des elften Jahrhunderts stand in einem Gehäuse von vorwiegend horizontalem Charakter. — In Brügge, dem „nordischen Venedig“ sieht man den Ursulaschrein in den architektonischen Formen einer Kapelle mit be-

malten Wänden gestaltet; die Markuskirche umgekehrt zeigt die Dekorationsweise eines Heiligthumbehälters. Man kann streiten, ob dieß stilistische Fehler seien, und sie sind es in den Augen Derer, die das Stilgefühl der Antike und der Renässance für das absolute Stilgefühl halten. Unsere Aufgabe ist eine andere. Ein Unikum von Kunstwirkung, welches die Jahrhunderte geschaffen haben, in seinen gestaltenden Bedingungen zu begreifen, in seinen Schönheiten zu analysiren, seine Partitur zu lesen.

Das Erste ist, den richtigen Standpunkt zu gewinnen, indem wir die Wechselbeziehungen zwischen Kirche und Platz ins Auge fassen. Der Markusplatz, ein Ort von so unwiderstehlich anziehender Gegenwart und so sicher in Jedermanns Erinnerung eingewurzelt, daß man sich fast überwinden muß, von seinem Werden zu sprechen. — Schon im dreizehnten Jahrhundert heißt er „der schönste Platz der Welt"; man hat die Beschreibung der Gebäude, die ihn damals umgaben*). Das Bild des Gentile Bellini zeigt ihn am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schmaler als heute, in der Flucht des Thurmes begrenzt von Hallen und Häusern. An seiner Schmalseite, der Markuskirche gegenüber, stand eine andere Kirche, San Geminiano, die der Ueberlieferung zufolge bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts in der Mitte des Platzes gestanden haben soll an einem Kanalarm, der das Feld des Platzes durchschnitt, seitdem aber, da der Kanal überdeckt wurde, zurückgerückt worden war. Als am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die neuen Prokuratieen erbaut wurden — von Skamozzi, eine Neuauflage der Sansovinischen Bibliothek, wenig geistvoll um ein Geschoß vermehrt —, ward ihre Front in die Flucht der Bibliothek zurückgeschoben, und der Thurm nach allen Seiten freigelegt. Es bestand nun, wie man es auf den alten Abbildungen sieht, ein symmetrisches Gleichgewicht; die beiden Profanbauten und die zwei Kirchen standen sich um den Platz herum wie in einem altväterischen Menuett gegenüber. Die Kirche San Geminiano, welche eine von Sansovino neuerbaute, wenig bedeutende Fassade besaß, fiel den Napoleonischen Zeiten zum Opfer; die neuen Prokuratieen wurden mit der Bibliothek vereinigt zu einem Palast für den Herrscher des jungen Königreichs Italien, und an Stelle von San Geminiano ein neuer, den Platz abschließender Flügel dieses Palastes gebaut (1810—14). Die Markuskirche war ursprünglich ein Gebäude für sich, quergestellt vor den Ausgang einer breiten, von mannigfachen Bauten eingefaßten Straße; sie steht jetzt in Opposition zu der archi-

*) Bei Martin da Canale, archivio stor. ital. VIII, 420.

tektonischen Einheit eines Platzes. Hatte das sechszehnte Jahrhundert durch die Freilegung des Thurmes das Nebeneinander seiner riesenhaften Masse und der zwergartigen Verhältnisse der Kirchenfassade auffällig gemacht, so war schließlich das Gewicht der Platzseite noch mehr verstärkt worden, indem man die drei Seiten disciplinirend zusammenschloß. Der so geschaffene hypätrale Saal erhielt eine Art Neigung, eine Strömung zur Kirche hin, gegen die er sich öffnet wie ein Zuschauerraum. Seitdem steht die Markuskirche, (leider) nicht dem Niveau nach, aber fühlbar für die Sinne, auf einer Bühne. Gegen die architektonische Gebundenheit des Platzes hat sich ihr „Benehmen" (möchte man sagen) noch freier accentuirt; die leise Schrägstellung ihrer Fassade wirkt wie eine Laune und kleine Bosheit; es ist hier einer von diesen spitzen Kontrasten ausgebildet worden, die man theatralisch nennen kann, und die allemal das Auffassungsvermögen unserer Sinne zu einer ungewöhnlichen Feinheit steigern. Wenn man auf den Jahrhunderte alten Tadel, daß die Außenseite der Markuskirche dem Inneren nicht entspreche, antworten kann, daß gerade auf dieser Dissonanz ein gut Theil der unfehlbaren Wirkung beruhe, so ist es dieses gleiche Reizmittel, welches die Composition des Markusplatzes so pikant gemacht hat*).

Die Markuskirche vermag dem Platz Widerpart zu halten, sein Interesse zu absorbiren, nicht durch die physische Kraft einer massigen Architektur, sondern durch die Feinheit und die Blendkraft ihrer Kunstmittel. Die Fassade ist alles eher als das nach außen tretende Ergebniß der inneren Anlage der Kirche; die untere Hälfte ist die Außenseite der Vorhalle; die Kirchenwände selbst sind nur im Obergeschoß sichtbar, so daß die Fassade in zwei Stufen auseinandergelegt erscheint, durch das Podest der Terrasse getrennt. Diese räumliche Anordnung, welche an Stelle einer einzigen gegliederten Fassadenwand eine Folge von hinter einander zurückweichenden und sich vertiefenden Flächen setzt, abschließend mit den sphärischen Flächen der Kuppeldächer, hat die

*) Weniger Glück haben bekanntlich die Mailänder gehabt, denen die Erweiterung des Domplatzes und die Erbauung der Gallerie ihre Domfassade so verdorben hat, daß sie seit Jahren sich mit der (jetzt durch die Ausstellung des Beltrami'schen Modells wieder lebhaft besprochenen) Frage ihres Umbaues haben beschäftigen müssen. Als im Frühjahr 1887 die Entwürfe im Brerapalast ausgestellt waren, befand sich darunter einer mit dem Motto noli me tangere, wohl von einem Maler herrührend, welcher mitten über den Platz ein mächtiges architektonisches Gitter gezogen hatte mit Portalen in Barockformen, das Ganze zur Illustration, daß man statt die Fassade umzubauen auch den Stiel herumdrehen und den Platz korrigiren könne. Auch der verstorbene Mengoni, der Erbauer der Gallerie, hatte, soviel mir bekannt ist, die Absicht, eine Architektur auf den Platz zu stellen.

weitere Begleiterscheinung, daß durchlaufende Vertikallinien möglichst vermieden sind. Ja, man kann sagen, überhaupt durchlaufende Linien. Es sind gebrochene, sich überschneidende Linienzüge, die verschwinden und wiederansetzen, das Auge in unendlicher Spannung erhaltend. Ein Versteckspiel, welches einen komplizirten Bewegungsrythmus erzeugt. Man beachte z. B. die Axenlinien der Bögen des unteren und oberen Geschosses. Sie sind weit entfernt, zusammenzufallen, wie unsere Symmetriegewohnheiten uns fast als selbstverständlich annehmen lassen. Im Obergeschoß nehmen die Spannungen von der Mitte nach außen regelmäßig ab; unten sind die beiden äußeren Spannungen im Lichten etwas weiter als die zwei dem Mittelbogen zunächstliegenden*). Der resultirende Rythmus dieser beiden Linien, der oberen regelmäßig nach außen abschwingenden und der unteren mit dem Auftakt der kleinsten Bögen beginnenden und in unregelmäßigem Intervall zur Mitte anschwellenden, ist eine synkopenhafte Gegenbewegung. Gleichwohl erscheinen die Flügel der Fassade für den Anblick von vorn als zusammengeordnete Einheiten, indem die Kuppeln des Querschiffs über den Zwickeln der oberen Archivolten aufsteigen wie eine abschließende Krönung. Denkt man sich dann die Scheitel der entsprechenden Bögen in beiden Geschossen durch Linien verbunden, so entsteht eine konvergirende Neigung zur Vertikalaxe der Fassadenmitte, eine Anlehnung der Seitengruppen an den Mitteltrakt, welcher dann mit seinen in beiden Geschossen erhöhten Bögen und der Kurve des Kuppeldachs darüber das herrschende Motiv steigert und zur höchsten Wirkung bringt. Es offenbart sich in dieser Gewichtsvertheilung eine hohe Kunst der Gruppirung, und zugleich die Absicht, diese Kunst und jede Mechanik vollständig verschwinden zu lassen dem Endresultat zu Liebe. Es ist wie in der venetianischen Malerei, wo die struktive Anatomie der Körper sich verliert unter dem reizenden Spiel der belebten Hautoberfläche. Vielleicht wird das, was hier gemeint ist, wenn es überhaupt ohne Zeichnung sich verständlich machen kann, deutlicher, wenn man sich eine Ausführung der Fassade vorstellt ohne diese Feinheiten der Disposition. Auf einem Bild von Gentile Bellini, welches die Predigt des Evangelisten Markus in Alexandrien darstellt (Brera in Mailand), zeigt der Hintergrund eine Kirche oder Moschee, deren Aehnlichkeit mit der Venetianer Kirche immer bemerkt worden ist. Hier nun sind die durchlaufenden Linien da, große Säulen an den Ecken und vor der Fassade Pilaster, auf hohe

*) Ich fand nur bei Ruskin Auskunft über diese Erscheinung, stones of Venice II, 126 ff. Man findet hier die Maße nebst feinsinnigen Erläuterungen.

Piedestale gestellt und zur vollen Geschoßhöhe sich erhebend. Die Linien haben mehr Zug und stoßen härter aufeinander; das Tempo der Fassade ist ein ganz anderes. Die Markusfassade operirt mit Schattirungen des Tones, mit Ausbeugungen der Linien, nicht mit groben Gegenwirkungen. Ihre Gliederung hat wohl etwas Rauschendes, etwa wie eine Figur bei Paul Veronese ihr Gewand zu tragen liebt; der Brokat in der Lichtwirkung kann den stärkeren Faltenschlag und die tieferen Schattentöne nicht entbehren. So liegen hier die Portale in tiefen Nischen, so sind die abgetreppten Profile der Archivolten auf Schattenwirkung berechnet, so haben die fünf Portalnischen abwechselnd rechtwinkligen und geschwungenen Grundriß. Aber dieß sind mehr Aeußerungen eines prickelnden als eines leidenschaftlichen Temperaments; das Zeitmaß der Bewegung wird nicht so heftig, daß ein Triller unter das Pult fallen oder eine Nuance verloren gehen dürfte. Es bleibt nach allem bei der Bevorzugung der horizontalen Linien, welche Ruhe und Gleichmaß verbürgen. Das Vertikalstreben hat ein zu starkes Gegengewicht erhalten an dem Doppelband kleiner Säulenreihen, die sich über das Untergeschoß der Fassade ziehen. Nichts wirkt zugleich stärker als diese Doppelordnung, indem sie die Vielgliedrigkeit vermehrt, um die Fassade für das Auge kleiner erscheinen zu lassen als sie ist.

Große Architekturen haben immer etwas Ornamentfeindliches; sie dulden keine Theilung der Aufmerksamkeit, um ihre Raum- und Massenwirkung zu entfalten. Aber eine Architektur wie die Fassade der Markuskirche, die ihre Kostbarkeiten zur Schau stellen und ihre Schönheiten auch im Einzelnen bewundern lassen will, muß wünschen, das Auge nicht durch große Dimensionen abzuschrecken*). Monotone Flächen spannen die Aufmerksamkeit der Sinne ab, und symmetrische Anordnung erlaubt, von einer Hälfte zu abstrahiren. Diese Fassade dagegen will durch Gliederung und Bewegung die Sinne in Spannung halten, damit sie nichts übersehen**). Denn der Schmuck, den sie trägt, ist nicht äußerlich angeheftet; es ist ein Theil ihrer sinnlich-geistigen Erscheinung. In einem schönen Bild sagt Ruskin, dieser Bau sei weniger als eine Kirche anzusehen, in der man betet, denn als eine Art Gebet-

---

*) Ruskin, stones of Venice II, 93: the temper in which the mind addresses itself to contemplate minute and beautiful details, is altogether different from that in which it submits itself to vague impressions of space and size.

**) An der linken Hälfte der Hauptfassade steht auf dem Architrav der unteren Säulenstellung eine kleine Figur mit einem Krug auf der Schulter. Bei der Restauration stellte man der Symmetrie zu Liebe, die uns nun einmal als erste Regel eingebläut ist, eine Wiederholung dieser Figur an der entsprechenden Stelle rechts auf; sie ist erst auf lebhaften Widerspruch fortgenommen worden. Boni in der römischen Riforma 15. Nov. 1886.

buch, ein großes altes Meßbuch mit Bildern, in Alabaster gebunden statt in Pergament, Porphyrsäulen statt Edelsteine seine Beschläge und Buckeln, und innen und außen vollgeschrieben mit Buchstaben von Email und Gold. —

Die Säulen der Fassade sind nicht Glieder einer dekorativen Kette, sondern Individuen. Es ist nicht das Motiv, welches die Säule zum Element einer langen, gleichmäßig rythmisirten Linie macht wie in den bogenverbundenen Säulenstellungen, die vom Diokletianspalast in Spalato an bis tief in die Gothik hinein Wandflächen bekleiden, wie sie in gedankenloser Langweile über alle Bauten des Domplatzes von Pisa verstreut sind. An San Marko ist das Interkolumnium fast weggenommen, d. h. es ist der Säule gerade so viel Luft gelassen als sie für ihre Farben- und Lichtwirkung braucht. Die Säulen sind zusammengedrängt, gehäuft, damit die Last vertheilt sei, damit sie weniger als dienend erscheinen; viele haben in der That nichts zu tragen und haben das Kapitell wie eine Krone auf dem Haupt. Sie sind unkannelirt, damit die feine Verzweigung ihres Geäders, die Kraft ihrer Farbe ungebrochen zur Wirkung komme. Diese Säulenpracht ist über die Fassade gebreitet wie ein Solo, dem die Marmorinkrustation der Grundfläche als Begleitung dient. Dieses Verhältniß ist Ursache, daß die Inkrustation der Fassade eine andere ist als die des Inneren. Indeß innen an den Wänden jeweils vier Tafeln zu einem einheitlichen Muster kunstvoll zusammengeordnet sind, beschränkt sich die Inkrustation des Aeußeren auf eine zurückhaltende und einfache Führung; nur mit der Rücksicht sind hier die Tafeln geschnitten, daß ihre Adern in einem transversalen Sinn zu den Säulen zu stehen kommen, daß sie nicht parallel dazu und lothrecht (man hat gesagt: wie heruntergelaufenes Regenwasser) verlaufen, sondern von der Säule in einem spitzen oder stumpfen Winkel überschnitten werden. Das Aeußerste von Linienaufwand, welches die Fassadeninkrustation sich gestattet, ist, die aufwärts strebenden Aderlinien zweier Platten so zu verbinden, daß sie eine Uebereinanderordnung spitzbogiger Winkel ergeben. Sie ist sich vollkommen bewußt, daß sie nur Hintergrund und Begleitung für die Säulen ist*). Nirgends wie in Berechnungen dieser Art zeigt sich deutlich, wie diese Fassade sich als ein Kabinetsstück giebt, welches in der Nähe gewürdigt sein will; es ist,

*) Die Italiener nennen die Inkrustationsweise des Inneren a macchia aperta quadruplicata. Auf der Verschiedenheit der Inkrustationsmethode innen und außen beruht die Möglichkeit, die früher genannte Stelle des Albertus Magnus mit Sicherheit auf das Innere der Kirche zu beziehen. — Dem Hansenschen Akademiebau in Athen hätte es sehr genützt, die Markuskirche zu studiren, ehe man seine Außenwände mit Marmor bekleidete.

als ob dann geheime Fächer sich öffneten, um die diskretesten Kunstregungen zu erschließen.

Gegen das Untergeschoß ist das obere gestimmt wie ein zartes Echo. Es zeigt die gleichen Elemente, Bögen, Säulen, Mosaiken, Inkrustation, aber alles mehr flächenmäßig behandelt, mit schwachem Relief. Es ist wie ein gemalter Prospekt hinter der körperlichen Erscheinung der unteren Fassadenhäfte. Die Lünetten des Obergeschosses haben nicht die Lothrichtung, sondern eine beabsichtigte Neigung nach vorn, wie man Gemälde mit einem kleinen Winkel an die Wand hängt. Wie gut kannte man die optischen Wirkungen! Diesen Gemälden nun den passenden Rahmen zu geben, war der Gothik vorbehalten. Sie schuf den Abschluß der Fassade nach oben, die Auflösung des Konturs. Um die Rundbögen sind andere, aufgeschneppte (die sogenannten Eselsrücken der Spätgothik) gelegt worden, deren Scheitelblumen ein achteckiges Postament tragen, darauf die Gestalt eines Heiligen in die Luft ragt. In den Zwickeln der Bögen stehen halbnackte Figuren, Krüge für den Wasserablauf auf den Schultern, in Nischen, deren Säulenstützen in den Fluß der umgrenzenden Bögen gezwängt sind, als wären sie Wachs und nicht Marmor. Darüber Tabernakel mit heiligen Gestalten: vier Säulen tragen einen in Bögen geöffneten Würfelaufsatz, und dieser den achtseitigen Helm; am Fuß jeder Helmseite glänzt ein diademartiger goldener Schmuck. — Dieser schwingende und gezackte Kontur ist bevölkert von Gestalten, die für dieses Terrain geboren zu sein scheinen*). Indeß die Figuren in den Tabernakeln in monumentaler Ruhe verharren, glaubt man jene anderen, die auf den Scheiteln der Bögen sich aufgepflanzt haben, von einem mächtigen Wellenzug emporgehoben; sie schweben in den Lüften. Große Kriechblumen drängen sich längs den Rändern der Bögen empor, elastisch, wie voll Bewegung und Muskelkraft sich aufbäumend; ihrem Blattwerk entsteigt eine Fülle, ein Chor von Gestalten, mit dem Oberkörper sich heraushebend, flatternde Spruchbänder in den Händen, wie von einem Sturmhauch des Werdedranges erweckt. Am Mittelbogen sind es Engel, goldene Rauchfässer schwingend, die aus diesem zauberhaften Blattwerk herauswachsen, welches sich spreitet, bäumt und rollt und zu knistern scheint wie von der Glut einer unsichtbaren Flamme erfaßt. Sie beugen sich und singen Lob und richten sich empor zu dem Evangelisten auf der obersten Zinne, der den Reigen all dieser Gestalten anführt. Ueber den flammengleichen Kontur, über die

*) Nichts von dem bizarren Gegensatz wie etwa auf der Lateranfassade oder den Peterskolonnaden in Rom, wo die Barockfiguren auf dem schweren, geradlinigen Contur stehen.

Geisterwelt, die in ihm athmet, ergießt sich, zu allen Lücken und Durchbrechungen hereinfluthend, das blaue Licht, dieses ganze steinerne Gewühl mit Aether zu tränken. Der Stoff, Marmor und Metall, vergeistigt sich vor unseren Augen, verflüchtigt sich zu Schaum. An Feiertagen — in Erneuerung alten Brauchs — werden auf den Enden der Terrasse zwei Fahnen aufgezogen von schwerer karmoisinroter Seide, in sechs Wimpel sich auflösend, im Feld der goldene Markuslöwe; sie haben, wenn ein Luftzug sie erfaßt, einen schleppenden Faltenzug voller Majestät und Glanz. Eine Bewegung dieser Art rauscht über den ganzen Bau. Wenn der Goldgrund des Mosaiks in der Abendsonne aufleuchtet, scheint der Bau die Luft ein- und auszuathmen; in ekstatischem Zug drängt er sich dem Licht entgegen. Es ist ein Fluten und Blenden, welches die Sinne zum Springen füllt, daß sie die Vision des Ueberirdischen vor sich glauben.

Es giebt eine Grenze für Worte. Es ist hier eine Stimmung wie in der Schlußscene des Faust. Etwas von der Aetherzartheit, wie

ein Morgenwölkchen schwebet
durch der Tannen schwankend Haar;

etwas von dem Duft jener Rosen

Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden . . .

etwas von dem Reigen jener Engelchöre, die um die höchsten Gipfel kreisen, und aus allem herauszuhören der tiefe Brustton der Väter:

O Gott, beschwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz!

VII.
Das Innere der Markuskirche.

Lichtvertheilung in der Kirche. — Das Radfenster der Südseite. — Polychromie. — Formenkontur. — Flächenstil des Mosaiks. — Die künstliche Beleuchtung. — Zusammenwirkung der unteren und oberen Hälfte.

Und der Bau ihrer Mauern war von Jaspis, und die Stadt von lauterem Golde gleich dem reinen Glase. Und sie bedarf keiner Sonnen noch des Mondes, daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie.
Offenbarung Johannis 21.

In der Geschichte der venetianischen Malerei gebührt der Markuskirche eine wichtige Stelle; an den Werken der großen Meister hat sie mitgearbeitet, ein unerschöpfliches Studienfeld, die Augen zu öffnen und

für die geheimsten Lebensäußerungen von Farbe und Licht empfindlich zu machen; sie ist immer die Lieblingskirche der Maler gewesen.

Die Kostbarkeit des Materials, die Pracht von Marmor und Gold theilen mit der Markuskirche die Schloßkapelle in Palermo, der Dom in Monreale, die Sofienkirche in Konstantinopel; doch können sie auch nicht entfernt mit ihr verglichen werden nach ihren malerischen Eigenschaften. Was die Markuskirche zu einem einzigen Kunstwerk ihrer Art macht, ist die Verbindung des kostbaren Stoffs mit der Lichtwirkung. Die Markuskirche wäre nicht, was sie ist, ohne das Licht, in dem sie athmet.

Die Beleuchtungsweise der Kirche ist nicht das Werk ihrer Erbauer; man kann sie als das Resultat des Kunstsinnes ansehen, der ihre Wände mit Inkrustation von Stein und Mosaik bekleidet hat. Und da das eigentliche Lebensorgan der Kirche so spät erst seine entscheidende Gestaltung erhielt, so möchte man behaupten, daß die Markuskirche als Kunstwerk überhaupt eine Schöpfung des dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhunderts sei.

Von der alten Basilika, die bis in das elfte Jahrhundert bestand, darf man wohl annehmen, daß sie die übliche Fensteranordnung in den Seitenschiffen und an den Oberwänden des Mittelschiffs besaß. Die Erbauung des Atriums, welches den westlichen Kreuzarm auf drei Seiten umschloß, verdunkelte die Seitenschiffe*); doch schufen die Kuppelfenster der neuen Kirche, die an die Stelle des dunkeln Balkendachs traten, eine reiche Lichtquelle, und überhaupt besaß die Kirche des elften Jahrhunderts noch ein starkes Licht; auf seine freie Cirkulation nach den Seitenschiffen ist jedenfalls die Anlage der Emporengallerieen als schmaler Brücken berechnet. Damals waren noch die Wände des Querhauses reichlich von Fenstern durchbrochen; sechs Fenster besaß die Hauptabsis, und an den Oberwänden des Langhauses waren sicher die drei Lünetten der Westfassade und wahrscheinlich auch die ganze Nord- und Südseite dem Lichteinfall geöffnet**). Alles dieses wurde verändert durch den Dekorationsplan. Der ununterbrochenen Marmorwandung der unteren

*) Ob vermauerte Fenster in den Wänden noch zu erkennen sind, ist meines Wissens bei keiner Restauration untersucht worden.

**) Dieß hängt mit der Frage zusammen, wie man sich die Räume, die der Süd- und Nordseite der oberen Hälfte des Langhauses vorgebaut sind, geöffnet denkt. — Ueber die Fenster, die sich in den Wänden des Querhauses, sowohl gegen die Kapelle S. Isidoro wie gegen den Dogenpalast unter dem Marmor gefunden haben Saccardo, restauri S. 18 und 32. Cattaneo ist wohl durch den Tod verhindert worden, seine Untersuchungen nach dieser Seite auszudehnen.

Hälfte des Baues fielen die Fenster zum Opfer, und die fortlaufende Mosaikfläche ließ nur wenige Lichtöffnungen an den östlichen und westlichen Oberwänden des Querhauses und in der Absis übrig. Die Fassadenlünetten wurden verblendet mit einziger Ausnahme des großen Rundbogenfensters hinter den vier Broncepferden. Ob nun durch diese Verdunkelung des Innenraums sich in der Praxis Mißlichkeiten ergaben für den Kult und Gebrauch der Kirche oder welches der Grund war: es wurde in die obere Südwand des Querhauses jenes große gothische Rosettenfenster gebrochen, welches auf den Hof des Dogenpalastes hinaussieht. Vielleicht der einzige große Fehler, der die Kunstwirkung des Inneren stört. Ohne ihn war das künstlerische Ideal der Beleuchtung erreicht. Die Kirche war ein Raum mit Oberlicht und etwas Ost- und Westlicht in der Höhe, dieses aber weniger massig als heute. Denn die Oeffnung der Westfassade war (wie das Mosaik von S. Alipio zeigt) mannigfach durch Säulen und Bögen übergliedert, und die Fenster der Absiswand im Osten besaßen wohl noch ihre alten Steingitter an Stelle der leeren Scheiben von heute. Hier, östlich und westlich, fällt das Licht nicht steil ein, sondern verbindet sich mit dem Kuppellicht, die obere Hälfte der Kirche durchfluthend und von dem unteren lichtlosen Raum allmählich absorbirt. Die Lichtstrahlen konnten nicht unmittelbar hinunterdringen. Was hier vermieden war, das hocheinfallende Südlicht, ist erst mit jenem gothischen Fenster möglich geworden; erst seitdem ist die Dämmerung des unteren Raums in den Tagesstunden zu sehr erhellt und an wesentlichen Theilen zerstört worden. Die früheren Jahrhunderte, welche mehr Bildung des Gesichtssinnes besaßen als das unserige, dämpften dieses Südlicht durch einen Vorhang. Heute ist selbst diese Correktur in Vergessenheit gerathen*).

Genug, der Gedanke der Lichtvertheilung ist jedenfalls dieser, daß die oben verbreitete, durch die Goldreflexe erwärmte Helligkeit nach unten immer mehr abnehme und in Dämmerung sich verliere; es sind Stellen da, unter den flachen Gewölben der Pfeilersysteme oder in den Seitenabsiden, welche in die Umfassungswand hineingelegt sind, an denen allezeit eine grabesschwarze Nacht herrscht. Der geringe Helligkeitsgrad der unteren Räume, ihr mählich sich lichtendes Dunkel erzeugt die ge-

*) Vielleicht fruchtet diese Anregung in Venedig. Ich hatte eine rechte Genugthuung, als ich beim Studium der Dokumente auf Nr. 445 stieß, eine Rechnung von 1637 über Leinwand nebst Schnur und Nägeln für einen Vorhang an das große Rundfenster der Fassade (tenda alla finostra grande fatta in tondo nella fazzata). Es ist mir fast unbegreiflich, daß von den Vielen, die über die Markuskirche geschrieben haben, Niemand diesen Fehler hervorgehoben und getadelt hat.

dämpfte Stimmung, ohne welche die Farbenwirkung dieser Kirche nicht denkbar wäre. Die Lichtstärke und die Polychromie stehen in engstem Zusammenhang.

Die Markuskirche hat vom Fußboden bis zur Decke weder einen farblosen weißen Fleck noch einen grellen, schreienden Ton. Oben Gold durchwirkt von farbigen Gestalten, unten der bald graubraune bald röthliche Ton des Marmors, Kapitelle und Ornament vergoldet, die Säulen der Schiffe aus grauem Alabaster, das Steinmosaik des Bodens getönt; an den Kanzeln und kleinen Heiligthümern Säulen von seltsamer und abenteuerlicher Schichtung und Färbung, derart wie ein Poet der Justinianischen Zeit sie beschreibt: man glaubt weiße Lilien mit Rosenknospen vermischt zu sehen und mit den feinen Blättern der Anemone. An den Galleriebrüstungen, Simsen, Pflasterplatten ist der weiße Marmor vergilbt durch die Jahrhunderte. Aber auch ohne die ausgleichenden Pinselstriche der Zeit in Rechnung zu ziehen: es sind in der Aufeinanderfolge der Bauglieder wie innerhalb der Flächen Farbenskalen von einer Feinheit der Uebergänge erzeugt worden, welche einen Sinn für Kolorit und Beobachtungen voraussetzen, wie wir sie höchstens in der neueren englischen Malerei wiederfinden. So ist die Nord- und Südwand des Langhauses; wie nebeneinandergehängte Teppiche ziehen sich grünliche, bräunliche, röthliche Marmorflächen zum Sockel hinab, in einer Stimmung, welche eines Ausgleichs durch das Helldunkel gar nicht erst bedarf*). Ist es nun das zurückhaltende Feingefühl dieser Polychromie oder die lösende Gewalt der Umgebung: es ist in dieser Kirche keine Lokalfarbe, welche nicht in ihrer Härte gebrochen würde und zum Schmelzen käme in dem sanften Licht, gegen die dunkelen Gründe, welche die Farben zwar verdunkeln, aber vor fälschenden Reflexen schützen. Kann man sich eine größere Harmonie der Farben denken, als, was man an hohen Feiertagen sieht, das Roth und Weiß und Violett der Priestergewänder, das Gold der Gefäße und das Kerzenlicht auf diesem helldunkeln Grund! — Tritt man aus der blendenden Helle des Platzes in den geschlossenen Raum der Kirche, so sieht man auf Momente nichts als Farben, die vom Grunde der Dämmerung sich lösen. Die Formen, die ebenen und sphärischen Flächen, die den Raum begrenzen, scheinen in dem Gewoge der Töne völlig zu

*) Ich beobachtete eines Vormittags von S. Gregorio aus den gegenüberstehenden Palast Gritti (Salviati). Er ist wie Cavalli (Franchetti) im alten Stil abwechselnd in rothen und gelblichbraunen Tönen bemalt; die Vertikalkanten aus weißem Haustein. Rechts und links ein Kanal und ein Campo im Schatten. Die langen Reflexstreifen dieser Farben auf dem grünen Wasser des canal grande waren wie das Vorbild jener Farbenfolgen der Inkrustation.

verschwinden. Indeß würde man sich täuschen, wenn man dieß lediglich für eine Wirkung der auflösenden Eigenschaft des Helldunkels hielte: die Architekturformen der Kirche kommen vielmehr dieser Wirkung entgegen durch eine sehr merkwürdige Besonderheit, die Unsicherheit, die Unschärfe ihrer Zeichnung. Die Flächen verlaufen undeutlich in einander; wo das Mosaik herrscht, verstumpft es alle Profile und macht die Grenzen flüssig; die Kuppeln haben keine exakt kreisförmige Grundlinie, sie sind etwas elliptisch; die vorderste Kuppel und nicht die der Vierung ist die größte. Etwas hat auch die Zeit mitgeholfen, indem sie durch das Ausweichen der großen Bögen die Formen ungenau hat werden lassen. Die Wände der großen Kuppelpfeiler stoßen nicht in scharfen Kanten zusammen, sondern durchaus in gebrochenen*). Ueberaus zart sind die Profile der Bögen, die die Säulen der Schiffe verbinden; unkräftig die Friese und Simse, welche die Flächen theilen, eigentlich nur trennende Farbstreifen, fast ohne Ausladung und plastische Wirkung. Es ist, als ob sie sich zurückhielten, um die Ruhe der unendlichen Fläche nicht zu stören.

Diese Fläche hat ihr eigenthümliches Leben. Durch kunstvolle Gruppirung des Marmorgeäders ist eine Folge rautenförmiger, in einander verschachtelter Figuren gebildet, nicht regelmäßig, sondern wie ein Spiel von Schnörkeln, die die Phantasie erregen und allmählich betäuben, Züge einer Räthselschrift, die sich wie die mit Koranversen durchstickten Arabesken des Orients über die Marmorflächen hindehnen. Das Mosaik der Höhe ist durchwirkt mit Bildern ohne Rahmen, unterschiedslos gebreitet über Kuppeln, sphärische Dreiecke und ebene Flächen, über die breiten Gurtbänder und Tonnengewölbe, gleichmäßig, wie die Marmorinkrustation Pfeiler, Umfassungswände und die Uebermauerung der Bögen bekleidet. Eine Einförmigkeit der Gewandung, welche den Bau zu einer einheitlichen, rumpfartigen Masse zusammenballt. Dürfte man es mit etwas Abseitsliegendem vergleichen, so ist es wie mit dem Unterschied der Erscheinung zwischen der Augustusstatue von Primaporta (im Vatikan) und dem Bilde Justinians in dem Mosaik von San Vitale in Ravenna. Die Deutlichkeit der menschlichen Gestalt ist hier verschwunden unter dem Prachtkleid des Kaisers; was die körperliche Erscheinung

*) Dieß ist wieder ganz byzantinisch-orientalischer Charakter. Die Pfeiler der Tulunmoschee in Kairo haben abgeschrägte Ecken und Viertelssäulen davor. In der Markuskirche kommt es wohl auf die Rechnung der Inkrustationsepoche; die Pfeiler von S. Front in Perigueux haben scharf rechtwinklige Kanten. — Für die Kuppeln ist zu bemerken, daß die der Vierung im Längsdurchmesser einen Meter mehr hat als im Transversaldurchmesser (Cattaneo, Text 162).

verliert, gewinnt die Würde des Amtes, die Majestät seines Trägers. So ist auf Kosten der Deutlichkeit der Theile (der Extremitäten, wenn man so sagen will) durch die gleichmäßige Kostbarkeit ihres Staatskleides der einheitliche Eindruck der Markuskirche gesteigert. Ihre Räume fließen mit ihren wellenartig im Umriß schwankenden Formen, mit dem endlosen Linienspiel ihrer Flächen zu einem sanftwogenden Farbenmeer zusammen. Alles scheint in dem unsicheren Zwielicht zu verschwimmen. Alles, nur nicht der Raum selbst.

Wenn etwas fest bleibt und ruhig in dieser Kirche, so ist es durch die sichere Empfindung der Raumgrenze. Der Raum hat etwas Phantasieanregendes in seiner Perspektivwirkung, aber nichts Aufregendes, wie es das endlos Freie erzeugt. Von der raumzerstörenden Wirkung der naturalistischen Barockdekoration ist die Markuskirche deutlich geschieden. In der Hauptsache beruht dieß auf dem Stil der alten Mosaiken. Sie wollen durchaus nicht in Licht- und Schattengebung einen Schein von Rundung und Körperlichkeit erzielen; aufs strengste halten sie sich in den Grenzen der Flächendekoration. Dies ist es, was das Mosaik der späteren Jahrhunderte in seiner Anmaßlichkeit, mehr zu können, nicht einmal begriffen hat. Diese späteren Mosaiken erstreben das körperliche Leben und die Täuschung der Wirklichkeit; sie lösen sich ab von der Fläche und machen die Raumempfindung unsicher; von da ist nur ein Schritt zu der raumöffnenden Illusion der Barockzeit mit den durch Scheinarchitekturen emporfliegenden Gestalten, mit jenen Stuckwolken, die die Grenze der Bauglieder ignorirend, über die Profile hinübergeballt sind, mit all dem täuschenden Wechsel von Malerei und Plastik. Die alten Bilder stehen körperlos auf der Flächenbegrenzung des Raumes; es ist eine in der Architektur zum Stehen gekommene und gleichsam vereiste Malerei, den Karyatiden der Plastik ähnlich — halb Menschen und halb Säule. Auf dieser stilistischen Gebundenheit beruht der Eindruck dieser Gestalten, daß sie in ihrer schemenhaften Erscheinung, mit einer harten, eckigen Geberdenäußerung, in ihrer majestätischen Starrheit, in der Vorliebe für die enface-ansicht mit dem durchbohrenden Blick, einen andachtsvollen Schauer erregen und das Gefühl der Nähe außerweltlicher Wesen (horrorem cum religione mixtum spectantium animis inferentes bei Sabellicus). Die neuen Mosaiken haben diese Wirkung nicht: losgebunden und in geräuschvoller Bewegung — von ihren taktlosen Farben gar nicht zu reden — drängen sich diese Weltkinder in den feierlichen Kreis ihrer älteren Genossen. Doch ist dieß noch die geringere Störung; ihre eigentliche Sünde ist der Mangel an Stilgefühl, daß sie die Fläche negiren und eine naturalistische Perspek-

tive erstreben; eine falsche Flächendekoration ist ein Attentat gegen die Würde und Ruhe des Inneren der Markuskirche*).

Dieß ist nun die Kirche wie sie ist. Und schon in ihrer gewöhnlichen Erscheinung kann man sich kaum einen größeren Gegensatz denken zu der allen Reichthum der Gliederung beherrschenden Formendeutlichkeit, zu der Farblosigkeit der klassicistischen Renässance als diese formenschwächende Polychromie von San Marco. Aber man darf fragen, wie sich der gewöhnliche Zustand verhält zu dem Ideal, und ob nicht eine noch höhere Wirkung möglich und dem Geist des Baues nach beabsichtigt ist. In der That ist leicht herauszufühlen, daß die Markuskirche einer starken künstlichen Beleuchtung der unteren Hälfte bedarf, um die ganze Kunstwirkung zu entfalten, deren sie fähig ist**).

An hohen Festtagen sieht man das aus bunten Glaslampen gebildete Kreuz, welches tief in das Hauptschiff herabhängt, in all seinen Lichtern erstrahlen. Ueber den Säulenkapitellen steigen Kerzen vor der Marmorwand empor; alle Gnadenbilder und Altäre sind beleuchtet; auf der Chorschranke, wo das Krucifix und die vierzehn Figuren stehen, in jedem Zwischenraum eine Kerze dick wie eine Säule; vor allem am Hochaltar, wo die Goldtafel enthüllt ist, auf dem Email ihrer Bilder, an ihren 4800 Edelsteinen, auf ihrem Metallgrund ein Gleißen im Widerschein des Kerzenlichts aus dem Marmorbaldachin heraus. Alles dieß zusammen aber mag wenig sein gegen das Mögliche und Wünschbare gehalten. Man muß die Beschreibung, die Paul der Silentiarier von der Beleuchtung der Sofienkirche giebt, sich gegenwärtig halten, um zu ermessen, welchen Glanz der Kultus in den griechischen Kirchen entfaltete. Da liest man von Leuchtern auf dem Säulengebälk des Bema, die einem Fichtenbaum gleichen; der Stamm umgeben von nach unten sich erweiternden Kreisen, worauf Lichter wie Blumen stehen; darnach von den mannigfachen Formen der Kronleuchter, die hoch herab von der Decke hängen — Dinge, die höchstens noch in der Moscheenbeleuch-

*) Unsere Handbücher der Kunstgeschichte verrathen wenig Gefühl für die künstlerische Bedeutung des byzantinischen Mosaiks. Sonst würden sie es in einem Abschnitt über architektonische Dekoration behandeln und nicht in dem über Malerei. Robert Vischer hat im ersten Abschnitt seiner Studien zur Kunstgeschichte gute Bemerkungen über den Flächenstil des alten Mosaiks.

**) Schon Burckhardt hat dieß, wenn auch kurz, im Cicerone bemerkt. Seine Würdigung der Kirche daselbst gehört wie immer zum Besten, was gesagt werden kann. Dehio und Bezold verweisen in ihrem neuen Werk über die kirchliche Baukunst für die Beurtheilung der Markuskirche einfach auf den Cicerone. Immerhin ist fast allen Urtheilen Burckhardts, die sich auf venetianische Architektur beziehen, ein Aber angehängt, welches aus seiner deutlichen Antipathie gegen ihre malerische Gestaltung entspringt.

tung während des Monats Ramadan fortleben. Wenn man aus dem sechszehnten Jahrhundert liest, daß tausend Welt- und Klostergeistliche an der Procession Theil genommen, dazu die großen und kleinen Bruderschaften, alle, Mann für Mann, mit Kerzen in den Händen in der Kirche versammelt oder sie durchschreitend, so ist von diesem Bild in der heutigen Frohnleichnamsprocession nur ein kleiner Rest übrig geblieben. Je deutlicher aber das künstlich erleuchtete Dunkel des Unterraums in die Erscheinung träte, desto einfacher und mächtiger würde das ganze Innere des Baues zur Wirkung kommen. Fanden wir schon die bauliche Anlage gänzlich verschieden von der der Sofienkirche, so würde der Sinn der Beleuchtung uns die gleiche Wahrnehmung noch augenfälliger wiederholen. Der einheitliche Innenraum der Sofienkirche hat ein gleichmäßig vertheiltes, starkes, allseitiges Licht von festlicher Klarheit; die künstliche Beleuchtung ist für die Nachtgottesdienste bestimmt gewesen; auch sie stark, allseitig, da der Sims der Hauptkuppel für die Aufstellung von Lichtern berechnet war. Paul Silentiarius in seiner bilderreichen Redeweise vergleicht dieses Kuppellicht dem Halsband der Königstochter und den Gesammteindruck dem des gestirnten Himmels. Die Markuskirche hat keine künstliche Kuppelbeleuchtung. Wenn die Sofienkirche auf Tageslicht oder Nachtbeleuchtung berechnet war, so beruht die Wirkung in Venedig auf einer Verbindung von beiden, auf dem natürlichen Tageslicht der Höhe und der kerzenerhellten Nacht der unteren Theile. Blickt man von der Empore über dem Eingang hinunter in den Kirchenraum, so ermißt das Auge erst an dem warmfarbigen Gelb der brennenden Kerzen als an dem lichtesten Ton das Dunkel, das in der Tiefe lagert. Der Dampf der Lichter und des Weihrauchs ruhen wie Wolken darüber; dem geglätteten Marmor giebt der Widerschein einen eigen stumpfen, nur schwach entzündlichen Glanz. Wie Seufzer flimmern die Lichter nach oben.

Die oberen Räume der Kirche sind eine andere Welt. In einer unvergleichlichen Perspektive reißen sich hinter einander wie Thore die großen Bögen auf; die Helligkeit von oben sich verbreitend rieselt an den sphärischen Flächen hinunter; durch die Durchbrechungen der Pfeiler, die eine unbezwingliche Finsterniß einschließen, erblickt man immer wieder neues Licht gegen das Dunkel heranwogen. In diesem Widereinander tauchen von dem Licht erweckt und emporgehoben jene Erscheinungen auf der Propheten und Märtyrer, des jüngsten Gerichts und der letzten Dinge, des Lebens Christi und seiner Heiligen, eine andere Luft athmend als die unserige. Wie die Temperamaler, da sie für das Himmelslicht die höchste Helle nicht fanden, ihre Gestalten auf Goldgrund setzten,

um in dem höchsten irdischen Glanz ein Aequivalent zu bieten, so leben alle diese Himmelsbewohner von San Marco in Gold; es ist der feinste, lichtempfindlichste geistige Aether. Dieses Gold, sei es, daß es in dem neutralen Tageslicht ruhig erglänzt, sei es, daß es im Abendschein zum Glühen eines durchsichtigen Karneols oder zu kupferfeuriger Flamme sich entzündet: immer schwebt es leicht dahin und täuscht den Sinn über die massive steinerne Belastung. Die Kuppeldecke, in der stofflosen Erscheinung von Farbe und Licht, scheint nicht mehr getragen von Pfeilern und Wänden als irdischen Behelfen: sie schwebt über dem irdischen Bedürfniß.

Die Markuskirche hat das Eigenthümliche großer Kunstwerke, daß sie über die Sättigung der Sinne hinaus wunderbare Ahnungsreihen öffnet. Es wäre vergeblich, ihre sehr bestimmte und individuelle Stimmung, ohne deren Reichthum zu verkürzen, auf einen Ausdruck und eine Formel von Worten bringen zu wollen. Doch erweckt das geheimnißreiche Leben dieser Kirche die Erinnerung an gewisse Wendungen Goethes, wenn er in seinem Alter von dem „oberen Geist" sprach, dem das Irdische in sehnsuchtsvoller Bewegung sich entgegendrängt. In dem Bedürfniß seiner Natur, das Geistige im sinnlichen Symbol zu erfassen, widmet er in der Mystik dieser Gedankengänge eine Art von Kult: der Cypresse.

An die Erde gebunden und ihr zugethan

— wie Wurzelfasern schleicht ihr Fuß
und buhlet mit dem Boden —

schien sie ihm jenes Lichtverlangen zu verkörpern:

Hebe mir die Hindernisse,
Neige Dich herab, Cypresse,
Daß ich Deinen Gipfel küsse
Und das Leben dran vergesse.

Spezia, am ligurischen Meer, Oktober 1891.

Lob und Schimpf des Ehestandes in der Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts.

Von

Waldemar Kawerau.

Anknüpfend an die von Gervinus angedeutete Parallele zwischen dem zehnten und dem sechzehnten Jahrhundert hat Wilhelm Scherer gelegentlich auf den Unterschied zwischen männischen und frauenhaften Epochen aufmerksam gemacht, die in stetigem Wechsel einander ablösen. Er erinnerte an den oft angeführten Vergleich zwischen dem Weimar Karl Augusts und den liederreichen Wartburgfesten des Landgrafen Hermann von Thüringen: die Frauen führten um 1200 wie um 1800 das Scepter der Geselligkeit, auf sie sind alle Hervorbringungen der schönen Litteratur berechnet, ihr Ohr soll nicht beleidigt werden, „höfisch" und „gebildet" strebt sich jeder ihnen darzustellen. Wie anders dagegen das zehnte und das sechzehnte Jahrhundert! „Die Frauen sind ehrsame prosaische Hausmütter, oder sie haben etwas Keckes und Schnippisches, was man unweiblich zu nennen pflegt. Was erlaubt sich das Mädchen in dem Roman Rudlieb für Späße! Was für Dinge und Verhältnisse bringt die Nonne Rosvitha auf die Bühne! Und welches unfläthige Zeug steht in den Schwankbüchern des sechzehnten Jahrhunderts, deren Verfasser regelmäßig versichern, sie hätten alles ausgemerzt, worüber ehrsame Frauen und Jungfräulein erröthen könnten. Darum ist der Grobianus ein Typus dieser Zeit*)."

Diesen Grobianus hatte Sebastian Brant im Jahre 1494 als neuen Heiligen in die Litteratur eingeführt. Er gab ihm als Wappen ein gekröntes Schwein mit der Sauglocke am Halse und machte ihn zum Patron des Ordens der Grobianer, der von ihm wie billig mit

---

*) W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert. Straßburg 1875. S. 2.

in das Narrenschiff geladen wurde. Name und Zeichen fanden rasch weiteste Verbreitung. Im Leben und in der Litteratur pflanzte Sankt Grobian sein Panier auf und der rüde Ton der Kneipe wurde hier wie dort der herrschende. Vergebens, daß 1549 Friedrich Dedekind in seinem zwei Jahre später von dem Wormser Schulmeister Caspar Scheidt verdeutschten „Grobianus“ in einem lehrreichen Gesammtbilde diesen häßlichsten Zug der Epoche abschilderte und ihre grobschrötige Kultur mit ingrimmigem Humor geißelte, denn noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein behauptete der neue Heilige kraft des Rechtes des Stärkeren seine Herrschaft, unbekümmert um Spott und Strafpredigt und unerschüttert durch die mancherlei Gegenschläge, mit denen Geschmack und Sittlichkeit sich zur Wehr setzten.

Besonders übel kamen natürlich in diesen von Sankt Grobian beherrschten Zeiten die Frauen weg. Dem auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit lebenden Geschlecht war der satirische Ton angeboren und mit Gewalt riß der Volksgeschmack alles bis ins Tiefste herab und zwang die Dichter, auch die gelehrten, sich ihm anzupassen. Waren die Frauen vordem gleich der heiligen Jungfrau verehrt und mit Huldigungen überschüttet worden, so ging ihnen jetzt der derbste Volkswitz zu Leibe und rasch hatte diese volksthümliche, brutal um sich greifende Satire die böse, lasterhafte, putzsüchtige, kokette und ungetreue Frau zu einem feststehenden Typus ausgebildet, der fortan in allen Schwänken und Satiren wie in den Predigten und Dichtungen der Zeit wiederkehrt. Die Weiber durchzuhecheln war ein ebenso ergiebiges wie dankbares und viel belachtes Thema, das unbeirrt durch sittliche und ästhetische Bedenken mit Behagen ausgeschöpft wurde. Mit der Versicherung, natürlich nur die bösen, beileibe aber nicht die frommen Frauen gemeint zu haben, glaubten die Spötter vollauf ihr Gewissen entlastet zu haben oder man suchte wohl auch hinterher durch den Hinweis auf die Jungfrau Maria allzu derben Ausfällen die Spitze abzubrechen.

Am erfolgreichsten wirkte für die Ausbildung dieser weiberfeindlichen Satire der Franziskaner Thomas Murner, der als Satiriker recht eigentlich als ein Kind dieser grobianischen Zeit uns entgegentritt. Keck, unverfroren, mit derbem Mutterwitz ausgerüstet, schlagfertig und belesen, ein flotter Reimer — so schrieb er seine Spottgedichte, in denen er nicht zuletzt die Frauen aufs Unglimpflichste durch die Hechel zog. Schon in der „Narrenbeschwörung“ (1512) schwelgte der welterfahrene Mönch mit innigem Behagen in der Schilderung der falschen und lüderlichen Weiber, die hüten zu wollen gerade so thöricht sei, als wenn

man Wasser in den Brunnen schütten wolle, um dann in der „Mühle von Schwindelsheim" (1515) das dort angeschlagene Thema der Buhlerei in derbster Holzschnittmanier, mit bissigem Witz und in einer vollsaftigen, mit komischen Elementen durchtränkten Volkssprache in breitester Ausführlichkeit abzuhandeln. Und wieder dem gleichen Thema ist die „Gäuchmatt" (1519) gewidmet, worin der Mönch kein Bedenken trug sich selbst als Kanzler der Gäuche einzuführen, der die übrigen Gäuche die zweiundzwanzig Artikel der Venusdiener beschwören läßt. Gegen den Vorwurf, in seinen Schilderungen der Weiber allzu grob und offenherzig geworden zu sein, verwahrt er sich ausdrücklich mit der Versicherung, daß er alles, was er von ihrem leichtfertigen Wesen gesagt, in Büchern gelesen habe, wo diese Dinge noch hundertmal gröber beschrieben seien, obwohl ihm kurz zuvor das dem widerstreitende Bekenntniß entschlüpft war, daß er, wenn er sich nicht „aus Geistlichkeit" schämte, wohl aus eigner Erfahrung zu reden imstande sei.

Aus den humanistischen Kreisen fand diese in der Volkslitteratur herrschende weiberfeindliche Tendenz eine neue Kräftigung. Denn auch hier die gleiche Geringschätzung der Frau, nur daß sie sich dort brutal, hier aber frivol äußerte. Ein ewiges Studentenleben in ungebundenem Cölibat erschien vielen Humanisten als lockendes Ziel und dieses leichtfertige fahrende Leben ließ natürlich eine rechte Schätzung der Ehe und des Familienlebens nicht aufkommen*). Gern gefiel sich das junge, übermüthige Poetengeschlecht in einem hochmüthig überlegenen Spott über die hausbackene Bürgertugend und philisterhafte Ehrbarkeit und suchte es den geliebten Alten nicht nur in der Poesie, sondern auch im Wandel nachzuthun. Hatte die große Masse ihre Freude am Zotigen und Unfläthigen, so erfreuten sie sich an der eleganteren lasciven Erotik; lachte jene herzhaft über einen derben gepfefferten Schwank, so ergötzten sich diese schmunzelnd an Geschichten wie etwa der des Homer, da Mars und Venus vom Vulkan unliebsam überrascht werden**). Sie vermehrten denn auch den Stoff der weiberfeindlichen Satire aufs Ausgiebigste, indem sie für ihre lateinischen Facetien die griechischen und römischen Autoren reichlich ausschrieben. Und wenn sie auch gern eine moralische Tendenz dabei vorschützten, so kann dieses Vorgeben doch über ihr eignes Behagen an derlei schlüpfrigen Späßen schwerlich hinwegtäuschen.

---

*) Vgl. F. v. Bezold in der Histor. Zeitschr. Band 49 (1883) S. 10 fg.

**) Odyssee 8, 265 fg. Für diesen Abschnitt hatten die Humanisten eine besondere Sympathie, vgl. Archiv für Litteraturgeschichte 11, 42.

Den Spöttern zu wehren und die Würde des weiblichen Geschlechts zu schützen, dazu war die mittelalterliche Kirche nicht mehr im Stande, da gerade der Wandel so vieler ihrer Diener zur herbsten Kritik Anlaß bot. Kein dankbarerer Stoff für jene weiberfeindliche Satire als das verbuhlte Treiben der Geweihten, die lockeren Sitten der Mönche, die schmählichen Konkubinatsverhältnisse der Geistlichen. Mit Haß und Hohn sah das Volk auf diese wilden Ehen, mit Argwohn auf jeden Mönch, der mit seinen Frauen und Töchtern in Berührung kam. „Willst du rein behalten dein Haus, so laß Pfaffen und Mönche draus", so lautete ein vielcitirtes Sprichwort*), das durch zahllose Schwänke illustrirt wurde. In den Angriffen auf diese Mißstände begegneten sich Volksliteratur und Humanismus, die beide mit gleichem Ingrimm auf die unsittlichen „Nachtgespenster" losschlugen, nur daß eben die meisten Humanisten nicht die berufensten Tadler waren, da ihre eigenen lockeren Sitten denen der Gescholtenen nicht viel nachgaben. Und mochten auch die Klagen über die Unsittlichkeit des Klerus nicht selten über das Ziel hinausschießen, so waren doch die thatsächlichen Mißstände groß genug, um allmählich die Achtung vor der Kirche in den weitesten Kreisen gründlich zu untergraben. Schon begannen denn auch Lieder und Flugschriften über Mönchs- und Nonnenorden hinweg den Orden der Ehe zu preisen, die Verächter des Ehestandes auf seine göttliche Stiftung hinzuweisen, die Eheleute selbst zu einem friedlichen, gottwohlgefälligen Lebenswandel zu ermahnen, ohne daß freilich dadurch der grobianische Spott wesentlich eingedämmt oder gar völlig verstummt wäre.

So kamen die Stürme der Reformation, in denen die Kirche des Mittelalters zusammenbrach. Aus Zweifel und Kampf mußte sich der neue Glaube, aus Spott und Hohn mußten sich die neuen Ideale erheben. Und daß die zunächst auf Kampf und Streit gestellte Reformation das Schönheitselement nicht zur Geltung bringen konnte, liegt auf der Hand; auch den Heiligen Grobianus vermochte sie nicht zu überwältigen. Vielmehr wurde gerade durch sie das in der Litteratur bereits vorhandene grobianische und satirische Element mächtig gefördert. Der erbitterte Federkrieg wurde hüben und drüben nicht selten mit ungeschlachter Derbheit, in einem wahren Dreschflegelstil geführt und die mehr und mehr überhandnehmende Neigung, die Polemik auf das persön-

*) Es lautet bei Tunnicius (Hoffmann von Fallersleben, Tunnicius. Berlin 1870) Nr. 1275: „De syn huys wil hebben reyn, de hode sych vor papen und nunen; bei Bebel, Proverbia Germanica (Ausg. von Suringar, Leiden 1879) Nr. 86: „Si vis domum tuam puram et immaculatam habere, caveas a columbis et sacerdotibus."

liche Gebiet hinüberzuspielen, war den Sitten nichts weniger als förderlich. Mit verdoppelter Wucht zog man nun gegen Cölibat und Klosterwesen, gegen Unsittlichkeit und Buhlerei der Geschorenen zu Felde, während es umgekehrt für die katholischen Satiriker kein ergiebigeres Thema gab, als die Ehe der evangelischen Geistlichen, vor allem die Luthers selbst, die, unter dem Hohngeschrei der Gegner geschlossen, fortan den unfläthigsten Späßen ein willkommenes Ziel bot. Das Stärkste in Beschimpfung der evangelischen Ehe leistete Thomas Murner, der in seinem Gedicht vom großen lutherischen Narren (1522) einen rohen Witz über die Ehe der Lutherischen als letzten Trumpf ausspielte. Im gleichen Jahre hatte Luther den Lobpreisern der Ehelosigkeit gegenüber mehrfach über die Ehe gehandelt und den aus den Klöstern Ausgetretenen wieder und wieder zugerufen, daß diese Gottes Wille sei; im gleichen Jahre hatte auch Eberlin von Günzburg in einem Schriftchen den Priestern den Ehestand eindringlich ans Herz gelegt: Grund genug für den bissigen Satiriker, sich gerade diesen Punkt nicht entgehen zu lassen und durch seinen schmutzigen Witz die Anhänger Luthers aufs Empfindlichste zu beleidigen. Nicht minder grobianisch verfuhr der junge Humanist Simon Lemnius, der 1539 unter der Maske eines Johann Vogelgesang in einer Flugschrift „Ein heimlich Gespräch" die sämmtlichen Frauen der Reformatoren, diejenige Melanchthons ausgenommen, mit Schmutz überschüttete und mit Behagen an allerhand cynischen Späßen sich gütlich that.

Luthers persönliche Stellung zu Ehe und Familienleben bedarf keines Wortes. Wohl kann man zugeben, daß in seinen Ausführungen immer noch etwas von der mittelalterlichen Anschauung haften geblieben war, indem es anfänglich wenigstens immer nur die sinnliche Seite der Ehe ist, zu der die Natur drängt, durch die seine Betrachtungsweise bestimmt wird*). Aber indem er selbst den entscheidenden Schritt that und wie er ihn that, wie er selbst das ganze Glück und Behagen des Familienlebens genoß, wie er auch in den Mühen, Sorgen und Plagen des Ehestandes herrliche Güter erblickte, in denen der Christenstand sich in Demuth, Gottvertrauen und dienender Liebe bewähren soll — dadurch hat er thatsächlich der Ehe ihre Freiheit und ihre Würde wiedergegeben, dadurch hat er thatsächlich das innerliche Verhältniß zwischen Mann und Weib edler, höher und freier gestaltet, als es vordem der Fall war. „Von jetzt" — ich citire die schönen Worte Gustav Freytags**) —

*) Vgl. Th. Kolde, M. Luther, 2, 196.

**) Bilder aus der deutschen Vergangenheit[16] 2, 108.

„wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation und gerade der Segen seiner Erdentage, an welchem Protestanten und Katholiken heut noch gleichen Antheil haben, stammt aus der Ehe zwischen einem ausgestoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.“ Und auch das bedarf keines Wortes, welch gewaltigen sozialen Fortschritt die Aufhebung des Cölibats bedeutete. Denn wir wissen, welche Segensströme sich aus den evangelischen Pfarrhäusern über die deutsche Kultur ergossen haben.

Den grobianischen weiberfeindlichen Spott freilich, der nun einmal ein Lieblingsthema der volksthümlichen Satire bildete, konnte natürlich die Reformation nicht mit einem Schlage beseitigen. Er wucherte üppig fort, und Johannes Janssen hat somit völlig Recht, wenn er im sechsten Bande seiner „Geschichte des deutschen Volkes“, der die Kulturzustände seit dem Ausgange des Mittelalters schildern soll, dieser weiberfeindlichen Litteratur einen eigenen Abschnitt (S. 390—397) widmet, um auch an ihr die „Verbildung, Verrohung und Verwilderung“ des derzeitigen Geschmackes darzuthun. Effektvoll beginnt er mit der Klage eines katholischen Geistlichen aus dem Jahre 1617, daß in diesen Zeiten in Deutschland unzählbare Scribenten es eigens darauf absähen, wider das weibliche Geschlecht allerlei Garstiges und Unfläthiges zu verbreiten und wider den Ehestand zu schreiben und zu schimpfiren, ja daß solche Büchlein und Reime gegenwärtig die liebste Waare bildeten; daran wird dann getreu der Methode, nur die Quellen selbst reden zu lassen, ein buntes Sammelsurium weiberfeindlicher Citate gehängt, die natürlich ausschließlich protestantischen Schriftstellern, ja gar zumeist protestantischen Geistlichen entnommen sind. Durch diese wirkungsvolle Blumenlese und dank der auch hier geübten virtuosen Kunst des Verschweigens muß bei jedem naiven Leser der Eindruck hervorgerufen werden, als ob auch diese weiberfeindliche Tendenz eine Folge der Reformation und als ob für die plumpen Späße etlicher evangelischer Pastoren im letzten Grunde der „Revolutionär“ Luther moralisch haftbar sei. Und doch hatte dieser gerade über die das weibliche Geschlecht verunglimpfende Litteratur mit so rückhaltloser Schärfe und Deutlichkeit sich ausgesprochen, daß ein Hinweis darauf an dieser Stelle wohl kaum zu umgehen war. Derselbe Simon Lemnius, der 1539 durch das „heimliche Gespräch“ den Wittenbergern viel Verdruß bereitete, hatte im Jahre zuvor Epigramme erscheinen lassen, in denen neben stark erotischen Gedichten auch etliche „Schandverse wider ehrbare Frauen und Jungfrauen“ enthalten waren: alsbald war Luther heftig gegen das Buch losgefahren, das er als ein „recht Erz- Schand-

Schmäh- und Lügenbuch wider viel ehrliche beide Manns- und Weibsbilder" bezeichnete*). Nicht minder hell war seine Entrüstung über die weiberfeindlichen Sprüchwörter aufgeflammt, die Sebastian Franck in seine Sammlung aufgenommen hatte, wobei er dem Sammler persönlich zur Last legte und für Schmähung nahm, was doch nur als Aeußerung des Volkswitzes mitgetheilt und als Satire gemeint war. Er schrieb zu der Gegenschrift des Magisters Johann Freder „Ein Dialogus dem Ehestand zu Ehren geschrieben" (1545) die Vorrede, worin er in überaus scharfen Worten gegen Sebastian Franck, dieses „böse lästerliche Maul" und seine als „Stank und Teufelsdreck" bezeichnete Schrift lospolterte. „Sollte er nicht zum wenigsten, so schloß er seine derbe Abfertigung**), wenn er ja der heiligen Weiber und Jungfrauen vergessen hätte, an seine eigene Mutter denken oder an sein eigen Weib und sich schämen in sein Herz, wenn ein Fünklein Vernunft oder Ehre oder ein redlicher Blutstropfen in seinem Leibe wäre?" Und auch später fehlte es aus den Kreisen evangelischer Theologen nicht an ernsten Protesten gegen die das weibliche Geschlecht verunglimpfenden Spöttereien. Als im Jahre 1595 in Wittenberg ein ungenannter Lästerer einundfünfzig Thesen des Inhalts, daß die Weiber keine Menschen seien, verbreitet hatte, glaubte die theologische Fakultät in einer lateinischen Schrift die studirende Jugend vor solchem „Teufelsstank" warnen zu müssen und auch der Pfarrer zu Wernigerode, M. Andreas Schoppe, fühlte sich in seinem Gewissen gedrungen, sich der Ehre der Frauen wider solche Schmähungen anzunehmen. In einem umfangreichen Corona Dignitatis Muliebris (1596) betitelten Buche***) ging er scharf mit dem als „gottlosen Erzbuben" gescholtenen Verfasser jener Sätze ins Gericht, da er dazu nach Gottes Wort, dem Gesetze der Natur und um seiner eignen Ehre und seines eigenen Gewissens willen verpflichtet sei. Er hielt es für der Mühe werth, umständlich zu beweisen, daß die Weiber wahrhaftig Menschen seien, daß fromme Frauen am Reiche Christi Gemeinschaft hätten und daß auch ihnen Auferstehung und ewige Seligkeit verheißen sei, obwohl er selbst wenig Hoffnung hegte, dadurch diese frivolen Spöttereien aus der Welt zu schaffen. Bekanntlich spukte denn auch jener seltsame Scherz noch geraume Zeit hindurch fort, ja die in jenen Wittenberger Thesen erörterte Frage

---

*) Luthers Werke, Erl. Ausg. 64, 323. Vgl. auch die betr. Aeußerung in den Tischreden: Erl. Ausg. 60, 318 fg.

**) Erl. Ausg. 63, 284 fg.

***) Ich benutzte die zweite Auflage vom Jahre 1604.

wurde noch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts abermals in einer eigenen Schrift aufgeworfen.

Doch weit wichtiger noch als diese Warnungen und Proteste waren jene mündlichen und schriftlichen Zeugnisse für die Heiligkeit und Herrlichkeit des Ehestandes, für seine Gottgewolltheit und für seine Würde, die nach Luthers Vorgange allerorten auf den Kanzeln der evangelischen Kirchen abgelegt und in zahlreichen Flugschriften und Büchern in die weitesten Schichten des Volkes hinausgetragen wurden. In den ersten Sturm- und Drangjahren der Reformation ist freilich in den zahlreichen Predigten vom ehelichen Leben noch mancher Rest mönchischer Derbheit und mittelalterlicher Anschauung wahrnehmbar, aber immer heller leuchtete allmählich das evangelische Ideal des ehelichen und Familienlebens in der Volksseele auf, wurde die Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib immer innerlicher und freier. Wie ernst und eindringlich weiß beispielsweise der der Litteraturgeschichte als protestantischer Dramatiker wohlbekannte Nürnberger Pfarrer Leonhart Culmann Ehre und Würde des ehelichen Ordens anzupreisen! Er begann seine im Jahre 1532 erschienene*) Unterweisung für Junggesellen, Jungfrauen und Witwen, wie sie sich im ehelichen Stande verhalten sollen, mit der Klage, daß leider heutiges Tages der Ehestand so „übel gerissen und geschmähet" werde, daß die jungen Leute vielfach von der Ehe abgeschreckt würden. Aber darum eben müsse ihnen immer wieder vorgehalten werden, daß die Ehe Gottes Werk und Ordnung, ja sein ernstliches Gebot sei. Weil der Ehestand den Grund und Trost hat, daß er von Gott eingesetzt ist und daß Gott ihn lieb hat, darum sollte er billig jedermann werth und lieb sein. Darum auch soll im Ehestande das Herz guter Dinge sein und fröhlich alles das leiden, was darin schwer ist. Denn Gott macht aus Wasser Wein, d. h. er verwandelt Trübsal in Freude und Lust. Wo freilich zwei ohne Gott zusammenkommen, da bleibt Wasser Wasser, da entsteht nichts als Unlust, Zank und Zertrennung.

Keiner jedoch wußte Ehe und Häuslichkeit schöner und beredter zu preisen als der unstete Erasmus Alberus, der auch in seinen Traktaten vom Ehestande sein leidenschaftliches und stürmisches Temperament nicht verleugnete. Eine gesunde Kernnatur, von rastlosem Eifer für das Lutherthum und voll grimmigen Zorns gegen die Papisten, als Schrift-

*) Jüngen gesellen, Junckfrawen vnd Witwen, so eelich wöllen werden, zu nutz ein vndterrichtung, wie sie sich in eelichen stand richten sollen, außgezogen durch Leonardum Culman 1532. Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg durch Jobst Gutknecht.

steller oft derb und grob, immer aber ein Mann von lauterster Gesinnung und rückhaltloser Wahrheitsliebe, wußte er von vornherein weit tiefer als andere die unermeßliche Bedeutung der lutherischen Reformation gerade auf dem Gebiete des häuslichen und des sozialen Lebens zu würdigen. „Ich bin auch ein Ehemann, so schrieb der Sprendlinger Pfarrer in der Vorrede seines Buches von der Ehe, und ich danke Gott, daß er mir zu solchem Stande geholfen hat, ja ich danke ihm, daß er mich hat zu dieser Zeit lassen auf Erden sein, da der Priester Ehestand wieder aufgekommen ist. Sonst müßt ich jetzt sammt andern Pfaffen in teuflischer Unzucht haushalten als ein Feind Gottes mit bösem Gewissen. Darum jetzt auch, wer da kann, den Ehestand soll preisen helfen, Gott dem Allmächtigen zu Ehren, sonderlich die Priesterschaft, die nun leider bei fünfthalbhundert Jahren ohne Ehe gewesen ist." Und an anderer Stelle: „Wenn Luther nichts mehr mit seiner Lehre ausgerichtet hätte, denn daß er den Ehestand zu Ehren gebracht, so hätte er genug gethan, daß er aller Ehren werth wäre. Von ihm haben wir gelernt: es sei in der Ehe Lust oder Unlust, so haben wir Gottes Wort von der Ehe und wissen, daß ihm solche Ordnung wohlgefällt."

Die erste Schrift Albers vom Ehestande, betitelt Ein gut Buch von der Ehe*) (1536) ist im Wesentlichen die Uebersetzung eines Büchleins des Venetianers Franciscus Barbarus. Auf vielfaches Bitten, so erzählt er, habe er dieses verdeutscht und mancherlei hinzugefügt, was er „von dem hochwürdigen und allertrefflichsten Manne Doktor Martin Luther" gelernt habe. Denn zu der Zeit, als jenes Büchlein geschrieben worden, habe man noch nicht so fein von der Ehe reden können wie gegenwärtig; das machte der päpstische Greuel, der alle gute Ordnung zu verwüsten bestrebt war und den göttlichen Ehestand für einen fleischlichen, das ist für einen ungöttlichen Stand ausschrie. Um so mehr habe es ihn wunder genommen, daß dieser Franciscus dennoch so viel Gutes von der Ehe gehalten und geschrieben habe. In sechs Abschnitten erörtert er sodann Wesen und Pflichten der Ehe und bespricht dabei auch allerlei Aeußerlichkeiten wie Mitgift und Hochzeitsgepränge, Kleidung und Schmuck der Frauen und Kinderzucht: alles in echt evangelischem Geiste mit großem sittlichem Ernst und eindringlicher Beredsamkeit. Er wiederholte sodann dieselbe Schrift nochmals in etwas abgekürzter Form drei Jahre später (1539) in seinem Ehebüchlein**)

*) Eyn gut Buch von der Ehe . . . weiland zu Latin gemacht durch den Wolgelerten Franciscum Barbarum, Rahthern zu Venedig, Nun aber verdeutscht durch Erasmum Alberum. M. D. XXX vj.

**) Das Ehbüchlin. Ein gesprech zweyer weiber, mit namen Agatha vnd Barbara . . . Durch Erasmum Alberum. Anno D. M. xxxix.

und zwar wie er ausdrücklich hervorhob durch den Umstand veranlaßt, daß der Satan nimmermehr feiere und unablässig seine giftigen Pfeile nach dem Ehestande abschieße. Er achte deshalb dafür, daß diejenigen sehr wohl thun, die ihn beschützen und hoch ehren mit Schreiben, Predigen und guten Exempeln. Zu diesem Zwecke hatte er außerdem einen Dialog des Erasmus: „Gespräch zweier Weiber mit Namen Agatha und Barbara" verdeutscht und seinem Ehebüchlein einverleibt, allerdings nicht überall so wie Erasmus ihn geschrieben, sondern zu Nutz und Frommen der Eheleute theils mit Zusätzen, theils mit Auslassungen. „Denn daß Eheleute unsern Herrn Gott sollen anrufen, das steht nicht im lateinischen Dialogo; wiederum habe ich etwas ausgelassen, das für züchtige Ohren und sonderlich für Jungfrauen nicht allzu wohl klingen wollt."

Diesen beiden Schriften folgte 1546 seine Predigt vom Ehestande*) über das Evangelium (Joh. 2) von der Hochzeit zu Kana, die mit zu den schönsten Zeugnissen gehört, die uns aus dem sechzehnten Jahrhundert über dieses Thema erhalten sind. Im Vorworte kommt abermals sein ganzer ungestümer Zorn gegen die Papisten zum Ausbruch. „Unter unzähligen bösen Stücken, so schreibt er hier, die der Papst in der Christenheit begangen hat, ist nicht das geringste, daß er den heiligen Ehestand so greulich geschändet hat, welches mir, so oft ich daran gedenke, von Herzen weh thut. Gerne glaub ich darum dem ehrwürdigen Doktor Martino, was er nicht lange vor seinem Abschied aus diesem Leben bei Tisch in seinem Hause sagte: viele meinen, ich sei allzu heftig und geschwind gegen das Papstthum losgefahren; dagegen klage ich, daß ich leider viel zu gelind bin. Ich wollt, daß ich eitel Donnerschläge wider das Papstthum reden könnte und daß ein jegliches Wort eine Donneraxt wäre. Ach lieber Gott, die da vorgeben, man solle das Papstthum nicht so hart angreifen, verstehen wahrlich nicht, was sie sagen und bedenken nicht den Jammer, den die Lehre des Papstthums angerichtet hat." Ausdrücklich beruft sich Alberus auch hier wieder auf Luthers Lehre und Predigten: „Wie ich von Doktor Martino vom Ehestande zu halten und zu reden gelernt habe, also hab ich auch zu Wittenberg davon gepredigt." So ist denn auch seine Behandlung des Textes in der Predigt selbst ganz von Lutherschem Geiste erfüllt, ja selbst an direkten Anklängen an Luthers eigne Worte ist kein Mangel. Aus jenem Evangelium, so führt er aus, ergeben sich acht Ursachen den Ehestand zu preisen und zwar ist die erste, daß Gott

*) Ein Predigt vom Ehestand, vber das Euangelium, Es war ein Hochzeit zu Cana ꝛc. Erasmus Alberus D. . . . 1550.

selbst ihn eingesetzt und gesegnet hat. Zum andern sollen wir wissen, daß er nicht in dieser sündigen Welt wie andere Stände angefangen hat, sondern im Paradiese, ehe denn die Sünde in die Welt gekommen ist. Er ist ferner der erste unter allen Ständen, die Gott geordnet hat, so daß alle andern Stände von ihm herstammen. Und er ist nicht nur dieses zeitlichen Lebens halber geordnet, sondern vielmehr um des ewigen Lebens willen, denn Christus selbst hat die Hochzeit mit seiner heiligen Gegenwart beehrt, er hat dort seine göttliche Majestät geoffenbart und das Himmelreich mit einer Hochzeit verglichen. Zum achten endlich: so lieb hat Gott den Ehestand, daß er ihn gleich wie eine Stadt mit drei Mauern umringt und verhegt hat. Die erste Mauer heißt: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Die andere: Du sollst nicht ehebrechen. Die dritte: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. Ja Gott hebt den Ehestand so hoch, daß er die nächste Ehre nach ihm haben muß. Denn das erste Gebot in der andren Tafel heißt: du sollst Vater und Mutter ehren. Dazu muß das letzte Gebot in dieser Tafel abermals dem Ehestande dienen, daß also beide, Anfang und Ende der andern Tafel, ihn wie einen Edelstein zusammenfassen.

Ein ähnlicher Ton klang seitdem in zahlreichen Predigten und gereimten Lobsprüchen auf den Ehestand wieder. Den Text bot in der Regel entweder das Evangelium von der Hochzeit zu Kana oder der Schöpfungsbericht und immer wieder begegnen uns die acht Gründe des Alberus, die fortan für die Behandlung dieses Themas geradezu das typische Schema bildeten. Ja der Pfarrer zu Vorsfelde Gregorius Marpach, der 1586 ein Hochzeitskarmen unter dem Titel „Commendatio Conjugii*), das ist ein schöner und herrlicher Lobspruch des allerheiligsten Ordens der Ehestand genannt" in Magdeburg drucken ließ, wußte gar fünfzehn Ursachen aufzuzählen, „die den Ehestand sehr rühmlich machen". Zu den Argumenten des Alberus fügt er hinzu die „edle Materie, daraus die erste Mannesbeiwohnerin gemacht" worden ist:

Ist doch Eva, das erste Weib,
Genommen von des Mannes Leib.
Sie ist nicht aus eim stein gesprungen,
Oder etwa aus eim plock erzwungen;

er fügt ferner hinzu, daß der Ehestand allein in der Sintflut erhalten geblieben, daß Patriarchen, Propheten und Apostel Eheleute gewesen

*) Commendatio Conivgii. Das ist, Ein schöner vnd herrlicher Lobspruch, des allerheiligsten Ordens, so der Ehestand genant … Gedruckt zu Magdeburg, durch Ambrosium Kirchner. 1586.

sind, daß der heilige Geist durch David dem Ehestande zu Ehren zwei Epithalamia (Psalm 127 und 128) hat schreiben lassen und endlich, daß Gott besondere Hausengel für den Ehestand verordnet hat. Der letzte Grund aus Albers Predigt wird auch von ihm mit besonderem Nachdruck hervorgehoben:

Denn wie die ersten drey Gebott,
Gelert, wie man sol ehren Gott,
Folgts vierd flugs drauff vnd thut vns lern,
Wie man sol Vatr vnd Mutter ehrn.
Die andern sechs Gebot darneben,
Hat Gott eben darumb gegeben,
Das so wie von eimr mauren gut
Das Ehelich wesen wird behut,
Denn wer tödtet, ehebricht vnd stilt,
Wer verleumbdet, sein Nechsten schilt,
Wer frembdes Haus vnd Gut begert,
Der hat den Ehestand verunehrt.
Vnd felt in Gotts straff vnd Gericht,
Darin er Leib vnd Seel verbricht.

Marpach schließt mit einer ernsten Mahnung an die „Teufelskinder“, die den Ehestand zu schänden beflissen sind: „Man laß sie jetzt nur schimpffen und lachen, Der Teufel wird sie Zaumrecht machen“.

Dieses Bild hat jedoch auch seine Kehrseite, denn neben diesen Lobsprüchen auf die Ehe fehlte es jetzt wie früher nicht an ebenso zahlreichen Strafpredigten und Satiren, an harmlos spottenden Schwänken und bissigen Spottgedichten. Bald mit eiferndem Pathos, bald mit derbem Witz zogen Geistliche und Laien wider den Eheteufel zu Felde; Pantoffelhelden und zanksüchtige böse Weiber wurden mehr und mehr die stehenden Lieblingsfiguren in den Schwänken und Spottliedern; immer zahlreicher wurden die Schilderungen unglücklicher zerrütteter Ehen; derbe Zank- und Prügelscenen wurden mit Behagen ausgemalt. Sankt Grobian herrschte eben im Hause und auf der Gasse; er herrschte auch in der Litteratur und trieb selbst auf den Kanzeln sein Unwesen. Man wird sich natürlich hüten müssen, die drastischen satirischen Schilderungen jener Zeit ohne Weiteres für baare Münze zu nehmen, denn ohne Rücksicht auf das wirkliche Leben behandelt die volksthümliche Satire gewisse stehende Lieblingsthemata fort und fort in gleicher Weise, wodurch sie je länger desto mehr ganz von selbst zu übertreibenden Steigerungen und Verzerrungen gezwungen wird. Und das gleiche gilt von den eifernden Strafpredigten auf der Kanzel. Auch hier lockt leicht die Gefahr allzu summarischer Verallgemeinerung und satirischer Uebertreibung; auch hier herrscht vielfach die Neigung, die Farben recht grell

aufzutragen und die dunkelsten Töne nicht zu sparen. Immerhin bleibt selbst wenn man von den Uebertreibungen dieser Litteratur ein Beträchtliches abzieht, des Trüben genug übrig, das darüber keinen Zweifel läßt, daß vieles in Haus und Familie in den weitesten Schichten des Volkes ernstlich krank war. Grobianische Zeiten sind brutal und der im öffentlichen Leben herrschende ungeschlachte Ton machte sich vielfach auch im Hause geltend; auch hier gab zuletzt gerade so wie dort das Recht des Stärkeren den Ausschlag. Auch andere allgemeine soziale Uebelstände konnten natürlich auf das häusliche Leben des Einzelnen nicht ohne Rückwirkung bleiben. Unter den Frauen griff der Hang zum Kleiderluxus immer mehr um sich; die Männer standen unter der Herrschaft des Saufteufels, da ja gerade in diesen Zeitläuften die Trunksucht zu einem wahren Nationalunglück geworden war. Wie häufig unter solchen Umständen häuslicher Unfriede und eheliche Konflikte an der Tagesordnung sein mochten, ist leicht abzusehen.

Dem Kleiderluxus der Frauen auf der einen, dem ewigen Durst der Männer auf der andern Seite wurde denn auch in den Strafpredigten und Satiren in erster Linie die Schuld an der vielfachen Zerrüttung der Ehen beigemessen. Schon 1490 hatte der Straßburger Augustiner Johann Paltz in seiner Coelifodina ausführliche Schilderungen der derzeitigen Modethorheiten gegeben und hatte geklagt, daß alle Stände, der Bauer wie der Handwerker, die Bürgerfrau wie die Edeldame über ihre Verhältnisse lebten, daß überall ein Aufwand herrsche, der mit den Einkünften ehrlicher Arbeit unmöglich bestritten werden könne. Eheliche Untreue hänge in vielen Fällen mit diesen Modesünden zusammen; man frage nur so manche Ehefrau, von wem die Mittel zu ihrem Kleideraufwande herrührten. Sebastian Brant bemerkte, daß manche Frau eines Handwerkers an Röcken, Ringen, Mänteln und Borten mehr am Leibe trüge als ihr ganzer übriger Hausrath werth sei, und auch Thomas Murner entwarf in der „Mühle von Schwindelsheim" überaus drastische Schilderungen, wie die Weiber durch ihre Sucht nach Kleiderpracht die Männer ruinirten und in der Hoffart kein Maß kannten. Seitdem kehren die gleichen Klagen und Warnungen in dieser theils moralisirenden theils satirischen Litteratur beständig wieder. So giebt der um 1520 in Straßburg gedruckte Frauenspiegel*) den Ehefrauen den guten Rath:

*) Der frawen Spiegel, in wellichem spiegel sich das weyblich byld, jung oder alt beschauwen oder lernen, zu gebrauchen, die woltat gegen irem eelichen gemahel. o. O. u. J.

Zu vil fleis an dich selb nitt schlag . . .
Nitt tracht auff new fünd vnd schnit.
Dein angesicht das mal auch nitt,
Es nympt auch ain heßlich alter,
Du wurdest dester vngestalter,
Die haut findt doch ir alter wol,
Sy waiß wol wann sy sich runtzeln soll.

Der Doktor Sieman, womit die das Hausregiment führenden herrsch- und zanksüchtigen Weiber bezeichnet wurden, ist eine Lieblingsfigur für den Volkswitz wie für die Moralprediger. Eine reiche Litteratur schichtete sich um diesen Sieman auf; bald scheltend und polternd, bald mit feinerem oder roherem Witz ging man ihm zu Leibe, aber, wie das Sprichwort lautete, „den Sieman kann man nicht vertreiben, er will doch Herr im Hause bleiben". Schon Hans Sachs hat in mehreren seiner Fastnachtsspiele den bösen regiersüchtigen Weibern in seiner harmlos spottenden Manier einen Spiegel vorgehalten und zugleich die armseligen Pantoffelhelden nach Gebühr ausgelacht. So schilderte er in dem Spiel von einem bösen Weibe (1533)*), wie dieses dem Manne, der Magd und dem Gesellen das Leben sauer macht und ließ den Mann in beweglichen Worten dem Nachbarn klagen, wie er gepeinigt und geplagt werde. Die Moral des Schwanks legte er dem Junggesellen in den Mund:

So kam der Sieman in das hauß,
Vnd hat vns all geschlagen auß,
Das ich mich für vns all muß schemen.
Doch wölt das im besten an nemen,
Dieweil es dann der Jargang ist,
Das jr on zweyfel selbst wol wist,
Das die weiber wölln maister sein!

Fürs erste will er deshalb unverheirathet bleiben, um nicht überweibt zu werden, doch werde hoffentlich der neue Jahrgang eine neue Praktik zur Geltung bringen. Das gleiche Thema behandelte Hans Sachs abermals in dem Fastnachtsspiel „Der böse Rauch" (1551)**), wo auf des Nachbarn Rath der Mann, der nun so lange schon den Narren in seinem Hause gespielt, den Versuch macht, die ihm von seinem Weibe entwundene Herrschaft wieder an sich zu reißen. Dieser Versuch jedoch fällt sehr kläglich aus, denn er wird von seiner Frau so zugedeckt, daß er fortan vollends ihrem Willen unterjocht ist. Er schließt mit dem kläglichen Geständniß:

---

*) Fastnachtsspiele, hrsg. von E. Goetze (Halle 1880) 1, 36 fg.

**) Fastnachtsspiele, hrsg. von E. Goetze, 3, 28 fg.

O Junger man, nimb eben war!
Zeuch erstlich dein weyb an den ortten
Zu gehorsamb mit guten worten!
Wo gutte wort nit helffen wöllen,
So thu dich etwas ernstlich stellen,
Zu wern jr eygen sinnig art!
Wo sie dir noch helt wider bart,
So magstus straffen mit der zeyt,
Doch mit vernunfft vnd bscheidenheyt,
Wie man den spricht: ein frommer man
Ein ghorsamb weyb jm ziehen kan.
Ich hab es erstlich vber sehen;
Darumb ist mir jetzt das geschehen,
Das ich hab so ein böse Ehe,
Vol haber, zanck vnd hertzen wehe,
Vol widerwillens vnd vngmachs.
Hütt dich darfür! reth dir Hans Sachs.

Die zehn Teufel, von denen nach Nicolaus Schmidt (1557) die bösen Weiber besessen sind und die er in Reimen einzeln abschildert, sind der gottlose, stolze, ungehorsame, zänkische, unverschämte, trunkene, unzüchtige, mörderische, diebische und unfreundliche Teufel, von denen immer der eine den andern mit Naturnothwendigkeit nach sich zieht. Ihnen stellt er als der frommen Frauen Tugenden gegenüber: Gottesfurcht, Demuth, Gehorsam, Friedfertigkeit, Züchtigkeit, Nüchternheit, Keuschheit, Güte, Treue und Freundlichkeit und schließt mit dem Preise des Mannes, dem ein solches Weib zu Theil geworden ist:

Dieser Man ist warlich gesegnet,
Vber welchen diese gab regnet,
Ein gute starcke seul er hat,
Daran er sich in seiner not
Mag halten, das jm wohl gelinget,
Ob jn gleich schwere not vmbringet.
Er lebet sanfft, wirdt jm nicht sawer,
Vmb sein gut hat er ein mauer,
Er bleibet auch in gutem rath
Dieweil er diesen gehülffen hat.

Noch weit eindrucksvoller, lebhafter und anschaulicher behandelte gleichzeitig dasselbe Thema der Doktor und Professor der Theologie in Frankfurt a. O. Andreas Musculus, dessen Büchlein Wider den Eheteufel in dieser nicht gerade erquicklichen Litteratur wohl den ersten Rang einnimmt. Frisch und volksthümlich in der Sprache, getragen von tiefem, sittlichem Ernst und warmer religiöser Empfindung, dabei launig und humorvoll entwirft es anmuthige Bilder von Freud und Leid des Ehestandes, von Glück und Behagen einer friedlichen Häus-

lichkeit. Es fand denn auch eine außerordentliche Verbreitung; wir kennen von dem Schriftchen aus den Jahren 1556 bis 1566 sechs Einzelausgaben; auch wurde es noch 1569 und 1575 im Theatrum Diabolorum wieder abgedruckt*).

Auch Musculus beginnt damit, daß der Teufel keiner andern göttlichen Ordnung so gram sei als dem Ehestande, ja daß er seine Feindschaft auch auf alle diejenigen ausdehne, die von der Ehe löblich und ehrlich reden, predigen und schreiben. Und zwar sind es acht Punkte jener göttlichen Ordnung, wider die er seine Angriffe zu richten pflegt. Gott hat gesagt: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; der Satan aber redet den Leuten ein, daß die Ehe nur Angst, Mühe und Arbeit mit sich bringe und daß ein Weib nehmen nichts anderes heiße als „Unglückshosen anziehen". Solchen Reden stellt er unter Berufung auf die heilige Schrift ein schönes Lob des Ehestandes gegenüber und schließt, daß er dem Teufel zum Trotz mit dem Sprichwort sage: „Früh aufstehen und früh freien soll niemand gereuen." Gott hat ferner bei Erschaffung des ersten Menschen gesagt: Ich will ihm (Adam) eine Gehülfin schaffen; der Teufel aber treibt die Leute durch rein fleischliche Brunst und Hitze zusammen, da dann der Ehestand lieblich und freundlich anfängt in den Flitterwochen und darnach das Jubeljahr kurz und bald umläuft. Wo aber Eheleute nicht zusammenlaufen wie die wilden Thiere, sondern der Mann seine Frau als seine Gehülfin liebt und ehrt, da hört das Jubeljahr nimmer auf, sondern die Liebe wird immer größer und inniger.

Das dritte, was den Eheteufel verdrießt, ist, daß Gott dem Adam nur eine und nicht mehrere Gehülfinnen zugeordnet hat, weshalb er in den Herzen ehebrecherische Gedanken und Lüste zu entzünden sucht. Doch giebt es gottlob Eheleute genug, die nie fröhlicher sind als wenn sie beisammen sind; Eheleute, die dreißig oder vierzig Jahre beieinander gelebt haben und meinen, sie seien kaum zwei oder drei Jahre beisammen gewesen. Da kann es nicht fehlen, da muß Segen, Friede und Einigkeit daheim sein. Und ob der Eheteufel solchen Leuten gram ist, ihnen nachgeht, wo er kann, und bisweilen wohl auch böse Gedanken einwirft, so lassen sie diese wieder ausfallen wie sie einfallen. Das ist auch die beste Kunst, wer sie nur zu üben weiß.

Das vierte, was den Teufel ärgert, ist die Schöpfung Evas aus einer Rippe Adams. Gott hat Eva geschaffen, während Adam in tiefem Schlafe lag und so bringt er auch heute noch, wo es bei der

*) Vgl. Goedeke, Grundriß², 2, 480. Ich benutzte die Ausgabe von 1564.

Ehe nach seiner Ordnung zugeht, die Leute wunderbarlich zusammen, weshalb der Ehestand von den Voreltern mit Recht ein „beschert Ding“ genannt worden ist. Natürlich aber will der Teufel auch seine Hand dabei im Spiele haben und macht, daß die Leute nach eignem Kopf und Gutdünken sich umsehen, wählen und endlich „zugreifen ohne Gottes Schickung und in den Ehestand platzen und fallen wie die Sonne ins Wasser oder der Bauer in die Stiefel“*). Wenn es der Teufel zu solchem Anfang gebracht hat, so weiß er bereits was für ein Ende daraus werden wird, denn wie solcher Ehestand menschlich angefangen, so muß er auch menschlich d. h. unruhig, widerwärtig und unglücklich endigen. Kurzum der Eheteufel weckt den Adam auf, daß er nach eigner Vernunft und eignem Gutdünken sich seine Gehülfin wähle und freie, wo und wie es ihm gefällig ist. Gott aber soll der Freiersmann sein und jeder soll dankbar annehmen, was er ihm beschert und zuschickt. Von ihm allein kommt ein frommes Weib, wie Salomo sagt, und nicht aus unsrer Wahl und Willkür.

Weiter sucht der Satan Liebe, Einigkeit und Freundlichkeit im Ehestande zu zerstören, indem er die Herzen auseinanderbringt und aus einem Fleisch wieder zwei Fleisch macht. Zu diesem Zwecke reizt er auch die Evastöchter zur Auflehnung wider das Regiment des Mannes auf, so daß heute gar selten ein Haus gefunden wird, darin nicht Doktor Sieman die Herrschaft führt. Die Anweisung, die Musculus bei diesem Anlaß den Männern für die Behandlung ihrer bösen Frauen giebt, unterscheidet sich sehr vortheilhaft von den derb drastischen Rezepten andrer zeitgenössischer Moralisten und Satiriker, die zumeist schnell bereit mit Prügeln bei der Hand sind. Sein Grundsatz ist, daß nur ein frommer und vernünftiger Mann ein frommes und vernünftiges Weib mache. Schläge widerstreiten Gottes Willen und Ordnung und es ist schließlich um des Friedens willen immer noch besser, „Doktor Sieman mit zehn Pferden herbergen, als Doktor Herman mit einem“. Er erzählt dabei die Geschichte von Sokrates und Xantippe um zu zeigen, wie ein Mann mit Vernunft bei seinem Weibe wohnen solle und wie er mit Güte mehr ausrichte als mit Schelten und Schlagen, fügt jedoch hinzu, daß es ihm nicht gerade räthlich scheine, daß man „den Doktor Sieman so gar stark lasse einziehen wie vom Sokrates gemeldet ist“.

*) Vgl. dazu Hans Sachs (Keller 5, 339): „so wachsen bauern auff den baumen Wens zeitig sind, so fallens ab Yeder in ein par stifel rab“. Ebenso Zimmerische Chronik 3, 155: „wie man sprucht von pauren im Schlaurafenlandt, die uf den paumen wachsen, vnd da sie zeitig, fallen sie herunder mit den fuesen geradt in die stiffel, die inen gerecht vnd under den paumen auch gewachsen sein.“

Hat Gott endlich das Weib aus der Rippe Adams gebaut (Gen. 2, 22), so bedeutet dieses Bauen, daß der Mann bei seinem Weibe seine ständige Wohnung aufrichten, daß die Frau ihrerseits ihm behülflich sein soll Haus und Geschlecht aufzubauen und daß sie ferner zu des Mannes Haushälterin verordnet ist. Der Teufel aber jagt den Mann aus dem Hause zu Bier und Wein und kommt er dann toll und voll wieder heim, so giebts böse Worte, Schläge und Unfrieden. Auch die Frau treibt er aus Haus und Küche vor die Thür und auf die Gasse; er selbst aber steht bei alledem hinter der Thür und lacht sich ins Fäustchen.

In dieser praktischen, allenthalben an die konkrete Wirklichkeit anknüpfenden Manier, frisch und resolut, nie aber roh und plump ging dieser gelehrte Frankfurter Volksprediger dem Eheteufel zu Leibe, um den Eheleuten selbst die Gewissen zu schärfen, die Ehescheu der jungen Leute zu überwinden und den Ausbau eines gesunden Ehe- und Familienlebens zu befördern. Der Teufel, mit dem er sich dabei herumschlägt, ist nicht ein unheimlicher, überirdischer Dämon, sondern er ist durchaus vergeistigt und verinnerlicht, und zeigt die übrige massenhafte Teufelslitteratur jener Zeit überwiegend eine geistlose Schablone, einen zelotischen Eifer und eine ermüdende prosaische Eintönigkeit, so erfreut bei Musculus durchweg der freie offene Blick für die Welt der Wirklichkeit, der gesunde Sinn für das Rechte, der Mangel alles Polterns und Scheltens sowie die frische Volksthümlichkeit der Schilderung. In seiner Auffassung der Ehe übertrifft er an Freiheit und Innerlichkeit die meisten seiner evangelischen Vorgänger; die sinnliche Seite tritt bei ihm ganz zurück; ihm ist die Ehe die innigste Gemeinschaft von Person zu Person und die Stellung, die er der Frau an der Seite des Mannes anweist, entspricht in ihren Rechten und Pflichten ganz der Ehre und Würde, die dem weiblichen Geschlechte zukommt.

Auch Adam Schubart verfolgte in seinem nicht minder populär gewordenen „Hausteufel, das ist der Meister Sieman"*) (1565) eine ähnliche Tendenz wie Musculus, nur daß bei ihm viel stärker als bei diesem die Tradition der älteren Satiriker des sechzehnten Jahrhunderts zum Durchbruch kommt. Er vor allem war es, der jenen Spitznamen für die herrschsüchtige Frau einbürgerte, da in weiten Kreisen des Volkes seine derben Reime wohl noch mehr Anklang finden mochten als die elegantere Prosa des Frankfurter Geistlichen. Unfläthig ist der Holzschnitt auf dem Titelblatt des Büchleins, der im Vordergrunde eine

*) Haußteuffel, das ist, der Meister SIEman ... Beschrieben durch Adamum Schubart ... Getruckt zu Franckfurt am Mayn, 1565.

ihren Mann prügelnde Frau, im Hintergrunde einen seine Frau prügelnden Mann zeigt und auch im Texte fehlt es nicht an Derbheiten und plumpen Ausfällen, wie sie nun einmal jener grobianischen Zeit gemäß waren. Doch ist auch Schubarts Absicht durchaus wohlmeinend: er will den Frauen das Wort der Schrift: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr sein", einschärfen und durch eine abschreckende Schilderung herrschsüchtiger Weiber den Hausfrieden befördern helfen. Auch er stellt die Klage über Kleiderluxus, Hoffart und übertriebenen Aufwand der Frauen in den Vordergrund. An vielen Orten Deutschlands prangen sie heute in Sammet und Seide, daß man nicht begreift, wie die Männer solche Unkosten ertragen können. Der innerliche Schmuck des Herzens aber, d. h. der Gehorsam gegen Gott und ihre Männer fehlt ihnen. Ja Eigenwille und Bosheit nehmen so überhand, daß etliche Orte deshalb geradezu berühmt geworden sind, „daß der Herr Sieman mit viel tausend Pferden bei ihnen eingeritten und sich allda gelagert hat und wollen die Funken aus Siemans Küche nun hin und wieder stieben und anzünden, was der liebe Gott gnädig wehren wolle".

Natürlich unterläßt auch Schubart nicht, sich ausdrücklich gegen den Verdacht zu verwahren, als ob er mit seinem Buche das weibliche Geschlecht überhaupt schände und lästere. Denn wer das weibliche Geschlecht lästert, der lästert sich selbst, da auch unsre Großmütter, Mütter und Schwestern Weiber sind. Wenn jedoch ein Weib ihrem Manne den Gehorsam weigert, Sieman und Herr sein will, dann schändet sie sich selbst vor Gott und allen vernünftigen Menschen und von ihnen schreibt und dichtet man nicht unbillig.

Das Gedicht beginnt in der Weise des Hans Sachs mit der Schilderung, wie der Dichter auf einem Spaziergange über die Verderbtheit der Welt nachsinnt:

Eins tages ich spatziren gieng,
Bey mir selbst zu trachten anfieng,
Wie es jetzund stünd in der welt,
Da jeder tracht nach gut und gelt,
Wie alle tugent nemen ab,
Vnd Gott wenig rechte Christen hab.

Die Laster nehmen überhand, Untreue in Handel und Wandel wird immer größer, allenthalben werden Gottes Gebote mit Füßen getreten. Und zu den alten kommen immer neue Uebel:

Der gewaltige Tyramn Sieman
Greiffet vnser Landt jetzt an.

Kompt her gezogn mit heeres krafft,
Wil beweisen sein Ritterschaft.
Alle Länder wil er zwingen,
Alle Männer dahin bringen,
Das sie müssen am aller meisten
Ihren Weibern gehorsam leisten.
Der dem Weib nicht gehorsam ist
Soll als baldt zur selbigen frist
Geschlagen werden mit Ruten hart
Vnd außgerauft sein haar und Bart.

Drastisch wird geschildert, wie dieser Tyrann bereits alle Stände sich unterjocht hat, so daß der Doktor Sieman im Hause des Bauern ebenso wie in dem des Bürgers, beim Geistlichen ebenso wie beim Edelmanne zu finden ist. Da beschließt der Dichter, das Ungethüm zu fällen, worauf uns die groteske Prügelei mit dieser Verkörperung aller bösen Weiber in ausführlichster Breite geschildert wird. Der Kampf ist heiß und der Sieg bleibt lange unentschieden. Dreimal glaubt der kühne Recke den Sieman erschlagen zu haben, aber jedesmal steht dieser wieder auf und schlägt wüthender als zuvor um sich. Endlich gelingt es mit Hülfe einiger Landsknechte ihm den Rest zu geben. Unterm Galgen wird der Sieman begraben:

Sein Epitaphium also laut:
Hie ligt begraben eine böse haut,
Die viel böses hat gestifft
Vnd war deß Ehlichen ordens gifft.
Man hat sie vnterm Galgen begraben,
Da sollen jr singen die Raben
Requiem, Vigilg vnd Meß.
Du Wanderßmann biß nicht vergeß,
Sage es nach vnd thu bericht,
Allda die Weiber gehorchen nicht.

Daran schließt sich als zweiter Theil des Büchleins eine „Vermahnung aus der heiligen Schrift wie sich Eheleute gegeneinander verhalten sollen", eine flott gereimte, reichlich mit biblischen Beispielen und geschichtlichen Anekdoten ausgeschmückte Predigt an die Weiber, der zu guterletzt auch noch ein Mahnwort an die Männer angefügt ist:

Sonderlich lieber trewer Gott,
Verley der heiligen Ehelichen rott
Ein stete lieb auff Erden hie niden,
Gib jhr den lieben Haußfrieden,
Endtlich das ewige Leben
Wollestu jhn ja geben.
Das bittet O Herr Jesu zart,
Dein armer knecht Adam Schubarth.

Trotz Grabschrift und Nekrolog war jedoch der Sieman noch keineswegs abgethan. Noch geraume Zeit hindurch trieb er sein Unwesen und lockte immer wieder neue Strafpredigten und bissige Pamphlete hervor. So schilderte noch im Jahre 1609 der Pastor in Osterweddingen bei Magdeburg, Johannes Sommer, in seinem Malus Mulier mit ziemlich rohem Witz und selbst gepfefferte Obscönitäten nicht verschmähend die „giftige Regierseuche" der Weiber und behauptete auch jetzt noch, daß wohl nur wenig Häuser zu finden seien, in denen nicht der Doktor Sieman das Regiment führe. Er schloß mit einem ironischen Lobliede auf den Nutzen der bösen Weiber, wobei der Geistliche nicht anstand als Grund dafür auch den anzuführen, daß Weltkinder durch sie fromm würden, indem sie inbrünstig die siebente Bitte im Vaterunser beten lernten: „Erlöse uns von dem Uebel." Die ungeschlachte Satire hatte großen Erfolg und triumphirend konnte der Verfasser im Vorwort zum Imperiosus Mulier*) berichten, daß jenes Traktätlein, Malus Mulier genannt „durch gute Luft weit und breit in die Lande gesegelt und fast zu einem Sprichwort geworden sei". Das zweite Schriftchen spann den Scherz des ersten noch weiter aus und erörterte mit wenig Witz und viel Behagen den „alten und langwierigen Streit zwischen des Mannes Hose und der Frauen Schürze", wobei natürlich das Weib das letzte Wort behält, nachdem es zuvor in obscönen Scherzen Unglaubliches geleistet hat.

Auch im weiteren Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts kam das gleiche Thema immer wieder einmal auf die Tagesordnung. Noch 1662 gab der in Rists Elbschwanenorden Kurandor genannte M. Balthasar Kindermann, damals Rektor der Saldria zu Brandenburg, später Pastor an St. Ulrich in Magdeburg, eine langathmige, abschreckende Schilderung der „Bösen Sieben, von welcher heutiges Tages die unglückseligen Männer grausamlich geplagt werden"**), wobei er fleißig die älteren Satiriker benutzte und insbesondere das Büchlein des Musculus reichlich ausschrieb.

Es waren nur einige wenige Stichproben aus dieser Litteratur zu Lob und Schimpf des Ehestandes, die wir hier haben mittheilen können, da eine auch nur annähernde Vollständigkeit bei der Massenhaftigkeit dieser Schriften, die noch dazu weit und breit zerstreut sind, kaum möglich ist. Künstlerisch ist das Material wenig erfreulich; kulturgeschichtlich aber ist auch diese breit im Volksleben wurzelnde Litteratur

*) Malus Mulier ist der zweite, Imperiosus Mulier der dritte Theil von Sommers Ethographia Mundi. Ich benutzte von beiden die Ausgabe von 1614.

**) Wittenberg, Gedruckt bey Michael Wendt, Verlegts Gottfried Heß, Im Jahr 1662.

reizvoll und lehrreich. Indem Luther den Christenmenschen mitten hinein in die Welt stellte, indem er die Sphäre der Religion abgrenzte und indem ihm dabei immer klarer die Gottgewolltheit der weltlichen Existenz in den Formen des Staats, der Gesellschaft, des Einzellebens zum Bewußtsein kam*), stellte er auch ein neues evangelisches Ideal des ehelichen und Familienlebens auf, das, natürlich nicht ohne mancherlei Kämpfe und Irrungen, allmählich die mittelalterliche Auffassung überwinden mußte. Aber mit zäher Lebenskraft wirkten gleichwohl immer noch die alten Traditionen fort und je schrankenloser in jener durchaus männischen Zeit Sankt Grobian seine Herrschaft ausdehnte, desto mehr mußte gerade auf diesem Gebiete ein grobianischer Ton sich geltend machen, wobei man Form und Manier der mittelalterlichen Satire nach dem Häßlichen und Niedrigen hin womöglich noch steigerte. Daß dabei vielfach auch evangelische Schriftsteller, ja selbst lutherische Pastoren, echt grobianisch dreinfuhren und Rohheiten, auch wohl Obscönitäten nicht verschmähten, liegt am Tage, aber sie thaten es nicht wegen, sondern trotz Luthers Werk und indem sie des Reformators eigne ernste Mahnungen leichtherzig in den Wind schlugen.

*) Vgl. Max Lenz, Janssens Geschichte des deutschen Volkes. München 1883. S. 54.

Zur Pflege der deutschen Sprache.

Von

Ludwig Logander.

Non ex regula ius sumatur, sed ex iure quod est regula fiat.

Digest. 50, 17, 1.

Jeder Irrthum enthält ein Körnchen Wahrheit und kann nur dadurch überwunden werden, daß man dieses herausfindet und zu fruchtbarer Entwickelung bringt. Die Bekämpfung der Fremdwörter, wie sie seit einigen Jahren betrieben wird, ist ja ein närrischer Sport, den die Mode gebracht hat, den die Mode wegfegen wird; aber auch ihm liegt etwas Richtiges zu Grunde. Man empfand, daß es um die deutsche Sprache nicht so bestellt sei wie es sollte, man wünschte zu helfen und warf sich mit der Kurzsichtigkeit, welche den Instinkten der Masse eigen zu sein pflegt, auf einen einzelnen Punkt, in dem der Sitz des Uebels vermuthet wurde. Der gute Wille wird erst dann anfangen segensreich zu wirken, wenn die Einsicht dazu kommt, daß der übermäßige Gebrauch von Fremdwörtern nur eine unter vielen Aeußerungen eines allgemeinen Leidens ist, des gedankenlosen und mechanischen Verhältnisses, in dem die meisten Menschen zu ihrer Muttersprache stehen, und daß dem nur durch eine Kur von innen heraus, langsam und auf Umwegen, abgeholfen werden kann. Zu der ruhigen Besinnung, die dafür nöthig ist, hat u. a. in diesen Jahrbüchern (Bd. 59. 61) Otto Schröder aufgefordert mit seinen Aufsätzen über den papiernen Stil, die dann, zum Buch erweitert, erfreuliche Verbreitung gefunden haben. Weniger scheint Gustav Rümelin beachtet worden zu sein, der verstorbene Kanzler der Universität Tübingen. In einer akademischen Festrede vom 6. Novbr. 1886 hatte er speziell die Fremdwörterfrage an der Wurzel angegriffen*)

*) Die Berechtigung der Fremdwörter 2. Aufl. Freiburg i. B. 1887.

und dargethan, daß der blinde Eifer, der sich ihrer bemächtigt hat, eng zusammenhängt mit der Abkehr des modernen Geschlechtes von der altklassischen Bildung: die größten Feinde der Fremdwörter seien natürlich diejenigen, die sie nicht ganz verstünden und darum auch nicht würdigen könnten. Ein Jahr später hat er an derselben Stelle „über die neuere deutsche Prosa" gehandelt*), festgestellt, daß sie im Niedergange begriffen ist, und die Ursachen davon zu erforschen unternommen. Auch hier kommt er darauf zurück, daß eine Sprache nur in der fortwährenden lebendigen Berührung mit anderen, womöglich älteren und überlegenen Kultursprachen sich frisch erhalten kann, und sieht die schlimmste Gefahr des Verfalles eben in jener selbstgenügsamen Isolirung, die von den Puristen empfohlen wird.

Wie sehr gerade die klassischen Sprachen geeignet sind durch ihren Einfluß das Deutsche vor Entartung zu bewahren, dafür bietet einer der modernen Fehler, die Rümelin hervorgezogen hat, ein gutes Beispiel: der immer zunehmende Gebrauch von Hauptwörtern, besonders von solchen, die selber erst von Adjektiven und Verben abgeleitet sind, die er deshalb als unechte bezeichnet. Die beiden Sätze: „eine öffentliche Rede soll vor allem klar und verständlich sein" und: „die erste Forderung an eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Rede ist Klarheit und Verständlichkeit", sagen inhaltlich genau dasselbe; aber der erste enthält ein Hauptwort und zwar ein echtes, der zweite fünf, worunter vier „unechte". Rümelin glaubt, daß Goethes Stil auch darum so schön und anschaulich ist, weil er verhältnißmäßig wenig Hauptwörter und darunter wieder besonders wenig unechte gebrauche; schon bei Schiller finde sich beides namhaft häufiger, und jetzt vollends lese man tausende von Sätzen wie den folgenden, der von einem berühmten Gelehrten und Schriftsteller**) stamme und einer Blüthenlese deutscher Prosa entnommen sei: „Wer die Resultate der Naturforschung nicht in ihrem Verhältniß zu einzelnen Stufen der Bildung oder zu dem individuellen Leben, sondern in ihrer großen Beziehung auf die gesammte Menschheit betrachtet, dem bietet sich als die erfreulichste Frucht dieser Forschung der Gewinn dar, durch Eintritt in den Zusammenhang der Erscheinungen den Genuß der Natur vermehrt oder veredelt zu sehen; eine solche Veredlung ist aber das Werk der Beobachtung, der Intelligenz und der Zeit, in welcher sich alle Richtungen der Geisteskräfte reflektiren." Eine solche Häufung der Substantiva hat in der That „etwas Betäubendes,

*) Abgedruckt in der Deutschen Rundschau 59 (1889) S. 36—47.

**) Alexander von Humboldt in den einleitenden Betrachtungen zum Kosmos.

unsern Intellekt Umnebelndes", wie Rümelin sagt. Er erklärt sich diese verkehrte stilistische Neigung aus der Vorliebe des germanischen Geistes für das Abstrakte und Allgemeine; mag das richtig sein oder nicht, jedenfalls ist sie aus einer angeborenen, also an sich berechtigten Eigenheit unserer Sprache entstanden und nur durch Uebertreibung ein Fehler geworden. Jeder Sekundaner weiß, daß er beim Uebersetzen aus dem Lateinischen gewisse verbale Wendungen und kurze Nebensätze durch abstrakte Substantiva wiedergeben muß, wenn der deutsche Ausdruck nicht schleppend werden soll (quae cum ita essent „unter diesen Umständen"; quanta vis amicitiae sit, ex hoc intellegi potest „hieraus erkennt man die hohe Bedeutung der Freundschaft"). Es könnte sogar sein, daß die Schüler gerade darum, weil sie Jahre lang in solchen Umformungen geübt werden, zuletzt dahin gelangen ihren deutschen Stil mit Substantiven zu überschwemmen. Wenigstens habe ich diese üble Gewohnheit in Primaner-Aufsätzen besonders häufig beobachtet. Und dabei kommen begreiflicher Weise nicht immer so korrekte Perioden heraus wie die oben mitgetheilte von Humboldt; vielmehr benutzt der Anfänger gar zu gern die dehnbaren Abstrakta als unwillkürlichen Deckmantel für eine unklare Auffassung der Begriffe, deren Verhältniß von selbst hervortreten würde, wenn er sich Mühe gäbe passende Verba und vor allem passende Konjunktionen zu finden. Hat also in diesem Falle das Lateinische wirklich Schaden gestiftet, so geschah das nicht, weil es nachgeahmt wurde, sondern weil man sich gar zu sehr von ihm zu entfernen suchte. Seine Stärke beruht eben in dem sorgfältig gegliederten Satzbau, der eine klare Ordnung der Gedanken voraussetzt und von dem Lernenden erzwingt. Zu dieser Gymnastik müssen wir Deutschen immer wieder zurückkehren, wenn wir die natürliche Fassung der eigenen Gedanken nicht verlieren wollen.

Den Mißbrauch der Verbal-Substantiva tadelt heftig (S. 313) auch Gustav Wustmann, der es kürzlich versucht hat in seiner Schrift über „Allerhand Sprachdummheiten" eine kleine „Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen" zu liefern. Diese Aufsätze, zuerst in den „Grenzboten" erschienen*), sind ein erfreuliches Zeichen dafür, wie doch auch in den Kreisen der Sprachreiniger strikter Observanz die Erkenntniß Platz greift, daß Freigebigkeit oder Sparsamkeit in der Anwendung von Fremdwörtern nicht einfach den Maßstab für die Güte des Stiles abgiebt. Zwar theilt der Verfasser die

*) Dann als Buch (1891) im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; in diesen Jahrbüchern 68 (1891) S. 759f. von Otto Schröder freundlich besprochen.

Menschen in drei Klassen ein (S. 125f.), deren oberste, im Besitze „höchster und vornehmster Bildung“, die Fremdwörter weder falsch noch richtig, sondern gar nicht gebrauche. Aber seine Praxis ist verständiger als seine Theorie; er gehört entschieden in die zweite Klasse, d. h. zu denen, welche die Fremdwörter richtig gebrauchen. Und wenn er in der Einleitung (S. 12) sagt: „immer ist die Sprachentwicklung ein Produkt aus zwei Faktoren: des natürlichen Sprachtriebes und des Unterrichts“, so hat er vielleicht selbst empfunden, wie unbequem es für den Autor werden kann, daß er bei jeder Bewegung mit der nervösen Reizbarkeit des Publikums rechnen muß; denn er fügt entschuldigend hinzu: „ich brauche hier absichtlich die Kunstausdrücke der Mathematik“. Doch viel wichtiger ist eine historische Betrachtung, die Wustmann (S. 4. 7) anstellt. Er vergleicht die Gegenwart mit der Periode unserer großen Litteraturblüthe „etwa von 1770 bis 1830“ und findet, daß uns auch in den minder bedeutenden Erzeugnissen jener Zeit „überall eine zwar fremdwörterreiche, aber doch grammatisch reine und richtige Sprache, ein leichter, flüssiger Stil, ein einfacher, klarer, übersichtlicher Satzbau entgegentritt“. Also: seit 60 Jahren hat der Gebrauch von Fremdwörtern abgenommen, der Gesammtzustand der Sprache aber ist schlechter geworden. Treffender kann man die Verkehrtheit der Sprachverreiniger von heute nicht bezeichnen. Der Verfasser hat recht (S. 275): es ist vollkommen gleichgiltig, ob der Beamte sein Aktendeutsch mit „beziehungsweise“ oder mit „respektive“ würzt; unschmackhaft bleibt es, wie es gewesen ist.

Wenn also die Fremdwörter an dem Verfall der deutschen Sprache nicht schuld sind, wer ist es denn? Wustmann macht zwei Mächte des geistigen Lebens dafür verantwortlich: die Presse und die Schule. Auf erstere zu schelten ist heute an der Tagesordnung; und gewiß hat sie vielen Sünden unseres Geschlechtes, nicht bloß sprachlichen, Nahrung gegeben. Aber man vergißt gar zu leicht, daß jede Zeit und jedes Volk im ganzen genommen nicht nur die Einrichtungen und Gesetze, sondern auch die Presse hat, die es verdient. Wenn es wirklich in Deutschland so viele böse Zeitungen giebt wie versichert wird, so ist dies zunächst nicht die Ursache sondern das Symptom eines ungesunden Zustandes in unserem öffentlichen Leben; denn Zeitungen würden nicht in solcher Menge und solcher Hast producirt werden, wenn die Feinde Simsons nicht so zahlreich und so begierig wären immer das Neueste vom Tage zu verschlingen. Allerdings wirken sie dann auch rückwärts und helfen das Uebel verschlimmern, dem sie ihren Ursprung verdanken. Daß in der eilfertigen Schriftstellerei für den Tag und die Woche nur

selten Muße bleibt den Stil zu pflegen, versteht sich von selbst. Wustmann giebt eine reiche Sammlung sprachlicher Verkehrtheiten, die der Presse entnommen und wohl durch langjährige Beobachtung gewonnen sind. Noch interessanter aber sind die Züge, die er gelegentlich aus seiner eigenen Thätigkeit als Redacteur mittheilt. So handelt er in einem der letzten Abschnitte von der gewaltsamen Manier, das Reflexivpronomen immer dicht vor das Verbum zu stellen (z. B. „als ob er die größten Verdienste um das deutsche Vaterland sich erworben hätte" anstatt „als ob er sich die"), und bemerkt dazu (S. 299), hundertmal sei ihm „in Manuskripten der Fall begegnet, daß der Verfasser bei der ersten Niederschrift das 'sich' an die richtige Stelle gesetzt, es aber beim Wiederdurchlesen dort ausgestrichen und dann hinten, unmittelbar vor dem Verbum, hineingeflickt hatte". Darin erkennt man recht deutlich, wie unbewußtes Sprachgefühl und eingebildete Regel mit einander kämpfen.

Einen Maler von den Farben sprechen zu hören ist immer lehrreich; wo er ein seiner Kunst fremdes Gebiet betritt, wird er die Kennerschaft erst beweisen müssen. Von der Vernachlässigung des deutschen Unterrichtes auf dem Gymnasium macht sich Wustmann ein geradezu phantastisches Bild. „Wo stammen sie denn her, die Deutschverderber der letzten vierzig Jahre, wenn nicht aus der deutschen Schule? Wir haben ja gar keinen deutschen Unterricht!" — so ruft er aus (S. 25). Und wiederholt unterbricht er seine Aufzählung fehlerhafter Ausdrücke und Satzbildungen damit, daß er uns Lehrer an die Pflicht erinnert dergleichen zu hindern (S. 143f. 235. 279). Ich glaube, wir dürfen solche Ermahnung ablehnen. Das kleine Buch enthält ja im einzelnen viele richtige Bemerkungen: daß man sich vor Modewörtern wie „zielbewußt, voll und ganz, unentwegt" hüten soll (S. 100f.); daß es falsch ist zu sagen „ich anerkenne" (74); daß „trotzdem" nicht so viel wie quamquam ist, sondern wie tamen (164f.); daß es für den Leser eine Tortur werden kann, wenn zwei zuvor genannte Personen mit „dieser — jener" unterschieden werden, weil in der Regel niemand weiß, wer „dieser" ist und wer „jener" (225); daß wir besser thun würden „lútherisch" zu betonen anstatt „luthérisch", als ob der deutsche Reformator für uns Lutherus hieße (94); daß man einen Genetiv, der als solcher anerkannt werden soll (59), auch irgendwie bezeichnen muß, also nicht sagen darf: „gestützt auf tieferes Verständniß unserer Sprache und deren Geschichte"*); daß es eine Unsitte ist, in den zusammenge-

*) Vgl. Otto Schröder in den „Grenzboten", April 1892, S. 55. Der Ausdruck steht in den neuen „Lehrplänen und Lehraufgaben" S. 18 innerhalb

setzten Zeitformen die Hilfsverba zu unterdrücken (165); daß man laut schreiben soll, um häßliche Zusammenstöße von Sylben und Worten zu vermeiden (311); daß der Gedankenstrich meistens ein Zeichen der Gedankenarmuth, das Semikolon der Ausdruck eines energisch gegliederten Denkens ist (311. 306). Alle diese und manche ähnliche Dinge, die Wustmann erörtert, gehören gewiß in die Schule; aber woher weiß er, daß sie dort nicht vorkommen, nicht erklärt und eingeschärft werden? Er wird antworten: Der Erfolg spricht gegen euch. Aber das wäre eine bedenkliche Beweismethode. Denn unter den Einflüssen, denen der Geist eines heranwachsenden Menschen offen steht, ist derjenige der Schule oder, genauer gesagt, der tüchtigen unter seinen Lehrern doch immer nur einer, der noch dazu durch die ungenirte Geringschätzung, mit der unsere Arbeit in weiten Kreisen der öffentlichen Welt, z. B. auch von Wustmann in seinen Aufsätzen, besprochen wird, mehr und mehr Hemmung erleidet. Für alle Schäden in unserem Volksleben die Schule zur Verantwortung zu ziehen ist ebenso verkehrt, wie von ihr schlechthin die Heilung dieser Schäden zu hoffen.

Trotzdem wird sie nicht müde werden dürfen zu thun, was in ihren Kräften steht; denn die Pflege der deutschen Sprache gehört naturgemäß zu ihren Aufgaben, und auch der beengende neue Lehrplan hat ihr noch nicht alle Mittel genommen diese Aufgabe zu lösen. In welcher Weise sie bisher daran gearbeitet hat und weiter zu arbeiten versuchen wird, soll an einigen Beispielen gezeigt werden.

Die Vermengung der Bilder ist ein oft beobachteter Fehler. Der leichtsinnige Sohn, der seine Eltern an den Rand des Bettelstabes bringt, der Philologe, der die homerischen Gedichte mit dem Messer der Kritik beleuchtet, der Geschichtsforscher, der sich auf diese oder jene Quelle stützt: sie sind bekannte, im Unterricht gern zu Hilfe gerufene Erscheinungen. In dem gedruckten Aufruf eines deutschen Sprachvereins vom Jahre 1886 wurde die Ueberzeugung ausgesprochen, „daß dem Fremdwörterunwesen als einem der mehreren Auswüchse eines tiefliegenden Mangels in unserer Naturanlage ein allgemeiner und nachhaltiger Widerstand entgegengesetzt werden müßte“. Hier sind drei mit einander unverträgliche Vorstellungen in einen kurzen Satz zusammengedrängt. Andringenden Feinden wird Widerstand entgegengesetzt, Auswüchse werden beschnitten; und wie soll ein Mangel auswachsen? Doch liegt gerade in diesem kühnen Bilde der Keim einer recht werthvollen Einsicht: die Fähigkeit, fremde Bestandtheile sich zu assimiliren,

---

des großgedruckten Absatzes, der von der Wichtigkeit des deutschen Unterrichts handelt.

ist an sich eine schöne Kraft der Sprache, die nur davor bewahrt werden muß, in allzu üppigen Trieben hervorzuschießen. Und dasselbe gilt vom Gebrauch der Bilder. Wustmann giebt (S. 290f.) einige erheiternde Proben für ihre gedankenlose Vermischung, fragt aber nicht nach dem psychologischen Grunde dieser Verkehrtheit; daß er ihn nicht erkannt hat, beweist der Abschnitt, welcher „Mechanische Auffassung" überschrieben ist (S. 106ff.). Der Verfasser findet „eins der Hauptkennzeichen unserer heutigen Sprachmode" darin, „daß sie da, wo man früher ein Wort mit übertragener Bedeutung brauchte, jetzt Ausdrücke mit möglichst sinnlicher Bedeutung liebt". Früher habe man gesagt: es ist jemand von Begeisterung oder von einer Ueberzeugung erfüllt; das sei für unsere denkfaule Zeit viel zu innerlich, zu geistig, man könne es ja nicht sehen. Jetzt heiße es nur noch: von künstlerischer Ueberzeugung getragen, „wie der Luftball durch das Gas, das ihn erfüllt, gehoben, also von dem Gas gleichsam getragen wird". Dem Propheten einer frischen, naiven, unbuchmäßigen Redeweise ist es hier gelungen die lebendige Sprache wegen einer ihrer edelsten Tugenden zu schelten.

Je reifer eine Sprache sich entwickelt, desto abstrackter wird sie. Aber alle abstrakten Bezeichnungen sind irgend einmal entstanden durch Uebertragung aus dem sinnlichen Gebiet. Und von da aus bereichert sich die Sprache noch fortwährend, indem Vergleiche neu gefunden, öfter angewandt, endlich auch sie so weit abgeschliffen werden, daß man das Bild in ihnen gar nicht mehr empfindet. Vorstellen, erwägen, begreifen, erklären, Verwirrung, auseinandersetzen, Ansicht, Darstellung: alle sind ursprünglich bildliche Ausdrücke, die jetzt kaum noch als solche erkannt werden. Weil aber die Sprache das Bedürfniß nach sinnlicher Anschaulichkeit hat, so sind neu entstanden: sich etwas vor Augen stellen, gegen einander abwägen, das kann man mit Händen greifen, ins rechte Licht setzen u. s. w. Auch daß neuerdings „Anschauung" so oft statt „Ansicht" gesagt wird, ist ein Beweis dafür, wie die uralte Kraft der Sprache, geistige Beziehungen durch den Vergleich mit körperlichen verständlich zu machen, heute noch lebendig ist. So gehen immer neben einander her ein Prozeß des Absterbens und einer des Neuschaffens: an ersterem arbeiten alle mit, die gedankenlos die überkommene Sprache weiter gebrauchen, an dem andern die Dichter und großen Schriftsteller. Aber auch diese werden, wenn sie ihren Beruf recht verstehen, von ihrem Rechte neue Bilder einzuführen nur mäßigen Gebrauch machen und mehr Gewicht auf die feinere Kunst legen, alte schon halb verblaßte bildliche Ausdrücke so zu gebrauchen, daß ihr ur-

sprünglicher Sinn wieder hervortritt. Es kommt für einen guten Stil nicht so sehr darauf an, viele ausgeführte Gleichnisse zu geben, als vielmehr darauf, daß, wo ein einzelner bildlicher Ausdruck angewandt ist, nichts in der Nähe stehe, was die Phantasie eines lebhaften Lesers, der die sinnliche Vorstellung festhalten möchte, stören könnte.

„Gesichtspunkt" ist im modernen amtlichen Deutsch ein sehr beliebtes Wort, so auch in den neuen „Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen" besonders häufig. Da wird die „vergleichende Durchdringung des Gelernten nach verschiedenen Gesichtspunkten" gefordert (S. 42), oder empfohlen die Reden und Briefe Ciceros „aus sachlichen Gesichtspunkten zu behandeln" (25), oder eingeschärft, daß die Uebungssätze „nach einem bestimmten Gesichtspunkt ausgewählt" sein sollen (S. 23); oder es heißt von der Lektüre (S. 24): „bei der Erklärung werden überall die sachlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund treten müssen". Alles dies kann, vielleicht mit Ausnahme des letzten Beispiels, nicht einmal falsch genannt werden, da das Wort wirklich schon ganz abstrakt geworden ist; aber durchaus unlebendig und farblos ist solche Redeweise. Anders Goethe, wenn er den jungen Werther von seinem fürstlichen Gastfreunde schreiben läßt (II, 9. Mai): „Was mir noch leid thut, ist, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und gelesen hat, und zwar aus eben dem Gesichtspunkte, wie sie ihm der andere vorstellen mochte." Hier ist nichts von einem Gleichniß; und doch kann, wer empfänglich liest, sehen, wie der Mann vor einem Bilde oder einer Statue steht und sie immer von demselben Platze aus, so wie sie vor ihn hingestellt ist, ansieht. Aehnlich in dem Briefe des alten Pastors an seinen jungen Amtsbruder (gegen Ende): „Was ist daran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt, in dem der Geist des Dichters war." Flug der Begeisterung und Erhebung der Seele sind abgebrauchte Uebertragungen; aber hier sind sie so verbunden, daß den flüchtigen Leser zwar kein Bild aufhält, dem nachfühlenden aber der Vogel erscheint, der erst seine Schwingen prüft, dann sich im Fluge emporhebt „weit über Berg und Thale, weit über blaches Feld", wie es in dem alten Kirchenliede lautet.

Goethes Meisterschaft im deutschen Stil ist zu einem großen Theil in dieser Fülle leibhafter Anschauung begründet. Vielleicht sind ihm gar nicht alle sinnlichen Ausdrücke klar bewußt geworden; aber er empfand sie leise vermöge der Anschaulichkeit seines Denkens und wurde so davor bewahrt, einen andersartigen bildlichen Ausdruck in unmittelbare Nähe zu stellen. Und oft geschah es, daß ein abgenutzter Ver-

gleich, bei dem ein anderer gar nichts gefühlt hätte, für seine Vorstellung so deutlich wurde, daß er zu einem vollständigen Bilde auswuchs, das der Autor dann auch in der Sprache festhielt. „Ueber etwas hineilen" hat schon mancher gesagt; in jenem Briefe des alten Pastors liest man (zu Anfang): „Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über glühendes Eisen eile"; und man glaubt zu sehen, wie der Gequälte hastig und ängstlich die Füße hebt. Geläufig ist das Lob: „eine bahnbrechende Untersuchung". Im funfzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" ist von dem Stande der medicinischen Wissenschaft die Rede und soll das gesagt werden, was ein anderer etwa so ausdrücken würde: „die bahnbrechenden Arbeiten von Boerhaave und Haller hatten keinen bleibenden Erfolg" oder (noch weniger gut) „keinen dauernden Einfluß auf den Betrieb der medicinischen Wissenschaft". Bei Goethe aber steht: „Man behauptete, die Bahn sei gebrochen, da doch in allen irdischen Dingen selten von Bahn die Rede sein kann; denn wie das Wasser, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn bei Seite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen."

Erwachsene Menschen mag man gelegentlich auf die Vorzüge Goethischer Diction hinweisen; daß seine Werke zur Grundlage für stilistische Uebungen gemacht werden, wird hoffentlich niemand verlangen. Doch steht nicht bloß die Pietät dem entgegen. Wenn wir mit einem Hauche seiner erquickenden Ursprünglichkeit unsern Stil beleben wollen, so gelingt das nicht, indem wir äußerlich ihn nachahmen; sondern wir müssen die empfängliche, auf das Anschauen gerichtete Stimmung, die ihm natürlich war, in uns zu erzeugen suchen, damit aus ihr, wenn sie durch die überlieferte Sprache befruchtet wird, lebendige Formen der Gedanken hervorwachsen. Dazu verhilft uns ein fremder Autor, weil er Worte gebraucht, die wir erst als Vokabeln gelernt haben, so daß wir das bildliche Element in ihnen leichter erkennen als in den deutschen, deren abstrakter Bedeutung wir uns schon unmittelbar bewußt sind; dazu hilft vor allen Homer, weil bei ihm die übertragene Anwendung sinnlicher Ausdrücke erst noch im Werden ist. Durchweg müssen ja die Schüler bei der Lektüre angeleitet werden, die Grundbedeutungen der einzelnen Worte aufzufassen und sich zu merken, nicht bei irgend einer abgeleiteten Uebersetzung sich zu beruhigen, die für die einzelne vorliegende Stelle paßt. Solche Uebersetzungen sind wie abgeschnittene Blumen, die bald welk werden, die Grundbedeutung ist der

Stock, aus dem bei richtiger Pflege immer neue Blüthen und Knospen hervorsprießen. Bei Homer nun ist die Grundbedeutung fast immer eine sinnliche und konkrete; und indem wir uns bemühen seine Gedanken ebenso lebendig wiederzugeben, werden wir auf den reichen Schatz sinnlicher Anschauung und bildlicher Denkweise erst aufmerksam, der in den Worten unserer Sprache halb verschüttet ruht. Im vierzehnten Buche der Ilias schildert der Dichter das Meer vor dem Sturme:

ὡς δ' ὅτε πορφύρῃ πέλαγος μέγα κύματι κωφῷ,
ὀσσόμενον λιγέων ἀνέμων λαιψηρὰ κέλευθα*).

ὄσσεσθαι heißt „blicken, im Auge haben, ausschauen nach etwas", dann, wie behauptet wird, „ahnen" oder gar (in unserm Falle) „verkündigen". Die Herausgeber machen sich seltsame Mühe die Stelle zu erklären, und doch haben wir im Deutschen ganz dieselbe Verbindung: „Das Meer sieht nach Sturm aus". Der Primaner, der diese Gleichheit selber gefunden hat, wird das Bewußtsein der sonst vergessenen Personifikation, die in „aussehen" steckt, nicht leicht wieder verlieren. ὑφαίνειν heißt „weben". Klugen Rath (μῆτιν) kann man nicht weben; aber warum nun gleich so abstrakt und nüchtern „ersinnen" oder mit willkürlich verändertem Bilde „schmieden"? Wir werden „anspinnen" sagen oder noch besser „anzetteln" und uns vielleicht hier zum ersten Mal erinnern, welchem Handwerk dieser deutsche Ausdruck entnommen ist. Und wenn im dritten Buche der Ilias von Odysseus und Menelaos erzählt wird, wie sie in der Versammlung μύθους καὶ μήδεα πᾶσιν ὕφαινον, so werden wir nicht übersetzen: „als sie ihre Gedanken allen vortrugen," vielmehr auch hier den Faden der Grundbedeutung aufnehmen und sagen: „entwickelten". Wodurch wir denn zugleich für künftig vor der Thorheit bewahrt sind, „entwickeln" schlechthin als gleichwerthig mit „erzählen, vortragen, beschreiben, schildern, darstellen" zu gebrauchen.

Beispiele dieser Art zu häufen ist hier nicht der Ort. Aber es mußte wenigstens angedeutet werden, was mit der Behauptung gemeint sei, daß an der Uebersetzung Homers das deutsche Sprachbewußtsein und die Kraft des gegenständlichen Denkens sich stärke. Ganz verschieden ist der Gewinn, der sich aus dem grammatischen Unterricht ziehen läßt. Wustmann (S. 184f.) handelt von der häßlichen Gewohnheit, die leider mehr und mehr sich verbreitet, den Konjunktiv des Imperfekts auch in Bedingungs-, Vergleichungs- und Wunschsätzen durch „würde" zu um-

*) Voß übersetzte:

Wie Wenn dunkel das Meer aufwallt mit stummem Gewoge,
Noch vorahnend der Wind' im Gesaus' anstürzenden Wandel.

schreiben; z. B. „von großer Bedeutung wäre es, wenn sich der Leserkreis des Blattes vermehren würde". Aber er geht auch hier der Erscheinung nicht auf den Grund, sondern begnügt sich zu sagen, daß die Umschreibung nur „in gewissen Fällen" oder „in Hauptsätzen und gewissen Nebensätzen" zulässig sei. Ein tüchtiger Primaner würde heuer noch im stande sein sich weniger ungewiß zu äußern. Er weiß, daß „würde" der Ausdruck des bedingten Satzes ist, dem Optativ mit ἄν und dem französischen conditionnel entsprechend; und da er vor der Reform von 1892 die Sekunda durchgemacht hat, so ist es ihm durch reichliche Uebung mit eben jenem verrufenen ἄν und mit dem noch übler beleumundeten non dubito quin futurum fuerit geläufig geworden, im Deutschen den bedingten Gedanken, auch wo er versteckt ist, herauszuerkennen. Sollte er doch einmal dagegen fehlen — und wirklich ist mir das falsche „würde" dann und wann in Aufsätzen begegnet —, so genügt die Erinnerung an ein unerhörtes si j'aurais oder εἰ ἄν ἔχοιμι, um ihn zur Besinnung zu bringen und ihm die Grenzen des richtigen Gebrauches von „würde", die Wustmann so geheimnisvoll andeutet, mit einem Schlage klar zu machen.

Notre langue, au point de vue de la syntaxe, avait jusqu'à présent une réputation de clarté: mais elle courrait risque de la compromettre et de se défigurer peu à peu si elle ne restait pas en contact avec l'idiome logique et clair dont elle est issue. So urtheilt*) ein Mann, der als Philolog und als französischer Schriftsteller in gleichem Maaße hervorragt, Michel Bréal. Und wir sollten müde werden dafür zu kämpfen, daß man uns gestatten möge aus der klaren Quelle zu schöpfen anstatt aus dem bequem zugänglichen, aber lauen und trüben Wasser des fernab geleiteten Flusses? Man entgegnet uns, die lateinischen Sprachübungen hätten den deutschen Stil verdorben; vielmehr haben sie den deutschen Stil geschaffen. Ohne die strenge lateinische Schulung würden wir einen logisch korrekten und durchsichtigen Satzbau überhaupt nicht erworben haben. Aber jedes Ding hat die Fehler seiner Tugenden; die einen sollen wir uns zu nutze machen, doch nicht vergessen die andern sorgsam zu überwachen. Klarheit und Schärfe sind die wichtigsten aber nicht die einzigen Eigenschaften, die der Stil haben soll; wo kein andrer Einfluß dem lateinischen ergänzend entgegenwirkt, da wird die Sprache nüchtern und eintönig. Unsere Litteratur besitzt nicht nur gelehrte sondern auch populäre Werke, deren Ausdruck und Satzbau la-

*) De l'enseignement des langues anciennes. Conférences faites aux étudiants en lettres de la Sorbonne. (Paris 1891.) S. 16.

teinisch anmuthen, also nicht gut deutsch sind. Karl Peter's, meines ehrwürdigen Lehrers, römische Geschichte ist so geschrieben; bei manchen Erlassen und Denkschriften der Unterrichtsverwaltung hat man dieselbe Empfindung. Aber solche Beispiele beweisen nichts gegen den Nutzen des Lateinschreibens; sie zeigen nur, wie auch die beste Kraft, wenn sie einseitig entwickelt wird, zuletzt in einer unschönen Hypertrophie sich hervordrängt.

Daß diese Gefahr nicht unterschätzt werden darf, lehrt in besonders wirksamer Weise Wustmann: nicht an den Stellen, an denen er gegen den Betrieb des lateinischen Unterrichtes eifert, sondern durch die Proben latein-deutscher Denkweise, die er, ohne es zu wollen, selber giebt. Der Satz: „Er thut, als habe er schon damals diese Absicht gehabt", wird (S. 183) korrigirt in „als hätte er", weil in irrealen Nebensätzen der Konjunktiv des Imperfekts stehen müsse. Auch die Verbindung: „Ich kenne keine zweite Fachzeitschrift auf diesem Gebiete, die so allen Ansprüchen entgegenkommt", oder: „Nie hat er etwas gethan, was mit seiner Unterthanenpflicht in Widerspruch stand", soll falsch sein (S. 181). Und dabei wird uns versichert, jedermann gebrauche mündlich in Sätzen dieser Art den Konjunktiv um der vorhergehenden Verneinung willen, nur der Papiermensch getraue sich nicht ihn hinzuschreiben: „er stutzt, zweifelt, wird irre, schreibt schließlich — den Indikativ". Nein, das papierne Denken ist diesmal auf Seiten des Verf.'s, der subtile Gesetze des Tempus- und Modusgebrauches, die dem Lateinischen eigen sind, unsrer Sprache aufdrängen will. Auch sie bevorzugte früher in dem Relativsatz, der von einem Satze mit negativem Sinn abhängt, den Konjunktiv; aber schon im Mittelhochdeutschen drang der Indikativ ein, und der ist allmälig vorherrschend geworden. Wer sich darüber belehren will, findet in Oskar Erdmann's deutscher Syntax*) das Material bequem zusammen. Luther'sche Uebersetzungen wie „da ist keiner, der Gutes thue" (Ps. 14,3) oder „ist doch niemand der also heiße" (Luc. 1,61) kommen uns jetzt fremdartig vor; und es ist gewiß kein Zufall, daß die zweite Stelle bei Weizsäcker (1888) so lautet: „es ist niemand, der diesen Namen führt". Mag es eine Zeit gegeben haben, wo der Indikativ als falsch empfunden wurde: durch den Gebrauch ist er richtig geworden.

Denn das ist ja eine allgemeine Erscheinung: die Sprache hört nicht auf, in ihrem Bewußtsein die logischen und formalen Beziehungen

*) Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Erste Abtheilung (Stuttgart 1886). § 192.

zu verschieben, ein Wort oder eine Gruppe von Wörtern oder eine Satzart aus der ursprünglichen Bildungsweise in eine fremde Analogie übergehen zu lassen, zu der irgend ein lautlicher Anklang oder eine begriffliche Association einlud. Die Macht und das gute Recht dieses sekundären Bildungstriebes erkannt zu haben ist eins der großen Verdienste der neueren Sprachwissenschaft; sie hat uns gelehrt, daß er nicht nur in den modernen Sprachen thätig ist, sondern daß auch Sanskrit und Griechisch auf ihrer frühesten für die Forschung erreichbaren Stufe schon eine Fülle von Beispielen aufweisen, in denen die ursprünglichen Laut- und Formensysteme durch nachträgliche Anziehung und Abstoßung durchbrochen sind. Wenn ein Kind sagt: „der Bäcker hat die Semmeln gebringt“, so lächeln wir; und doch steckt in „brachte“ schon derselbe Fehler: ursprünglich wurde das Verbum stark flektirt, noch im Mittelhochdeutschen finden sich branc brungen. Undenkbar erscheinen „ich kamte, ich liefte“; aber „ich konnte“ ist formell nicht verschieden: ein starkes Präteritum (mhd. ich kan, wir kunnen), auf das die schwache Endung des Präteritums noch einmal aufgepfropft ist. Dativ und Accusativ des Pronomens der dritten Person waren noch im Gotischen geschieden: sis sik wie mis mik. Derjenige Zweig der germanischen Sprachen, aus dem das heutige Deutsch erwachsen ist, hat den Dativ aufgegeben, und wir gebrauchen jetzt die Accusativ-Form für beide Kasus: „er widersprach sich selbst“ ist im Grunde nicht besser berechtigt als „ich verbitte mich das“. Hieraus wird niemand den Schluß ziehen, daß es unnöthig sei „mir“ und „mich“ zu unterscheiden. Und überhaupt darf die Einsicht in den unablässigen Neuerungsdrang der Sprache nicht dazu verführen, beliebige Verirrungen, die hier oder dort hervorkommen, in Schutz zu nehmen. Aber sie kann vorsichtig machen im Urtheil über solche Fälle, in denen das Sprachgefühl eben jetzt schwankt; sie soll uns davor behüten, daß wir eine Form als falsch abgethan zu haben meinen, wenn wir nachgewiesen haben, daß sie „höchst unorganisch“ ist und einem Mißverständniß ihren Ursprung verdankt.

In dieser Weise behandelt Wustmann z. B. (S. 71) das Präteritum „er frug“. Ohne Zweifel ist es falsch gebildet; aber seit dem vorigen Jahrhundert gehört es unserer Litteratur an, Wustmann selbst bringt Belege aus Goethe, Schiller, Bürger, neuerdings hat es in Gustav Freytag einen mächtigen Gönner gefunden: so werden wir uns wohl zuletzt bequemen müssen es gelten zu lassen. Ich selber gehöre zu denen, die sich dagegen sträuben; meine Schüler schreiben „fragte, fragst“, nicht „frug, frugst“. Denn ich bin mit dem Verfasser der „Sprachdummheiten“ (S. 165 u. ö.) darin einverstanden: so lange eine Neubildung

noch nicht völlig durchgedrungen ist, es noch Leute giebt die sie als etwas Störendes empfinden, so lange der tyrannische Gebrauch noch nicht endgültig das Verkehrte zum Richtigen gestempelt hat: so lange haben die Freunde der Sprache alle Ursache die konservative Tendenz zu verstärken, das Alte und Echte festzuhalten. Aber dies kann man thun, ohne den Anhängern der neuen Richtung vorzuwerfen, daß ihr Verhalten „schmachvoll" sei und daß sie eigentlich kaum noch den Anspruch erheben dürften „ein anständiges Deutsch zu sprechen" (S. 69). Ebenso steht es auf dem Gebiete der Syntax. Die Inversion nach „und" ist mir nicht blos „unsympathisch" (S. 296), sondern ich suche sie in meinem kleinen Wirkungskreise nach Kräften zu bekämpfen; aber im Stillen sehe ich die Zeit herankommen, wo diese geschmacklose Wortstellung richtig sein wird. Den Gebrauch von „wie" nach dem Komparativ soll man sich nicht gestatten (S. 278); wer sich aber gar zu sehr daran ärgert, dem mag es zum Troste dienen, daß schon Homer diesen Fehler gemacht hat, wenn er (Il. IV 277) von einer Wolke sagt, sie sei „schwärzer wie Pech"*). Wustmann will von solcher Toleranz nichts wissen (S. 28f. 296). Im Prinzip erkennt er die fortwuchernde Analogie als eine lebendige Kraft an (S. 154); praktisch aber sucht er das Deutsche, als wäre es eine todte Sprache, auf einer einzelnen Stufe seiner Entwickelung festzuhalten und durch ähnlich rigorose Gesetze einzuschränken, wie sie Ellendt-Seyffert für das Lateinische geliefert hat.

Dabei passirt es ihm denn wohl gar, daß er einer Abweichung vom Herkommen den Zutritt verweigert, die in Wahrheit eine Rückkehr zum Echten und Eigentlichen ist. Die Begriffe von Ursache und Mittel gehen leicht in einander über; daher kommt es, daß im Deutschen wie im Griechischen dieselbe Präposition „durch" und „wegen" bedeutet hat. Walter von der Vogelweide erzählt von einer schönen Frau, die durch kurzewîle zuo vil liuten gât; und noch Luther schreibt**): „das Gott seinem Son Christo durch solche Opfer wolte gnädig sein." Dergleichen heute nachzumachen wäre Ziererei. Aber wenn jemand, der von Walters und Luthers Sprache nichts weiß, unwillkürlich schreibt: „das Buch ist durch seine prachtvolle Ausstattung ein werthvolles Geschenk" oder „die Marienkirche enthält viele durch Kunst und Geschichte bemerkenswerthe

*) Derselbe Dichter muß auch schon von der Wälschsucht ergriffen gewesen sein; denn er läßt ein Mädchen aus vornehmer Familie ihren Vater als „Papa" anreden. Vgl. Ludw. Lugander, Ein Wort für unsere Fremdwörter (1888) S. 16.

**) Das Citat findet man im Grimmschen Wörterbuche, wo die (neuhochdeutschen) Belege für „durch" im Sinne von „wegen" reichlich eine Spalte füllen.

Sehenswürdigkeiten", so soll man ihn nicht „durch Gedankenlosigkeit" hofmeistern, weil er „durch" und „wegen" verwechsle (S. 252), man soll sich freuen, daß der uralte Zusammenhang der Begriffe noch nicht erstorben ist sondern, den Sprechenden unbewußt, weiter wirkt. — Davon habe ich reden hören, man hat ihn zurückkommen sehen, er hat seinen Hut liegen lassen: so sagt heute jedermann, obwohl es eigentlich „gehört, gesehen, gelassen" heißen müßte. Auf welchem Wege der logisch unmögliche Infinitiv in diese Verbindung eingedrungen ist, darüber streiten die Gelehrten*); aber der Fehler ist über 600 Jahre alt und ist so sehr herrschend geworden, daß das Particip jetzt als falsch gilt. Wustmann thut recht es abzulehnen (S. 74); aber wenn er diese Gelegenheit benutzt, um über die halbe Sprachkenntniß mancher „Gebildeten" zu spotten, so ist das weder gerecht noch vorsichtig. Denn wer etwa schreibt: „er hätte das wissen gekonnt, er hat nie Reue zu empfinden gebraucht", handelt freilich in „Unkenntniß" des Gebrauches, den die Gewalt der Masse sanktionirt hat, aber aus einem sehr berechtigten Gefühl heraus, das man nicht zurückscheuchen sondern auf den rechten Weg lenken soll. Hier merkt man, daß der Sammler der „Sprachdummheiten" niemals Lehrer gewesen ist; sonst würde er gelernt haben sich an vernünftigen Fehlern zu freuen. Es steckt oft mehr gesunder Sinn und natürliche Logik in ihnen als in der sorgfältigsten Befolgung grammatischer Regeln.

Erwägungen wie die zuletzt angestellte drängen zu der Frage: was ist denn schließlich richtig? wo finden wir einen Maßstab, auf den wir uns verlassen dürfen? Die Antwort muß lauten: einen solchen Maßstab giebt es in Wirklichkeit nicht. Was ciceronianisch ist, läßt sich feststellen; was allgemein gut lateinisch ist, schon viel weniger; vollends aber die Sprache, in der wir selbst leben und weben, kann von uns und für uns nicht in ein System gebracht werden, dem gesetzliche Geltung zukäme. Wenn das nicht ohnehin klar wäre, so könnte man es aus der Art lernen, wie Wustmanns Unternehmen gescheitert ist. An den verschiedensten Punkten sucht er einen festen Anhalt, um ihn dann selbst wieder zu zerstören. Bald soll der heutige Gebrauch entscheiden, bald Herkunft und ursprüngliche Bedeutung; bald wird das „papierne Deutsch" verspottet und allein das gesprochene als Quelle der Belehrung gepriesen (S. 64. 168. 237), bald muß die Umgangssprache zu Gunsten des „feineren Sprachgefühls" zurücktreten, das in der „guten Schriftsprache"

*) Auch hierüber Genaueres bei Erdmann (Deutsche Syntax § 153), der u. a. darauf aufmerksam macht, daß Rückert der Anwendung des Infinitivs in solchen Verbindungen mit Absicht widerstrebte.

wirksam sei (S. 149. 172). „Es kann nichts Verkehrteres geben als sich zur Vertheidigung eines Fehlers auf einen großen Schriftsteller zu berufen; ein Fehler bleibt ein Fehler, mag ihn geschrieben haben wer da will“: so steht in der Einleitung (S. 17). Und nachher, wo es sich darum handelt die vulgäre Deklination von „man“ für gut deutsch auszugeben („was einem so einfällt“), da werden (S. 65) Aeußerungen der Bedienten in Minna von Barnhelm und der Bauern im Götz stillschweigend den beiden Dichtern zugeschrieben und mit überlegener Miene wird versichert: „man kann sich gar nicht besser ausdrücken, als wie es Goethe gethan hat.“ Und dann in der Anwendung seiner Regeln übt der Verfasser eine starre Konsequenz, die ihn manchmal zu argen Willkürlichkeiten fortreißt: z. B. wenn er verlangt, man solle schreiben und sprechen „aller Augenblicke, aller acht Tage“ statt „alle acht Tage“ (269), oder wenn er behauptet, in der Zeitung dürfe es nicht heißen „die Frage wird an den Reichstag herantreten“, die Patrouille müsse berichten: „wir ritten an den Feind hinan“ (S. 265f.). Mit all solchen Schwankungen und Uebertreibungen beweist das Buch unwiderleglich, daß in einer lebenden Sprache die letzte Entscheidung über das, was richtig sei, nicht aus Gesetzen hergeholt werden kann sondern nach subjektivem Gefühl erfolgen muß.

Und es ist gut, daß dem so ist. Die Sprache würde aufhören eine Kunst zu sein, wenn der Kern ihres Wesens nicht im Irrationalen läge. Wie auf allen Gebieten geistigen Lebens so ringen auch in ihr unablässig mit einander das historische und das werdende Recht. Mag eine Form oder eine Ausdrucksweise noch so echt und organisch erwachsen sein, sie muß weichen, wenn die Mode es will oder wenn sie den wechselnden Bedürfnissen der Sprechenden nicht mehr genügt*). Laute schleifen sich ab und Begriffe verschieben sich: die Unterscheidung der drei Geschlechter beim Substantivum, einst ein Ausdruck lebendig schaffender Phantasie, ist heute ein bedeutungsloser Ballast der Grammatik, während der Gleichklang so vieler verschiedener Kasus die Rede undeutlich macht und über kurz oder lang vielleicht auch bei uns, wie bei Engländern und Franzosen, zur Umschreibung durch Präpositionen nöthigen wird. Indem der Gebrauch überflüssige Formen fallen läßt und solche, die nothwendig werden, bildet, schädigt er den überlieferten Bestand der Sprache. Die Grenze aber zwischen dem Alten, das ab-

*) Der Einfluß, den praktische Rücksichten auf die Umbildung der Sprache ausüben, ist kürzlich von Hermann Röhl erörtert worden in der inhaltreichen und scharfsinnigen Abhandlung „über die praktische Brauchbarkeit der wichtigsten modernen Sprachen, speziell der deutschen“. Naumburg a. S. (Progr.) 1892.

stirbt, und dem Neuen, das eindringt, kann niemals begrifflich festgelegt werden. Hier ist es allein der Takt, der die streitenden Mächte versöhnt. Ausrechnen, beschreiben, lehren kann man ihn nicht; er wirkt unbewußt und will im Verborgenen behutsam gepflegt sein. Nicht Regeln sollen wir mittheilen, die mechanisch befolgt werden können, sondern durch stille Uebung den feinen Sinn zu bilden suchen, der selber beobachtet und herausfühlt, was gut und richtig ist. Der ist der größte Meister der Sprache, der am besten von ihr zu lernen weiß.

April 1892.

Oesterreich-Ungarns Valutaregulirung und ihre Folgen für Europa*).

Von

Dr. **William Scharling,**
Professor in Kopenhagen.

Von Tag zu Tag spricht man mit größerer Bestimmtheit davon, daß die „Valutaregulirung“, nach welcher Oesterreich-Ungarn seit einer Reihe von Jahren gestrebt hat, nun allen Ernstes durchgeführt werden wird, und obgleich in diesem Augenblicke (d. 4. Mai) noch kein bestimmter officieller Vorschlag zur Verwirklichung dieses Planes vorliegt, so kann man es wohl als abgemacht betrachten, daß die allernächste Zeit einen solchen bringen wird**). Man ist sich in Oesterreich-Ungarn vollkommen der großen Schwierigkeiten bewußt, welche die Durchführung mit sich bringen wird, ja, die vorliegende Literatur diese wichtige Sache betreffend zeigt, daß man sogar von verschiedenen Seiten die Durchführung als ziemlich problematisch betrachtet. Die Schwierigkeiten sind aber auch groß und in die Augen fallend genug. Es gilt nicht bloß, ein Land, welches seit einem Jahrhundert eine Circulation von uneinlösbarem Papiergelde gehabt hat, von dieser ökonomischen Landplage zu befreien und eine wirkliche Metallcirculation, welche von einlösbaren Noten ergänzt wird, an deren Stelle zu setzen; es gilt zugleich auch die Wahl eines neuen Münzfußes, eventuell die Einführung einer neuen

*) Erst nachdem der größere Theil dieses Artikels geschrieben war, sind die „Stenographischen Protokolle über die vom 8. bis 17. März 1892 abgehaltenen Sitzungen der nach Wien einberufenen Währungs-Enquête-Commission“ dem Verfasser in die Hände gekommen. Zum größten Theil hat daher erst in später zugefügten Anmerkungen Rücksicht auf die darin enthaltenen Aussagen genommen werden können.

**) Die Gesetzentwürfe betreffend die Regelung der Valuta sind am 14. Mai dem Reichsrathe vorgelegt worden.

Rechnungseinheit. In den beiden letzten Jahrzehnten haben Frankreich, Nordamerika und Italien die erste dieser schwierigen Aufgaben gelöst, zum Theil sogar nach einem größeren Maßstab, als von dem hier die Rede ist, weil es zugleich und vornehmlich galt eine allzu große Cirkulation zu reduciren und dadurch dem Papiergelde den Parikurs zu verschaffen, während der österreichische Papiergulden seit 1878 — von seiner metallischen Basis losgelöst — wenigstens so vielen Werth als ein Silbergulden gehabt hat; und die letztere Aufgabe hat Deutschland — zwar noch nicht gänzlich, — und die skandinavischen Länder — die letzten mit vollständigem Erfolg*) — gelöst. Eine gleichzeitige Lö-

*) Wenn Dr. Julius Landesberger in seiner im übrigen so eingehenden Schrift: Währungssystem und Relation, Wien 1891, wiederholt die skandinavische Münzreform als mißglückt bezeichnet (vergl. S. 12: „Auf den Mißerfolg der skandinavischen Reform ist oben schon hingewiesen worden" und S. 138: „Die Goldwährung in ihrer begrifflichen Umgestaltung besitzt heute keines der Kulturländer . . . ebensowenig im Hinblick auf die unverhältnißmäßige Notencirkulation die skandinavische Union"), weil „der gesammte monetaire Goldwerth der skandinavischen Union betrug Ende 1885 nicht mehr als 115 Mill. Reichsmark, dagegen der Notenumlauf 223 Mill. Reichsmark. Ein problematischer Erfolg" (S. 9), — so beruht dies gänzlich auf einem Mißverständniß, das es hier gestattet sei aufzuklären. Skandinaviens Uebergang zur Goldwährung ist vollständig gelungen, denn Silber existirt nur als Scheidemünze, und die Noten sind unbedingt einlösbar gegen Gold (vgl. Dr. Landesbergers Bemerkung S. 118: „für die Verwirklichung des Gedankens . . . gilt es gleich, ob Münze kursirt oder Geldzeichen, welche jederzeit gegen Münze ausgetauscht werden können"). Die große Notencirkulation rührt nur daher, daß die Bevölkerung den Noten vor dem Gold den Vorzug giebt; das Gold cirkulirt deshalb so gut wie gar nicht, sondern liegt in den Kellern der Banken als Garantie für die Noten. In Schweden sind allerdings die von den Privatbanken emittirten Noten ziemlich schwach fundirt, — ein Fehler, dem man jedoch Abhilfe zu schaffen bemüht ist —, so existirte z. B. in 1885 eine Notenmenge von 88,8 Mill. Kr. gegen einen Goldbestand von nur 21,6 Mill. Kr.; aber selbst da sind die Noten seit 1875 jeder Zeit gegen Gold einlösbar gewesen. In Norwegen cirkulirten zur selben Zeit Noten im Werthe von nur 37,1 Mill. Kr. gegen einen Metallbestand der Bank von 28,7 Mill. Kr., und in 1888 überstieg letzterer sogar erstere (44,9 Mill. Kr. in Metall, 43,6 Mill. Kr. cirkulirende Noten). In Dänemark können 30 Mill. Kr. in Noten ungedeckt sein, aber über diesen Betrag hinaus wird jede einzelne Krone von Gold gedeckt; in 1885 betrug z. B. die Notenmenge 79, die Metallwährung 49,6 Mill. Kr. (62,7 pCt.) und 1889 beziehungsweise 88 und 60,1 Mill. Kr. (68,3 pCt. gedeckt). Wenn Dr. Landesberger eine Ausmünzung von 115 Mill. M. einer Notenmenge von 223 Mill. M. gegenüberstellt, so scheint es hierbei übersehen zu sein, daß diese Noten zum nicht geringen Theil von Goldbarren oder fremden Goldmünzen gedeckt werden. Da das Geld nur zum Export nothwendig ist, ist nämlich kein Grund vorhanden, die im Besitz der Banken befindlichen fremden Goldmünzen einzuschmelzen oder umzuprägen; außer den schwedischen und norwegischen Kronemünzen besitzt die dänische Nationalbank daher stets eine verhältnißmäßig bedeutende Menge deutscher und englischer Goldmünzen, den 31. Jan. 1891 betrug z. B. ihr Goldbestand 42,22 Mill. Kr., wovon nur 23,4 Mill. in Kronen, 12,87 Mill. Kr. in deutschen und englischen Goldmünzen (11,5 Mill. M., 147,000 Sovereigns) und 5,92 Mill. Kr. in Goldbarren. Von 1877—91 ist der Goldvorrath der Nationalbank um c. 10 Mill. Kr. gestiegen; davon waren 7,4 Mill.

fung beider Aufgaben bietet jedoch ohne Zweifel doppelte Schwierigkeiten. Allerdings könnte es scheinen, als wenn man durch diese Combination der einen Schwierigkeit, welche ein Uebergang zur Goldwährung mit sich bringt, entginge: der Schwierigkeit nämlich, die frühere Silbercirkulation los zu werden, ohne allzu unverhältnißmäßige Verluste bei der Realisation des Silbers zu erleiden; denn Oesterreich-Ungarns Vorrath an Silber ist nicht so viel größer als zum Gebrauch für Scheidemünzen und eventuell Silberkurant nothwendig ist*). Aber abgesehen davon, daß Viele in Oesterreich-Ungarn zu meinen scheinen, daß es nicht thunlich sein wird, soviel Silber in der Cirkulation zu behalten, sondern daß ein Theil des Silbers realisirt werden muß**),

---

Kr. in fremder Goldmünze, zu deren Ummünzung keine Veranlassung vorlag, da die Bevölkerung ihre Cirkulation in Noten vorzog.

*) Oesterreich-Ungarns Vorrath an Silber wird auf ungefähr 190 Mill. fl. ö. W. angeschlagen, wovon c. 166 Mill. in der Bank liegen, sammt 35 Mill. fl. in Scheidemünzen, während die ganze Cirkulation (Gold, Silber, Scheidemünzen, ungedeckte Banknoten und Staatsnoten), die für 1885 auf c. 779 Mill. fl. geschätzt wurde, in 1891 c. 100 Mill. fl. größer war. Das Silber beträgt also etwa $^1/_4$ dieser ganzen Cirkulation, oder bei einer Bevölkerung von ca. 42,7 Millionen ca. 5 fl. pro Individuum, die zwar in Scheidemünzen etwas höher ausgebracht werden würden. Nach den in Dänemark gemachten Erfahrungen würde dies kaum besonders hoch angeschlagen sein. In Dänemark betrug in 1877 nach der Durchführung der Münzreform die gesammte Cirkulation ca. 78 Mill. Kr. (davon 27 Mill. Kr. ungedeckte Banknoten, 11 Mill. Kr. von Guldbarren und fremden Goldmünzen gedeckte), wovon Silberscheidemünzen ca. 18 Mill. Kr. (ca. 23 pCt.); bei einer Bevölkerung von ca. 1,8 Millionen kam auf jedes Individuum ca. 10 Kr. = 6 fl. 30 kr. ö. W. pro Individuum (davon ca. $8^1/_3$ Kr. = ca. $5^1/_2$ fl. ö. W. in Zwei- oder Ein-Krone-Stücken). In Dänemark ist nie darüber geklagt worden, daß die Menge von Scheidemünzen zu groß war; im Gegentheil wird eher darüber geklagt, daß es schwierig ist, sich kleines Geld gegen großes einzuwechseln. (In den drei skandinavischen Ländern wurden in 1873—85 $39^1/_2$ Mill. Kr. in Silbermünzen ausgemünzt, einer gesammten Ausmünzung gegenüber von ca. 94,4 Mill. Kr., also sind ungefähr ca. 42 pCt. davon Silber, wobei jedoch zu erinnern ist, daß die in den Vorräthen der Banken vorhandenen Goldbarren und fremde Goldmünzen faktisch in der Form von darauf emittirten Noten cirkuliren.)

**) Professor Menger, der (Enquête-Commission S. 207) den Silbervorrath auf 270 Mill. fl. veranschlägt, ist der Meinung, daß nur 170 Mill. davon als Scheidemünze ausgemünzt werden darf, schlägt aber vor die übrigen 100 Mill fl. zu Courantmünze umzuprägen oder in anderer Weise als Courantmünze in Umlauf zu setzen.

Die von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe bestimmen indessen, daß nur 200 Mill. Kronen = 100 Mill. fl. in Kronen und Fünfzighellerstücke ausgeprägt werden sollen, also kaum $2^1/_2$ fl. pro Kopf. Es bleibt somit eine recht bedeutende Menge Silber übrig, von dem noch keine Bestimmung getroffen zu sein scheint. Warum man in Oesterreich-Ungarn, wo man bisher Silber-Scheidemünzen gehabt hat und mit der zu großen Silbermenge in Verlegenheit ist, diese jetzt mit den unschönen und unbequemen Nickelmünzen im Betrage von 60 Mill. Kronen ersetzen will, ist uns ganz und gar unbegreiflich.

Wir können nicht umhin zu bedauern, daß man in Oesterreich-Ungarn die wenig glückliche Idee gehabt hat, den skandinavischen Münznamen „Krone" für die neue Münzeinheit zu wählen.

werden ja übrigens dieselben Fragen wie anderwärts bei dem Uebergange von der Silberwährung zur Goldwährung aufgeworfen, namentlich in Betreff der Berechnung der Werthverhältnisse, der Wahl der Münzeinheit u. a. m.

Diese Fragen, deren richtige Lösung von größter Bedeutung sowohl für die Bevölkerung von Oesterreich-Ungarn als auch für dessen ausländische Kreditoren ist, werden wir hier ganz außer Acht lassen, ebenso wie die vielfach erörterte Frage, wie die Verhältnisse zwischen dem Staat und der Bank zu ordnen sind, namentlich auch, zu welchem Preise jener den Silbervorrath der Bank übernehmen solle. Dagegen müssen wir, da es unsere Aufgabe ist, die Bedeutung und den Einfluß zu untersuchen, welche Oesterreich-Ungarns Uebergang zur Goldwährung für das übrige Europa haben wird, kurz die Frage berühren wie viel Gold hierzu nothwendig sein wird, wie es herbeigeschafft werden soll, und welche Aussichten vorhanden sind, daß das einmal herbeigeschaffte Gold auch im Land verbleibt.

Was zuerst die Frage betrifft, wie viel Gold nöthig sein wird, muß man unzweifelhaft davon ausgehen, daß die jetzige Cirkulation zur Aufrechterhaltung des bestehenden Preisniveaus nothwendig ist. Allerdings kann geltend gemacht werden, daß der Gebrauch von Kreditmitteln in Oesterreich-Ungarn noch so wenig allgemein ist, daß bei mehr entwickelten Kreditverhältnissen Wechsel, Checks, Giro-Anweisungen u. dergl. an Stelle eines nicht geringen Theiles der Goldcirkulation treten könnten. Es ist jedoch ganz sicher, daß eine solche Entwicklung weder von selbst noch auf einmal kommt, und daß es in jedem Falle verkehrt ist, damit anzufangen, die Geldcirkulation zu beschränken, in der Hoffnung, daß die Lücke schon durch Kreditmittel ausgefüllt werden wird. Diese sollen im Gegentheil jene überflüssig machen, ehe eine Beschränkung stattfinden darf. Oesterreich hat selbst in den Jahren 1862—65 die nöthigen Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht, als die in 1859 durch den Krieg nothwendig gewordene Vermehrung der Banknoten um 100 Mill. fl. durch allmähliches Einziehen des genannten Betrages wieder verschwinden sollte. Von 426,8 Mill. fl. am Schlusse des Jahres 1862 wurde die Notenmenge allmählich bis auf 351 Mill. fl. am Schlusse von 1865 reducirt, und es sollten, um das gesetzliche Deckungsverhältniß zu erreichen, noch 29,6 Mill. fl. eingezogen werden. Aber, heißt es in der vom Finanzministerium ausgearbeiteten Denkschrift über das Papiergeldwesen (S. 33), „während nun diese Notenreduction den Werth der Noten bedeutend erhöhte, was

im fallenden Agio zur Geltung kam, erhöhte sich auch der Werth des Notengeldes im Waarenverkehr, was im Preisrückgange zum Ausdrucke kam. Die Finanzverwaltung selbst litt unter diesen Mißständen, und der auch quantitativ sich fühlbar machende Mangel an Umlaufsmitteln konnte nur in einer Steigerung des Bankgeschäftes und Ausdehnung des Kreditverkehrs seine Abhilfe suchen". Aber das Bankgeschäft (Escompte und Lombard) wurde in derselben Zeit nur mit 30 Mill. fl. vermehrt, und „es vermochte daher einen Ersatz an Umlaufsmitteln nicht zu bieten. Unter diesen Umständen erschien es volkswirthschaftlich ernstlich in Frage gestellt, ob die stricte Durchführung der Bankacte möglich sein werde, andernfalls aber, ob und welche Hilfsmittel für den Uebergang zu schaffen seien. Finanzminister Graf Larisch, welcher noch in seinem Exposé vom 31. Decbr. 1865 hervorgehoben hatte, daß die Herstellung der Valuta noch vor Beginn des Jahres 1867 vollendete Thatsache sein werde, sah sich kurz darauf infolge der Klagen der Geschäftswelt über die Bankrestriction gezwungen, die Bank darauf aufmerksam zu machen, „daß die Bankacte nicht in bestimmter Weise die Wiederaufnahme der Barzahlungen mit 1. Januar 1867 festsetze, eine Beschränkung des Notenumlaufes in großem Maßstabe daher nicht vorgenommen zu werden brauche". Ein Versuch, sich mit einer geringeren Menge von Cirkulationsmitteln zu begnügen, als den nun vorhandenen, würde ohne Zweifel zu ähnlichen Resultaten führen und sich zuletzt als unausführbar erweisen, weil die Bevölkerung sich nicht im Umsehen lehren läßt gewöhnliche Kreditmittel anstatt Banknoten oder Geld zu gebrauchen, und eine Einschränkung derselben sogar leicht die entgegengesetzte Wirkung hat: sie verursacht Angst und Mißtrauen und vermindert eher den Gebrauch von Kreditmitteln. Diese Ansicht findet ihre Bekräftigung, wenn man die Vermehrung der Cirkulationsmittel in Oesterreich-Ungarn seit 1878 betrachtet, nämlich von 652 Mill. fl. Bank- und Staatsnoten am Schlusse von 1878 auf ca. 708 Mill. fl. am Schlusse von 1884 und 834 Mill. fl. in 1891, trotzdem man doch wohl auch in diesem Zeitraum darnach gestrebt hat, den Gebrauch der Kreditmittel zu entwickeln. Die Vermehrung war also durch die Bedürfnisse des Umsatzes nothwendig geworden.

Geht man also davon aus, daß Oesterreich-Ungarn auch ferner einer Circulation von derselben Größe wie die jetzige bedürfen wird, so wird der Betrag, wenn man sich an die angegebne Summe von ca. 40 Mill. fl. in Gold und Silber hält, welche nun außer dem Bestand der Banken in Umlauf sind, im ganzen — abgesehen von den Scheidemünzen — nach dem Durchschnitt für die Jahre 1889—91 gegen

800 Mill. fl. ö. W. groß sein*). Wir lassen hierbei außer Acht die sogenannten „Salinenscheine" (Partial-Hypothekar-Anweisungen) in einem Durchschnittsbetrag von ca. 65 Mill. fl., welche zusammen mit den Staatsnoten in dem letzten Jahrzehnt immer 412 Mill. fl. ausmachten, indem die Menge von Staatsnoten, welche normal 312 Mill. fl. groß ist, im selben Verhältniß zunimmt, wie die Cirkulation der Zinsen tragenden Hypothekar-Anweisungen im Laufe des Jahres abnimmt. Am Schlusse von 1891 betrugen die Bank- und Staatsnoten sogar, wie oben angeführt, 834 Mill. fl. — oder mit Abzug von den in der Bank liegenden Staatsnoten 827 Mill. fl. —, wozu noch ca. 45 Mill. fl. in Scheidemünzen und 40 Mill. fl. in Gold und Silber kommen — also über 900 Mill. fl. ö. W. Die Frage ist also, wie viel sich von der jetzigen Cirkulation in ihrer gegenwärtigen Form bewahren läßt.

Man scheint zu meinen, daß die Bank, wenn alle Staatsnoten eingezogen werden und ferner der Staat der Bank ihren Silbervorrath abkauft und denselben durch Gold ersetzt**), dieselbe Menge von Noten emittiren können wird als bisher — normal bis zu 200 Mill. fl. über die Metalldeckung hinaus — und doch die Noten für einlösbar erklären. Dies ist sicher auch anzunehmen; der Betrag entspricht ja kaum dem den deutschen Banken eingeräumten Betrage von ungedeckten Noten. Dagegen scheinen die Meinungen getheilter bei der Frage, wie weit der Staat nicht bloß die eigentlichen Staatsnoten, sondern auch die Partial-Hypothekar-Anweisungen einlösen soll. An und für sich liegt wohl auch kein Hinderniß vor, daß der Staat auch ferner, ebenso wie das deutsche Reich, eine gewisse, bestimmt begrenzte Menge von Staatsnoten emittirt, und man muß auch einräumen, daß das bisher gebräuchliche Verfahren, die genannten Anweisungen wie Zinsen tragende Kreditmittel auszustellen und dann zu den Zeiten des Jahres, wenn

---

*) Die Cirkulation war von

	Staatsnoten (Mill. fl.)			Banknoten (Mill. fl.)		
	jährl. Durchschn.	Maxim.	Minim.	jährl. Durchschn.	Maxim.	Minim.
1889	333	357	313	399	440	365
1890	343	370	323	415	471	387
1891	362	379	351	421	466	392
1889—91	346	368	329	412	459	381

Von der gesammten Durchschnittssumme von 458 Mill. fl. müssen ca. 7 Mill. in Staatsnoten subtrahirt werden, welche in der Bank unter der Deckung der Banknoten lagen.

**) Auf die viel erörterte Frage, ob die Bank oder der Staat den hierdurch entstandenen eventuellen Verlust bei der Realisation des Silbervorrathes tragen soll, ist hier keine Veranlassung näher einzugehen. Die Größe des Verlustes wird außerdem darauf beruhen, welche Anwendung man diesem Silber geben wird, vergl. unten.

der Bedarf an Cirkulationsmitteln größer als der normale Durchschnitt ist, eine größere oder geringere Menge davon gegen eigentliche Staatsnoten einzulösen, der Cirkulation eine der Natur der Verhältnisse entsprechende Elasticität giebt, welche wesentliche Vortheile gewährt. Ob es aber angehen wird, einen so großen Spielraum für Staatsnoten beizubehalten, wie 100 Mill. fl., welches ja den in Deutschland zulässigen Betrag von Reichskassenscheinen (120 Mill. M.) bedeutend übersteigt, ist wohl als zweifelhaft anzusehen. Sehen wir jedoch hiervon ab, sowie auch von der schon kursirenden Scheidemünze, und gehen davon aus, daß die übrige Cirkulation (wenigstens) 800 Mill. fl. ö. W. beträgt, wovon 200 Mill. fl. ungedeckte Banknoten bleiben, während die vorhandenen 190 Mill. fl. in Silberscheidemünzen verwendet werden können, so sind doch immer ca. 410 Mill. fl. ö. W. in Gold nöthig. Da die Bank 54 Mill. fl. besitzt und der Angabe nach 15 Mill. fl. cirkuliren, müssen dann noch ca. 340 Mill. fl. herbeigeschafft werden, theils um die 312 Mill. fl. in Staatsnoten einzulösen, theils zur Vermehrung des Metallfonds der Bank. Ein Versuch die Valutaregulirung mit einem kleineren Quantum Gold durchzuführen, würde jedenfalls kaum rathsam sein; rechnet man die Scheidemünzen mit, so würde man nämlich knapp 50 pCt. von der gesammten Goldcirkulation bekommen, welches kaum dem in den „statistischen Tabellen zur Währungsfrage", Tabelle 170, für das Jahr 1885 berechneten Verhältniß zwischen der gesammten Cirkulation und dem Golde in Deutschland (55,9 pCt.) und Dänemark (53,1 pCt.) entspricht, — dagegen ungefähr den Verhältnissen in Frankreich (49,8 pCt.) und Norwegen (49,3 pCt.), — und pro Individuum nur ca. 16 M. in Gold betragen würde, während an derselben Stelle für Deutschland eine Goldmenge von 40 M. pro Individuum und für Dänemark von ca. 28 M. verzeichnet ist.

Geht man also davon aus, daß das geringste Quantum Gold, welches Oesterreich-Ungarn zu seiner Valutaregulirung bedarf, ungefähr 580 Mill. M. betragen muß*), muß man zugleich davon ausgehen,

---

*) In der Enquête-Commission hat ein in dieser praktischen Frage so sachkundiges Mitglied, wie der Prokurist des Hauses S. R. v. Rothschild, Dub, ausgesprochen, daß nach seiner Meinung „ein Quantum von 400 Mill. fl. weitaus unzulänglich wäre in Hinblick darauf, daß wir doch gewissen Ereignissen entgegensehen müssen, die vielleicht den Barschatz im Anfange rascher in Anspruch nehmen ... Ich glaube also daß mindestens 50 Millionen Pfund Sterling, vielleicht 600 Mill. fl. neue Währung einschließlich dessen, was sich im Lande befindet, nicht zu hoch geschätzt wäre, um allen Eventualitäten gerecht werden zu können." Dieser Meinung schließt sich Professor Menger (S. 202) an: „Ich habe mir die künftige Configuration unserer Goldwährung klar zu machen gesucht und bin da gleichfalls zu der Ziffer von 600 Millionen gelangt, woraus ich entnehme, daß die Berechnung des Herrn Experten Dub nicht

daß dieselbe, insofern sie in einer nahen Zukunft zu Stande kommen soll, nur mit Hülfe einer Goldanleihe von ungefähr demselben Betrage durchgeführt werden kann, was man auch allgemein voraussetzt. Denn da Oesterreich-Ungarns gesammte Zahlungsbilanz in dem Jahrzehnt von 1881—90 eine Mehreinfuhr von Gold im Werthe von im ganzen 130 Mill. fl. ö. W. aufzuweisen hat (neben einer Mehrausfuhr von Silber im Werthe von ca. 10 Mill. fl.), würden, selbst wenn sich die Verhältnisse künftig etwas günstiger gestalteten — 1886—90 betrug die Mehreinfuhr von Gold jährlich ca. 18 Mill. fl. ö. W. —, da hiervon der industrielle Goldverbrauch abgeht, welcher allein für die im Reichsrath präsentirten Länder auf über 2½ Mill. fl. jährlich veranschlagt wird, doch wenigstens 25 Jahre vergehen, ehe die Zufuhr von 340 Mill. fl. ö. W. in Gold zur Ausmünzung erreicht wäre (1887—91 wurden jährlich ca. 6 Mill. fl. in Gold ausgemünzt).

Wir wollen uns hier nicht in die ökonomischen Folgen vertiefen, welche die Aufnahme einer Goldanleihe von gegen 600 — und vielleicht 800 oder mehr — Mill. Mk. für Oesterreich-Ungarn haben würde; wir gehen nach Allem, was vorliegt, davon aus, daß man dort die Auffassung hat, daß sie in jedem Falle dem Beibehalten der jetzigen Papiercirkulation mit ihren unvermeidlichen ökonomischen Folgen vorzuziehen sei, und daß man deshalb versuchen wird, die Sache mit Hilfe einer Goldanleihe durchzuführen. Allerdings bringt die Presse Mittheilungen darüber, daß der ungarische Finanzminister schon ein bedeutendes Quantum Gold für die bevorstehenden Münzoperationen angesammelt haben soll, — man meint 50 Mill. fl. Doch soll wohl damit kaum gemeint sein, daß dieses Quantum Gold schon in Ungarn parat liegt, sondern nur, daß Goldwechsel auf das Ausland zu diesem Betrage vorhanden sind. In diesem Falle braucht dann wohl eine event. Anleihe nur um so viel kleiner zu sein, also vielleicht nur etwas mehr als 500 Mill. Mk.*); für das übrige Europa hat es jedoch keine Bedeutung,

willkürlich angestellt wurde." Ein drittes Mitglied, Dutschka, schätzt den Goldbedarf, abgesehen von dem Devisenschatze, den die Bank hat, auf 40 Mill. L. St. (400 Millionen alte Goldgulden) = 800 Mill. Rmk., ein viertes, Elbogen, auf 450 Mill. fl. Diesen Schätzungen schließen sich mehrere Mitglieder (Hahn, Zeiteles) an. Unsere Schätzung des Minimums ist also sehr moderat.

*) Es sind jetzt Entwürfe zu Gesetzen vorgelegt, durch welche die Finanzminister ermächtigt werden, ein Anlehen zur Beschaffung von effectivem Golde behufs der Ausprägung von Landesmünzen der Kronenwährung aufzunehmen. Das Anlehen soll ca. 262 Mill. fl. Gold (= ca. 530 Mill. Rmk.) umfassen, womit die 312 Mill. fl. ö. W. in Staatsnoten eingelöst werden sollen. Die Möglichkeit eines anderen Anlehens ist doch nicht dadurch ausgeschlossen. Jedenfalls ist nicht gesagt oder angedeutet, daß der Goldbedarf hierdurch befriedigt sein wird.

ob ihm das Gold zu Folge einer Anleihe oder auf Goldwechsel hin entzogen wird, wenn der Betrag, welcher Oesterreich-Ungarn zum Ausmünzen zugeführt werden soll, doch derselbe bleibt. Die Frage, welche uns hier beschäftigt, ist also zunächst diese: welche Folgen wird eine Goldanleihe und die Einlösung von Wechseln gegen Gold zu dem gesammten Betrage von ca. 600 Mill. Mk. — und vielleicht noch ein Paar hundert Millionen mehr — für das übrige Europa haben?

Diese Frage führt uns mitten in die in dem letzten Jahrzehnt von den Nationalökonomen geführte Diskussion betreffend das Verhältniß der Goldmenge zu den Waarenpreisen sowie die ökonomischen Wirkungen eines allgemeinen Preisniederganges. Da diese Diskussion bekanntlich zu keiner Verständigung im Wesentlichen geführt hat, ja nicht einmal zu einer allgemeinen Annahme gewisser Resultate hinsichtlich der bestrittenen Hauptpunkte, so wird die Beantwortung der hier gestellten Frage höchst verschieden ausfallen. Gar nicht von denen zu sprechen, die nicht einmal anerkennen wollen, daß ein allgemeiner Preisniedergang in der Mitte der 80'er Jahre konstatirt worden ist, werden die, welche einen allgemeinen Preisniedergang eher als die Wirkung als wie die Ursache der gedrückten Geschäftszustände und der „schlechten Zeiten" betrachten, kaum große Bedeutung beilegen, wenn es nachgewiesen wird, daß Oesterreich-Ungarns Uebergang zur Goldwährung einen allgemeinen Preisniedergang in Aussicht stellt. Und die, welche der Ansicht sind, daß das baare Geld heut zu Tage beim Umsatz nur eine untergeordnete Rolle spielt im Vergleich mit dem ausgedehnten Gebrauch des Kredits und den weit bedeutenderen Kreditmitteln, werden nicht einräumen, daß ein Betrag von knapp 600 Mill. Mk. eine wesentliche Bedeutung für die Preisverhältnisse in Europa hat. Die endlich, welche den niedrigen Zinsfuß in der Mitte der 80'er Jahre als einen entscheidenden Beweis dafür ansehen, daß es Gold genug in den verschiedenen Ländern gab und daß die Banken reichlich damit versehen sind, werden nicht anerkennen, daß es mit irgend welcher Schwierigkeit verbunden sein sollte, Oesterreich-Ungarn die ungefähr 600 Mill. Mk. zu verschaffen, deren es vorläufig bedarf und welche knapp die Goldproduktion von $1^1/_2$ Jahre repräsentiren. Für alle die wird die folgende Argumentation und die darauf gestützte Auffassung keine Gültigkeit haben, ihnen gegenüber gilt in diesem Fall das alte Wort: contra principia negantem disputari non potest.

Es wird daher, um unnöthigem und fruchtlosem Streit aus dem Wege zu gehen, zweckmäßig und theilweis nothwendig sein, in aller

Kürze die Voraussetzungen darzulegen, auf welche sich unsere Untersuchungen stützen und deren Basis sie bilden. Da sie schon in früheren Abhandlungen ausführlicher entwickelt und dokumentirt worden sind, können sie hier in aller Kürze dargelegt werden, ohne deshalb als leere Behauptungen betrachtet zu werden, um so weniger, als ihre Richtigkeit doch von nicht wenigen Nationalökonomen anerkannt worden ist. Also:

1. Wir schließen uns der allgemeinen Lehre an, daß die Waarenpreise, d. h. das allgemeine Preisniveau der Waaren, durch das Verhältniß zwischen der ausgebotenen Waarenmenge — im weitesten Sinne, also Dienstleistungen, Arbeit, Benutzung von Liegenschaften 2c. umfassend — und der cirkulirenden Geldmenge (in weiterem Sinne des Wortes) bestimmt wird. Es ist hierbei nicht außer Acht gelassen, daß ein ganzes Gebiet des Umsatzes vollständig unberücksichtigt bleibt, weil der Tausch ohne den Gebrauch von Gold oder Kredit zu Stande kommt, indem Waaren direct gegen andre Waaren eingetauscht werden, oder eine Arbeit mit einer andern Arbeit oder mit Waaren bezahlt wird, z. B. wo ein Arbeitsgeber seine Arbeiter mit Kost und Logis lohnt, oder wo Beamte zum Theil mit Wohnung u. d. gl. bezahlt werden. Wir gehen aber davon aus, daß der Werth dieser Leistungen nach dem Preise gemessen wird, der für entsprechende Leistungen auf dem Umsatzgebiete gezahlt wird, welches das Gold als Cirkulationsmittel benutzt, — und ferner davon, daß jenes außerhalb der Goldcirkulation liegende Gebiet sich im Laufe der Zeit nur langsam und beinahe unmerklich verändert, und zwar besonders in der Richtung, daß der directe Austausch ohne die Zwischenkunft des Geldes weniger gewöhnlich wird, und daß also das Waarenangebot, welches der cirkulirenden Geldmenge gegenüber steht, allmählich eher verhältnißmäßig größer wird. Ganz besonders gilt dies von Oesterreich-Ungarn; wenn dieses Land, sowie das nordöstliche Europa, eine so viel geringere Geldcirkulation als das nordwestliche Europa*) hat, obgleich dort ohne Zweifel viel seltner Kreditmittel benutzt werden als hier, so ist dies sicher grade dem Umstande zuzuschreiben, daß die Naturalwirthschaft in großen Theilen des Landes vorherrschender ist. Die zunehmende Entwicklung und der lebhaftere Verkehr mit Europa, welcher voraussichtlich die Folge der Einführung der Goldwährung sein wird, wird es daher wahrscheinlicherweise für Oesterreich-Ungarn noth-

*) Den „statistischen Tabellen zur W. Fr." zufolge (Tabelle 171) betrug in 1885 die ganze Cirkulation von Gold- und Silbermünzen, Scheidemünzen, Bank- und Staatsnoten pro Individuum (in Francs angegeben): in Frankreich ca. 234, in den Niederlanden 148, in Belgien 102, in Großbritannien 98, in Deutschland 91, in Dänemark 77 — dagegen in Oestr.-Ungarn 41,25, in Schweden 36,90, in Rumänien 32,20, in Rußland 27,55.

wendig machen, seinen Goldvorrat in den kommenden Jahren stetig zu vermehren, wenn das Papiergeld nicht wieder einen zu großen Spielraum gewinnen soll.

2. Wenn geltend gemacht wird, daß der Gebrauch von eigentlichem Gelde (Münzen und Barren, ungedeckte Banknoten und Staatspapiergeld) durch einen erweiterten Gebrauch von Kreditmitteln, namentlich Wechseln, Checks und Giro-Anweisungen, eingeschränkt werden kann, und daß es deshalb einem zunehmenden Waarenangebot gegenüber keiner Vermehrung der Geldmenge bedarf, um einen Preisniedergang zu verhindern, sondern nur eines erweiterten Gebrauches von Kreditmitteln, so ist dies an und für sich richtig. Wenn man sich aber auf die in mehreren Ländern notorisch stattgefundene Ausdehnung des Gebrauches von Kreditmitteln beruft und in Sonderheit auf die seit 1875 entstandene Benutzung des Giro-Verkehrs in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien 2c. als Zeugniß dafür, daß nicht ein unzulänglicher Vorrat an Gold den Preisniedergang in der Mitte der 80'er Jahre hervorgerufen hat, so hält diese Beweisführung nicht Stich. Erstens ist zu erinnern, daß die großen Zahlen des Giro-Kontos täuschen, weil jeder einzelne Umsatz besonders notirt wird, während man bei der Angabe der Geldmenge nicht konstatiren kann, wie viele Male jede Münze oder Banknote im Laufe des Jahres einen Umsatz effektuirt hat; darum hat man hier nur mit Millionen zu thun, während man dort mit Milliarden rechnet. Auch ist zu bedenken, daß jede 100-Marknote, die einmal täglich ihren Besitzer wechselt, im Laufe des Jahres — abgesehen von den Sonn- und Feiertagen — einen Umsatz im Betrage von 30,000 Mark effektuirt, und daß es also unter dieser Voraussetzung nur 100 Mill. Mark in Banknoten bedürfte, um einem Giro-Umsatz von 30 Milliarden gleich zu kommen. Die Hauptsache ist aber, daß zwischen den verschiedenen Umsatzgebieten zu unterscheiden ist, zu welchen beziehungsweise Geld und Kreditmittel benutzt werden. Von letzteren wird überwiegend in der eigentlichen Geschäftswelt Gebrauch gemacht, so lange die Waaren von Hand zu Hand gehen, im Umsatz vom Produzenten zu dem Handeltreibenden und darnach zwischen den Handeltreibenden gegenseitig, während der schließliche Absatz der Waaren an den Consumenten, sowie der Lohn für Arbeitskraft überwiegend mit Geld bezahlt wird. Diese letzte Art des Umsatzes ist es, welche eigentlich preisbestimmend ist. Die vorhergehenden Handelsoperationen finden alle statt im Hinblick auf diesen und mit der Erwartung, daß durch diesen der Preis eine solche Höhe erreichen wird, daß jene Operationen dadurch gedeckt werden. Die zu stets steigendem Preise vorgenommenen Spekulationen vermögen nur eine

zeitweilige, auf den zu gleicher Zeit ins Leben tretenden Kreditmitteln ruhende Preissteigerung zu verursachen, welche nur aufrecht erhalten werden kann, in so fern die durch das Verhältniß zwischen der angebotenen Waarenmenge und der eigentlichen Geldmenge bestimmten Preise in Consumankäufen dem entsprechen. Während daher durch jede bedeutendere Vermehrung der Geldmenge als Folge der Entdeckung neuer Goldlager oder namentlich der Emission von Papiergeld en masse ein Steigen der Preise hervorgerufen wird, kann eine verhältnißmäßig bedeutende Emission von Kreditmitteln vor sich gehen, ohne eine solche Wirkung zu haben, weil sie blos einen entsprechend größeren Waarenumsatz zwischen den Handelnden ermöglicht, welcher sonst nicht zu Stande kommen würde, oder in jedem Fall ohne etwas anders als eine ganz vorübergehende Preissteigerung zu bewirken. Während also, wie wohl jetzt alle Nationalökonomen anerkennen, Frankreichs Emission von 2300 Mill. Frs. in uneinlösbaren Banknoten in 1871—73 eine Hauptursache für das bedeutende Steigen der Preise war und ihre Wiedereinziehung in den Jahren 1874—78 einer der wesentlichsten Gründe für das bedeutende Fallen der Preise in diesen Jahren, hat die lebhafte Entwicklung des Giro-Systemes in den 80'er Jahren, auf die man sich so häufig berufen hat, kein entsprechendes Phänomen herbeigeführt, ja nicht einmal ein recht fühlbares Fallen der Preise in der Mitte der 80'er Jahre verhindern können, während die eingetretene Verbesserung der Verhältnisse in 1889—90 andern Faktoren zuzuschreiben ist, wie es weiter unten nachgewiesen werden soll.

Die Sache ist nämlich die, daß die Kreditmittel und der Gebrauch von Kredit überhaupt nur dann Einfluß auf das andauernde Preisniveau haben, insofern sie von den Konsumenten als Bezahlungsmittel benutzt werden. Aber die Gewohnheit mit Wechseln, Checks, Bankanweisungen u. dergl. zu bezahlen, dringt nur sehr langsam in die große Masse der Bevölkerung außerhalb der Welt der Geschäftstreibenden — und außerhalb von Großbritannien ist dies bis jetzt kaum in nennenswerthem Grade geschehen. Und besonders führt Mangel an eigentlichem Gelde durchaus nicht dazu, daß man die entstandenen Lücken mit neuen Kreditmitteln ausfüllen würde; im Gegentheil führt ein solcher Zustand zu einer Einschränkung in dem Umfang der bisher gebrauchten Kreditmittel*). Wir gehen deshalb ganz bestimmt von der Voraussetzung aus, daß die Lücke von ungefähr 600 Mill. M., welche der Uebergang Oesterreich-Ungarns zur Goldwährung in dem Goldvor-

*) Vergl. meine nähere Ausführung in dieser Zeitschrift, Bd. 63 S. 362—64.

rathe des übrigen Europas verursachen wird, nicht dadurch ausgefüllt werden wird, daß die betreffenden Völker sich gleich daran gewöhnen werden, Wechsel und Bankanweisungen anstatt baren Geldes zum Bezahlen der zu unmittelbaren Verbrauchszwecken gemachten Einkäufe oder zum Bezahlen von Arbeiterlohn ꝛc. zu benutzen.

3. Da das Preisniveau ein Ausdruck für das Werthverhältniß zwischen Geld und Waaren (in weiterem Sinne) ist, versteht es sich von selbst, daß jede Veränderung im Preisniveau zu gleicher Zeit eine Veränderung im Werthe und in der Kaufkraft sowohl des Geldes als der Waaren bedeutet. Während deshalb, wenn sich das Preisniveau verändert hat, nicht davon die Rede sein kann, daß der Werth des Goldes unverändert geblieben ist, räumen wir vollständig ein, daß man sehr wohl geltend machen kann, daß die Ursache zur Veränderung des Werthes ausschließlich auf der einen Seite zu suchen ist, entweder in Veränderungen des Waarenangebotes oder in Veränderungen des Geldangebotes. Wir erkennen deshalb auch an, daß es seine volle Berechtigung haben kann zu behaupten, daß es die lebhafte Entwicklung der Produktionsverhältnisse und das damit verbundene vermehrte Waarenangebot ist, welche Schuld an einem Fallen der Preise ist. Aber indem wir davon ausgehen, daß eine zunehmende Bevölkerung und ein nicht bloß im selben Verhältniß zunehmender Verbrauch, sondern ein vermehrter, mit zunehmendem Wohlstand wachsender, Verbrauch pro Individuum, welcher wiederum eine stete Vermehrung des Warenangebotes voraussetzt, das natürliche Resultat einer fortschreitenden ökonomischen Entwicklung ist, die grade dieses Ziel zu erreichen sucht, können wir mit ebenso großer Berechtigung sagen, daß ein auf diese Weise entstandenes allmähliches Fallen der Preise dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Geldmenge nicht mit der allgemeinen Entwicklung Schritt gehalten hat und nicht zugleich in einem solchen Verhältniß gewachsen ist, daß das Preisniveau unverändert bleiben konnte. Wir gehen mit anderen Worten davon aus, daß, da es nicht die Aufgabe sein kann, die Produktion zu hemmen und das Warenangebot einzuschränken, um die Balance zwischen diesem und der Geldcirkulation zu erhalten und auf diese Weise ein Fallen der Preise zu verhindern, welches Vielen Verluste bringt und einen Druck auf die ganze ökonomische Entwicklung ausübt, — um so viel mehr, als das Präventivmittel grade dasselbe wäre, als das Uebel, welches verhindert werden sollte —, muß die Aufgabe vernünftiger Weise darin bestehen, darauf hin zu arbeiten, daß die Geldmenge so viel als möglich mit dem Gange der allgemeinen Entwicklung Schritt hält und in dem Verhält-

niß zunimmt, daß die Erhaltung des bestehenden Preisniveaus ermöglicht wird.

Da wir voraussetzten, daß Oesterreich-Ungarn die Mittel zur Einlösung seiner Staatsbanknoten durch eine Goldanleihe herbeischaffen und den vollen Betrag seiner Cirkulationsmittel unverändert beibehält, so ist es nicht dieses Land, sondern das übrige Europa, welches sich eventuell der eben genannten Aufgabe gegenüber gestellt sehen wird.

4. Den verschiedenen Nachweisen gegenüber, welche die Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit der Preisstatistik hervorheben, räumen wir vollständig ein, daß jede Preisstatistik unvollständig ist, daß oft Waaren umgesetzt werden, namentlich solche, deren Werth ganz individuell ist (z. B. Kunstwerke), die unmöglich einer solchen Statistik eingereiht werden können, und daß diese außerdem in der Regel gar nicht so wichtige Umsatzklassen wie Arbeitskraft, Wohnung &c. umfassen. Doch halten wir dafür, daß solche in dieser Beziehung nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen, da die Bewegung auf diesen Gebieten theils verhältnißmäßig langsam ist, theils im Allgemeinen, wenn eine Bewegung eintritt, grade in der bei den allgemeinen Waarenpreisen angegebenen Richtung geht. Wenn alle Lebensbedürfnisse billiger werden, und wenn die industriellen Produkte im Preise fallen, werden die Arbeitslöhne in der Regel auch heruntergehen, und wenn jene im Preise steigen, wird es auch nothwendig werden, diese zu erhöhen. Ihr Einrangiren unter die Preisstatistik würde daher zunächst nur bewirken, daß die Procent-Zahl für das Steigen oder Fallen der Preise den Umständen nach etwas größer oder kleiner werden würde; aber daß die Bewegung selbst durch Hinzuziehung der genannten Preisgebiete neutralisirt werden würde, ist wenig wahrscheinlich. Eine Preisstatistik, welche, wie die von Dr. Soetbeer für 1881—89 in Conrads Jahrbücher für Oktober 1890 aufgestellte, eine Waarenmenge von ca. 44,000 Mill. kg auf 933 Artikel oder Positionen vertheilt, und mit einem Gesammtwerth von 7200 Mill. M. umfaßt, giebt ohne Zweifel ein hinlänglich zuverlässiges Bild von der wirklichen Preisbewegung, und wird diese auch noch ferner durch andre statistische Angaben bestärkt, welche auf andern Gebieten, wenn auch nach weniger zuverlässigen Methoden, eine entsprechende Bewegung konstatiren, nur mit einer Abweichung in den Procent-Zahlen die Größe derselben betreffend, kann man ohne das geringste Bedenken als einen wahrhaftigen Ausdruck der ökonomischen Entwicklung betrachten.

Ebenso halten wir die Einwendung für ganz bedeutungslos, daß die Preise der einzelnen Waaren nicht dieselbe Bewegung zeigen, son-

dern daß einige sogar im Preise gestiegen sein können, obgleich man behauptet, es fände ein allgemeines Fallen der Preise statt. Ein solcher Unterschied wird immer in der Bewegung der Waaren zu finden sein; eine reiche Kornernte kann mit einer knappen Baumwollen- oder Kaffeeernte zusammentreffen und umgekehrt, und neue Fortschritte in der Produktion können das Fallen einiger Waaren im Preise verursachen, während eine größere Nachfrage andre, deren Menge nicht so leicht vergrößert werden kann, im Preise steigen läßt. Alle diese individuellen Bewegungen können bei ganz konstantem Preisniveau vor sich gehen; aber sobald die fallenden Preise das Uebergewicht über die steigenden gewinnen, oder umgekehrt, hat das Geld entweder größere oder geringere Kaufkraft bekommen, und dies ist durch den Umstand verursacht, daß das gesammte Waarenangebot sich verändert hat, während die Geldmenge unverändert geblieben ist, oder daß es sich jedenfalls mehr als diese verändert hat, oder in der entgegengesetzten Richtung. Ob nun das Fallen der Preise seinen Grund in dem einen oder dem andern von diesen Umständen hat, so wird ein Druck auf den Handel und die Industrie ausgeübt, der nur dadurch wieder gehoben werden kann, daß das Fallen der Preise zum Aufhören gebracht wird, und dies kann, wenn die Produktion nicht eingeschränkt werden soll, nur auf eine Weise geschehen: durch eine Vermehrung der Geldmenge.

Die Betrachtungen, welche wir im Folgenden darlegen wollen, gehen von den hier hervorgehobenen Voraussetzungen aus, und wir erkennen daher im Voraus, daß sie sich nicht als überzeugend für diejenigen erweisen werden, welche sie nicht theilen. Andrerseits muß es uns gestattet sein auszusprechen, daß jeder Versuch die folgenden Untersuchungen zu entkräften ohne jegliche Bedeutung für uns sein wird, wenn die Voraussetzungen andre sind, als die hier dargelegten. Bestreitet man z. B., daß konstatirt worden ist, daß ein Fallen der Preise in 1883—87 stattgefunden hat und dagegen ein Steigen in 1888—90, — oder wird bestritten, daß eine plötzliche starke Vermehrung der jährlichen Goldproduktion durch die Entdeckung von neuen, leicht zugänglichen Minen, den Preisniedergang verhindert haben könnte, — oder wird bestritten, daß die Emission von neuen Staatsnoten oder das Einziehen von schon emittirten Noten einen Einfluß auf das Preisniveau übt, weil eine Beschränkung oder Erweiterung des Gebrauches von Kreditmitteln die Wirkung davon neutralisiren wird, — so wird eine Diskussion über die Bedeutung, welche Oesterreich-Ungarns Uebergang zur Goldwährung für das übrige Europa haben wird, ganz müßig sein.

Im Hinblick auf eine eventuelle Valuta-Regulirung drängt sich uns die Frage auf: Wie ist es mit Italiens Valuta-Regulirung gegangen und welche Folgen hat sie für das übrige Europa gehabt?

Der erste Theil dieser Frage ist nicht so ganz leicht zu beantworten. Es liegt — so viel uns bekannt — noch keine umfassende und eingehende Darstellung der Valutareform vor, und die uns zu Gebote stehenden, theilweis ziemlich sparsamen, statistischen Daten geben keine absolut klare Antwort auf die Frage, wenn sie auch entschieden dafür zu sprechen scheinen, daß man die Reform nicht für geglückt oder vollständig durchgeführt betrachten kann. Was vorliegt ist Folgendes:

Im Jahre 1880 bestand eine doppelte Notencirkulation in Italien: die auf Rechnung von jeder der sechs Notenemittirenden Banken cirkulirenden Noten mit legalem Kurs zu dem Gesammtbetrage von 748,000 L. ($\frac{31}{12}$ 80) und die von dem vereinigten Bankkonsortium auf Rechnung des Staates ausgegebenen Noten mit Zwangskurs zu einem Gesammtbetrage von 940 Mill. L. Diese im Verhältniß zu dem Bedürfnisse des Umsatzes übertriebene große Notenmenge hatte nicht blos alle wirkliche Münze, sondern auch alle Silberscheidemünze aus dem Lande verdrängt, so daß in Frankreich, Belgien und der Schweiz gegen 79 Mill. L. in italienischer Silberscheidemünze cirkulirten, während sich in Italien selbst nur Bronzemünzen befanden, und zwar in solchem Uebermaaß, daß man 30 Mill. L. für überflüssig ansah. Die übertrieben große Notenmenge hatte ihnen einen Kurs von ca. 10 pCt. unter pari gegeben (der Durchschnitt für Goldagio war in 1877—80 9,97 pCt.); eine Reduktion der Cirkulationsmittel wurde daher als nothwendige Bedingung und Vorbereitung für die Wiederaufnahme der Baarbezahlung angesehen, welche natürlich das Verschwinden des Goldagios voraussetzte. Noch in 1880 bewegte dieses sich zwischen einem Maximum von 13,05 und einem Minimum von 2,15 pCt., für das ganze Jahr durchschnittlich 9,49 pCt. Dagegen war das seit 1866 andauernde und bedeutende jährliche Deficit im Staatshaushalt von 1875 an zum Verschwinden gebracht worden; in 1875—80 war ein Ueberschuß von ca. 140 Mill. L. oder in jährlichem Durchschnitt ca. 23 Mill. L. (1878—80 ca. 28 Mill. L.), was den Staat in Stand zu setzen schien eine bedeutende Anleihe zu machen, ohne auf Grund der jährlichen Zinsenbezahlung wieder von Neuem ein Deficit zu verzeichnen zu haben.

Durch die am 7. April 1881 gesetzlich bestimmte Aufhebung des Zwangskurses wurden die bisherigen „Consortialnoten" dem Staate überwiesen, welcher dieselben unmittelbar verwalten sollte. Der Betrag der Staatsnoten sollte bis auf 340 Mill L. vermindert, also 600 Mill. L.

davon eingelöst werden. Von den Banknoten durfte dem Gesetz vom 30. April 1874 zufolge ein dreimal so großer Betrag, als das gesammte Aktienkapital (191 Mill. L. für die vier Banken) und Korporationsvermögen (60,75 Mill. L. für die zwei Banken) betrug, emittirt werden, also bis zu 755¼ Mill. L., wovon ⅓ von Metall gedeckt werden sollte.

Da 600 Millionen L. in Staatsnoten also eingezogen werden sollten, und da der Staat außerdem der italienischen Nationalbank eine Schuld von 44 Mill. L. zurückbezahlen sollte, — wodurch sie in Stand gesetzt werden würde bis zu 60 Mill. L. in Lire-Noten einzuziehen —, bedurfte es im Ganzen zur Wiederaufnahme der Barbezahlung einer Anleihe von 644 Mill. L., wovon 400 Mill. L. Gold sein sollten, 244 Mill. Silber. Von letztgenanntem Betrage sollten, wie erwähnt, 44 Mill. L. an die Nationalbank abgegeben werden, während 49 Mill. zur Einlösung von italienischen Silberscheidemünzen aus Frankreich angewendet werden sollten; dem Staate standen auf diese Weise noch 151 Mill. L. in Silber zur Disposition; ferner würde er nach Empfang der aus Frankreich kommenden Scheidemünzen im Ganzen über 132 Mill. L. in Scheidemünzen disponiren, von welcher Summe jedoch 39 Mill. zur Einlösung von Broncemünzen verwendet werden sollten. Im Ganzen sollte hiernach die Metallcirkulation um 644 Mill. L. vermehrt werden, während die Notenmenge um 660 Mill. L. vermindert wurde. Da Italiens Münzvorrath in 1880 auf 519 Mill. L. veranschlagt wurde*), würde im ganzen ein Münzvorrath von 1163 Mill. L. bleiben (wovon 609 Mill. in Gold) gegenüber einer Notenmenge von ca. 1028 Mill. L., welche bis auf 1095 Mill. L. vermehrt werden konnte. Die gesammte Menge von Cirkulationsmitteln würde auf diese Weise ungefähr unverändert bleiben, das Verhältniß derselben zu einander aber wesentlich verändert werden, indem in 1880 gegenüber den 519 Mill. L. in Münzen eine gesammte Notenmenge von 1688 Mill. L. stand.

Der Verlauf war jedoch ziemlich verschieden hiervon. Nachdem die Regierung d. 8. Juli 1881 in Betreff einer Anleihe auf 644 Mill. L. in Gold und 200 Mill. L. in Silber einen Kontrakt abgeschlossen hatte, welcher später wegen der Schwierigkeiten, welche es verursachte, eine hinlängliche Summe von Silbermünzen von der lateinischen Union zu erhalten, auf 491 Mill. L. in Gold, 153 Mill. in Silber verändert wurde, kam das Metall nach und nach im Laufe von 1881—82 und im An-

*) Davon 209 Millionen in Gold (wovon 101 im Besitz des Staates und der Banken), 171 Mill. in Silber, 64 in Silberscheidemünzen und 75 Mill. in Bronce. Von den 519 Mill. L. befanden sich 206 Mill. im Besitz des Staates und der Banken; der private Münzvorrath wurde auf 313 Mill. L. angeschlagen.

fang von 1883 an, sodaß die Regierung die Wiederaufnahme von Baarbezahlung auf den 12. April 1883 festsetzen konnte. An diesem Tage waren die öffentlichen Kassen im Besitz von 677 Mill. L. in Münze, davon 513 Mill. in Gold, während der Betrag von „Consortialnoten" 883 Mill. L. groß war, wovon 340 Mill. mit neuen Staatsnoten eingelöst werden konnten. Es scheint jedoch, daß man diese Noten nicht binnen einer gewissen Frist einberufen hat, sonden sich darauf beschränkt, sie allmählich, wenn sie von selbst in die öffentlichen Kassen kamen, gegen Münze oder neue Noten einzuwechseln. Jedenfalls war die Einziehung am 31. Dec. 1890 noch nicht ganz vollendet, (es cirkulirten an diesem Tage noch ca. 10 Mill. L. in Consortialnoten) und die ganze Menge von Staatsnoten verringerte sich nur langsam, wie folgende Zahlen zeigen (Tabelle 125):

Es cirkulirten

	Konsortialnoten Mill. L.	neue Staatsnoten Mill. L.	zusammen. Mill. L.	Banknoten. Mill. L.
31./12. 1883	598,17	89,88	688,061	793,915
31./12. 1884			610,845	899,696
30./6. 1885	235,04	275,79	510,836	920,835
31./12. 1885			493,231	948,451
30./6. 1886	158,74	305,09	463,832	996,892

Am Schlusse von 1883 war der Betrag der Staatsnoten erst um 195 Mill. L. vermindert, am Schlusse von 1884 um ca. 373 Mill. L. und noch am Schlusse von 1885, also nach ca. 2¾ Jahren, war er noch nicht um 400 Mill. L. kleiner geworden. Und zur selben Zeit war die Menge der Banknoten um über 200 Mill. L. vergrößert worden, so daß die gesammte Notenmenge, welche in 1880: 1688 und Ende des Jahres 1882: 1672 Mill. L. betrug, den 31./12. 1883 noch 1481 Mill., den 31./12. 1885: 1441 Mill. ausmachte. Anstatt um 660 Mill. L. war der gesammte Betrag an Noten also nach Verlauf von 3 Jahren nur um 247 Mill. L. vermindert worden. Allerdings war zur selben Zeit der Goldbestand der Banken um ungefähr 200 Mill. L. vermehrt worden (31./12. 1882: ca. 77 Mill., 31./12. 1885: 280 Mill. L.), aber da der Metallvorrath des Staates zur Deckung der eingezogenen Consortialnoten über den Betrag der neuen Staatsnoten hinaus (ca. 373 Mill. Lire) vermeintlich um einen größeren Betrag vermindert war, ist kaum anzunehmen, daß der gesammte Metallbestand des Landes in diesen Jahren vermehrt worden war; im Gegentheil nimmt man an, daß er den 11./4. 1884 nur ca. 1020 Mill. L. und den 31./12. 1885 kaum 1000 Mill. L. ausmachte. So stand also im Jahre 1885 gegenüber

diesem Betrage an Münze anstatt eine Notenmenge von höchstens 1095 Mill. L. nicht weniger als 1441 Mill. L. in Noten.

Während namentlich die Menge der Staatsnoten in Uebereinstimmung mit dem Programm immer — wenn auch langsam — vermindert wurde, zeigten die Banknoten meist die entgegengesetzte Bewegung. Es erwies sich bald als unmöglich, die Bestimmung, daß die Notenmenge nicht das Dreifache von dem Kapital der Banken übersteigen dürfe, durchzuführen; schon 31./12. 1883 war dieser Betrag überschritten (793 Mill. L.). Ebenfalls erwies es sich als unmöglich, den Legalkurs der Banknoten, wie bestimmt worden war, mit dem Schlusse des Jahres 1883 aufzuheben; immer und immer wieder wurde die Frist hierfür verlängert, und zur selben Zeit als dies im Jahre 1885 geschah, gestattete das Gesetz vom 28. Juni den Banken, gegen Niederlegung von voller Deckung Noten über das Dreifache des Kapitals hinaus zu emittiren. Und endlich kann die Regierung, um außerordentliche und dringende Forderungen von Seiten des Verkehrs zu befriedigen, nach einer Erhöhung des Diskonto den Banken gestatten, die Grenze für die Noten-Emission zu überschreiten. Von 793 Mill. L. in 1883 ist die Menge der Banknoten allmählich auf ca. 1000 Mill. L. in 1886 gestiegen und betrug den 31./12. 1890 sogar 1126 Mill., so daß, wenn hierzu die 342 Mill. in Staatsnoten gezählt werden, die gesammte Notenmenge in 1890 1468 Mill. L. betrug, oder nur 220 Mill. L. weniger als in 1880.

Dieser Zuwachs der Notenmenge war begleitet von — und vermeintlich verursacht durch — eine nicht unbedeutende Ausfuhr von edlem Metall. Schon in 1884 war — zufolge Tabelle 26 — die Mehrausfuhr von Silber ca. 5 Mill. L. größer als die Mehreinfuhr von Gold — und in 1885 gingen 89,6 Mill. L. in Gold aus dem Lande gegen eine Zufuhr von 18,6 Mill. L. in Silber. In 1886—90 ist die konstatirte Mehrausfuhr von Gold und Silber ca. 43 Mill. L. groß gewesen, wovon 42,5 Mill. in Gold. Im Ganzen scheinen von den in 1883 von der Regierung herbeigeschafften 483 Mill. L. (von den 644 Mill. L. gingen 44 Mill. zur Rückbezahlung der Schuld an die Nationalbank und 116 Mill. L. zu Ausbezahlungen in das Ausland, s. Tabelle 127) wenigstens 114 Mill. in den sieben folgenden Jahren wieder aus dem Lande gegangen zu sein, und da Italiens industrieller Verbrauch von Gold und Silber außerdem zufrieden gestellt werden mußte, muß man annehmen, daß die Münzcirkulation noch ferner vermindert worden ist. Der Wechselkurs auf Paris (Tabelle 120), welcher in 1884 pari war (durchschnittlich 100,003 — Max. 100,397), war denn auch in 1888

beinahe 1 pCt. über pari (durchschnittlich 100,979 — Max. 102,210) und in 1890 noch etwas höher (durchschnittlich 101,150). Dies bedeutet faktisch Agio auf Gold, welches im Ganzen nur durch künstliche Mittel zurückgehalten worden zu sein scheint. „Das Gold wird nur mit Macht in Italien zurückgehalten; im Handel findet man so gut wie keine Goldmünzen" sagt Prof. Lexis*). Und in der Enquête-Commission wird vom Herrn Handelskammerrath Bondy (S. 36) mitgetheilt, daß er vor kurzer Zeit, als er eine Reise nach Italien unternahm, „für ein ganz vorzügliches Accreditiv unseres ersten Creditinstituts, welches auf Gold lautete, irgend wie Gold zu bekommen nicht in der Lage war". Während die gesammte Münzenmenge, wie oben angeführt, — in 1885 auf ca. 1000 Mill. L. angegeben wurde, — wird sie für 1891 von Ottomar Haupt (Gold, Silber und die Valutaherstellung S. 10) auf nur 740 Mill. L. angegeben (S. 52 doch 812 Mill.), wovon 526 (566) Mill. Lire sich in den Banken und in der Staatskasse befinden, während nur Scheidemünzen im Verkehr zu sein scheinen. „Die monetäre Lage des Landes stellt sich momentan thatsächlich sehr mißlich dar", fügt er hinzu; „von einer metallischen Circulation kann keine Rede mehr sein."

Die Ursache dieses ungünstigen Ausfalles der italienischen Valutareform ist zunächst darin zu suchen, daß die beiden wesentlichen Voraussetzungen für die Durchführung der Reform: ein Staatshaushalt mit einem hinlänglichen Ueberschuß, um die Zinsen der neuen Anleihe zu decken und eine günstige Handelsbalance, beide nicht vorhanden sind. Der durchschnittliche jährliche Ueberschuß des Staatshaushaltes, in 1878—81 ca. 34 Mill. L., würde ungefähr — wenn auch ziemlich knapp — zugereicht haben, um die jährlichen Zinsen der Valuta-Anleihe, ca. 36½ Mill. zu decken. Aber die Kolonialpolitik Italiens, der Krieg in Afrika und die steigenden militärischen Ausgaben haben vom 1. April 1885 an den Ueberschuß in ein Deficit verwandelt, welches in 1885 bis 1886 23,5 Mill. L., 1887—88 gegen 73 und 1888—89 ca. 234 Mill. L. groß war. Die jährliche Rente der Staatsschuld betrug allein in 1890 ca. 73 Mill. L. mehr als in 1881. Und während die an das Ausland effektuirte Zinsenbezahlungen der 5 pCt. consolidirten Rentes in 1877 bis 1881 im jährlichen Durchschnitt 262,5 Mill. L. betrugen, waren sie 1888—89 durchschnittlich bis über 322 Mill. L. angewachsen.

Dazu kam, daß die eigentliche Handelsbalance für Italien bald ungünstig wurde. Die Valutareform selbst mußte hierzu mitwirken, indem das schnelle Steigen der Lires im Werthe im Laufe von

*) W. Lexis, Conrads Jahrbücher N. F. Bd. 21 S. 278.

1881 bis 1883 — 1 Lire stieg von 10 pCt. unter dem Werthe zum vollen Werthe von 1 Franc — in vielen Productionen als eine Erhöhung der Produktionskosten wirken mußte, welche es schwerer als früher machte, mit dem Auslande zu konkurriren. „Ist es nun auch übertrieben, sagt Werner Sombart*), zu behaupten, die italienische Produktionswirthschaft sei durch Aufhebung des Zwangskurses eines ad valorem-Schutzes in Höhe des früheren Agios beraubt worden, so kann doch nicht geleugnet werden, daß in einem gewissen, nicht näher zu bestimmenden Umfange die nationale Produktion durch die beregte Finanzoperation der ausländischen Konkurrenz gegenüber benachtheiligt und somit geschädigt worden ist."

So viel ist gewiß, daß der Werth der Ueberschußeinfuhr, welcher in 1881—82 ungefähr 75 Mill. L. groß war, in 1883 auf gegen 100, in 1884 auf 247 und in 1885 sogar auf 509 Mill. L. anwuchs (Tabelle 123). Und in den Jahren 1886—90 betrug er jährlich im Durchschnitt ca. 436 Mill. L., ein Deficit, welches nicht durch die sonst günstige Zahlungsbalance dem Auslande gegenüber gedeckt werden konnte und deshalb nothwendigerweise eine bedeutende Menge Goldes aus dem Lande führen mußte. Daß der nach Ablauf des italienischen Handelstraktates mit Frankreich in 1887 eintretende Zollkrieg zwischen beiden Ländern dazu beigetragen hat, Italiens ökonomische Verhältnisse in hohem Grade zu verschlechtern, hebt Werner Sombart (l. c. p. 158) in starken Ausdrücken hervor: „Wenige Zahlen genügen, um den in mancher Hinsicht geradezu tödtlichen Einfluß zu erkennen, welchen die unseligen Komplikationen auf weite Zweige des franko-italienischen Handels ausgeübt haben; die schlimmsten Handelsfeindseligkeiten während des 17. und 18. Jahrhunderts können nicht vernichtender auf vorhandene Verkehrsbeziehungen gewirkt haben. Und zwar sind es begreiflicherweise gerade die wichtigsten Austauschartikel, deren Handel am meisten gelitten hat, weil sie ja am längsten an eine wohlwollende Zollbehandlung sich hatten gewöhnen können: Wein, Rohseide, Früchte, Vieh, Eier 2c.**) bei der Ausfuhr

*) Die Handelspolitik Nordamerikas, Italiens 2c., Berichte und Gutachten, veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. 1892. S. 103.

**) Die Ausfuhr Italiens der genannten Artikel nach Frankreich stellte sich folgendermaßen in 1886 und 1889:

	1886	1889	Unterschied
Wein	ca. 1,854,000 hl	ca. 174,000 hl	÷ 1,680,000 hl
Rohseide	„ 2,817,000 kg	„ 1,006,000 kg	÷ 1,811,000 kg
Früchte (frische u. getrockn.) u. Oelfrüchte	„ 10,250,000 „	„ 4,460,000 „	÷ 5,790,000 „
Eier	„ 9,710,000 „	„ 1,568,000 „	÷ 8,142,000 „
Rindvieh	„ 42,000 Stück	„ 15,500 Stück	÷ 26,500 „

aus Italien, wollene, seidene Gewebe, Kurzwaaren u. a. Fabrikate bei der Ausfuhr aus Frankreich ... Beide Länder haben ohne Zweifel furchtbar gelitten; mehr noch Italien als das reichere, kräftigere, verkehrsgewandtere Frankreich. Die Jahre 1888—90 bedeuten für Italien eine der peinlichsten Krisen, die seine Volkswirthschaft durchgemacht hat; vor allem war es die Unverkäuflichkeit der Agrarprodukte, namentlich des Weines, welche viele, insbesondere kleine Betriebe, vollständig ruinirt hat."

Man darf wohl davon ausgehen, daß die beiden österreich-ungarischen Finanzminister, welche sich selbstverständlich eine bedeutend eingehendere Kenntniß von den Einzelheiten der italienischen Valutareform und eine tiefergehende Einsicht in die Verhältnisse, unter welchen sie durchgeführt wurde, als wir erworben haben, kaum den Fehler wiederholen werden, die Einlösung der Staatsnoten über eine Reihe von Jahren hin auszudehnen, und daß sie überhaupt, ehe sie sich dazu bestimmt haben, die Valutaregulirung auf die Tagesordnung zu bringen, zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß die Schwierigkeiten, mit denen Italien zu kämpfen gehabt hat, für Oesterreich-Ungarn nicht vorhanden sind oder doch ohne Zweifel überwunden werden können. Wir setzen dies um so mehr voraus, als die Frage, wie weit Oesterreich-Ungarn, nachdem es seine Staatsnoten mit Gold vertauscht und seine Banknoten gegen Gold einlösbar gemacht hat, auch diese Stellung behaupten und das Gold im Lande behalten können wird, sehr wenig von der Presse behandelt worden zu sein scheint. Man scheint dies als über jeden Zweifel erhaben zu betrachten, jedenfalls befindet sich diese Frage nicht direkt unter den der von der Regierung niedergesetzten Enquête-Kommission vorgelegten*). Wir müssen gestehen, daß uns die Sache nicht so klar erscheint. Es kommt uns im Gegentheil vor, daß die beiden Faktoren, welche sich als recht bedeutungsvoll für die italienische Valutareform erwiesen haben, nämlich theils die jährliche Bilanz des Staatshaushaltes, theils die Zahlungsbilanz dem Auslande gegenüber, trotz aller Verschiedenheit doch einige Aehnlichkeit mit den entsprechenden Faktoren in Oesterreich-Ungarn haben. Die Staatsrechnungen für die im Reichsrath repräsentirten Länder haben aller-

*) Die Frage ist indessen von mehreren Mitgliedern erörtert worden, aber mit Ausnahme des Herrn Professor Menger scheinen die meisten Redner „die Frage des Goldabflusses oder die Goldbehauptung" nicht beunruhigend gefunden zu haben. „Ein großes Stück dieser Einwendung ist schon durch den Nachweis widerlegt, daß ein Goldmangel in den Culturvölkern absolut nicht besteht", sagt z. B. Herr Benedikt, Herausgeber der „Neuen freien Presse". Vgl. hierüber späterhin.

dings in den letzteren Jahren meist — jedoch nicht immer — einen Ueberschuß zu verzeichnen gehabt, welcher jedoch nicht einmal zur Verzinsung der eventuellen Goldanleihe reichen wird. In den fünf Jahren von 1886—90 betrug der Ueberschuß im jährlichen Durchschnitt (s. Tabelle 244) ungefähr 6 Mill. fl. ö. W., während die Verzinsung der Anleihe diesen Ländern sicher gegen 9 Mill. fl. jährlich kosten wird, so daß auf eine oder die andere Weise — eventuell durch die vorgeschlagene Renten-Convertirung — Ersparnisse gemacht werden müssen, wenn man ein Deficit oder Erhöhung der Steuern vermeiden will. Und wenn auch Oesterreich-Ungarns Handel mit dem Auslande eine sehr günstige Bilanz und einen großen Ausfuhrüberschuß aufzuweisen hat — 1881—90 durchschnittl. ca. 133 Mill. fl., 1886—90 sogar gegen 160 Mill. fl. —, ist das Resultat der gesammten Zahlungsbilanz gegenüber dem Auslande doch, wie schon erwähnt, weit weniger günstig. Nach den in Tabelle 217—22 gegebenen Mittheilungen wurden im Okt. 1890 und April 1891 zusammen für Coupons der 4 proc. Goldrente im Auslande 11,4 Mill. fl. Gold bezahlt, während ungefähr $^2/_3$ der 4,2 proc. Silberrente und $^1/_3$ der 4,2 proc. Notenrente — zusammen ca. 940 Mill. fl. ö. W. — in den Händen des Auslandes waren, wonach nicht viel weniger als 40 Mill. fl. ö. W. auf ihr Conto an das Ausland zu bezahlen wäre. Hierzu kommen noch — außer der ungarischen Goldrente, wovon ca. 680 Mill. fl. im Auslande sein sollen — die Eisenbahn-Prioritätsobligationen in Reichsmark, Francs und Goldgulden zu einem gesammten Betrage (in 1885) von 1267 Mill. fl. ö. W., wovon ein großer Theil in den Händen des Auslandes ist, namentlich die in Gold verzinsten Prioritäten der Südbahn und Staatseisenbahn zu einem Betrage von 790 Mill. fl., wogegen „der inländische Besitz ausländischer Effekte verschwindend klein sein dürfte"*). Im Ganzen scheint man ausrechnen zu können, daß auf die hier angeführten Conti ca. 110 Mill. fl. jährlich an das Ausland zu bezahlen sind. Hiernach sollten allerdings gegen 50 Mill. fl. übrig bleiben**), aber

---

*) Dr. R. Zuckerkandl: Literatur zur Währungsfrage in Conrads Jahrbüchern, April 1892, S. 531.

**) In der Enquête-Commission hat Prof. Sax eine genaue Berechnung vorgeführt, wonach eine Summe von rund 150 Mill. fl. der Betrag sein soll, welchen Oesterreich-Ungarn jährlich für auswärtigen Effectenbesitz an das Ausland bezahlen muß; dagegen kommt er zu einer Einnahme vom Auslande von mindeitens 25 Mill. fl. (darunter Transitverkehr und Fremdenverkehr), und er schließt daher, gegenüber dem Activsaldo der Handelsbilanz von 160 Mill. fl., auf „eine Zahlungsbilanz, deren Activum mindestens 35 Millionen, wahrweinlich aber 40 bis 50 Mill. beträgt". Im Resultate stimmt also diese Berechnung doch mit der unseren.

Tabelle 42 zeigt doch, daß die Ueberschußeinfuhr von edlem Metall in dem Jahrzehnt von 1881—90 in jährlichem Durchschnitt nur ca. 11½ (in 1886—90 ca. 17) Mill. fl. ausgemacht hat, während die Verzinsung der neuen Goldanleihe vermuthlich die Bilanz um wenigstens 12 Mill. fl. vergrößern wird. Es kann daher eigentlich nicht Wunder nehmen, wenn Prof. Lexis zu glauben scheint*), daß eine Valutareform in Oesterreich-Ungarn wenigstens eben so große Schwierigkeiten als in Italien**) bieten wird, und daß es weniger als Italien „würde hoffen dürfen, bei einem ernstlichen internationalen Kampfe um das Gold, der nicht ausbleiben würde, seine neue Währung effektiv und unversehrt zu erhalten".

Wenn die Regierung trotz solcher Auslassungen sich dennoch für die Durchführung der Reform bestimmt hat, darf man es wohl für gewiß ansehen, daß es nach den reiflichsten Erwägungen dieser Verhältnisse geschehen ist, und daß diese zu der Ueberzeugung geführt haben, daß Oesterreich-Ungarn ohne Schwierigkeit den Besitz des Goldes behaupten können wird, wenn es dasselbe einmal hat. Für uns ist diese Frage daher von untergeordneter Bedeutung; denn während ihre richtige Beantwortung von größter Wichtigkeit für diejenigen sein muß, welche eine Bestimmung treffen sollen, ob die Reform durchgeführt oder aufgegeben werden soll, wird sie für uns nur die Frage lösen, ob die Beschwerden, welche die wahrscheinlichen Folgen von dem Uebergange Oesterreich-Ungarns zur Goldwährung sein werden, für Europa permanent oder nur vorübergehend sein werden; da aber unter allen Umständen nur die Rede von einer partiellen Zurückgabe des empfangenen Goldes sein kann, und dies ja auch erst nach Verlauf mehrerer Jahre

*) W. Lexis: Zur Gold- und Währungsfrage. Conrads Jahrbücher, 1890, N. F. 21. Bd. S. 278.

**) Herr Benedikt weist dagegen den Parallelismus mit Italien ganz ab. „Man verweist immer auf das Schreckbild Italiens, man vergißt aber immer, erstens daß Italien mit seiner Goldbeschaffung keine Schwierigkeiten gehabt hat, sondern daß sich die Schwierigkeiten infolge der großen Pariser-Krise bei der Rentenbegebung gezeigt haben: zweitens daß Italien nach der Herstellung seiner Valuta durch die Rückwirkung einer maßlosen Ueberspeculation, durch eine fehlerhafte Münzpolitik und Finanzwirthschaft und durch einen Zollkrieg mit Frankreich in die größte Bedrängniß gerathen ist, welche mit seinen Währungsverhältnissen in gar keinem Zusammenhange steht und bei so außergewöhnlichen Verhältnissen naturgemäß auf dieselbe zurückwirken muß. . . . Die österreichische Monarchie steht aber mit den wichtigsten Staaten Europas in vertragsmäßiger Verbindung, sie hat ein actives Budget, eine friedliche Politik. Unter diesen Verhältnissen sind alle Bedingungen für das Gelingen der Währungsreform gegeben." — Daß für Oesterreich-Ungarn in der nächsten Zukunft kein Zollkrieg zu befürchten ist, geben wir zu; dagegen dürfte die große Masse von Effekten auf ausländischen Händen unter gewissen Umständen eine besondere Gefahr bieten.

geschehen würde, liegt für uns keine Veranlassung vor, bei dieser Eventualität zu verweilen.

Sieht man davon ab, so wird die Aufnahme einer Anleihe von der nöthigen Größe kaum unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten, vorausgesetzt, daß man in Oesterreich-Ungarn willig ist zu bezahlen, was es kosten wird. Den jetzigen Augenblick kann man wohl sogar als einen ausnahmsweise günstigen betrachten, so daß es wenig wahrscheinlich ist, daß die Regierung, wie von der Presse angedeutet worden ist, langsam und vorsichtig zu Werke gehen und die Anleihe-Operationen auf mehrere Jahre vertheilen wird. Wir nehmen im Gegentheil an, daß, wenn man erst zu der eigentlichen Realisation der Reform schreitet, man bestrebt sein wird, dieselbe so schnell als nur möglich durchzuführen, und besonders, daß man den jetzigen günstigen Augenblick dazu benutzen wird so viel Gold, als nöthig wird, zu beschaffen*). Der Kapitalsmarkt ist ja augenblicklich reichlich versorgt, der Zinsfuß sehr niedrig, und das allgemeine Mißtrauen zu dem südamerikanischen Geldmarkte wird das seinige thun, daß die Kapitalisten gern ihre disponiblen Kapitale in weniger unsicheren Ländern anbringen werden. Dazu kommt, daß die Hauptbanken zur Zeit, so zu sagen, von Gold gesättigt sind, und wir sehen denn auch einen so gründlichen Kenner des Marktes für edle Metalle, wie Ottomar Haupt ist, behaupten, daß es die leichteste Sache der Welt sein wird, Oesterreich-Ungarn so viel Gold zu verschaffen, als es nur wünscht. „Ueber die Leichtigkeit der Goldbeschaffung kann gar kein Zweifel sein. Alles brennt hier bei uns in Paris schon förmlich darauf, Gold nach Oesterreich zu senden"**). „... etwa 300 Mill. Frcs. ... würde sich meiner Ansicht nach das Haus Lazard allein das Vergnügen machen, herbeizuarbitragiren, ohne auf irgend einem Goldmarkt der Welt auch nur die geringste Verwirrung anzurichten"***). Ohne ganz Herrn Haupts Ueberzeugung zu theilen, nähren wir keinen Zweifel, daß das nöthige Gold wird

*) Man vergleiche die Aussage des Herrn Dub in der Enquête-Commission (S. 58): „Man möge sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß es ein großes Unglück wäre, wenn im Laufe der Operation durch Ereignisse auswärtiger Natur dieselbe gestört würde, daß wir beispielsweise ein gewisses Quantum Gold im Lande hätten und durch den Ausbruch irgend einer europäischen Conflagration in die Nothwendigkeit versetzt würden, die Operation zu unterbrechen. Ich hielte dies für ein großes Unglück, aber ein noch größeres Unglück wäre es, wenn wir einen Theil unserer Rententitel begeben und einen Theil der dafür nothwendigen Goldmenge beschafft hätten, und aus dem Grunde, weil diese Goldmittel nicht ausreichend wären, die Wiederaufnahme der Baarzahlung sistiren müßten."

**) Hamburger Börsen-Halle f. 29. März 1892.

***) Ottomar Haupt: Gold, Silber und die Valutaherstellung, Wien 1892.

herbeigeschafft werden können, wenn sich Oesterreich-Ungarn erst dafür bestimmt hat, es zu erwerben, und daß, sofern es sich blos um die Aufnahme einer großen Anleihe handelt, dieses grade im Augenblick nicht allzu große Schwierigkeiten bieten wird.

Ganz anders stellt sich die Frage, welches die Folgen davon sein werden. Zur Beleuchtung hierfür gehen wir zur Untersuchung der Folgen, welche Italiens Valutareform gehabt hat, zurück. Die vorherrschende Meinung darüber scheint zu sein, daß die Reform keine weitern Folgen für das übrige Europa gehabt hat. Unsere Ansicht, die ganz entgegengesetzt ist, wollen wir zu begründen suchen. Aber auch hier müssen wir eingestehen, daß ein Beweis, welcher als solcher von den Nationalökonomen anerkannt werden muß, sich schwer führen läßt. Wenn man überhaupt auf dem socialen und ökonomischen Gebiet, wo so viele verschiedene Faktoren zusammenwirken um ein Resultat hervorzubringen, immer dafür ausgesetzt ist, auf die Einwendung zu stoßen, daß man den Schluß: cum hoc vel post hoc — ergo propter hoc — gemacht hat, so gilt dies ganz besonders für die hier zu erörternde Frage, wo die Oekonomen sich grade darum streiten, welches die Ursache und welches die Wirkung ist. Während man nämlich doch so weit gekommen ist, allgemein anzuerkennen, daß das Steigen der Preise in den 50'er Jahren der Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldlager zuzuschreiben ist, und das Steigen der Preise im Anfang der 70'er Jahre der Emission von einigen Milliarden uneinlösbarer und ungedeckter Noten, welche Frankreich eine ungeheuer große Menge edlen Metalles entzog und im übrigen Europa vertheilte, und während man daher wohl auch im Allgemeinen anerkennen wird, daß, wo sich ein allgemeines Steigen der Preise unmittelbar nach einer bedeutenden Vermehrung der Goldmenge oder des eigentlichen Papiergeldes nachweisen läßt, jenes die Wirkung, dieses die Ursache ist, kann man gegenüber einer Vermehrung oder Beschränkung von eigentlichem Bankgelde, einlösbaren, doch ungedeckten Banknoten und einem gleichzeitigen Steigen oder Fallen der Preise sehr wohl behaupten, daß letzteres die Ursache ist und nicht die Wirkung, daß die Banken grade ihre Notenemission nach dem Bedürfnisse des Marktes vermehren oder vermindern werden, und daß bei einem höheren Preisniveau für mehr Noten Gebrauch ist, als bei einem niedrigeren. Und einer solchen Behauptung gegenüber ist es ganz unmöglich zu beweisen, daß die betreffenden Bankdirektionen, wenn auch nicht grade willkürlich, so doch nach einem selbständigen, aus andern Rücksichten gefaßten Beschluß, die Initiative zu einer Beschränkung der Geldmenge ergriffen haben, welche den Umsatz dazu

zwingt, seine Forderungen darnach zu richten und also das Preisniveau in Uebereinstimmung damit zu bringen. Für Leser ohne vorausgefaßte Meinung dürfte doch folgende Zusammenstellung der hierher gehörenden Daten einige Bedeutung haben, wobei wir bemerken, daß wir keineswegs vergessen oder übersehen, daß viele parallele Faktoren sich geltend gemacht haben, wenn wir auch keine Veranlassung finden ihrer besonders Erwähnung zu thun.

Nachdem die gleichzeitigen Bestrebungen Frankreichs und Nordamerikas zur Baarbezahlung zurückzukehren, zu welchem Zweck sie die Notenmenge auf ein Mal verminderten und den Metallbestand der Banken vermehrten, so daß die ungedeckten Noten in beiden Ländern von 1873—79 um 2500 Mill. M. verringert wurden (vergl. Neumann-Spallart: Uebersichten der Weltgeschichte von 1883—84, S. 452), in den genannten Jahren durch das dadurch verursachte stete und bedeutende Fallen der Preise einen ungeheuren Druck auf die ganze Geschäftswelt und die ökonomische Entwicklung in ganz Europa ausgeübt hatten, waren endlich in 1879 nach der Wiederaufnahme der Baarzahlung beider Länder mehr normale Zustände eingetreten, und von dem so tief gesunkenen Preisniveau des Jahres 1879 fand wieder in 1880—82 ein bedeutendes Steigen statt zugleich mit einem verjüngten Leben auf allen Gebieten des Handels und der Industrie. Zur selben Zeit wurde die ungedeckte Notenmenge in Frankreich um über 600 Mill. M. im Laufe von zwei Jahren vermehrt, und da im selben Zeitraume in England, Deutschland und Oesterreich-Ungarn eine dem entsprechende Bewegung, wenn auch in geringerem Umfange, statt fand, war die ungedeckte Notenmenge in diesen vier Ländern am Schlusse von 1881 reichlich um 1000 Mill. M. größer, als sie am Schlusse von 1879 gewesen war (ibidem). In dieser Zeit und unter dem Eindrucke von diesem Ueberfluß an „Gold" fällt der Beschluß Italiens eine Goldanleihe aufzunehmen um die Papierwährung abzuschaffen. Der Kontrakt hierfür wird im Juli 1881 abgeschlossen, worauf die Versendung des Goldes vom April 1882 bis zum Februar 1883 vor sich geht. Zur selben Zeit tritt ein Stillstand in dem in den vorhergehenden Jahren stattgefundenen Aufschwung im wirthschaftlichen Leben ein, und den „guten Jahren" folgen „weniger gute", wenn auch noch nicht schlechte Jahre. Der Economist beginnt seine „Commercial History von 1883" mit folgenden Worten: „Wie das unmittelbar vorangegangene ist 1883 für den größten Theil unserer Fabrikanten und Handeltreibenden ein Jahr der Täuschungen gewesen", und er hebt später hervor, daß die Bedingungen für eine gute Entwicklung am Anfang des Jahres vorhanden gewesen

waren und daß auch „ein bemerkenswerther Fortschritt im Umfang der Geschäfte (in the volume of business)" stattgefunden hatte, so daß der Umsatz nach dem Auslande sich über 5 pCt. größer stellte, ebenso wie in verschiedenen der wichtigsten Produktionen eine entschiedene Erweiterung ihrer Wirksamkeit aufzuweisen war, — aber daß kein richtiger Verdienst damit verbunden war, weil die Preise heruntergehend waren. Der Rückschlag zeigte sich wohl erst etwas später auf dem Continent als in England; aber Dr. Soetbeers neueste Preisstatistik für 1881—89 (in Conrads Jahrbüchern f. 1890, N. F. 22. Bd. S. 412ff.) zeigt doch, was Deutschlands Aus- und Einfuhr betrifft, ein Preisniveau von 98,4 in 1883 gegen 100 in 1881. Und nun begann in den folgenden Jahren das allgemeine Bewußtsein davon, daß „die Decke ziemlich knapp war", und der darauf folgende „Kampf um das Gold", wobei ein Jeder so viel als möglich von der „Decke" an sich zu reißen suchte. Während dieses Kampfes zog jede der konkurrirenden Banken so viel Gold als möglich an sich — nicht von einander, sondern von der Cirkulation, — nur die Metallvermehrung der Oesterreich-Ungarischen Bank wog ungefähr den Rückgang der Bank of England auf —, so daß die Goldvorräthe vom Schlusse des Jahres 1882 bis zum Schlusse von 1886 also wuchsen:

in der Banque de France	+ 278,7 Mill. Frcs.	=	222,9 Mill. M.
„ den italien. Banken	+ 223,8 „ „	=	179,0 „ „
„ der Deutsch. Reichs-Bk.	+ 139,8 „ M.	=	139,8 „ „
„ „ Niederl. Bank	+ 61 „ fl.	=	102,9 „ „
			644,6 Mill. M.

— also allein in diesen vier Ländern in jährlichem Durchschnitt eine Vermehrung von ca. 160 Mill. M. zu einer Zeit, als das zu monetairen Vorräthen disponible Quantum der jährlichen Goldproduktion nur auf ca. 112 Mill. M. für „sämmtliche Kulturländer des Westens" angeschlagen wurde, und sowohl Nordamerika als auch Australien gleichfalls ihren Goldvorrath bedeutend vergrößerten. Nach Dr. Soetbeer (Conrads Jahrb. f. April 1891 S. 542) war der Goldbestand in den Banken der meisten europäischen Länder und Australiens sowie in den Banken und der Staatskasse der vereinigten Staaten in 1885 ca. 1168 Mill. M. größer als in 1880; davon kamen auf die europäischen Länder ca. 705 Mill. M.*) Und diese Vermehrung des Metallvorraths kam

*) Da man im Allgemeinen den Theil der jährlichen Goldproduktion, der zu monetären Zwecken übrig blieb, auf nur ca. 112 Mill. M. jährlich veranschlagt hat, während also der doppelte Betrag in Banken und Staatskassen angesammelt worden ist, schließt Dr. Soetbeer seine Abrechnung mit folgenden

nicht der Circulation Europas in Form einer Vermehrung der Notenmenge zu Gute, sondern diese blieb im Ganzen genommen unverändert oder nahm sogar ab. Für die Jahre 1882—85 hat Neumann-Spallart in seinen „Uebersichten" die Vermehrung des Metallschatzes in den Banken der sechs „Hauptländer" und der Staatskasse der vereinigten Staaten auf ca. 840 Mill. M. berechnet, während er für dieselbe Zeit einen Rückgang von über 140 Mill. M. in ihrer gesammten Notencirkulation berechnet, und rechnet man Italien mit, so wachsen diese Zahlen auf beziehungsweise ca. 1000 und 300 Mill. M. Neumann-Spallart kommt denn auch zu dem Resultat, daß die ungedeckte Notenmenge in den wichtigsten Culturländern in 1885 eine sehr bedeutende Verminderung (über 1400 Mill. M.) gegen 1882 zeigt. Und von einem Preisniveau von 100 in 1881 und 98,4 in 1883 war ein Rückgang auf 85,8 in 1885 und 84,6 in 1886. Aber trotz dem Drucke, welchen die beständig fallenden Preise stärker und immer stärker auf das ganze Geschäftsleben ausübten, wird jede Aeußerung über Goldmangel in diesen Jahren von den „praktischen Männern" sowie von vielen Theoretikern zurückgewiesen, da die überströmenden Goldvorräthe in den Banken ja den Beweis liefern, daß „Gold genug" da war, ja im Uebermaß, welches ferner noch durch den niedrigen Zinsfuß bewiesen wurde, der zuletzt in 1886—87 eine Reihe von Convertirungen zur Folge hatte.

Wie lassen sich nun diese Erscheinungen erklären? Im Allgemeinen kommt man leicht genug über die Schwierigkeit hinweg, indem man einfach darauf aufmerksam macht, daß die fallenden Waarenpreise es in diesen Jahren möglich machten, sich mit einem geringen Quantum von Cirkulationsmitteln zu begnügen, und daß die Banken deshalb mit Leichtigkeit ein so großes Quantum Gold an sich ziehen konnten, ohne die Cirkulation zu stören*). Dies ist an und für sich richtig genug;

Worten: „Die Differenz kann in verschiedener Weise erklärt werden. Die Goldgewinnung mag in Wirklichkeit bedeutender gewesen sein, als unsere Ermittelungen wegen der nicht deklarirten Beträge angeben, oder auch der Goldverbrauch in der Industrie ist von uns zu hoch angesetzt, oder aus dem Vorrath der im täglichen Verkehr effektiv umlaufenden Goldmünzen ist ein Theil den Bankbeständen zugeflossen" (von uns hervorgehoben). „Welcher von diesen Ursachen die fragliche Differenz beizumessen, lassen wir dahingestellt, vielleicht haben sie alle zusammengewirkt."

*) Vergl. Dr. Jul. Landesberger: Währungssystem und Relation S. 117, wo von der in 1887 auf dem Geldmarkt von New-York herrschenden Krise gesagt wird: „Auffallend ist nun deren relativ geringe Rückwirkung auf die europäischen Geldmärkte, indem der Zinssatz selbst der zunächst exponirten Bank von England die Grenze von 2½ % nicht überschreitet und der Zinsfuß der deutschen Reichsbank sich konstant auf 4 % hält. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt darin, daß das Jahr 1884 durch den tiefsten Preisstand der Welthandels-

aber es kommt uns allerdings vor, daß diese Erklärung den wesentlichen Mangel besitzt, daß sie durchaus keinen Aufschluß über das giebt, was die Hauptsache ist: warum weisen die Waarenmärkte das Geld zurück, dessen sie so sehr bedürfen, um den Druck, der auf dem Geschäftsleben ruht, aufzuheben? Nicht aus dem Grunde, daß weniger umzusetzen wäre, kann der Waarenmarkt sich mit weniger Gold begnügen; es wird ja im Gegentheil eingeräumt, daß die Umsatzmenge wächst, es gibt „a distinct growth in the volume of business" (vergl. d. Vorangef.). Auch nicht weil die starke Entwicklung der Kreditmittel, besonders des Girosystems, das Geld überflüssig macht — denn sie hat die Waarenpreise nicht am Fallen verhindert. Woher kommen dann die niedrigen Waarenpreise, welche die ganze an Umfang zunehmende Production so wenig lohnend machen, außer grade daher, daß dem wachsenden Umsatz gegenüber, trotz der erweiterten Kreditmittel, die Cirkulationsmittel nicht hinreichen, um das betreffende Preisniveau aufrecht zu erhalten? Wir können nicht leugnen, daß es uns vorkommt, als wenn hier eine Verwechslung zwischen Ursache und Wirkung stattfände, da wir es als unbestreitbar betrachten, daß eine gleichzeitig mit der wachsenden Production und dem zunehmenden Umsatz stattgefundene Vermehrung der cirkulirenden Geldmenge die Preise am Fallen verhindert haben würde, und wir vermissen deshalb immer noch eine Erklärung dafür, was diesen Preisfall bewirkt hat, wenn Geld genug vorhanden war, ein höheres Preisniveau aufrecht zu erhalten. Wir erklären diese Erscheinungen daher auf die ganz entgegengesetzte Weise. Unserer Meinung nach ist es nicht der Waarenmarkt, welcher die Initiative ergriffen und das Geld als überflüssig für den Verkehr zurückgewiesen und es dazu verurtheilt hat, ruhig in den Banken zu liegen; es ist im Gegentheil das Bestreben dieser, gegenüber der stark anwachsenden Deposite von Kapitalien sich eine hinlängliche Menge Geldes zu verschaffen, um allen Eventualitäten begegnen zu können, welches dem Waarenmarkte das Geld entzogen und damit einen Anstoß zum Fallen der Preise gegeben hat. Aber indem ein beginnender Preisniedergang die Geschäfte weniger lohnend macht, und indem der einige Zeit hindurch fortgesetzte Preisniedergang bewirkt, daß auf alle Spekulationen eine Enttäuschung folgt und dadurch ein

artikel gekennzeichnet ist, welcher in Europa seit 1860 jemals wahrgenommen wurde. Bei stark gedrückten Preisen reicht aber auch ein geringeres Quantum von Zahlungsmitteln für die Vermittlung der Umsätze eines Wirthschaftsgebiets hin; daher ging die Einschränkung der verfügbaren Geldmenge spurlos vorüber, ohne eine fühlbare Bewegung des Verkehrs hervorzurufen."

Dämpfer auf weitere Spekulationen gelegt wird, hat ein einmal hervorgerufener Preisniedergang, solange die Ursache zu demselben nicht gehoben wird, an und für sich eine Tendenz dieselbe noch zu verstärken und ihr Aufrechthalten zu erleichtern; denn die getäuschten Spekulationen und die geringe Ausbeute der Geschäfte, welche es nicht lohnend erscheinen lassen, Kapitalien in Handel und Industrie anzubringen, vermindert die Nachfrage nach Kapital in dem Grade, daß es nur ganz niedriger Zinsen bedarf, um die Kapitalisten zu verlocken, lieber ihr Geld bis auf bessere Zeiten in den Banken ruhen zu lassen; und gleichzeitig mit den immer lauter werdenden Klagen über die „schlechten Zeiten“ und andauernd fallenden Preise auf dem Waarenmarkt sehen wir deshalb den Kapitalmarkt sich beugen unter den angehäuften Kapitalien, welche vergebens zu so niedrigen Zinsen ausgeboten werden, daß eine Zinsconvertirung den meisten Staaten möglich wird.

Die Richtigkeit unserer Auffassung scheint uns durch die Entwicklung der folgenden Jahre bekräftigt. Es ist notorisch, daß in dem letzten Theil von 1887 der langwierige Druck auf die Geschäftswelt etwas geringer wurde, und daß 1888 ein neu erwachendes Leben bezeichnet, welches sich jedoch erst in 1889—90 zu einem wirklichen Aufschwunge in den Geschäften gestaltet, und darnach in 1891 wieder anfängt zu erschlaffen. „Niemand kann“, schreibt der Economist in seiner Commercial History von 1888, „die Handelsberichte des vergangenen Jahres lesen, ohne von dem frohen und vertrauensvollen Tone, welcher fast ohne Ausnahme durch sie geht, überrascht zu werden. Dies läßt sich bis zu einem gewissen Grade durch den Umfang, welchen das Geschäftsleben im Laufe des Jahres gehabt hat, erklären. Die unsichere, zögernde Verbesserung, welche die letzten Monate von 1887 charakterisirt, entwickelte sich in 1888 zu einem wirklichen, sicheren Wiederaufleben (revival). Wenn man die Schiffsbauten ausnimmt, so war nirgends ein großer Sprung zu bemerken. Ueberall zeigte sich jedoch ein ruhiges, allmähliches Wachsthum, und obgleich die wirkliche Vermehrung der Produktion nicht viel bedeutender als in dem vorhergehenden Jahre gewesen zu sein scheint, war sie doch anderer Art. Damals war sie mehr oder weniger unregelmäßig; einer plötzlichen Zunahme in den Geschäften folgte erneute Schlaffheit und Niedergedrücktheit, wogegen der Fortschritt in dem letzten Jahre, wenn auch langsam, so doch andauernd und zunehmend gewesen ist.“ Auf dem Continent scheint die Bewegung, wie dies meist der Fall, etwas später angefangen zu haben und ein wenig langsamer fortgeschritten zu sein, so daß sie eigentlich nur die Einleitung zu dem in 1889—90 stattfindenden Auf-

schwunge war. Diese ganze Bewegung wurde von einer emporgehenden Bewegung in den Preisen begleitet — unserer Ansicht nach dadurch hervorgerufen — sowie von einer Vermehrung der ungedeckten Notenmenge sowohl als von einer Vermehrung in der jährlichen Goldproduction*). Setzt man voraus, daß diese in 1890 dieselbe Größe als in 1889 gehabt hat, wie O. Haupt l. c. S. 16 ungefähr angiebt, beträgt sie für die fünf Jahre von 1886—90 ca. 65,000 kg (= ca. 180 Mill. M.) — der Angabe des amerikanischen Münzdirektors nach sogar ca. 76,000 kg = ca. 210 Mill. M. — mehr als in den fünf Jahren 1881—85, und doch betrug die Vermehrung in den Banken und den Tresors der Staaten nur 831 gegen 1168 Mill. M. Und außerdem hat die Notenmenge nicht ab-, sondern zugenommen.

Es ist keineswegs unsere Ansicht, daß das Preisniveau ausschließlich von den genannten Faktoren abhängig ist und von ihnen bestimmt wird; aber ohne die übrigen mitwirkenden Momente zu verkennen, glauben wir bestimmt, daß der Einfluß jener überwiegend ist, weil sie zugleich in hohem Grade die ganze Stimmung in der Geschäftswelt beeinflussen und damit die Neigung, Credit zu geben und zu be-

*) Wir stellen hier [1]) die ungedeckte Notenmenge — incluf. Staatsnoten — am Schlusse jedes Jahres in England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien zusammen, auf Mill. M. reducirt (wobei, was Oesterreich-Ungarn betrifft, das in Tabelle 152 angegebene Verhältniß zu Grunde gelegt ist), [2]) die jährliche Goldproduktion nach Dr. Soetbeer l. c. nach Abzug der Mehreinfuhr in Britisch-Indien, [3]) das Preisniveau, theils nach Dr. Soetbeers Berechnungen auf Grundlage der Aus- und Einfuhr Deutschlands, theils nach der Hamburger Handelsstatistik, theils nach dem Engländer Sauerbeck (s. Conrads Jahrb. f. April 1892 S. 588 ff.) angegeben. Wir meinen natürlich nicht, daß diese Zahlen eine genaue entsprechende Bewegung zeigen sollen, indem es ja eine abgemachte Sache ist, daß auch andere Faktoren einen Einfluß auf das Preisniveau ausüben; doch kommt es uns nach der ganzen Richtung der Bewegung und zum Theil nach ihrer Stärke vor, daß so viel Uebereinstimmung vorhanden ist, daß dies die Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß.

	[1]) ungedeckt. Notenmenge Mill. M.	[2]) Goldprodukt. kg	[3]) Preisniveau a) Deutschlands St.	b) Hamburgs St.	Sauerbecks St.
1881	3575	133,400	100,0	100,0	100,0
1882	3378	121,500	100,3	100,8	98,8
1883	3358	128,200	98,4	100,9	96,4
1884	3183	125,200	93,1	93,7	89,4
1885	2731	129,800	85,8	88,9	84,7
1886	2738	145,400	84,6	84,9	81,2
1887	2615	146,000	84,5	83,2	80,0
1888	2688	147,400	85,6	83,4	82,4
1889	3043	160,000	87,9	87,0	84,7
1890	3055	—	87,7	89,0	84,7

England scheint, wie schon erwähnt, in der Bewegung dem Continent etwas voraus, doch zeigt diese sich übrigens in den drei letzten und der ersten Colonne recht übereinstimmend: heruntergehend bis 1887, wo sich in allen vier Colonnen die Minimumszahl befindet, und darnach wieder emporgehend.

nutzen. Daß der Umfang der Produktion der einzelnen Jahre und damit das Waarenangebot in den einzelnen Jahren nicht gleich ist, daß besonders die Ernten so wichtiger Produkte wie Korn, Baumwolle, Kaffee 2c. in den einzelnen Jahren verschieden ausfallen, ist klar, und daß ferner die relative Cirkulationsgeschwindigkeit der Waaren und des Geldes in Betracht kommt, ist allgemein anerkannt. Aber im Großen und Ganzen sind doch die Veränderungen auf den Gebieten der Waarenproduktion und des Waarenumsatzes von einem Jahr zum andern von verhältnißmäßig geringerer Bedeutung und im Ganzen geht diese Bewegung, selbst in weniger guten Jahren, wie vorher bewiesen, in der Richtung der Vergrößerung und des Fortschrittes. Deshalb wird es von so großer Bedeutung für das Preisniveau, ob die Bewegung der Geldmenge gleichen Schritt hält oder nicht oder vielleicht sogar in der entgegengesetzten Richtung geht. Von großer Bedeutung für Europa kann es ferner sein, daß grade zu dieser Zeit, von dem Anfang der 80'er Jahre, Amerikas Zufuhr von Korn eine so große Rolle spielt und Geld in zunehmender Menge von Europa nach Amerika geführt hat, so daß der Goldvorrath der Banken sowie der Staatskasse besonders in der ersten Hälfte der 80'er Jahre bedeutend zunahm, während die Nettoeinfuhr von Gold in Britisch Indien zur selben Zeit Jahr nach Jahr stieg — von ca. 20,000 kg 1881 bis ca. 30,000 in 1884.

Aber grade unter diesen Verhältnissen mußte, unserer Auffassung nach, Italiens Wiederaufnahme der Baarzahlung einen bedeutenden Einfluß auf die vorher erwähnten Faktoren in der Bestimmung des Preisniveau's und damit auf Europas ganze ökonomische Situation üben, wenn auch mehr indirekt als direkt. Doch schlagen wir auch diese direkte Bedeutung höher an, als man im Allgemeinen zu thun geneigt ist. Es ist ja zu erinnern, daß es sich hier gradezu um eine Vernichtung von einem Theil der bisherigen Cirkulationsmittel handelt — darum, ca. 600 Mill. Frcs. in Noten, welche eingezogen und vernichtet werden sollten, durch einen entsprechenden Betrag in Metall zu ersetzen. Wie meistens, so wird nun geltend gemacht, daß der Betrag von gegen 500 Mill. Frcs. in Metall, welches Italien faktisch ausgezahlt wurde, den ungeheueren Summen gegenüber, mit denen man hier zu thun hat, von ganz verschwindender Bedeutung sind; man weist nämlich auf die Berechnungen der Cirkulationsmittel der gesammten Culturwelt hin, welche z. B. von Neumann-Spallart für 1883 auf 30 Milliarden angegeben wurden, abgesehen sogar von den eigentlichen Kreditmitteln, und auf die jährliche Vermehrung des monetären Goldvorrathes

mit ca. 140(?) Mill. Frcs. Selbst diesen Zahlen gegenüber ist der genannte Betrag keineswegs ohne Bedeutung; selbst wenn Italien sich darauf beschränkt hätte, eine Valutareform mit Hülfe des jährlich producirten neuen Goldes durchzuführen, würde es doch Beschlag auf die zu monetären Zwecken bestimmte Versorgung für vier Jahre gelegt haben und also in der Zeit die übrige Welt jeder Vermehrung ihres Vorrathes an Goldmünzen beraubt haben. Bei der Aufnahme einer Goldanleihe aber wird ja der Betrag unmittelbar von dem existirenden Vorrath fortgenommen, und dabei kommt kaum die ganze Culturwelt in Betracht, sondern zunächst nur Westeuropa. Seinem Vorrathe von Münzen und Barren gegenüber machte der Betrag, welchen Italien an sich zog, doch immer ungefähr 4 pCt. aus — ein Abzug, welcher ohne Zweifel Einfluß auf die Preisverhältnisse ausüben wird. Aber noch bedeutungsvoller waren sicher die indirekten Wirkungen, die moralische Wirkung auf die Bankdirektionen und deren Politik. Daß die Banque de France, welche soeben ihre mit so großer Energie und Tüchtigkeit geleitete Valutareform durchgeführt hatte, fürchten mußte, daß Italiens Wiederaufnahme der Baarbezahlung die erlangten Resultate gefährden würde, besonders zu einer Zeit, da man voraussehen konnte, daß auch Amerika in recht bedeutendem Umfange Beschlag auf das edle Metall legen würde, und daß man suchte, sich hiergegen zu gardiren, war ganz natürlich. Jedenfalls ist es ein Faktum, daß die Bank, welche ihr energisches Einziehen der Noten und Ansammeln von Metall so weit getrieben hatte, daß sie in 1879 kaum eine ungedeckte Notenemission von 100 Mill. Frcs. hatte, aber welche darnach wieder angefangen hatte, die vorher so straff gezogenen Zügel schießen zu lassen und im Laufe von 2 Jahren ihre ungedeckte Notenmenge um ca. 900 Mill. Frcs. vermehrt hatte, nun vom Schlusse des Jahres 1883 an wieder umschlug und in den folgenden 2—3 Jahren dieselbe um ca. 750 Mill. Frcs. verminderte, und daß dieses Beispiel, wie die oben S. 830 angeführten Zahlen zeigen, andern Orten, wenn auch in weit geringerem Umfange, befolgt wurde. Diese scharfe Restriction, also direkt wie indirekt die italienische Valutareform, mußte auf die Preisbildung wirken, und wenn die Verhältnisse sich darnach wieder gebessert haben, so ist es nicht ohne Einfluß gewesen, daß diese Valutareform von diesem Zeitpunkt an als mißglückt betrachtet werden mußte, so daß die Noten wieder von Neuem anfingen, den Platz der Münzen in Italien einzunehmen, während diese wieder anfingen dem übrigen Europa zuzufließen und dieses wenigstens nicht zu fürchten brauchte, daß es auch ferner den jährlich zur Disposition gestellten Betrag an Gold mit Italien zu theilen habe.

Wenn nun 10 Jahre später Oesterreich-Ungarns Valutareform auf die Tagesordnung gebracht worden ist und aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem Jahr beschlossen wird, so ist, wenn sich auch die Verhältnisse in mehreren Hinsichten — namentlich das Verhältniß zu Amerika — günstiger als damals gestalten, und die Goldproduktion in den letzten Jahren — besonders in Südafrika*) — zuzunehmen scheint, doch Grund für Europa vorhanden, entsprechende Wirkungen davon zu befürchten, besonders in Anbetracht dessen, daß es hier gilt ein noch größeres Land- und Volksgebiet in die Goldcirkulation hineinzuziehen und theils durch Goldwechsel, theils durch eine Goldanleihe ungefähr einem doppelt so großen Betrag an Gold als den, welchen Italien nöthig hatte, dem übrigen Europa zu entziehen.

Diese Furcht wird als reine Angst vor Gespenstern von vielen angesehenen Theoretikern sowie auch besonders von „praktischen Leuten" zurückgewiesen, da sie sich auf ihre praktische Erfahrung und darauf basirte vermeintlich tiefere Einsicht in die nationalökonomischen Verhältnisse, als sie uns „Professoren" zutrauen, stützen. Es wird genügen, sich hier an einige wenige der Vertreter für diese Auffassung zu halten, und wir wollen uns daher auf eine kurze Besprechung der, theils von Herrn Ottomar Haupt in seiner oben citirten Schrift, theils vom Herrn Benedikt in der Enquête-Commission dargelegten Argumente halten, — kurze, weil alle beide unter die oben erwähnte Kategorie, die „principia negantes" gehören.

Herr Ottomar Haupt weist jeden Gedanken an „das Schlagwort einer sogenannten Goldnoth" zurück, indem er ausführlich nachweist, welche ungeheure Goldmenge heut zu Tage in den meisten Ländern vorhanden ist, und gegenüber einer Berechnung der Goldvorräthe in den Banken und Tresors Europas, Australiens und der vereinigten Staaten auf 8724 Mill. Frcs. am Schlusse von 1891, behauptet er, daß „je mehr man die Thatsachen verfolgt und je mehr man sich besonders in die Statistik der sichtbaren Goldvorräthe vertieft, um so mehr wächst das Erstaunen über diesen unversiegbaren, diesen geradezu ungeheuren Goldstrom, welcher sich über alle Länder, die, wie gesagt, wirklich das edle Metall haben wollten, ergossen hat."

Wir gestehen, daß wir dieser Beweisführung keine besondere Bedeutung beilegen können; denn um was es sich hier handelt, sind durchaus nicht die absoluten, sondern die relativen Zahlen. Es kann

*) In Enquête S. 248 theilt Prof. Sax mit, daß Südafrikas Goldproduktion von ca. 12,000 kg in 1889 auf 15,000 kg, in 1890 und ca. 23,000 kg in 1891 gestiegen ist.

Goldnoth bei 8 Milliarden herrschen, während man Ueberfluß hatte zu einer Zeit, wo nur 7 Milliarden vorhanden waren. Denn worauf es ankommt, ist, ob im Verhältniß zu der vorhergehenden Zeit eine Vermehrung oder Beschränkung der Goldmenge statt findet. Wenn die 8 Milliarden auf ein weit größeres Gebiet vertheilt werden sollen, als es mit den sieben der Fall war, werden sie sich als unzureichend erweisen können, wo diese ausreichend waren. Und es ist ja grade die Rede davon, ein neues großes Territorium unter die Herrschaft der Goldcirkulation zu bringen; es handelt sich darum — wenn man nicht den Betrag oder einen Theil davon aus der cirkulirenden Goldmenge selbst nehmen will — eine Summe, welche auf ca. 700 Mill. Frcs. oder ungefähr 8 pCt. dieser Goldmenge bis zu 1250 Mill. Frcs. oder ca. 14 pCt. zu nehmen, um sie nach Oesterreich-Ungarn zu führen. Daß die betreffenden Banken jedenfalls den erstgenannten Betrag entbehren können, wollen wir einräumen; aber die Frage ist: wollen sie denselben ohne weiteres abgeben und doch die auf diese metallische Basis emittirte Notenmenge unverändert beibehalten?

Wir räumen ein, daß Herr Haupt nicht bei den absoluten Zahlen stehen bleibt, sondern besonders darauf hinweist, daß der Goldvorrath dieser Banken allein in 1891 um nicht weniger als 850 Mill. Frcs. gewachsen ist. Da aber nachher dargelegt wird, daß die Goldproduktion des Jahres höchstens 290 Mill. Frcs. zu monetairen Zwecken übrig ließ, darf man wohl fragen, woher der übrige Betrag genommen ist? Wir geben zu, daß „ohne Zweifel hat die Zettelwirthschaft, welche in Argentinien, in Portugal und in Brasilien seit kürzerer oder längerer Zeit eingerissen ist, das Gold aus diesen Ländern vertrieben, wie es in Spanien eine falsche Münzpolitik, welche dem Silber den Vorzug geben wollte, ebenfalls gethan hat," aber wir bezweifeln, daß diese Ereignisse, — von denen man ja nicht erwarten kann, daß sie sich in den folgenden Jahren wiederholen — den ganzen übrigen Betrag der Vermehrung in 1891 herbeigeschafft haben sollten, und trotz Herrn Haupts bestimmte Versicherung, daß „dabei darf auch nicht einen Moment angenommen werden, daß vielleicht die Circulation zu dieser enormen Anschwellung der sichtbaren Vorräthe beigetragen habe", glauben wir trotzdem — mit Hinweis auf Dr. Soetbeers oben citirte Worte — daß diese Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen ist. Ein Faktum ist es in jedem Fall, daß grade das Jahr, welches den Bankvorräthen einen so enormen Zuwachs geschenkt hat, auch weichende Waarenpreise gehabt hat.

Der Herausgeber der „Neuen Freien Presse" Herr Benedikt, findet

es gleichfalls „schwer, angesichts dieser kolossalen Ziffern von der Seltenheit des Goldes zu sprechen", und findet es unbegreiflich, daß „die gesammte Münzstatistik, die in den letzten Jahren einen so großartigen Aufschwung genommen, nicht vermocht hat, diese Vorstellung aus vielen Köpfen zu verscheuchen". Er beruft sich auf die seiner Zeit in der englischen Commission von den Herren Banquiers Raphael und Fowler abgegebenen Erklärungen, daß „das Land hat weder jetzt noch in den letzten Jahren überhaupt durch die Seltenheit des Goldes gelitten, und der Beweis dafür liegt in dem niedrigen Zinsfuße", und daß „wir uns grade in jener Periode seit 1873, wo fortwährend von der Seltenheit des Goldes gesprochen wird, viel leichter bewegten, als in jener Periode, wo die Seltenheit des Goldes nicht behauptet wurde", — obgleich er selbst hinzufügen muß: „Wir wissen nun, daß die Auffassung der Banquiers, welche den Zinsfuß und den Goldvorrath in einen causalen Zusammenhang bringen, keineswegs richtig ist, dennn der Zinsfuß hängt vom Capitals- und nicht vom Goldvorrathe ab." Er meint aber doch, daß, da Gold ja selbst Capital ist und zwar das am raschesten bewegliche Capital, und jenes Capital, welches den Umlauf der Güter vermittelt, „so muß der Geldvorrath, wenn auch keinen ausschließlichen, so doch einen stärkeren Einfluß auf den Zinsfuß baarzahlender Länder ausüben, und man kann daher immerhin den niedrigen Zinsfuß als ein äußerst wichtiges Symptom der reichen Versorgung mit Geldkapital ansehen." — Allerdings; aber die Frage ist ja, ob die reichliche Versorgung mit Geldkapital zugleich ein Beweis für eine reichliche, auf den Waarenmärkten cirkulirende Geldmenge ist, und dies ist unsrer Meinung nach so weit davon entfernt der Fall zu sein, daß es unter gewissen Umständen eher ein Beweis für das Gegentheil ist. Wenn man gegenüber einer gewissen gegebenen, abgeschlossenen Geldmenge steht, ist es nämlich klar, daß, je mehr davon in den Banken und Staatskassen angesammelt wird, desto weniger bleibt auf den Waarenmärkten zurück. Und daß ein niedriger Zinsfuß durchaus keinen Beweis dafür liefert, daß eine reichliche Geldmenge auf diesen zu finden ist, daß das Gold zu gleicher Zeit einen niedrigen Kapitalwerth, ausgedrückt in einem niedrigen Zinsfuß, und eine hohe Kaufkraft, ausgedrückt in niedrigen Waarenpreisen haben kann, dürfte zur Genüge durch das vorher berührte Faktum bewiesen sein, daß die Rentenkonvertirungen auf Grund der überflüssigen Kapitalmenge und des niedrigen Zinsfußes grade in den Jahren vor sich gingen, als die Waarenpreise am gedrücktesten waren. Und die Sache ist natürlich genug. Denn grade den beständig wachsenden, disponiblen Kapitalien gegenüber, welche aus

Mangel an lohnender Wirksamkeit in den Banken angebracht werden, aber welche, so bald sich Zeichen der Besserung zeigen, wieder herausgenommen werden, halten die Banken es mit Fug und Recht für nothwendig, sich reichlich mit Geld zu versorgen, um jede plötzliche Forderung befriedigen zu können. Das Geld wird daher in so großem Umfang als möglich in die Banken gezogen, und es wird diesen daher möglich, den Zinsfuß niedrig zu halten; das Geld wird den Waarenmärkten entzogen, und die Waarenpreise fallen demzufolge.

Darum ist es mit Rücksicht auf die größere oder geringere Schwierigkeit, welche Oesterreich-Ungarn die Goldanleihe zur Valutareform verursachen wird, nicht genug, daß man auf den Preis, den Zinsfuß der Kapitale sieht, der sich im Augenblick sehr günstig stellt; man muß auch die Verhältnisse der Waarenmärkte und deren Versorgung mit cirkulirendem Gelde vor Augen haben. Der Beweis hierfür liegt grade in dem Umstande, daß man von allen Seiten darüber einig ist, daß die bevorstehende Anleiheoperation mit Schwierigkeiten verbunden ist — wenn diese auch für größer oder geringer angesehen werden — und mit großer Vorsicht durchgeführt werden muß. Und weshalb? Wenn nur die Rede von einer gewöhnlichen Anleihe eines Kapitals zur Ausführung großer Arbeiten z. B. Eisenbahnbauten wäre, ja selbst zu ganz unproduktiven Arbeiten, wie Befestigungen, Bauen von Kriegsschiffen u. dergl., so würde es doch kaum Jemand für ein wesentlich schwierigeres Unternehmen ansehen, als die vor Kurzem gemachte deutsche Anleihe von 340 Millionen M., selbst wenn auch der Betrag ungefähr doppelt so groß wäre. Es zweifelt gewiß Niemand daran, daß ein Kapitalmarkt, der sich den unsolidesten südamerikanischen Staaten gegenüber ungemein entgegenkommend gezeigt hat, nicht vollkommen parat sein würde, einem Staate wie Oesterreich-Ungarn eine sehr große Anleihe zu gewähren; besonders zu einer Zeit, da der Diskonto sehr niedrig ist, und ungeheure Kapitalmengen sehnlichst darauf warten, vortheilhaft angebracht zu werden. Auch Rußland hat ja im vorigen Jahre ohne besondere Schwierigkeit eine „Goldanleihe" von 500 Mill. Frcs. aufgenommen. Die Erfahrung zeigt denn auch, daß solche Anleihen nur ganz vorübergehend eine gewisse Bewegung auf dem Markte hervorrufen, sonst aber nach keiner Richtung hin Schwierigkeiten oder Verlegenheiten ökonomischer Natur bewirken. Es würde, wie bei jeder größeren internationalen Bezahlung, ja selbst seiner Zeit bei einer so enormen Auszahlung wie die fünf Milliarden, nur ein kleinerer Theil davon baar ausgezahlt werden und der Rest mit Hülfe von Wechseln u. a. Kreditmitteln; die Banken würden daher

kein Bedenken tragen, einen Theil ihres baaren Vorrathes fahren zu lassen, während zugleich die in denselben deponirten Kapitalien recht wesentlich vermindert werden, indem der Betrag in der neuen Anleihe angebracht würde. Und kaum würde eine Auszahlung stattgefunden haben, ehe der Betrag durch Einkauf von Materialien, Auszahlung von Arbeitslohn und die vermehrte Nachfrage der Arbeiter nach Consumartikeln 2c. dem Waarenmarkte wieder zu Gute käme, und später, wenn sich wieder neue Kapitalien gebildet haben, dem Kapitalmarkt. Das Ganze ist ein einfacher Kreislauf.

Wenn daher Alle die bevorstehende Regulirungsanleihe als eine schwierigere Sache, die eine gewisse Vorsicht erfordert, betrachten, so ist es nicht wegen ihrer Größe, sondern ausschließlich ihres Zweckes wegen. Denn diese Anleihe geht gradezu darauf aus, einen Betrag von mehr als 600 Mill. M. aus den bisherigen Cirkulationsmitteln verschwinden zu lassen, ungefähr 350 Mill fl. in Noten durch Gold zu remplaciren — um diese dann vernichten zu können. Von einem Kreislauf, einem Zurückkehren dieser Mittel auf den Waaren- oder Kapitalmarkt ist hier gar nicht die Rede*). Der Zweck der Anleihe ist Gold zu kaufen, die Wirkung auf den Goldmarkt ist daher dieselbe, die ungeheuren Aufkäufe von Eisen, um einen Vorrath zu Eisenbahnbauten zu haben, auf den Eisenmarkt üben würden: der Preis des Goldes steigt, sowie der des Eisens unter der genannten Voraussetzung steigen würde. Aber während der Preis des Eisens in Gold ausgedrückt wird, wird der Preis des Goldes in Waaren ausgedrückt; daß der Preis des Goldes steigt, bedeutet, daß die Waarenpreise fallen. Es handelt sich nicht um eine Anleihe, welche nur Einfluß auf den Werth der Kapitalien übt d. h. auf den Zinsfuß, sondern zugleich um einen Aufkauf von Gold, der auf den Werth des Goldes auf dem Waarenmarkt d. h. auf seine Kaufkraft Einfluß übt.

Es ist allerdings denkbar, daß diese letzte Wirkung ausbleibt, im Falle die Banken die ganze Wirkung auf sich nehmen wollten, d. h.

---

*) Dies ist um so viel klarer, als der vorliegende Gesetzvorschlag eine Goldanleihe betreffend ausdrücklich Folgendes bestimmt: Art. II. „Der erlöste Goldbetrag ist sofort in Landesgoldmünzen der Kronenwährung auszuprägen.

Art. III. Diese Goldmünzen sind in der k. k. Staats-Centralkasse, oder im Auftrage und für Rechnung der Finanzverwaltung in der österreichisch-ungarischen Bank zur gesonderten Verwahrung zu erlegen.

Art. IV. Verfügungen über die in Verwahrung erlegten Goldmünzen können nur durch die Gesetzgebung getroffen werden.“ Das bedeutet also gradezu, daß der betreffende Goldbetrag sofort den Markt verläßt, um in Verwahrung zu liegen, und daß es nur von da hervorgehen wird, um nach der Bestimmung der Gesetzgebung gegen Noten vertauscht zu werden, welche darnach vernichtet werden.

wenn sie ohne Weiteres das nöthige Gold aus ihren Vorräthen ausliefern wollten, ohne zu versuchen, den Abgang zu erstatten und ohne ihre Zettelemission zu vermindern. Dies ist jedoch wenig wahrscheinlich; zum Theile können sie es nicht einmal. Die Wirkung würde auch ziemlich bedeutend gedämpft werden, wenn die Anleiheoperation und die Ueberführung des Goldes nach Oesterreich-Ungarn sich über einen Zeitraum von mehreren Jahren erstreckte und die Goldproduktion in diesem Zeitraum bedeutend wüchse, während außerdem Amerika aufhörte, seinen Goldvorrath zu vermehren oder denselben sogar verminderte, und wenn ein oder mehrere Staaten gleichzeitig von einer Goldcirkulation zu einer Notencirkulation übergingen. Aber abgesehen davon, daß es höchst problematisch ist, ob diese Momente eintreten werden, — vergl. was oben bemerkt wurde von der Zweckmäßigkeit der Durchführung der ganzen Operation in kurzer Zeit —, ist es kaum denkbar, daß sie Oesterreich-Ungarns Nachfrage nach Gold aufwiegen und neutralisiren würden. Die wahrscheinliche Folge ist und bleibt deshalb ein Fallen der Waarenpreise, und die genannten Momente werden nur bestimmen, ob derselbe mehr oder weniger bedeutend sein wird.

In erster Instanz ist es nicht Oesterreich-Ungarn, welches darunter zu leiden haben wird, da es ja eine Geldcirkulation von demselben Umfang wie bisher behalten soll. Aber da die Waarenpreise, grade wenn Oesterreich-Ungarn Goldwährung bekommt, sich dort nicht werden höher halten können, als in dem übrigen Europa, wird eine vermehrte Waareneinfuhr stattfinden, welche einen Theil des eben erworbenen Goldes wieder aus dem Lande treiben wird, bis das Preisniveau dasselbe ist, wie anderwärts, — wenn man sich nicht in Stand gesetzt sieht, noch weiter die Notencirkulation zu vermindern. Wir dürfen daher voraussetzen, daß die Einführung der Goldwährung selbst die Handelsbilanz Oesterreich-Ungarns weniger günstig gestalten wird, als sie bisher war, und dadurch werden die Schwierigkeiten, welche es bereiten wird, den Besitz des Goldes zu behaupten, vermehrt werden.

Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß diese Aussicht, welche sich noch dazu an Voraussetzungen knüpft, die von Vielen bestritten werden, Oesterreich-Ungarn davon abhalten wird, zur Durchführung der Valutaregulirung zu schreiten, auf welche dort Alle — mit gutem Recht — versessen zu sein scheinen und welche die Regierung nach dem nun vorgelegten Gesetzvorschlag bestimmt realisiren zu wollen scheint. Die Beschwerden, die der jetzige Zustand mit sich bringt, und die u. a. von

Prof. Menger in der Enquête-Commission präcisirt wurden, sind so sicher und so groß, daß es nicht verwundern kann, wenn man geneigt ist, die möglichen Unannehmlichkeiten des Ueberganges zur Goldwährung zu unterschätzen. Und daß man nur nach den Wirkungen frägt, die diese Reform für Oesterreich-Ungarn selbst haben wird, und nicht viel Rücksicht auf die Beschwerden nimmt, die sie möglicherweise für das übrige Europa haben wird, ist so natürlich, daß wir unsererseits davon ausgehen, daß der vorgelegte Gesetzvorschlag angenommen werden wird. Für uns ist die Frage deshalb nur: Werden Europas andre Länder wie willenlose Zuschauer bei einem Ereigniß stehen, das möglicherweise so große Bedeutung für sie haben wird? Wollen sie ohne Weiteres Verzicht auf den Besitz von vorläufig 530 Mill. M. leisten, die später vielleicht noch um ein paar hundert Millionen vermehrt werden, und ihre Cirkulationsmittel um diesen bedeutenden Betrag vermindert sehen, ohne zu versuchen, die Lücke auf andre Art auszufüllen? Man kann ja verschiedene Wege einschlagen, aber am nächsten liegt es an eine Revision der Bestimmungen in Betreff der Emission von theils ungedeckten Banknoten, theils Staatsnoten zu denken. Es ist aller Grund vorhanden, zu einer Zeit, wo es sicher ist, daß die Goldmenge zukünftig über ein größeres Territorium vertheilt werden soll als bisher, und wo besonders zu diesem Zwecke gleich ein bedeutendes Quantum der vorhandenen Menge abgegeben werden soll, zu erwägen, ob es nicht wegen des Zuwachses, den die Bevölkerung bekommen hat, seitdem die letzten Bestimmungen gegeben wurden, billig wäre, das den Banken eingeräumte Quantum steuerfreier, ungedeckter Noten so zu erhöhen, daß in jedem Fall die ursprüngliche Quote per Individuum retablirt wird, oder ob nicht eine entsprechende Vermehrung von Staatsnoten, wo solche emittirt werden, sowohl erlaubt als zweckmäßig sein könnte — zweckmäßiger jedenfalls als ein erneuter „Kampf um Gold“ zwischen den Banken gegenseitig mit ihren unvermeidlichen Folgen für den Umsatz und das Geschäftsleben. Auch die nun in Oesterreich-Ungarn angeregte Frage mit Rücksicht auf ein stark beschränktes Contingent von einer Art „Silbercertifikaten“, wodurch eine größere Cirkulation von Silbermünzen stattfinden könnte, ohne daß die Bevölkerung durch die großen und unbequemen Münzen beschwert würde, könnte im Hinblick auf andere Länder in Erwägung gezogen werden. Auf diese und andere ähnliche Fragen hier näher einzugehen, würde zu weit führen; es muß genügen darauf hinzuweisen und anzudeuten, daß Europa doch nicht ganz wehrlos den Eventualitäten gegenüber steht, welchen Oesterreich-Ungarns an und für sich vollkommen berechtigten Bestrebungen, sich ein

wohlgeordnetes und gutes Geldwesen zu verschaffen, es auszusetzen droht. Geschieht nichts dergleichen und erlaubt man den Sachen sich so zu entwickeln, wie sie wollen, sich einfach darauf verlassend, daß der Credit sich schon neue Cirkulationsmittel verschaffen wird anstatt derer, die den Völkern entzogen worden sind, so liegt alle Wahrscheinlichkeit vor, daß die ökonomische Entwicklung in der Mitte der 90'er Jahre der von der Mitte der 70'er und 80'er Jahre entsprechen wird — alle Aussicht zu einer neuen Reihe „schlechter Jahre".

Politische Correspondenz.

Die Verleumdungen des deutschen Gewehrs.

Wovon sollen wir reden in unserer Monatsbetrachtung? Vom Gefreiten Lück oder von den „Judenflinten" des Rektor Ahlwardt? Denn dies sind die Dinge, mit denen sich das deutsche Volk während des schönen Monats Mai heuer hauptsächlich beschäftigt hat. Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses, die Reform des konservativen Programms, der nationalliberale Parteitag in Breslau und Eisenach, der deutschfreisinnige Parteitag in Mannheim, der Vorschlag der Deutschfreisinnigen, das preußische Wahlrecht zu ändern, die einander widersprechenden Nachrichten über die zu erwartende große Militärvorlage, die Frage, ob das Volksschulgesetz definitiv aufgegeben oder ein erneuter Anlauf in Aussicht zu nehmen sei — alles hat die öffentliche Meinung völlig kalt gelassen. Theils sind die Probleme noch nicht konkret genug, um weitere Kreise zu beschäftigen, theils sind gerade durch die letzten Ereignisse die Parteigegensätze wieder um so viel mehr abgestumpft worden, daß das politische Interesse nicht mehr mit ihnen zu hantiren wünscht. Mancher wird sagen: im Gegentheil, die Parteigegensätze sind ja durch das Volksschulgesetz auf die Spitze getrieben worden. Das ist aber ein bloßer Schein. Die Zuspitzung fand statt an einer Stelle, wo der Gegensatz schon fast verschwunden war, und dadurch ist an einer anderen, viel bedeutsameren Stelle die Abstumpfung bewirkt. Gegen wen soll denn ein Mann aus der breiten Masse der Mittelparteien sich heute erhitzen? Gegen die Deutschfreisinnigen, mit denen er eben Schulter an Schulter einen großen Kampf durchgefochten? Oder gegen seine alten Kartellbrüder, die Konservativen, mit denen er nächstens wieder in großen Fragen zusammenstehen wird? Ueber die Antisemiten und Kreuzzeitungsmänner immer wieder herzuziehen, hat auch für einen Deutschfreisinnigen keinen besonderen Reiz; seine Force und sein Vergnügen war bisher die Mittelparteien zu bekämpfen, und seit dem Abschluß der Handelsverträge und dem Kampf um das Volksschulgesetz bleiben ihm nun alle die schönen Kraftworte des letzten Menschenalters in der Kehle stecken. Die Kreuzzeitung allerdings und ihre Genossenschaft, sie möchte sich gern regen; sie möchte das neue konservative Programm in die Welt setzen und der erstaunten Menschheit vorführen. Aber es geht ihr wie ihren Genossen von der Demagogie auf der Linken: sobald sie sich aufs Praktische

begeben wollen, sitzen sie fest. Es gährt und brodelt in den Fraktions-, Kommissions- und Subkommissionssitzungen und der Homunkulus, das neue Programm will nicht werden. Der Jude! Der Jude soll endlich einmal in die Schranken unverbrüchlicher Gesetze eingeschlossen werden. Aber man kommt nicht einmal bis zur Diskussion über die Schranken; schon bei der Frage, wer denn nun der Jude ist, den man in die neu zu ersinnenden Schranken einschließen will, wird man rathlos. Bloß den Angehörigen einer israelitischen Religionsgemeinschaft? Oder den ehemaligen Anhänger dieser Religionsgemeinschaft, der sich für konfessionslos erklärt? Oder auch den getauften Juden? Oder auch das Halbblut? Der wahre Antisemit schreit: die letzteren sind die allerschlimmsten! Noch schlimmer sind vielleicht bloß die deutschen Philosemiten, die Judenknechte, die Judensöldlinge, die gekauften und bestochenen Bügelhalter ihrer Herrschaft! Ja, wenn sie gleich alle mit exkludirt werden könnten, seufzt man. Da das nun einmal nicht geht, so wird es mit dem Antisemitismus bleiben wie es ist. Eine allgemeine Phrase von „christlicher Obrigkeit“ oder dergleichen wird als Mäuslein dem kreißenden Berg entschlüpfen und Herr von Hammerstein wird viel Heiterkeit darüber aushalten müssen. Die konservative Partei aber kann sich trösten. Herr Barth in der „Nation“ hat soeben den klassischen Ausspruch gethan „Der Antisemitismus in Glaceehandschuhen, das ist der Feind!“ Auf dieses Zeugniß über seine Leistungen und seine Wirksamkeit kann sich ja nun der „stille Antisemitismus“ berufen, um zu beweisen, daß er ja so wie so schon „der Feind“ ist, mehr als der Stöcker-Böckel-Ahlwardt'sche und sich deshalb garnicht nach ihm zu reformiren braucht.

Die öffentliche Meinung nimmt an diesen ohnmächtigen Gestaltungsbemühungen keinerlei Interesse. Sie beschäftigt sich, nachdem die Schloßplatzfrage glücklich aus der Welt geschafft ist, mit dem Gefreiten Lück und dem Rektor Ahlwardt. Von dem Gefreiten Lück wollen wir lieber schweigen; mit den Judenflinten des Rektor Ahlwardt aber glauben wir doch, uns abgeben zu müssen, da sie unzweifelhaft die öffentliche Meinung gewaltig erregt haben.

Wir unterscheiden in der Ahlwardt'schen Anklage die formalen von den materialen Beschuldigungen. Der Pamphletist behauptet, daß bei den von der Löwe'schen Fabrik gelieferten Gewehren nicht die gehörige Controlle geübt worden sei. Viele Gewehre seien nicht vorschriftsmäßig angeschossen, sondern entweder einfach falsch gestempelt oder durch doppelte hintereinander gestellte Scheiben die abnehmenden Officiere betrogen worden. Nachdem die Gewehre verladen und die Wagen plombirt worden, seien in der Nacht die Plomben gelöst, andere Gewehre hineingethan und mit dem unverwahrten Plombenstempel neu plombirt worden. Um zu verdecken, daß viel weniger Gewehre angeschossen worden, als abgeliefert, habe man aus dem mit einem Nachschlüssel geöffneten Patronenkasten immer so viel Patronen gestohlen, als die Differenz betrug. Eine Anzahl Büchsenmeister seien bestochen worden.

Angenommen, alle diese Anklagen wären einfach wahr, so ist darum noch

nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit geschaffen, daß die Gewehre wirkliche Mängel hätten. Man bemerke, daß alle die Beschuldigungen, manchmal fast wörtlich, dieselben sind, die ihrer Zeit gegen die Baare'schen Schienenlieferungen erhoben wurden. Auch hier spielten nachgemachte und gestohlene Stempel die Hauptrolle; auch hier waren in der Nacht vorschriftsmäßig geprüfte Schienen heimlich durch andere ersetzt worden. Für die Baare'sche Fabrik scheint nun wirklich ein Theil dieser Beschuldigungen als begründet nachgewiesen worden zu sein. Nichtsdestoweniger ist in dem ganzen Menschenalter, seitdem die Bochumer Gußstahlfabrik arbeitet, noch nie bekannt geworden, daß in der Praxis durch eine unbrauchbare Schiene oder sonstiges Werkstück aus ihr Schaden angerichtet worden sei, und das steht durchaus mit jenen Betrügereien nicht in Widerspruch. Die wahre Garantie für die Lieferung guter Waare liegt in der Geschäftsklugheit und im wohlverstandenen Selbstinteresse der Fabrik. Was für unglaubliche Thoren müßten die Leiter dieser großen Anstalten sein, wenn sie, um hier und da einige hunderttausend Mark zu lucriren, den Ruf ihres Fabrikates aufs Spiel setzten! Schlechte Waare muß nothwendig binnen garnicht langer Zeit an irgend einer Stelle sich als solche zeigen; speziell Löwe kann nicht wissen, ob und welche von seinen Gewehren direct an die Truppe kommen, und hier bei einer Spezialschießübung auf die allerstärkste Probe gesetzt werden. Die Truppe ist dienstlich verpflichtet, jeden Mangel, der sich zeigt, auf der Stelle zu melden und das Kriegsministerium, der Ursache nachzugehen. Gerade diese allergrößten Institute, wie die Löwe'sche Fabrik, die nur für eine ganz kleine Zahl von Kunden, Kriegsverwaltungen oder Eisenbahndirektionen, arbeiten, haben in sich eine hervorragend starke Garantie für gute Lieferung, sogar in mancher Beziehung eine bessere als die eigentlichen Staatsfabriken, da die Leiter dieser Anstalten als Beamte nicht so eng mit allem ihrem Sein an die Fabrik geknüpft sind wie Besitzer.

Wenn nun trotzdem bei der Abnahme der Fabrikate solche Schwindeleien vorkommen wie in Bochum, so liegt der Grund theils an der Lässigkeit und Bequemlichkeit der damit betrauten Beamten, theils an den sogenannten Schönheitsfehlern. Auch die besten Fabrikate haben hier und da einmal einen kleinen Mangel, der ihrem Werth schlechterdings keinen Abbruch thut, der aber nach der Strenge der Vorschriften, weil formale Grenzen nicht zu ziehen sind, doch nicht durchgehen darf. Hier hat nun die Fabrik eine natürliche Neigung, die abnehmenden Beamten günstig zu stimmen, oder wohl auch ihnen direkt einen blauen Dunst vorzumachen, um nicht wegen dieser thatsächlich nichtigen Minima in große Unkosten und Unbequemlichkeiten versetzt zu werden. Gerade weil der Direktor der Fabrik sich der Vorzüglichkeit seines Fabrikates bewußt ist, darf er es wagen, die Abnahmekontrolle von seinen Unterbeamten auch wohl direkt mit falschen Stempeln u. dergl. betrügen zu lassen. Für seine Empfindung ist ja diese Abnahme ein fast überflüssiger Zopf.

Mit alledem wollen wir keineswegs sagen, daß in der Löweschen Fabrik dergleichen vorgekommen sei, noch weniger wollen wir es rechtfertigen. Wir

wollen uns nur klar machen, daß selbst mit den gröbsten formalen V
dieser Art eine tadellose Waarenlieferung vereinbar ist.

Ahlwardt hat sich nun aber nicht auf jene Formalbeschuldigung bes
sondern auch sachlich eine Reihe von Mängeln behauptet.

1. Die Visiere, sagt er, sind von so schlechtem Material und so schlec
gelöthet, daß sie sich im Felde fast alle loslösen und die Gewehre dadur
brauchbar werden müssen. Weshalb sollen die Visiere, welche den Fri
dienst aushalten, sich im Felde loslösen? Das Visier ist ein sehr zartes
mit dem man auch im Felde nicht irgendwo grob anstoßen darf, wen
Treffsicherheit des Gewehres nicht geschädigt werden soll. Es ist völli
denkbar, daß bei der Sorgfalt, mit der auch im Felde der Soldat auf
Fall sein Gewehr behandeln muß, die Visiere die den Friedensdienst a
halten haben, nicht auch die Kriegsbehandlung vertragen sollten. Der ei
Sinn, den die Ahlwardt'sche Beschuldigung haben könnte, wäre, daß bei
vielen Schüssen hintereinander der Lauf so heiß würde, daß die Löthung
löste. Auch dieser Sinn aber ist ein Unsinn.

Das Visier sitzt auf einer Stelle des Laufs, die von sehr starkem M
ist und nur theilweise direct von den entzündeten Gasen erhitzt wird. D
Stelle wird also niemals wirklich heiß. Sollte aber die Visierung im weite
Sinne, also auch das Korn gemeint sein, das vorn auf dem Lauf sitzt,
wird darum die Anklage nicht besser. Denn das neue Gewehr ist ein Man
gewehr; um den eigentlichen Lauf liegt, mit einer Luftschicht dazwischen, e
zweiter, der deshalb auch bei dem stärksten Schießen, immer nur mäßig he
wird. Das Abschmelzen der Löthung, dem doch vermuthlich vorhergehen würd
daß der Soldat das Gewehr nicht mehr in der Hand halten könnte, i
also nicht die Folge eines erhitzten Gewehrlaufes, sondern einer erhitzte
Phantasie. — Darum ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß bei manche
Gewehren die Kriegsverwaltung die Löthung nicht absolut korrekt gefunden
hat, wie Ahlwardt behauptet, sondern eine Anzahl wegen solchen Mangels
zurückgewiesen.

2. Die Läufe sind von so schlechtem Material heißt es weiter, daß sie
häufig springen.

Hiebei ist folgendes zu unterscheiden: Der fertige Lauf wird zunächst unter
Vorsichtsmaßregeln mit doppelter Ladung probirt. Hierbei springen natürlich
immer eine Anzahl, und das ist ja auch die Absicht. Alle Läufe, die irgend
einen Materialfehler haben, werden auf diese Weise ausgeschieden. Nun wird
das Gewehr fertig gemacht und es erfolgt der eigentliche Anschuß mit einfacher
Ladung. Auch hier behauptet Ahlwardt, seien „wiederholt" Gewehre gesprungen.
Für die ernsthafte Betrachtung kann es sich nur um diesen letzteren Fall handeln,
da Ahlwardt ganz richtig schildert, wie eine Compagnie, in der bei starkem
Schießen im Felde auch nur einige Läufe springen und die eigenen Träger ver-
letzen, dadurch moralisch gefechtsunfähig gemacht werden müsse.

Irgend welche Zahlen für seine Behauptung hat Ahlwardt nicht nur nicht

gegeben, sondern mit offenbarer Absicht das erste und das zweite Probeschießen zusammengeworfen, um größeren Effect zu erzielen. Wären bei dem wirklichen Probeschießen Gewehre in größerer Zahl gesprungen, so würde uns Ahlwardt das nicht vorenthalten haben. Auch ohne die amtliche Untersuchung abzuwarten darf man schon jetzt mit voller Bestimmtheit sagen, daß zu irgend einer Besorgniß keine Veranlassung ist. Ueber diesen wichtigsten Punkt haben wir gesucht, uns speziell zu informiren. Danach liegen die Dinge so. Das Platzen des Laufs kann darin bestehen, daß er nahe der Mündung Ausbauchungen oder Risse bekommt. Diese machen das Gewehr unbrauchbar, schaden aber dem Schützen nichts. Im Gefecht haben sie nichts zu bedeuten, da in einem Gefecht, wo in Folge sehr starken Schießens dergleichen bei einem oder dem andern Gewehr eintreten sollte, stets Hunderte von Gewehren von Gefallenen oder Verwundeten umherliegen, und der Schütze einfach ein anderes ergreifen kann. Das Platzen kann ferner darin bestehen, daß der vordere Theil des Laufes wirklich springt; auch das wird dem Schützen so gut wie nie etwas thun, da der obenbeschriebene Mantel die springenden Theile auffängt. Endlich kann der Lauf in seinem hinteren stärkeren Theile springen. Dies würde auch den Schützen gefährden und schädigen. Es ist aber bisher fast niemals geschehen, ohne daß schwere Ladefehler oder Behandlungsfehler von Seiten des Schützen positiv nachweisbar gewesen wären. Ahlwardt selbst erzählt einen solchen Fall, wie ein Gefreiter ein Gewehr geladen und abgefeuert habe, ohne zu bemerken, daß der Verschlußkopf fehlte. Mit Fug und Recht sind diesem Mann, obgleich er schon unter seiner Verwundung zu leiden hatte, noch 48 Stunden Mittelarrest zudiktirt worden.

3. Die Gewehre sollen trotz des Verbots mit Schmirgel und Oel geputzt worden sein.

Jeder, der auch nur als Einjähriger gedient hat, lacht über diese schreckliche Beschuldigung.

4. Gewehre, die beim Anschuß unregelmäßig schossen, d. h. wie wir hinzufügen müssen, einen etwas verbogenen Lauf hatten, sollen nicht vorschriftsmäßig in Ordnung gebracht, sondern nur grade „gedrückt" worden sein. Diese Art der Reparatur ist nach Ahlwardt nur eine scheinbare, da der Lauf, wenn er stark erhitzt werde, seine alte Lage wieder einnehme, und dadurch die Treffsicherheit des Gewehres im Gebrauch verloren gehe. In Wirklichkeit verhält es sich so.

Die zu beseitigende leise Biegung des Laufes rührt daher, daß der hölzerne Schaft, mit dem er ja fest verbunden ist, sich etwas zieht und ihn mitnimmt. Vorschriftsmäßig muß in solchem Falle das Gewehr auseinandergenommen werden, damit der Fehler genau festgestellt und beseitigt werden kann. Dies ist ein Mangel und eine Reparatur, die nicht der Fabrikation und der Abnahme eigenthümlich ist, sondern die sich auch nachher, wenn das Gewehr im Gebrauch ist, leicht wiederholt. Wenn also, wie Ahlwardt behauptet, es vorgekommen ist, daß die Gewehre, ohne sie auseinanderzunehmen, „grade gedrückt" worden

sind, so ist das durchaus gegen die Vorschrift, aber irgend welche bösen Folgen für das Gewehr hat es nicht. Da der Sitz des Leidens im Schaft liegt und nicht im Lauf, so ist es unrichtig, daß durch die Erhitzung des Laufes der Fehler wieder zum Vorschein kommen müsse. Ueberdies handelt es sich natürlich um so minimale Abweichungen, daß sie im Felde nicht einmal bemerkt werden würden.

Wir sind auf alle die Anklagen so speziell eingegangen nicht bloß um der Beunruhigung willen, welche Ahlwardt in weiten Kreisen hervorgerufen hat, sondern auch weil sich daran die prinzipielle Frage knüpft, wie derartigen gefährlichen Angriffen am besten zu begegnen ist. Man mache sich klar, daß Ahlwardt keine singuläre Erscheinung ist; auf die frappante Aehnlichkeit seines Angriffs mit demjenigen Fusangels gegen Herrn Baare haben wir schon hingewiesen. Wie dort die Ultramontanen und Freisinnigen gegen den nationalliberalen Schutzzöllner Baare Herrn Fusangel die starke Hinterhand geliehen haben, so diesmal die Antisemiten Herrn Ahlwardt. Wie sehr das Ganze als Parteimanöver aufgefaßt wurde, zeigte in wahrhaft komischer Weise die Art, wie die deutschfreisinnige Presse Herrn Löwe vertheidigte. Die Hauptbeschuldigung betrifft das schlechte Material der Gewehrläufe. Mit Triumph wurde darauf sofort erwidert, diese Läufe entstammten garnicht der Löwe'schen Fabrik, sondern würden ihr als massive Laufstäbe von den königlichen Fabriken geliefert. Als ob dadurch für Jemand, der die Beschuldigung mit den Augen eines deutschen Patrioten und nicht eines Parteimannes betrachtet, die Sache besser oder nicht vielmehr schlimmer würde! Was kommt schließlich soviel darauf an, ob in der Löwe'schen Fabrik betrogen worden ist oder nicht, wenn es sich um die Behauptung handelt, daß die deutsche Armee unbrauchbare Gewehre habe? Aber nicht, daß die Gewehre gut seien, sondern daß Herr Isidor Löwe unschuldig sei, darauf kam es seinen Vertheidigern an. Weil also diese Dinge Parteierzeugnisse sind, darum werden sie auch immer wieder erscheinen. Es wird nicht lange währen, so werden wir etwa hören, daß Herr v. Stephan sich ganz unerhört mit Telegraphendraht oder elektrischen Apparaten betrügen läßt. Oder daß beim Reichstagsbau so schlechter Mörtel, Cement und Balken verwandt werden, daß das Haus in Bälde zusammenstürzen und sämmtliche Abgeordnete mitsammt dem Bundesrath unter seinen Trümmern begraben werde. Dann wird wieder einmal nachgewiesen werden, daß alle unsere Panzerschiffe unbrauchbar sind, oder daß bei der schlechten Beschaffenheit des auf den Standesämtern verwandten Papiers binnen 40 Jahren von Niemandem mehr bewiesen werden kann, wer er eigentlich ist. Endlich werden auch wohl die Krupp'schen und Gruson'schen Kanonen heran müssen. Alle solche Anschwärzungen thun natürlich einen sehr großen Schaden. Sie tragen Mißtrauen in die breiten Volksmassen und schädigen speziell im höchsten Maaße das Ansehen der deutschen Industrie im Ausland. Aber man darf diesen Schaden auch wieder nicht überschätzen. Das Mißtrauen gegen die „Judenflinten“ hält sich doch gerade bei dem Mann nicht, auf den es ankommt, dem Soldaten, der

sich täglich vom Gegentheil überzeugt. Und was das Ausland betrifft, so geht es da mit verläumderischen und übertriebenen Anklagen ungefähr gerade so zu. Wer ein Optimist ist, kann ja selbst in dieser Widerwärtigkeit etwas Gutes finden. Es geht von diesen Anklagen eine unausgesetzte Anregung aus, die keinerlei Unaufmerksamkeit aufkommen läßt. Der Fusangel'schen Anklage gegen die Bochumer Einkommensteuerkommission verdankt der preußische Staat vermuthlich viele Millionen. Ohne den Schrecken, der von diesem Skandal ausgegangen ist, wären viele der jüngsten Deklarationen doch vielleicht etwas oberflächlicher und in Folge dessen niedriger ausgefallen. Die Thätigkeit der Fusangel und Ahlwardt ist ja zuletzt keine andere, als die, welche Herr Eugen Richter in einer höheren Sphäre und feineren Weise tagtäglich ausübt. Auch wenn von diesen Ahlwardt'schen Anklagen, bezüglich der Gewehre nicht das allerkleinste, nicht einmal das „Schmirgeln" und die Annahme unerlaubter Geschenke durch einige Büchsenmacher nachgewiesen werden könnte, so ist doch nicht zu vergessen, daß Ahlwardt in der peinlichen Broschüre wegen der unterlassenen Meineidsanklage gegen Herrn von Bleichröder unwiderlegt geblieben ist, und daß er in dem Prozesse Manché mit seiner eigenen Schurkerei doch auch eine ganze Menge Dinge an's Licht gebracht hat, von denen es sehr wünschenswerth war, daß sie einmal aufgepocht wurden. Wenn bisher irgendwo in Preußen ein Bürgermeister oder ein Landrath eine gröbliche Dummheit machte, wenn ein Lieutenant an unrechter Stelle „Schneid" zeigte, wenn ein Unteroffizier beim Exerziren einen Volksschulmeister „krummer Hund" schimpfte, wenn irgend ein eingerosteter Verwaltungsmißbrauch entdeckt wurde, so entlud sich die ganze moralische Entrüstung des verletzten Philistergemüthes in den Ausruf: „das schreibe ich an Eugen Richter". Auf dem Material, was Herrn Richter auf diese Weise alltäglich auf Grund seines Renommés als Oberstaatskritikus zufließt, beruht ein großer Theil seiner öffentlichen Stellung, und auch seine Feinde leugnen nicht, daß er in dieser seiner Aufpasser-Eigenschaft sich oft recht nützlich macht. Aehnlich, aber in der entgegengesetzten Richtung, und in eine viel tiefere, gemeinere Sphäre versetzt, thut Herr Ahlwardt dasselbe. Schlechthin verhindern kann man das eine so wenig wie das andere. Man könnte ja auf den Gedanken kommen bei dem wirklich sehr großen Schaden, den z. B. diese Judenflintenbroschüre angerichtet hat, zu verlangen, daß eine solche Schrift zunächst konfiszirt und erst nach Vollendung der Untersuchung wieder freigegeben werde. Denn das ist ja das Schlimme, daß die wirkliche Widerlegung erst nach einer längeren und sorgfältigen Untersuchung möglich ist, daß man nicht auf der Stelle mit einem Verleumdungs-Prozeß vorgehen darf, weil dadurch den wahren Angeschuldigten die Vortheile der Vertheidigung genommen und diese dem Verleumder zugeschoben werden (man erinnere sich an den Prozeß Bäker-Stöcker) und daß also auch der gröbste Verleumder auf diese Weise einen gewissen freien Spielraum hat, wo er ungehindert wirken und sich noch darauf berufen kann, daß er ja nicht einmal angeklagt werde.

Das erscheint Alles sehr ärgerlich, aber ein polizeiliches Eingreifen ist doch im modernen Staate nicht durchführbar. Immer würde soviel von der Anklage durchlecken und durch Zeitungen und Parteigenossen weitergetragen werden, die durch die Konfiskation gereizte Neugier würde sich mit derart verstärktem Eifer auf den Gegenstand werfen; der Verdacht, daß man unterdrücke, weil man nicht widerlegen könne, dem Verleumder so sehr zu Hülfe kommen, daß die Polizei mehr schaden als nützen würde. Die „Freis. Zeitung" (No. 107) hat einen andern Vorschlag gemacht: „Man sollte seitens aller Comité's und Vereine die Besitzer öffentlicher Lokale in Acht und Bann thun", welche ihre Räumlichkeiten Ahlwardt zur Verfügung stellen. „Man sollte keine öffentliche Lokale besuchen, in denen Schandblätter, welche wie die „Staatsbürgerzeitung" die Verleumdungen Ahlwardt's weiter verbreiten, ausliegen. Man sollte mit Colporteuren und Buchhändlern alle und jede Beziehungen abbrechen, welche solche Schandschriften verbreiten." Wir würden nichts gegen solche Volks-Selbsthülfe haben, wenn man dasselbe Verfahren gegen einen gewissen Politiker einhielte, zu dessen Gewerbe es gehört, den Begründer des deutschen Reiches täglich auf die pöbelhafteste Weise zu beschimpfen; der die pflichtmäßige Anspannung der Steuerkraft durch die Regierung zum Zwecke der nationalen Sicherheit als „Plusmacherei" und „Militarismus" denuncirt; der es gewagt hat, die deutsche Volksvertretung ein „Angstprodukt" zu nennen; der es gewagt hat, im deutschen Reichstag dem Feldmarschall Moltke auf eine Rede zu erwidern, er habe nicht verstanden, um was es sich handle; der ehrenwerthe Männer in seiner Zeitung „Lügner" nennt und sich selbst von einem Gegner neulich einen noch stärkeren Ehrentitel hat anhängen lassen, ohne etwas darauf zu erwidern.

Vorläufig aber wird das deutsche Volk sich zu Thaten der Selbsthülfe gegen die Ahlwardt's und Genossen wohl nicht aufraffen. Die wirkliche Frage kann nur sein, ob sich nicht Mittel und Wege denken lassen, wie die Regierung dem Unwesen wirksamer als bisher entgegentreten könne.

Das Kriegsministerium hat anfänglich die Ahlwardt'sche Broschüre gänzlich unbeachtet gelassen. Im Gefühl seiner Vornehmheit und Intaktheit mag es ihm unter seiner Würde erschienen sein, auf ein solches Machwerk zu reagiren. Endlich, als auch die bestgesinnten Zeitungen dringend eine Aufklärung verlangten, erschien jene Mittheilung im „Staatsanzeiger", im Stile bureau- und aktenmäßiger Correktheit. Vor allem war gesagt, die von Löwe gelieferten Gewehre hätten keine „besonderen" Mängel gezeigt. Dieses unglückliche Wort öffnete nun erst recht allem Verdacht Thür und Thor. Keine *besonderen* Mängel? Also sie haben doch Mängel? Vielleicht nicht ganz so große, wie Ahlwardt behauptet, aber immerhin Mängel, die nicht abgeleugnet werden können. Natürlich hat der Verfasser das durchaus nicht sagen, sondern sich nur streng korrekt ausdrücken wollen, und die Einschränkung hinzugefügt, da eben nichts in der Welt ganz fehlerlos ist.

Für die Zukunft glauben wir, sollten sich alle unsere Ministerien prinzipiell klar machen, daß sie anders verfahren müssen. Wie sie sich tagtäglich mit Herrn Richter auseinandersetzen müssen, so müssen sie auch, das öffentliche Leben verlangt das einmal, die Demüthigung auf sich nehmen, sich mit einem Ahlwardt auseinanderzusetzen. Unmittelbar nach dem Erscheinen der Ahlwardt'schen Broschüre hätte das Kriegsministerium nicht eine bloß für Kenner und verständige Menschen genügende „Erklärung" veröffentlichen müssen, sondern eine auch für Laien verständliche Darstellung des ganzen Verfahrens bei der Gewehrfabrikation und der Abnahme, woraus sich dann ganz von selbst die Absurdität von wenigstens neun Zehntel der Ahlwardt'schen Beschuldigungen ergeben hätte. Für das Uebrige hätte man dann ganz ruhig auf das Ergebniß der anzustellenden Untersuchung verweisen können. Noch heute wäre es sehr wünschenswerth, wenn der Herr Kriegsminister sich entschlösse, eine Statistik der im Dienst gesprungenen Gewehre zu veröffentlichen. Daß überhaupt nie eins gesprungen sei, ist bei der ungeheuren Gewalt des neuen Pulvers nicht anzunehmen. Auch beim Fahren und Reiten verunglücken Menschen; Alles kommt da auf die Procentzahl an, mit der man nicht hinter dem Berge zu halten braucht.

Wir wiederholen es, wesentlich um der letzten prinzipiellen Betrachtung willen, weil unzweifelhaft ähnliche Erscheinungen wie die Ahlwardt'sche Broschüre immer wieder von Zeit zu Zeit auftauchen werden, haben wir die ganze Angelegenheit so eingehend behandelt. Bei den „Judenflinten" selbst ist nicht mehr viel zu helfen; sie haben ihren Schaden gethan und dafür, daß es kein dauernder sei, wird die gerichtliche Untersuchung Sorge zu tragen haben. Hoffentlich wird kein neuerer Proceß „Polke" daraus. D.

Nachschrift. Durch die Erklärung im Reichsanzeiger vom 30. Mai ist dem obigen Wunsch leider noch nicht völlig Genüge gethan; für das öffentliche Interesse handelt es sich nicht um die „Löwe'schen bei der Truppe befindlichen" Gewehre, sondern um die Gewehre unserer Armee überhaupt. D.

Notizen und Besprechungen.

Kriegsgeschichtliches.

Delbrück und Bernhardi. Eine strategische Clausewitz-Studie für Gelehrte und Militärs. Von W. von Scherff, General der Infanterie zur Disposition. Berlin 1892. A. Bath. Mohrenstr. 19. 39 Seiten.

Die Schrift des Generals v. Scherff bedeutet in der Behandlung des in diesen „Jahrbüchern" oft berührten Problems der Strategie einen wesentlichen Fortschritt. Es ist eine auf das subtilste ausgearbeitete logische Untersuchung, welche sich vor Allem die Aufgabe setzt, die Begriffe und Worte, um die es sich bei der Frage handelt, zu fixiren. Die anzuwendende Nomenclatur ist damit wohl definitiv festgestellt. Ich bin besonders dankbar für die Scheidung von „Manöver" und „Operation". Während ich bisher dadurch beengt wurde, daß ich zweierlei Art „Manöver" unterscheiden mußte, nämlich solche Heeresbewegungen, die (positiv oder negativ) auf eine Schlacht abzielen und solche, deren Punkt sich in dem Gewinn (oder der Deckung) eines Terrain-Abschnittes erschöpft — so schlägt Scherff jetzt vor, das erste ausschließlich „Operation" und nur das letzte „Manöver" zu nennen. Die moderne Strategie würde also „Manöver" nur in Ausnahmefällen und bei Nebenzwecken, in der Hauptsache aber nur „Operationen" und Gefechte kennen.

Scherff will ferner den einheitlichen Begriff der Strategie in eine „politische" und eine „militärische" Strategie zerlegen. Ganz denselben Gedanken hat gleichzeitig Jähns in seiner „Geschichte der Kriegswissenschaften" ausgesprochen und für den ersteren Begriff den Namen „Imperatorik" vorgeschlagen. Ob dieser Begriff sich wirklich fruchtbar erweisen wird, muß die Zukunft lehren; jedenfalls ist es bemerkenswerth, wenn zwei so hervorragende Fach-Gelehrte ihn gleichzeitig postuliren.

Als ein wesentliches Ergebniß der scharfen Begriffsbestimmungen der neuen Schrift darf ich es auch begrüßen, daß der mir früher von Malachowski und Bernhardi gemachte Vorwurf, meiner Zweitheilung der Strategie liege eigentlich der Gegensatz von Offensive und Defensive zu Grunde, als unbegründet zurückgewiesen wird (S. 23).

In der Hauptsache ist nun aber die Schrift gegen mich gerichtet. General von Scherff hält mit Entschiedenheit an der Einheitlichkeit der Strategie fest

und sucht meine Zweitheilung logisch als eine Unmöglichkeit, auf einem inneren Widerspruch beruhend nachzuweisen. Leider hat der Autor, sich auf die Sicherheit der Syllogismen verlassend seine Untersuchung nicht nach der Richtung durchgeführt, daß er sie auf die Probe der historischen Erfahrung gestellt hat. Wenn er das gethan hätte, so glaube ich, würde er sehr bald den schwachen Punkt seiner Construction, den sie, so elegant sie durchgeführt ist, doch hat, herausgefunden haben.

Scherff beweist, daß auf dem „Manöverwege“ eine Entscheidung im Kriege herbeiführen zu wollen „begrifflich ausgeschlossen“ sei (S. 24). Das führe zu keiner Willens-Auferlegung, sondern zu einem bloßen „Einschlafen“ des Krieges im Friedensschlusse (S. 26).

Ganz wohl — aber wie haben denn sämmtliche Kriege Ludwigs XIV geendet? Wie hat der österreichische Erbfolgekrieg — ja wie hat der Siebenjährige Krieg geendet? Dieses „begrifflich“, wie man wohl zugeben kann, dem Wesen des Krieges widersprechende Ergebniß, ist erfahrungsmäßig doch sehr häufig eingetreten und hat große weltgeschichtliche Epochen wirklich bestimmt. Warum? Weil zwar nicht die militärische, aber die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit der Staaten, welche Scherff als nicht zu seiner Voraussetzung gehörig, unberücksichtigt gelassen hat, auf die Neige gegangen war.

Ferner: Scherff thut dar, daß auf Grund der Clausewitz'schen Definitionen zu einer Manöver-Strategie nur solche Schlachten gehören könnten, welche „wagnißlos“ seien (S. 19, 21, 29). Zu diesem Schluß giebt ihm Veranlassung, daß ich ja selbst erklärt habe, nur Clausewitz'sche Gedanken weiterentwickelt zu haben. Ganz recht — aber gerade in diesem Punkt (vielleicht habe ich das nicht genügend hervorgehoben) bin ich doch ziemlich viel weiter gegangen als Clausewitz. Alle die Feldherren, die ich zur Ermattungsstrategie rechne, nicht bloß Friedrich, Eugen und Marlborough, sondern auch Gustav Adolph, Turenne, Montecuculi, Puysegur, Daun, Leopold von Dessau, Prinz Heinrich v. Preußen, beide Ferdinand von Braunschweig haben Schlachten geschlagen oder wenigstens schlagen wollen, die keineswegs als „wagnißlos“ bezeichnet werden können. Wollte man es von dem einen oder anderen behaupten, so bleiben doch noch immer Schlachten die Fülle, alle überragend Leuthen, das in unübertroffener Kühnheit doch auf dem Boden der „Ermattungsstrategie“ erwachsen ist. Allerdings nicht auf dem Boden der Manöverstrategie in Clausewitz'schem Sinne, aber in der „doppelpoligen Ermattungsstrategie“ habe ich eben einen Begriff construirt, der bei Clausewitz wohl potenziell vorhanden, doch thatsächlich noch nicht bei ihm vorkommt. Scherff will, daß eine Ermattungsstrategie, die kühn mit der Schlacht operire, sich nur durch die größere Langsamkeit und die Zerlegung in Theilerfolge von der Napoleonischen unterscheide. Die Erfahrung lehrt aber, daß Feldherrn ersten Ranges wie Friedrich und die anderen Obengenannten keineswegs bloß Schlachten vermieden haben in Augenblicken, wo sie sich die Schwächeren fühlten, um Zeit zu gewinnen und bessere Umstände zu erlangen, sondern auch weil sie glaubten durch bloße „Manöver“ ihren Zweck

erreichen zu können. Von seinen zwölf Feldzügen hat Friedrich in vier (1741, 1742, 1756 und 1762) die numerische Ueberlegenheit auf seiner Seite gehabt. In dreieinhalb darf die Kraft als etwa gleich angesetzt werden (1744, 1745, 1757 erste Hälfte und 1778) und nur in den übrigen viereinhalb Feldzügen war er wirklich in großer Minderzahl. Trotzdem hat er sich auch in den erstgenannten oft mit „Manövriren" begnügt.

Ueberaus interessant ist nun der Schluß der Scherff'schen Schrift, wo von Neuem die mögliche Einwirkung dieses Problems auf die Praxis hervorgehoben und behauptet wird, daß in unseren taktischen Anschauungen heute ein paralleler Gedankengang vorhanden sei.

Hierüber habe ich keine Competenz mitzusprechen (ohne in der Sache irgend etwas bestreiten zu wollen, wie Scherff S. 6 meint), da aber diese Frage an dem ganzen Problem ja die bei weitem wichtigste sein würde, so will ich hier referierend anschließen, wie allerdings neulich, wenn auch nur in einem geistreichen Zeitungs-Artikel, der mir zugesandt worden ist (Elberfelder-Zeitung Nr. 135) folgender Gedankengang sich fand. Friedrichs Strategie beruhte auf der Nothwendigkeit der Magazinal-Verpflegung (und darf man hinzufügen, der Unmöglichkeit leidlich gute Stellungen taktisch zu forciren). Genau das wird im nächsten Kriege mit den ungeheuren Massen und dem Repetir-Gewehr wieder eintreten. Also nicht an Napoleons, sondern an Friedrichs Muster haben wir uns im nächsten Kriege zu halten.

Delbrück.

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693 bis 1697. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission bearbeitet von Aloys Schulte. 2 Bände, Karlsruhe, Bielefeld. 1892. 25 M.

Im siebenjährigen Kriege waren die deutschen Reichstruppen der Spott von Freund und Feind; wenn man heute von ihnen spricht, denkt man gewöhnlich an die Flucht von Roßbach, daß sie auch einmal tapfer die Reichsgrenze gegen Ludwig XIV. schirmten, ist fast vergessen. Mit dem Worte „Reichsarmee" verbindet man unwillkürlich die Vorstellung eines zuchtlosen, buntscheckigen Heeres, das ohne jede Einheitlichkeit in Bewaffnung und Kleidung, schlecht verpflegt und noch schlechter geführt zu jeder ernsthaften Action unbrauchbar war. In der That zeigte sich das Reichsheer des 18. Jahrhunderts in diesem Lichte, es war das getreuste Spiegelbild der zerrissenen deutschen Reichsverfassung. In einer Zeit, da viele Reichsstände, Oesterreich, Brandenburg, Sachsen und andere, zahlreiche stehende Truppen hielten, existirte ein stehendes Reichsheer noch nicht; wenn der Reichstag den Reichskrieg beschloß, so mußte die Armee erst gebildet werden. Das Oberhaupt, der Kaiser, hatte fast gar keine militärische Gewalt mehr, seit der Reichsdefensionalverfassung von 1681 war sie in der Hauptsache auf die Stände übergegangen. Jeder der 10 Kreise

hatte ein bestimmtes Kontingent zu stellen, das er innerhalb seines Gebietes auf die einzelnen Stände vertheilte und unter eigenen Offizieren ins Feld sandte. Wie lange es da bei dem gewöhnlichen Mangel an Eifer für die Reichssache dauern mußte, bis die Armee versammelt war, liegt auf der Hand. Je mehr Stände ein Kreis zählte, desto langsamer ging die Rekrutirung von statten, desto gemischter und unbehülflicher wurde seine Armee. Die größeren Stände, die ein stehendes Heer hielten, (die „armirten") weigerten sich überdies häufig, Truppen dem Kreise zu unterstellen, sondern sie zogen gesondert von der Kreisarmee zu Felde. Von Gleichmäßigkeit der Ausrüstung innerhalb der Kreistruppen war keine Rede, das Soldatenmaterial war äußerst mangelhaft, da die Regierungen nicht selten Vagabunden und Gefangene stellten, um diese lästigen Personen aus dem Lande zu entfernen. Bei ihrer minimalen Stärke waren viele Contingente — so stellten in Schwaben einige Stände weniger als 10 Mann — ohne jede militärische Bildung. Wenn also die Reichsarmee endlich zusammengekommen war, so mußte sie erst gedrillt und geübt werden, um im Felde verwandt zu werden. Die Bezahlung war bei dem steten Geldmangel der Stände und der Abneigung Opfer für die gemeinsame Sache zu bringen höchst unregelmäßig, Desertionen waren sonach unausbleiblich. Zu alledem kam noch die Unbotmäßigkeit der einzelnen Kontingente; die Rivalität, häufig auch der konfessionelle Gegensatz der Stände ging von den Kreistagen in das Kriegslager über und machte die Armee noch ungefüger. Wenn das im Wesentlichen der Zustand der Reichsarmee des siebenjährigen Krieges war, so belehrt uns Schulte, daß es zwei Menschenalter früher doch einmal gelungen war, gerade die Truppen der zersplittertsten und militärisch schwächsten Kreise zum Kerne einer tüchtigen Armee zu machen und damit den ersten Truppen der Zeit zu widerstehen. Es war die unerbittliche Noth des Krieges, die das fast unmögliche vollbrachte.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts machte sich in Deutschland eine nationale Strömung geltend; der Raub Straßburgs und die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen hatten allgemeine Entrüstung und bei den zunächst bedrohten Landschaften den festen Entschluß, sich der französischen Griffe zu erwehren, hervorgerufen. Das Reich beschloß, am zweiten Coalitionskriege — es standen die Seemächte, der Kaiser, Spanien, Savoyen gegen Frankreich — energischer als am ersten theilzunehmen. Freilich kam es nicht zur Aufstellung eines Reichsheeres, wie es die Defensionalverfassung vorschrieb; in den ersten Feldzügen war die Vertheidigung des Reiches fast allein den armirten Ständen überlassen, die dafür in den Kreisen Steuern erhoben. Am Oberrhein standen im schwäbischen und fränkischen Kreise Sachsen, Bayern und Kaiserliche. Bald aber zogen die ständischen Truppen ab, um auf Grund besonderer Subsidientractate mit dem Kaiser oder den Seemächten in Ungarn oder den Niederlanden zu fechten. So waren die beiden Kreise abgesehen von einigen kaiserlichen Regimentern auf sich allein angewiesen und zur Anspannung aller Kräfte gezwungen, wenn sie nicht alljährlich durch französische Einfälle heimgesucht werden

wollten. Sie fanden im Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, dem Sieger von Szlankamen, einen trefflichen General und Organisator. Es gelang ihm, unterstützt von dem guten Willen der Stände, die Kreistruppen, die ursprünglich an denselben Grundübeln wie die spätere Reichsarmee litten, bald zu einer brauchbaren Truppe zu machen. Freilich waren sie zu schwach, um im Verein mit einigen österreichischen Truppen (einige 20000 Mann alles in allem) entscheidendes zu unternehmen, daher suchten sie sich alljährlich durch Truppen anderer Stände zu verstärken. Hier zeigten sich nun alle Schäden einer Coalitionsarmee aufs deutlichste: alle Jahre mußte lange Zeit um die Unterstützung verhandelt werden, war sie endlich eingerückt, so begannen Streitigkeiten um den Oberbefehl und allerlei Ehrenvorrechte; war hierin Einigkeit erzielt, so konnte der Feldherr doch nicht mit Sicherheit auf die Mitwirkung der ständischen Truppen zählen, da sie meist nur unter gewissen Bedingungen gestellt waren und zu außerordentlichen Unternehmungen erst Befehle vom Landesherrn einholen mußten. Das Kriegsrathhalten, sonst das Kennzeichen einer schwächlichen Kriegführung, wurde so für einen unternehmenden General gradezu zur Pflicht, denn nur im Kriegsrathe konnte er sich der Hülfe aller Bundesgenossen versichern. War dann der Feldzug glücklich beendet, so begann der Hader um die Winterquartiere; die Kreise weigerten sich, fremde Truppen aufzunehmen oder versagten ihnen gar den Durchmarsch; kurz es gab unendliche Frictionen zu überwinden, für den Feldherrn, der überall Rath schaffen sollte, eine Quelle von ewigen, aufreibenden Sorgen. Daß mit dieser Armee der Krieg nur sehr vorsichtig ohne kühne Schläge geführt werden konnte, leuchtet ein. Aber bei allen Mängeln und Gebrechen sind die Feldzüge der Kreisarmee am Oberrhein nicht ruhmlos; sie bewährte sich sogar so, daß Ludwig Wilhelm versuchen konnte, durch einen Zusammenschluß der Kreise ein stehendes Reichsheer zu gründen und so die Wehrverfassung zu reformiren. Einige Erfolge erzielte er wohl, aber nach dem Kriege verfiel sein Werk schnell; allein die Kriegsnoth hatte vorübergehend das Reich zu militärischen Anstrengungen gezwungen, eine dauernde Kräftigung seiner Wehrkraft war ausgeschlossen.

Gegen die Kreisarmee trat nun die ruhmreiche französische in die Schranken. Man sollte erwarten, daß sie, das geübte Heer eines Selbstherrschers, geleitet von einem Willen und kommandirt durch erfahrene Offiziere ohne Mühe der schwerfälligen Armee des Badeners hätte Herr werden können. Der Markgraf widerstand aber nicht nur seinen Gegnern, er drängte sie sogar allmählich immer mehr zurück: in den ersten Jahren des Krieges hatten die Franzosen regelmäßig Schwaben durchzogen und große Kontributionen erhoben, seitdem Ludwig Wilhelm den Widerstand des schwäbischen und fränkischen Kreises organisirt hatte, verloren diese Einfälle stetig an Wirkung; ja der Markgraf überschritt mehrere Male den Rhein, ohne daß die Franzosen es hindern konnten. An Stärke waren die Franzosen den Deutschen meist gewachsen, häufig überlegen, numerische Ueberlegenheit kann die deutschen Erfolge also nicht erklären. Auch politische Gründe können Ludwig XIV. nicht bestimmt haben, am Oberrhein auf

einen entscheidenden Sieg zu verzichten: hätte er die Kreisarmee zersprengt, so waren Schwaben und Franken zur Neutralität gezwungen und die franzosenfreundliche Partei, Münster, Wolfenbüttel und andere Reichsstände, wären zu ihm übergetreten oder ebenfalls neutral geblieben. Nach solchen Erfolgen hätte der König um so stärker auf den anderen Kriegsschauplätzen, in den Niederlanden, Italien und Spanien auftreten können. Die Ursache, daß es ihm nicht gelang, den schwächsten Gegner unschädlich zu machen, liegt in der Schwäche der französischen Königsmacht, die nicht im Stande war, mit einem starken Heere eine dauernde Offensive zu unternehmen. Der französische Staatshaushalt war auf die Fortdauer des Friedens berechnet; es ging nicht an, wie später in Preußen, einen Kriegsschatz zurückzulegen; im Kriege waren die laufenden Mittel bald erschöpft und die außergewöhnlichen Hülfsmittel, wie Verkauf von Aemtern und Domänen, dons gratuits der Geistlichkeit, reichten auch nicht hin die Ausgaben eines großen Krieges zu bestreiten. Daher fehlte es oft der Armee an Sold und Verpflegung, so daß ein weites Vordringen in feindliches Land unmöglich war, zumal die französische Armee an dem Fluch sämmtlicher Heere der alten Monarchie, der Desertion, in hohem Grade litt. Dem Namen nach durch freiwillige Werbung aufgebracht bestand sie zum großen Theile aus gepreßten Franzosen, neben denen zahlreiche Ausländer, namentlich Irländer, dienten. Ueberschritt die Armee den Rhein, so begannen massenhafte Desertionen. In den genau geführten Tagebüchern Ludwig Wilhelms wird fast täglich die Ankunft von Ausreißern erwähnt, während von Deserteuren der deutschen Armee nur sehr selten die Rede ist. Die Erklärung dieser Erscheinung ist einfach: der Krieg war in Frankreich unpopulär und die französischen Soldaten dienten widerwillig, die Fremden fochten nur für Geld und gingen davon, wenn es ausblieb. Die Kreistruppen wußten dagegen, wofür sie sich schlugen; ihnen wurde auch der Sold ziemlich regelmäßig gezahlt und blieb er auch einmal aus, so hatten sie durch den Uebergang zum Feinde kein besseres Loos zu erwarten. Dazu kam, daß die deutschen in einigen ungarischen Husarenregimentern ausgezeichnete leichte Truppen hatten, die beständig den Feind umschwärmend den Franzosen das Desertiren erleichterten, den eignen Truppen erschwerten.

Entscheidende Schläge waren also von beiden Seiten unmöglich, es handelte sich darum, wessen Hülfsmittel sich zuletzt erschöpften. Schon nach wenigen Jahren ermattete Ludwig XIV. und bot, trotzdem er im Felde noch die Oberhand hatte, die Hand zum Frieden; die Verbündeten lehnten ab, in der Hoffnung die französischen Hülfsquellen noch mehr erschöpfen und die französischen Ansprüche reduziren zu können. Im endlichen Frieden mußte zwar Ludwig in manchen Stücken zurückweichen, aber auch die Alliirten hatten ihre sämmtlichen Forderungen, namentlich Rückgabe Straßburgs nicht durchsetzen können. Die absoluten Gegensätze ließen sich, wie Ranke sagt, nicht aufrecht erhalten.

Wie verschieden hiervon in Resultat und Verlauf ist der Krieg, den Preußen im 18. Jahrhundert um seine europäische Stellung auszufechten hatte! Die

äußeren Verhältnisse Frankreichs im 2. Coalitionskriege und Preußens im siebenjährigen sind ungefähr die gleichen: Frankreich das mächtigste und reichste Land Europas stand allein, Preußen ein kleines und an materiellen Hülfsquellen armes Land stand durch auswärtige Subsidien unterstützt einer großen Allianz gegenüber. Der Ausgang der Kriege ist verschieden: Preußen hielt seine Ansprüche aufrecht und ging moralisch ungeheuer verstärkt ohne dauernden materiellen Schaden aus dem siebenjährigen Kriege hervor, Frankreich verlor im Frieden zu Ryswick seine dominirende Machtstellung und seine Finanzen waren zerrüttet. Nicht minder verschieden ist der Verlauf der beiden Kriege: im einen vermeidet der isolirte Staat größere taktische Entscheidungen, der Krieg dreht sich fast ausschließlich um die Belagerung von Festungen oder Blokade von festen Stellungen, im andern ficht er mit einer Kühnheit und Energie, die in den letzten Jahrhunderten nicht gesehen war, für den Gebrauch des entscheidendsten Kriegsmittels, der Schlacht, zeigt er eine gewisse Vorliebe und die größte Meisterschaft in der Anwendung. Der Grund für diese Unterschiede liegt zum Theil in der Verschiedenheit der leitenden Personen, vor allem aber in der ungleichen Macht der Staatsgewalt: der Hohenzollernkönig konnte die Wehr- und Steuerkraft seines kleinen Landes viel intensiver anspannen als der König von Frankreich. In Preußen gab es eine, wenn auch noch beschränkte, Wehrpflicht; hier steuerten alle drei Stände, Adel, Bürger und Bauern, allerdings nicht in gleichem Maßstabe; in Frankreich ruhte die Hauptlast der directen Steuern auf dem ärmsten Theile der Bevölkerung, der Adel und vor allem der reichste Stand, der Klerus, waren ganz von Abgaben befreit, eine Wehrpflicht existirte nicht, endlich war das Beamtenthum nicht so intact und nicht so straff organisirt wie das preußische. G. R.

Literarisches.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Frankfurt. Rütten und Loening. 1892.

Der diesjährige dreizehnte Band des aus dem Weimarer Archiv seine beste Kraft schöpfenden Jahrbuchs ist wiederum reich an interessanten bisher unbekannten Originalquellen. Der kurze Aufsatz über Einführung der deutschen Sprache in Polen, der sowohl durch die zweite oder dritte polnische Theilung als auch durch Goethe's Reise nach Galizien 1790 veranlaßt sein könnte, ist von gleich großem Interesse für Goethe als Patrioten, Menschenkenner und Bühnentechniker; das Theater spielt darin die Hauptrolle. Die Briefe von Barbara Schultheß, Lilly von Türckheim und Charlotte von Kalb führen uns einige der interessantesten Frauengestalten aus Goethe's Kreise vor; und auch einige Erwiderungen aus seiner Feder reihen sich an. Die Unwiderstehlichkeit, der unauslöschliche Eindruck seines Wesens auf weibliche Gemüther tritt in verschiedenartigen Beispielen hervor, die alle darin sich ähnlich sind, daß sie auf

ein früheres wärmeres Verhältniß aus einem nur vom Abglanz noch belebten zurückblicken lassen. Ueber die Correspondenz mit Bäbe hat Suphan einen feinsinnigen Aufsatz hinzugefügt, in welchem er die von der Freundin beklagte Kühle des Verkehrs bei dem Wiedersehen von 1797 und den anscheinend dann erfolgten Abbruch zu erklären sucht. Im Ganzen mit der Beurtheilung von Goethe's Person und Motiven durchaus einverstanden, möchte ich doch zu dem von Suphan aus dem Verhältniß zu Christiane Vulpius entnommenen Erklärungsgrunde noch den hinzufügen, der in dem nüchternen, auf empirische Beobachtung und kritische Beurtheilung gerichteten Sinn des damaligen Goethe liegt. Dem verfeinerten Gefühlsleben war diese besonders durch das Naturstudium genährte Sinnesart nicht günstig. Gerade bei Antritt der Schweizerreise von 97 schrieb Goethe an Schiller, für einen Reisenden gezieme sich ein skeptischer Realismus; sein Tagebuch zeigt die rein sachliche trockene Betrachtung aller Zustände und Vorkommnisse, deren Ergebnisse er in vorbereitete Schemata einordnete; Karl August spottete über die Steifheit seiner Briefe, die wahrhafte Relationen seien; alles das paßte wenig zu den Erwartungen einer nach langer Trennung freien gemüthvollen Austausch ersehnenden Frauenseele.

Unter den selbstständigen Aufsätzen sei hier zunächst der von Otto Pniower genannt, über „Faust und das Hohe Lied", der die große Einwirkung, die Goethe's Bibelkenntniß auf seine Dichtung übte, an einem neuen Beispiel erkennen läßt und wo daneben noch für das schwer zu deutende Gedicht „So ist der Held" ein hübscher Ertrag abfällt; ferner die das ganze einschlägige Material umfassende Studie von Bardeleben „Goethe als Anatom". Professor von Bardeleben, der die zoologischen und vergleichend anatomischen Werke Goethe's für die Weimarer Ausgabe bearbeitet, hat wichtige Funde im Archiv gethan, über die er hier Rechenschaft giebt und nach sachmännischer Prüfung höchst anerkennend urtheilt. Wie in Sachen der Botanik durch Steiner, so wird hier durch Bardeleben erst die ganze Bedeutung der blos fragmentarisch niedergeschriebenen Arbeiten Goethe's zu Tage kommen. In den allgemeinen Folgerungen, die der Beurtheiler gewinnt, ist es mir als Bestätigung eigener längst gehegter und ausgesprochener Meinung besonders erfreulich, wenn er sagt: „Goethe spricht nirgends von einer „Abstammung", einer wirklichen Blutsverwandtschaft der Thiere unter einander oder zwischen den Thieren und dem Menschen", und dem gegenüber betont, daß Goethe eine „innere Verwandtschaft der Formen", welche nicht auf Anpassung und Vererbung, sondern lediglich „auf inneren Gesetzen" beruht, im Sinne gehabt habe. Die Bibliographie hat diesmal wegen Raummangels unvollständig bleiben müssen; so beklagenswerth dies ist, so kann man, wenn eine zwingende Grenze einmal gegeben war, es doch nur billigen, daß dem sachlichen Theil des Jahrbuchs der Vorzug vor dem registrirenden gegeben wurde, und muß dem Herrn Herausgeber für die Selbstlosigkeit, mit der er eine umfangreiche und mühevolle Arbeit aufopferte, alle Anerkennung zollen.

Unter den neuen Bänden der durch den Setzerstrike des letzten Winters im

Fortschreiten aufgehaltenen Weimarer Goethe-Ausgabe machen wir besonders auf den neunten aufmerksam, der neben vielem anderen Dramatischen die Theaterbearbeitung von „Romeo und Julia" enthält. Bisher nur in einem wenig bekannten Einzeldruck vorhanden, ist sie nun zum ersten Mal vollständig in die Werke Goethe's aufgenommen, und eines der interessantesten Denkmale von Goethe's dramatischen und bühnentechnischen Prinzipien liegt damit dem allgemeinen Urtheil vor. Die durch Tieck so leidenschaftlich verurtheilte Bearbeitung hat jedenfalls das Verdienst großer Consequenz und bestimmter wohldurchdachter Gesichtspunkte; sie ist nicht auf das Effektbedürfniß der großen Masse zugeschnitten, sondern aus dem dichterischen Geist eines mitschaffenden Künstlers entsprungen. Zu irgend welchen Vorwürfen gegen den Dichter giebt sie jedenfalls keinen Anlaß; sie wirthschaftet mit dem Shakespeare'schen Text nicht eigenmächtiger als Goethe selbst Schiller mit seinem Egmont schalten ließ; — moderner theatralischer Bearbeitungen Dingelstedts oder Bulthaupts nicht zu gedenken!

Von Goethe's Theaterleitung hat der sechste Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft eine lebendige Darstellung und Würdigung von Julius Wahle gebracht, die sich auf zahlreiche neugefundene Dokumente gründet. Möge die Zahl der Mitglieder, denen diese inhaltreichen Publikationen zugehen, fort und fort sich vergrößern!

Ein altberühmtes Werk deutscher Wissenschaft und deutschen nationalen Sinnes liegt nach siebenundzwanzig Jahren wieder in neuer Auflage vor.

Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin 1891. Nicolaische Verlagsbuchhandlung.

Die neue (dritte) Ausgabe ist von Herman Grimm in pietätvollem Sinne besorgt worden. Von dem Wunsche beseelt, die Sammlung „als Lesebuch dem Volke darzubieten", hat er die Quellenverweise und die Zusätze, welche der Nachlaß der Brüder dazu bot, in das ausführliche Inhaltsverzeichniß am Schlusse verwiesen, und so den Text völlig rein und lesbar dem Auge geschenkt. Das Maß, in dem diese „Deutschen Sagen" in Haus und Familie Eingang finden werden, wird ein Prüfstein dafür sein, inwieweit der Patriotismus und das Staatsgefühl des heutigen Deutschen noch den historisch-nationalen Charakter trägt, der ihm in der Zeit nach den Befreiungskriegen in so hohem Grade eigen war. O. H.

Das Leben der Prinzessin Charlotte Amelie de la Tremoille, Gräfin von Aldenburg 1652—1732. Erzählt von ihr selbst; eingeleitet, übersetzt und erläutert von Dr. Reinhold Mosen. Mit Bildniß. Oldenburg und Leipzig 1892. XIV und 400 S. 8°.

Die deutsche Vergangenheit ist im Vergleich zu der Englands und Frankreichs arm an Memoirenliteratur. Es ist das ein Umstand, der sich schon auf

dem Gebiete der allgemeinen Geschichte, noch mehr aber auf dem der Kulturgeschichte schmerzlich fühlbar macht. Aktenstücke vermögen nie die Aufzeichnungen von Augen- und Ohrenzeugen der Ereignisse zu ersetzen. Nie tritt die geistige Atmosphäre eines Zeitalters dem Leser so lebendig und verständlich vor Augen, wie bei der Lectüre der Tagebücher und Denkwürdigkeiten von Zeitgenossen. Der Laie, welcher die von Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit zusammengetragenen Memoirenbruchstücke liest, bekommt eine klarere und lebhaftere Anschauung von dem Treiben der vergangenen Zeit, als wenn er alle kulturgeschichtlichen Werke durcharbeitet. — Je spärlicher dieser Zweig der Literatur in Deutschland ist, um so mehr muß man darauf bedacht sein, alles Vorhandene zu retten und zu verwerthen. Herr Mosen, der Sohn des bekannten Dichters, welcher zur Zeit als Oberbibliothekar in Oldenburg lebt, hat sich daher ein Verdienst erworben, als er die ganz vergessenen Denkwürdigkeiten der Stammmutter des oldenburgischen Hauses in der hier genannten Publikation der Wissenschaft wie dem großen Publikum zugänglich machte. Es existirt allerdings schon seit 1876 eine französische Ausgabe dieser Memoiren von Barthelemy, aber dieselben sind darin willkürlich verstümmelt worden, beruhen auch nicht auf der Originalhandschrift und entbehren überdies der nothwendigen biographischen und sonstigen Erläuterungen. Herr Mosen verdankte die Entdeckung der Originalhandschrift einem glücklichen Zufalle. Bei der Lectüre des Bechsteinschen Romanes „Der Dunkelgraf“ stieß er auf eine Schilderung eines Manuskriptes der Prinzessin von Tremoille, die so detaillirt war, daß er den Schluß machte, der Dichter müßte es vor Augen gehabt haben. Eine Anfrage beim Sohne des verstorbenen Dichters bestätigte die Richtigkeit der Vermuthung. Bechstein besaß in der That die Handschrift, welche wahrscheinlich aus dem Nachlaß der Gräfin Charlotte Sophie von Bentinck einst nach Meiningen gekommen war. Eine nähere Prüfung des jetzt in der Großherzoglichen Bibliothek zu Oldenburg befindlichen Werkes ergab, daß es theilweise von der Verfasserin selbst niedergeschrieben, theils von ihr diktirt worden war. Um die Denkwürdigkeiten verständlich und genießbar zu machen, bedurfte es allerdings noch umfangreicher archivalischer Forschungen und Reisen.

Die Prinzessin von Tremoille war, wie ihr Name schon besagt, keine Deutsche. Sie entstammt einem berühmten französischen Adelsgeschlecht, aber durch ihre Heirath mit dem Grafen Anton von Oldenburg, welchem sie den Gründer des jetzigen oldenburgischen Hauses gebar, wurde sie eine deutsche Fürstin. Allerdings ist ihr fester Wohnsitz in Folge mißlicher Familienverhältnisse nicht lange auf deutschem Boden gewesen, doch blieb sie eng in die nordwestdeutschen Verhältnisse verwickelt und hat oft genug verschiedene deutsche Staaten, mit deren Herrschern sie überdies mütterlicherseits verwandt war, besucht. Am anschaulichsten geschrieben ist der erste Theil der Memoiren, wo die Prinzessin ihre Jugend, die sie in Thouars bei ihren streng reformirten Großeltern verlebte, schildert. Ihr Vater diente damals als Gouverneur von Hertogenbosch

den Generalstaaten und hielt standhaft trotz vieler Anfechtungen zum Protestantismus. 1670 kehrte er nach Frankreich zurück, wurde Katholik und wollte auch seine Kinder dazu zwingen. Seine Tochter Charlotte aber widerstand und ging gegen sein'en Willen als Hofdame zu ihrer Verwandten, der Königin von Dänemark. Hier verliebte sich der damals allmächtige dänische Minister Graf Griffenfeld in sie, erfuhr aber eine Abweisung. Sie reichte 1680 ihre Hand dem bejahrten Grafen Anton von Aldenburg, welcher vielfach als Vertreter Dänemarks thätig war. Schon nach wenigen Monaten aber starb ihr Gatte. Die Männer der Töchter erster Ehe desselben versuchten Sie zu verdrängen und als es sich zeigte, daß sie guter Hoffnung war, den Sohn seines Erbes zu berauben. Mit Hülfe des dänischen Königs quälten sie die arme Frau solange, bis sie heimlich nach Holland floh, wo ihr ein kleines Besitzthum gehörte. Es gelang ihr, durch persönliche Vorstellungen beim Kaiserhof in Wien sich gegen ihre Feinde zu behaupten und ihrem Sohn den Besitz des Vaters zu retten. Hochbetagt starb sie in Utrecht. Ihre Denkwürdigkeiten hat sie aufgezeichnet erstens, um ihren Sohn in seinem Glauben zu stärken, zweitens um ihm im Falle ihres vorzeitigen Todes die Materialien zum Kampf gegen seine Feinde zu liefern. Leider sind dieselben infolge dessen nicht vollständig und nicht so ins Einzelne gehend, wie man wünschen möchte. Nichts destoweniger enthalten sie sehr viel des Interessanten und öffnen ganz eigenartige Blicke auf das Leben und Treiben jener Zeit. Ch.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Seyerlen. Friedrich Rohmer's Leben und wissenschaftl. Entwicklungsgang. Entworfen von Dr. J. C. Bluntschli, bearbeitet und ergänzt von Dr. R. Seyerlen. 2 Bde. München, C. H. Beck.

Schmidt. Ernst von Bandel. Ein deutscher Mann und Künstler. Von Dr. H. Schmidt. Hannover, Carl Meyer.

Schmölder. Die körperliche Züchtigung als richterliches Strafmittel und Disziplinarmittel in Strafanstalten. Von Schmölder. Düsseldorf, L. Voß & Cie.

Wilhelm II. Romantiker oder Socialist? Zürich, Verlagsmagazin.

Wittich. Dietrich von Falkenberg, Oberst und Hofmarschall Gustav Adolfs. Ein Beitrag zur Gesch. d. 30jähr. Krieges. Von K. Wittich. Magdeburg, Schaefer.

Bahlsen. Der französische Sprachunterricht im neuen Kurs. Von Dr. B. Bahlsen. Berlin, R. Gaertner's Verlag.

Bismarck. Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Histor.-krit. Gesammt-Ausgabe besorgt von Horst Kohl. I. 1847—1852. Stuttgart, Cotta'sche Buchh. Nachf.

Busse. In junger Sonne. Novellen u. Skizzen. Von C. Busse. München, Handelsdruckerei M. Poessl.

v. Carstenn. Offener Brief an die Mitglieder des Reichstags u. preuß. Landtags über meine Schenkung an den Staat. Von von Carstenn-Lichterfelde.

Falkenheim. Kuno Fischer und die litterarhistorische Methode. Von Hugo Dr. phil. Falkenheim. Berlin, Speyer u. Peters. 1892. Pr. 1,50.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Neunundsechzigster Band.

Sechstes Heft.

Juni 1892.

Inhalt:

Man abonnirt halbjährlich für 9 Mark bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Einzelne Hefte sind für 1 Mark 80 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Berlin, 1892.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Ausgegeben den 1. Juni 1892.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben wurde vollständig:

Handwörterbuch
der
Staatswissenschaften.

Herausgegeben
von

Dr. J. Conrad,
Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S.,

Dr. W. Lexis,
Professor der Staatswissenschaften zu Göttingen

Dr. L. Elster,
Professor der Staatswissenschaften zu Breslau.

Dr. Edg. Loening,
Professor der Rechte zu Halle a. S.

Dritter Band.

Edelmetalle — Gewerkschaft.

Preis: broch. 18 Mark, gebunden 20 Mark.

Preis der ersten beiden Bände: broch. 36 Mark, geb. 40 Mark.

Das „Handwörterbuch" erscheint in **Lieferungen** von mindestens 11 Bogen, die Lieferung zum Preise von 3 Mark, oder in **6 Bänden,** und soll bis zum Ende des Jahres 1892 fertig vorliegen. Der Preis des ganzen Werkes wird 100 Mark nicht übersteigen.

☛ Ausführliche Probehefte und Prospekte sind unentgeltlich durch jede Buchhandlung Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. ☚

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (O. Beck) in München.

Soeben ist erschienen:

Auf dem Kriegspfad gegen die Massai.
Eine Frühlingsfahrt nach Deutsch-Ostafrika
von
Friedrich Kallenberg.

Mit 1 Titelfarbendruck, 8 Tondruck-Bildern und 77 Textabbildungen
nach dem Skizzenbuch des Verfassers,
nebst einer Karte der Pangani-Kilimandscharo-Route.

14 Bogen. Gr. 8°. Eleg. geh. 4 M. 80 Pf. Eleg. gebd. 6 M.

Hochinteressante Afrika-Novität, deren Verfasser an der durch **Major von Wissmann** im Frühjahr 1891 gegen die Massai entsendeten Kriegsfahrt thätigen Anteil nahm; von den Einzelheiten derselben wird in diesem Buche zum erstenmale Bericht erstattet. Auch außerdem enthält das Buch viel Neues und ist wie kaum ein anderes bis jetzt erschienenes Werk über Deutsch-Ostafrika geeignet, über Landschaft, Volk und Wirtschaftsverhältnisse desselben zu orientieren und das Interesse für den deutschen Kolonialbesitz auch in weiteren Kreisen lebendig zu erhalten.

In **August Neumanns Verlag, Fr. Lucas** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Athenerstaat.
Eine aristotelische Schrift.
Deutsch
von
Martin Erdmann.
Mit Einleitung und Anmerkungen.
gr. 8°. 118 S. Preis 1 M. 60 Pf.